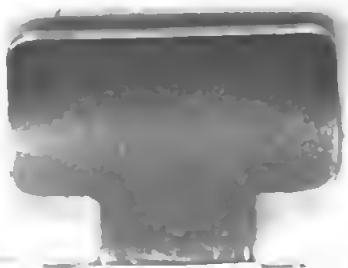
Per. 6h 4°
(1870

Blätter



Digitized by Google

14

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Samstag, 1. Januar. 1870.

Neujahrsgedanken.

Welch ein Bruchtheil heut' ist wohl zu nennen
Von dem Raum, den „Ewigkeit" man heißt,
Seit die ersten Weltenlichter brennen
Und die Erde um die Sonne kreist?! — —
Alles Wissen findet hier die Grenzen,
Und kein Geist der Sterblichen ermißt,
Seit wie lange wohl die Sterne glänzen,
Und wie alt der Bau der Schöpfung ist!

Wieder steigt nun auf aus grauen Tiefen,
Dicht verschleiert uns, ein junges Jahr;
Wa var Urzeit dessen Brüder schliefen,
Als das Weltall noch im Werden war.
Wird's im Lauf wahl friedlich sich entfalten,
Reichlich spenden, was die Völker nährt?
Wird es schmücken der Geschichte Spalten,
Daß die Welt noch spät die Jahrzahl ehrt?!

Ja, wir haffen, daß es bringen möchte,
Was der Erde Nationen fehlt:
Eintracht allem menschlichen Geschlechte,
Welchen Glauben auch ein Volk erwählt!
Daß sich fester knüpfen stets die Bande
Der gesammten Generation,
Freund sich heißt, was früher Feind sich nannte,
Herzlich grüßet jeder Erdensohn!

Ja, wir wünschen, daß der Haß entschwinde
Immer mehr in diesem neuen Jahr;
Daß Vernunft stets ihre Achtung finde,
Die den Geist erleuchtet rein und klar!
Daß in jedem Hause Liebe wohne,
Die das Irdische zum Himmel macht;
Reicher Frieden in der Seele throne,
Jedes Herz in heil'ger Wonne lacht!

Mögen sie, die wen'gen Augenblicke
Unsrer Gegenwart, stets heiter sein!
Statt der oftmals mürrischen Geschicke
Kehre Freude allenthalben ein!
Jeder zarte, inn're Wunsch, er werde
Durch der Götter Gnade treulich wahr;
Und — was sehnend längst ein Herz entbehrte,
Spende lieblich ihm das neue Jahr!

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Die Mittagsstunde ist vorüber. Wir befinden uns in einem kleinen, dunkeln Vorzimmer, das auf einen Hofraum geht und seiner grünen Gardinen und des einzigen Fensters wegen, das es erhellt, noch düsterer erscheint. Ein Diener, dem die Gesundheit und das Leben aus den Augen lacht, steht, in eine eben nicht sehr elegante Livree gehüllt, vor einem braun angestrichenen Tisch, auf dem eine Sprietmaschine und eine „sich selbst brauende" Kaffeekanne kocht. Vergebens harrt Jean auf den Augenblick, wo das Innere sich, wie er sagte, umstülpen und die Lampe ausgehen wird. Ungeduldig harrt er, brummt über die neuen Erfindungen, die weder Kopf noch Fuß haben, und wendet sich erstaunt um, als ein in glänzenden, blau und silberschimmernden Farben gekleideter Bedienter ihm freundlich auf die Schulter klopft.

„Was blickst Du so komisch ernsthaft in den Kaffeesatz, als wolltest Du wie in der Sylvesternacht Dein Geschick daraus lesen?" fragt August, der Eingetretene, indem er sich nachlässig, den Livreehut mit der bunten Kokarde auf dem Kopf, auf einen Stuhl wirft.

„Bist Du's, August?" seufzte Jean. „Erklär' mir doch um Gotteswillen von der Kaffeetrichterei hier den Mechanikusmus, oder wie heißt das verdammte Wort hier in der Beschreibung?"

215 A

„Deine Kaffeekanne," sagte der elegante Bediente, „ist noch gar nichts gegen die der Fräulein Alma genommen, die wir aus Paris gekriegt haben. Kannst Du Dir denken, die besteht aus zwei Glaskugeln, wo der Kaffee erst in der einen kochen und dann in die andere steigen muß und endlich kommt er ganz trübe und verwildert in die Tassen. Aber freilich, das Dings kostet Geld und ist aus Paris, und darum ist's auch eine wunderschöne Erfindung."

Jean lachte vor Aerger und Beide kamen überein, daß die ehrlichen einfachen Filtrirmaschinen von Blech oder Messing, wo man oben das Wasser auf den Satz gießt, und es sich unten als klarer, duftender Kaffee zeigt, die probatesten seien.

„Das beweise unser Einer einmal den verwöhnten Herrschaften," eiferte Jean. „Käme ich meinem Herrn mit einem Flanellsack oder einem Stück Löschpapier für seinen Kaffee, er jagte mich aus dem Dienste. Und was hat er, ich frage Dich, August, was hat er von den verschrobenen Kaffeemaschinen, die in jenem Schranke aufmarschirt stehen und zusammen ein Kapital kosten? Immer fehlt es an etwas. Bald ist der Trank zu stark, bald zu schwach; bald vermengt er sich gar nicht mit den Bohnen und bleibt Wasser, bald ist er Tinte, mit der man recht schön schreiben könnte."

Indem stülpte die kochende Maschine unter Brodeln um. Jean schrack zusammen, nahm eine Tasse, öffnete den Hahn, und als der Kaffee klar und duftend herausfloß, sagte er schmunzelnd: „Sieh' mal einer an, da hab' ich ja ohne Wissen und Willen Kaffee gemacht!"

Nach einer Verwunderungspause fragte August: „Ist denn die Kaffeegeschichte für den Fremden?"

„Was für 'nen Fremden?" rief Jean ganz verdutzt.

„Nun, für den guten Freund Deines Herrn, den dieser erwartet. Ist er schon drinnen?"

„Wohin weißt Du denn, daß der Baron einen guten Freund zum Kaffee erwartet?" fragte Jean erstaunt.

„Deßwegen eben bin ich hier," sagte August geschmeichelt. „Ich habe einen Brief von Fräulein Alma, den ich, wenn der gute Freund da sein wird, selbst hineintragen und Deinem Herrn übergeben werde."

„Selbst?" fragte Jean. „Wie so, selbst? Das ist gegen die Ordnung, das darf nicht sein."

„Heute soll's aber so sein," brummte August verdrießlich. „Ich soll den Brief selbst hineintragen, weil ich betrachten, den guten Freund sprechen hören, ihn Kaffee trinken sehen muß. Ich habe geheime Aufträge."

„Na," sagte Jean, „das Fräulein hat doch immer ihre eigenen Schnurren, das nenne ich neugierig sein." —

Es schellte im herrschaftlichen Zimmer. Jean eilte zu dem Baron Walling, seinem Herrn. Er traf ihn im Zimmer auf- und abgehend, einen kleinen Tisch vor dem Sopha mit einer Decke drappirend, eine Kiste mit Cigarren, einen schön gearbeiteten antiken Aschenbecher, einen Handleuchter und Fidibus darauf stellend. Eine der Divanecken hatte Walling mit gestickten Polstern behaglicher einzurichten gesucht; auch den Schreibtisch, der am Fenster stand, aufgeräumt, die Papiere in Paketen geordnet und die Folianten und Quartbände nach dem Formate gestellt.

„Ich begreife nicht," sagte er jetzt zu Jean gewandt, „wo Herr von Brinkmann bleibt. Du hast ihm doch den Auftrag ausgerichtet?"

„Ich habe den Herrn von Brinkmann auf punkt fünf Uhr zum Kaffee eingeladen. Er ißt um zwei Uhr und dann wollte er . . ." sagte Jean. Indem klingelte es. „Da kommt er!" rief er und war zur Thüre hinaus.

Walling hob erwartungsvoll den Kopf in die Höhe. Es schien ihm eine große Freude, Brinkmann, den er seit Jahren kannte, bei sich zu sehen. Seine Ankunft in der Stadt, die Walling seither bewohnte, die Aussicht, des Freundes Umgang nun täglich zu genießen, mit ihm die Erlebnisse des Augenblicks zu besprechen, vielleicht angeregt und belehrt zu werden, war ihm um so angenehmer, als er zu den empfänglichen Naturen gehörte, sanft und entsagend war, sich gern anlehnte und in Brinkmann längst eine geistige Autorität erkannt und, zur Ehre seines Herzens sei es gesagt, geliebt hatte. Es war überhaupt der hervorstechende Zug seines Charakters, Andere hervorzuheben, ihnen sich unterzuordnen. Das Gefühl verletzlicher Eitelkeit war ihm fremd, fremd das Haschen nach Effekt. Sein Wesen war einfach, ohne Widerspruchssucht und Hochmuth, leidenschaftslos. Diese milde Gesinnungsart war es, die ihn zum vortragenden Rath beim Fürsten von der Recknitz, den durchlauchtigen Lenker des Staates, gemacht hatte. Seine Stellung war angenehm. Der Fürst behandelte ihn mit Auszeichnung, hörte ihn gern und vertraute dem Wohlwollen, das Walling überall an den Tag legte. Seine verschlossene Miene bürgte ohnedies für die so nothwendige Ver-

schwiegenheit im Dienste und gewährte ihm das Einsehen in so manche Geschäftsverzweigung, die sonst dem Untergeordneten verborgen bleibt. Hatte ihn der Fürst von Anfange mit scharfen, lauernden Blicken betrachtet, so mußte er bald eingestehen, hier war er, inmitten des Weltgewirres, einem Charakter mit weiblichen Elementen von Hingebung und Selbstlosigkeit begegnet. Das erfreute ihn. „In dem wohnt Thatkraft," sagte der Fürst zu seiner Umgebung. „Der hat Alles, um ein guter Staatsdiener zu werden; er hat ernste Studien gemacht, verschwendet seine Ideen nicht an unnütz grübelnde Träumereien und behält das praktische Ziel, die Carriere, im Auge." Walling machte sich wirklich nützlich, ergriff das Leben heiter, arbeitete viel und erwartete jetzt eben Brinkmann, der von seinen vieljährigen Reisen anlangen und ihm eine neue Anregung seines Lebens werden sollte.

Brinkmann war rasch an dem Bedienstete August vorübergeschossen. „Der hat Eile," bemerkte dieser, und zog die Uhr pedantisch heraus, zählte die Minuten, griff den Brief seines Fräuleins aus der Tasche, sagte zu Jean: „Nach zehn Minuten trete ich zu Deinem Herrn, überreiche ihm den Brief und befehe nur erdenklich das Wunder." Die zehn Minuten verflossen — er trug den Brief hinein.

In wenig Sekunden war er schon wieder draußen bei Jean. „Nun, was hast Du bemerkt, was wirst Du dem Fräulein berichten?" fragte dieser gespannt.

„Dieser gute Freund ist sehr sonderbar," sagte er. „Glaubst Du, daß er mich nur angesehen hätte, mich, der doch die eleganteste Livree der Stadt trägt? Die beiden Herren saßen neben einander, vertieft in Kuchen, Kaffee, Cigarren und Gespräch. Der Brinkmann blies eine furchtbare Wolke von sich, so daß ich erst gar nicht attrapiren konnte, ob er blond oder braun sei. Er ist jedoch so zu sagen blond, auch groß, auch besitzt er einen Schnurr- und dito Backenbart, trägt eine blaue Halsbinde, einen braunen Jagdrock mit einer Reihe Knöpfe . . ."

„Das Alles will Dein Fräulein wissen?" unterbrach ihn Jean.

„Da kennst Du sie nicht," versetzte August. „Hätt' ich nur gesehen, ob er stumpfe oder spitze Stiefeln trägt!"

Mit dem Bedauern, daß ihm zu seiner Personalbeschreibung dieser wesentliche Punkt fehlte, ging er endlich und klinkte dabei, um sich seine weißen Handschuhe nicht zu verderben, die Thür mit dem Schooß seiner Livree auf. Jean wurde nach innen gerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Das neue Blatt.) Im Verlag von A. H. Payne in Leipzig erscheint ein neues illustrirtes Familienjournal unter dem eben genannten Titel: „Das neue Blatt". Der als Schriftsteller bekannte und beliebte Paul Lindau besorgt die Redaktion. Wöchentlich erscheint eine Nummer für — 1 Sgr.; vierteljähriger Abonnementspreis 45 kr. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll. Der „Vorrede" entnehmen wir folgende Stellen:

Ein neues Blatt? Was will das Blatt,
Dies „Neue Blatt" noch heute,
Wo überdrüssig und übersatt
Vom vielen Lesen die Leute?

Das „Neue Blatt", das heraus sich wagt
Im stürmischen Herbsteswetter,
Es ist kein Blatt, das zittert und zagt,
Wie andere herbstliche Blätter.

Es kommt nicht, wie so mancher Schelm,
Mit heuchlerischen Mienen,
Und sagt, es wolle nicht dem Helm
Und nicht dem Schwarzrock dienen.

Es klopft an Eure Thüren frei
In blühendem Jugendmuthe
Und bietet in lustigem Allerlei
Das Echte, das Schöne, das Gute.

Und ohne Furcht erklärt es Krieg
Der Lüge und dem Schlechten
Und wirbt um nichts, als um den Sieg
Des Schönen, des Guten und Echten.

„Das neue Blatt" wird sich gewiß sehr rasch Gönner und Freunde erwerben und bei Jung und Alt ein willkommener Gast werden. Für jeden, dem die erste Nummer zu Gesicht kommt, bedarf es gar keiner Empfehlung. Dieselbe enthält: Auf den Brettern, Novelle von B. Schöler. Wer ist Lloyd? von Julius Rodenberg. Ueber Einladungen, von Brachvogel. Der letzte Auerhahn am Birkenberge, von Ludwig Beckmann. An der Wiege, von Emil Ritterhaus. Alimek und der Derwisch, von Ferdinand Kürnberger. Bei Fritz Reuter zu Gast, von Paul Lindau. Michels Briefe an eine deutsche Frau in Deutschland ꝛc. ꝛc.

Bei den letzten Assisen von Kentuckt erschien ein Individuum unter der Anklage des Mordes vor dem Gerichtshofe. Sein Vertheidiger war Herr Marsh, der berühmteste Advokat der ganzen Gegend. Er führte die Sache seines Klienten mit außerordentlicher Geschicklichkeit, aber trotz seiner Beredtsamkeit nnd der Bemühungen, die Aussagen der Belastungszeugen zu entkräften, erlangte er von den Geschwornen nur ein Verdikt, das bezüglich aller Fragen auf Schuldig lautete. — Da sprang Mr. Marsh in der höchsten Entrüstung van seinem Sitze auf und rief: — Durch salch' ein Verdikt wurde auch einst Jesus Christus seinen Henkern überliefert. — Als der Richter diese ungebührlichen Worte vernommen, sagte er mit indignirtem Tone: — „Greffier, registriren Sie eine Buße von 10 Dallars gegen Mr. Marsh." — Das ist ja ganz was Neues, erwiederte der geistvolle Advokat, meines Wissens ist dies wahl das Erstemal, daß ein Christenmensch zur Buße verurtheilt wird, weil er von Pantius Pilatus Böses gesagt! — „Registriren Sie abermals eine Buße van 20 Dollars gegen Mr. Marsh." — Nun wendete sich der Letztere zum Präsidenten und richtet mit so viel Ernste als er für die Situation aufbringen konnte, an ihn das Wort: „Wenn es Ew. Ehren Belieben so ist, so unterwerfe ich mich, wie jeder gute Bürger thun muß, dem Befehle des Gerichtes; aber da ich in diesem Augenblicke diese dreißig Dollars nicht bei mir habe, so sehe ich mich genöthigt, sie mir van einem Freunde zu borgen. Da ich nun hier in der ganzen Versammlung Niemanden sehe, der mir seit so langer Zeit und so unablässig Zeichen von Vertrauen und Freundschaft gegeben, als Sie, Herr Präsident, so stehe ich gar nicht an, Sie zu bitten, Sie möchten mir diesen kleinen Dienst erweisen, damit ich dem Greffier die Bußen, zu welchen mich Ew. Ehren verurtheilt haben, gleich zustellen kann." — Auf diese Zumuthung war der Präsident nicht gefaßt. Endlich, nachdem er abwechselnd Mr. Marsh und den Greffier angesehen, sagte er zu dem Letzteren mit unbeschreiblichem Ausdruck: — „Die Bußen, welche der Gerichtshof für angemessen erachtet hat, dem Mr. Marsh aufzuerlegen, werden niedergeschlagen! Der Staat kann diesen Verlust von 30 Dollars eher ertragen als ich."

Ueberall hört man klagen, daß van rohen Buben Thiere gequält, Vögel weggefangen, Vogelnester zerstört, Bäume beschädigt werden. Solche Klagen haben einen Lehrer in der preuß. Provinz Hessen schon vor längerer Zeit auf den Gedanken geführt, unter seinen Schülern einen Verein zum Schutz der Thier- und Pflanzenwelt zu bilden, und die Einrichtung hat sich trefflich bewährt. Die Kinder haben im Sommer bereits viele Tausende von Kohlweißlingen gefangen. und unzählige Raupennester zerstört und die Maikäfer scheffelweise zusammengebracht und getödtet. Nützliche Thiere hegen sie, beschützen die Vögel und ihre Nester auf das eifrigste und sorgen auch für jene im Winter, indem sie Futter ausstreuen. Die Gemeinde hat ausgedehnte Obstpflanzungen angelegt; diese stehen unter dem Schutz der Schuljugend. Jedem Schulknaben hat der Lehrer eine Anzahl der jungen Obstbäume zur Beaufsichtigung und Pflege zugewiesen. Die Kinder haben ihre Bäume ordentlich lieb gewonnen, und wehe dem, der einen Baum muthwillig beschädigen wollte! Belohnungen werden nicht verabfolgt; in dem Gefühl, für das allgemeine Beste zu wirken, finden diese Kinder ihre Belohnung. Gewiß verdient diese Einrichtung recht vielfache Nachahmung.

Viersylbige Charade.

1 und 2.
Du brauchst mich oft bei heiterm Spiel,
Doch auch im ernsten Streite,
Und schick'st mich immer fort von dir,
Bleib' dir nie lang zur Seite;
Doch kehr' ich niemals in dir ein
Auf längeres Verweilen,
Wirst weder du zu heiterm Spiel
Noch auch zum Kampfe eilen. —

3 und 4.
Was in den beiden Letzten wohnt,
Wirst du nicht leicht ergründen;
Nur wenn du mir den Hut abnimmst,
Wirst du den Inhalt finden. —

Das Ganze.
Wenn die beiden ersten Silben in den beiden Letzten sind.
Ist's dem Manne Waff' und Spielwerk,
Niemals doch für Frau und Kind. —

* Scherzfrage. Welcher Fuß kann nicht zum Laufen benutzt werden?
Antw. Der Quadratfuß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2. Dienstag, 4. Januar 1870.

Des Scherenschleifers Neujahrslied.

Als noch ein Jüngling mit lockigem Haar,
Mit Rad und Gläschen und Hund,
Ich meinen schleifenden Lauf begann
Auf diesem drolligten Rund,
War Alles ganz anders wie heut':
Man hatte noch nicht systematisch durch Schwindel und Dampf
Auf den Kopf gestellt
Die alte Welt;
Und Vieles darin war gescheut.

Mit andern löblichen Sitten war
Zum Beispiel auch diese Gebrauch:
Man wünschte Glück in dem neuen Jahr
Sich selber und Andern auch.
Jetzt wünscht man zwar immer, wie vor;
Nur wünscht man beständig sich selber, und leise,
Woran's gebricht,
Und Andern nicht;
Ich ziehe das alte noch vor.

Das Glas gefüllt in der rechten Hand
Und hier in der linken den Hut,
(Das erstere gibt mir zum Wunsch Verstand,
Der letzte zum Wünschen den Muth)
Gefertigt von Einem der's kann.
Nun bring' ich den Freunden und Feinden und Allen
Bei diesem Punsch
Den Neujahrswunsch
Als unparteiischer Mann.

Zuerst dann wünsch' ich der neuen Welt
Der alten sittsame Scheu,
Und weil nicht leicht auf den Kopf gestellt,
Man bleibt der Anständigkeit treu, —
So wünsch' ich, daß bald überall
Was oben ist — unten, und unten ist — oben
Das Neujahr kehr';
Auch hoff' ich sehr
Gar bald zu erleben den Fall.

Ich wünsche zweitens (und wenn's gelingt,
Anbind' ich gern einen Zopf)
Der großen Nation, die gern Alles verschlingt,
Gekrönt einen lichteren Kopf;
Und gäbe denn Gott ihm ein Herz
Und machte, daß erblich der Kopf und das Herz
Wie die Krone sei;
Vereint die drei
Das gäbe ein prächtiger Scherz!

Ich wünsche daneben dem lieben Paris
Was immer noch Vielen ist Noth,
Um ganz sich zu fühlen im Erdparadies,
Wohlfeileres Schauspiel und Brod;
Und wie man die Renten fixirt,
Und wie nur ein Drittel von Allem zu haben
Ist jetzt Gebrauch,
Von Sitten auch
Ein Drittel consolidirt.

Dir, Vaterland, bin ich besonders gut;
Die Weiber sind sittsam und keusch,
Die Männer sind grad' und beharrlich ihr Muth,
Und Tugend und Glaube sind deutsch.
Mein Bestes ist ihnen geweiht:
Ich wünsche den Deutschen, um nicht zu verfehlen
Ihr wahres Heil,
Das Gegentheil
Von dem, was Franzosen gedeiht.

Ein Nicht-Ich wünsch' ich dem braven Ich,
Nach Hegels Philosophie,
Dem Mir ein Du, einen Ihn dem Sich
Und jedem Er eine Sie,
Und Allen gesammt einen Gott,

Damit nicht das ein' und das and're, gesondert,
Zum Teufel fahr'
Im neuen Jahr
Und nichts uns bleib' als der Spott.

Der Dichtkunst wünsch' ich die Füße frei
Vom kettenklirrenden Reim;
Die Flügel gereinigt von Erdenstaub
Und allem klebendem Schleim;
Und daß sie entfliege dem Troß
Und sicher im Fluge harmonischen Schwunges
Die Stern' erreich',
Helläns gleich,
Musikgesetze von Voß.

Dem neuen Frieden auf Land und Meer
Erwünsch' ich volles Gedeih'n,
Obgleich er scheint mir ein wenig zu sehr
Nur Treibhausfrieden zu sein.
Doch bin ich der Ruhe so froh,
Daß auch das erbärmlichste Blümchen von Frieden
Mir lieber ist
Als Hader und Zwist
Es daure dann lange wie so!

Dem Kreise hier um den Neujahrspunsch
Nun wünsch' ich ein fröhliches Jahr,
Und jedem besonders den eigenen Wunsch
Erfüllt, wie das Herz ihn gebar,
Und volles Leben und Bier à la Wien
Insonderheit unserm lieblichen Michel;
Und dann zuletzt
Das Allerbest'
Mir — eine Ruhe für ihn!

Bliestastel.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

2.

Brinkmann und Walling saßen wirklich, wie August berichtet, neben einander auf dem Divan im traulichen Gespräch. Der Wachsstock brannte wie erstickt in dem Tabaksqualm, der sie Beide, Franz Brinkmann und Eduard Walling, wie ein Gewitter einhüllte und Franzens Gesicht im Dämmerlicht bescheinen ließ. Der geistige Trauerflor, der die regelmäßigen Züge überdies umfloß, bildete einen auffallenden Contrast mit der sonst durch und durch jugendlichen Erscheinung, zu der das blonde Haar nicht wenig beitrug. Er war äußerlich kalt, schlicht und wahr, innerlich voll wachsender Gedanken, vom Sturm der Leidenschaften nicht unberührt, unfähig kleinlicher Gefühle, schweigsam, ernst und gehalten. Wie er neben Eduard auf dem Divan saß, nahm er sich so ruhig aus, daß seine Worte seltsam mit seiner Stellung im Widerspruch schienen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte er; „ich habe mich in der Welt umhergetrieben und doch nirgends jenen Glanz, jene Glut gefunden, die ich mit mir als Ideal herumtrug. Es kommt mir Alles mittelmäßig, entblättert vor. Die Menschen sind durchweg gut, aber wie fern von dem, was ich mir als Großes denke! Sah ich mir ihre Handlungen an, so fand ich sie ohne Schwung, ohne tieferes Eingehen in's Leben, zersplittert, ohne Zusammenhang, befremdlich und beklemmend. Ich fühle nun wohl, daß meine Ansprüche zu hoch sind, daß ich mich in eine phantastische Traumwelt eingesponnen habe; aber wie der einmal genommenen Richtung Schranken setzen?"

„Mir däucht," versetzte Eduard freundlich, „daß es besser ist, sich in die Mittelmäßigkeit des Lebens zu finden, als sich in Deine Traumwelt zu versenken. Vergiß nicht, daß das Vollkommenste hienieden doch nur unvollkommen ist, die Natur ausgenommen, die uns damals, als wir uns zuletzt sahen, ätherrein anstrahlte. Denkst Du noch an Nonnenwerth, an jene selbander unternommene Rheinfahrt, an unsere Gespräche und Hoffnungen?"

„Ob ich daran denke?" sagte Franz schmerzlich. „Meinst Du, daß das, was mich damals so mächtig ergriff, was den Ton in meiner Seele traf, was sie zittern und klingen machte, vergessen sei? Das Andenken an jene Stunden voll Wonnen und Schmerzen ist mir so klar im Gedächtniß als früher. Noch sehe ich Dich und mich in einem Boot hinaufgleitend, eingesponnen in die Wunderwelt der Sagen, ruhig den großartigen Eindruck der Gegend auf mich wirken lassend, voll innerer Sammlung, den blauen Himmel über mir, Dich zur Seite .... Wir fuhren von der kleinen grünen Insel nach Coblenz, langsam und leicht. Ich war gefesselt durch die reiche Scenerie um mich, voll innern Zutrauens, durch den Genuß heraufgestimmt, mit Gedanken ohne Ziel, mit Wünschen ohne Gegenstand. Wir trennten uns in Coblenz. Du reistest in die Heimath, ich wollte eine Zeit lang die Rheinbäder und Straßburg besuchen. In Ems traf ich Helenen ...."

Er schwieg, indem er sich in die Kissen des Divans zurücklehnte und mit der Hand über die Augen fuhr. Auch Eduard schwieg. An Beiden zog die Vergangenheit schwermüthig vorüber, Beide gedachten ihrer Freuden und Schmerzen. Eduard wiederholte den Namen Helenens und äußerte, wie ihm der Freund über Alles, was diese Region berühre, doch noch Aufklärungen schuldig sei. Da richtete sich Franz empor, zündete die erloschene Cigarre wieder an und sagte gesammelt: „Helene war damals in Ems ein armes Mädchen, die Tochter eines Militärs, der viele Söhne hatte und zum Fahnenadel gehörte."

„Fahnenadel?" fragte Eduard verwundert. „Wie kommst Du zu dem Ausdruck? Was will der bedeuten?"

„Weißt Du denn nicht, daß das derjenige Adel ist, der schon seit Jahrhunderten unbemittelt, seine Söhne und Enkel in Militärschulen steckt, in die Armee vertheilt, die Offiziersstellen gleichsam für erblich hält, den König bei jedem Kind zu Gevatter bittet und mit den Wittwen zuletzt noch auf den Pensionsfond drückt?"

„Ach so", entgegnete Eduard, „Du hast da den Dienstadel charakterisiren wollen. Aber erzähle mir von Helenen . . . .!"

„Laß das auf ein andermal," antwortete Franz ernst. „Die Erinnerung bewegt mich zu sehr. Ich will Dir lieber von meinen Reisen, vom Süden, von Sizilien und Malta, wo ich so gerne war, sprechen. Du kannst Dir diese Länder nicht großartig genug denken. Den Reisenden umwebt dort eine Luft der Freiheit, ein Element der Freude, das mir sehr wohl that. Auf diesen beiden Inseln waltet das friedlich Idyllische; es entsprach den Bedürfnissen meines Innern. Dort war ich heiter, fähig, einen tiefen Natureindruck zu empfangen und ihn auf immer festzuhalten. Die drängende Unruhe des Lebens war fortgewischt. Wollte sie einmal auftauchen, so ließ ich mich in's Meer rudern, streckte mich auf den Boden des Boots, überwachte den Sonnenaufgang oder Untergang, lauschte auf das stille Rieseln des Wassers und gestand mir, daß es hier, im mittelländischen Meer, doch besser als am Ost- oder Nordseestrande sei. Diese Granatbüsche, diese Oleander, Cactus, Jasmine und Myrthen am Ufer, diese duftigen Haine waren in grellem Kontrast mit meinen früheren Erinnerungen, mit dem Onkel Haiderode und dessen Gut, auf dem ich so manches schöne Jahr geseufzt und . . . Vokabeln gelernt habe."

„Der gute Onkel wird sich sehr freuen, Dich wiederzusehen," sagte Eduard. „Er lebt in Haiderode wie sonst, unter seinen Eichenstämmen, zwischen Herbst- und Frühlingsnebeln, wie die grüne, stille Landschaft um ihn, die sich in seinem Gemüthe wiederspiegelt." — „Und die Tante?" fragte Franz nicht ohne lebhaftes Interesse.

„Die ist reizbar geworden, hat Nerven von einer erschreckenden Erregtheit, kann sich in das Alter und seine Entbehrungen nicht finden und schleicht so hin, da sie keine Kinder hat und allein ist. Im Juli feiern die Leutchen ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Da müssen wir sie besuchen, Franz; da mußt Du Dich mit ihnen versöhnen!"

„Versöhnen?" versetzte Franz betroffen. „Zürnen sie mir denn meiner Reisen, dieser Irrfahrten im Süden wegen, in denen ich, weiß Gott, oft sehnsuchtsvoll der weißbeschneiten Erde, der bereiften Bäume, des spiegelblanken Eises gedacht und mir einen Winterabend auf Haiderode gewünscht habe?"

(Fortsetzung folgt.)

* Nit verstande!

Es war gestern — der kurze Tag schied bereits vor der dämmernden Nacht. Der Schnee fiel nicht mehr wie am Tage, aber der scharfe Ost strich durch die Fichten an meinem Wege und wehte die eisigen Nadeln über mich, daß ich meine langen Beine noch weiter ausgreifen ließ, um mein gemüthliches Heim zu erreichen, wo am warmen Herde das traute Liebchen meiner harrte.

Am Wege stand ein einsames Bauernhaus. Ein Spatz flatterte ängstlich unter der Dachtraufe hin und her und suchte noch Schutz vor der hereinbrechenden Nacht mit der tödtenden Kälte in einem der alten Schwalbennester unter dem Dache. Die Herbergen schienen jedoch schon alle besetzt zu sein. Das von Hunger entkräftete Thier wurde überall mit lautem Geschrei abgewiesen und hing sich an die rauhe Hauswand, bis es zuletzt ermattet herabfiel und in den Schnee versank. Ich eilte hinzu, um das arme Geschöpf aufzunehmen, ihm in meinem warmen Stübchen Quartier und Unterhalt zu geben und so vor dem Tode zu schützen. Aber alle Kreatur fürchtet den Menschen, den grausamsten und unersättlichsten aller Mörder, und so nahm auch der geängstigte Obdachlose seine letzten Kräfte zusammen, um mir zu entgehen. Ich sah ihn eine

kurze Strecke fliegen und in den Schnee fallen, wo er wohl erstarrt sein mag.

Eine kurze Strecke weiter fand ich am Wege eine Lerche, die heitere Sängerin und Verkünderin des Frühlings — todt — vielleicht erst vor wenigen Minuten gestorben, umgekommen vor Hunger und Kälte. Da fiel mir ein altes Mährchen aus meiner Heimath bei. Viele kennen gewiß es und ich will es nur in die Erinnerung rufen. Es heißt: „Nit verstande.

Ein arg strenger Winter war über das Land gekommen und alle Geschöpfe Gottes, die draußen in Wald und Flur ihr Leben fristen sollten, waren in großer Noth und Bekümmerniß. Der Schnee hatte alles bedeckt und der Frost alles erstarrt, was ihnen Nahrung und Obdach geben konnte. Da sah eine Lerche, die bereits viele Tage kein Körnlein und kein Würmchen gefunden hatte, bei ihrem Fluge über das Dorf, wie die Enten, Gänse und Hühner so sorgsam von den Menschen gefüttert wurden und dachte: Wie sind doch die Menschen so gut und ich habe mich immer vor ihnen gefürchtet. Ich will hingehen und mich an den Weg setzen. Dort singe ich ihnen von meinen Liedern, worüber sie sich im Sommer so oft gefreut und dann geben sie mir gewiß einige Körnlein und Bröckchen von ihrem Ueberflusse, daß ich nicht umkomme.

Das hungerige Vögelein that wie es gedacht. Es setzte sich auf einen Zaun dicht an den Weg, wo gerade viele Menschen vorübergingen, denn es war Sonntag und die Leute gingen zur Kirche. Es sang und sang so gut, als es in seiner Trübsal singen konnte.

Da blieben alle Leute stehen und schauten den Vogel an und riefen: Nun, da schaut, was das ein lustiger Finke ist! So ein Vogel ist doch ein liederliches Vieh und immer voll Uebermuth. Da ist heller Winter in aller Welt, alles läßt den Kopf hängen und der Bursche da singt, als wenn morgen Bummelfest wäre. So gingen die Leute weiter und achteten des armen Sängers nicht. Am andern Morgen lag er todt am Wege. Nit verstande!"

Ihr Leute auf dem Lande und in der Stadt, macht hier und dort ein Plätzchen frei von Schnee und streut einige Körnlein auch für die armen Geschöpfe, die jetzt so viel zu leiden haben unter den strengen Gesetzen unserer liebevollen — aber unbegreiflichen Natur.

Mannigfaltiges.

Man nimmt gemeiniglich an, daß die erleuchtende Wirkung des Leuchtgases im genauen Verhältnisse zu der Gasmenge stehe. Die Forschungen des Professors Silliman in New-York, welcher die wissenschaftliche Zeitschrift „Silliman's Journal" herausgibt, führen jedoch zu dem Ergebnisse, daß die Leuchtstärke im quadratischen Verhältnisse zu der verbrauchten Gasmenge wächst. Verbrennt man also doppelt so viel Gas, so erhält man ein viermal so starkes Licht. Silliman ist vielleicht noch die einzige Autorität für diese Behauptung, welche gewiß interessant genug ist, um eine genaue Prüfung auch von anderer Seite zu veranlassen.

(Ein vernichtender Beifall.) In einer französischen Provinzialstadt soll ein Stück aufgeführt werden, das in Paris mit bestem Erfolge gegeben worden. Plötzlich jedoch wird der Schauspieler, für den die Hauptrolle bestimmt ist, krank. Was thun? Bei der Truppe war noch ein anderer Künstler, der nicht vor das Publikum treten konnte, ohne ausgezischt zu werden. Der Direktor bat ihn, die Rolle seines erkrankten Kameraden zu übernehmen. Nach langem Widerstande sagte der arme Teufel zu. Was verschlug es ihm auch, ob er in diesem oder in einem anderen Stücke ausgepfiffen wurde! — Der Abend der ersten Vorstellung ist da: Zischen beim Erscheinen des mißliebigen Schauspielers, man hört ihn indeß an. Bald darauf beifälliges Murmeln, etwas später vereinzeltes Bravo und endlich, als sich der Vorhang nach dem ersten Akte senkt, jubelnder Beifall und Hervorruf! Der Schauspieler erscheint bleich, mit verzweifelter Miene auf der Bühne: „Meine Herren," sagt er, „da ich überzeugt war, daß ich das Unglück haben würde, Ihnen zu mißfallen, so glaubte ich, Sie würden mich höchstens den ersten Akt zu Ende spielen lassen .... es ist der einzige, den ich gelernt habe ... von den beiden anderen weiß ich kein Wort!"

Herr: „Darf man fragen, Fräulein, was dieser Knoten in Ihrem Taschentuche bedeutet?" — Fräulein: „Ja wissen Sie, mein Bräutigam ist für drei Wochen verreist und hat mir beim Abschied wiederholt eingeschärft, daß ich mich öfter seiner erinnern soll; damit ich nun nicht seiner vergesse, habe ich mir diesen Knoten in's Sacktuch gemacht."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Donnerstag, 6. Januar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

„Du weißt," entgegnete Eduard, „Alte lieben das Reisen nicht. Die finden das Zuhausesein das Angemessenste. Wenn es hieß: „der Franz ist in Malta, oder in Palermo, oder gar in Griechenland," dann schüttelte der Onkel den Kopf und meinte: „Wann wird der ein mal vernünftig werden, zu den Büchern und zum Amt zurückkehren?"

„Jetzt," sprach Franz nicht ohne Bewegung, „jetzt bin ich ja zurückgekehrt, ob zum Amt weiß ich zwar nicht, aber zu den Büchern gewiß. Nachdem ich das Leben aus frischer, freier Anschauung gelernt habe, muß ich jetzt mein Wissen benutzen. Auch darüber ein andermal. Sprich mir von Dir, von Alma. Wie ist es mit euch Beiden?"

„Sie ist meine Welt," sagte Eduard lebhaft, „dasjenige Wesen, das mich am meisten unter den Frauen angezogen und gefesselt hat. Wir sind als Kinder zusammen am Rhein gewesen, sie ist Waise geworden, ist hierher zu einer Tante gezogen; ich kann wohl sagen, daß sie mich entwickelt, ja erzogen hat."

„Dich erzogen?" fragte Franz lächelnd, und Eduard wiederholte das Wort, indem er hinzu fügte: „Vielleicht bindet uns der Kontrast unserer Charaktere. Ich begnüge mich mit der Oberfläche, Alma dringt in den Grund der Dinge. Die große Wärme, mit der sie den Eindrücken nachgeht, leiht ihr den Anschein der Flatterhaftigkeit, und doch gibt es kein tieferes, ernsteres, treueres Gemüth als sie. Ich darf sagen, ich bin glücklich durch sie, obwohl ich ihre Ueberlegenheit anerkenne, sehr oft fühle, daß sie außergewöhnlich, unstät, eine schwüle drohende Erscheinung voll Extasen, ein Genius mit Flügeln, kurz ein Wesen ist, das reich durch einen Blick und arm durch sein Nein macht."

„Du wirst ja ganz poetisch," bemerkte Franz nicht ohne Spott.

„Allerdings ist Alma meine Poesie," erwiederte Eduard ruhig. „Ich liebe sie mit Wehmuth, möchte ich sagen, denn sie macht mir, ihrer beständigen Unruhe wegen, Noth. Sie möchte in einem ununterbrochenen Seligkeitsrausch schwimmen; ihre mächtige Phantasie sträubt sich gegen die Ansicht, die das Leben zu einer ernsten Aufgabe macht. Warme, schlichte Pflege des Herzens, geregelte Wirkungskreise werden sie hoffentlich heilen. Bis jetzt aber braucht sie die Allgewalt, die sie über mich ausübt; sie ist launenhaft, übermüthig, eben weil sie einen übertriebenen Maßstab an die Menschen und Dinge legt, Alles auf die Spitze treibt, rastlos in den Zerstreuungen ist und aus einer Aufregung in die andere fällt."

„Du hast dann einen sonderbaren Geschmack, das zu lieben, was Andere hassen können," entgegnete Franz, nicht ohne Sorge für den Freund, der ihm mit einem so geschilderten Wesen in seinem Glücke gefährdet schien.

„Sieh sie nur erst," rief Eduard feurig. „Sie erwartet Dich mit Ungeduld. Als sie hörte, daß ich Dich heute bei mir habe, gab sie mich frei, doch nur unter der Bedingung, daß ich Dich zu ihr bringen würde."

„Nein," sagte Franz, „nach der Ermüdung von der Reise kann ich keinen Besuch mehr machen."

„Aber bedenke, daß Alma mir geschrieben, Dich eigends eingeladen hat," sprach Eduard hastig. „Da sieh das Billet, das sie mir schreibt . . ." — Er reichte Franz das Blatt, der es flüchtig ansah und dann sagte: „Entschuldige mich bei ihr, lieber Eduard. Du kennst mich, Du weißt, wie menschenscheu ich bin. Alma

Digitized by Google

sucht Stoff zur Bewunderung, sie will Genüsse für den raffinirten Geist. Die kann ich ihr nicht bieten. Meine Persönlichkeit würde wie ein Tropfen in dem glühenden, sprudelnden, genußsüchtigen Leben verdampfen. Gestehe, daß ich dazu zu gut bin."

Franz war verstimmt aufgestanden und besah sich Eduards Zimmer. „Du bist eleganter und sorgsamer wie früher," bemerkte er nach einer flüchtigen Pause. „Woher hast Du die hübschen Sachen auf dem Schreibtisch?"

„Die habe ich von Alma," erwiederte Eduard. „Du glaubst nicht, wie das Schönheitsgefühl bei ihr ausgebildet ist . . ."

„Für Nippessachen," ergänzte Franz, allein Eduard sagte eifrig: „Du bist hart und sarkastisch, aber ich lasse Dich reden. Du wirst Alma verstehen, wenn Du mit ihr verkehrt haben wirst. Sie wird Dir von Italien sprechen, das sie aus Büchern eben so gut wie Du aus der Wirklichkeit kennt; sie wird Dich mit ihrem Kunsturtheil, mit ihren Kenntnissen in der Geschichte wahrhaft überraschen, von ihrer Schönheit und ihren Talenten nicht zu reden, die bestechend genug sind." — Damit zog er Franz fort aus dem Zimmer auf die Straße. Dieser aber sagte bestimmt: „Vorläufig erlasse mir den Besuch bei Alma. Wir wollen spazieren gehen und von Deinen Dienstverhältnissen reden."

„Sie sind befriedigend," ergänzte Eduard. „Der Fürst von der Recknitz ist zwar wunderlich, aber gut. Er macht ein angenehmes Haus, hat eine schöne junge Frau, ist reich. Meine Stellung bei ihm ist ehrenvoll . . ."

Das Gespräch stockte wieder. Franz war in tiefe Gedanken versunken. Dann fuhr er plötzlich auf, sah Eduard zerstreut an und fragte, nicht ohne Anstrengung: „Wann gibt der Fürst Audienz?" — „Er empfängt alle Morgen zwischen neun und zehn Uhr," antwortete Eduard befremdend. „Soll ich Dich anmelden?" — Franz schüttelte mit dem Kopfe. „Laß das," sagte er gedrückt. „Ich werde zum Fürsten gehen oder nicht gehen, wie es der Augenblick fügt."

Sie waren Beide vor dem Thore in ein Birkenwäldchen getreten, das sich halb um die Stadt zog. Die Erde war mit Rasen und Blumen überweht. Die Bäume ließen ihr feines Laub in stiller Anmuth von den Zweigen herab bis auf den Boden hängen. Alles duftete und trieb. In der Ferne hatten sich Wolken auf den Hügeln gelagert, die sich wie Berge ausnahmen. In der Nähe rauschte ein Flüßchen, auf dem einige Fischerböte hin- und herschaukelten. Es war ein heiterer Abend, die Ebene glänzte im Frühlingsschmuck, der Epheu rankte und klammerte sich um einzelne Eichenstämme. Das, was der Norden bietet, Syringas im Frühling, Rosen im Sommer, stand vorbereitet in kleinen, zierlich abgezäunten Gärten.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Neujahrsblasen. *)

Von Theodor Drobisch.

Sylvester war herabgesunken in das Meer der Ewigkeit, man stand am Taufstein des neuen Jahres und der Stadtmusikus einer Provinzialstadt setzte sich mit seinen Gehilfen in Bewegung, um den Leuten in der Stadt Etwas zu blasen, um seine Gratulation in Tönen anzubringen, damit von Seiten der Einwohner ein galvanisirender Händedruck mit untergelegten Neugroschen-Platten geschehe.

Die Kälte war grimmig, dem Hornisten froren bald die Finger an die Krummbogen und an der Stürze der Klarinette hing ein Eiszäpfchen. Der Stadtmusikus war heute auch nicht bei besonderer Laune, denn die Einnahme des vergangenen Jahres war nicht von der Art, um deßhalb Loblieder anzustimmen. Obendrein hatte der edle hochweise Rath der Stadt ihm für das seit Jahren übliche Thurmblasen 25 Thaler abgezwackt, indem die Herren Stadtverordneten in die Sache hinein gestörlt.

Das Vogelschießen kurz nach Pfingsten hatte auch Wenig abgeworfen, denn der Vogelkönig war diesmal ein armer Bürstenbinder und Scheibenkönig ein Schuhmacher, Männer, die, wie es hieß, Nichts einzubrocken hatten und mit denen sonach wenig Sache gemacht wurde, was Jedermann an der spärlichen Illumination sehen konnte, wo an diesem Abende aller hundert Schritte ein Lämpchen flackerte. Hochzeiten mit ganzer Brautmesse hatten gar nicht stattgefunden und im Casino hatte man wegen Erhöhung der Kornpreise und des Rüböls bis jetzt nur einen Ball abgehalten.

Kurzum, unser Stadtmusikus verwünschte die ganze Musik zum Geier, zumal jetzt jede Dorfschenke ein vollstimmiges Orchester zur Tanzmusik haben will.

In der Stadt hatte man vollends die Ansprüche

*) Der Nachdruck kann nur mit Einwilligung des Herrn Verfassers geschehen.

hoch hinaufgeschraubt. Wo früher sieben Mann ausreichten, da sollen jetzt wenigstens zwanzig sitzen und die allerneusten Sachen für eine Totalsumme von einem Thaler zwölf bis sechzehn Groschen herunterrasseln.

Die armen Lehrburschen, welche die Zinken und Posaunen handhabten, hatten vor Frost und Kälte blaue Gesichter wie die Paviane. Selbige harrten jedoch geduldig aus, denn wenn der Umgang in der Stadt vollendet, dann hielten sie auf den Dörfern Nachlese und der Bauer hört es gern, wenn ihm so recht mit dem Messing etwas „fürgemacht" wird.

Der Stadtmusikus dachte bei sich, für all diese Kalamitäten willst du dich doch ein wenig rächen; man kann auch durch Töne Malicen sagen. Er hielt Wort und sein Neujahrblasen war fast weiter Nichts als eine in Noten gesetzte Satyre.

Dem Herrn Bürgermeister mußte natürlich zu allererst Musik und Neujahrsgruß in die Ohren geträufelt werden. Er war es, der besonders mit auf Verkürzung des Stadtpfeifer Honorars eingegangen, dafür mußte er einen Hieb bekommen, und das einen derben, denn dem Herrn Consul war die Gelehrsamkeit gerade nicht mit Löffeln zugemessen worden.

Was spielen wir denn auf? Der musikalische Rabener schaffte Rath und ohne alle Umstände wurde die Arie aus Lortzing's „Czar und Zimmermann": „O, ich bin klug und weise" mit Holz- und Blechinstrumenten angestimmt.

Magnificenz fühlte den Stich und drückte dem Manne der Töne, anstatt des früher zum Opfer gebrachten Guldens, nur zehn Neugroschen in die erstarrte Rechte.

Der Bürgermeister hatte auch eine Tochter, die sich bis jetzt vergebens nach einem Bräutigam umgeschaut und in der Harmonie einmal während der Polonaise die Worte geäußert: das Orchester spiele wie Schafknechte. Ein junger Accessist, der bei diesem Tanze gleichsam Frohndienste verrichten mußte, damit Bürgermeisters Louise nicht sitzen blieb, hatte dies dem Stadtmusikus gesteckt und der Schafknecht mußte ausgewetzt werden.

Wodurch? die musikalische Runde stellte sich jetzt vor der Zimmerthür des Fräuleins auf und spielte: „Schier dreißig Jahre bist du alt!" welche Malice mit zwei Neugroschen honorirt wurde und den Befehl mit sich brachte, nun aufzuhören, indem Jungfer Louischen Kopfschmerzen hätte.

Stadtpfeifers Sehrohr blickte aber tiefer. — Jetzt ging der Marsch zum Stadtrichter, dessen Frau Gemahlin gern die Fromme spielte, aber nie zu Hause war, wenn ein Armer um ein Almosen bat. Diese mußte einen Choral bekommen. Aber gleich nachher wurde das Lied darauf gesetzt: „Du bist der beste Bruder auch nicht!" — Dies galt dem Stadtrichter, der besonders viel auf dem Kerbholze hatte.

Der gestrenge Herr machte gute Miene zum bösen Spiele und ließ dem Herrn Stadtmusikus ein Glas mit Wein verabreichen, der gerade auch nicht auf dem Vesuve gewachsen war. Der Herr Stadtrichter war Homöopath und dachte: Gleiches mit Gleichem.

Von hieraus stiefelte die Kapelle zum Amtsaktuar, der gar zu gern bei der Flasche saß und nie den Termin versäumte, wenn irgend ein Wirth in der Stadt oder in der Umgegend seinen Wein aufthat. Womit wurde dieser jetzt bewirthet? — O du Schalk von Musikus! die Tonkunstwerkstätte ließ das Liedchen vom Stapel: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen."

Der Amtsaktuar horchte auf und dachte für sich, dies hat gewiß einer deiner Feinde bestellt, sicherlich der Amtmann Auguftin, mit dem es bald Matthäi am letzten.

Er ließ den Stadtmusikus herein kommen, empfing denselben wider Erwarten ganz freundlich und — drückte ihm einen Thaler in die Hand. — Jetzt, guter Freund! rief der Amtsaktuar, noch Eins, Sie müssen mir einen Gefallen thun.

„Zehn für Einen!"

„Waren Sie schon beim Rentamtmann?"

„Nein! wir wollen soeben hingehen."

„Süperb! was werden Sie dort spielen lassen?"

„Dies — Herr Aktuar! weiß ich — wahrhaftig noch nicht.

„Stadtpfeiferchen! nehmen Sie hier diese zwei Thaler und — thun Sie mir die Liebe, spielen Sie vor seiner Thür das Lied: „O du lieber Auguftin, Alles ist hin!"

„Mit dem größten Vergnügen. Wie Sie befehlen."

„Befehlen?" — Pst! kein Mensch darf erfahren, daß ich dahinterstecke. Also Stillschweigen."

„Stumm wie das Grab!" — Eine Generalpause in der Ripienstimme.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem Dorfe Arnsberg bei Treptow a. d. Riga in Pommern ist einer alten Frau, wie der Stettiner General-Anzeiger berichtet, eine hübsche Weihnachtsfreude bereitet worden: Ein fremdländisch gekleideter Mann mit Stulpenstiefeln und mit Schärpe fragt die Frau, ob sie nicht einen Sohn in Amerika habe; auf ihre Antwort, daß sie allerdings einen Sohn dort gehabt, der aber längst todt sei, da sie seit vielen Jahren nichts von ihm gehört, erwiederte der Fremde, daß ihr Sohn dennoch lebe und er einen Gruß an dessen Mutter bestellen soll. Schließlich stellt sich denn heraus, daß der Fremde selbst der todtgeglaubte Sohn ist, der vor circa 20 Jahren arm nach Amerika gegangen und jetzt mit einem Vermögen von, wie es heißt, 90,000 Thaler zurückgekehrt.

Die Industrie hat sich endlich auch der Haar-Fabrikation bemächtigt und in der Konkurrenz der Preise dem natürlichen Haarwuchs mit Glanz den Rang abgelaufen. Die ländlichen Schönen der armen Hinter- und Gebirgsländer brauchen nicht mehr ihr Haar den feilschenden Händlern hinzugeben, damit die Haute volée der Städte in ihrem Bedarf an künstlichem Haar befriedigt werde. Die Berliner Friseurläden stellen nämlich jetzt en masse die schönsten Chignons, Haarfrisuren und Zöpfe zu den beispiellosen Preisen von 20 Sgr. bis 1 Thlr. aus — täuschend ähnlich und doch kein Haar, sondern reelle und solide — Baumwolle! .... Damit hat das Chignonwesen die erfreuliche Aussicht, sich rasch bis in die Regionen der Dienstmädchen zu verbreiten, die gewiß schon längst voll Neid die riesigen und kostbaren Toupee's ihrer Herrinnen bewundert haben; während die Herrinnen den kostbaren Reichthum ihrer natürlichen Haarwulste bei Seite legen. Bereits bricht sich auch die einfache Lockentracht des natürlichen Haares unter fridenen Netzen Bahn, und die Mode kehrt damit wieder einmal zur Einfachheit und Naturschönheit zurück.

„Ellenör" theilt folgendes Histörchen mit: Ein Graf Z. wurde von seinem Arzte aufmerksam gemacht, er würde aus Gesundheitsrücksichten wohl daran thun, sich die Haare nicht mehr zu färben. Der Graf konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, sich der Welt mit grauen Haaren zu zeigen; er versprach nur, als der Doktor wiederholt in ihn drang, einen äußeren Anlaß abwarten zu wollen, welchen er als eine natürliche Ursache seines plötzlichen Ergrauens angeben konnte. Und siehe da, es kam die Katastrophe von Sadowa. An dem Tage, wo die Hiobspost eingetroffen war, zeigte sich der Graf Z. der Welt mit schneeweißen Haaren und ließ diese plötzliche Metamorphose als eklatantes Beispiel seiner exemplarischen Loyalität bewundern.

Gemeinnütziges.

(Ueber das Rösten des Kaffee's) führt Dr. Langbein in seinen „Vorträgen über Chemie" folgendes Interessante an. Durch das Rösten erleidet die Zusammensetzung des Kaffee's eine große Veränderung: die hornartige Masse wird pulverisirbar. Gerbsäure, Zucker und Fett zum Theil zerstört und das Kaffeeöl durch die Hitze verflüchtigt. Da nun aber das Kaffeeöl den angenehmen aromatischen Geruch des Kaffee's bedingt, so kann man das Oel dadurch zurückhalten, daß man größere, scharf getrocknete Brodwürfel mit dem Kaffee in die Trommel bringt, welche einem Schwamme gleich die Oeldämpfe auffangen, und, da sie sich schwerer erwärmen, also weniger heiß als die Bohnen sind, die Oeldämpfe verdichten. Die Würfel werden mitgemahlen, gekocht und bewirken eine früher nicht gekannte Vermehrung der Güte des Getränkes. Der Brodzusatz beträgt auf $^3/_4$ Pfd. Kaffee $^1/_4$ Pfd. scharf getrocknetes Brod. — Der nun fertig geröstete Kaffee muß in geschlossenen Gefäßen erkalten, die man möglichst vollgefüllt hat. Will man den gerösteten Kaffee längere Zeit aufbewahren und ihn vor dem Verlust seines Aroma schützen, so läßt sich das Bestreuen der noch warmen Bohnen mit Meliszucker (auf 25 Pfd. Kaffee $^3/_4$ Pfd. Zucker) empfehlen; dieser umhüllt (beim Zerfließen) die Bohnen mit einer Decke und bewahrt ihnen das Aroma.

Räthsel.

An die Erst' bin ich gegangen,
Um zur Dritten zu gelangen;
Hab' die Zweite dort gefangen
Und im Ganzen, daß Du's weißt,
Hab' die Zweite ich gespeist.

Auflösung der Charade in № 1:
Kugelbüchse.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Samstag, 8. Januar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Thereſe.

(Fortſetzung.)

Franz und Eduard blickten hier und dorthin, wechſelten einige Worte, erfreuten ſich der unſchuldigen Feldblumen, der ewigen Schönheit und Wiederkehr in der Natur, und lenkten dann langſam zur Stadt zurück. „Es iſt doch das Fleckchen Erde, auf dem dieſe Stadt liegt, ein holdſeliges, geſegnetes," bemerkte Franz wohlgefällig. „Wie geſchickt wird die Blumenzucht getrieben, wenn auch die Gärten darüber mit ihren unſcheinbaren Wegen beengt ſind. Sieh nur die Landhäuſer, wie die ohne Anſpruch, hübſch und elegant gebaut ſind, der Gemüſenpflanzungen nicht zu gedenken, die ſich mit ihrem Salat, mit ihren Kohlarten, Erbſen und Bohnen gar anmuthig ausnehmen."

„Deine idylliſche Stimmung paßt zwar nicht ganz zu Alma's Thee, aber thue mir den Gefallen, laß Dich erweichen, dort iſt ihr Haus, tritt mit mir ein!" bat Eduard dringend.

„Quäle mich nicht, gönne mir Freiheit," ſagte Franz beſtimmt.

„Du mußt!" rief Eduard. „Du compromittirſt mich ſchmählich, wenn Du nicht kommſt."

„So compromittire ich Dich," entgegnete Franz lachend, drückte ihm raſch die Hand und war in einer Seitengaſſe verſchwunden.

„Der Eigenſinn!" ſeufzte Eduard, „mir das nicht einmal zu Gefallen zu thun!" Dann ließ er ſich von Auguſt, Alma's Diener, den Staub abbürſten, und trat nicht ohne Befangenheit ein. — Alma ſaß in einem einfachen Kleide vor einem Tiſche, auf dem Bücher und Zeichnungen lagen. Als ſie die Thüre öffnen hörte, hob ſie den Kopf und ließ Eduard in ein großes flammendes Auge, in ein von ſchwarzen Locken umfloſſenes Geſicht ſehen, das am Tage vielleicht gelbliche Tinten hatte, Abends aber beim Lichterglanz von einem wundervoll matten Weiß war. Sie hatte eine Centifolie im Gürtel, der in langen Roſabändern endete, und wand von abgeſchnittenen Blumen, die neben ihr in einem Korbe lagen, einen dicken Strauß. Die Tante, die eine in Jahren vorgeſchrittene Matrone war, ſaß ſeitwärts auf einem Lehnſtuhl am Fenſter.

„Nun, wo iſt Brinkmann? Wo bleibt er?" fragte Alma haſtig. — Eduard war verlegen. „Er wird nachkommen," ſagte er ſtockend. „Er hatte für den Augenblick noch im Hauſe zu thun und verließ mich."

„Hier an der Thüre," entgegnete ſie gereizt. „Die Tante hat ihn gehen ſehen. Ich merke wohl, er will nicht kommen. Das iſt abſcheulich von ihm. Und von Ihnen iſt es ungeſchickt, ſo etwas zu dulden. Sie ſollten mich zu vertreten, mich vor Unannehmlichkeiten dieſer Art zu ſchützen wiſſen."

„Aber Alma," ſagte Eduard ſanft verweiſend, „wie können Sie die einfachſten Dinge ſo heftig nehmen. Beruhigen Sie ſich doch. Sie werden Brinkmann ſehen, heute, morgen, oft und viel ſehen."

Alma ſchwieg einen Augenblick, ſpielte mit einer rothen Camelie, die ſie zwiſchen den ſchmalen Fingern hin und her drehte, und fragte dann, gewaltſam ſich ſammelnd: „Sprach Ihnen Brinkmann von Helenen?" — „Wenig," antwortete Eduard. — „Von ſeinen Reiſen, ſeinem Buche?" fragte ſie weiter. — „Von dem Allem haben wir nur flüchtig geſprochen."

„Sie ſind unausſtehlich, Eduard," rief Alma aufſtehend. „Sie ſehen, wie ich geſpannt und aufgeregt bin. Statt mich zu befriedigen, haben Sie Lakonismen!"

„Alma," ſagte Eduard freundlich und ergriff ihre Hand. Sie entriß ſie ihm, ſah ihn ſtolz und kalt an, lief ein paar Mal im Zimmer herum,

warf den Blumenstrauß in den Korb zurück, trat zur Tante, küßte sie auf die Stirne und sagte: „Ich habe Kopfweh und will schlafen gehen.“ Sie sagte das ohne einen Blick für Eduard und ging rasch durch eine Seitenthüre in ihr Zimmer.

„Welch' unartiges Kind!“ rief die Tante mißbilligend.

„Nennen Sie sie wunderlich,“ entgegnete Eduard beschwichtigend. „Alma ist einmal so, ernst, spöttisch, stolz, würdevoll, zuweilen etwas kühn, fähig, eines Wortes wegen Stillschweigen zu gebieten und einen Augenblick darauf selbst über die Grenze hinwegsetzend.“

„Wird sie sich ändern?“ seufzte die Tante besorgt. — „Gewiß!“ entgegnete Eduard ruhig. „Wer wie Alma organisirt ist, findet endlich das Gleichgewicht. Ihre Art und Weise ist seltsam, das gebe ich zu, aber sie ist nun einmal eine starke Seele, hat also eine fast schroffe Logik. Hören Sie sie nur reden und urtheilen. Wenn irgend eine Frage aufgestellt wird, wie weiß sie sie zu vereinfachen, sie zu erklären und sie dann mit glänzenden Farben zu schmücken.“

„Ein wenig mehr Weiblichkeit wünschte ich mir doch,“ bemerkte die sanfte Tante. — „Auch die hat Alma,“ sagte Eduard. „Was sie daran zweifeln läßt, ist Alma's Hang zur Kritik“ — „Ein böser Hang,“ erwiederte die Tante.

„Und doch liebe ich ihn,“ versetzte Eduard, „denn er bewahrt sie vor Sentimentalität. Ueberdem ist sie gut und wohlthätig, ja ich behaupte, daß sie ihre Güte verbirgt, weil sie sie für Schwäche hält. Bemerken Sie nur, wie philantropisch gesinnt sie ist, wie sie über all das Elend um sich seufzt und entrüstet ausruft: „Was haben die Menschen Besseres zu thun, als dem Nächsten zu helfen, und welche Lauigkeit, mit der man den Leidenden von sich weist! Wie sind wir doch nur mit bloßen Vergnügungen, mit kleinlichen Erbärmlichkeiten beschäftigt!“ Erinnern Sie sich, wie wir neulich ausfuhren, der Kutscher vom Bocke stürzte, und sie ohne sich einen Augenblick zu besinnen, aus dem Wagen zu ihm sprang, um nach seinen Wunden zu sehen und sie selbst zu verbinden. Dachte sie an die Pferde, die durchgehen, an den Staub und das Blut, das sie bedecken konnte?“

„Es ist wahr,“ erwiederte die Tante, „Alma hat großartige Regungen. Trotzdem nenne ich sie doch ein unartiges Kind.“

„Nenne mich dein unartiges Kind!“ rief Alma in die Thüre hinein und warf ihr, schon im Negligé, Kußhände zu.

Eduard lief zu ihr. Sie reichte ihm den kleinen Finger, lächelte und sagte neckend: „Ich wollte doch nicht ohne „Gute Nacht“ schlafen gehen.“ — „Gute, gute Nacht denn!“ wiederholte Eduard bewegt, indem er entzückt sich zu ihr wandte. Sie war aber schon wieder hinter der Thüre verschwunden.

„Wie kann man so unsäglich lieblich sein,“ sagte er zur Tante, die erheitert lächelte und ihm nicht ohne Nachdruck sagte: „Möchte die Liebe zu Ihnen die Sonne werden, die Alma aus ihrem Herzensschlummer weckt. Diese unentwickelte Knospe müssen Sie an's Licht bringen.“

Eduard ging sinnend von dannen. „Ach, warum dichtet Alma, statt zu leben?“ dachte er betrübt in seinem Zimmer. „Warum empfindet sie einen fast unsinnigen Drang nach An- und Aufregung? Warum ist sie, bei allen großen Eigenschaften, doch eitel? Warum lechzt sie nach Beifall und verachtet das Urtheil der Welt? Ihr sind heftige Gemüthserschütterungen ein Bedürfniß. Was Andern, was mir Ermüdung wäre, ist ihr Stärkung. Sie will das Leben, das sie nicht befriedigt, ausfüllen, ist sich selbst und mir ein Räthsel, ist ein Glanzmeer, in das ich geblendet starre und das ich nicht übersehen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Das Neujahrsblasen.

Von Theodor Drobisch.

(Schluß.)

Die Diener des Apoll verfügten sich zum Rentamtmann, der das neue Jahr gerade nicht mit rosiger Laune begrüßt hatte. — Wer schildert seine Verwunderung, als auf einmal das Lied an seine Ohren schlug: „O du lieber Augustin, Alles ist hin!“ — Stadtpfeifer, dieser Gedanke kam nicht aus Deiner bockledernen Seele! Fürwahr, hier steckt Jemand dahinter und dies kann Niemand anders sein, als der Magazin-Verwalter, der da thront auf dem Schlosse und zu welchem man beim Anblick seiner Nase mit Schiller ausrufen kann: „Sei mir gegrüßt, Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel!“

„Guten Morgen, Herr Musikdirektor! Alles Gute und Schöne zum neuen Jahr. Haben da mein Lieblingsstückchen geblasen, so ist's recht, mit Freuden soll man in's neue Jahr treten.“

„Musikdirektor?“ dachte der Stadtpfeifer, „dahinter steckt auch Etwas.“ — Richtig, nachdem der Rentamtmann wider alles Erwarten für das Morgenständchen einen Thaler acht Groschen gespendet, nahm er den Herrn der Töne bei Seite und sprach höchst vertraulich: „Musikdirektorchen! erzeigt mir einen Gefallen!“

„Was ist's, Herr Rentamtmann?“

„Waren Sie schon beim Magazin-Verwalter?“

„Nicht doch, bin jedoch auf dem Wege.“

„Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, ich verlange es nicht umsonst, so blasen Sie mit Ihren Leuten das Stückchen: „Wo kommen die rothen Nasen her?“

„Ich mit meinen Leuten?“

„Erfüllen Sie meinen Wunsch.“

„Nicht um eine Million.“

„Ich spende drei Thaler und einen Scheffel Kartoffeln.“

„Drei Thaler und . . . ich blase.“

„Wirklich?“

„Ein Mann, ein Wort.“

„Hier sind drei Thaler, die Kartoffeln kommen heute Abend in Ihr Haus.

„O du dreimal glücklicher Musikant!“ lispelte der entzückte Stadtpfeifer, als er an der Spitze seines Chores das Haus verließ. „Herrlich, herrlich! die kleinen Körner deiner Manie sind wider Erwarten auf ein ganz anderes Feld gefallen und wahrhaftig kein steiniger Boden, denn sie tragen schon harte Thaler und Kartoffeln.“

Nach Verlauf von fünf Minuten rückte die kleine Capelle leise wie Feentritt beim Magazin-Verwalter ein, der so eben erst seinen Leichnam aus den Federn gewunden hatte. Leonore, seine Nichte, ein unverheirathetes Dämchen, welche bereits das Cap Vierzig passirt, gratulirte ihm mit einem Kuß zum neuen Jahr, und da sie so mit in die Nähe der Nase kam, so konnte man hier getrost ausrufen: „Leonore fuhr um's Morgenroth,“ denn der in der vergangenen Sylvesternacht hinabgesunkene Burgunder hatte aus Gefälligkeit heute recht hübsch aufpolirt.

Während dieser Zärtlichkeit jauchzte plötzlich im Vorsaal ein Klarinettenschnabel. — „Musik! Musik! die Stadtpfeifer.“ — Große Pause. Da auf einmal geht es im Vierteltakt los: „Wo die rothen Nasen her.“

Der Magazin-Verwalter raffte seine schlapperigen Unterbeinkleider empor und suchte nach dem braunen Spanier, um damit hinauszufahren und Doppelgriffe in gleicher Taktart auf des Stadtpfeifers Schattenseite zu machen.

Sein guter Engel, sowie seine Nichte hielten ihn aber zurück und er besann sich eines Besseren.

„Das ist ein Schabernack! ein Possenspiel,“ rief er mit glührothem Gesicht. „O, ich weiß, wo Bartel den Most holt, hier ist weiter Niemand im Spiele, als der Herr Einnehmer vom Oberthore, der manchmal durch die Finger guckt. Ich weiß, die letzte Kornlieferung — o, ich weiß Alles. Aber hinterm Berge wohnen auch noch Leute. Warte, wie Du mir, so ich Dir. Geh, Lorchen, hole ein paar Flaschen Wein, die Leute draußen werden frieren.“

Jetzt öffnete er die Thür und begrüßte höchst freundlich den Prinzipal, welcher eher eine Hinaussetzung mit obligater Hundebegleitung erwartet hatte, als solchen Empfang.

„Kommen Sie herein, Herr Capellmeister! herein in die warme Stube.“

„Capellmeister? das ist eine süße Beere in den Sprenkel. Na! ich bin neugierig, was sich hier fängt.“

„Späschen, Späschen, Herr Capellmeister! Späschen von wegen hier, dem rothen Näschen. Na! ein Gläschen in Ehren kann Niemand verwehren. Angestoßen! Prosit Neujahr!“

Sie tranken. Ein Glas, vielleicht auch zwei oder drei. Der Magazin-Verwalter nahm es mit den Zahlen nicht so genau.

„Hier, guter Freund! eine Liebe ist der andern werth. Stecken Sie dies Thälerchen ein und grüßen Sie mir Ihre Frau.“

„Besten Dank, mein guter Herr Magazin-Verwalter.“

„Wo geht's denn nun hin?“

„Zum Herrn Einnehmer.“

„Na! da dürfen Sie aber kein lustiges Stückchen blasen, das ist einer von den Frommen.“

„Bewahre der Himmel! je toller, je besser! ich müßte den Herrn Einnehmer nicht kennen.“

„Capellmeisterchen! steckt einmal einen Pflock zurück. Gerade, weil er etwas Heiteres liebt, wie Ihr sagt, soll er ein recht duftes Stück bekommen. Thut es mir zu Liebe und spielt ihm das Lied: „Ueb' immer treu und Redlichkeit bis an Dein kühles Grab.“ Blas't dies vor seiner Thür, es kommt mir wahrhaftig nicht auf einen Species an und wenn es geschehen, Ihr sollt noch eine Tonne Weißbier in's Haus bekommen.“

„In fünf Minuten können Sie das Verlangte haben. Adieu.“

Husch, war der Stadtpfeifer hinaus. Ach! er war die Güte und Sanftmuth gegen seine

Leute selbst, ja, sogar der Lehrbursche, der zweimal F statt Fis gegriffen, blieb von der sonst unfehlbaren Dusel verschont. — „Ach!“ jauchzte der Glückliche, „es heißt immer, die Kunst geht nach Brode, diesmal führt sie aber noch Kartoffeln und Weißbier im Gefolge.

Beim Einnehmer wurde pünktlich das bestellte Lied geblasen, eine Melodie, wo jeder Ton wie ein Tropfen Blausäure auf den herniedertropfte, dem es galt. Doch auch er zahlte und — nobel. Aus Freude, daß einmal Jedem sein Lied geblasen wurde, zahlte dann mancher Bürger beim Umgang des Stadtpfeifers mehr als je. Kurzum, es war eine Lese, wie noch nie, alle Säckel waren gefüllt, und freudig blickte der Stadtpfeifer empor, denn bei ihm hing im wahren Sinne des Wortes der Himmel voller Geigen.

Mannigfaltiges.

Wittenberg, im Dez. Auf der Wittenberger Industrie-Ausstellung befand sich eine Schachtel Bleisoldaten, das höchste Entzücken aller Knaben, welche die Ausstellung besuchten, und mancher derselben nährte den heimlichen Wunsch, in den Besitz dieser Schachtel zu gelangen. Fortuna hatte es anders beschlossen. Bekanntlich hat die Königin Auguste von Preußen diese Schachtel gewonnen.

Ein Knabe von acht Jahren, Sohn eines dortigen Hauptmanns, war der Ansicht, daß Ihrer Majestät Enkel doch schon genug derartiges Spielzeug besäßen und kommt auf die drollige Idee, an die Königin zu schreiben. Da seine Eltern die Einwilligung dazu verweigern, thut er es heimlich und fängt den Brief mit den Worten an:

„Meine liebe Frau Königin.“ Hierauf theilt er seinen Wunsch mit und trägt mit kindlicher Naivetät seine Gründe dafür vor.

Die Adresse des Briefes war: An die Königin von Preußen zu Berlin. Derselbe gelangt auch richtig in die Hände Ihrer Majestät und die hohe Frau hat sofort durch das Verloosungs-Comité dem Bittsteller die Schachtel Soldaten mit bestem Gruße übergeben lassen. Den Brief hat sie jedoch zum Andenken behalten.

(Der Eselsritt der Kaiserin Eugenie.) Da die famose Eselspromenade Ihrer Majestät Eugenie vielleicht nicht allen unsern Lesern bekannt sein dürfte, so verdient dieses wohl einer kleinen Erwähnung. Die Kaiserin verließ, in Alexandrien angekommen, ihre Yacht und stieg in Begleitung von Madame de la Poeze und Mr. de Cossé-Brissac ans Land. Ein Beamter des Vizekönigs wollte sogleich einen Wagen holen lassen, da im Programm nicht auf das Landen der Kaiserin gerechnet war. Da gewahrte Ihre Majestät eine Truppe Esel, flink kletterte sie auf einen derselben, ihre Begleitung thut ein Gleiches und fort geht's im Galopp der Pompejus-Säule zu. In diesem Augenblick kommt der Vizekönig an, welcher in solch einen Zorn geräth, daß man einen Schlaganfall befürchtete, da ihm jedoch nichts anderes übrig bleibt, so thut er ein Gleiches und besteigt ebenfalls einen Esel, um der Kaiserin nachzureiten. Dem Khedive nach galoppirte der Kommissär, diesem nach der Vize-Kommissär, diesem nach ein Fellah und alles das hoch zu Esel! Es war ein Esel-Wettrennen in bester Form. Unter anderen Heldenthaten stieß der Esel der Kaiserin einen der Geladenen des Vizekönigs um, kaum hatte sich dieser Unglückliche wieder aus dem Sande erhoben, so bekam er schon einen Tritt vom Esel des Vizekönigs, der auch unterdeß an Terrain gewonnen hatte Ueberdies rief ihm noch der Vizekönig etwas gar nicht Schmeichelhaftes zu und hieb ihm mit der Reitgerte über den Rücken, als wäre er der letzte Fellah.

Die ganze Kolonie hat viel über diesen Eselsritt gelacht, ausgenommen den einen Geladenen; Ihre Majestät probirte auch einen Kameelritt und bekam zu diesem Zwecke ein ganz schneeweißes Kameel vom Vizekönig zum Geschenk. Eine halbstündige Fahrt auf diesem Schiffe der Wüste hatte jedoch einen so heftigen Anfall von Seekrankheit zur Folge, daß die Kaiserin sofort abstieg und das weiße Kameel nie wieder benützte. Es ist seitdem nach Paris gebracht worden.

„Ich habe die klügste Henne der Welt,“ erzählte kürzlich ein Farmer seinem Freunde. „Auf meinem Hofe ist kein Schatten. Was thut sie? Sie setzte sich auf sieben Kartoffeln, bleibt einige Wochen sitzen, bis dieselben durch die animalische Wärme keimten und wuchsen und — jetzt hält sie ihre Mittagsruhe in der selbst gebrüteten Laube, da das Kartoffelkraut ihr weit über den Kopf gewachsen ist.“

Auflösung des Räthsels in № 3:
Waldfischbach.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Dienstag, 11. Januar 1870.

Der Ehestreit.

In der braunen Nußbaumstube
Samstags in der Feierstund,
Saß der wackre Meister Strube,
Schriftgelehrt bis auf den Grund! —

Und am Spinnrad still beflissen
Soß Frau Martha nebenan.
Kater schläft auf seinem Kissen,
Anders hätt' er's nicht gethan.

Auf dem a'ten Eichentische
Steht die Kanne und das Glas,
Drinnen glüht der Wein, der frische,
Heute, Meister, thut sich's baß! —

Doch der Kantor in Gedanken
Schiebt das Glas der Frauen vor.
Het, da bricht ein seltsam Zanken
Aus dem Hinterhalte vor:

„Trinke, Thomas, du kamst heute
Müde heim von deinem Gang;
Der Kapelle Meßgeläute
Gar so gern vom Berge klang." —

„Nein ... schon hab' ich angefeuert ...
Gute Martha, trinke du.
Hast geputzt, gefegt, gescheuert
Heute ohne Rast und Ruh."

„Trinke, Thomas, du mußt denken,
Schreiben, sorgen früh und spat,
Wehre stehn den Tück und Ränken,
Saner kämpfen in dem Rath." —

„Und du mußt zu Hause brüten,
Gute Martha, trinke doch;
Kochen, pflanzen, Kinder hüten,
Flicken tief am Abend noch."

„Du mußt Schulstaub täglich schlucken,
Thomas, dir gebührt der Wein;
Lieber Türk' und Mamelucken,
Als der Buben Wächter sein."

Ob noch lang das Für und Gegen
Angedau'rt im Eh'gericht,
Was am Ende unterlegen,
Meldet mir die Sage nicht.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

3.

Am andern Morgen, als es kaum acht Uhr geschlagen hatte und die Sonne durch zerrissenes Gewölk lugte, war Franz, im Frack und weißer Halsbinde, einen leichten Ueberrock darüber, mit Stock und Hut, im Freien. Aufgeregt, wie er war, hatte er wenig geschlafen. Die Morgensonne sollte ihn stärken, die frische Luft ihm die heißen Augen kühlen, der Gang in das Wäldchen ihm Muth für den Gang zum Fürsten geben. Wie fühlte er im Voraus die Nothwendigkeit, sich demüthigen, die stolzen Jahre der Freiheit hinwegwerfen zu müssen! Wie zitterte er, als er sich ernst fragte: „Ist es der Mühe werth, sich und sein Wesen aufzuopfern, mit Herzblut und unterdrückten Thränen dem Staate zu dienen, da das Ende von dem Allem doch Undank, doch Unverstand ist? Man sagt wohl, Herrschergunst sei wetterwendisch, aber ist beim Volk, bei dem Einzelnen nicht dasselbe? Was kann ich, ein Tropfen im Meere, erlangen? Was hoffen? Was begehren?"

Er lehnte sich an einen Stamm und blickte in die Landschaft hinaus. Hier, an diesem friedlichen Morgen, umwallt von dem feuchten, am Boden sich hinziehenden Nebel, schien er sein Gemüth und die ihn umgebende Natur nach dem,

was er wollte und ersehnte, fragen zu dürfen. „Wer bin ich?“ seufzte er schmerzlich; „was bedeutet dieses Gemisch von allgemeiner Liebe und großer innerer Gleichgiltigkeit, das in mir ist? Ich suche in den Dingen einen höchsten Sinn und komme mir in meinen Bestrebungen doch unmöglich, aus aller Ordnung herausgerissen vor. Immer ist mir das Leben ein unterdrückter, dumpfer Schmerz; immer entfliehe ich dem, wonach die Andern jagen. Meine Bedürfnisse sind einfach. Ich liebe das Natürliche, das Harmonische, das Anständige. Ein unendlicher Drang fesselt mich an das Schöne und verwirft das Häßliche, und doch bin ich unruhig, jetzt, wo ich ein Bestimmtes erfassen, mich der Außenwelt widmen soll! Der Heroismus der Aufopferung ist mir ja nicht fremd gewesen; ich habe mit frischer Festigkeit die Leidenschaft wie das Unglück überwunden. Ich glaubte, um glücklich zu werden, müsse man tugenhaft sein. Seltsamer Irrthum, der mir kaum wenige Tage gedauert und mir ein verblaßtes Leben gelassen hat! Und nun, nun? Es ist hart, wenn die Schmerzen bleiben und die Freuden fliehen, wenn man sich entzaubert, entwurzelt fühlt, eine Jugend besitzt und sie nicht genossen hat, wenn man an Tod denkt . . .“ Er fühlte, daß es ihm fiebrig durch die Adern rann und ging rasch einige Alleen weiter. Da sah er von Weitem Reiter sich auf ihn zu bewegen und ehe er sich's versah, rief Eduard an Alma's Seite: „Franz, bist Du's? Wo kommst Du her?“

Franz lüftete kalt den Hut vor Alma, die langsam vorüberritt, indeß Eduard sein Pferd anhielt und, vom Sattel herab ihm die Hand reichend, lebhaft sagte: „Sieh, Franz, das ist Alma!“ Aber diese, flüchtig sich umsehend, setzte sich in Galopp, grüßte mit der Reitpeitsche und zwang Eduard, ihr nachzufliegen, ohne den Freund vorgestellt zu haben.

„Ein schönes Weib,“ dachte Franz, gleichgiltig in eine Allee biegend; „im Uebrigen wie Alle eitel, herausfordernd, egoistisch. Ich habe einen wahren Widerwillen gegen Frauen, die im Aeußern poetisch, mit dem langen Reitrock, dem Männerhut und dem grün wallenden Schleier amazonenartig in's Leben hineinstürmen und verkleinernd auf uns einwirken, da ihnen die zarte Auffassung des Lebens doch abgeht. O fände sich nur Eine, die frei lieben, wirklich mit Gut und Blut sich hingeben könnte! Die Liebe ist ja nicht allein eine Seligkeit, sie ist auch eine Kunst. Aber da sehe man die meisten Frauen, wie sie sich verschachern, das für das, Jenes für ein Anderes einsetzen, nichts für nichts geben, und das ihre Tugend nennen.“ Unmuthig fuhr er sich über die Stirne. „Und doch,“ dachte er nach einer Weile, „kann ich mich nicht von dem Ideale eines liebenden, eines leidenschaftlich liebenden Weibes losreißen, dem die Sittlichkeit etwas Höheres als die Sitte, die Liebe etwas Größeres als die Tugend ist, die mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte und doch unwillkürlich den Rosenglanz der Poesie über das Gewöhnliche wirft und eine so große, so himmlische Harmonie einführt, daß das Geistige nicht vom Körperlichen und umgekehrt nicht zu unterscheiden ist! Aber freilich gehört dazu Wahrheit, Reinheit, und die Meisten sind gewöhnlich, gehen nie anders als in sich selbst zurück, zeigen sich weichlich und haben offenbar keine Kraft zu einer vollkommenen, innigen Liebe, wie ich sie meine. Deßwegen entbehren sie den frischen Reiz, das Mystische, deßwegen sind sie und das Leben ist mit ihnen so erschrecklich prosaisch.“

Franz hatte sich unter diesen Betrachtungen der Stadt zugewandt. Von Weitem sah er Alma heransprengen, über einen Graben setzen und dann langsam ins Thor reiten. „Welche Albernheiten!“ dachte er mißbilligend. „Und so ein Wesen, das den Tag mit Reiten und die Nacht mit Tanzen beschließt, liebt mein Freund Eduard. An das hängt er sich, für das lebt er!“ Er seufzte und schlug den Weg zum Minister ein. So schwer ihm der Gang wurde, so mußte er ihn thun; er mußte an eine Carriere, an eine feste Anstellung denken. Das Vermögen, das er besessen, war versplittert. Er hatte sich lange dem Zufall überlassen; lange hatte er die Jahre dem Schicksal, den Verhältnissen, dem sogenannten Anstand geopfert. Nun mußte er endlich bessere Zeiten vorbereiten, seine Gewohnheiten einsriedigen, sich dem Staate nähern.

Als er vor dem Hotel des Fürsten von der Recknitz stand, schöpfte er tief Athem. Er fühlte, daß er anders aus dieser Thüre heraus, als hineintreten würde. Die Würfel sollten fallen? Er sollte in das Triebrad der Geschäfte, in die schwüle gesellschaftliche Atmosphäre, so voll von gährenden Stoffen, von lärmenden Vergnügungen, so durchzittert von der Wucht des Hasses, der Angst und Verzweiflung. Wie schwer es ihm jetzt auf die Seele fiel, wo er den Platz vor dem Hotel durchschritten hatte und den Thürklopfer in der Hand hielt. Das Hotel lag kalt und dumpf mit seinen dicken, grauen Mauern, mit

seiner Auffahrt, mit dem in Stein gehauenen Wappen über dem Balkon, vor ihm. Nun klopfte Franz und nun öffnete der Portier aus seiner Loge heraus. Auf dem Portal standen mehrere Bedienten in reicher Livree vor den Treppen, die auf beiden Seiten hinaufgingen und sich oben vereinigten. Franz wandte sich an einen der Diener, um beim Fürsten angemeldet zu werden. Dieser wies ihn achselzuckend an einen zweiten. — „Seine Durchlaucht nehmen jetzt nur bekannte Namen an," hieß es.

„Tragen Sie gefälligst diese Karte zum Fürsten," sagte Franz ruhig und händigte sie einem Diener ein. — „Ich werde versuchen . . ." entgegnete dieser mit einer Protektormiene, indem er die Karte betrachtete, die Treppe langsam hinaufstieg und zwischen den Zähnen „Franz von Birkmann" murmelte.

„Impertinenz!" dachte Franz auf dem Portal, zwischen den zischelnden Dienern, innerlich glühend, äußerlich kalt. Der Anfang dessen, was sich nun täglich und stündlich wiederholen wird. „Die bittere Schule der Abhängigkeit," dachte er; da kam der Bediente zurück. — „Seine Durchlaucht bitten den Herrn von Birkmann, hereinzutreten," sagte er höflich, indem er Franz den Ueberrock ausziehen half.

(Fortsetzung folgt.)

* Wer ist schuldig?

Es gibt Fälle, in denen sowohl der erfahrenste Kriminalist, noch der am schärfsten blickende Lehrer nicht im Stande ist, zu beurtheilen, wer von zwei Uebelthätern der Schuldige ist. Die Beweise sind gegen Beide gleich, das heißt, sie machen Beide verdächtig und reichen doch nicht aus, um Einen zu verurtheilen, denn einer kann das Verbrechen nur begangen haben.

Kriminalisten kommen über solche Fälle leichter hinweg. Beide dürfen sie nicht verurtheilen, da einer unschuldig sein muß — sie lassen deßhalb Beide laufen. Schlimmer ist ein Lehrer daran. Sein Respekt verlangt unbedingt, daß er den Schuldigen treffe — aber wer von Beiden ist schuldig? Da heißt es den Kopf anstrengen oder . . .

Doch wir wollen zuerst einmal sehen, ob die Leser einen scharfen und psychologischen Blick haben.

Wir sehen zwei Jungen vor uns und den Lehrer; Letzterer hält seinen Adjunkt und Unterstützer bereits in der Hand. Das Schreibheft des einen der Jungen ist mit Tinte beschmutzt. Zagend hält er es empor und zeigt auf seinen Kameraden — der soll das Tintenfaß darüber geworfen haben. Der aber betheuert seine Unschuld. Wer ist nun der Schuldige?

Das beschmutzte Schreibheft ist vorhanden. Beide Jungen sehen gleich unschuldig und gleich durchtrieben aus. Beide versichern ihre Unschuld. Jeder behauptet vom Andern, daß er die Unwahrheit spreche.

Weitere Beweismomente sind nicht vorhanden und auch nicht nöthig. Eine genauere Untersuchung würde diesen Fall nur noch mehr verwickeln und durchaus nicht aufklären.

Auf wessen Haupt würde der Leser nun das Schuldig herabschleudern? Auf den Angeklagten? — Er kann schuldig sein, oder auch nicht! — Auf den Ankläger? Er kann die Wahrheit sprechen, allein er kann auch lügen!

Wir sind überzeugt, daß der Blick der meisten Leser nicht scharf genug ist, um dieses psychologische Räthsel zu lösen. Eine genaue Betrachtung des Lehrers, seiner Miene und seines Auges wird allein auf die rechte Spur helfen.

Und wie wird er in dieser Angelegenheit entscheiden? Auch er hat nicht mehr Anhaltepunkte als wir und keine näheren Beweise, allein er hat mehr Erfahrung. Er schließt folgender Weise: das beschmutzte Buch ist vorhanden. Schlingel sind die Jungen alle beide, und deßhalb prügelt er beide durch. Er tröstet sich dabei mit dem Gedanken, daß derjenige, welcher dieses Mal unschuldig leidet, in seinem Leben noch so viele tolle Streiche ausüben wird, welche ungestraft bleiben, daß diese Tracht Prügel nur ein geringer Vorschuß ist. Und sich selbst erscheint er ein zweiter Alexander. Dieser hieb den gordischen Knoten, den er nicht zu lösen vermochte, mit dem Schwerte durch, und er haut die beiden Jungen, deren gegenseitige Beschuldigung er nicht zu enträthseln vermag, mit dem Stocke durch — dadurch ist auch dieser psychologische Knoten gelöst! —

Mannigfaltiges.

Die „Vierteljahrsschrift für praktische Chemie" theilt folgenden Fall einer Vergiftung durch schimmeliges Brod mit: „Eine Familie — Vater, Mutter und ein fünfjähriges Mädchen — fand nach einer 14tägigen Abwesenheit von Hause ihr

selbstgebackenes Schwarzbrod, welches unterdessen in einem Schranke gelegen hatte, ganz mit grünem Schimmel bedeckt, aß aber doch davon, nachdem es so viel wie möglich gereinigt worden war. Alsbald stellten sich bei allen dreien heftige Kolikfälle, Brechreiz, Krämpfe ꝛc. ein, ihr Stöhnen und Schreien zog die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf sich, man holte einen Arzt, diesem gelang es auch, die Eltern zu retten, das Kind aber starb."

Einfluß der Eisenbahnen auf das Wetter. Dem „Boston Traveller" zufolge gewinnt die Ansicht immer mehr Verbreitung, daß die Pacific-Eisenbahn in dem Klima der von ihr durchschnittenen Ebene eine große Veränderung hervorbringe. Dasselbe Ergebniß hat man in anderen Theilen des nordamerikanischen Westens bemerkt, wo in den letzten 4 bis 5 Jahren anstatt der früher anhaltenden Dürre reichlicher Regen fällt. Als Grund hiefür gibt man die gleichmäßige Vertheilung der elektrischen Ströme durch die Eisenschienen an.

Auf dem Gute des Landrathes v. R. zu St. in der Provinz Sachsen wurde, als Mitte November v. J. der erste Schnee bei heftigem Sturmwinde fiel, ein Volk Rebhühner von einem Hühnerfalken derartig über das Wirthschaftsgehöfte verfolgt, daß sich sieben Stück an dem Ziegeldach des Kuhstalles Kopf und Brust einstießen und todt zur Erde fielen; auffallend ist dabei noch, daß, während vier Stück auf der äußeren Seite des Stalles im Garten auf die Treibbeete fielen und vom Gärtner, welcher das Vorbeisausen der Hühner und des Raubvogels gesehen, aufgenommen wurden, drei Stück auf der entgegengesetzten Seite im inneren Hofe einer vorübergehenden Viehmagd auf den Kopf fielen.

Ein Pariser Blatt theilt folgenden Stoßseufzer einer zu wohlbeleibten Frau mit: „Ich bin so fett, daß ich mit allen Wünschen meines Herzens um Kummer bitte, damit ich abmagere. Aber so wie mich irgend ein Kummer trifft, macht mich der Gedanke, daß ich nun bald abmagere, so glücklich, daß ich immer fetter werde."

(Vergeltet nicht Böses mit Bösem) — spricht der Hund und handelt darnach, wie es Menschen leider selten thun. Ein junger Pariser, seines Hundes überdrüssig, fuhr mit ihm auf die Seine und warf ihn hinein und vereitelte dessen Bemühungen, am Bote in die Höhe zu klimmen, immer leidenschaftlicher durch Stöße, da der Hund nun einmal ersaufen sollte. Wie er sich nun so durch die Lebensliebe des Hundes immer mehr in Leidenschaft bringen ließ, verlor er das Gleichgewicht und fiel ins Wasser, wo er mit Stiefeln und Sporen jämmerlich ersoffen wäre, hätte ihn der Hund nicht gepackt und so lange über dem Wasser erhalten, bis Hilfe herbeikam.

(Verlorene Wohnung.) Im „Figaro" bittet ein „Herr", man vermuthet, es sei der Redakteur selbst, der wegen seiner Zerstreutheit bekannt ist, ihm zu sagen, wo er wohne. Genöthigt, auszuziehen, hatte er vor einigen Tagen seine wenigen Habseligkeiten auf einen Wagen packen lassen und war mit demselben durch die Straßen gewandert, bis er eine passende Wohnung gefunden hatte. Er ließ abladen, richtete sich in seine vier Wänden ein und ging dann fort, um den Abend im Restaurant und im Cercle zuzubringen. Gegen zwei Uhr Morgens wollte er den Heimweg antreten, allein der zerstreute Mensch weiß sich weder mehr auf die Straße noch auf die Hausnummer zu besinnen. Er muß sich deßhalb an die Oeffentlichkeit wenden, damit sein Hauseigenthümer oder sein Portier in einer Anwandlung menschlichen Rührens ihm brieflich zu wissen thue, wo er daheim sei.

*(Eine Zumuthung des Unmöglichen.) In einer Stadt, wo der Thürmer die Stunden in der Nacht zu blasen hatte, kam es öfter vor, daß derselbe zu wenig blies; da war gut zu helfen, er blies eins nach, wenn er aufmerksam gemacht wurde. Nun blies er aber auch einmal eins zu viel und wurde von seiner Frau auf seinen Fehler aufmerksam gemacht mit der Aufforderung, „eins zurückzublasen". Leider konnte er dieser Aufforderung aber nicht entsprechen, denn die Kunst des Zurückblasens von geblasenen Tönen ist noch nicht erfunden.

Räthsel.

Freund, suche mich zu fliehen und zu meiden!
Denn hast Du mich, so hast Du Sorg' und Leiden
Verlierst Du mich, so wird das Herz Dir schwer;
Gewinnst Du mich, so hast Du mich nicht mehr!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Donnerstag, 13. Januar 1870.

Ein Gerberlied.*)

Dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, General Grant, als früherem Gerber, gewidmet von einem deutschen Gerber.

Wo irgend man dem lieben Vieh
Die Haut zieht über die Ohren,
Da sorgen wir sofort, daß sie
Dem Balk nicht geht verloren.
Wir trocknen oder salzen sie,
Enthaaren, scheeren, salzen sie,
Bis wir aus unsern Händen
Das blanke Leder senden.

Und wo das Ungeziefer sich
In Fellen will verstecken,
Da klopfen wir es jämmerlich
Heraus aus allen Ecken.
Das Schaben- und das Mattenzeug
Zertreten wir am Boden gleich, —
Den Schleichern keine Gnade —
Für sie ist's nimmer Schade!

So wird entfernt mit regem Fleiß,
Was schmutzig und gemein ist,
Der Arbeit geben wir den Preis,
Die recht solid und fein ist.
Ist der Geruch nicht immer fein,
Er könnte doch noch schlimmer sein, —
Ein Trost für jede Lage,
Der paßt für unsre Tage.

Daß Großes auch die Gerberzunft
Zu leisten ist im Stande,
Zeigt drüben sich, wo mit Vernunft
In einem freien Lande
Ein Gerber musterhaft regiert,
Der erst das Schwert mit Kraft geführt,
Und jetzt, den Sieg zu krönen,
Die Gegner wird versöhnen.

Das ist ein Gerbergeneral,
Der nach dem Bürgerkriege
Vermindert der Soldaten Zahl,
Die er geführt zum Siege,
Der, von dem Volke frei erwählt,
Es nicht mit neuer Steuer quält,
Und der sogar — o Wunder! —
Die alte setzt herunter!

Es schaut mit Neid die alte Welt
Hinüber nach der neuen —
Dort zahlt man Schuld — hier muß man Geld
In jedem Jahre leihen.
Und Alles wird für's Heer verwandt!
Da drüben zeigt ihr mehr Verstand,
Soldaten braucht ihr wenig,
Und nicht 'mal einen König!

Ein Hoch, o Präsident, für dich,
Von uns, den alten Genossen!
Sei stark und handle bürgerlich
Und wandle unverdrossen
Den Pfad des Rechtes, der dich ehrt —
Hinweg mit Jedem, der dich stört,
Mit Kriechern und mit Schmeichlern,
Mit Lügnern und mit Heuchlern!

Dein Lorbeerkranz des Kriegerruhms,
Er läßt sich überbieten
Durch den des schlichten Bürgerthums,
Das Freiheit, Wohlstand, Frieden
Der großen Republik erhält
Als Vorbild für das Glück der Welt!
Es blüht nach langem Warten
Wohl auch in unserm Garten!

*) Hr. Fr. Herrmann, der Verfasser des Gedichts, Gerbermeister und vertrat früher im preußischen Abgeordnetenhause den Wahlkreis Wittlich-Berncastel.

Mag's also noch so winterlich
Durch ganz Europa stürmen —
Im Westen werden sicherlich
Sich bald Gewitter thürmen.
Der Frühling kommt, — verzaget nicht!
Wenn auch der neue Tag anbricht
Mit Blitz und Donnerschlägen, —
Wir seh'n ihm froh entgegen.

Am 1. Januar 1870. Fr. Herrmann.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Franz schritt beklommen die Treppe hinauf. Beklommen trat er in eine Reihe von Gemächern, die mit Vergoldungen, mit Marmor, mit Gemälden und Statuen reich verziert waren. Geisterartig schlich der ihm den Weg zeigende Diener vor ihm über die spiegelglatten Parkets; geisterartig zog Franz ihm nach. Zuweilen blickte er scheu in einen der großen Spiegel, die die Wände bedeckten, und glaubte dann einen blassen Fremden so neben sich in schwarzer Tracht hinwandeln zu sehen. Endlich öffnete der Diener eine Flügelthüre und Franz stand in einem reich ausstaffirten, mit grünem Sammt verhängten Kabinet, in dem der Fürst vor einem Tisch voll Akten in einem gepolsterten Lehnstuhl saß. Als Franz, sichtlich befangen, eintrat, stand der Fürst auf. Franzens Erscheinung entsprach keineswegs der Idee, die sich der durchlauchtigste Staatslenker von ihm gemacht hatte. Er hatte sich ihn ungeschickt gedacht, ihn mit jenem fragenden Blick gemustert, den selbst die glatteste Erziehung oft an Hochmuth streifen läßt. Das Inquisitorische des Blickes verwandelte sich aber in Wohlwollen, als Franz auf ein Gespräch mit ihm einging, worin er ihm den Gang seiner Studien entwickelte und sich ihm als kräftiger Denker zeigte. Der alte, noch kerzengerade sich tragende Mann mit dem weißen Haar und dem durchdringenden, fast glühenden Auge hörte es beifällig, daß Franz ihm sagte: „Die Anleitung, die ich genossen, war gut. Nun kommt es darauf an, daß sich Ew. Durchlaucht meiner annehmen, dann kann mir die Carriere nicht fehlen."

„Die Bureaux sind überfüllt," antwortete der Fürst ausweichend. „Vor drei Jahren waren Sie im Ministerium notirt, warum haben Sie damals die Gelegenheit vorübergehen lassen und sind der modernen Richtung, dem Reisen in's Ausland, auf eine nicht zu billigende Weise gefolgt?" — „Damals war diese Reise eine Nothwendigkeit," entgegnete Franz betroffen.

„Eine Nothwendigkeit?" wiederholte der Fürst, ihn von oben bis unten ansehend. „So ist es jetzt eine Nothwendigkeit, daß sie warten. Sie können nicht ankommen."

„Ich muß leider bemerken, daß ich mein ganzes Vermögen verreist habe." — „Das war leichtsinnig," entgegnete der Fürst mißbilligend, indem er sich in seinem Lehnstuhl zurücksetzte und Franz vor sich stehen ließ.

Dieser schlug die Augen schmerzlich auf, schwieg einen Augenblick und sagte dann mit etwas bebender Stimme: „Ich habe mir auf meinen Reisen statistische Kenntnisse anzueignen gewußt, und höre, daß Ew. Durchlaucht ein eigenes statistisches Bureau gründen werden. Vielleicht, daß ich dabei, der ich mit Handelsverhältnissen betraut bin, zu gebrauchen wäre. Vorläufig verlange ich ja nichts, als meinen Eifer zu zeigen."

Der Fürst schien überlegen zu wollen und lehnte sich im Stuhl zurück. Jetzt erst konnte Franz die altmodische Gestalt näher betrachten, die gebieterisch vor ihm da saß. Er fühlte sich bewegt diesem Manne gegenüber. Er dachte: in dessen Händen ruht nun dein und das Geschick von Tausenden! Er rief sich die öffentliche Stimme zurück, die diesen Staatsmann des religiösen Machiavellismus beschuldigte, ihm wenig Toleranz zugestand und unter glatten Formen ein gehässiges, verbittertes Gemüth suchte; Andere sagten jedoch, daß das ungerecht sei, daß er Kraft, Festigkeit, Liebe zur Ordnung, Gerechtigkeitssinn habe. „Wer die Wahrheit erforschen, wer sagen könnte, dies ist, dies ist nicht!" seufzte Franz. „Niemand ist hellsehend genug, um des Fürsten Gedanken zu erspähen. Entweder ist er der Beste oder Durchtriebenste."

Franz wäre vielleicht noch weiter in seinen Betrachtungen gegangen, wenn der Fürst nicht wieder zu sprechen angefangen hätte. „Kennen Sie meine Frau?" fragte er. „Es ist mir dunkel, als wären Sie ihr irgendwo begegnet." — Und als Franz zur Erde blickte, fügte er gütig hinzu: „Wir empfangen des Montags Abends, kommen Sie einstweilen, bis sich etwas für Sie gefunden hat."

Er stand redend auf. Da ergriff ihn ein krampfhafter Hustenanfall. Franz sah sich beklemmt nach Hilfe um, doch winkte der Fürst, ohne weiter sprechen zu können, zum Gehen,

Digitized by Google

schellte, und als ein Diener erschien, sagte er mit erstickter Stimme: „Das weiße Pulver... in Wasser aufgelöst..."

Franz empfahl sich bestürzt. „Der macht es nicht lange mehr," dachte er, zurück durch die Prunkgemächer wandelnd, und es war ihm, als husche der Tod an ihm vorüber. Auf der Treppe begegnete er einer alten Frau mit weißgestreifter Mütze und einem gefalteten Kragentuch. Er blieb stehen, um sie vorübergehen zu lassen. Plötzlich erkannte er die Kammerfrau der Fürstin. „Gertrud!" rief er laut. Sie stutzte, sich von einem bärtigen Mann, der ihr völlig unbekannt schien, genannt zu hören, sagte: „Befehlen?" knixte, und als Franz nicht zu Worte kommen konnte, war sie jenseits der Treppe verschwunden. „O Gott, o Gott..." mehr vermochte Franz nicht zu denken. Dann schwankte er die Treppe hinab. Auf der letzten Stufe traf er eine Ladenmamsell mit einem großen blauen Karton. Ausweichend stieß er an die Schachtel, die die Stufen hinabrollte, sich öffnete und zu seinen Füßen ein weißes, mit rosenrothem Taft gefüttertes Spitzenkleid ausbreitete. Die Diener sprangen herzu, die Ladenmamsell raisonnirte, indem sie das Kleid in den Karton zurückzwängte; dem betäubten Franz wurde sein Ueberrock von einem Bedienten gereicht... das Alles war das Werk des Augenblicks, auch das, daß oben auf der Treppe der Fürst mit seiner Gemahlin erschien, die Hausthürflügel von einem Lakaien aufgerissen wurden, Franz ein elegantes Coupé, mit vier brausenden Engländern bespannt, vorfahren sah, die auf das Steinpflaster mit ihren ungestümen Hufen aufschlugen und kaum zum Stehen gebracht werden konnten. Der Fürst stieg langsam die Treppe hinab, an seiner Seite ein schönes zwanzigjähriges Weib, mit einem holdselig blassen Antlitz, mit tiefblauen unendlich sanften Augen, hohen schlanken Wuchses, das kleine weiße Federhütchen auf die sorgsam geglätteten kastanienbraunen Haare gesetzt, den schwarzen Spitzenshawl über ein schwarzes, enganschließendes Kleid geworfen, ein duftendes Schnupftuch und einen weißen Sonnenschirm in der Rechten. Franz lehnte athemlos im Hintergrund an einer Säule, athemlos sah er den Fürsten das Coupe mit seiner Gattin besteigen, athemlos hörte er das Knallen der Peitschen, das Davoneilen der Pferde, das leichte Rollen des Wagens.

„Ist dem Herrn nicht wohl?" fragte ein Diener.

Franz besann sich, wo er war. Er war im Hause des Fürsten von der Recknitz; er hatte ihn die Treppe hinabsteigen, die reizende Fürstin gesehen, gesehen, wie sie an ihm vorbeischritt, hatte das Rauschen ihres Kleides gehört, hatte den Duft ihrer Person eingeathmet, hier, hier an dieser Stelle. Es faßte ihn ein rasender Schmerz; er eilte in's Freie, er warf sich in die dichtesten Partien des Wäldchens, er rief unter verhaltenen Thränen: „Ich könnte sie hassen, sie hat mir so wehe gethan, daß ich ihr eine ewige, eine fortgesetzte Rache schwören sollte! Ist denn die Liebe, die ich empfing, nicht fürchterlich genug? Bin ich denn nicht plötzlich alt, plötzlich aufgeklärt geworden? Das ist so in der Ordnung," setzte er beschwichtigend nach einer Weile hinzu „Im Himmel die Seligkeit, auf der Erde das Elend. Und indeß dieses sich nieder auf uns läßt, nehmen wir das Leben, wie es ist, die Jugend, wie sie ist, theilen wir sie ein in Genuß und Verachtung, in Betäubung und Hellsehen. Das nennt man gemeiniglich Mann sein. Der, der die Wissenschaft des Guten und Bösen besitzt, der muß seinen Weg nun einmal allein gehen, muß von Wirklichkeiten leben, wie er früher von Täuschungen lebte."

Er warf sich auf eine einsame Bank und rang die Hände in einander. Dann zerschmolz der Schmerz und er seufzte: „Helene, Helene!" und dann bäumte er sich wieder hoch auf, daß Franz aufspringen und von einer Allee in die andere wandern mußte. Dazwischen träumte er von vergangenen Tagen, horchte er auf das leichte Rauschen des Frühlings, auf die Glocken der Heerden, auf das Gemurmel des Wassers. Wie war ihm so wunderlich schmerzhaft! Wie klagte er über sich selbst, daß er so niedergeworfen sei! Spät erst kam er zu sich. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, die Wiesen dufteten lieblich. Die Geister der Luft schienen die zarten Blüthen in sich saugen und sich in ihnen baden zu wollen... er lächelte, strich sich die Haare aus dem Gesichte, und seufzte: „Es ist vorüber, es muß vorüber sein, ich will es!" und ging langsamen Schrittes zu Alma's Wohnung hinüber. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Eine wirksame Lüge.) Von dem berühmten englischen Satyriker Dr. Jonathan Swift (1667—1744), der als Dechant von St. Patrik bei Dublin starb, werden eine Menge Anekdoten erzählt, von denen hier eine folgt: Unser Dr. Swift machte häufige Touren zu Pferd oder zu Fuß und kehrte dann zur Nachtherberge ein, wo ihn gerade der Abend überraschte. So traf es sich einmal, daß er in eine Herberge kam, in welcher alle Betten von Fuhrleuten in Beschlag genommen waren, in der Art, daß jeder allein in seinem Bette lag. Swift gab ihnen die himmelsbesten Worte, es möchte doch einer sein Bett räumen und sich zu einem Kameraden legen; Alles half aber nichts. Die Schlingel waren hartnäckig, machten keinen Platz und glaubten wahrscheinlich, der unscheinbare aber doch etwas vornehme Fremde werde am Ende lieber auf einer Bank die Nacht zubringen. Dies that er aber nicht, sondern fügte sich anscheinend in das Unvermeidliche, kleidete sich aus und stieg zum ersten besten Fuhrmann in's Bett hinein. Dieser rückte murrend etwas auf die Seite, während Swift sich ganz bescheiden neben ihn legte. Bald aber fing er an zu seufzen und leise zu stöhnen; sein Schlafkamerad wurde allgemach darüber unruhig und fragte ihn, ob ihm etwas fehle? Swift antwortete: „Ach, ich hab' morgen einen sauren Tag — ich muß Einen aufhängen." — Da horchte unser Fuhrmann hoch auf und fragte mit gepreßtem Athem: „Wer seid Ihr denn?" — Swift antwortete mit niedergeschlagener und schmerzlicher Stimme: „Ich bin der Henker der Grafschaft". Nun aber sprang der Fuhrmann mit gleichen Füßen zum Bett hinaus und legte sich zu einem Kameraden, so schnell er konnte; unser Schelm von Swift aber dehnte sich ganz behaglich und breit in seinem eroberten Bette aus.

* Glasbrenner's Montagszeitung bringt wieder einige lustige Proben von Stylverirrungen. Der Bote aus dem Riesengebirge (Nr. 25, 1865) enthält folgende: Todesanzeige. Nach langjährigen schweren Leiden hat es Gott gefallen, meine innigstgeliebte jüngste Tochter Anna in sein himmlisches Reich aufzunehmen, wo wir ihren entseelten Leichnam künftigen Donnerstag, Früh um 9 Uhr, beerdigen wollen. Dieses auswärtigen Freunden und Bekannten zur ergebensten Anzeige. Warmbrunn, den 27. März 1865. Tischlermeister J. Sch." — Berl. Intell.-Bl. März 1869: „Eine junge Dame von außerhalb und angenehmem Aeußeren wünscht sich mit einem eben so denkenden Herrn zu verheirathen." — Auf dem berliner Haupt-Postamte langte im Juni 1869 ein Brief an, der folgende Adresse trug: „An die königliche Nichtigkeits-Beschwerde zu Berlin." Der Schreiber meinte das Kammergericht, an welches der Brief auch richtig befördert wurde. — Berliner Inschriften: „M. Seligmann nebst Frau, geprüfte Krankenwärter, auch wird geschröpft." — „Hier werden Rasirmesser sanft schneidend geschärft." — „Hier werden Ohrlöcher hinten auf dem Hofe gestochen." — In einer Zeitung von Louisiana befindet sich unter den Lokal-Nachrichten wörtlich folgende: „In der Zuckermühle von Boggis sind gestern eine Mutter mit ihrem Kinde beim Einstampfen des Zuckerrohres leider vom Getriebe erfaßt und zermalmt worden. Wir bedauern den Vorfall herzlich, da bis jetzt die Qualität des Zuckers sich stets wegen seiner Reinheit eines guten Rufs erfreute."

* (Gerechtigkeit und Friede.) Beautru sah über einem Kamin die Gerechtigkeit und Friedensgöttin, die sich küßten, en basrelief vorgestellt. „Sehen Sie," sagte er zu einem Freunde, „sie umarmen sich, sie küssen einander, sie sagen sich das Lebewohl, um einander niemals wieder zu sehen!"

* Aufforderung.

Die Musen sind in's Städtchen eingezogen,
Und haben ihren Wohnsitz aufgeschlagen.
Drum lasset uns jetzt eifrig Sorge tragen,
Damit sie nicht entfliehen, schwer betrogen! —
Und ist der Himmel trüb auch jetzt umzogen,
Auf, lasset sie die Sorgen uns verjagen!
Der Vorhang rollt empor und seht, zum Lachen
Fühlt auch der größte Hypochonder sich bewogen!
Die Weltenbühne ahmen nach im Kleinen
Nach besten Kräften sie, der Musen Kinder,
Ergötzend auch in Lachen und in Weinen!
Und während außen tobt der rauhe Winter,
Wird's auch im Herzen goldner Frühling scheinen!
Drum eilt zum Schauen, Mann und Frau und Kinder!

„H 5".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Samstag, 15. Januar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

4.

Alma war stumm an Eduards Seite nach Hause geritten. Ihre Augen schossen Flammen, die Wangen waren leicht geröthet, die Locken, vom Ritte länger und glatter geworden, quollen unter dem schwarzen Reithut hervor. Das eng anschließende, mit Knöpfen und Schößen versehene Tuchkleid zeichnete die wundervolle Feinheit ihres Körpers. So schlank war sie, daß sie sich in ihren Bewegungen fast wie ein Kind ausnahm. Eduard hatte mehrmals mit ihr zu sprechen versucht und immer hatte sie ihn mit wenigen Worten zum Schweigen gezwungen. Jetzt hielten sie vor dem Thorweg des Hauses, den der Reitknecht, der voranzureiten gewohnt war, sobald sie in die Nähe von Alma's Wohnung kamen, diesmal zu öffnen vergessen hatte. Eduard mußte vom Pferde herunter und klopfen. Indem war schon Alma, leicht wie eine Gazelle, herabgesprungen, hatte die Zügel über des Pferdes Hals geschlungen, hatte dem Reitknecht einen starken Verweis über die Verspätung, über das vernachlässigte Riemzeug gegeben, hatte, mit der Reitpeitsche in der Hand, unmuthig gesagt: „Er ist zu nichts auf der Welt, nicht einmal zum Füttern der Pferde zu gebrauchen," und war nun eben in ihrem Zimmer, glühend vor Erregung, an einem Tisch voll Bücher und Packeten, das lange Kleid hinter sich herziehend und die Handschuhe und den Hut von sich auf einen Stuhl werfend. Die Kammerjungfer war eilfertig in's Zimmer, um Alma auszukleiden, getreten; sie schickte die Geängstigte rasch fort, streckte sich auf's Sopha, fuhr mit dem Battisttuch über das Gesicht und sagte zu Eduard gewandt. „Dieses Gesindel von Domestiken, das immer zur unrechten Zeit kommt, kein Pflichtgefühl hat, sondern nur eine leicht zu verrückende Maschinerie, ohne Sinn, Kopf und Anhänglichkeit ist, dies Gesindel macht mir das Leben schwer. Oeffnet so ein Tölpel von Reitknecht den Thorflügel nicht, kommt so eine Gans von Zose ungerufen ins Zimmer! Freilich, freilich, Menschen ohne Erziehung sind keine Menschen," setzte sie seufzend hinzu.

Eduard stand da, verletzt in seinem Humanitätssinn und doch eingeschüchtert durch Alma, die seinen Widerspruch nicht leiden konnte. Sollte er reden oder schweigen? Ihr Vorstellungen machen? Sie auf bessere Gefühle bringen? Er wußte es nicht. Seufzend fühlte er seinen Mangel an Einfluß, seufzend errieth er, durch wie viele Erfahrungen Alma durchzugehen habe, um mit sich und der Welt ins Gleichgewicht zu kommen. — „So gut und so hart zu sein!" dachte er schmerzlich. „Bald wie ein Engel sich zeigen und bald wie ein Dämon! Glauben machen, daß sie herzlos ist, wenn sie mit ein wenig Selbstbeherrschung durch und durch erwärmen könnte! Ach, daß ich sie leiten dürfte! Aber es ist nicht möglich! Ich kann es nicht! Wer könnte auch diesen Charakter leiten, der gebieten, nicht gehorchen will." Dann wandte er sich zu Alma und sagte: „Ich gehe und will suchen, ob ich Ihnen heute Abend Franz zuführen kann." Bei dem Namen sah Alma auf; ein dunkles Roth flog ihr über die Wange, sie athmete kaum: „Daß Sie sich das nicht unterstehen," rief sie, indem sie aufsprang. „Gehen Sie, Eduard, ich will allein sein, ich brauche weder Sie noch Ihren Franz . . . ."

Eduard verbeugte sich, schwieg und ging. Dies traurige Schweigen brachte Alma zur Besinnung. Sie schämte sich ihrer Uebereilung, rief ihn

zurück, sagte freundlich: „Geben Sie mir die Hand. Seien Sie mir nicht böse. Wir sehen uns bald wieder, recht bald, nicht wahr?“ Und als er antworten wollte, setzte sie hinzu: „Nein, gehen Sie jetzt. Sie sind gut und ich bin unartig. Das ist nun einmal so und wird nicht anders. Ertragen Sie mich.“

Und er ertrug sie, so schwer es ihm auch zuweilen ward. Er ertrug ihre Fehler, ihre Launen; er nannte das die Fehler ihrer Eigenschaften und ihrer — Race. Er schob Manches auf ihre mangelhafte, adelige Erziehung. „Ich glaube an Alma's Herz,“ sagte er, in seinen spanischen Mantel gehüllt, „ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben. Sie ist eben ein seltsamer Charakter, von dem man nicht weiß, ob man ihn lieben oder fürchten soll.“ So dachte er träumend, indeß Alma sich entkleiden ließ und dann zur Tante ging.

Frau von Wallsee war frühe Wittwe geworden. Nur kurze Zeit war es ihr gegönnt gewesen, an der Seite ihres geliebten, aber verschwenderischen Gatten zu leben. Damals hatte sie in Glanz und Ueberfluß geathmet, nicht ahnend, daß bald eine Zeit kommen würde, wo das Alles zerfließen sollte. Sie hatte keine Kinder. Herr von Wallsee starb früh und ohne Testament. Das Vermögen, das zerstört war, fiel an die Familie zurück. Die Wittwe, die ihm die angenehmste und bequemste Gefährtin seines Lebens gewesen war, mußte sich mit einer kleinen Pension begnügen und in die Ferne ziehen. Sie that es mit stiller Ergebung, denn sie hatte einen sanften, demüthigen Sinn und nahm das, was kam, für Schickung des Himmels, nicht für Menschenwerk. „Es ist Alles so, wie es ist, gut,“ pflegte sie zu sagen, wenn man sie bedauern wollte. Sehr angenehm war es ihr, als die elternlose Nichte, Alma von Wallsee, die ohnedies vermögend war, sie zum Beisammenleben mit ihr aufforderte. „Da hätte ich ja einen Lebenszweck,“ dachte sie erfreut. „So ein junges Mädchen zu beaufsichtigen und zu lieben, habe ich mir immer gewünscht.“ Aber sie sah auch bald ein, daß das mit Alma nicht möglich sei. Zuerst stieß sie sich an diesem Wesen, dann ertrug sie es.

Heute hatte Alma nach dem Ritt und nach der Scene mit Eduard Toilette gemacht, hatte sich nach der Tante Geschmack in ein rosenfarbenes Kleid mit weiten, wallenden Aermeln gehüllt, aus denen hervor die schönen Arme, mit reichen Spangen geschmückt, hervorblickten und trat nun hastig zu ihr, die sinnend und ernst, fast wie ein Van Dyksches Bild anzuschauen, am Fenster saß. Saufte Thränen waren ihr über dem Gedanken an die verlorene Jugend, an die eingebüßten Freuden, an die jetzige, eingeschränkte Lage gekommen. „O mein Gott,“ betete sie, „wie habe ich Deinen Beistand nöthig, wie muß mir, um nicht zu murren, das Gefühl meines Unwerths bleiben, wie muß ich bitten, gehorsam, ergeben zu werden.“ Da trat Alma mit der holdesten Freundlichkeit zu ihr. Die Tante trocknete ihre Thränen, wandte sich mit einem ernsten Gesicht zu ihr und sagte: „Ich bin unzufrieden mit Dir. Du hast den Friedrich so barsch angefahren, daß er nun fort und aus dem Dienst will.“ — „So mag er,“ entgegnete Alma verstimmt. „Ich halte Niemand, besonders wenn er seine Pflicht versäumt.“

„Das hat er nicht gethan,“ erwiederte die Tante rasch. „Ist er etwa nicht treu, war er nicht Deinen Eltern ergeben? Um eines leichten Versehens willen zankt man nicht so, wie Du. Du treibst es zu arg. Mit Dir kann Niemand leben.“

Alma biß sich in die Lippen. „Ich soll dem Friedrich wohl Entschuldigungen machen, soll sentimental werden, soll überfließen in Philanthropie?“ fragte sie. „Nein, Tante, das thue ich nicht. Wir wollen ihm für seine Treue drei Monate Gage zahlen und dann mag er gehen. Ich halte ihn nicht.“ — „Du bist trotzig, Alma,“ sagte die Tante aufstehend. „Wie mußt Du Dir die Hörner ablaufen, ehe Du in die Ehe passest!“

Plötzlich drückte Alma der Tante die Hände bis zum Schmerze. „Ich bin außer mir,“ rief sie, „wenn ich daran denke, daß ich heirathen, den Eduard heirathen soll. Ist es nicht der Frauen heiligste Sorge, den Dienst der reinsten Liebe aufrecht zu erhalten? Sind wir nicht geborene Vestalinnen? Sollten wir uns nicht dem Mann unserer Wahl mit allgemeinster Gesinnung, mit unbedingtem Gefühl hingeben? Und ich? Was werde ich thun?“ Sie verbarg ihr Gesicht in ihre beiden Hände, weinte eine Zeit lang still und heftig und fing dann an, von der Liebe und Heiligkeit der Ehe mit einer Lebhaftigkeit zu reden, daß Frau von Wallsee nicht umhin konnte, ihr zu sagen: „Ach, die ewige Fessel, von der Du redest, würde, wenn sich Dein Ideal verwirklichte, etwas so Himmlisches werden, daß es frühlingslieblich uns mit ewiger Schönheit umwehen müßte!“

„Es soll aber so sein,“ sagte Alma trotzig.

„Ach, ich bitte Dich um Verzeihung," sagte die Tante lustig, „ich vergaß, daß Du allmächtig bist."

Indem meldete August die Fürstin von der Recknitz an. Schon kam sie, leicht und lustig, mit ihrem wallenden Federhütchen die Treppe herauf.

„Willkommen, theuere Fürstin," sagte Alma, „willkommen bei der Tante. Wie habe ich mich gesehnt nach Ihnen, wie gefragt: Werde ich Helene sehen, bald, oft sehen?

(Fortsetzung folgt.)

Bettlergrundsätze.

Auf der Anklagebank des Pariser Polizeigerichts sitzt ein siebzehnjähriges rothwangiges Bürschchen in eleganter Kleidung; ungeheuere Heiterkeit strahlt aus seinen Mienen. Die Anklage gegen Félisse lautet auf Gewohnheitsbettelei und Vagabondage.

Präsident: Ihr Charakter ist?

Angeklagter: Ich habe keinen Charakter, man lebt auch ohne Charakter ganz gut. (Heiterkeit.) Meine Leute sprachen mir auch immer davon, daß ich denn doch ein Mal einen Charakter haben müsse, und ich sagte ihnen dasselbe. Sie bestimmten mich endlich, Ofensetzer zu werden.

Präsident: Es kommt mir aber vor, daß Sie sich wenig mit der Ofensetzerei abgegeben haben.

Angeklagter: Das kommt daher, weil man nicht den rechten Zeitpunkt dazu gewählt hat. Denken Sie sich einmal, Herr Präsident, was das für ein widernatürlicher Gedanke ist, im Hochsommer ein Ofensetzer zu sein, wo die Sonne sie alle überflüssig macht . . . (Heiterkeit.) Das verdroß mich denn auch, und weil die Oefen alle rauchten, so dachte ich mir, daß auch ich besser thäte, zu rauchen, statt bei den rauchenden Oefen zu stehen und Thränen in den Augen zu haben.

Präsident: Haben Sie sich einem anderen Erwerbszweige zugewendet?

Angeklagter: O nicht doch; vorderhand freute mich nur das Rauchen, und als ich kein Geld mehr dazu hatte, ging ich in's Spital.

Präsident: Fehlte Ihnen Etwas?

Angeklagter: O nicht doch; aber ich hatte meinen Plan dabei. Ich erzählte den Herren Aerzten die absonderlichsten Dinge über meine Zustände im Innern, daß sie, voll Freude über die Komplizirtheit meiner Uebel und das Interessante meines Falles, über mich die gelehrtesten Abhandlungen hielten. Leider waren sie lateinisch, und was sie mir französisch sprachen, erfüllte mich mit ebenso viel Freude, als sie von meinem Falle erfüllt waren; sie verschrieben mir nämlich aus Freude über die glänzenden Fortschritte ihrer Curmethode täglich eine bessere und eine stärkere Eßportion. Eben war ich daran, von der Dreiviertel-Portion Braten zu einer ganzen Portion zu avanciren, als mich die Herren Aerzte nach der bekannten Spitalpraxis plötzlich als geheilt entließen, damit ich nicht in den Genuß der ganzen Portion gelange. (Heiterkeit.)

Präsident: Nachdem Sie das Spital verlassen hatten, was thaten Sie dann?

Angeklagter: Ich that was ein hungriger Mensch thut, den man im Spital durch die Viertel-, halben und Dreiviertel-Portionen für die ganze Portion vorbereitet und dann plötzlich entläßt, weil — der Fall nicht mehr interessant ist. Ich machte auch meine Diagnose, und da ich ohne Arbeit und Geld war, ging ich mit meinem Wolfshunger betteln.

Präsident: Sie sind da schlecht angekommen, Sie haben einen Sekretär von der Mairie angebettelt.

Angeklagter: Ich sah ihm Das nicht an. Und dann, begreift ein Sekretär von der Mairie nicht am Besten einen jungen hungrigen Menschen? (Heiterkeit.) Richtig gab er mir ein tüchtiges Stück Brod.

Präsident: Das Sie bei dem nächstbesten Weinhändler gegen ein Gläschen Branntwein eingetauscht haben. Sie müssen also nicht recht hungrig gewesen sein.

Angeklagter: Aber bedenken Sie doch, Herr Präsident, die heiße Jahreszeit. Der Durst geht vor Hunger, und Branntwein ist gut für Brides.

Präsident: Sie haben dann fortgebettelt, gingen zum Pfarrer, zu den frommen Schwestern und in viele Bürgerhäuser, überall baten Sie um Brod oder Geld.

Angeklagter: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, Das sagt schon die Bibel.

Präsident: Wenn Sie Geld erhielten — sagt der Gensdarm — machten Sie inbrünstige Kreuzzeichen, erhielten Sie aber blos Brod, so schnitten Sie jämmerliche Grimassen und warfen es über die nächstbeste Mauer.

Angeklagter: Ich folgte nur den Eingebungen meines Magens, und Geld macht auf jeden Menschen einen freudigeren Eindruck, als ein Brod ohne Butter und Schinken. (Gelächter im Auditorium).

Digitized by Google

Präsident: Ihre Art zu betteln heißt Mißbrauch treiben mit der öffentlichen Mildthätigkeit.

Angeklagter: O, Herr Präsident, das Publikum hat ein besseres Herz, als der hohe Gerichtshof. (Große Heiterkeit.) Nur eine Bitte hätte ich noch: schicken Sie mich in kein Arbeitshaus, ich hasse das; lieber wäre mir gleich ein ordentliches Gefängniß, wo ich nicht zu arbeiten brauche.

Der unverschämte Bettler wird zu einem Monat Gefängniß verurtheilt.

Angeklagter (sich seelenvergnügt die Hände reibend): Tausend Dank, tausend Dank, ich brauche also Nichts zu arbeiten . . .

Mannigfaltiges.

* Vielleicht dürften die Leserinnen die nähern Details betreffs des Diadems des rumänischen Nationalkostüms interessiren, welches die Stadt Bukarest der Fürstin bei ihrer Ankunft daselbst als Ehrengabe hat überreichen lassen. Das Diadem ist aus der Werkstätte des Herrn Beaugrand in Paris hervorgegangen und für den Preis von 107,000 Francs gekauft worden. Den obern Rand bilden 17 birnförmige Perlen, der Größe nach auf und absteigend, derart, daß die mittlere die größte ist. In der zweiten Reihe befinden sich 17 à jour gefaßte Solitäre von der schönsten Reinheit, von denen die mittlere in Größe einer Kirsche noch besonders durch 25 kleinere Brillanten gehoben ist. In der dritten Reihe stehen wieder 17 feine Perlen von runder Form, darunter noch eine Reihe kleinerer Diamanten und den äußersten Rand bilden 64 Perlen, alle von der Größe einer Erbse. Die Metallfassung des Diadems ist außerdem noch an der vordern Seite überall mit Diamantensplittern verziert, so daß das Ganze bei strahlendem Licht einen wahrhaft zauberischen Effekt macht. Das Nationalkostüm, welches bei Madame Armand verfertigt worden ist, besteht aus einem Unterkleide von weißer indischer Seide. Die Taille bildet eine Art Tunika von Goldbrokat, reich mit blau und rothen Besätzen verziert, so daß in den Farben des Oberkleides die Nationalfarben, blau, roth, gelb, vertreten sind. Eine Schürze von schwarzem Stoff mit Goldstickerei und eine Kette, gebildet aus goldenen Münzen, vervollständigen den nationalen Anzug.

(Verschiedenheit im Küssen.) Achtung küßt die Hand, Freundschaft die Wange, väterliches Wohlwollen die Stirn, Liebe den Mund, Galanterie den Arm, Sehnsucht die Augen, Begierde den Nacken, Sklaverei den Fuß, Demuth das Gewand, Raserei der Liebe Alles.

Krieg und Frieden. Den Unterschied zwischen Krieg und Frieden hat einer der Alten sehr sinnreich erklärt: „Zur Zeit des Friedens begraben die Söhne ihre Väter; zur Zeit des Kriegs aber begraben die Väter ihre Söhne."

* Sonntagmorgen.

Sanntag-Morgen — heil'ger Frieden!
Von den Bergen, aus dem Thal
Sind die Nebel längst geschieden,
Galdig glänzt der Sonne Strahl.

Auf den Wiesen, auf den Fluren
Lagert rings ein duft'ger Hauch,
Nirgend mehr der Arbeit Spuren,
Fried' im Wald, im Feld, im Strauch.

Friede auch in dem Gemüthe,
Das so oft vom Sturm bewegt,
Friede auf der kleinsten Blüthe,
Friede Allem, was sich regt.

Leise klinget das Geläute
Klang um Klang aus weiter Fern',
Und doch ruft es mächtig: Heute,
Heute ist der Tag des Herrn!

Räthsel.

Eine Anzahl junger Leute zechten in einem Wirthshause und verlangten die Rechnung. Der Wirth, ein guter Rechenmeister, sagte: „Wenn jeder von Ihnen so viel Pfennige bezahlt, als ihrer an der Tafel sind, so ist meine Rechnung berichtigt." Jeder zahlte nun seine Pfennige, und die Summe betrug 1 Thaler 1 Pfennig. Wie viel Leute waren es und wie viel bezahlte jeder?

Auflösung des Räthsels in № 5:
Prozeß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 8. Dienstag, 18. Januar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Alma flatterte wie ein Vogel im Zimmer herum, indeß die Fürstin von der Recknitz sich zu der Frau von Wallsee auf's Sopha setzte, dann kam sie zu Helene zurück und bemerkte, vor ihr stehend: „Immer noch wie eine Lilie, immer noch grad und lieblich, immer noch weiß, stolz duftend und einsam!"

Helene warf einen seltsamen Blick auf sie, sammelte sich und antwortete auf die Frage der Tante nach dem Fürsten: „Er ist nicht wohl. Seine Gesundheit leidet. Er thut nichts, ohne den Barometer zu fragen, studirt die geringste Luftveränderung, zieht sich darnach an und aus, findet die Speisen unschmackhaft, klagt über Schlaflosigkeit und hustet, daß es mir das Herz zerreißt. Ich war in der Kirche mit ihm. Er wollte den neuen Prediger hören. Aber es hat ihn angegriffen. Nun ist er wieder zu Hause und ich bin spazieren und zu Ihnen gefahren."

Sie sagte das langsam, mit sanfter Stimme, indeß Alma theilnehmend bemerkte: „Sie sollten Ihre Mutter kommen lassen. Die würde Ihnen jetzt sehr nützlich sein." — „Meine Mutter?" warf Helene träumend hin. „Haben verheirathete Töchter Mütter? Haben sie Väter? Wir gehören nur Einem und das ist der Mann."

Es entstand eine kleine Pause, dann setzte Helene das Gespräch fort. „Mein Seelsorger, der gute Pastor Heinrich, ist gestorben," sagte sie wehmüthig. „Sein felsenfester Glaube fehlt mir, obwohl er streng, sehr streng war. Sein Nachfolger ist freundlich, das ist nicht genügend. Ich möchte meinen Muth erfrischen, möchte eine starke Stütze finden..."

Sie endete nicht, denn August trat mit der Meldung ein, Herr von Brinkmann sei unten und bäte, vorgelassen zu werden. — „Herr von Brinkmann? Was will denn der?" Dann blickte sie Helene an und wie diese todtenblaß und ganz verwirrt vor ihr saß, rief sie plötzlich, sich besinnend: „Ich lasse mich entschuldigen, ich bin bei der Toilette, ich kann Niemand sehen!"

August ging und Helene zwang sich, auf ein gleichgiltiges Gespräch über Theater und Gesellschaft zu kommen. Allein sie war so bewegt, daß sie nach einer Weile aufstand, mit erkünstelter Heiterkeit die Bilder an den Wänden ansah, sich bei den aufgestellten Camelien aufhielt und endlich Abschied nehmend sagte: „Ich glaube, der Fürst wird meiner bedürfen. Auch ist mir nicht wohl. Ich will nach Hause."

„Wieder ein Opfer der Ehe," seufzte Alma, als sie Helene ins Vorzimmer begleitete und zurück in ihre Wohnung ging. Sie hielt eine zierliche Karte in der Hand und las: „Franz von Brinkmann... Wie das klingt!" dachte sie leise. „Wie so ein neuer Name wirkt!" Alles, was ihr Eduard von ihm gesagt, von seinem Charakter, seinem Verstande, seinen Reisen, seinen Eigenheiten, seiner Trauer, seinem Ernst, stand vor ihr. Auf einmal war sie starr und kalt wie Eis. „Himmel," rief sie, „ich habe ihn beleidigt, habe ihn fortgeschickt, jetzt, wo er mich freiwillig besucht hat. Ich that es Heinens wegen, die mich so verwirrt ansah. Ich wollte ihr nicht den Schmerz bereiten, ihn bei mir wieder zu sehen. Aber was fang' ich nun an? Wie will ich ihn versöhnen? Soll ich ihm schreiben? Ihn einladen? Soll ich warten?"

Sie lief an einen Tisch, setzte sich, stützte den Kopf auf die Hand, zitterte, überlegte, rückte ein blaues Papier zurecht, nahm eine goldene Feder, tauchte sie ein, legte sie fort, nahm sie wieder und schrieb nun mit fiebernden Fingern:

„Zürnen Sie mir nicht. Ich konnte Sie im Augenblick, wo Sie hier waren, nicht sehen. Entschädigen Sie mich für den Verlust! Kommen Sie heute Abend. Je eher, je lieber. Aber kommen Sie ...“

Sie siegelte und als August mit dem Billet fort war, lehnte sie sich im Lehnstuhl zurück und sagte, ordentlich mit sich selbst zufrieden: „Nun wird er wohl kommen und nicht böse sein.“

5.

Franz lag ausgestreckt auf dem einfachen Sopha, den Tisch mit Schreibmaterialien vor sich, einen andern voll Bücher und Manuskripte seitwärts. Er schien sich gefaßt, den Schmerz des Morgens untertauchen zu wollen in die Betrachtung des Abends. Seine traurigen Augen leuchteten, als er dachte: „Was kann mir die Philosophie des Lebens, diese Verkleidung eines kleinlichen Instinkts, diese vergebliche Geduld der vom Schicksal Gemarterten bieten? Warte, ruft sie, gedulde Dich. Das Leid verliert sich auf die Länge; die Zeiten ändern sich, oder bleiben dieselben, änderst Du Dich? Wer die Gegenwart benutzt, stumpft die Vergangenheit ab. Ertrage das Leben und es wird Dir leicht werden. Eine Leidenschaft blüht ab, der Verlust vergißt sich, ein Unglück wandelt sich um in Heil. Ja, ja, sprechen sie. Was aber in ein Gemüth als Ersatz legen, das Vieles weggab und wenig geerntet, das seiner Natur nach hat leben müssen und sich für einen Schatten erschöpft hat?“

Er legte den Arm auf den Tisch, griff nach einem Konvolut Papieren, durchblätterte sie und sagte: „Das ist also das Resultat dreijähriger Anstrengung? Wird das Publikum das anerkennen? Werde ich meinen Zweck erreichen? Werde ich eine Anstellung, Freunde, Beschützer finden?“

Er hielt wieder inne, niedergedrückt von seinen Erinnerungen. Dann raffte er sich auf und setzte sich zum Schreiben. „Arbeit, Segen des Himmels für die Unglücklichen, wie liebe ich dich,“ rief er, die Feder in der Hand. „Wer fühlt deine Wohlthat mehr als ich? Wer sehnt sich mehr nach Einheit, nach Pflichterfüllung, nach dem Glück, nützlich zu sein? Ich hoffe, Gutes zu stiften. Es ist das der einschmeichelndste, der süßeste Traum meines Lebens; er füllt den Leidensabgrund, wenn ich denke, Du sollst mehr als die Andern leisten; Du mußt trösten, aufklären, mußt unablässig sagen: Was Du dem Schicksal aufbürdest, das sind nur die Irrthümer Deines Geistes, das hast Du selbst, Du und Deine Schwäche verschuldet.“

Er schrieb eifrig, als es klopfte. Auf Franzens „herein“ erschien der himmelblaue, mit silbernen Tressen gallonirte August, Alma's duftendes Billet in der Hand. Franz öffnete flüchtig, las gleichgiltig, sagte: „Es ist gut, ich lasse mich empfehlen,“ und schrieb weiter. August ging zögernd. „Ein kurioser Herr, der ...“ meinte er auf der Treppe.

Kaum war er hinab, so stürmte Eduard herauf, warf sich auf's Sopha und sagte athemlos: „Alma ist außer sich, daß sie Dich heute Morgen nicht annehmen konnte.“ — „Ich weiß es, sie hat mir geschrieben,“ entgegnete Franz ruhig. — „So? Geschrieben hat sie Dir? Ei, ei, davon hat sie mir nichts gesagt.“ — „Willst Du den Zettel lesen?“ fragte Franz lächelnd.

„Nein, ich danke: ich kenne alle ihr Schreib- und Tonarten,“ erwiederte Eduard. „Die Hauptsache ist, daß Du jetzt mit mir zu ihr gehst.“ — „Das will ich auch,“ sagte Franz, indem er aufstand und vor dem großen, zwischen den Fenstern aufgestellten Spiegel Toilette zu machen anfing. „Ich habe einen stillen, schweigsamen Dank auf dem Herzen für den Takt, womit sie mich heute Morgen fortschickte.“

„Ist das Ironie?“ fragte Eduard verwundert.

„Nein, es ist Wahrheit. Ich hatte mich schon melden lassen, als ich die Equipage der Fürstin gewahrte; diese bei Alma zu treffen, wäre mir unerträglich gewesen,“ sagte Franz und griff nach seinem Hut.

„Du bist mir Deine Geschichte schuldig geblieben, lieber Franz. Willst Du Dein Herz nicht erleichtern und mir sagen, was Dich so drückt?“ bemerkte Eduard leise.

Die Freunde wandelten in diesem Augenblick langsam die Straße hinab und Franz antwortete nach einer Pause, in der er seinen Arm in den Eduards legte: „Du weißt, daß ich unbegütert, halb vom Onkel Halderode, halb von meinen Eltern erzogen bin. Mein Vater war ernst, streng, aber unterrichtet und geistreich. Es war ihm Lebensangelegenheit, den Kreis meiner Ideen bestmöglichst zu erweitern, die Dinge mir in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen, besonders eisern wahr mit mir zu sein. Er gehörte einer altadeligen Familie an, war aber unter den Zuckungen der Revolution groß geworden. Das gab ihm eine Nichtachtung der Formen, die zuweilen sogar in Haß gegen seine Kaste überging. „Bilde Dir nur nicht ein, besser als Andere zu sein, weil Du adelig bist,“ sagte er mir öfters. „Erkenne im Gegentheil die Fehler

Deiner Race, jenen unaustilgbaren Hochmuth, jenen wegwerfenden Ton, der an Herz- und Gemüthslosigkeit streift, wenn es darauf ankommt, Niedrigstehende zu beurtheilen. Gesinnung ist Adel, nicht Geburt, merke Dir das. Sei nicht schonungslos, weil dieser bürgerlich, jener arm ist; gib Dich nie der arroganten Geringschätzung rein menschlicher Angelegenheiten hin. Hüte Dich besonders, unter dem Deckmantel eines ehrenhaften Namens Dir Bedrückungen, Wortbrüchigkeiten, Ueberschreitung der Redlichkeit zu erlauben, die sehr unedel, also auch unadlig sind, und die sich doch Tausende unserer Art zu Schulden kommen lassen. Beweise nie, daß unter der glatten liebenswürdigen Form eines Barons oder Grafen, neben den Eigenschaften der Courtoisie, der Freigebigkeit und der heitern Laune Gewissenlosigkeit, unwürdige Täuschung, ja Gemüthsverhärtungen herrschen können.

„Mein Vater sprach so vielfach mit mir. Die Festigkeit seines Charakters gab seinem Aeußern einen patriarchalischen Anstrich. Sein Haus war sehr ordentlich gehalten. Meine Mutter vertheilte die Almosen und überwachte die Moralität der Hausarmen auf eine Weise, daß sie gleichsam mit zu der Familie gehörten. Freilich hieß es deßwegen, daß sie hart, ausschließend, unmenschlich sei. Die Meisten begreifen nicht, daß man den Nächsten zwar lieben, dem Laster aber doch mit unerbittlicher Strenge den Krieg erklären soll. Ich liebte meinen Vater leidenschaftlich, liebte hauptsächlich seine Strenge, die mich von jedem Zweifel heilte. Von ihm geleitet, schien es mir so leicht, gut und wahr zu werden. Wenn er mich lobte, wenn er gerührt über meine Anstrengungen schien, war ich so stolz, daß ich still glücklich war."

Bei diesen Worten standen die Freunde vor Alma's Wohnung. „Ob wir jetzt schon hineingehen?" fragte Eduard, der gespannt zugehört hatte. „Willst Du nicht lieber mit mir in den Garten treten und dort weiter reden?" — „Warum nicht gar," entgegnete Franz freundlich, „das Wichtigste ist ja, daß ich endlich Alma vorgestellt werde."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein neues Gericht.) Ein Pariser Elegant kommt mit einigen Freunden von einem solennen Frühstück. Sie kommen bei dem Laden einer hübschen Parfümeriehändlerin vorüber, und unser Pariser, von seiner Weinlaune verführt, tritt ein und läßt sich verschiedene Parfümerieen vorlegen. Die hübsche Verkäuferin öffnet Flacon auf Flacon, Schachtel auf Schachtel, ohne den heiklen Kunden zufrieden zu stellen. Schließlich meint sie ungeduldig: „Aber was wünschen Sie denn eigentlich?" — „O, ich sehe schon, Sie haben diesen Artikel nicht." — „Vielleicht doch! Nennen Sie ihn nur!" „Nun denn, ich möchte um eine parfümirte Kotelette bitten ... Sie werden keine haben, fürchte ich." — Die Freunde, die dem scherzhaften Käufer gefolgt waren, wollten vor Lachen beinahe ersticken. Die Dame sagte, ihn scharf fixirend: „I doch, mein Herr. Setzen Sie sich nur ein wenig!" Und in einem Augenblick war die Kotelette fertig, der Herr wurde in's Hinterzimmer geführt und aß halb lachend, halb ärgerlich die parfümirte Speise. Als man ihm aber die Rechnung vorlegte, war der Mystifikator der Mystifizirte. „Eine parfümirte Kotelette macht 5 Louisd'or, mein Herr." — „Was? Fünf Louis für eine Kotelette?" — „Ja, mein Heer, es ist eine selten verlangte Waare."

In Goldberg gingen kürzlich zwei Beamte zum Niederthore hinaus, erzählt die B. Zeitung, als plötzlich ein Thier bei ihnen vorbeilief, welches der eine in der Dämmerung für ein Kalb hielt. Dasselbe lief in ein Haus der Straße und bis in den Hof hinein, wo es ein dort beschäftigtee Mann, der es für einen Hund hielt, zurückscheuchte. Alsbald in das Haus zurückgekehrt, rannte es eine Treppe hinauf und wurde aus dem ersten Stockwerk von ein paar auf dem Hausflur befindlichen Frauen ebenfalls fortgejagt, so daß es wieder in das Erdgeschoß und von da durch eine offenstehende Fallthür in den Keller eilte. Gleichzeitig kam auch der Menageriebesitzer W. in das Haus, verschloß die Thür und es stellte sich heraus, daß das für Kalb und Hund gehaltene Thier ein junger, etwas über ein Jahr alter Löwe war, welchee seinem Herrn bei der Fütterung entsprungen war. Der Besitzer begab sich nun mit einem Käfig und einer Blendlaterne in den Keller, und es gelang ihm allein, den Löwen in den Kasten zu jagen.

Eines Tages unterhielten sich zwei junge, liebenswürdige Damen über Das, was die Schönheit einer Hand ausmache.

In ihren Ansichten darüber eben so verschieden, wie in der Form des schönen Gliedes, von dessen Vorzügen sie sprachen, beschlossen sie einem gemeinsamen Freunde, der zufällig dazu kam, die Frage zur Entscheidung vorzulegen.

Die Sache war kitzlich.

Er gedachte des Paris und der drei Göttinnen. Jede der Damen zeigte ihm ihre Hand.

Beide erfassend, blickte er eine Zeit lang auf sie, als ob er sie genau betrachte. Endlich sagte er:

„Ich gebe es auf; die Frage ist zu schwer für mich; doch fragen sie die Armen, und sie werden Ihnen sagen, daß die schönste Hand in der Welt jene sei, die da gibt."

(Eisenbahnwärter-Romantik) In *** wurde vor etwa fünf Jahren ein Bahnwärter so krank, daß er für immer unfähig blieb, sein Amt wieder anzutreten. In den ersten Tagen seiner Krankheit versah seine Frau, verkleidet, den Posten, der nicht verloren gehen sollte. Da der Mann krank blieb, fuhr sie auch fort, in der Kleidung desselben alle Pflichten des Bahnwärters zu erfüllen und zwar fünf Jahre lang, bis man unlängst entdeckte, weß Geschlechts sie sei und daß sie nur aus Liebe zu dem Manne und den Kindern so ausdauernd und männlich gehandelt habe. Ihre nächsten Nachbarn in der Bahnbeaufsichtigung waren in das Geheimniß eingeweiht worden. Sie wurde zur Strafe abgesetzt und von der Bahn-Direktion und Privatpersonen so reichlich beschenkt, daß sie zeitlebens genug hat.

(Die unrichtige Anrede.) Ein junger Mann, der den Ruf eines schlechten Zahlers hatte, kam zu einem Bekannten und sprach:

„Sei so gut und leihe mir hundert Gulden."

„Das würd' ich sehr gerne thun," antwortete dieser, „wenn Du mir nicht in diesem Augenblicke einen Zweifel an Deiner Aufrichtigkeit eingeflößt hättest."

„Wie so?"

„Du hast in deiner Anrede anders gesprochen, als du denkst."

„Das verstehe ich nicht."

„Ich will dir's erklären; wärest Du aufrichtig gewesen, so hättest Du sagen müssen: Sei so dumm und leihe mir hundert Gulden!"

(Radirte Stelle zu glätten.) Fügt es des Schicksals Tücke, daß man beim Zeichnen eine Stelle radiren muß, so läuft die Farbe auf dieser Stelle bei manchem Papier aus; reibt man selbe aber mittelst eines weichen Läppchens mit recht feinen weißen Sägespänen von Lindenholz so lange, bis die Stelle wieder etwas Glanz bekommt, so ist jenes Uebel beseitigt.

* Das Grab zu Homburg.

Wanderer! bleib' steh'n und weine,
Weine über unserm Grab!
Tausend tapfre, brave Krieger
Sanken wie da bleich hinab!

Starben nicht bei unsrer Fahne,
Fielen nicht in heißer Schlacht,
Sanken nicht, den Feind zermalmend,
Nieder in die Todesnacht!

Nicht in Rußlands Siegesfluren
Hatt' der Tod uns hingerafft,
Standen noch auf Leipzigs Fluren
Ungeschwächt in voller Kraft,

Kamen glücklich durch die Elster,
Ueber'n Rhein in wilder Flucht,
Waren schon so nah' der Heimath,
— Da traf uns des Todes Wucht.

Matt und schwach und krank und hungernd
Wurden wir des Todes Beut',
Und verscharrt im fremden Sande
Ruh'n wir in Vergessenheit!

Ach! der armen Todten denket
Niemand, niemand weint um sie!
Keinen rührt ihr traurig Schicksal,
Keine Lippe fleht für sie!

Düstre Fichtenwälder ziehen
Ueber unserm Grab sich hin,
Nur in ihren Wipfeln klagen
Vöglein Trauermelodie'n.

Und so ruh'n wir, todt, vergessen,
Unbeweint und unbeklagt,
Harren stille, bis uns endlich
Wiederum der Morgen tagt;

Bis die Weltgerichtsposaune
Tönt herab in unsre Gruft,
Bis uns der allmächt'ge Vater
Wieder neu in's Leben ruft!

B. H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Donnerstag, 20. Januar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Sie traten in die Wohnung, deren Treppe mit Decken, Blumen und Statuen geschmückt war. „Das sieht hier ja ganz phantastisch aus," bemerkte Franz, indem er den Ueberrock auszog. — „Ist aber noch gar nichts gegen die Zimmer selbst," ergänzte Eduard triumphirend, indeß August voranschritt, die Thüren öffnete und bemerkte: „Das gnädige Fräulein sind noch beim Ankleiden. Belieben Sie einstweilen hier Platz zu nehmen." — „Das ist hier Alma's Empfangszimmer," sagte Eduard, der Franz in ein rothdamastenes Gemach mit reichen Bronzeverzierungen führte. „Das ist ein Allerweltszimmer. Aber hier in diesem Kabinet, da haust sie in Wahrheit, da hinein hat sie ihre Seele gegossen." —

Franz lächelte, als er ein Gemach mit Blumen durchduftet betrat, das ein einziges Fenster, Gemälde aller Art, Spiegel, schwellende Divans, einen eingelegten Rococoschreibtisch und eine Masse Meißner Porzellanfiguren auf einem Kamin barg, der statt des Feuers jetzt Camelien hatte. — „Wenn das Alma's Seelenabglanz ist, so ist er bunt genug," sagte Franz lächelnd, indem er sich ohne Umstände auf den Divan setzte. — „Sprich leiser," bemerkte Eduard, „sie ist nebenan in ihrem Toilettenzimmer und könnte Dich hören." — „Also ein Empfangs-, ein Schreib-, ein Toiletten-, ein Schlafzimmer?" fragte Franz, „und was der Extravaganzen noch mehr?" — „Die liegen in der Zeit und ihrem Charakter," erwiederte Eduard. „Warum soll sie ihnen nicht folgen, da sie es haben kann?"

„Es fällt mir ein," sagte Franz träumerisch, „wie seltsam verschieden das Weib organisirt ist. Sieh nur Deine exzessive Alma neben der wenigstens sonst so einfachen Helene." Dann besann er sich, sah sich um und fuhr gefaßt fort: „Ich will Dir erzählen, bis Alma sich fertig geschmückt hat; es wird mich zerstreuen und Dich interessirt es doch wohl."

Eduard gab ihm die Hand und Franz legte die seine hinein. „Als ich auf die Universität ziehen wollte, hatte ich ein merkwürdiges Gespräch mit meinem Vater, das, weil es das letzte war, mich sehr ergriffen hat," sagte er leise. „Wir waren im Frühling; die Jahreszeit regte meine Phantasie, meine Träume, meine Sehnsucht auf. Ich gestand das meinem Vater. Er antwortete mir mit großer Güte, daß es im Leben nur darauf ankäme, sich und seine Leidenschaften zu leiten, „denn Leidenschaften," fügte er hinzu, „sind Keime edler Gesinnungen und edler Handlungen". Und nun fing er an, mir das zu schildern, was erhebt, und das, was herunterzieht, die Gewalt der Sinne, die ohne das Hohe, Unsichtbare das Beste zerstört, das Heilige, das in der Verbindung des Mannes mit dem Weibe ruht. Er sprach von der Gefährtin Adams, von diesem ersten lichten Strahl, von diesem Schlußstein der Schöpfung; er sprach mir aber auch von der Verderbtheit, von der bittern Frucht der Erkenntniß. Das, was er von weiblicher Tugend und weiblichem Laster sagte, blieb mir im Gedächtniß; es bildete sich daraus in mir Widerwillen gegen das Gesunkene und Durst nach dem Edlen, in den das Halleluja der Engel einzustimmen und mich auf ferne, selige Höhen zu führen schien. Das Alles störte nicht meine Studien, diese zersetzenden Versuche, aus den vielen kleinen Theilen ein großes Ganze zu machen; es spornte mich im Gegentheil an, die Schätze der Erde mit dem Geheimniß des Lebens zu verbinden. Erinnere Dich, daß wir uns damals in Bonn trafen."

Eduard nickte ſtill mit dem Kopfe.

„Daß Du mir die Nachricht von dem Tode des Vaters und bald nachher die der Mutter brachteſt, daß ich ganz niedergeworfen, oft nach Köln fuhr, wo mich der Anblick des Domes immer mächtiger anzog. Wie gut warſt Du damals gegen mich! Ich kanns nicht beſchreiben, welch' einen erſchütternden Eindruck mir Deine Sorge um mich machte."

„Beſchäme mich doch nicht," ſagte Eduard ausweichend. „Was ich that, mußte ich thun, eben weil ich Dich liebe."

„So legte ich es auch damals aus," erwiederte Franz lebhaft. „Aber immer ſagte ich mir auch: was iſt Dank? Dank für Liebe iſt Erwiederung, volle, hingebende, leidenſchaftliche Erwiederung; und kann ich die geben, da ich in Köln eine Erſcheinung gehabt, von einer Begegnung wie verzaubert war?"

„Davon haſt Du mir freilich nichts geſagt," entgegnete Eduard vorwurfsvoll.

„Ich konnte Dir nichts davon ſagen, es lag zu geheimnißvoll, zu wunderbar tief mir in der Seele; ich mußte es mit mir ſelbſt ausgemacht haben, bis ich es Dir mittheilte," ſagte Franz ſanft. „Ich war hinüber nach Köln gefahren, es war an einem Sonntag und Hochamt im Dom. Man führte eine vierſtimmige Meſſe, ernſt, voll wiederhallender Kämpfe und Schmerzen, voll heiliger Viſionen auf. Der Himmel ſchien ſich mir in der Muſik öffnen, die Engel mir die Offenbarung der Liebe verkünden zu wollen; da fiel mein Blick ſeitwärts auf die Geſtalt eines knieenden Mädchens, das der feierlichen, majeſtätiſchen Sprache mit dem Herzen lauſchte; ſie war ſo vertieft, ſo ganz in ſich und die Töne verſunken, daß ſie nicht rechts, nicht links, ſondern immer grad aus und hinauf ſah. Wie ſie ſchön war, dieſe Betende, wie ſie ſich wie ein Engel voll Licht in dem weißen Kleide und dem blonden, weichen Haar ausnahm! Ich wandte kein Auge von ihr; ich zitterte, daß ſie ſich in die Lüfte erheben und mir ſpurlos verſchwinden könnte. Meine Bewunderung war von einer Sehnſucht, einem Schwung, daß es mir wirklich war, als blickte ich plötzlich in das Paradies. Als der Gottesdienſt beendet war, richtete ſie ſich auf, eine ältere Frau ſtand neben ihr, ein Militär mit Schnurrbart und weißem Haar geſellte ſich zu ihr. Sie gingen alle drei langſam aus der Kirche, und ich folgte mit einem unbedachten, unentwickelten Gefühl in der Entfernung, zitternd mit einer in's Blaue hineinwogenden Liebe, bis wir an den Rhein kamen, wo meine Heilige das Dampfboot betrat und ich vernichtet am Ufer ſtehen blieb."

„Du hätteſt mitfahren ſollen," ſagte Eduard.

„Haben Studenten Geld zu weiten Reiſen?" entgegnete Franz lächelnd. „War ich auf dies Verſchwinden vorbereitet? Nein, ich blieb am Ufer, ich hörte das Rauſchen der Räder, ich ſah, wie das Boot raſch nach Coblenz fuhr... ich hatte ſie verloren und doch bekam das Leben plötzlich eine wunderbare Färbung, eine Unruhe, eine Fülle, daß ich nicht mehr ſtudiren mochte, den Sommerkurſus aufgab und mit Dir nach Coblenz fuhr. Dort blieb ich, von Dir geſchieden, zwei Tage, forſchte, lief die Moſelbrücke herauf und herunter, ließ mich nach Ehrenbreitſtein herüberſetzen ... Alles vergebens. Die tiefſten, traurigen Myſterien waren in mir, die Myſterien der Sehnſucht. So fuhr ich nach Ems. Du kennſt den Badeort. Du weißt, wie eng der Garten, die Allee, wie vollgedrängt der Keſſelbrunnen den Morgen iſt. Du kannſt Dir denken, daß ich in dem unerträglichen Gewühl kaum athmete und ſchnell von ihm fort auf das jenſeitige Ufer der Lahn, auf ein ſtilles Wieſenplätzchen flüchtete. Es war ein ſonniger Junimorgen, ſo wie die rauhen Berggegenden ihn ſelten zeigen. Ich ſtreckte mich in's Heu; die duftenden Geſträuche, die weitaufgeblühten Blumen, die blauen ſchimmernden Fernen, Alles blickte mich ſtill freudig an. Ein Jauchzen voll Wehmuth klang durch meine Seele, da ſehe ich auf und vor mir wandelt meine Betende aus dem Kölner Dome; neben ihr die alte Gertrud, ſeitwärts über Heuhaufen ſetzend ein kleiner allerliebſter Junge im ſchwarzen Sammtrock, den ich alsbald mit den blonden langen Locken für ihren Bruder erkenne. Ich auf und ihr nachfliegend, ſelig, zitternd; ich höre ihre Stimme, die ſanft zu dem Kinde ſagt: „Falle nicht, jage nicht ſo dem Schmetterling nach," plötzlich ein Schrei, der Knabe iſt am Ufer ausgeglitten und in's Waſſer geſtürzt. Natürlich, daß ich nachſpringe und ihn mühelos herauszog. „Ach, daß es der Vater nur nicht erfährt, daß ich ungehorſam war", jammerte der Knabe. Indem kam er ſchon heran, gab dem Jungen ein paar Ohrfeigen und mir die Hand und ſagte zu der Tochter gewandt: „Unterfange Dich nur nicht und nimm den Gottlieb wieder ohne mein Wiſſen mit." Die Arme war wie mit Blut übergoſſen.

(Fortſetzung folgt.)

* Pariser Gerichtsverhandlungen.

Man ist sich entweder Freund oder ist es nicht. Petrus Borriau ist aber der Freund von Julius Gallois, beide Zimmerleute. Sie wohnen in demselben Hause, ihre Frauen sind beide Wäscherinnen, und ihre Kinder purzeln mit einander im Hofe herum, indem sie ihre Butterstaten mit einander vertauschen und sich gegenseitig mit Liebkosungen und mit Schmutz überhäufen. Mitten unter diesen kleinen Rackern glänzt mit dem hellen Schimmer ihrer 18 Jahre ein prächtiges Mädchen, Mademoiselle Virginie, der Stolz und die Freude der Familie Gallois, nicht weniger derjenigen von Borriau, welcher nichts fremd bleibt, was den Freund angeht. — Dies vorausgeschickt, versetzen wir uns einmal nach St. Cloud; es war der letzte Kirchweihsonntag; die Menschenmasse ist groß in dem Park und hierdurch findet manches Pärchen die Einsamkeit der Wüste. Unter diesen Paaren schien keines glücklicher zu sein, als ein kleiner Braunkopf mit Flaumbart, der triumphirend an der Seite einer schönen großen Blondine ging, deren reicher Haarwuchs auf den blendendsten Nacken fiel. Ein Mann ging ihnen seit einigen Augenblicken nach, der sehr verdrießlich schien; bald ging er vor, bald zurück, nach sich zwei Murmelthiere ziehend, die gar nichts von diesem Spaziergang ohne Zuckerbrod begreifen konnten; er rieb sich die Augen, kratzte sich auf der Stirne und rief aus: „Das ist sie mit Leib und Leben! ihr Wuchs, ihre Haare, es ist Virginie!“ — Dieser Mann war Petrus Borriau, der sich nicht mehr halten konnte, die Kinder von der Hand losließ und dem jungen Mädchen in den Weg trat und mit gekreuzten Armen den Gang versperrte, unbeweglich und stumm wie eine Statue. Das Mädchen, ihres Vaters Freund erkennend, geht erschreckt zurück und will ihm ausweichen; Petrus faßt sie aber am Kleid und bittet mit den freundschaftlichsten Worten: „Virginie, nimm meinen Arm und gehe mit mir nach Haus; ich will sagen, ich habe Dich zur Kirchweih nach St. Cloud mitgenommen.“ — „Schönen Dank, Herr Petrus,“ antwortete das Mädchen, „ich weiß auch ohne Sie den Weg nach Haus zu finden.“ — „Unseliges Mädchen,“ erwiederte Petrus, „willst Du, daß Dein Vater vor Kummer stirbt? Doch ich muß Alles thun, um Dich zu retten; heute oder morgen muß er es erfahren, ich suche Deinen Vater auf, der wird Dich schon heimbringen.“

Nun schnell mit der Eisenbahn nach Haus, und wen sieht er da auf dem Tritte der Thüre? Niemand anders als Virginie im Hauskleid und Morgenhäubchen, ihr kleines Brüderchen auf den Armen schaukelnd. „Guten Abend, Herr Petrus!“ rief sie diesem boshaft entgegen, der — sich für heute überholt und besiegt sehend — den Vorsatz faßte, aufzulauern, um für ein anderes Mal Beweise zu sammeln, die er heute nicht hatte. — Nach längerer Zeit sah er endlich den Beaunkopf in ein Kaffeehaus gehen, wo er sich nach dessen Entfernung um ihn erkundigte und erfuhr, daß derselbe ein Kellner sei, der aber nur selten in Dienst ist, nur bei besonderen Gelegenheiten, im Uebrigen ein Putznarr, Trinker, Verschwender u. s. w. — Damit war's ihm nicht genug, er wollte den Beweis haben, daß die beiden jungen Leute Zusammenkünfte haben; diesen erlangte er und erfuhr zugleich, daß der Kellner sich prahlte, der Liebhaber von Virginien zu sein.

Nun paßte er ihm eines Abends auf, als derselbe gerade aus dem Kaffeehause kam. Er klopfte ihm auf die Schulter und fragte ihn, bis wann er sich ausrufen ließe? — Er erhielt die Antwort: „Ausrufen? das müßte ich in allen Pfarreien von Paris thun lassen!“ — Das war zu viel für unsern derben Zimmermann; mit einem Faustschlag und einem Fußtritt warf er das kleine Kerlchen in den Straßenkandel. Dieser sprang wüthend wieder auf, rief Vorübergehende zu Zeugen an und klagte beim Coreektionell-Tribunal auf 500 Francs Entschädigung für zwei Quetschwunden und zwei Pflastee, welche er laut Rechnung aus der Apotheke bezogen hatte.

Am 10. Dezember kam die Sache vor. Bei dieser feierlichen Gelegenheit mußten die zwei Zimmerleute beisammen sein; sie erschienen Hand in Hand. Petrus erzählte statt jeder Vertheidigung kurz alles Obige und sagte dann, mit einer köstlichen Naivetät zu seinem Freunde gewendet: „Was ich gethan habe, würde ich unter gleichen Umständen wieder thun — er aber auch für mich; ist's nicht wahr, Gallois?“ — Dieser antwortete: „Das versteht sich!“

So gerne das Gericht den wackern Freund freigesprochen hätte, dem Gesetze mußte Genüge geschehen; Borriau wurde jedoch nur zu 25 Francs Geldstrafe, und statt Entschädigung blos in die Kosten verurtheilt.

Mannigfaltiges.

(Neueste Moden.) Man schreibt aus Paris: „Die große Frage der Wintermoden ist nun auch geordnet. Wir haben ein Modethier, eine Modefarbe und einen Modehut. Das Modethier ist — der Affe. Die Kaiserin hat einen sehr schönen Affen aus Egypten mitgebracht und nun wünscht hier alle Welt, auch einen Affen zu haben. Es sind ganz großartige Affeneinkäufe und Affenbestellungen gemacht worden. Jocko — so heißt der Affe der Kaiserin — soll indessen in den Tuilerien ganz entsetzliche Verheerungen anrichten; er kann sich noch nicht recht an das Schloßleben gewöhnen, sehnt sich nach seiner Heimath, nach seiner Freiheit und hat oft Anfälle von Melancholie, die in förmliche Wuthausbrüche ausarten. In einem derartigen Anfalle hat er sich auf den Weihnachtsbaum des kaiserlichen Prinzen geflüchtet und in den ceich behängten Zweigen eine furchtbare Verwüstung angerichtet. Die diesjährige Modefarbe ist braun: Kleider, Hüte, Mäntel, sogar die Wagen werden braun angestrichen. Die Damen sehen aus wie wandelnde Maronen. Die neue Farbe heißt suffrage universel. Warum suffrage universel? Vermuthlich weil in diesem Jahre Alles auf die Politik zurückgeführt wird; der Zug der Geister verräth sich an den geringfügigsten Dingen. Die neue Hutmode geht diesmal die Herren an; die spitzen Tyrolerhüte, die seit einiger Zeit getragen wurden, haben eine andere Exzentricität herbeigeführt, man schmückt diese Hüte nicht mehr mit Hahnen- oder Pfauenfedern, sondern mit Papageienflügeln, mit Stieglitzköpfen oder mit Colibris; ist man in Trauer, so hat der Hutmacher Amseln oder Raben bereit; für Halbtrauer gibt es Schwalben oder Elstern. Ein Hutmacher auf dem Boulevard ist gar auf den Einfall gekommen, diesen Hutschmuck mit einer Maschinerie zu versehen, die den betreffenden Vogelschrei nachahmt; eine einfache Stirnbewegung genügt, um die kleine Maschine in Bewegung zu setzen; dadurch kann man das Hutabziehen ersparen; man zieht die Stirn in Falten, der Vogel schreit — das gilt als Gruß."

Eine arme Offizierswittwe bat den Kaiser Joseph II. um eine Pension. Der Kaiser fragte, ob sie Kinder hätte? Ja, erwiederte sie, drei Fräulein und zwei Junker. „Ich hatte auch ein Mädchen, — versetzte der Kaiser — aber es ist gestorben."

Der Gebrauch des Anstoßens beim Weine.

Saphir wurde gefragt, woher der Gebrauch des „Anstoßens", des „Gläserklirrens" beim Weintrinken kommt, und er antwortete wie folgt:

Einst kamen bei einem Glase Wein
Die fünf Sinne zusammen im schönen Verein,
Um beim Politisiren und Kannegießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.
Und wie sie so sitzen zur fröhlichen Stund',
Hat seinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Gesicht,
Hält's zum Licht empor und spricht:
„Wie sich der Lichtstrahl in dem Golde bricht,
Man sollte glauben, es wär' ein Sonnenflußt
Und so hat das Sehen beim Wein seinen Genuß.
Dann greift der liebe Geruch zu seinem Glase,
Führt es hin und wieder unter die Nase,
Und spricht erfreut zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch eine Blumet
Es riecht wie Moschus und wie Muskatnuß!"
Und so hat der Geruch beim Wein auch seinen Genuß!
D'rauf kommt das Schmecken; der tockere Junge
Versucht den Wein, schnalzt mit der Zunge,
Und sagt: „Das ist süß und feurig wie ein Liebeskußt'
Und so hat das Schmecken auch beim Wein seinen Genuß!
Ein wenig später kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und sagt: „Nun wird mir so wohl und so laulich,
Ich hege Gedanken, die sind gar erbaulich,
Die sind so wonniglich, also bidamus,"
Und so hat das Gefühl auch beim Wein seinen Genuß!
Nur das Gehör schaut ganz verdrießlich drein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß beim Wein.
Darob von Zorn und Unmuth höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen schlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit seinem Glas an die andern schlägt,
Klingt es so lieblich, so melodisch bewegt,
Daß das Gehör an dem Wohllaut sich letzt,
Und versöhnt ruft zu den andern Sinnen jetzt:
„Stoßt an zum Friedensschluß!"
Und so haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß.

Räthsel.

Ein Bauer trifft bei seinem Freund, einem Förster, der einsam wohnt, einen kostbaren Schatz, eine große Flasche Rum, die acht Maß enthält. Jener ist bereit dazu, mit ihm brüderlich zu theilen. Im ganzen Hause findet sich aber kein Maß, sondern nur zwei leere Flaschen, von denen die eine fünf Maß, die andere drei Maß faßt. Wie ist es anzufangen, um den Rum in zwei Flaschen so zu vertheilen, daß in jeder genau vier Maß sind?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Samstag, 22. Januar 1870.

*Pfälzer Weinlied.

Dem Blieskasteler „Concordia-Verein" gewidmet.

Weise: Helden, laßt die Waffen ruhen.

Schöne Pfalz am alten Rheine,
Zaubergarten — weitbekannt,
:,: Deine edlen Götterweine
Rühmet man van Land zu Land. :,:
Nektar ist's, ihr lieben Zecher —
Wenn er rauscht aus ächtem Faß.
:,: Füllt zum Rand die goldnen Becher
Voll mit diesem geist'gen Naß. :,:

Stoßet an im Bruderkreise, —
Traubenblut klingt hell und rein
:,: Und nach alter deutscher Weise
Schenket Allen wacker ein. :,:
Bacchus Quelle soll uns fließen,
Daß wir kühlen uns're Lust
:,: Und die Jugendzeit genießen
An des Freundes treuer Brust. :,:

Auch das Lied soll frisch erklingen
Mächtig durch der Einheit Kraft,
:,: Darum, Brüder, laßt uns singen
Hier beim Pfälzer Rebensaft. :,:
Brausend, wie des Meeres Wogen,
Schalle laut der Töne Kranz,
:,: Daß im ausgedehnten Bogen
Schlinge sich der Freudentanz. :,:

Und im Liede laßt uns preisen
Uns're theure Pfalz am Rhein,
:,: Und die schönen Pfälzermädchen
Und den edlen Pfälzerwein. :,:
Fort mit jeden Kummers Falten —
Ferne bleib' der Zwietracht Schein, —
:,: Nur in himmlischen Gestalten
Kehr' die Freude bei uns ein! :,:

Der Sänger vom Rhein.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

„Ich konnte nun in ungezwungener Weise ihre und des alten Brummbarts, ihres Vaters, und der alten Gertrud Bekanntschaft machen. Helene war trotz ihrer Jugend, trotz der nicht ganz vollendeten Erziehung in den beschränkten militärischen Verhältnissen, die ich Dir unter der Rubrik „Fahnenadel" geschildert habe, eine glänzende Erscheinung. Ich, der bis jetzt fern von allen Frauen gelebt, ich, der ich nur von ihnen geträumt, nicht eine noch wirklich gesehen und mit ihr verkehrt hatte, ich, der ein Ideal, eine Sehnsucht in mir trug, ich sah Beides plötzlich vor mir verwirklicht, sah Helene, wie sie anmuthig sich unter den schönen Damen bewegte und immer die Schönste blieb. Die bunten wechselnden Gestalten eines Badelebens, der Reiz der Gegend und der Ungezwungenheit, Helenens sanfte Nähe, das Begegnen am Morgen, Mittag und Abend, das Alles war so entzückend, daß ich von einer geistigen Aufregung in die andere verfiel. Und doch war die Huldigung, die ich Helenen darbrachte, so zart, daß ich von Leidenschaft erfaßt war und es kaum ahnte. Helene war mittheilsam und freute sich des Austauschs der Gedanken mit einer Kindlichkeit, die bewies, wie sehr ihr Geist sich zu entfalten strebte. Wir sprachen auf Spaziergängen mit einander, wir lasen, so oft es die Zeit gestatten wollte. Der Vater war mit seiner Kur und dem Spiel beschäftigt; die Mutter war daheim mit diversen Kindern geblieben, unsere einzige Aufseherin war die alte Gertrud, die eben nicht streng gegen Helene und mich war. Es war Alles lieb und traulich um uns; die Natur war frisch, der Himmel hing dunkel-

Digitized by Google

blau über den ausgezackten Bergen; die Stille in und neben uns, die zitternden Gefühle, die zerschmelzenden Regungen, die heilige Sehnsucht, die flammende Zuversicht . . . Alles das war ein Gedicht, welches das Schicksal mit einem fürchterlich scharfen Messer zerschnitt."

Franz hielt inne, indem er mit der Hand über die nassen Augen fuhr. Im Nebenzimmer rauschte es wie ein seidenes Kleid. Eduard horchte hoch auf. Als Alles wieder still wurde, sagte er zu Franz gewandt: „Du solltest nun aufhören, das Erzählen greift Dich an . . ."

„Im Gegentheil erleichtert es mich", entgegnete Franz mit einem wehmüthigen Lächeln. „Glühender inbrünstiger Dank, daß ich es endlich vom Herzen herunterwälzen, endlich sagen kann: So war es, so ist es!" —

Bei diesem Ruf aus Franzens gepreßtem Gemüth rückte Eduard näher an ihn heran. Die untergehende Sonne schoß purpurrothe Strahlen hernieder und übergoß das Gemach und die Freunde, daß Franz, die Stirne verklärt und das Auge voll Thränen, wie in Flammen getaucht aussah und nicht ohne herzpochende Leidenschaft zu sprechen fortfuhr.

„Es ist nur vergangener Schmerz", sagte er, „nur ein Frühling voll schwerer Träume. Daß sie mich geliebt hat, das muß ich ihr doch ewig danken; das ist, das kann mir nicht mehr genommen werden! Helenens Herz war für mich der Mittelpunkt der Schöpfung; aus ihm schossen Blüthen auf, wonniglich gefüllt mit geisterartigem Hauch . . . Dem Vater war unsere Liebe bald kein Geheimniß mehr. Im steten Kampf mit der Armuth, nach allen Seiten durch Frau und Kind gedrückt, nicht ohne Drang, sich über das Gewöhnliche zu erheben, auch nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, die nicht ihre Laufbahn fanden, hatte er einen prometheischen Geier im Herzen, der ihn athemraubend immer hinauf trieb. Die Parthie mit mir, obwohl mein Vermögen sehr mäßig und meine Anstellung noch ganz zweifelhaft war, schien ihm sehr annehmbar. „Man muß leben", sagte er, „und Franz wird an Helenens Seite mit Eifer, Fleiß und Ausdauer schon fortkommen. Aber freilich müssen die Kinder ein bis zwei Jahre warten . . ." Das ließ ich mir gern gefallen, ich hatte ja eine weite feste Aussicht. Das mystische Dunkel war mir von den Augen gesunken, ich lehnte mich an ein zweites Dasein, es offenbarte sich mir in jedem Pulsschlag, in jeder Frage des Herzens. Wie schön wußte Helene mir von unserm Bunde zu reden, wie gingen wir Beide auf in Lust, Leid, Jubel, Verzagtheit, Triumph, wenn wir an die Ehe, an unsere Ehe dachten! Auch fühlten wir uns fest, klar und muthig, dachten nicht an die Prüfungen des Wartens, glaubten zu empfangen, wo wir gaben. So liebten wir, so friedlich wollten wir ewig unter dem Panier des Herzens wandeln. Da tauchte plötzlich aus dem Gewühl um uns der Fürst von Recknitz auf."

Franz hielt einen Augenblick inne, dann sagte er mit Anstrengung: „Ich will es kurz machen. Du wirst errathen, was mir geschah, als der da, von Helenens Schönheit geblendet, sich um sie bewarb. Der Fürst, so glänzend vom Schicksal in Scene gesetzt, wußte mich, wenn auch nicht bei Helenen, sie liebte mich wirklich, doch bei dem Vater bald auszustechen. Dessen unabläßiges Trachten war ja immer die weltliche, hohe Sphäre gewesen; der da hatte Thor und Thüre der Eitelkeit geöffnet! Eitelkeit schließt strenge Grundsätze aus; Eitelkeit nagt und bohrt am Charakter, der morsch wird, macht auch wetterwendisch, sobald das Glück lacht. Das war bei Helenens Vater der Fall. Ich kann nicht sagen, daß er mich barsch aufgab, aber er ließ es mir hundertmal am Tage fühlen, daß Helene meinetwegen der reichsten Parthie im Lande entsagen würde. Indeß rückte der Fürst näher; vornehm, mich nicht beachtend, kaum meines Namens bewußt, ob ich auch täglich und stündlich ihm unter die Augen kam; Helene immer beklommener, immer zerrissener, sich an mich anklammernd, ohne Kraft, sich von dem Vater ab- und mir zuzuwenden und doch in dieser Neigung nicht auf- oder unterzugehend . . . Es war eine entsetzensvolle Zeit. Helenens Züge waren krampfhaft zerwühlt, da sie beständig mit ihrem Schicksal kämpfte und mit der Kraft des Willens den zarten Körper emporriß . . . das durfte so nicht bleiben; ich mußte einen Entschluß, einen heroischen Entschluß fassen und . . . faßte ihn. Zwei Zeilen benachrichtigten Helene von meiner Abreise; ich gab ihr wehmüthig ihr Wort zurück, ich unterordnete mich wehmüthig unserm Geschick und ihrem Willen. Aber als ich am frühen Morgen geschieden, vor ihren noch verhangenen Fenstern vorüberfuhr, als ich mich durch diese flammende Leidenschaft meiner gewohnten Sphäre entrückte, durch diese Gewaltthat aus dem Boden der Liebe herausgerissen fühlte, da sah ich, daß mein Glaube an Glück für lange todt war, daß ich nicht in Deutschland, nicht in dieser Umgebung, nicht in dieser

Nähe bleiben konnte. Ich realisirte mein kleines Vermögen und ging auf Reisen. Es kostete mich Mühe, die tiefe Sehnsucht, die heftige Spannung meines Wesens einigermaßen zu mildern. Eine unbezwingliche Angst legte sich mir wie ein eiserner Ring um's Herz, wenn ich rückwärts auf Helenen blickte. „Wird sie den Fürsten wirklich heirathen? Wird sie glücklich sein?" Das waren die beständigen Fragen meines Innern. In Rom, im Café greco, fand ich in der „Allgemeinen Zeitung" die Anzeige von Helenens Vermählung. Bis dahin hatte ich still gehofft, vielleicht mir selbst unbewußt gehofft; nun war plötzlich Alles verloren, selbst das Bewußtsein, einen guten Entschluß gefaßt, ihn durchgeführt zu haben mit innerer Erhebung .... die Einsamkeit war mir lästig. Ich floh die aufgeregten, fast furienhaften Gedanken; ich stürzte mich ins Gewühl, ich wollte vergessen und mich betäuben. Mir graute vor den zerbröckelten Jahren, vor der Oede und Hoffnungslosigkeit meines Herzens, ja, ich bereuete aufrichtig meine störrische Gewaltthat; ich lachte sogar voll Bitterkeit, daß ich mich hatte opfern, einem alten Manne hatte meinen Schatz hingeben können... Ich ging nach Sizilien, nach Malta, nach Griechenland. Ich las den Tacitus. Ich studirte das Leben, die Frauen, die bunte farbenreiche Gesellschaft; ich knüpfte mehr als ein Verhältniß an, zerbrach es wieder ... immer dieselbe Herzensöde, immer der Schrecken, daß bei allem Aufwand, bei aller Zerstreuung doch erst zwei armselige Jahre vorübergerollt waren. — Ich glaubte an nichts, bis denn endlich die Nothwendigkeit, mich der Heimath zu nähern, eingetreten ist, bis ich mich hieher begeben, beim Fürsten von Recknitz mich gemeldet, Helene an seiner Seite gesehen habe ..."

Franz schwieg, indem er den Kopf auf die Hand stützte, und Eduard wollte einige beklommene Worte über das Schicksal der Menschen sagen, allein da füllten sich die Zimmer mit Gästen, die Tante empfing mit vornehmer freundlicher Miene, Alma's Toilettenzimmer öffnete sich und sie trat rauschend, aufgeregt, im vollen Glanze der Schönheit, des Reichthums und der Jugend herein. Sie hatte einen großen Theil von Franz' Erzählung gehört, hatte mit ihm gelitten, ihn angestaunt, die Ueberlegenheit seines Charakters mit Wahrheit empfunden und stand nun vor ihm, vor diesem Helden der Entsagung, der sich blaß, kalt und apathisch verbeugte!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Eine 11jährige Giftmischerin.) Kürzlich wurde ein Mädchen, das erst am 18. Dezember elf Jahre alt geworden ist, Namens Maria Magdalena Gouchot, vor dem Assisenhof in Troyes abgeurtheilt, welches der Vergiftung eines 8 Monate alten Kindes im Juli dieses Jahres angeklagt war. Die Angeklagte gestand, daß sie dem Kinde, welches ihr als Kindsmädchen zur Hut und Pflege übertragen war, zu drei Malen Phosphor von Streichhölzchen eingegeben und dadurch dasselbe umgebracht hatte. Und aus welchem Grunde? Sie hoffte von ihrer Dienstherrschaft deßwegen fortgejagt zu werden und wieder in ihr elterliches Haus zurückkehren zu können (!). Obgleich dieselbe eine über ihr Alter gehende geistige Entwickelung besaß, so erklärten sie die Geschworenen doch für unzurechnungsfähig bei Verübung dieses Verbrechens, und das Gericht, welches bei dieser Erklärung keine Strafe aussprechen konnte, verordnete, kraft der ihm gesetzlich zustehenden Gewalt, deren Einsperrung bis zum 16. Lebensjahre behufs ihrer Erziehung.

Die in Leipzig erscheinenden „Annalen der Typographie" erzählen: „Der berühmte Schauspieler und Schauspiel-Direktor Macready schrieb eine sehr unleserliche Hand, namentlich waren seine Zutrittskarten zum Theater sonderbar anzuschauen. Eines Tages hatte er einem Freunde eine solche für eine dritte Person gegeben. Bei dem Empfange bemerkte diese: „Wenn ich nicht gewußt hätte, was es sein sollte, so hätte ich die Karte für ein Apothekerrezept gehalten." — „Du hast Recht", bemerkte der Freund, „sie sieht wahrhaftig ganz so aus; wir wollen einmal unser Glück damit versuchen." „So sei es, lassen wir uns den Trank zubereiten." Sie gingen zu dem nächsten Droguisten und gaben dem Gehilfen den Zettel. Er wirft einen schnellen Blick darauf und füllt aus verschiedenen Gefäßen in eine Flasche; noch einen Blick, noch eine Füllung, und die Flasche ist halbvoll. Dann entsteht aber eine kleine Pause. Der Gehilfe ist offenbar in Verlegenheit und kratzt sich hinter dem Ohre. Schließlich verschwindet er hinter dem Verschlage, wo der Prinzipal sitzt. Dieser, ein gelehrt aussehender Mann, erscheint an der Tafel. Ein kurzes, leises Zwiegespräch findet statt, in Folge dessen der Prinzipal das Do-

kument anschaut. Er schüttelt bedenklich den Kopf über die Unwissenheit des Gehilfen, holt noch ein Gefäß herunter und füllt vollends die Flasche mit einer apokryphischen Flüssigkeit, stöpselt sie zu und etiquettirt sie schönstens. Dann reicht er sie den wartenden Herren mit einem freundlichen Lächeln: „Hier ist die Mixtur für den Husten, und zwar eine sehr gute; 15 Groschen, wenn ich bitten darf."

Die Lübeckischen Blätter erzählen einen merkwürdigen Fall von Mondsucht. Ein neunjähriger Knabe, der Sohn eines Arztes in Lübeck, hatte früher an Mondsucht gelitten, längere Zeit aber keine Neigung zum Schlafwandeln gezeigt. Am 2. Januar lag er eines leichten Magenkatarrhs wegen in seinem Bette. Gegen 9½ Uhr Abends muß er schlafend aus demselben gestiegen sein, das herabgelassene Rouleau zurückgelehnt und eine Fensterscheibe eingeschlagen haben. Hierauf hat er, um sich nicht zu schneiden, alle Glasstücke aus den Ecken des Rahmens sorgfältig herausgezogen und auf den Tisch gelegt, ist darauf zum Fenster hinausgeklettert (dasselbe ist im zweiten Stockwerke straßenwärts) und hat sich draußen herabhängen lassen. So haben ihn mehrere Leute gesehen, bis der Oberwächter gekommen ist und ihm zugerufen hat, er möge gut festhalten, er wolle in das Haus gehen und ihm wieder hineinhelfen. Von diesem Zurufe muß der Knabe erwacht sein, denn er hat plötzlich losgelassen, ist an der Mauer herabgerutscht, auf das Gesimse unterhalb des ersten Stockes aufgeschlagen, von demselben abgepralllt und über das Trottoir weg auf das Straßenpflaster geschleudert, wo ein Schneehaufen den Schlag ein wenig gemildert hat, so daß er nur einige Contusionen und ein Loch im Kopfe erhalten hat, welches ziemlich blutete. Er wurde bewußtlos in das Haus getragen und weiß auch jetzt von der ganzen Begebenheit nichts. Uebrigens ist er auf dem Wege der Besserung und beinahe schon ganz wieder hergestellt.

Ein amerikanisches Blatt berichtet von einer tollen Tanzwette, die kürzlich in einem Tanzsaale zu Pittsburg, Vereinigte Staaten, zum Austrag kam. Der Besitzer des Vergnügungslokals hatte nämlich einen werthvollen goldenen Ring als Preis für diejenige Tänzerin ausgesetzt, die am längsten „walzen" würde. Zwölf Paare meldeten sich zu dem Preistanze und um 12 Uhr begann das Orchester mit dem „Il Baccio". Nach Verlauf von 20 Minuten traten vier Paare erschöpft aus dem Kreise und ließen die Uebrigen den wirbelnden Tanz fortsetzen. Eine Stunde später gaben fünf andere Paare erschöpft den Wett-Tanz auf und nach Verlauf einer weiteren Stunde behaupteten nur noch zwei Paare den Tanzplatz. Am Ende der vierten Stunde wurden die Musikanten schwach; von den Fingern der Violinisten tröpfelte das Blut nieder, aber es wurde fortgespielt und fortgewalzt. Beim Anbruche der fünften Stunde wollten einige der Anwesenden dem tollen, selbstmörderischen Tanz ein Ende machen, ihr Dazwischentreten blieb indeß erfolglos und Terpsichoren wurde weiter geopfert. Nachdem fünf volle Stunden verflossen, fiel eine der Tänzerinnen ohnmächtig zu Boden, welchem Beispiele ihr Tänzer folgte, und unter Jubelgeheul wurde dem das Feld behauptenden Paare der Preis zuerkannt. Den beiden letzten Tänzerpaaren kam aber der Spaß theuer zu stehen. Die Mädchen waren dem Tode näher als dem Leben, die Schuhe mußten ihnen von den Füßen geschnitten werden, denn letztere waren bis zur Unnatürlichkeit geschwollen. Die jungen Leute wurden in bewußtlosem Zustande nach Hause getragen und dürften ihre Thorheit mit dem Leben büßen. Auch die Musikanten litten fürchterlich und schwuren, nie wieder einem terpsichorischen Wettstreite aufzuspielen.

* Der Wind.

Und pfeift auch noch so sehr um's Haus
Der Wind in wildem Grimme;
Wir machen uns doch gar nichts draus,
Und spotten über sein Gebraus
Und seine wilde Stimme.

Und pfeift er heut', wie gestern auch,
Und hört nicht auf, zu rasen:
Wir denken nur: „Es ist sein Brauch,
Und endlich wird er enden auch!"
Und lassen fort ihn blasen.

Er möchte gern in's Haus herein,
Darin herumzusausen;
„Herr Wind, mag Er auch zornig sein,
Wir lassen niemals Ihn herein,
Bleib er gefälligst draußen!"

Dr. Frosch.

Auflösung des Rechenexempels in Nr. 7:
19 junge Leute, deren jeder 19 Pfennige bezahlte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Dienstag, 25. Januar **1870.**

* Der Pfälzer an sein Heimathland.

Golden strahlst du mir entgegen
An des Rheinstroms schönem Strand,
Von des Himmels reichstem Segen
Hochbeglückt, — mein Heimathland!

Auf die Auen sanft gegossen
Ruhst du an der Berge Rand,
Rings vom ew'gen Grün umflossen,
Theures, liebes Heimathland!

Paradiesisch üpp'ges Leben
Keimt aus deiner vollen Brust,
Und der Saft von deinen Reben
Ruft hervor der Freude Lust.

Voll Entzücken strahlt das Auge,
Zu dem Herzen zieht's die Hand
Und es ruft die trunk'ne Seele:
Schirme Gott mein Heimathland!

Gerne nehm' ich meine Habe,
Wenn mein Blick geruht auf dir,
Greife kühn zum Wanderstabe,
Denn dein Bild lebt stets in mir!

Nur noch einmal möcht' ich schauen,
Wenn ich steh' am Grabesrand
An dem Rhein, die Pfälzer Gauen,
Dann leb' wohl, mein Heimathland!

Der Sänger vom Rhein.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Aus Gefälligkeit für einen Maler, wie sie vorgab, hatte sie heute ein reich orientalisches Gewand angelegt, sich aber in Wirklichkeit nur für Franz geschmückt. Sie wollte ihm gefallen, wollte ihn anspannen an den Triumphwagen, den schon so Viele zogen. Ihre Tracht war diesmal phantastisch blendend. Die dicken Seidenstoffe waren mit bunten Edelsteinen und Perlen besäet, auf den Armen und Schultern schimmerten Diamanten, das kleine Sammtkäppchen barg mühsam die Fülle ihres Haares. So trat sie zu ihm. Aber Franz war kalt gegen sie und gegen die Frauen im Allgemeinen. Sie mißfiel ihm, sie stieß ihn ab. Er dachte: „Die hat nichts in und auf dem Herzen als Eitelkeit, Hochmuth. Die will betrügen, schwatzt von Philanthropie, vom Ehrgeiz großer Seelen, von Kunst und Poesie, und ihre Hauptangelegenheit ist doch ein Maskenanzug, ein elender Mummenschanz . . ." Er setzte sich weit ab von ihr an einen Whistisch; er wollte sie nicht sehen, nicht hören und mußte über sich lächeln, daß er sie doch beobachtete, doch mit den Blicken verfolgte, die laut sprach und noch lauter lachte. „Ich bedauere Eduard, dachte er schmerzlich. Das ist keine Frau für ihn. Mit der ist man Diener, nicht Herr. Die hat ein Selbstbewußtsein, das keine Hingebung zuläßt." Indeß war Eduard zu ihm getreten und hatte ihn bei Seite gezogen. „Nun, wie gefällt sie Dir?" fragte er lebhaft.

„Ich kenne sie nicht, kann sie nicht beurtheilen," entgegnete Franz ausweichend. — „Das sind Phrasen! Heraus mit der Wahrheit. Ich habe zumal versprochen, ihr Dein Urtheil über sie mitzutheilen," bemerkte Eduard eifrig.

„Nun, so sage ihr", fuhr Franz auf, „daß sie mir in ihrer Verschrobenheit, in ihrer Unweiblichkeit mißfällt, daß der Eindruck, den sie mir macht, ein sehr unangenehmer ist . . ." Damit drehte er sich unwillig um und Eduard blieb versteinert stehen.

Digitized by Google

Alma hatte eine unruhige Nacht verbracht. Franz' Kälte war ihr um so tiefer ins Herz gedrungen, als sie sich angestrengt und liebenswürdig mit ihm gezeigt hatte. Das, was er Eduard über seine Liebe zu Helenen gesagt und was sie, an die Tapetenthür gelehnt, mit angehört, hatte sie seltsam ergriffen, seltsam sie erhoben über die Erfahrungen der Welt. Da war doch einmal etwas Ursprüngliches, Edles. In dem Charakter lag Wahrheit, Weisheit, für den konnte sie Theilnahme gewinnen; der war rein aus den Zerarbeitungen des Schicksals hervorgekommen. Wie ihr das wohlthat, sie hin zu ihm zog, der so kalt, so abstoßend war, wie sie sich im einsamen Schlafzimmer die Hand über Stirn und Augen legte und leise für sich dachte: „Welch ein Mann!" Wie sie traurig an ihn heransah und sich zerschmolzen in seinen Schmerz um Helene fühlte! Sie wiederholte sich jede seiner Bewegungen, jeden Blick, jedes Wort. Sie fand es erklärlich, daß er, nach der Anstrengung, Eduard so viel von sich gesagt zu haben, apathisch, schweigsam, kalt war. Dagegen gestand sie, daß sie in freudiger, flammender Lebendigkeit vor ihm erschienen, daß er sie scharf beobachtet, daß sie nothwendig seine Aufmerksamkeit gefesselt habe. Sie konnte den Morgen nicht erwarten, wo Eduard kommen und mit ihr von Franz reden würde; sie liebte ihr Kabinet, seitdem er darin geredet, sie blieb vor dem Divan, auf dem er gesessen, stehen, frischte sich das Gedächtniß auf, ließ den müden Blick auf dem Gedanken haften, daß es unnennbare und dennoch unleugbare Einflüsse gebe und kam immer wieder auf Franz, auf seinen Heroismus, auf sein Gespräch mit Eduard, auf Alles zurück, was sie gehört und in sich aufgenommen hatte. Endlich erschien Eduard. Alma, in ihrem Kabinet vor ihrem Schreibtisch, anscheinend mit Scripturen, aber wirklich nur mit dem Verlangen, von Franz zu hören, beschäftigt, mit ihrem pechschwarzen Haar, aufgelöst in Leid über einen Andern, gleichsam überrieselt von herzerwärmender Theilnahme, war so schön, daß Eduard die leuchtenden Augen auf ihr ruhen ließ und ganz entzückt ein Mal über das andere ausrief: „Wie lieblich, wie bezaubernd!"

Sie seufzte wenig befriedigt und sagte schnell, beklommen: „Ach, davon kann jetzt gar nicht, soll nicht die Rede sein. Wir haben Wichtigeres zu besprechen. Eduard, was für ein seltsamer Mann ist dieser Brinkmann! Ich habe ihn mir gar nicht so bedeutend vorgestellt . . ."

„Nicht wahr?" entgegnete Eduard, sichtlich zerstreut, mit halber Phrase antwortend, immer mit dem Gedanken beschäftigt: Jetzt wird sie nach dem Eindruck, den sie ihm gemacht, fragen und jetzt werde ich die Wahrheit sagen müssen . . ." Er sah sich im Spiegel, beugte sich über Alma's Blumen, blätterte in den Albums und hatte große Lust, trotz seiner Ehrlichkeit, herzhaft auf Franz' Rechnung zu lügen. Doch da hub sie schon mit schwankender erregter Stimme an, indem sie sich die Locken durch die Finger rollen ließ: „Nun, Eduard, was sagte er von mir?"

„Von Ihnen? . . . o nicht viel . . . Sie sahen ja, wie schweigsam er ist; er ließ sich nicht aus . . ." entgegnete er mit stockender Stimme. — „Er ließ sich nicht aus?" rief sie ungeduldig. „Als wenn ich nicht deutlich das Gegentheil gesehen hätte! Seien Sie nicht unwahr, Eduard, reden Sie frei; ich bitte Sie dringend, halten Sie Ihr Versprechen, mir unumwunden die Wahrheit zu sagen . ." Sie war an's Fenster getreten und sah in den Garten hinaus.

Eduard schwieg einen Augenblick, wagte dann einen Anlauf und sagte mehr äußerlich als innerlich beherzt: „Es thut mir leid, aber der Eindruck, den Sie machten, war eben kein günstiger . . ." — „Sagen Sie nur gerade heraus, ein schlechter!" entgegnete Alma, von Heftigkeit durchblitzt, indem sie sich vom Fenster abwandte und auf den Divan warf. „Sagen Sie, daß Ihr Freund mich hart, verkehrt beurtheilt, daß er schroff wie ein Demokrat, unaufmerksam wie ein Kleinstädter ist. Und doch will er Reisen gemacht, in Paris und Rom gewesen, die Gesellschaft studirt haben! Gestehen Sie, daß sein Betragen gegen mich gestern Abend ganz unerhört war, daß ich ihm die Honneurs sehr freundlich gemacht und er mich förmlich abgestoßen hat. Und ich bin Ihre Braut, Eduard, und ich verdiene Rücksicht, Nachsicht; es ist himmelschreiend, beweist, wie wenig Urtheil, Scharfsinn, Menschenkenntniß, wie wenig Achtung dieser Mann auch für Sie hat . . ."

Sie legte mit leidenschaftlicher Geberde beide Hände vor's Gesicht und Eduard bemerkte langsam und beengt: „Sonderbar, wie man sich im Leben abstößt oder anzieht! Franz hat Ihnen mißfallen, Sie haben ihm nicht gefallen, das nenne ich Antipathie . . ." — „Nein, nein, keine Antipathie," stieß sie aus geängsteter Brust heraus, ward leichenblaß und brach in Thränen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Betrug mittelst Heirathsversprechens.

Kein wirksameres Mittel, um ein Frauenzimmer zu plündern, als ein Heirathsversprechen; gegen ein solches ist der letzte Pfennig parat, um dem künftigen Ehegatten aus augenblicklicher Noth zu helfen. Wie häufig spielen sich solche Romane vor den Strafgerichten ab, — wie häufig aber schämen sich die Betrogenen, eine Anzeige zu machen.

Am 5. Januar abhin erschien vor dem Korrektionell-Tribunal in Paris ein junger Mann, Namens Grandjean, kaum 19 Jahre alt, gegen den ein Mädchen von St. Pierre die Untersuchung veranlaßt, indem sie Folgendes ausgesagt hat:

Im Frühjahre v. J. traf ich auf der Eisenbahn mit einem Manne zusammen, welcher sich Lefevre nannte. Er fragte auch nach meinem Geschäfte und ich antwortete ihm, ich handle mit Leinenwaaren, zahle 700 Francs Miethzins und sei zufrieden mit meinem Einkommen. Er sagte mir hierauf, er sei Ochsenhändler, habe noch vier Brüder als Mitgesellschafter bei diesem Geschäfte und schlug mir einen derselben zum Mann vor, ich scheine ihm gewandt zu sein im Handel, das wäre für seinen Bruder die Hauptsache ꝛc. ꝛc. Dann fügte er bei, als Aeltester der Familie vertrete er Vaterstelle, was er thue, sei recht, und wenn mir sein Vorschlag im Allgemeinen gefiele, so wolle er mich besuchen und seinen Bruder mitbringen. Am 4. April kamen Beide und ich lud sie zum Mittagessen ein; nachher machte ich mit ihnen einen Spaziergang. Sie blieben im Gasthaus über Nacht, nahmen aber am folgenden Tage das Frühstück und Mittagessen bei mir ein. Hierbei erzählte nun der ältere Bruder, er habe beträchtliches Eigenthum zu Paris, wolle ein Handelsgeschäft für seinen Bruder kaufen und demselben 25,000 Francs geben. Durch diese glänzenden Aussichten verleitet, versprach ich dem jungen Manne meine Hand und stellte beide Brüder meinen auswärts wohnenden Eltern vor, um deren Einwilligung zur Heirath zu erbitten. Als wir zurück kamen, bot mir der ältere Lefevre 4—5000 Francs an, wenn ich sie gerade brauchen könnte; ich dankte dafür mit dem Bemerken, ich habe 500 Francs vorräthiges Geld. Am andern Tage bei Tisch forderte der ältere Bruder dem jüngeren 800 Francs, die er ihm schuldig sei. Der jüngere sagte ihm, er wisse doch, daß ihm das Geld gestohlen worden; der ältere aber erwiederte ihm, das gehe ihn nichts an, er wolle sein Geld. Mein Bräutigam, dem ich schon Abends zuvor 30 Francs geliehen hatte, sprach mich um ein Darlehen an und ich gab ihm noch 400 Frcs. Sie reisten dann nach Paris, angeblich um ihre Mutter zu mir zu holen. Des folgenden Tags bekam ich von meinem Bräutigam aus Boulogne Nachricht, ich möge doch gleich dorthin zu ihm kommen. Ich that dies und erfuhr nun, daß der angebliche Lefevre eigentlich Bastian heiße und er Grandjean, sein Vater habe einen Gasthof in Paris und er sei geneigt, sein Heirathsversprechen zu halten; Bastian habe ihm die geliehenen 400 Francs gestohlen. Ich erklärte ihm, er habe mein Vertrauen verscherzt; er aber verhieß und verschwor sich über seine ernstlichen Absichten und schrieb in meiner Gegenwart an seinen Vater, von dem er nach einigen Tagen, während denen ich in Boulogne blieb, Antwort erhielt, in der er ihn wegen seines Vertrauens zu Bastian tadelte. Da ich mein Geld brauchte, so beredete mich Grandjean, mit ihm nach Paris zu gehen, sein Vater werde mich bezahlen. Ich ging mit ihm, bekam aber seinen Vater nicht zu sehen; jeden Tag wußte er eine andere Ausflucht; er rieth mir aber schließlich, alle meine Waaren nach Paris bringen zu lassen, wenn diese sein Vater sähe, gebe er gewiß die Einwilligung zur Heirath. Ich that auch dies, der Vater zahlte mich aber nicht, willigte auch nicht zur Heirath ein. Um dem Gespötte zu entgehen, verließ ich St. Pierre und bezog, um etwas zu verdienen, die Märkte in der Umgegend.

Zu bemerken ist, daß Grandjean von dem Metzger Bastian zur Beihilfe bei einem Ochsentransport von Boulogne nach London gedungen war, und daß nach der Rückkehr obige Episode stattfand, daß wirklich Bastian das erpreßte Geld gestohlen und hiefür am 6. August v. J. 3 Jahre Gefängniß bekommen hat.

Fräulein Elise Perard (so heißt nämlich die Angeführte) forderte 1050 Francs Entschädigung.

Grandjean gab die ganze Sache zu, doch mit dem Beifügen, er habe dieselbe nur als ein Liebesabenteuer angesehen und an keinen Betrug gedacht. Alle verdächtigen Nebenumstände leugnete er und behauptete, die 439 Francs, welche er von seiner angeblichen Braut empfangen, seien bestimmt gewesen, verschiedene Einkäufe für sie zu machen; die Heirath habe er ihr nie versprochen, noch ihre Eltern um die Einwilligung gebeten; Geld habe er sie gekostet, aber sie nicht betrogen.

Digitized by Google

Das Tribunal verurtheilt ihn zu 6 Monaten Gefängniß, 50 Francs Geldstrafe und 1050 Francs Entschädigung.

Mannigfaltiges.

Den klimatischen Einfluß der Wälder gewahrt man auch bereits in Australien. Im Distrikt Ballarat hat man die Beobachtung gemacht, daß gerade, seit die Entwaldung im Großen betrieben wurde, vom Jahre 1863—68, in regelmäßiger Abnahme der Regenfall sich von 37.27 Zoll auf 14.23 Zoll vermindert hat. Die Regierung hat in Folge dessen einen Inspektor der Staatsforsten ernannt, dessen Amt es sein wird, die muthwillige Ausrottung der Wälder abzuwenden und in verschiedenen Theilen der Colonieen Pflanzungen und junge Kulturen anzulegen.

(Sicheres Mittel gegen Phosphor-Brandwunden.) Schon vielfaches Unglück ist dadurch geschehen, daß beim Anzünden von Streichhölzchen der abgesprungene Phosphor in eine Wunde an der Hand gekommen ist und den Verlust eines Gliedes oder wohl gar des Lebens zur Folge gehabt hat. Alle, die solches Unglück haben, mögen folgenden wohlgemeinten Rath befolgen: Man mache sich sofort starkes Sodawasser und dahinein halte man das Glied. Der Phosphor geht nämlich mit Soda sehr leicht eine chemische Verbindung ein und bildet phosphorsaures Natron, einen ganz unschädlichen Stoff. Alle, die diesem Rathe folgen, werden sich überzeugen, daß das Unglück ohne alle üble Folgen vorübergehen wird.

(Ursache der hohen Kosten des Patschuli.) In einem von Spezerei-Händlern erlassenen Rundschreiben ist angeführt, daß sehr viel Patschuli erzeugt werde, und daß der Preis desselben ein sehr niedriger wäre, wenn man die Schwierigkeit, es auf Schiffe zu verladen, beseitigen könnte, da die Kapitäne es nicht annehmen wollen, weil es anderen Ladungen seinen Geruch mittheilt. Man kann sich denken, wie köstlich eine Theeladung ausfallen würde, die neben Patschuli verladen gewesen.

Ein 70 Jahre alter Herr, welcher sich ein achtzehnjähriges Mädchen zum Weibe nahm, gab auf die Frage seines Freundes: wie es ihm im Ehestande gefalle? folgende Antwort: „Ganz gut; denn sehe ich mein Weibchen an, so werde ich immer um 20 Jahre jünger, und wenn meine Frau mich ansieht, so wird sie dagegen um 20 Jahre älter, und da ist denn kein so großer Unterschied."

Ein Spaßvogel bekrittelte die jetzt vorherrschende Haarfrisur des schönen Geschlechts und schloß mit den Worten: „Unsere Modedämchen sind sicher vor dem Schicksale des Absalon; denn würde eine derselben sich mit ihrem Haar in den Zweigen eines Baumes verwickeln, so könnte nur das Haar und nicht die Dame hängen bleiben."

(Ein großes Vaterland.) Ein Nordamerikaner beschrieb in seinem Enthusiasmus die Grenzen seines Vaterlandes in folgender Art: „Die Vereinigten Staaten Nordamerikas grenzen gegen Osten an das atlantische Meer, gegen Norden an das Nordlicht, gegen Westen an die untergehende Sonne und gegen Süden an den jüngsten Tag."

(Die Aufkündigung.) „Frau Posthalterin, Sie schenken mir schon so lange alle Samstag das Essen für meinen kranken Mann, und weil der meint, das Essen von Ihnen sei viel besser, als von denen Leut', wo ich's an den andern Däg geschenkt krieg, so hab' ich den Andern jetzt aufgekündigt und will's von heut' an alle Dag bei Ihnen holen."

Unter den Berliner Dienstmädchen grassirt gegenwärtig der Liebesgram, welcher eine wahre Selbstmordmanie bei denselben hervorbringt. Seit Kurzem meldet fast täglich der Polizeibericht einen derartigen tragischen Fall.

Auflösung des Räthsels in № 9:

Aus der großen Flasche füllt man zunächst die mittle voll und schüttet dann aus dieser Flasche drei Maß in die kleine; so hat man in der großen drei, in der mittlen zwei und in der kleinen drei. Die letztere füllt man wieder in die große (gibt sechs) und die zwei Maß aus der mittlen in die kleine. Hierauf schüttet man von den sechs Maß der großen wieder die mittle voll und von den fünf Maß der mittlen wieder ein Maß noch in die kleine, welche zwei Maß enthielt. Auf diese Weise sind vier Maß in der mittlen, und die drei Maß aus der kleinen füllt man zu dem einen Maß in der großen Flasche, so sind in letzterer ebenfalls genau vier Maß, vorausgesetzt, daß man nicht daneben gegossen hat.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Donnerstag, 27. Januar **1870.**

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Indeß Alma still weiter weinte, ging Eduard schweigend auf und ab. Er fühlte sich wunderbar bewegt. So viele Schroffheiten Alma's traten ihm vor die Seele; so Manches mußte auch er an ihr tadeln, was er nicht begreifen und bewältigen konnte. Und doch hätte er ihr zurufen mögen: „Laß sie reden und stütze Dich auf mich. Würde die Welt aufstehen und Dich steinigen, so wäre ich doch da und würde Dich schützen," aber er wagte es nicht; sie weinte immer lauter, immer unaufhaltsamer. Endlich setzte er sich zu ihr, ergriff ihre Hand und sprach so sanft als möglich: „Liebe Alma, werden Sie einfacher. Die Welt erschrickt vor Ihnen, weil sie Sie nicht versteht. Man fragt sich, ob Sie ein Engel oder ein Dämon, ein Gletscher oder ein verheerender Strom sind; man kommt auf seltsame Vermuthungen, man faßt Vorurtheile. man wird Ihnen feindlich. Flößen Sie diese Gefühle den Gleichgiltigen ein, nun, so tröste ich mich. Sind es aber meine Freunde, dann, Alma, thut es mir wehe . . ."

Er hielt einen Augenblick inne, in der Hoffnung, daß sie reden würde. Als aber ihre Hand schwer wie Eis in der seinen lag, machte er sich los von ihe, erhob sich, maß das Zimmer ein, zwei, drei Mal, blieb stehen und sagte mit unendlicher Wehmuth: „Alma, Du liebst mich nicht!" Sie hob plötzlich den Kopf, sah ihn mit schmerzlicher Ruhe an und antwortete mit gewaltsamer Fassung: „Wie oft ist dies Thema schon zwischen uns verhandelt worden und immer vergebens!"

„Unser Verhältniß ist nicht fest," seufzte Eduard, „und Gott weiß doch, wie ich mich an dasselbe klammere! Werde ich Sie glücklich machen, Alma, passen wir wirklich zu einander?"

„O," rief sie schneidend, „schaffen Sie sich nur einen Willen, eine Richtung, einen Charakter an! Geben Sie mir ein Gefühl, eine Bestimmung, die mich überwältigt, mich in Fesseln schlägt, die so groß ist, daß ich darin aufgehe, sei's in Schmerz, Jubel oder Liebe, aber die mich besiegt, daß ich nicht immer die gebietende Alma und Sie nicht immer der nachgebende Eduard sind. Denn; daß ich's nur gestehe, das ist es, was mich außer mir beingt, daß Sie mein Geschöpf sind, daß ich Sie aufnehmen und fallen lassen kann, wie ich will, daß Sie ein Kind, ein guter Mensch, Alles, nur kein Mann sind!"

Trostloseste Verzweiflung lag auf ihrem Gesichte, als sie das sagte, als sie sagte: „Sehen Sie, Eduard, ich habe Sie gleichsam erzogen, ich habe Sie zur Arbeit angehalten, ich habe mit Ihnen Wichtiges besprochen, ich bin Ihnen eine Autorität, ein Leitstern, der Ariadnefaden im Labyrinthe gewesen. Es hat mich glücklich gemacht für ein, zwei Monate; ich bin stolz auf Sie gewesen, habe Ihre Bestrebungen als die meinen, Ihre Thaten als die meinen genommen, bin Ihnen mit Entzücken gefolgt, wenn dies da gelungen, jenes da vollendet war, aber . . ."

Sie schwieg und Eduard wurden die Augen feucht. Nach einer Pause sagte er ablenkend: „Kind, was weinst Du, warum quälst Du Dich und mich?"

Plötzlich änderte sich ihr Ausdruck. Sie warf sich an seinen Hals. Holdselige Weichheit spielte ihr um die Lippen, widerstreitende Empfindungen, Verehrung für Eduard, Wehmuth über sich, zärtliche Sorge legte sich ihr auf die Stirn. Er strich ihr die Locken aus dem schönen Gesichte und sagte, sich gewaltsam der elegischen

Stimmung entreißend: „Soll ich sagen, weßwegen Sie so betrübt sind?“

Sie nickte mit dem Kopfe. Er küßte ihr die geschlossenen Augen und fuhr dann fort: „Du bist verwöhnt, geliebte Alma, bist von Schmeichelei umgeben, kannst es nicht ertragen, wenn ein bedeutender Mensch Dir nicht gleich zu Füßen fällt. Habe ich nicht recht, ist es nicht so?“

„Nein,“ sagte sie sanft, „so ist es nicht. Aber einem Mann begegnen, vor dem ich mich fürchten müßte, das möchte ich, darnach dürste ich . . . Ach, Eduard,“ sagte sie feuriger werdend, „ich träume von einer Gemeinschaft der Liebe; ich träume auch von einer Festigkeit und Wahrhaftigkeit, wo das ganze Wesen in einen Guß zusammenflösse, wo alle kleinlichen Rücksichten aufhören, wo ich Eins und ganz wäre, wo ich Alles ertrüge, mich Allem unterordnete, wo ich Ansprache, Mittheilung, Austausch der Ideen, eine bedeutende Zukunft in einer bedeutenden Gegenwart fände! Einem Manne möchte ich begegnen, dem ich die ganze stolze Richtung meiner Existenz, meine Selbstständigkeit aufopfern, dem ich alle Gedanken, den Abdruck meines Wesens, den Ausfluß meiner Gesinnungen darbringen könnte, dem dieser trotzige Uebermuth in mir wiche, dem ich in vollstem Jugendmuth, in der vollsten Lebenskraft die Füße küssen, dem ich gehorchen, eine Magd, eine Sklavin sein könnte, den ich, zerträte er mich, doch noch lieben würde, lieben, wie ich zu lieben vermag, der die Ueberlegenheit des Charakters mit der Liebenswürdigkeit verbände, der in jedem Wort, in jedem Blick, in jeder That eine Zauberformel besäße, vor dem ich schweigen, oder reden, unter dessen Schild ich unantastbar wandeln, dem ich Waffengefährte, Schwester, Geliebte, Frau, Alles in Allem sein könnte . . .“

Sie hielt erschöpft inne. Eduard hatte seinen Hut ergriffen. Er war blaß. Seine Hände zitterten, doch überwand er sich und sagte schmerzlich: „Ein Mann, wie Sie ihn schildern, bin ich nicht. Das fühle ich. Das beugt mich, daß ich Sie fragen muß: Also statt Hingebung wünschen Sie sich Tyrannei, eiserne Launen?...“

„Ich wünsche mir Männlichkeit,“ entgegnete Alma fest, „dann würde ich mich unterordnen.“

„Und ein solches Unterordnen würde Sie glücklich machen?“ fragte er mühsam, zur Thüre gewandt. — „Sagen Sie, daß es mich beseligen, umgestalten, völlig befriedigen würde!“ sprach Alma, indem sie sich vom Divan erhob und zum Fenster trat.

„Möchten Ihre Träume Wirklichkeit werden,“ erwiederte Eduard bewegt. „Möchte sich ein solcher Mann finden und Sie . . . glücklich sein!“ —

Als er verschwunden war, sank Alma in einen Stuhl, hob die Hände empor und rief: „Armer Eduard, warum konnte ich Dir die bittere Wahrheit nicht ersparen! Warum mußte es klar zwischen uns werden, klar und kalt!“

7.

Die Fürstin Helene saß in ihrem Zimmer vor einem großen Toilettenspiegel und ließ sich die langen, weichen, blonden Haare ordnen. Es war ein kleiner hellblauer Salon, in dem sie sich vorzugsweise aufzuhalten pflegte. Hier hatte sie Alles, was sie liebte; die Bilder ihrer Eltern und Geschwister, einige Bücher, worunter die Bibel und Thomas a Kempis, Ansichten vom Rhein und von Ems, wunderlich geformte Briefbeschwerer, ein kleines getrocknetes Herbarium, einfache Möbel von einigen Lampen erhellt, deren Lichter an dichtgeschlossenen blauen Vorhängen spielten oder auf den rothen Plüschteppich fielen. Blumen widersprachen dem unheimlichen Aprilwetter, das gegen die Scheiben brauste. Helene, mit ihrem blonden Haar, die Stirne marmorbleich, das Auge sanft von den Wimpern beschattet, glich in diesem Raume voll Duft, Licht und Farbe, auf ihrem Stühlchen, vor dem Spiegel in einem weißen Pudermantel, den sie nachlässig um den Leib mit einem Bande befestigt hatte, einem lieblich altdeutschen Bilde. Jetzt steckte ihr Gertrud, die hinter ihr stand und die geflochtenen Haare zierlich ordnete, eine Rose in die Locken und nun wandte sie sich um nach ihr und sagte sanft: „Es werden viele Leute kommen, der Fürst hat mir einen schönen Anzug anbefohlen, der ja wohl schon seit einigen Tagen hier in meinem Zimmer ist. Ach, Gertrud, ich putze mich ungern, besonders heute, wo Brinkmann kommen wird!“

„Herr von Brinkmann?“ fragte Gertrud, „ist der auch geladen? Jetzt geht mir ein Licht auf, daß er es war, der mich neulich auf der Treppe anrief.“ — „Du hast ihn gesehen?“ entgegnete Helene ungewöhnlich lebhaft. — „Gesehen und auch nicht! Er hat sich einen Bart angeschafft, hinter dem kein vernünftiger Mensch ihn erkennen kann.“

„Ach Gertrud“, sagte Helene nach einer Pause, „wenn ich mir denke, wie wir uns getrennt haben und wie wir uns jetzt wieder sehen, so pocht mir das Herz!“ — „Ew. Durchlaucht ist

zu gut," entgegnete Gertrud gravitätisch. „Ew. Durchlaucht sollten sich das Herzklopfen ersparen. Der Herr von Brinkmann ist völlig getröstet!" — „Getröstet?" seufzte Helene. „Wie weißt Du, daß er getröstet ist?" — „Er macht dem Fräulein Alma den Hof . . ." — „Alma?" rief Helene erstaunt. — „Ja, dem Fräulein von Wallsee. In der Stadt ist von nichts als davon die Rede. Er soll ganz vernarrt in sie sein!" —

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Feuilleton.

— *nn.* Der alte Aristoteles, der Erzvater der Logik, bezeichnet das Theater als eine *κάθαρσις παθημάτων*. 2000 und mehr Jahre nach seinem Heimgang haben sich sodann hyperboreische Stubengelehrte ihre gott- und geistverlassenen Köpfe darüber zerbrochen, ob das eigentlich auf deutsch „Reinigung der Leidenschaften" oder aber „Reinigung von den Leidenschaften" heiße? Arme Tröpfe, ihr modernen Eunuchen des Geistes, die ihr höchstens auf der Schulbank aus irgend einem lateinischen Vocabularium gelernt habt, was Leidenschaft heißt! Doch, wie bekanntlich alles in der Welt seine zwei Seiten hat, so habt auch ihr den Vortheil, daß ihr die Reinigungskosten für eure cachirten Leidenschaften sparen könnt, was für unsereinen jedesmal eine Affaire von einem halben Silberling ist. Wir also haben Leidenschaften und wollen sie, um nicht, mit Verlaub von euer Gnaden, noch thierischer als jedes Thier zu sein, hinanläutern zu einem kräftigen Idealismus. Deßwegen pilgern wir während der diesjährigen Saison jezuweilen nach dem Fruchthallsaale. Bedürften wir hiefür noch einer weiteren Autorität, so würden wir mit keiner geringeren fürlieb nehmen, als mit dem berühmtesten und einflußreichsten aller Kirchenväter griechischer und lateinischer Zunge, dem h. Augustin, welcher in seinen so interessanten „Geständnissen" wörtlich von sich berichtet: „Rapiebant me theatrica spectacula" — d. i. verdolmetscht: „Die Spektakelstücke im Theater (in Karthago) packten mich kurios"*).

Traut man uns nun in dieser Sache Urtheil zu als ein Senfkorn, so möchten wir unserer Ueberzeugung gemäß als Oberpriesterin dieses Reinigungskultus Frl. J. Trautmann bezeichnen. Wir sahen die Dame jüngst als Aschenbrödel. „Schmutziges Küchenmädchen" — so interpretirt der gelahrte Herr Professor Sanders in seinem stattlichen Wörterbuch der deutschen Sprache das Wort Aschenbrödel. Nun, wir unserseits gestehen offen, daß wir ein solches „schmutziges Küchenmädchen" nicht im Mindesten perhorresciren würden. Wir kamen, sahen und — wurden besiegt. Frl. Trautmann gehört zu jenen bevorzugten Bühnenerscheinungen, an deren Wiege die Huldgöttinnen selber Pathenstelle versehen zu haben scheinen. Mit ihrem junonischen Wuchs, dem schönen Ebenmaß ihrer Formen, der üppigen Fülle ihrer dunklen Flechten, dem feuchten Schimmer ihres gazellenhaften Auges, mit ihrem schalkhaft-naiven Gesichtchen, ihrem unmittelbar zum Herzen sprechenden geschmeidigen Organe, der Elastizität und Kraft ihrer Bewegungen repräsentirt sie, ohne Uebertreibung, das fleischgewordene Ideal edler Weiblichkeit, rührender Virginität. Ein Südländer mit seiner wärmeren Phantasie würde sie vielleicht eine elegante, niedliche Handausgabe der Madonna nennen. Hinsichtlich ihres Spiels hat die Künstlerin glücklich jene Stufe erreicht, wo die einseitige Kunst als solche aufgegangen ist in einer geläuterten Natürlichkeit. Frl. Trautmann braucht einfach nur sich selbst zu spielen, und das Publikum ist elektrisirt. Ganz speziell als „Aschenbrödel" ist sie buchstäblich eine von denjenigen, quæ, wie die ollen Griechen sagten, etiam incomptæ delectant — zu deutsch: welche auch en négligé reizend sind. Als echte Kunstjüngerin begnügt sich übrigens Frl. Trautmann keineswegs mit einer gedächtnißmäßigen Reproduktion des Dichters, vielmehr führt sie in ihren Rollen selbständige Kunstschöpfungen uns vor.

Preisen wir darum die Schicksalsgöttin, die uns gegönnt, Zeitgenossen einer solchen Künstlerin zu sein und von ihrer reinen Opferflamme uns durchglühen zu lassen; und kondoliren wir dem Eingangs erwähnten alten Stagiriten, weil er bereits im Jahr der Ungnade 322 das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen mußte! Wie gern würde er auf einen Abend bei seiner gestrengen Frau Logika sich beurlauben und mit uns der Priesterin Thalias huldigen, wenn er nur könnte! Unser belobter Heiliger vom heißen Afrika würde (wir stehen dafür!) mit Behagen sein Imperfektum Rapiebant sich noch einmal ins Präsens Rapiunt zurück übersetzen; der

*) Aug. Confess. 3, 2.

fromme Gellert würde zu der Erkenntniß gedeihen, daß seine famose Apostrophe

„Kinder, geht zur Biene hin,
„Seht die kleine Künstlerin!"

heutzutage ein gänzlich überwundener Standpunkt sei, und daß er seine Lesart „Biene" in „Bühne" umzuändern habe*). Und unser Altmeister Göthe endlich würde im Stillen die Schlußzeilen seines Faust repetiren:

„Das Ewigweibliche
„Zieht uns hinan!"

Mannigfaltiges.

Wien. Das Fest der Handwerker. Zwischen einer lebenslustigen Soubrette und einem rechnungsfesten Tapezierer war eine arge Fehde entbrannt. Wie so oft bei Prozessen, ist die eigentliche Streitsache eine Bagatelle, in unserem Falle eine Differenz von dreißig und etlichen Gulden, um welche die Künstlerin den von ihr bestellten Divan zu theuer fand und auf welchen der Meister der Zimmer- und Möbelbekleidung, da er das Allerfeinste geboten haben wollte, entschieden beharrte. Von Ausgleich bei so bestimmter Forderung und Weigerung konnte keine Rede sein und so mußte die Sache ausgekämpft werden. Doch wählte der Tapezierer nicht das Parquet des Bezirksgerichtes zum Kampfplatze. Möglich, daß ihm die Appartements der Themis mit ihrer knauserigen Wiener Ausstattung zu wenig nobel für eine Tagsatzung erschienen, möglich, daß er mit Mahomed dachte: besser ich komme zum Berg und sei er noch so edel; kurz er wählte auch diesmal den von ihm schon oft mit Erfolg erprobten Weg der — Exekution. Er hatte dieselbe der Künstlerin früher ganz korrekt angemeldet, und als die Drohung erfolglos blieb, richtig am bestimmten Tage seinen Exekutionsmann, den ersten Gesellen, geschickt. Noch nie wurde ein Exekutionsmann so liebenswürdig empfangen, so fein bewirthet, als dieser, aber von einem Nachgeben von Seite der Soubrette keine Rede. Lieber wollte sie alle Tapezierer- und Tischlergesellen Wiens empfangen, als, was ihr zu viel sei, bezahlen. Die Exekution blieb permanent, nur mit der vom Meister angemeldeten Steigerung. Mit jedem neuen Mahnbesuch rückte ein Exekutionsmann mehr ein und als alle Mann am Platze, kamen die Lehrbuben nach und, das Aufgebot ergänzend, Hausknecht und Kutscher des edlen Meisters. Diese Massenentwicklung trübte die gute Laune der Künstlerin nicht, vielmehr fand sie an dem Spaß Gefallen und, was ihr Gegner am wenigsten beabsichtigt, sie machte aus ihrer Noth — Soireen, Soireen, bei denen es recht gemüthlich zugeht, und die Exekutions-Mannschaft im Kreise der Freunde und Verehrer der Soubrette Freund und Feind, ihren Herrn und dessen Gegnerin hoch leben lassen und wo jeder Abend sich zu einem wahren Feste der Handwerker gestaltet. Ein Schelm, wer was Arges denkt. Es kann doch einem Gewerbsmanne freistehen, eine Forderung nach der Weise, die ihm beliebt, einzutreiben und einer Künstlerin, nach ihrer Art einen ungefügen Mahner zu chikaniren. Daß der Verlauf der Geschichte viel von sich reden macht, ist nicht zu verwundern, ebenso, daß bereits mehrere Versionen darüber zirkuliren; doch, wahrheitsliebend, wie wir einmal sind, müssen wir, auf unseren Gewährsmann bauend, für die alleinige Giltigkeit der unserigen einstehen und alle übrigen freundschaftlichst desavouiren.

(Alter schützt vor Thorheit nicht.) In Tokaj hat sich, wie die „Ref." erzählt, ein 81jähriger Greis in ein 14jähriges Mädchen verliebt und bei den Eltern um ihre Hand angehalten, welche natürlich, nicht wenig erstaunt, die seltsame Bewerbung mit Hinweisung auf die Jugend des Mädchens ablehnten, das ja noch ein Kind sei. Damit wollte sich jedoch der alte Herr nicht abweisen lassen, sondern sagte, gleichsam beruhigend: „Das macht nichts, ich werde schon warten, wenn es auch noch vier oder fünf Jahre dauert."

Ein Dienstmädchen in Berlin hat Beschwerde eingereicht, weil ihr früherer Dienstherr folgendes poetische Entlassungszeugniß in das Dienstbuch geschrieben hat:

Sie kann nicht waschen, kann nicht backen,
Sie kann nur essen, trinken — schlafen,
Kann nicht scheuern, kann nicht kochen,
Riesenstark sind ihre Knochen,
Die Gedanken schwach wie Fädchen,
Wär' am liebsten Kindermädchen.

*) Beide, die Bienen- und die Bühnen-Künstlerinnen sind übrigens Honigproduzentinnen, jene materiell, diese geistig. Der Stachel — — — — mais silence! Anm. des Setzers.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Samstag, 29. Januar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Thereſe.

(Fortſetzung.)

„Es war eine ſchwere Zeit, dieſe drei Jahre, daß ich nichts von ihm wußte", dachte Helene, indem ſie den Pudermantel von ſich warf und in das bereitete Spitzenkleid mit hohen Volants ſchlüpfte. „Dem Verluſte folgte Verzweiflung, der Verzweiflung Reue. Ach, ich wußte nicht, wie ich ihn liebte. Der Schmerz um ihn hat mir erſt das Maß gegeben für das, was ich geopfert hatte. Ich hätte das nicht thun, energiſcher auftreten, mein einmal gegebenes Wort halten ſollen. Es war nicht recht, Gertrud", ſagte ſie plötzlich laut, „es war durchaus nicht recht." —

„Peinigen ſich Ew. Durchlaucht doch nicht," erwiederte Gertrud, indem ſie das Kleid hinten zuſchnürte. „Wie wäre es wohl möglich geweſen, den Befehlen des Herrn Vaters zu widerſtehen? Und wie der glücklich mit den Generalepauletten iſt."

„Ja," ſagte Helene wehmüthig, „mein Vater iſt wirklich ſehr großmüthig bedacht worden. Er iſt befördert, die Brüder ſind untergebracht, die Schweſtern ausgeſtattet. Der Fürſt iſt unerſchöpflich in Beweiſen der Theilnahme . . ." — Sie that einen gleichgiltigen, träumeriſchen Blick in den Spiegel, ließ ſich den Fächer, die Handſchuhe und das Schnupftuch reichen und ging langſam in die jenſeits der Treppe gelegenen Prunkgemächer.

Sie war eine ſtille, reſignirte Natur, dieſe Helene. Noch hatte ſie nicht ganz Fuß in den neuen Verhältniſſen gefaßt, noch fühlte ſie ſich ſchüchtern und bewegt; der Sprung von der Tochter eines alten, zurückgeſetzten Militärs zu der Gemahlin des einflußreichen Fürſten von der Recknitz war aber auch ſo bedeutend, daß ſich Stärkere als Helene davon betäubt gefühlt hätten. Ausſchließend in der Sphäre des Gefühls lebend, an den prüfenden Gedanken nur leicht vorüberſtreifend, im Glauben Antwort für jede Frage findend, hielt ſie den Zweifel für unſtatthaft, und ordnete ſich, wenn auch mit Schmerz, dem Schickſal unter. Wohl hatte auch ſie Anſprüche ans Leben im großen Styl gemacht, wohl auch an Franzens Seite auf eine hohe gegenſeitige Liebe, auf eine Selbſtverleugnung ohne Grenzen gehofft; nun aber ein Fürſt, ein bejahrter, ihr imponirender Mann an deſſen Stelle trat, ſchien ſie ſich in der wohlwollenden, ermunternden Führung, in dem vertrauensvollen Anſchmiegen eben nicht unglücklich zu fühlen. Daneben hatte ihr armes geknicktes Herz Troſt in der Religion gefunden. Bei ihrem Seelſorger, dem nun verſtorbenen Paſtor Heinrich, fand ſie Anklang und Ermuthigung. Sie bedurfte einer fremden Stütze, ſie bedurfte eines Ankers der Ruhe. Fühlte ſie ſich doch ſündhaft, wenn ſie ſich darauf ertappte, nur irgend Werth auf das Aeußere zu legen. Sich am Kreuze zermalmen, reuevoll an ihre Bruſt ſchlagen, den Tand des Lebens wegwerfen, ſich kaſteien und wieder kaſteien, das ſchien ihr das Rechte. Nur heute war Helene aus dem Gleichgewicht in dem Gedanken an Franz. Sie hatte ihn ja geliebt, ihm wehe gethan; ihm gegenüber war ſie ſchwach und wortbrüchig geweſen. Trotz eines leichten Anfluges von Eiferſucht, gab ſie ſich doch Mühe, ſich über das ihr von Gertruden mitgetheilte Gerücht zu freuen. Er ſollte glücklich ſein! Wie, wo, wodurch, das mußte ſie Gott anheim ſtellen. Aber das fühlte ſie: Ihm mußte Erſatz werden für das Opfer, das er gebracht; er durfte ſein Leben nicht vertrauern. Helene dachte das, als ſie in den erleuchteten Salon trat. Der Fürſt war

bereits mit dem zuerst angelangten Eduard im Gespräch. Als sich Helene nahte, ging er ihr wahrhaft freundlich entgegen. Sie war ihm die lieblichste sanfteste Frau, er beschäftigte sich mit ihr, soviel es die Geschäfte erlaubten. Nie hatte er sich behaglicher als in diesem gleichmäßigen Umgang gefühlt, nie sich mehr an reizender Schönheit gefreut, als eben bei Helenen. Früher war er meist schneidend und spötielnd den Frauen gegenüber gewesen. Die graziöse Koketterie der meisten unterhielt seine Salongewandtheit, aber nährte auch die Geringschätzung, mit der er das weibliche Gemüth betrachtete. In Helenen fand er spät endlich, was ihm Achtung einflößte. Ihre noch unentwickelte Züchtigkeit rührte ihn. Er gab sich Mühe, ihre Gedankenzüge zu durchbrechen; er wollte sogar einen Zusammenhang, einen Einklang mit ihr herbeiführen. Aber sonderbar! sie blieb dennoch einsam, abgeschlossen in sich, still auf sich gewiesen, demüthig, sich stets unterordnend, fern von jedem Widerspruch, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Gleichgiltigkeit. Der Fürst war ihr eine Autorität, keine Gemeinschaft. Sie fühlte sich nicht auf einer Stufe mit ihm. Nie war sein starres Recht bei ihr in dem Feuer der Liebe geschmolzen, nie dachte sie an ein wirkliches Glück.

Es lag etwas so Wehmüthiges auf ihrer ganzen Gestalt, als sie so in diese Fülle von Spitzen, Blumen und Diamanten gehüllt, unter die schimmernden Lichter der angezündeten Kronen trat, daß Eduard erstaunte, sie so verklärt zu finden. Nicht ohne Beklemmung flogen seine Blicke von ihr auf den gebrechlichen Fürsten und zurück. „Er ist doch eigentlich ein unheimlicher Gast neben diesem Leben voll Jugend, und Franzens Entsagung hat sie in eine kalte Atmosphäre, in eine Abgeschiedenheit voll Schmerz gedrängt," meinte er, Helenen beobachtend, die zu ihm trat und ihm in einer Ecke hochstämmige Camelien nebst gelben Akazien mit leiser, bewegter Stimme zeigte, immer zur Thüre blickte, immer sich dachte: „Jetzt wird Franz kommen, jetzt wird er eintreten, jetzt werde ich mit ihm reden müssen." Indessen füllten sich die Räume mehr und mehr. Eine Dame kam nach der andern, eine Uniform nach der andern. Helene mußte mit Jedem reden, Jedem etwas Verbindliches sagen. In der Regel that sie das gern; heute ward es ihr schwer, heute verwirrte sie sich, sobald eine neue Person vor sie hintrat. Auf einmal stand der Fürst neben ihr und sagte vorstellend: „Liebe Helene, ich bringe Dir hier den vielgereisten Herrn von Brinkmann, laß Dir vom Orient erzählen." Er schnupfte und Helene und Franz verbeugten sich sprachlos.

So viel Uebung Franz in der Selbstüberwindung hatte, so verließ sie ihn hier, wo er aufgelöst in allen Arten von Schmerzen vor Helene stand. Er mußte sich auf einen Stuhl stützen, mußte sich abwenden, so überfluteten ihn die nie rastenden Erinnerungen. Ach, er hatte sich in den drei Jahren sehr verändert. Das sah Helene durch den Schleier, den ihr die Bewegung über die Augen warf, das zuckte ihr wie ein Schwert durch die Seele. Die Züge, halb durch den Bart verdeckt, waren blaß und welk. Es war etwas Gebeugtes in ihm, das keine Freude aufkommen ließ. Alle Wonnen und Martern, alle Kämpfe und Genüsse waren zur Galeerenkette geworden, an der er nun weiter zog, mit der er zu Helenen aufblickte, und nichts sagen, kaum athmen konnte. Glücklicherweise kamen neue und wieder neue Gäste; Helene war mitten im Strome der Gesellschaft; sie mußte lächeln, wo sie hätte weinen, schweigen, wo sie hätte aufschreien mögen. Durch den trüben Nebel, der sie umschwebte, blickte zuweilen sein bekanntes, sein befreundetes Gesicht und dann wünschte sie aufspringen und sagen zu können: „Aber Franz, es ist ja nicht möglich, daß wir uns so wiedrsehen!" Und wie Helene und er untergegangen schienen in der Betrachtung ihres Leids, so war auch Eduard gedrückt und traurig. Immer klangen in ihm Alma's Worte von neulich nach. Immer rangen sich Verzweiflungen durch sein Gemüth, wenn er sich sagen mußte: „Es ist Pflicht, sich hier loszureißen!" Da trat Franz zu ihm und fragte: „Alma ist noch nicht hier. Wahrscheinlich wird sie wieder durch einen phantastischen Anzug und ein lautes Auftreten frappiren." Aber Eduard schüttelte mit dem Kopf: „Siehst Du sie denn nicht da bei den Blumen, neben einer alten Dame im Gespräch begriffen? Sie ist diesmal still und einfach gekleidet gekommen," sagte er begütigend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Sittenbild.

Ein Korrespondent der „Köln. Ztg.", welcher der Hinrichtung Traupmanns anwohnte, erzählt: Von Mitternacht an zogen eine Masse Leute

aus allen Theilen der Stadt nach dem Richtplatze hin. Derselbe war schon vor 9 Uhr mit einer bedeutenden Menschenmenge bedeckt. Der größte Theil derselben gehörte den niedrigsten Klassen der Gesellschaft an, und viele hatten sich, darunter auch eine Anzahl, die Stühle und Bänke zu vermiethen hatten, nur eingefunden, um ihre Plätze später wieder zu vermiethen. Ich hatte nach 1 Uhr die Boulevards verlassen und traf gegen 2 Uhr auf dem Platze de la Roquette ein. In der Nähe der Mairie auf dem Boulevard du Prince Eugen angekommen, wurde mein Wagen von Polizeidienern angehalten. Der Boulevard war nämlich dort mit Pariser Garden zu Pferde und Polizei besetzt, die Niemanden weiter fahren ließen und Alle zwangen, den Weg bis zum Platz de la Roquette zu Fuß fortzusetzen. Der Platz selbst, oder vielmehr die Rue la Roquette, denn der ganze Platz war durch Militär abgesperrt, bot einen höchst eigenthümlichen Anblick dar. Wenn nicht ganz abscheuliche Galgengesichter und Dirnen der niedrigsten Klassen die Mehrheit der Menge gebildet hätten, so würde man sich auf den Jahrmarkt einer kleinen Stadt versetzt wähnen können. Ueberall wurde Wein, Bier, Schnaps und dergleichen mit gellendem Geschrei ausgeboten, alle Wein- und Kaffeehäuser (auch alle die des Boulevards, du Prince Eugen, der bekanntlich an der Rue de la Roquette vorbeigeht) waren offen, und die Menge, die so heiter war, als handle es sich um einen Festtag, zechte, schrie und heulte ohne Unterlaß. Eine große Anzahl von Personen hatte auf den Mauern, Dächern und Bäumen Platz genommen, und jeder erhabene Punkt war dicht besetzt. Der Platz de la Roquette selbst war auf beiden Seiten mit Pariser Garden zu Fuß und zu Pferde besetzt, und die Guillotine und das Thor, durch welches Traupmann seinen letzten Gang zu machen hatte, lagen in tiefer Dunkelheit und waren bei der Ferne, in der sich das Publikum befand, kaum zu erkennen. Die Menge auf dem Platze wurde immer dichter. Zuerst fanden sich die Nachtschwärmer und Nachtschwärmerinnen von den Boulevards ein. Dieselben schienen tüchtig gezecht zu haben und erfüllten die Lüfte mit wildem Geschrei und gellendem Gelächter. Später rückte dann das Quartier Latin, d. h. die Studenten und Studentinnen herbei. Der größte Theil kam vom Bullier, wo die Nacht über Maskenball war, und diese waren noch toller und wilder, als die Boulevardiers. Der Skandal und der Lärm wurde immer furchtbarer. Man riß Witze, lachte und plauderte. Tolle Scenen fanden statt, und besonders fiel man über die Frauenzimmer her, die sich nicht gescheut hatten, auf die Bäume zu klettern, um sich das Schauspiel anzusehen und selbst als solches zu dienen. Je näher die Stunde heranrückte, desto ungebundener wurde die Menge. Ich hatte mir einen Platz gemiethet, sah aber bald ein, daß ich von dort aus nichts gewahr werden konnte; nachdem ich mich an der Menge sattsam erbaut hatte, zog ich ab, um auf der Mairie einen Versuch zu machen, auf den Platz de la Roquette selbst gelangen zu können. — Der Korrespondent beschreibt dann, wie er auf den Platz selbst gelangte und Zeuge der um 7 Uhr vorgenommenen Hinrichtung war, dann fährt er fort: Die ganze Scene hatte nur einige Sekunden gedauert und man wurde kaum gewahr, was vorgegangen. Der Rumpf und der Kopf wurden sofort in einen bereit gehaltenen Wagen des Scharfrichters geladen, der schnell davon fuhr. Dann ging es sofort an das Abschlagen der Guillotine. Hier ereignete sich eine peinliche Scene. Zwei feingekleidete Damen tauchten ihre Schnupftücher in den mit Blut angefüllten Korb. Selbst den alten Polizeileuten, die schon viel mitgemacht, schauderte es. Die Menge an den Eingängen des Platzes war immer wilder geworden und drängte nach dem Platze hin. Sie gewann auch an Terrain, aber es gelang doch, sie im Zaume zu halten. In der Rue la Roquette selbst herrschte wildes Getümmel. Die Wagen durften jetzt herauf fahren und kamen zu Hunderten an. Die Menge selbst trieb sich noch längere Zeit in der Umgebung der Roquette herum, Viele waren in trunkenem Zustande. Zu einigen Krawallen kam es; Verhaftungen wurden vorgenommen, aber die Ruhe nicht ernstlich gestört. Die Taschendiebe hatten sich auch zahlreich eingefunden. Die Nacht über wurden 20 verhaftet. Der Eindruck, welchen Traupmanns Hinrichtung auf die Menge machte, spricht jedenfalls nicht zu Gunsten der Aufrechterhaltung der Todesstrafe.

Literarisches.

Soeben erhalten wir das XIII. (Schluß-) Heft des ersten Jahrgangs der im Verlage von Hermann Schönlein in Stuttgart erscheinenden „Allgemeinen Familienzeitung", und wenn irgendwo, so können wir nach Durchsicht

dieſes Heftes hier gewiß mit Recht ſagen: finis coronat opus. Werfen wir einen Blick zurück auf den ſoeben beendeten Jahrgang dieſes Journals, ſo müſſen wir zugeſtehen, daß es nicht nur ſeine Verſprechungen treulich erfüllte, ſondern dieſelben noch bei weitem übertraf. Jedes neue Heft gab ein neues Zeugniß von der Thätigkeit und Gewiſſenhaftigkeit der Redaktion, denn in jedem einzelnen fanden wir ſowohl eine Fülle wahrhaft gediegener Unterhaltung, wie eine Quelle in faßlichſter Form gebotener Belehrung, hervorgegangen aus den Federn der berühmteſten Autoren. So enthält das vorliegende Heft unter Anderem eine größere hiſtoriſche Novelle: „Zweimal gerettet" von George Hill, ſowie den Schluß der Erzählung: „Der Förſters-Adjunkt" von Otfried Mylius. Ferner finden wir darin belletriſtiſche Beiträge von Ernſt Pasqué, Dräzler-Manfred, Stanislaus Graf Grabowski und Karl Neumann-Strela, denen ſich eine Humoreske von Fr. Brentano, ſowie hiſtoriſche, kulturhiſtoriſche und naturwiſſenſchaftliche Artikel von A. Amlacher, J. Arndt, W. Baer und Dr. H. Schramm würdig anreihen. Die mit Sorgfalt ausgeführten Illuſtrationen führen uns auf die Schauplätze der wichtigſten Zeitereigniſſe, indem ſie uns einerſeits „Oeſterreichiſche Truppen auf dem Marſch von Cattaro in die Berge der Bocca", ferner „Caſtelnuovo, am Eingang der Boeche von Cattaro" und ein Bild der „Umgebung von Cattaro", andererſeits aber „Das Palais von Gheſireh bei Kairo" und den „Thimſah-See in der Vogelperſpektive, vom Landhauſe des Vicekönigs aus betrachtet", zeigen. Außerdem dürfte namentlich für Gourmands das Bild „Auf der Suche nach Trüffeln", ſowie Allen, die ſich den Sinn für die fröhliche, ſelige Weihnachtszeit bewährt haben, die Illuſtration „Der Weihnachtsmarkt" von großem Intereſſe ſein. Erwähnen wir endlich noch die Porträts von „Karl Freiherrn v. Werther", „Eliſabeth, Fürſtin von Rumänien", „Madame Rudersdorff", „Lord Derby" und „John Stuart Mill", und fügen wir hinzu, daß ſo ein ganzes Heft (enthaltend 8 Folio-Bogen = 192 Spalten) nur 21 kr. rh. koſtet, ſo wird man es begreiflich finden, wenn wir allen Freunden einer guten, anregenden Lektüre die Anſchaffung dieſes Journals empfehlen, und der „Allg. Familien-Zeitung" bei Beginn ihres zweiten Jahrganges ein aufrichtiges „Glück auf!" zurufen.

* Gloſſe.

Blau Aeuglein ſind gefährlich,
Zu ſanft iſt mir ihr Schein;
Die braunen zu begehrlich,
Schaut man zu tief hinein.

Lied.

Ich rath' Euch, hütet alle
Euch vor den Augen blau;
Ob's auch im Herzen walle,
Stellt Euch ſtets wild und rauh,
Sonſt geht Ihr in die Falle.
Wohl ſieht's ſich an ſo herrlich
Blau, wie Vergißmeinnicht,
Das Auge, ach, ſo ehrlich,
Euch täuſchet das Geſicht:
Blau Aeuglein ſind gefährlich!

Wohl mag es prächtig ſein,
Zu ſchauen nach den Sternen;
Sind ſie auch uns ſo klein,
Groß ſind ſie in den Fernen,
Sie leuchten hell und rein.
Doch beſſer muß es ſein,
Zu ſenken ſeine Blicke
Tief in den Feuerwein,
Als nach den Sternen nicken,
Zu ſanft iſt mir ihr Schein!

So viele an der Schenke
Spazierten gern vorbei,
Doch, daß der Menſch nur denke,
Der Durſt der Lenker ſei,
Beweist das Frau'ngezänke.
Es iſt auch gar beſchwerlich,
Da nicht hineinzugeh'n,
Dort auf dem Tiſche ſteh'n
Die Braunen zu begehrlich!

Ach, leicht geht man hinein,
Doch ſchwer iſt's, zu entreißen
Sich, ach, dem Trunk ſo ſein;
Allein, es zu beweiſen
Daheim, möcht' ſchwerer ſein.
Dagegen ſpricht der Schein,
Das ungewiſſe Wanken,
Er muß bezopft ſtets ſein.
Leicht überſteigt's die Schranken,
Schaut man zu tief hinein!

Dr. Frosch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Dienstag, 1. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Thereſe.

(Fortſetzung.)

Franz folgte Eduards Blick. Wirklich ſaß Alma in einem mädchenhaften Anzug im kleinen Sopha neben einer alten Dame, die ſie eifrig unterhielt. Das laute Weſen war einem ſtillen Ernſte gewichen, der friſche Thau der Weiblichkeit verlieh ihrer Schönheit einen klaren, reinen Schmelz. Wie ſie ſich bewegte, trug, wie ſie den Kopf hin und her neigte, mußte man ſie mit der Vollendung einer Antike vergleichen. Franz betrachtete ſie einen Augenblick und kehrte dann zu Helene, in ihre Nähe zurück. Er war feſtgebannt, er konnte nicht los von ihr. Alma bemerkte das, ſie fühlte, was ſich zwiſchen Franz und Helenen wieder feſt und immer feſter wob. Viel hätte ſie um einen Blick von Franz gegeben, aber Franz war kalt und ſtarr. In eine Ecke des kleinen Sitzes gedrückt, ſagte ſie ſich muthlos, unter tauſend Vorwürfen: „Eduard liebt mich, liebt mich treu, aber ich — ich liebe ihn nicht; ich habe ihn bald halb, bald ganz vergeſſen; habe ihn verbraucht, habe mit Berechnung gehandelt, und nun ich einem Mann begegne, der mich anzieht, den ich lieben könnte, nun iſt der da gefeſſelt, verzaubert — das iſt ſo in der Regel, das mußte ſo kommen."

Indeß hatten ſich die Dandy's, die Lion's, die Lieutenants um ſie gruppirt. Einer unter ihnen nahm das Wort und fragte: „Warum reitet denn das gnädige Fräulein nicht mehr? Iſt das Pferd krank, das Reitkleid aus der Mode? Wird ein extravaganter Hut aus Frankreich erwartet?" — Alma lächelte ganz mild. „Ich reite nicht mehr, weil . . . weil ich neulich meinen Schatten geſehen und vor ihm mich erſchreckt habe," ſagte ſie neckend. — „Ah . . . ich bitte, gnädiges Fräulein," bemerkte der Lieutenant ganz verdutzt. Da kam ein Anderer und fing von Alma's Schwimmübungen an. — „Die habe ich längſt aufgegeben," ſagte ſie leicht erröthend. „Ich fürchte mich vor dem Aktäon." — „Ach ſo, Mythologie! . . ." ſagte der Lieutenant. Dann fügte er ironiſch hinzu: „Gnädigſte ſind heute in einer ganz deſparaten Stimmung. Entſchuldigen Sie . . ." rutſchte auf dem Parquetboden hin und her und empfahl ſich.

Endlich war Alma in Franzens Nähe, endlich konnte ſie ihn erreichen. Die Camelien blickten ſo träumeriſch drein, die Akazien hingen aus dem zarten Geblätter ſo goldig duftend hernieder! Alles ſchwamm und zitterte um ſie, als er ſich verbeugte, als er mit einer verwundenden, ſie ganz zerſetzenden Kälte ihr ein Kompliment über ihren — Anzug ſagte. Sie wollte reden, da fügte er hinzu: „Das gnädige Fräulein machen heute Effekt mit der Demuth," verbeugte ſich wieder und ging. — „Effekt, immer Effekt!" murmelte Alma zernichtet, indem ſie nach ihrem Wagen verlangte.

In ihrem einſamen Zimmer warf ſie ſich auf den Divan und rief unter hervorquellenden, lang unterdrückten Thränen: „Das iſt ja eine ewige, nicht zu ertragende Schmach, daß wir uns beugen ſollen, Komödie ſpielen, Nachſicht, Geduld, Liebe, lammesfromme Geſinnung üben gegen die Tyrannen, daß ſie meinen, ſie könnten uns nehmen und laſſen . . . O Gott, o Gott! warum gibſt Du mir nicht Genugthuung, mir, die ich doch eine tiefe Empfindung habe?"

Und während ſie ſo dachte, hatten Eduard und Franz das Recknitzſche Hotel verlaſſen. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt; geiſterbleich ſchaute der Mond aus zerriſſenen Wolken hervor; zitternd zeichnete es am Himmel die zackige Archi-

tektur der Gebäude ab. Eine Seite der Straße war im Dunkel, die andere schien sich allmälich im Silberschimmer auflösen zu wollen. Die Häuser hatten den Ausdruck der Ruhe, der Einsamkeit und einer wirklich ergreifenden Unbeweglichkeit.

„Das war ein Abend!" seufzte Franz an Eduards Arm gelehnt. „Wie habe ich mich gelähmt und auch in unsäglicher Spannung gefühlt, als Helene so niedergedrückt, so verschüchtert da vor mir stand. Wie hätte die mein Schicksal leise lösen, wie mich glücklich machen können! Es sollte nicht sein. Der Moment, der uns zusammenführte, war nicht für die Ewigkeit, und nun wir uns wiedersehen, füllt mich ein unüberwindlich bitterer Schmerz, daß wir uns getroffen und verloren haben . . . Ich habe mir Mühe gegeben," fuhr er fort, als Eduard schwieg, „ich habe Helenens Bild in den Schatten gedrängt; ich habe mich dem positiven Leben geweiht, habe seine Genüsse erschöpfen, seine Verzweigungen entwirren wollen und fühle mich doch verbittert, trübe, muthlos, besonders da ich Helenen gegenüber eine Art Scham über meine Armuth und ihren Reichthum nicht habe unterdrücken können. Dieser Sammet-, Seide-, Bronze-, Silber- und Diener-Luxus, diese schnaubenden Pferde, diese Ueberflüssigkeiten der Mode, flogen mir wie Pfeile in's Herz, mir, dem der Fürst vor wenig Tagen Vorwürfe über die Ausgaben meiner Reise machte."

Er ging aufgeregt und schweigend weiter, indeß Eduard neben ihm von den Wünschen und Erwartungen sprach, die Jeder in's Leben trage und die meist alle unbefriedigt blieben. „Die Wirklichkeit behauptet ihr Recht," sagte er mild. „Auch mir naht sie; auch mir ist mein liebtichster Traum entflohen. Ich hatte mich verblendet, Franz, habe mir zuviel Alma gegenüber zugetraut." Und als Franz ihn verwundert anblickte, blieb er plötzlich stehen, holte tief Athem, sah sich um, ob sie allein auf der Straße wären, in der Runde kein Lauscher sei, bog sich zu ihm und sagte so kalt wie möglich: „Ich habe heute Abend etwas Entscheidendes bemerkt. Alma liebt Dich!"

„Bah!" rief Franz zornig, indem er Eduards Hand ergriff. „Bilde Dir so etwas nicht ein. Alma liebt nur den, der ihr huldiget. Du siehst, wie schroff wir uns gegenüberstehen. Aber freilich," setzte er zögernd hinzu, „freilich paßst Du nicht ganz zu ihr. Ihr Charakter muß gebrochen werden. Du bist dem nicht gewachsen, Du, der immer um sie leidet, für sie duldet, der schweigt, wenn sie will, der ihr ein Recht zur Laune, ein Recht zum Uebermuthe gibt."

„Ach," entgegnete Eduard schwermüthig, „ich habe mir wohl zuweilen gesagt: Alma ist kalt, ist hochmüthig, sie zertritt Dich. Ich war unglücklich und dann gestand ich mir doch: Kann's nicht anders sein, so will ich leiden, elend werden, aber in ihrer Nähe, zu ihren Füßen, nur nicht getrennt von ihr."

„Du siehst," sagte Franz, „ob ich nicht wahr spreche, wenn ich sage, daß eine Liebe wie die Deinige zum Mißbrauch führt. Ich übernehme es, ihr den Kopf zurechtzusetzen; ich mache mir kein Gewissen daraus, ihr wehe in Deinem Interesse zu thun. Ist sie augenblicklich durch meine Erscheinung angezogen, fühlte sie sich verwirrt durch meine Kälte ... desto besser; lange wird der Eindruck nicht währen, da Du selbst meine Erregung Helene gegenüber siehst, ahnest, daß es so, wie es ist, nicht bleiben wird, da..."

„Ach, Franz," erwiederte Eduard, „warum hat mich das Geschick mit ihr zusammengeführt; warum durchkreuzen sich die Fäden unserer Existenz auf eine Weise, daß Du Dich nicht von Helene, ich mich nicht von Alma losreißen kann? . . ."

„Vertraue mir," sagte Franz, „es wird und muß Alles gut werden. Eine kleine Lektion ist dieser Alma Deinetwegen schon zu wünschen. Wenn sie weiblich ist und weich zu Dir zurückkehrt, dann, Eduard, wirst Du glücklich sein. Bis dahin gedulde Dich, mache Dich stark. Erlaube mir, sie etwas Weniges zu martern."

„Treibe es nicht zu weit," bat Eduard schwankend. „Es ist schrecklich, immer stark, immer im Kriegszustand sein zu müssen."

„Aber doch auch schrecklich, am Kampfe sterben zu sollen."

„Oder an der Liebe," sagte Eduard melancholisch. —

Sie standen an Franz' Thür. „Du sollst nicht umsonst geliebt haben," sprach dieser zur guten Nacht.

„Möchte er wahr reden!" dachte Eduard leise, indem er dem Freunde die Hand drückte und weiter ging.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Feuilleton.

(2te Tour.)

— *nn.* Damit die „Böſen Zungen" nicht einſeitig blos auf der Bühne, ſondern auch im Parket einigermaßen anſtändig repräſentirt ſeien, entſchloß ſich vergangenen Freitag unſere literariſche Wenigkeit zu einer Wallfahrt nach dem Fruchthallſaale; diesmal alſo aus Rückſichten der Simmetrie oder der Parität. Mein Inſtinkt war richtig geweſen: ich fand das Gleichgewicht in dieſem Punkt von einer bedenklichen Störung bedroht. Zufällig kam ich nämlich mitten in ein dichtes Gebüſch von blühenden Damen zu ſitzen, denen ich auch ohne eine allzu unbeſcheidene Muſterung es deutlich anmerken konnte, daß ihre Zungen, zu irgend einer böſen That ſchlechthin unfähig, einzig und allein zur Ausübung der chriſtlichen Nächſtenliebe arganiſirt ſeien. Dieſe unbeflügelten Engel kritiſirten alſo bis zum Emporſchweben des Vorhangs mein erſtes Feuilleton in Nr. 12 d. Bl., und zwar in der wohlwollendſten und liebenswürdigſten Weiſe. In der Hauptſache namentlich waren alle dieſe Ekkleſiazuſen vollkommen mit mir einverſtanden. „J! Traut man mir alſa? Traut man mir wirklich!" ſo jauchzte und jubelte mein bis dahin noch von Zweifeln zerriſſenes Herz. — Im Einzelnen fand nun freilich meine rechte Nachbarin, eine melancholiſche Brünette, den Gebrauch von ſo vielen, im Damen-Konverſationslexikon gar nicht aufgeführten Fremdwörtern zu beanſtanden, als da ſind: „Virginität, eachiete Leidenſchaften, Madonna, négligé" u. ſ. w. Gleichzeitig bemühte ſich meine Vordermännin mit der Ausdauer und Geſchicklichkeit eines Kriminaliſten, ihrer Freundin deren Privatvermuthung über die Bedeutung jener myſteriöſen vier Gedankenſtriche in der Anmerkung des Setzers zu entlocken, während endlich meine linke Nebenſitzerin, eine blauäugige Blondine, mit ſchüchterner Wißbegierde mich fragte, wie man ſich wohl einen „Eunuchen des Geiſtes" vorzuſtellen habe? Die Eunuchen an und für ſich ſeien ihr zwar aus der bibliſchen Geſchichte vollkommen geläufig; allein von Eunuchen des Geiſtes ſtehe dort nichts zu leſen. Leider rauſchte gerade in dieſem Moment der Vorhang hinauf, und ich mußte meine bereits auf der Zunge befindliche Antwort wieder hinunterſchlucken.

Um nun alſa endlich zu den „Böſen Zungen" auf den weltbedeutenden Brettern zu gelangen —: die Aufführung war eine vorzüglich gelungene und machte namentlich den wohlthuenden Eindruck eines abgerundeten Enſemble. Der Titel dieſes Schauſpiels an und für ſich könnte möglicherweiſe die irrige Vorausſetzung erzeugen, als wäre man hier in eine vollſtändige Läſterſchule gerathen. So iſt es indeſſen nicht. Die ſämmtlichen handelnden Perſonen zerfallen in Engel des Lichts und der Finſterniß, in Schafe und Böcke, gute und böſe Zungen; und zum Glück befinden ſich letztere den erſteren gegenüber in einer verſchwindend kleinen Minorität und werden zuletzt beſtraft comme il faut. Die allerböſeſte Zunge hatte Hr. Schmeling in Bewegung zu ſetzen; er löſte ſeine Aufgabe korrekt. Deßgleichen war Hr. Marrder ein ganz famoſer Privatmann, der zu ſeinem Vergnügen lebt. Die innere Leerheit und Hohlheit eines ſchmarotzenden Reſidenz-Bummelbarons brachte Herr Vollmer genügend zur Anſchauung, während Herr Ludwig den konſervativ-reaktionären Bourgeois trefflich charakteriſirte. Frau Kramer führte ihre Rolle als gutgeſchulte Tragödin feſt und gleichmäßig, wie aus einem Guſſe durch und enthüllte uns in ſeinem innerſten Weſen das leidenſchaftathmende Weib, auflodernd in der Glut des Haſſes und der Liebe! Frau Ludwig war allüberall umwoben von dem Duft einer überaus anmuthigen Erſcheinung und erwies ſich übrigens als eine ſehr gewandte Darſtellerin. Frl. E. Trautmann präſentirte ſich mit ihren impoſanten äußeren Gaben höchſt vortheilhaft, und als allerbeſter*) Lichtengel endlich erſchien uns unſer trauter Liebling, Frl. J. Trautmann, welche bei dieſer Gelegenheit den glänzenden Beweis lieferte, daß die elegante Salondame ihr eben ſo gut zu Gebote und zu Geſicht ſteht, wie das naive Naturkind! Ein ganz beſonders intereſſantes Relief verliehen dieſmal ihrer ätheriſchen Geſtalt die dunklen Töne der Trauertoilette.

(Ein paar andere, hier nicht genannte Darſteller ſcheinen in Folge eines unbedeutenden Verſehens den Titel „Böſe Zungen" in „Schwere Zungen" mißverſtanden zu haben.)

Zum Schluß, unholder Leſer und holde Leſerin,

---

*) Hierüber hatte vor einigen Tagen meine aeme ſtammelnde Zunge mit einer an Gewandtheit und an Kraft ihe weit überlegenen Darrenz-nge einen unter dieſen Umſtänden ſehe ungleichen Zweikampf zu beſtehen. Meine Gegnerin warf mir nämlich aoe, ich unterliege eben auch der allgemeinen Schwäche dee Mäaner, ſtets die Hübſcheſte ohne weitees auch für die Beſte zu halten. Ich deckte mich ſo gut ich konnte, und ſchließlich verſöhnten wie uns. A. d. B.

möchte ich euch beiden für meine Feuilletons gern noch eine kleine Gebrauchsanweisung behändigen. Ich bin so frei, dieselbe von unserem biederherzigen und geistvollen Landsmann Riehl zu entlehnen. Sie lautet: Im Allgemeinen muß man im Theater jeder Portion Vertrauen immer die gleiche Portion Mißtrauen zusetzen, und hat man beides, wie gewisse Mixturen aus der Apotheke, gut durcheinandergerüttelt, dann nehme man einen Eßlöffel voll."

Mög' euch dies Schlückchen wohl behagen!

Mannigfaltiges.

(Vergiftung durch Kleiderstoffe.) Kürzlich wurden in Berlin eine alte und eine junge Dame durch ein Tarlatankleid vergiftet, und die erstere ist von ihrem Leiden noch nicht ganz hergestellt. Das Kleid ist jetzt, wie die „Ger. Ztg." beeichtet, mehrfach von Sachverständigen untersucht worden, und es hat sich herausgestellt, daß zu 100 Pfund des Farbestoffes, mit dem dasselbe getränkt ist, 13½ Pfund Arsenik genommen worden sind. Also mehr als der achte Theil der Farbe Gift. Die amtlichen Nachforschungen, wer wegen der Vergiftung angeklagt zu werden verdient, sind in vollem Gange.

Wien. (Katzenjämmerliches.) Der Präses der Comités für den jüngst so glorios inszenirten Freiwilligenball in den Redoutensälen, der „Einjährige" Herr G., hatte das Vergnügen, einen Tag nach dem Balle von seinem Hauptmann wegen einer Dienstesvernachlässigung, die durch die Ballvorbereitungen veranlaßt war, eine achtundvierzigstündige Arreststrafe diktirt zu bekommen. Herr G. vom Regimente Württemberg ist dadurch wahrscheinlich außer Lage gesetzt worden, seiner Favorite-Tänzerin anderen Tages die übliche Visite de reconnaissance zu machen.

• (Wie der Wein — so's Latein.) Ein Pfarrer, der bei seinem Bischof in Geschäften sich befand, bekam von diesem eine Flasche sauren Weines vorgesetzt, der ihm natürlich schlecht behagte. Als nun der Bischof die Frage stellte: Quale est vinum? (wie ist der Wein?), so antwortete unser Pfarrer: Vinum est bonus (der Wein ist gut), wobei der Bischof sehr darüber staunte, daß der Pfarrer, den er doch sonst als einen gescheidten Kopf kannte, den Fehler machte, bonus (männliche Form) statt bonum (sächlich) zu sagen. — Bei einer zweiten etwas besseren Flasche dieselbe Frage des Bischofs, und die Antwort des Pfarrers: Vinum est bona (die weibliche Form). — Nun begann es dem Bischof zu dämmern und er ließ dem Pfarrer eine Flasche ganz guten Weines vorsetzen, den dieser nun auf Befragen als bonum (die sächliche und richtige Form) qualifizirte. — Nun stellte der Bischof die Frage: Est ne vinum generis omnis? (Gehört das Wort vinum allen drei Geschlechtern an?) Als darauf der Pfarrer antwortete: Quale vinum, tale latinum (— Wie der Wein — so's Latein), da sah der Bischof hell, wurde recht freundlich gegen seinen Gast und setzte ihm nie mehr schlechten Wein vor.

(Ein Schatz). Kürzlich kam ein schlecht gekleideter Bauer auf das Schatzamt in Poltawa, um alte Banknoten gegen neue umzutauschen. Als man ihn fragte, für wie viel er habe, entgegnete er, er wisse es nicht; er und seine Frau hätten zwei Tage lang gezählt, aber sie können den Betrag nicht angeben. Es wurde ein Beamter zu dem Bauern geschickt, der aus einem Loche im Fußboden für 86,000 Rubel Banknoten und außerdem 5 bis 6000 in Münze hervorzog. Natürlich erregte diese große Summe Verdacht; aber die Familie hatte immer eines guten Rufes genossen und die Untersuchung gab keinen Anhaltspunkt, den Bauer zu verhaften. Man wechselte ihm seine Billets, deren hoher Betrag die Ersparnisse durch drei Generationen hindurch war. Dergleichen Beispiele sind in den niedern Klassen Rußlands nichts Seltenes.

* Was ist ein Gedicht?

Was ist ein Gedicht? 's ist ein Felsenquell,
Er sprudelt im Gebüsche hell und klar.
Was ist ein Gedicht? Oft ein Sternlein hell,
Es glänzt am Firmamente hell fürwahr.
Was ein Gedicht sei? Blümchen selt'ner Art,
Die Vielen spenden ihren süßen Duft.
Was ein Gedicht sei? Wohl ein Vöglein zart,
Und es durchhallt mit süßem Sang die Luft.
Was ein Gedicht sei? 's ist der Inbegriff
Vom Schönen, das es gibt auf dieser Welt;
Es ist der Ausdruck des Gefühls, das schlief
Im Herzen, von Begeistrung nun erhellt!

Dr. Frosch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Donnerstag, 3. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Thereſe.

(Fortſetzung.)

8.

Franz war angeſtellt. Der Poſten, den er bekleidete, behagte ihm zwar nicht, aber er ſagte ſich, daß man überall Gutes ſtiften, überall an ſeinem Platze ſein könne. „Vielleicht," dachte er auf ſeinen einſamen Spaziergängen, „iſt die Tugend nicht ſo nothwendig, als die Geradheit, wenn dieſe nicht eben auch eine Tugend iſt. Die Geradheit iſt eine inſtinktmäßige Weisheit, eine natürliche Mäßigung, eine Abweſenheit aller Leidenſchaften. Sie ſoll auch mein Panier ſein."

Von einem Spaziergang zurückkehrend, ſtand er unverſehens vor dem Palais des Fürſten von der Recknitz. Er zuckte vor den niedergelaſſenen Vorhängen in Helenens Zimmer zuſammen; er betrachtete mit ſchmerzlicher Ruhe das todtenähnliche Antlitz dieſes Hotels. Alles war ſtill und ſtumm; nichts verrieth die Anweſenheit der Herrſchaft oder der Diener; kalte Ehrfurcht öffnete und ſchloß die Thüren. Mathematiſche Ordnung ſaß am Uhrwerk dieſer Maſchine. Und doch war vielleicht Tafel in dieſem Augenblick, an der bedeutende Staatsmänner, reizende Frauen, ausgezeichnete Gelehrte Theil nahmen. Hörte man deßwegen einen Laut mehr? Sie fürchteten ſich unter einander zu verrathen, einen tiefern Blick, einen durchgreifenden Gedanken zu äußern, dieſe Großen des Reichs. Und mitten unter ihnen Helene und neben ihr der bejahrte Gatte mit der hervorſpringenden Oberlippe, mit den ſtechenden Augen, mit der runzligen Stirn und der gebogenen Naſe. Alles lief hier auf Lebenserhaltung hin, Alles war wie am Schnürchen geregelt. Jeder wußte, wann der Fürſt arbeitete, wann er dachte, nicht dachte, aß, ſchlief, ausfuhr . . . gerade, als wenn an dieſem Daſein das Wohl der Menſchheit hinge. „Neulich habe ich einmal das Unglück gehabt, ihm von meiner Verzweiflung, ſo wenig leiſten zu können, zu ſprechen. Wie hat er mich da diaboliſch angeſehen!" ſeufzte Franz. „Ja, ja, hätte ich ihm geſagt, der Koch iſt krank, er hätte mir mehr Theilnahme geſchenkt als bei der Schilderung meiner Schmerzen um die Menſchheit . . . Und dieſem Manne gehört Helene! . . ."

Von dem Schmerz über Helenens Schickſal kam er auf Alma, über die ſich der ganze Strom ſeiner Bitterkeit ergoß. „Der Himmel hat ihr jenen myſtiſchen Strahl verſagt, den wir Gemüth nennen, jenes zarte, himmliſche Licht, das uns Thränen in die Augen lockt, uns eine unſterbliche Hoffnung, eine höhere Anſchauungsweiſe gibt, jene ſorgende, heilige, ſich unterwerfende Liebe, die Sehnſucht nach dem Guten, Widerwillen gegen das Böſe weckt," dachte er. „Was helfen mir Alma's Talente, ihre Schönheit, der Phraſenbau ihres Verſtandes, da ihr das fehlt, was uns erſt zum Menſchen macht? Beklagenswerthes Weib! Dein Athem iſt wie der Frühlingsſturm, der die zarten Blätter und Blüthen zerſtört, Dein Wort hat die Knospen eines beſſern Seins durchſchnitten, Dein Angeſicht hat mehr als ein Herz gebrochen!"

Es überkam Franz plötzlich ein großes Mitleid für Alma. „Soll ich beten," fragte er ſich, „daß ihr Alter mit Weihrauch durchzogen, ihre Sterbeſtunde eine leichte ſei? Soll ich bitten, daß ſie nie die Flamme der Liebe empfinde? Daß Alles untergehe in Eitelkeit, in Leichtſinn, in Scheinſucht? Nein, das will ich nicht beten, dazu iſt ſie zu reich ausgeſtattet! rief er plötzlich. Ich will mich dazwiſchen werfen, will ihr die Augen öffnen. Was thut es mir, wenn ſie

mich haßt? Wollte ich nicht an Eduards Zukunft, an sein Glück, an seine Ruhe denken?"

Er erinnerte sich, Alma am Morgen einsam in einer leichten Kalesche vorüberfahren gesehen zu haben, wie sie zwischen dem glänzenden Laub so lieblich und tränmerisch im weißen Kleide, wie eine Nymphe, da gesessen, wie das schwarze Haar ihr die Wangen beschattet, die schönen Augen magische Strahlen versendet hatten. „Mit so einem Aeußern, mit einem so sanften Blick, mit einer so üppigen Jugend, mit einem so leichten und stolzen Gange, ist man nicht verderbt, nur verirrt," rief er ermuthigt, indem er den Weg zu ihr einschlug.

Sie war in ihrem Atelier im Garten, in einem reizend angelegten Pavillon. Der Horizont hatte sich überzogen, das Wetterleuchten zerschnitt augenblicklich die schwarzen Wolken und fuhr leicht über die Waldkonturen hin. Die Luft war schwül. Wie eine Oase, so schien sich dies kleine grüne Plätzchen in der Mitte eines sandigen Bodens zu erheben. Alma saß einsam an der Staffelei. Sie hatte ein großes historisches Bild unternommen, an dem sie seit vielen Wochen unermüdet arbeitete. Napoleon machte das Zentrum aus; er war ihr Held, ob sie ihn selbst auch oft einen Menschenschlächter im großen Styl nannte. Sie hatte darüber, wie über so Manches, Streit die Hülle und Fülle gehabt, gab zu, daß er eine furchtbare Heimsuchung gewesen sei, aber auch ein äußerst geschickter Architekt, ein Gesetzgeber, eine Gewalt, die mit Flammen gesiegt, mit dem Schwerte durchgedrungen, Berge umgeworfen, Wälder und Städte verbrannt und auf das Alles eine junge Saat gestreuet hat. Und wollte man ihr erwiedern, daß ihr Enthusiasmus blind sei und eher einer krankhaften Nervenaufregung als einer wirklichen Bewunderung gleiche, so hatte sie tausend Scheingründe, um zu widerlegen; lächelte auch, als Franz, einmal in diese Streitigkeiten verwickelt, sagte: „Mir sind die guten Menschen lieber als die großen. Ich achte den, der gewissenhaft dafür sorgt, seinen Nächsten besser und glücklicher zu machen, höher als den, der dem Ruhm nachjagt. Für Einen kann ich mich warm interessiren, kann ihm viel vergeben, weil er viel geliebt hat, aber für den Andern, der mit kaltem Egoismus sich einen Ruhmestempel aus Leichen aufgebaut, habe ich keinen Sinn, ja sogar Abneigung, wenn nicht Verachtung."

Jetzt saß Alma in ihrem Malerkostüm, mit einem leinenen Aermel am rechten Arm, mit der hochgehenden Schürze, und malte eifrig. Sie hatte die Thür nicht hinter sich aufgehen hören und fuhr mit dem Kopfe herum, als Franzens Stimme sich plötzlich vernehmen ließ. — „Sie hier?" fragte sie verstimmt, indem sie den Aermel und die Schürze fortwarf. „Wer hat Ihnen den Weg zu diesem Pavillon gezeigt, wer Ihnen gesagt, daß ich hier bin?" — „Gemach, gemach," erwiederte Franz lakonisch. „Ich habe mich mit dem Handwerk, das Sie treiben, beschäftigt, und will Ihnen Rath ertheilen." — „So?" sagte sie erstaunt, und stand unschlüssig auf.

Franz hatte sich auf ihren Sitz niedergelassen, blickte das Bild fragend an und brach dann in den Ausruf aus: „Gnädigstes Fräulein, nehmen Sie es mir nicht übel, das ist . . . ." dann biß er sich auf die Lippen, sprang auf, trat an einen Tisch, blätterte in Büchern und schwieg. Alma war auf's Aeußerste gespannt; sie erwartete ein Lob. Sie glaubte, daß sie in diesem Bilde ihrem Ideal nahe gekommen, daran ihr Talent entwickelt und vervollkommnet habe. Als Franz schwieg, schoß ihr das Blut in's Gesicht und sie sagte mit nicht ganz sicherer Stimme: „Nun, Herr von Brinkmann, werde ich erfahren, was Sie von meinem Bilde halten?" — Er schwieg noch immer. Da trat Frau von Wallsee ein und Franz im Atelier vor der Staffelei erblickend, rief sie rasch: „Nicht wahr, das ist ein wundervolles Gemälde, die Farben eines Delaroche würdig, die Gruppirung kühn und sinnig."

Alma's Augen leuchteten. „Die gute Tante sieht Alles in zu schönem Lichte," bemerkte sie wohlgefällig. Franz hielt sich nicht länger. „Ihre Frau Tante ist keine unparteiische Richterin," sagte er. „Wollen Sie meine Ansicht? Sie haben den Moment falsch aufgefaßt. Das ist kein Leben, keine Wirklichkeit. Das sind Menschen in Zwangsjacken. Diese Partie hier ist nun vollends Dekorationsarbeit, die Gruppen verworren, das Ganze ohne Bedeutsamkeit . . ." — „Sie behandeln mich mit Arroganz," unterbrach ihn Alma mit flammenden Augen.

„Fragten Sie doch nach meiner Ansicht," erwiederte Franz ruhig. „Soll ich schmeicheln, wo ich wahr sein will?" — „Man kann wahr sein, aber doch mit Rücksicht, mit Ritterlichkeit, mit Schonung . . ." — „Jede Wahrheit ist objektiv," sagte Franz nicht ohne Erregung. „Ein Richter mit subjektiven Richtungen ist kein Richter mehr. Für mich ist dies Bild ein Bild. Wäre es von Raphael, ich würde nicht anders urtheilen."

(Fortsetzung folgt.)

* Einer der zwei Letzten.

Ein Hase kam in schnellem Lauf
Vom Rösberg her;
Er schleift den einen Hinterlauf
Und athmet schwer.

Er sehnet sich nach Ruh und Rast
In Labachs Thal,
Und humpelt fort in blinder Hast,
In Angst und Qual.

Ein Bruder hat ihm jüngst erzählt,
Daß längst er dort
Ein Plätzchen, heimlich, ausgewählt
Am sichern Ort'.

Ein Wäldchen wär's, so einsam, still,
Daß nirgends mehr
Ein sich'rer Ort und still Asyl
Zu finden wär'.

Auch Waffenruh' soll dort schon sein,
Und Gras und Klee
Und Liebelei bei Mondenschein
Wie auf der Höh'.

Und so wie's ihm versprochen war,
So er's auch fand;
Und überdies 'n Brüderschaar
Aus Nachbarsland:

Von Gerhardsbrunn, von Labach, Knopp,
Von Wiesbach her;
Sogar von Hermersberg und Schopp —
Ein ganzes Heer.

Ein Gerhardsbrunner, fett und dick
Und wohlgemuth,
Pries der Franzosen Ungeschick
Und hitzig Blut;

Er pries den Klee, die Saat so süß,
Die Knospen auch;
Er pries den Flur als Paradies
Und jeden Strauch;

Die Quellen und die Wäldchen all'
Zerstreut umher
Pries er in seiner Worte Schwall
Wie keiner mehr.

Vor allen er den Frieden pries,
Die Waffenruh.
Der ganze Bann ein Paradies
Für's Hasen Ruh'.

Und jeder Has' erzählte jetzt
Sein' Schicksalslauf:
Wie er gejagt, geplagt, gehetzt
Berg ab, Berg auf.

Nur der vom Rösberg, von der Höh',
Saß still und krumm;
Sein Herz barg eine Welt voll Weh —
Das macht ihn stumm.

Da hub nun der von Labach an
Und zu ihm sprach:
„Hat man Dir solch' groß' Leid gethan,
„Solch' Schand' und Schmach?

„Hast Du gelitten mehr als wir?
„Macht das Dich stumm?
„Wir sind nach dreizehn im Revier —
„Wovon zwölf krumm."

Der von der Höh', von Martinshöh'
Mit Seufzen sprach:
„Ich hab' gelitten größeres Weh',
„Als ich getrag'.

„Erzählen läßt sich so was nicht,
„Nicht schildern das,
„Soll bleiben ich bei Wahrheit, Pflicht
„Als rechter Has'.

„Mein Heimath ist die Tausendmühl'
„— Ihr kennt sie schon —
„Sie mahlt zwar gut, doch nicht zu viel
„Um guten Lohn.

„Der Müller ist mein Freund zwar nicht,
„— Er schießt so gern —
„Doch Wahrheit bleibt des Hasen Pflicht,
„Panier und Stern.

„Er war's, der mir zusammenschoß
„Den ersten Sohn.
„Kein Meisterschuß, die Ehr' nicht groß,
„Nicht groß der Lohn.

„Er war noch Jüngling, klein und nett,
„Wie Kleine sind,
„Kein Fleisch, kein Blut und auch kein Fett;
„Ein Aug' noch blind.

„Ich zog nun fort dem Rösberg zu,
„Nach Süden hin
„Und dacht', ich finde Fried' und Ruh
„Und gleichen Sinn.

„Doch nein, die Feinde mehrten sich
„Wie Sand am Meer':
„In Ost' und Süd' und Nord' sah ich
„Ein ganzes Heer.

„Aus allen Ständ' Vertreter hier,
„— Ein Schneider auch —
„Es scheint, ich taug', ich armes Thier.
„In jeden Bauch.

„„Ein Lehrer iſt dach auch dabei,
„„So wie man ſagt.
„„Verſteht der auch mit Flint' und Blei,
„„Wie's Reh man jagt?

„Erſt kurze Zeit das Werk er treibt.
„— Geſteh' es gern:
„Mein beſter Freund und Schutz er bleibt
„In Näh' und Fern'.

„Bei einem Trieb, wa's heiß hergeht,
„— Er kennt mich ſchan —
„Schleich' ich mich hin, wo dann er ſteht
„Und — kamm davon.

„Der Bauer Wilm iſt auch noch gut,
„Der Commis auch;
„Ein Lach in die Natur, mit Muth
„Nach altem Brauch.

„Dach Einer iſt's, der recht bedraht
„— Er ſchießt gar hart —
„Ein' Handvoll Schrat — ein ſich'rer Tod
„Vam rathen Bart.

„Man ſagt: Viel Hund des Haſen Tod;
„Es iſt auch ſa.
„Ein Vetter noch, wir ſind mit Nath
„Des Lebens froh.

„Wir zwei vom ganzen ſtarken Stamm,
„Wir ſind mit Noth
„Entlammen nur — als Zwieſpalt kam —
„Dem ſicheru Tod.

„Der Zwieſpalt kann (ſa dachten wir)
„Uns nützlich ſein:
„Sie ſchießen ſich vall Mordbegier
„Durch Arm und Bein.

„Dach nein, dach nein, a nein, o nein,
„Es kam nicht ſo;
„Es geht mir noch durch Mark und Bein;
„Werd' nimmer froh.

„Sie haßten ſich, uns ſchoſſen ſie
„Ohn' Unterlaß,
„Uns unverſtändig, harmlos Vieh,
„Aus Neid und Haß.

„Die Löffel fart, das Bein entzwei
„— Wie ſchlecht ſich's geht —
„Und wie ein Sieb der Pelz vam Blei
„Vom Wind durchweht.

„Und" — harch! da kracht es auf der Höh'
Wie Flintenſchuß. —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
„Dem Vetter galt's — o Weh, a Weh!
„Und ich mach nun den Schluß."

Mannigfaltiges.

(Eine Xantippe.) In Pancſova lebte — wie wir in den „V.-P. Nachrichten" leſen — ein Ehepaar ſchon ſeit Jahren in Unfrieden. Der Mann hatte einen ruhigen nachgiebigen Charakter, das Weib hingegen, eine Xantippe, ſuchte Tag für Tag Zank und Hader mit ihrem Manne zu ſtiften, der es geduldig ertrug. Plötzlich aber verſchwand der Ehemann. Die Inwohner des Hauſes, Bekannte, ja Niemand wußte ſich das räthſelhafte Verſchwinden des Mannes zu erklären; die Einen meinten, er ſei verreiſt, die Anderen, er ſei todt. Endlich, nach einigen Monaten, wurde zum Entſetzen der Gattin von einem Hausbewohner die Entdeckung gemacht, daß der längſt vermißte Mann in einem ſogenannten Taubenkobel im Hofe eingeſperrt ſei. Der Entdecker machte ſofort die gerichtliche Anzeige, worauf eine Kommiſſion erſchien und den Mann, der ganz abgemattet und krank zuſammengekauert in dem Gefängniſſe lag, befreite und ihn zugleich in das Bürgerſpital zur weiteren Pflege übertragen ließ. Bei der kommiſſionellen Unterſuchung fand man, daß der Mann auf etwas Streu, welche vom Regen und Schnee durchnäßt war, gelegen iſt. Hühner und Tauben theilten mit ihm gemeinſchaftlich die Behauſung, von denen man die Souvenirs auf des armen Mannes Rücken ſah; vall Ungeziefer war ſein Körper, ſowie die Lumpen, welche ihn bedeckten.

Als im Beginn der fünfziger Jahre die berühmte Sängerin Henriette Sonntag und die kaum minder berühmte italieniſche Cantatriee Alboni in den Vereinigten Staaten von Ort zu Ort zogen und ihre klangvollen Stimmen in blanke Yankeedollars umſetzten, war die ganze Union in zwei feindliche Lager getrennt. Hie Sonntag, Hie Alboni! lautete das Feldgeſchrei, bis ein Witzkopf dem Streit über den Vorzug der einen aber anderen Virtuoſin ein Ende bereitete, indem er dichtete:

Kein Unterſchied — ich ſag' es laut —
Zwiſchen Sonntag und Alboni,
Als: Jene lebt von Sauerkraut,
Die andere von Maccaroni.

Der Yankee hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Sauerkraut und Deutſchland, Maccaroni und Italien! Zwei Leibgrrichte gewählt zur Charakteriſirung zweier Nationen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Samstag, 5. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

„Da sehe man den Pedanten, den deutschen Professor!“ warf Alma hin. „Sie sind so in Ihre Gedankenwelt eingesponnen, daß Sie nicht einmal wissen, wen Sie vor sich haben. Bedenken Sie, daß Sie recht unerzogen sind.“ — „O über unsere Erziehung, o über die Nothwendigkeit, einen bittern Trank in Zuckerwasser auflösen zu sollen!“ rief Franz mit wirklichem Schmerz. „Lernen Sie doch die freie Persönlichkeit, den ehrlichen Willen, die Wahrheit ehren!“ — „Die Wahrheit,“ sagte Alma, indem sie das Haupt schüttelte. „Ist das, was Sie mir so schonungslos bewerken, nicht vielmehr Zerstörungslust, Opposition? Kann ich bei Ihnen auf Nachsicht, auf Wohlwollen rechnen? Gehen Sie nicht sichtlich darauf aus, mir wehe zu thun?“

Franz war schon an der Thüre. „Mit Ihnen ist nicht gut streiten,“ bemerkte er ernst. „Ihnen ist die Welt der Schmeichelei lieber als die Wahrheit; Ihnen muß man sich auf den Knieen, in Lieutenantsuniform nahen, sonst läuft man Gefahr, für unerzogen zu gelten.“ — Alma warf sich ihm heftig in den Weg. „Sie können gehen,“ sagte sie mit stockender Stimme, „aber nicht eher, als bis Sie mir bewiesen, wie ich besser malen kann.“

Franz war angenehm überrascht; er sah sie mit wirklicher Theilnahme an, die, ihre verletzte Eitelkeit niederkämpfend, vor ihm stand, sah in das feuchte, von tiefer Erregung schimmernde Auge und hoffte, daß sie, die so viel Schwäche besaß, doch nun auch Kraft haben würde. Deßwegen legte er den Hut wieder bei Seite, setzte sich nieder, und indem er selbst den Pinsel ergriff, sagte er weich und warm: „Ich will nicht so grausam sein zu behaupten, Ihr Napoleon sei ganz und gar verfehlt; es geht Ihrer Malerei nur das gesunde Bewußtsein ab. Sie müssen viel ablegen, viel wegwerfen und ändern, hauptsächlich sich aber vor der Koketterie mit der Schicklichkeit und dem Anstand hüten, sonst gerathen Sie vollends in Widerstreit mit der Natur. Eignen Sie sich den Geist der Schönheit, nicht die Schönheit allein an. Sie haben in Napoleon einen überlegenen Menschen darstellen wollen und haben nichts als ein nichtssagendes Subjekt geliefert. Noch ist die Leinwand nicht mit dem Glanz des Lebens gefüllt. Sehen Sie, wie gelb in gelb, wie grau in grau das Alles ist! Hier müßte ein Licht sein, dort ein Schatten. Wie fade und dünn ist Napoleons Generalstab! Der tragische Punkt ist fast so trocken darin als ein Zeitungsartikel gezeichnet. Da ist noch nichts von künstlerischer Auffassung.“

Er sprach lange so fort und Alma hörte ihm mit beklemmter Brust zu. „Sie haben recht,“ sagte sie traurig, „ich gab Kartons, wo ich hätte Oelbilder geben sollen. Napoleon verdient einen festern, plastischeren Pinsel als den meinigen; ich muß mich losreißen von der Form, um mich nicht nochmals über die Nüchternheit meines Inhalts zu täuschen. Schmerzlich, daß ich das jetzt erst einsehe, jetzt wo es zu spät ist . . .“ Sie hatte einen in Oel getränkten breiten Pinsel ergriffen und wischte rasch die Farben in einander.

„Fräulein Alma!“ rief Franz bestürzt. — „Es thut nichts,“ entgegnete sie weich mit einer Thräne im Auge. „Sie haben mir einen schmerzhafte Wohlthat erzeigt und ich danke Ihnen — mit der Vernichtung meines Werks. Lassen Sie uns in den Garten gehen, hier ist es jetzt traurig, dunkel und schwül.“ —

Alma blickte mit stiller Melancholie um sich und Franz empfand Reue, ihr gegenüber so

schonungslos gewesen zu sein. Doch bezwang er seine Erregung, indem er sagte: „Gewisse Geistesrichtungen müssen mit einer Art von trotziger Grausamkeit ausgerissen werden. Ließe sich doch an dieser Alma die Zeit beobachten! Sie ist ein Modell, das sich mit bunten Draperien behängt, sich schöne Attitüden und Gedanken gibt, aber freilich auch ein Wesen, dessen besseres Sein sich aufraffen wird, sobald man ihr ein hohes Ziel zeigt."

Er war mit ihr in den Garten getreten und ging schweigend die kleinen Gänge auf und ab. Auf einmal blieb sie stehen und sagte freundlich: „Ich fühle mich an Ihrer Seite wie unter einer Lupe. Sie können mir in der Seele lesen. Sagen Sie, was Sie von mir halten!" — „Sie sind jeder Zeit schlagfertig," bemerkte er lächelnd. „Oder wollen Sie mich in die Enge treiben. Darf ich mich denn in diese Ideenbrandung ungestraft hineinbegeben? Darf ich nach dem Experiment von eben noch ein zweites wagen?"

„Sie dürfen," entgegnete sie mit Kindlichkeit. „Sie dürfen mir meine Erziehung, den Durst nach Lob und Schmeichelei, meine Launen, die an die Stelle der Grundsätze treten, vorwerfen. Ihnen werde ich nichts mehr übel nehmen." — Sie sah ihn wahrhaft verklärt an und Franz verhehlte sich nicht, daß sie ihm nahe im Gemüthe durch ihre Hingebung trete. „Sie hat doch Anflüge von Weiblichkeit; es ist doch nicht Alles blos Scheinsucht," dachte er, indem er mit ihr eifrig zu reden anfing.

Seine Art sich auszudrücken war keck, glänzend und graziös; obwohl man ihn der Rücksichtslosigkeit beschuldigen konnte, so war er doch nie bis zur Geschmacklosigkeit aufrichtig. Immer wußte er sich auf der Grenze zu halten, immer sich über die fast grausamen Zumuthungen seines Urtheils hinwegzuhelfen. Er hatte neben heftiger Leidenschaft ein mildes, fast harmloses Friedenslächeln, weil sein Gemüth voll tiefer Regungen und brillanter Einzelnheiten war. Als er mit Alma sprach, einging auf ihr Wesen, sie anatomisirte, war sie nicht mehr die empfindlich Gereizte, sondern sie ließ sich überraschen vom Unbewußten. Plötzlich entfuhr ihr ganz unwillkürlich die Frage: „Haben Sie je mit Helenen so wie mit mir geredet?" Dann verwirrte sie sich und setzte hocherröthend schnell hinzu: „Das wollte ich nicht sagen, das nicht! . . ."

„Warum sollten Sie es nicht sagen, warum mir gegenüber den Namen nicht nennen?" entgegnete er weich, indem er stehen blieb und ihr in's Auge blickte. „Helene ist todt für mich, aber die Erinnerung an sie lebt." — „So lieben Sie sie noch?" rief Alma fast entsetzt. — „Ja," sprach Franz mehr für sich als zu ihr gewandt. „Ich liebe Helene, ich kann nicht von ihrem Bilde los; immer ist es der Mittelpunkt meines Gemüths, immer die Flamme, die als unvergängliches Licht glüht."

Alma lehnte an einen Baum. Ihr Herz hob sich in gewaltigen Schlägen, sie warf den Kopf zurück, als wollte sie sich von etwas Drückendem befreien. Dann sammelte sie sich und sagte sanft: „Das Opfer, welches Sie gebracht, ist groß, und Opfer fesseln mehr als Glück." — „Ist das wahr?" fragte er zweifelnd und betrachtete sie mit seltsamen Augen. „Sind Sie so ernst gestimmt, daß Sie das, was Sie sagen, wirklich fühlen?"

„Das Leben ist ein Gefängniß," sagte sie lächelnd. „Was die Pforte sprengt, ist Liebe, gleichviel ob sie glücklich oder unglücklich ist, aber Liebe im ächten Sinn, thaten- und opferdurstig. Der, der sie besitzt, hat die Aufgabe des Daseins begriffen." — „Da haben Sie recht," rief Franz, von früheren Erinnerungen bewegt. „Wie habe ich das tausendmal auf meinen Reisen in Italien, im Orient, in Spanien empfunden. Wie meine Phantasie vollgefüllt von dem Gedanken, daß ein unausgesetztes Interesse das Uebrige zum buntgefärbten Nebelbild, zu einer Erscheinung ohne Werth stempelt, wie oft mich aber doch gefragt, ob diese schreckliche Vereinzelung Leben sei? Leben besteht doch nur in der Gegenseitigkeit, im Zusammenhang mit Andern, und mein Herz aus dem geliebten Herzen gerissen ist einsam geblieben."

Indem trat Eduard hinzu. Alma fühlte sich unangenehm berührt; er kam ihr in diesem Augenblicke wie ein kalter Luftzug vor; sie sah ihn mit tödtender Gleichgiltigkeit an, wandte das Gesicht abwärts und war von eiserner Ruhe, als er freundlich und liebevoll die Hand nach ihr ausstreckte.

„Guten Abend, Alma, guten Abend, Franz," sagte er sehr eifrig. „Das Jubiläum des alten Onkels Haiderode ist vor der Thür. Ich war bei der Tante Wallsee, mit der ich das Nähere verabredet habe. Wir müssen hin. Sie Alma, Du Franz, die Tante und ich, wir fahren morgen früh fünf Uhr nach Haiderode. Ist das nicht eine prächtige Aussicht? Ich habe Urlaub und Franz muß sich gleich einen schaffen. Dann geht

es fort, über Stock und Stein, daß es eine Wonne in dieser Jahreszeit bei diesem Wetter sein soll."

Einige schwere Regentropfen, die ihm bei diesen Worten auf den Kopf fielen, machten die Gesellschaft lachen. Es kam eine heitere Stimmung über sie, da der Gedanke, eine kleine Reise mit Franz zu machen, auch Alma sehr willkommen war. Sie flüchtete vor dem sich einstellenden Regen in's Haus, verabredete noch Manches und entließ dann Franz und Eduard mit dem Versprechen, sich Morgen um fünf Uhr bereit zu halten, wobei die Wettergläser befragt und nach dem Winde geforscht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Feuilleton.

(Pour prendre congé.)

Motta: Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Zitherspielersitte,
Wie ich gelebet, sterben mag!

— *nn.* Leser, Leserin! Nicht in den Fruchthallsaal, nicht zu den Brettern, die dort die Welt bedeuten, nein, in das theatrum mundi selbst muß ich euch heute führen!

Fleißig und arbeitsam, wie ich nun schon einmal bin, hatte ich nämlich, um euch einen neuen Genuß zu bieten, bereits mein drittes Theater-Feuilleton zur Hälfte im Manuskript vollendet, als mir plötzlich vom Humanitätsstandpunkt aus — — —*)! Da nun die Fortuna in ihrer Blindheit mich einseitig zwar mit geistiger, nicht dagegen mit materieller Unabhängigkeit beglückt hat, so hat ein hoher Adel und sehr verehrungswürdiges Publicum Bipontinum fernerweite Theater-Feuilletons aus meiner Feder weder zu hoffen noch zu fürchten.

Die Gegensätze sind hier**) grell gepaart:
Des Griechen Luftsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

O dieser Streit wird enden nimmermehr;
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen;
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n: Barbaren und Hellenen!

* * *

Leider sind meine beiden harmlosen Feuilletons, namentlich das erste, theilweise gröblich mißverstanden worden! — — — — —

„Geben Sie mir," bat der selige Saphir, „vor allem den Archimedespunkt außer diesen drei Städten; denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München versteht man keinen Humor, und in Berlin will und versteht man den Humor, um ihn — zu hassen!"

Saphir, Saphir, warum gab man dir nicht Bipontum?! Hr. Ferd. Kürnberger, ehedem in München, jetzt bei der alten „Presse" in Wien als Feuilletonist engagirt, schrieb vor ungefähr Jahresfrist: es sei wahrhaft dämonisch (sic), daß die Wiener ein so ernstes Feuilleton vertragen.

Nun, ich glaube so ein bischen (denn ich bin überhaupt nichts weniger als ungläubig!) an Seelenwanderung. Immerhin also möglich, daß wir etwa in 1000 Jahren wieder einmal gegenseitig das Vergnügen haben. Selbstverständlich würde es dann mein Allererstes sein, zu erforschen, inwieweit mittlerweile Bipontum dem „dämonischen" Wiener Standpunkt sich genähert?

Sankt Alban Stolz, der große Theologe, sagt, Wien sei „eine Sündenfabrik im Großen;" ich als Exttheologe sage zum Schluß noch:

Do gustibus non est disputandum!

(So sprang er in die tiefe See.)

Mannigfaltiges.

(Nützliche Gefräßigkeit des Maulwurfs.) Folgende Versuche wurden mit dem Maulwurf in dem Ackergut der Schule von Saint Rémy (Haute Marne) von Cordier angestellt. Einen Maulwurf setzte man am 23. Juli in eine Botanisirbüchse und gab ihm Engerlinge und Regenwürmer zum Futter. In vier Tagen fraß derselbe 432 Engerlinge und 250 Regenwürmer. Ein anderer Maulwurf wurde am 7. August in einer großen Holzkiste eingesperrt, und dieser verzehrte in zwölf Tagen 540 Regenwürmer und 872 Engerlinge. Von Zeit zu Zeit legte man ihm Pflanzen vor, von welchen man glaubte, daß sie zu seinem gewöhn-

*) Im Mstr. unleserlich! A. d. Setzers.

**) Wo? sagt die Exped. d. Bl. A. d. V.

lichen Futter gehörten; er rührte sie nur an, um sich ein Bett davon zu machen. So groß ist endlich die Gefräßigkeit des Maulwurfs, daß ein dritter, welcher einen Fuß in der Falle verloren hatte, bereits am ersten Tage 150 Engerlinge verzehrte. Die Moral dieser Mittheilung aus dem französischen Journal „Cosmos" liegt auf der Hand. Man schütze und schirme den Maulwurf seiner nützlichen Gefräßigkeit wegen. Die Verheerungen, welche er im Baden anrichtet, kommen dagegen gar nicht in Betracht. Seine vielfach angenommene Schädlichkeit beruht nur auf Vorurtheil.

Daß Wasser je nach Umständen die Flammen einer Feuersbrunst belebt, anstatt erstickt, ist eine längst bekannte Thatsache und im Hinblick auf seine Bestandtheile leicht erklärlich. Und so hat man schon vielfach nach verschiedenen besser wirkenden Feuerlöschmitteln gesucht. Reinsch hat jüngst eine einfache Kochsalzlösung empfohlen. Holz mit derselben getränkt leistet denselben Widerstand gegen Verbrennen, wie mit Wasserglas imprägnirtes. Wenn man dem Wasser für die Feuerspritzen Steinsatzmehl zusetzt, so erhöht sich seine Löschkraft um das Vierfache; denn die mit Salzlösung getränkten Gegenstände gerathen sehr schwer wieder in Brand und verglimmen in der Regel sehr langsam. Die Spritzen sind jedoch nach dem Gebrauche wieder mit reinem Wasser zu reinigen, da das Salz verschiedene Theile derselben erheblich angreifen dürfte. Dies kann jedoch sehr leicht bewerkstelligt werden. Die jetzt vielfach in Anwendung kommenden Wasserfässer könnten mit Salztauge gefüllt werden; auch dürfte sich empfehlen, auf den Hausbäden Fässer oder Kübel mit concentrirter Salzlösung aufzustellen, wodurch man bei Feuersgefahr rasch das beste Löschmittel bei der Hand hätte. Der Inhalt derselben ist nicht der Fäulniß unterworfen, und kann das verdunstete Wasser bisweilen durch neuen Zuguß wieder ersetzt werden.

Der Schauspieler Pape, der berühmteste Gourmand seiner Zeit, wurde einmal von einem Freunde arg geprellt. Er war auf Schalle (Seefisch) und Rindslende eingeladen, ein mäßiges Essen, das Pape trotzdem mit Gier verschlang. Wacker arbeitete er drauf los, bis alles vertilgt war und nur wenige Gräten den Schauplatz seiner Thaten bezeichneten. Er konnte faktisch nicht mehr und legte das Besteck bei Seite; da — o Grausen — erscheint ein prachtvoller Truthahn. Unmöglich konnte der Angeführte nach weiter essen, er beginnt zu weinen und ruft pathetisch aus: „Seit zwanzig Jahren bist Du mein Freund und täuschst mich auf solche niedrige Weise!" Sprach's und ging seiner Wege. Die Freundschaft aber hatte ein Ende.

Im Friedhof zu Marein bei Neumarkt in Steiermark ist wörtlich Folgendes auf einem Grabstein zu lesen:

Hier liegt die selige . . . .
Und thut in diesem Rasengarten
Auf Ihre Eltern warten,
Nicht auf Ihre Eltern allein,
Auch auf die ganze Pfarr Gemein.
Geduld gehört jedenfalls dazu.

* Der wild' Jähr.

Es war 'mal uf e Wildsaujagd
E Förschder ingelade,
Der denkt: Detscht du net dadrufgehn,
Do wärsch jo warlich Schade t

Unn wie dann do der Morje kummt,
Denkt er net, 's G'wehr se lade.
Er macht sich uff de Weg unn kummt
Zu seine Kamerade. —

Unn wie se stehn dann uff em Staud,
E Wildsau kummt se renne;
Do will mei alder Förschder a
Ehr uff de Buckel drenne!

Alleen, die Flint verlacht, er flucht:
„Millionedunnerwedder!
Do froht a gleich sei Nochberschmann:
„Was gebt's, was gebt's Herr Vetter?

Ei, ei, do guck emol, die Sau,
Du hoscht se springe losse!"
Er guckt denn sei Gewehr sich an:
„Was simmer das sar Basse!"

Was is, froht do der Alt', was is?
„Do brauchscht a noch se rathe!
Do guck emol, du dummer Patz',
Die war ja net gelade!

Dr. Frosch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Dienstag, 8. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Kaum allein, versank sie wieder in Träumereien. Sie wollte allerlei mitnehmen von ihrem Tisch, auf dem sie unter Anderm auch Strohcigarren hatte. „Würde es Franz mißfallen, wenn ich die mit einpackte?“ fragte sie sich und antwortete dann schnell: „Es würde ihm mißfallen. Hat er nicht eben noch gegen die Lächerlichkeit der jetzigen Frauenemanzipation, von Helenens schüchterner Weiblichkeit, von der Pflege der zarten Gefühle gesprochen?“ Und schnell versteckte sie sie in eine Schublade.

Die Kammerjungfer kam und fragte nach der mitzunehmenden Garderobe. „Wir fahren auf das Land,“ sagte Alma, „und auf dem Lande ist man einfach. Ich will nur die Hauskleider und höchstens zum Jubiläumstag ein Putzkleid mitnehmen.“ — „Aber doch das Reitkleid und den Schwimmanzug?“ bemerkte die Zofe. — Alma ward ärgerlich. „Laß mich mit diesen Kindereien zufrieden,“ sagte sie heftig. „Du weißt, daß ich das Reiten und Schwimmen nicht mehr vertragen kann.“

Die Jungfer, die gar nichts von Alma's Anordnungen begriff, verließ murmelnd das Zimmer, und Alma flog an den Bücherschrank, holte Byron heraus und lernte die halbe Nacht hindurch eines von Franzens Lieblingsgedichten auswendig. „Damit will ich ihn überraschen,“ dachte sie fröhlich, als sie sich um zwei Uhr auf's Lager warf. „Das wird ihm besser als mein Napoleon gefallen.“

Der Morgen war völlig wolkenlos. Der Reisewagen stand vor der Thüre. Die Tante ing anordnend hin und her. Alma lehnte sinnend am Fenster, als Franz in der Reisemütze eintrat. Er sah bedenklich, fast traurig aus. Der Ausdruck seines Gesichts war verändert. Die sonst fast kalte Stimme tönte und zitterte wie ein Instrument. — „Der Fürst von Recknitz ist plötzlich erkrankt,“ sagte er mit einem Ausdruck, der Alma durch die Seele schnitt und ihr wie ein Donnerruf klang. „Ich weiß nicht, ob Eduard Sie wird begleiten können.“

Jetzt trat auch dieser ein. Er bestätigte des Fürsten Erkrankung, setzte aber beruhigend hinzu, es würde, wie so oft schon, vorüber gehen, morgen schon hoffe er nach Haiderode zu kommen, führte Alma an den Wagen, legte ihr die Kissen zurecht und drückte ihr und Franz harmlos die Hand.

Nun saßen die Beiden sich gegenüber im Wagen; nun blickten sie sich prüfend, verwirrt an. Alma athmete kaum. Die Tante sprach von gleichgiltigen Dingen, Franz war versunken in dem Gedanken an des Fürsten Erkrankung, an Helene, an das Wiedersehen mit Haiderodens, von denen er wußte, daß sie ihm seiner Reise wegen gram waren. Die Morgenluft strich ihm durch die Haare; die Gegend, die sich nach und nach in eine Felsenpartie im kleinsten Styl verwandelte, sprach ihn wehmüthig an. Da lüftete Alma den blauen Schleier des Strohhuts und sagte: „Ah, Apropos, ich will Ihnen ein Byron'sches Gedicht hersagen.“ Franz, der gar nicht ahnte, daß sie englisch konnte, blickte auf und sie an. Sie sprach die Worte langsam, fast gepreßt. So Vieles in der Dichtung paßte auf sie, so Manches verrieth ihre liebebedürftige, einsam gestellte Seele. Deßwegen legte sie einen ganz eigenthümlichen Ausdruck hinein. Als sie ausgeredet, war Franz in Schweigen vertieft, dann fuhr er auf und sagte trocken: „Recht schön, recht schön! Nur schade, daß Sie keinen guten englischen Lehrer hatten. Ihre Aussprache ist fehlerhaft.“

Alma ward leichenblaß, doch entgegnete sie: „Man sagte mir im Gegentheil, daß ich . . .“ — „Vortrefflich englisch spreche“ ergänzte Franz. „Ja, das sagen die Schmeichler, die Oberflächlichen, die Unbetheiligten. Ich aber wiederhole Ihnen aus reiner Theilnahme, daß Sie das Englische nochmals zu erlernen haben.“ — „Und die Malerei und Alles, was ich bis jetzt trieb,“ seufzte sie gereizt. „Hinge es vom Herrn von Brinkmann ab, ich müßte heute zurück in die Pension,“ sagte sie zur Tante gewandt, die lächelte und halb aus Mitleid, halb aus Widerspruch antwortete: „Höre nicht auf ihn, er macht Dich irre.“

„Aber demüthig und weise,“ entgegnete sie erbittert, indeß Franz, einmal aus seiner Gedankenfolge gerissen, von Shakespeare zu reden anfing, und endlich auf sein gespanntes Verhältniß zu Haiderodens überging. Alma hörte ihm aufmerksam aber verstimmt zu. Es war ihr sonderbar befremdlich, daß Franz so viele Interessen ihr gegenüber entwickelte, und von ihr selbst so wenig Notiz nahm. War sie doch an eine bedientenmäßige Aufmerksamkeit von Seite Eduards gewöhnt. Schien es ihr doch respektwidrig, kalt, daß Franz im geistigen Wochenhabit da vor ihr im Wagen saß und mehr Sinn für die Landschaft als für sie hatte. Und dabei mußte sie sich mit Schmerz wiederholen: „Jetzt denkt er an Helene, jetzt betrauert er sie!“

Endlich, nach mancherlei eben nicht wohlthuendem Gespräch, lag gegen Abend Haiderode vor der Reisenden Blicken ausgebreitet. Die Tante bog sich weit aus dem Wagen, um das an dem Rande eines Waldes gebaute Schloß näher zu überschauen. Franz hatte sich mit wechselnden Gefühlen nach dem Schauplatz seiner Kindheit umgewandt. Alma überflog unruhig, fast vorwurfsvoll die zwei von ihr abgewandten Reisegefährten. Ihre Augen wurzelten in Franzens Gestalt mit einem so erloschenen, trostlosen Blick, daß die beredtesten Worte daran zu Schanden geworden wären. Sie erlag förmlich unter dem Gewicht ihrer Betrachtungen, sie war im Traume; unglücklich, diesem kalten Manne gegenüber zu sein, fühlte sie die Begegnung mit Franz wie den tiefsten Schmerz ihres Lebens. Da drehte er sich um nach ihr und sagte ernst: „Das ist das Schloß Haiderode.“ Und wie wenn sie irgend einer hochwichtigen Entscheidung entgegen gegangen wäre, so wiederholte sie tonlos: „Das also ist Schloß Haiderode.“

9.

Die Sonne warf tiefgrüne Schatten und vergoldete hoch oben die frischeren Zweige des Waldes. Durch eine große Gitterthür erblickte man das alte mit Gräben umgebene Schloß, das auf einer Terrasse mäßig in die Höhe stieg. Es war ein altes, mit vier kleinen Thürmen versehenes Gebäude, das, obwohl hie und da verwittert, dennoch starke und ansehnliche Mauern zeigte. Von der Rückseite schien es nur eine Etage zu haben; von der Terrassenseite besaß es zwei, weil es gegen die kleine Anhöhe gelehnt, hinauf und hinab in den Wald stieg. Ein großer Saal von weißem Marmor vereinigte zwei prächtige Zimmerreihen in der Mitte. Rechts waren die Fremden-, links die bewohnten Gemächer. Zu den Fremdenzimmern gehörte eine schön ausgestattete Bibliothek, die unmittelbar in den Park hinabführte. Hier wandelte man auf breiten, mit Orangenstämmen besetzten Stufen bis zu einem Teich, der, von Baumhecken umzogen, in seinen Blätternischen weißschimmernde Sandsteinstatuen barg. Auf dem Teich schwammen Schwäne; seitwärts war ein zierliches Boot an einer Kette befestigt. Franz hatte in seiner Kindheit dort stundenlang gesessen; stundenlang hatte er am Rande das leise Spiel des Wassers, die hohen Schilfgruppen, die Nymphen in ihrem Stillleben beobachtet, sich den lautlosen Träumen wie einem unwiderstehlichen Bedürfniß hingegeben und immer wieder von Neuem eine schaffende Gewalt anerkannt, die sich über ihn wie der tiefblaue schützende Himmel ausbreitete, ihn fort auf ein neues und weiteres Gebiet trug. Als er jetzt diese Plätze wieder erkannte, jetzt beklemmt in den Schloßhof einfuhr, der Kettenhund wie sonst bellte, die neu errichteten Wirthschaftsgebäude purpurn im Abendroth glänzten, die bekannten Diener erschienen und ehrfurchtsvoll, wenn auch erfreut, ihm aus dem Wagen halfen, da hatte er so völlig Alma und die Tante vergessen, daß er sie hinter sich lassend, hinein zu den Verwandten stürmte. Der Onkel Haiderode saß gerade bei einer Whistpartie, vertieft in das Anschauen seiner sieben Atoutkarten, sehr erstaunt, den Neffen Franz so unangemeldet, bestäubt von der Reise und obendrein bärtig eintreten zu sehen. Dieser wollte sich ihm an den Hals werfen, doch der Onkel erhob sich, maß ihn mit vornehmen Blicken, strich sich das fein gepuderte Haar von der Stirne und machte eine Bewegung, die auf einen unbeugsamen Sinn schließen ließ. Franz war versteinert.

„Wie kommen wir zu der Ehre dieses Besuchs?“ fragte der alte Mann ironisch, indem er sich

verbeugte. — „Ich bin mit Frau und Fräulein von Wallsee zum Jubiläum gekommen," entgegnete Franz kleinlaut.

(Fortsetzung folgt.)

* Zur Bereitung der v. Liebig'schen Suppe für Kinder und Altersschwache.

Vielfach wurde schon über die Zubereitung dieser Suppe geklagt; einentheils sei sie zu zeitraubend, anderntheils falle sie nicht aus, wie sie sein solle.

Da nun diese Suppe nicht allein die nahrhafteste von allen solchen Mitteln, sondern auch die billigste ist, und zu jeder Stunde frisch bereitet werden kann, so befolge man nachstehende Zubereitungsweise.

Zur Darstellung hat man nothwendig: Nicht zu stark geröstetes Malz, welches auf einer Kaffeemühle gemahlen wurde, Weizenmehl, und eine Lösung von doppelkohlensaurem Kali *); ferner ein irdenes Geschirr, ohngefähr 3 Loth haltend, ein Glas, in welchem 2 Loth und 10 Loth Inhalt bezeichnet sind, und ein blechenes Geschirr von 10 Cm. Höhe und 10 Cm. Durchmesser.

Zuerst wägt man ein Loth gemahlenes Malz in das irdene Gefäß, fügt 21 Tropfen der doppelkohlensauren Lösung hinzu und vermischt dieses mit 2 Loth Wasser, welches in dem Glase gemessen wird, und läßt, nachdem es gut eingerührt ist, stehen. In das blechene Gefäß wägt man dann ein Loth Weizenmehl, fügt nach und nach unter Umrühren 10 Loth Milch zu, die man ebenfalls in dem Glase abmißt, und kocht dieses, unter beständigem Umrühren, zu einem Brei. Fängt nun dieser an Blasen zu schlagen, so nimmt man vom Feuer, rührt einigemal um, setzt das Malzgemisch zu und rührt gut durch einander. Der Brei wird hierdurch wieder ganz dünnflüssig. Nach Verlauf von 7—8 Minuten gibt man dem Gemenge noch 10 Loth Milch bei, setzt auf's Feuer und läßt die Suppe unter Umrühren so lange auf demselben, bis sie anfängt zu steigen. Tritt dieses ein, so nimmt man sie vom Feuer weg und seiht durch ein feines Tuch. —

Diese so bereitete Suppe kann in Saugflaschen gegeben werden und ersetzt vollständig die Muttermilch.

Obiges Quantum reicht für einen Säugling für den Zeitraum von 9 Stunden.

Die ganze Operation erfordert bei gutem Feuer einen Zeitaufwand von 20—25 Minuten.

*) In einer Apotheke läßt man sich 1 Quart doppelkohlensaures Kali in 3 Quart destillirten Wassers lösen.

Mannigfaltiges.

(Weinveredlung durch Elektrizität!) Seit die Elektrizität ihren Triumphzug in Gestalt des Telegraphen durch aller Herren Länder genommen, ist sie in vielfacher Beziehung dem täglichen Leben der Menschen dienstbar gemacht und in die Praxis eingeführt worden. Wir erinnern beispielsweise an die elektrischen Uhren, die in den verschiedensten Theilen einer Stadt mit außerordentlicher Präzision die Sekunden wie auf der Normaluhr anzeigen, mit welcher sie durch Drähte in Verbindung stehen; an das elektrische Licht, das schon zur Beleuchtung großer Räume und selbst der Städte benutzt wird. Der Zufall hat den vielfachen Verwendungsweisen der geheimnißvollen Naturkraft jetzt eine neue hinzugefügt, die gewiß unter unsern Weintrinkern, Weinhändlern und Weinzüchtern ein nicht geringes Aufsehen erregen und alle bisher gebräuchlichen sogenannten Verbesserungsmethoden, wie Chaptalisirung und Gallisirung, überflüssig machen dürfte. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 29. Nov. 1869 überraschte ein Herr Scoutetten die anwesenden Mitglieder durch einen Bericht über die Veredlung des Weines durch Elektrizität, aus dem wir hier das Wichtigste und allgemein Interessante mittheilen wollen. Vor einiger Zeit, so erzählt das genannte Akademiemitglied, wurde das Haus eines Winzers zu Digne vom Blitz getroffen. Der Strahl drang bis in den Keller und zertrümmerte einige Weinfässer, deren Inhalt sich in eine gemauerte Grube des Kellers ergoß, die zu dem Zwecke dort angebracht war, etwa verschütteten Wein anzusammeln. Der Eigenthümer, welcher überzeugt war, daß durch diesen Vorgang sein Wein verdorben sei, verkaufte ihn zu dem billigen Preise von zehn Centimes den Liter; als er ihn aber ein Vierteljahr später kostete, fand er ihn vortrefflich und erhöhte den Preis auf sechzig Centimes. Die Ursache freilich, wie diese Umwandlung zum Guten vor sich gegangen, konnte jener Winzer sich nicht erklären; er wandte

sich daher an den Agrikulturchemiker Seoutetten und ersuchte diesen um Aufklärung des Phänomens. Hier konnte nur die im Blitzstrahl enthaltene Elektrizität gewirkt haben, worüber Experimente leicht Auskunft ertheilten. In Gegenwart mehrerer Zeugen wurden nun harte und fast untrinkbare Weine dem Einflusse der Elektrizität ausgesetzt und dadurch in weiche, sehr angenehm schmeckende Sorten umgewandelt. Ein Herr Bouchotte, welcher bei den Experimenten betheiligt war, elektrisirte einfach mittelst einer gewöhnlichen Batterie, deren beide Platinelektroiden er in den Wein einführte, eine Tonne schlechten rothen Moselweins einen Monat lang und kostete ihn dann; er war durch die Operation in ein ganz vortreffliches Getränk umgewandelt worden. Dasselbe Resultat ergaben alle andern Versuche, die daher jedenfalls weitere Nachahmung verdienen. Die Kosten sind sehr gering und stehen zu der erzielten Wirkung in gar keinem Verhältnisse. Jedenfalls eröffnen sich allen Weintrinkern hier fröhliche Aussichten. Nous verrons!

(Eduard und Kunigunde), oder: die Liebe hat gesiegt! Wie vor Zeiten der edle Ritter Eduard mit dem Fräulein Kunigunde, Tochter des Grafen Hugo von Bumsen, aus der Burg ihrer Väter nächtlicherweise entfloh, so hat kürzlich ein junger freiwilliger Vaterlandsvertheidiger die Tochter eines gräflichen Hauses aus einer Stadt Oberungarns entführt; Beide flohen im zärtlichsten Einverständnisse ihrer liebenden Herzen direkt nach — Pesth, wo sie sofort nach ihrer Ankunft in Folge telegraphischer Requisition des schwergekränkten Vaters durch die Sicherheitsbehörde in Empfang genommen wurden, welche denn ohne weiteres Bedenken den eben geschlossenen Bund heißer Liebe gewaltsam trennte, indem Fräulein Kunigunde, in Ermangelung standesgemäßer Appartemens im Rathhause, vorläufig bei der Familie eines Sicherheitsbeamten untergebracht, Ritter Eduard aber der Militärbehörde übergeben wurde. Abends sollte der schwergekränkte Vater der Comtesse hier eintreffen und die Phantasie der Leser und Leserinnen kann sich leicht die weiteren Scenen des Liebesromans ausmalen.

Eine reiche und luxuriös eingerichtete Pariserin griff, wie sie immer that, beim Erwachen nach ihrem, auf einem Tischchen befindlichen Gebiß und fand statt dessen — eine abgenagte rohe Kartoffel! Welche Malice! Das ganze Haus wird alarmirt, die Dienstmädchen betheuern unter Thränenfluthen ihre Unschuld, der Gatte ist sehr betreten über den „eigenthümlichen Dieb", der doch immer im Zimmer seiner Frau gewesen sein muß — Alles umsonst! Madame läßt sich als indisposé verleugnen, bis der Zahnarzt die neue Zahnlüge fertig gezimmert. Da, nach einigen Tagen, entdeckt man ein Rattenloch in der Zimmerecke, man untersucht es und — findet das Gebiß! Die gierige Ratte war mit ihrer Kartoffel über den Tisch spaziert, hatte das glänzende Gebiß gesehen und annektirt und die Kartoffel liegen lassen.

Sprachscherze.

1) Fritz ißt frisch Fischfleisch.
2) Fischers Fritze fischte frische Fische, frische Fische fischte Fischers Fritze.
3) In der Frische fischten Fischer Fische.

Lebensphilosophie.

Wenn in eurer letzten Stunde Alles im gebrochenen Geiste abblüht und herabstirbt: Dichten, Denken, Streben, Freuen, so grünt endlich nur noch die Nachtblume des Glaubens fort und stärkt mit Duft im letzten Dunkel.

Jean Paul.

Wer die Erde verloren, schaue gen Himmel; wer sie gewonnen, schaue wieder zum Himmel; er theilet das verblutete wie das pochende Herz.

Jean Paul.

Das tugendhafte Herz wird, wie die Körper, mehr durch Arbeit, als durch gute Nahrung gesund und stark. Jean Paul.

Räthsel.

Ich bin ein Haus, doch weiß kein Mensch mich zu erbauen,
Will, der drin wohnt, heraus, muß er das Haus in Stücke hauen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Donnerstag, 10. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Jetzt richtete sich der Onkel hoch empor. „Ist das die Höflichkeit, die man in Italien und im Orient lernt, daß man die Damen allein draußen stehen läßt und so mir hier auf den Leib rennt?“ rief er zur Thüre gewandt, halb in Scherz, halb in Ernst. Dann eilte er hinaus und Frau von Wallsee mit zierlicher Courtoisie die Hand reichend, führte er sie zu der Baronin von Haiderode, die, nahe der Bibliothek auf der Terrasse arbeitend, im Kreise von mehreren bereits angekommenen Damen saß. Die Baronin war eine ältliche Matrone, mit einer kleinen weißen Spitzenhaube und einer schwarzen Mantille angethan, den etwas stechenden Blick von schon grau sich färbenden Augenbrauen beschattet, die Farbe der weißen Hand durch einen schwarzseidenen Halbhandschuh erhöht, voll guter Manieren, aber nur insoweit warm, als es ihre Grundsätze von Höflichkeit erlaubten. Neben der geprüften, viel jüngeren Frau von Wallsee, die in Kummer die Blüthe von der Jugend gestreift hatte, sah sie fast kalt aus. Wer aber wußte, daß sie auf dem frivolen Boden des Hofes groß geworden, in mancherlei Anfechtungen verfallen und doch ohne den kleinsten Makel war, der durfte eben jene Kälte für etwas Angenommenes halten. Als sie Frau von Wallsee und Alma bewillkommte, flüsterte ihr der Baron von Haiderode zu: „Der unnütze Junge, der Franz, ist auch hier.“ Diese Nachricht schien sie eher zu verletzen als zu erfreuen; doch als nun dieser hervortrat und ihr die Hand küßte, flog ein mattes Lächeln über das welke Gesicht, und sie sagte nicht ohne Nachdruck: „Wozu das Jubiläum doch gut ist!“

Franz fühlte sich beschämt. Viel befremdeter war aber Alma, das verwöhnte Weltkind, die in dem Willkommen, in der Ueberraschung über Franz, in dem Hin- und Herreden gänzlich vergessen worden war. Indeß ließ sich Frau von Wallsee Zimmer anweisen, und Alma überkam, mitten in ihrer Verwunderung über die unscheinbare Rolle, die sie hier spielte, ein heftiges Lachen, als sie auf den Thüren der Fremdenstuben Sprüche und dazu die ganze altmodische Einrichtung, die graden, unendlich harten hölzernen Möbel bemerkte. Franz, der nicht weit davon in einem Korridor eingebogen und Zeuge dieser Heiterkeit war, ärgerte sich über Alma, die er einmal wieder geradezu herzlos nannte. Dann kleidete er sich rasch um und als er zur Abendtafel hinunter auf die Terrasse und von da in den ihm wohlbekannten sogenannten Rittersaal mit den Wappenschildern schritt, war ihm so wunderbar weich, so seltsam heimathlich zu Sinne, daß er, zu der Baronin gewandt, liebevoll sagte: „Wie ist es möglich, daß ich nicht längst mit Ihnen und bei Ihnen war!“ Sie lächelte vornehm schweigend und wies ihm seinen Platz neben Alma an, die anfing, sich herzhaft über Alles, was sie sah, lustig zu machen. So hatten z. B. Herr und Frau von Haiderode die Gewohnheit, immer nur vom Hofe zu reden. Das kam Alma so ergötzlich vor, daß sie in heitere Laune versetzt, Hofanekdoten, eine lächerlicher als die andere, erzählte und in Witz übersprudelnd, mit einer Geschichte vom Schooßhund der alten Fürstin ** schloß. Franz saß wie auf Kohlen; er hatte Alma nicht zugetraut, daß sie sich über die Schwächen seiner Verwandten, bei denen sie zu Gaste war, so aufzuhalten vermochte. Er fand das unweiblich; unweiblich, daß sie die Aufmerksamkeit der zahlreich gewordenen Gesellschaft auf diese Weise auf sich zog. Aber so sehr er sich

das Gespräch anzueignen suchte, immer riß Alma mit Plauderhaftigkeit den Faden entzwei.

Endlich konnte Franz es nicht länger aushalten. Er schob den antik gearbeiteten silbernen Teller von sich und sagte leise mit hochrothem Gesicht zu ihr gewandt: „Sie sind in einer Stimmung, in der zwar Ihrem Verstande volles Genüge widerfährt, in der man aber an Ihrem Gemüthe zweifeln muß." Damit drehte er sich um und sprach zu seiner Nachbarin zur Linken. Alma war wie vernichtet; sie hob den Blick flehend zu ihm auf, doch er sah sie nicht, hörte sie nicht. Mannweib, dachte er entrüstet, so müßte ich Alma bezeichnend nennen.

Dann, als die Tafel aufgehoben wurde, führte er sie mit eiligen Schritten auf die Terrasse und trat, ohne sie nur eines Blickes gewürdigt zu haben, seitwärts. Da stand sie nun, die in der Residenz von Schmeichlern umgeben, das Centrum der Gesellschaft, der Brennpunkt alles Interesses war, inmitten gleichgiltiger, sie nicht beachtender Menschen, allein, hart angefahren von dem, dem sie gefallen wollte, immer mit der Sehnsucht: „Gott, wenn der da Dich lieben wollte! und immer abgewiesen, immer getadelt!" Ihr böser Genius flüsterte ihr zu: „Reiß Dich los von ihm, sei stolz, vergiß . . ." Aber der gute rief stärker und stärker: „Franz hat recht; bessere, läutere dich. Schaffe dem größeren, tieferen Gedanken Eingang in Dir, wirf Deine Eitelkeit, Deine Scheinsucht von Dir, suche Dir einen wahren Freund durch Demuth zu verdienen." Es war ihr, als zerbräche Franz absichtlich mit entschlossener Hand ihr Herz; sie hätte, überwältigt vom Schmerz, auf die Kniee sinken, vor innerlichem Weinen laut aufseufzen mögen, und sprach doch mit einem hochblonden Fräulein, das sich ihr genähert hatte, von dem zu feiernden Jubiläum, von der Toilette, dem Mondschein, den darzustellenden lebenden Bildern.

Gegen zehn Uhr trennte sich die Gesellschaft. Man eilte in die bereiteten, mit Sprüchen versehenen Zimmer. Auch Alma stieg langsam aufwärts in das für sie bestimmte Gemach, das die Worte zeigte:

Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Da hörte sie hinter sich Schritte und Franz stand vor ihr. Der Handleuchter zitterte ihr in den Händen, sie wurde kalt und starr, doch fühlte sie sich entschlossen, das Beben, das ihren Körper überrieselte, zu unterdrücken und rasch ihm entgegen gehend, sagte sie sanft: „Verzeihen Sie meinen Uebermuth von eben und bleiben Sie mein Freund!"

Er verbeugte sich leicht, gleichsam überrascht, dann entgegnete er: „Warum spotten Sie so viel? Ein spottendes Frauenzimmer ist wie eine schlechtriechende Blume." — „Sprechen Sie nicht so hart," bat sie demüthig, „ich bin es nicht gewohnt, mich tadeln zu hören." — „Ich weiß," rief er heftig, „Sie kennen die Wahrheit nicht; Sie erschrecken vor Ihrem Ausdruck, Ihnen ist nur die Gesellschaftssprache geläufig, deßwegen auch stehen wir uns fern. Sie in der äußern, und ich in der innern Region; Sie in Baumwolle gehüllt, ich mitten im Sturme."

Er verbeugte sich nochmals und ging kühl an ihr vorüber in sein Zimmer. Aber kaum dort angelangt, warf er sich in einen Lehnstuhl, wie von Gewittern und Gluthen umblitzt. „O über diese Härte, die ich mir angeeignet habe über diese für Eduard übernommene Erziehung! Bin ich nicht wie ein Professor? Habe ich nicht jeder Liebenswürdigkeit entsagt? Stelle ich mich nicht unausstehlich pedantisch an? Und doch ist sie lieblich, diese Alma, trotz ihrer Fehler, und doch hat sie traurigsüße Melodieen, wenn sie mir sagt: „Vergeben Sie mir."

Er lehnte am Fenster. Die Landschaft war von Mondschimmer übergossen, die Schwäne schlummerten auf dem Teich, leise flüsternd schienen sich die Bäume mit den Marmorstatuen unterhalten zu wollen. In Alma's Zimmer brannte düster ein Licht. — „Was sie wohl denkt von mir?" fragte er mit Beklommenheit. Und als er jetzt an Helene erinnert wurde, setzte er hinzu: „Wozu dieses Wühlen in der Vergangenheit? Wozu dieses Hervorrufen von Zuständen, die in die Ferne entrückt sind?" — Er stützte den Kopf mit der Hand, und seine einfache Kindheit, die balsamisch wie Thau in sein dürstendes Herz tropfte, thaute auf in ihm. „Was das für eine selige Zeit war!" mußte er ausrufen. „Wie ich sie mit Wanderungen in dieser lieblich romantischen Gegend hinbrachte; wie ich mit Entzücken einem Sonnenuntergang, einem Frühlingsmorgen zusah, wie ich die Schönheit der Natur anbetete! Und jetzt, und jetzt? . . . Jetzt erziehe ich . . ." sagte er unwillig, löschte das Licht aus und ging zu Bette. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Frage der Wollkrisis

ist noch immer Gegenstand lebhafter Besprechungen, sowohl in der Presse als in den Versammlungen, zumal es sich zeigt, daß durch die Eröffnung des Suezkanales zugleich die Konkurrenz der australischen Wollen auf unsern deutschen Märkten erleichtert wird. Es ist daher um so dringender geboten, alle Vortheile aufzusuchen und zu benützen, welche aus diesem Unternehmen für uns gezogen werden können. Uebrigens glauben wir, daß wir bei dem gegenwärtigen Stande unserer bayerischen Schafzucht die Wollkrisis in Bayern viel leichter überstehen als in Norddeutschland. Unsere Schafe sind mehr Fleischschafe als Wollthiere, während die großen rationell betriebenen Schäfereien Norddeutschlands die Fleischzucht ganz vernachlässigt und sich blos der Erzeugung hochfeiner Wollen gewidmet haben. Gelegentlich der Kreisversammlung des landwirthschaftlichen Vereins von Mittelfranken in Rothenburg a. T. konnten wir die Wahrnehmung machen, daß die Schafzüchter dieses Kreises mit dem Ertrag der Schäfereien durchaus nicht unbefriedigt sind. Wenn auch die Wollpreise tiefer stehen als in den letzten Jahren, so haben sich dagegen die Preise der Thiere stetig gehoben. In Mittelfranken wird die Schafzucht stark betrieben. Der Jurakalk, welcher in einem großen Theile dieses Kreises vorherrscht, liefert viele trockene Bergweiden, welche zur Kultur nicht wohl geeignet sind, den Schafen aber vortrefflich zusagen. Deßwegen wird unter allen Umständen Mittelfranken, und auch ein großer Theil der übrigen Kreise Bayerns die Schafzucht forttreiben. Ueber die Verkaufspreise erhielten wir von den fränkischen Schafzüchtern gelegentlich der Rothenburger Kreisversammlung folgende Angaben. Das Paar Lämmer wird im Alter von 5—6 Monaten verkauft um 14—18 fl., Jährlinge gelten 20—24 fl., fette, ausgewachsene Hämmel 30—40 fl., ausgesuchte Waare bis 48 fl. Zweijährige Hämmel scheeren im Durchschnitt 4½ Pfund Wolle auf das Stück; der Zentner Wolle hatte in den letzten Jahren einen Preis von 80 fl.; dieses Jahr wurde er um 60 fl. verkauft.

Wenn uns der neueröffnete Suezkanal auf einer Seite eine stärkere Konkurrenz auf unsern Wollmarkt bringt, so haben wir auf der andern Seite nicht nur Aussicht auf Eröffnung neuer Absatzquellen zu hoffen, sondern die Getreidezufuhr aus Ungarn und Südrußland dürfte vielleicht vom europäischen Markt abgewendet und nach den menschenreichen Gegenden Südasiens hingelenkt werden. Bei aller Fruchtbarkeit Ostindiens ist das Land nicht mehr im Stande, seine zahlreichen Bewohner zu ernähren und in kurzen Zeiträumen folgen sich scheckliche Hungerjahre in den dichtbevölkerten Stromgebieten des indischen Gangesflusses. In solchen Nöthen stehen der Bevölkerung gar keine Hilfsmittel zu Gebote und es wäre eine Wohlthat im Sinne der Menschlichkeit, wenn durch den Suezkanal ein wohlfeiler Transport russischen und ungarischen Getreides nach diesen Gegenden geschaffen werden könnte. Freilich wird dieser Zweck erst dann mit einiger Vollständigkeit erreicht werden, wenn die Schifffahrt durch Eisenbahnlinien unterstützt wird. Voraussichtlich wird auch kein Jahrhundert mehr vorübergehen, ehe die brausende Lokomotive durch die altberühmten Flußthäler des Euphrat und des Tigris über die Ruinen Ninives und Babylons dahin fährt und den Tausch indischer Schätze gegen Erzeugnisse nordischer Bodenkultur vermittelt. Daß die Ansicht über die Benützung des Suezkanales in der angedeuteten Richtung auch anderwärts getheilt wird, beweist ein Vorschlag des bekannten, durch seine Forschungen über die Meeresströmungen und die Seeschifffahrt berühmt gewordenen amerikanischen Commodores Maury, zur Herstellung eines großartigen Kanalsystems, welches bestimmt sein soll, das Getreide aus den westlichen Staaten der amerikanischen Union nach den Häfen der Ostküste auf billigstem Wege zu verfrachten. In einem Schreiben des Vorsitzenden des Comité's, welches sich zur Beathung über diesen Vorschlag gebildet hat, sagt Commodore Maury u. A.: „die Eröffnung jedes neuen Handelsweges hat welterschütternde Folgen und oft habe ich gedacht, daß der Suezkanal mit seinen Einwirkungen die Farmer des Westens aufrüttele und sie veranlassen muß, kräftiger als jemals ihre Regierung anzutreiben, für sie diese bedeutende Wasserstraße nach der See zu eröffnen.

Der Schrei des Ostens nach Brod hört nicht auf; beinahe jährlich wüthet in Indien und China Hungersnoth, es leben dort sechshundert Millionen Menschen.

„Der Suezkanal läuft beinahe aus an der Mündung des schwarzen Meeres. Dies gibt den Getreidebauern am schwarzen Meere über die Amerikaner ein Uebergewicht von mehr als sechstausend Meilen (engl.) Entfernung auf den Märkten von Indien, und wenn der Markt für Brodfrüchte dort einmal eröffnet ist, wird er seine

Zufuhren von den fruchtbaren Flußbassins beziehen, welche nach dem schwarzen Meere geleiten. Auf diese Weise wird die jetzige Vorrathskammer Europa's die Kornkammer für den Osten (für Südasien), und die Vorrathskammer Europa's wird von den Ufern des schwarzen Meeres übergetragen in die fruchtbaren Thäler des Mississippi."

Wir führen die Aeußerung des berühmten Seemanns an, um zu beweisen, welche große Erwartungen man an diesen neu eröffneten Seeweg knüpft. Sollten sie auch übertrieben sein, so liegt jedenfalls doch eine Mahnung für uns darin, die Hände nicht müßig in den Schooß zu legen.

Mannigfaltiges.

(Kuriosum aus der Zeit der Gemeinderathswahlen.) Unmittelbar vor den jüngsten Gemeinderathswahlen versprach in einer Gemeinde ein Bürger, wenn er Bürgermeister würde, seinen Wählern einen Ochsen schlachten zu lassen. Ein jugendlicher Bürger der andern Partei dagegen verspricht, wenn sein Vater zum Bürgermeister gewählt würde, nur ein Kalb (zum Zeichen, daß diese Partei keine so große Versprechungen zu machen nöthig habe). Daraus entstanden die freilich nicht sehr poetischen Parteinamen „Ochsenpartei" und „Kalbspartei." Der Tag der Wahlschlacht kam. Die „Kalbspartei" siegte, die „Ochsenpartei" unterlag vollständig. Der Führer der Ochsenpartei ließ nun durch die Ortsschelle bekannt machen, wer ihm Geld schuldig sei, solle es ihm augenblicklich bezahlen. Sofort ließ der Führer der Kalbspartei durch die nämliche Schelle seinerseits bekannt machen, wer an jenen Etwas zu bezahlen habe, solle es bei ihm holen.

Ein nicht eben sehr geistvoller, von sich aber sehr eingenommener Mann sagte, als er von sich sprach, in einer Gesellschaft: „Wenn ich zufällig einmal eine Dummheit sage, so breche ich gleich in Gelächter aus." „Da sind Sie höchst beneidenswerth," bemerkte ihm ein Mitglied der Gesellschaft, „denn Sie führen auf diese Weise unstreitig das allerheiterste Leben, das ein Mensch nur irgend führen kann."

* Glosse.

In der grünen Farbe glänzen,
Ist die erste Wahl der Welt
Und was lieblich dar sie stellt,
Grün ist ja die Tracht des Lenzen!

Calderon.

Der Jäger:

Ha, wie hübsch ist's Jägerleben,
Stets im Grün, in Wald und Flur,
Kann es wohl was Schön'res geben,
Seht doch uns Jäger nur!
Grün nur kann das Herz erheben,
Grün flicht man auch in den Kränzen,
In den Duftbouqueten ein;
Grün nur darf die Jagd begränzen,
Und man muß als Jäger sein
In der grünen Farbe glänzen.

Der Geizige:

Was gilt mir der grüne Schein,
Besser mir gefallen Rollen
Silberschwer im sichern Schrein;
Wer wird auch was anders wollen,
Kann denn noch was schöner sein?
Einer meiner Klasse hält
Alle Andern nur für Narren;
Mir der Reichthum nur gefällt,
Denn nur Gold- und Silberbarren
Ist die erste Wahl der Welt!

Der Maler:

Weil in Streit ihr eben seid,
Will auch ich die Meinung sagen;
Mir gefällt der Erde Kleid
Besser als das hastge Jagen
Nach Gewinn und Mächtigkeit,
Mir am meisten wohlgefällt,
Mag's behagen auch nicht allen,
Pinsel und Palett, statt Geld,
Malerei mag mir gefallen
Und was lieblich dar sie stellt!

Der Dichter:

Mir gefällt das freie Schweifen
In der grünen Waldnatur;
Wie der Jäger mag ich streifen
Durch die Au', möcht' ich auch nur
Ungern zu der Büchse greifen.
Ach, verhaßt ist das Scherwenzen
Mir, das viel gilt in der Welt;
Da, wo keine höf'schen Geenzen,
In dem Grün mir's wohlgefällt,
Grün ist ja die Tracht des Lenzen!

Dr. Frosch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Samstag, 12. Februar 1870.

* Vaterland und Freiheit.

Ein edler Fürst, gerecht zur Strafe wie zum Lohne,
Strahlt wie der Sonne goldne Pracht,
Mit Freuden blickt das Aug' hinauf zum hohen Throne
Und festgestützt ist seine Macht.
Es schirmen ihn der treuen Liebe feste Bande
Und stolz erhebt das Volk das Haupt im freien Lande.

Im freien Land, am heim'schen Herd, bei offnen Thüren;
Die Freiheit zeugt den edlen Mann
Und sichert Weg und Steg, wohin sie mögen führen,
Und bricht der Eintracht feste Bahn. —
Nur in der Freiheit keimt die Blüth' des Vaterlandes
Und Knechtschaft ist die Hölle des Verstandes. —

Sowie ein Bau, wenn ohne Fundament er bliebe,
Stürzt ein beim kleinsten Windesstoß,
So sinkt der höchste Thron ohn' seines Volkes Liebe
Und alle Bande fallen los. —
Der eitle Bau zerfällt in nicht'ge Trümmer —
Dahin ist aller Glanz und äußrer Schimmer. —

Der Funke glimmt und immer höher schlägt die Flamme
Und lodert endlich riesengroß;
Das Volk erhebt sich einig aus dem Sklavenschlamme
Und reißt sich von der Kette los. —
Der Vater mit dem Sohn und Enkel trägt die Waffen,
Dem Vaterland die alte Freiheit zu verschaffen.

Sei's schwarz auch noch im heimathlichen Thale,
Schon glänzt das junge Morgenroth,
Und näher rücken seiner Freiheit goldne Strahle,
Verschwunden ist des Volkes Noth. —
Und froh begrüßt das freie Vaterland aufs Neue
Ein glücklich Volk, die alte und verjüngte Treue.

Der Sänger vom Rhein.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Schon um vier Uhr Morgens läuteten die Dorfglocken das Jubiläum des Onkels Haiderode ein. Die kleinen Böller auf dem Schloßhofe donnerten mit Pulverdampf. Weiß gekleidete Kinder, der Schulmeister voran, zogen in Schaaren aus dem Schulgebäude dem herrschaftlichen Hofe mit Blumenguirlanden zu. Die Musik, aus der Stadt von Eduard beordert, gruppirte sich unter den Fenstern des gefeierten Ehepaares und spielte die Melodie: „Nun lobet Alle Gott." Kein Mensch im Schlosse konnte mehr schlafen, auch Alma nicht, die ohnedies die Nacht schmerzhaft genug zugebracht hatte. Schnell hatte sie Toilette gemacht. Um sieben Uhr war sie schon unten im Rittersaal zum großen gemeinschaftlichen Frühstück, wobei die Dorfautoritäten und die ganze Gesellschaft entboten waren. Das war ein Gemurmel, ein Lärmen, ein Durcheinanderlaufen der Kammerjungfern mit Plätteisen, Hauben und Kleidern. Hier wurde Kaffee, dort Chokolade und Thee geschenkt. Auf der Terrasse wurden die Schulkinder mit Butterbrod gespeist; im Rittersaale ging die alte Frau von Haiderode von einem Stuhl zum andern, um sich nach dem Bedürfniß der Gäste zu erkundigen. Einen Augenblick blieb sie bei Alma stehen, die, von dem schwarzen Lockenhaar umgeben, mit dem von der Aufgeregtheit erhöhten Colorit, in liebreizender Schönheit prangte, erstaunt über Eduards Abwesenheit; dann ging sie weiter und weiter, bis sie zufällig mit Herrn von Haiderode in Franzens Nähe zusammentraf. Jetzt erhob sich dieser feierlich und zog einen von Eduard ihm mitgegebenen Brief hervor, den er dem Onkel mit ein paar Worten, im Namen Seiner Durch-

langt des Fürsten von der Recknitz, übergab. Herr von Haiderode warf sich in die Brust, seine Gemahlin stand erwartungsvoll neben ihm, die ganze Gesellschaft richtete den Blick auf das Jubelpaar; nur Alma schlug wehmüthig das Auge beim Namen des Fürsten zur Erde. Nun öffnete der Greis und nun quoll ein hochrothes Band und ein Kreuz heraus. „Ein Orden!“ stammelte er, übermannt von dem Eindruck. „Ein Orden!“ murmelten die Anwesenden, voll Erstaunen für diese Auszeichnung. „Und den bringst Du mir, Herzensjunge!“ rief plötzlich der Onkel Haiderode, indem er seinen Groll auf Franz vergaß und ihn umarmen wollte. Doch als er dem modern langen Barte begegnete, fuhr er zurück und sagte nicht ohne gute Laune: „Erst rasirt und dann geküßt!“ Alles lachte und Frau von Haiderode band ihrem Mann mit zitternden Händen den Orden um die weiße Kravatte, indessen ihr eine ungewöhnliche Thräne am Auge hing. „Die vortrefflichen Herrschaften,“ flüsterte sie leise, „die angebetete Landesmutter, der uns gnädige Herzog, wie werden wir Ihnen danken für diese Ehre . . .“ Sie war ganz im Anschauen ihres bebänderten Gatten verloren, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Jetzt ging das Glockengeläute wieder an. „In die Kirche!“ hieß es, und Alles griff nach den Hüten. Im Hinausgehen trafen Franz und Alma zusammen. „Wo Eduard bleibt?“ fragte sie ängstlich, zu ihm gewandt. „Und ob der Fürst besser ist.“

Franz antwortete mit einem zweifelnden Blick und eilte zu Frau von Wallsee, der er den Arm bot. Alma blieb zurück. Da trat ein fader Kammerjunker vor und führte sie weiter. Es war dieser einer jener Männer, die den Ruf einer Frau selten schonen, eitel, urtheilslos und wenig zartfühlend sind, die keine Erfahrung, aber viel Vorsicht besitzen, an das Gute nur im äußersten Nothfall glauben und lieber schlecht, als lächerlich oder betrogen sein wollen. Gleich beim Eintritt in die Welt hatte er sich vorgenommen, die Frauen als sein Spielwerk und sich selbst als ihr Zentrum zu betrachten. Nur so viel oder so wenig als die öffentliche Meinung wollte er sie achten; konnte er doch nicht umhin, unter jeder noch so unbedeutenden Phrase einen verworfenen Sinn zu suchen, ein Geheimniß zu entdecken oder eine Intrigue zu wittern! Das gab seinem ganzen Wesen etwas sonderbar Trockenes, das Alma längst abgestoßen und ihn ihr zum Feinde gemacht hatte. Wer sie aber jetzt so friedlich neben einander zur Kirche wandeln sah, der hätte fast an Sympathie unter diesen Beiden glauben sollen. Traurige Lügen das!

Alma's Gedanken waren weit ab vom Kammerjunker, in der Ferne, auf dem kleinen Kirchhofe, der jetzt durchschritten ward, in der Kirche, in der sie andächtig Platz auf dem Chor nahm. „Bete,“ dachte sie beklemmt. „Es ist ja Durst nach Wahrheit in Dir. Verwende ihn, sei weniger stürmend, gönne Dir Schatten, Stille, Einsamkeit.“ Die Orgelklänge tönten. Der milde Septembertag sandte einen feurigen Gruß durch die bunten Kirchenfenster. Die uralten Eichen und Kastanien, die die Kirche umschatteten, schwankten hin und her im Morgenwinde. Es war, als strömte die Traurigkeit wie ein Gießbach hernieder, als müsse Alma auffahren gen Himmel in herzzerreißender Klage. . . . . Da hatte der Pfarrer die Kanzel bestiegen und fing eine Dank- und Lobrede auf Herrn und Frau von Haiderode im näselnden Tone an. Vorbei war es mit der Andacht, vorbei mit der Einkehr. Der neckende, kritisirende Geist trat wieder an sie heran; sie mußte lächeln über den Pfarrer, lächeln über die Gesellschaft, über die geschmacklose, mit schlechten Altarbildern und hölzernen Leuchtern verzierte Kirche, ja sie lachte halblaut, als der Pfarrer auf der Kanzel die Verdienste des Jubelgreises um das Vaterland als Jagdpage pries. Diese pedantische, lobhudelnde Rede, die kahlen Kirchenwände, diese gedankenlose Bauernschaar, diese braunen Bänke waren ihr unausstehlich. Ein strafender Blick von Franz verwies sie plötzlich zur Ruhe; sie wurde feuerroth, dann blaß. Endlich war sie aus der Kirche und neben Franz; er sah ernst aus. Als Alma neben ihm schweigend, fast zagend ging, richtete er den Kopf in die Höhe und sagte mitleidig weich: „Wie schade, daß Sie in so grellem Widerspruch mit sich selbst stehen, so unnütz Phantasie und Verstand und so gar nicht das Herz gebrauchen. Sie könnten ein vollkommenes Wesen sein, wenn Sie sich in's Gleichgewicht setzten.“

Alma hing an seinen Lippen. Sie hätte ihn um Nachsicht bitten mögen; aber sie konnte nicht reden, der Hals war ihr zugeschnürt. Da nahm Franz wieder das Wort. „Es fröstelt mich bei Ihnen,“ sagte er. „Ich glaube, Sie sind immer überlegt, immer willkürlich, immer voll Erkenntniß der Nichtigkeit der Dinge, immer urtheilsfähig, weit- und hellsichtig. Lachten Sie nicht eben in der Kirche? Sie sind keiner Täuschung, nicht einmal im Gottestempel fähig. Warum das

Digitized by Google

allerdings Geschmacklose nicht ruhig ertragen? Warum immer zeigen, daß Sie über die Situationen erhaben sind?"

„Hassen Sie mich nicht," sagte sie demüthig. — „Wie käme ich zum Haß," entgegnete er kalt, da Frau von Wallsee sich nahte. „Haß ist Leidenschaft, und Sie wissen, daß in mir eine gewisse Nichtachtung des Menschen und der Meinung, eine große Kühle und Objektivität ist."

Er wandte sich gleichgiltig zu Frau von Wallsee und Alma flog rasch in ihr Zimmer. Es war ihr, als sei sie von einem Erdbeben durchzittert. Wie ein Kind blickte sie mit ihrem großen schwarzen Auge in die Höhe und fragte immerwährend: „Bin ich denn wirklich so kalt? Handle ich denn wirklich nicht aus voller Seele?" — Die Zeit der Selbsttäuschung war für sie dahin. Sie fing an, scharf gegen sich, unsicher für sich zu sein, sie empfand qualvolle Ungeduld, herzpochende Beklommenheit. Sie erschrack, daß sie nichts Erquickendes in ihrem Gemüthe, nichts Warmes und Erfrischendes in ihrem Wesen habe. Sie blickte um sich und rief mit Schmerz: „Ach, warum habe ich nicht den Reiz der demüthigen Seelen, warum bin ich im Zwiespalt, warum kann ich nicht glauben, da ich doch lieben kann?"

Ihr Herz und ihre Nerven thaten ihr weh dann legte sich eine stille Betäubung über sie. Ein Vorhang war zwischen ihr und der Welt herabgelassen; ihre Gedanken hatten eine unablässige Richtung, sie flogen alle zu Franz. Ob sie oben bleiben, hinunter gehen sollte? Sie hätte sich am liebsten vor aller Welt versteckt. Allein Frau von Wallsee riß sie aus ihren Träumen, indem sie in das Zimmer trat und ihr scherzend sagte: „Du excentrisches Kind, was grübelst und denkst Du, was quälst Du Dich? Auf, auf, zu Tische!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wien. (Einführung des Fleischgrieses als Feldverpflegsartikel.) Der seit längerer Zeit bei der königlich sächsischen Armee als erprobt in Anwendung stehende und bei den letzten herbstlichen Waffenübungen unserer Truppen versuchsweise verabfolgte Fleischgries, ein Surrogat für frisches Fleisch und Gemüse, wurde definitiv als Feldverpflegsartikel im k. k. Heere eingeführt. Bei den erwähnten Versuchen haben sich die Soldaten der verschiedenen Truppenkörper und Nationalitäten über dieses Nahrungsmittel günstig ausgesprochen, dessen Hauptvorzug in einer längeren Haltbarkeit und in einem geringen Volumen besteht. Die Bereitung des Fleischgrieses, dessen Hauptbestandtheile Fleisch, Weizengries und Salz sind, wozu Pfeffer, Muskatnuß, dann Suppenkräuter kommen, ist die folgende: Das Rindfleisch, von Knochen und Sehnen befreit, wird mit dem Wiegemesser fein gewiegt, mit Salz und Gewürz bestreut, mit den Suppenkräutern vermischt, dem Weizengriese in einem hölzernen Troge schichtenweise zugesetzt, gemengt und sodann auf Leinwandhorden in einem Dörrofen durch 24 Stunden belassen, nach vollkommener Abkühlung verkleinert und gesiebt. Die im Siebe rückbleibenden größeren Stücke werden auf einer Handmühle zerrieben. Eine Tagesration dieses Grieses ist mit 7½ Loth Zollgewicht bemessen. Zum Genusse wird dieselbe mit 2⅔ Seitel Wasser durch 1½ Stunden gekocht.

Paris. Sehr geklagt wird über die Excentricitäten in der Toilette der hier sehr zahlreichen Amerikanerinnen; namentlich auf dem Stadthause sollen die transatlantischen Herrschaften alles, was glaublich ist, überstiegen haben. Eine trug „tout un paysage en cheveux", eine Andere sogar eine mäßig große Stutzuhr. So recht ein erquickliches Gegenbild dagegen bildet die Gemahlin des Siegelbewahrers. Madame Ollivier erschien bei einem Diner in den Tuilerieen in einer halbhohen, weißen Mousselin-Robe. Das ist noch nicht dagewesen; die alten geputzten Damen waren geradezu entsetzt, aber junge und schöne Frauen folgen bereits dem gegebenen Beispiel. Im Salon des Justiz-Ministers empfängt Madame Ollivier in einem hoch über die Schultern gehenden schwarzen Seidenkleide, mit einer einfachen blauen Schleife in ihrem allerdings sehr reichen blonden Haar. Vielleicht ist das Beispiel dieser jungen Frau der Anfang der Umkehr.

Kürzlich wurde vom Kaiser Napoleon dem Herrn Johann Heinrich Hope, einem Sohne des reichen Handelsherrn Adrian Hope in Amsterdam, die Erlaubniß ertheilt, den Namen und Titel des Grafen Rapp, seines Großvaters von mütterlicher Seite, annehmen zu dürfen. Anläßlich dieses kaiserlichen Gnadenaktes frischt ein englisches Blatt einige Reminiszensen aus dem Leben des Grafen

Rapp auf, der, 1771 in Colmar geboren, sich von einem gemeinen Soldaten zur Würde eines Generals und Pairs von Frankreich hinaufgeschwungen. Rapp war bekanntlich der Einzige in der nächsten Umgebung Napoleon's, der sich den Launen des großen Mannes nie unterwarf und seinem kaiserlichen Herrn manchmal derb die Wahrheit sagen durfte; der Kaiser schätzte ihn dieserhalb nur um so mehr. Einst spielte er mit Sr. Majestät Ecarté und war stark im Glücke. „Aha!" bemerkte der Kaiser, als der General-Adjutant die Goldstücke einstrich, „Sie scheinen die kleinen Napoleons gern zu haben!" „Lieber als die großen!" erwiederte Rapp und knöpfte seine Tasche zu. Bei einer anderen Gelegenheit, als der Kaiser einem Italiener Audienz ertheilte, erschien Rapp jeden Augenblick an der Thür und fragte, ob Se. Majestät ihn gerufen habe. Als der Fremde sich entfernt, fragte Napoleon seinen Adjutanten etwas ärgerlich, warum er ihn so oft gestört habe. „Sire," erwiederte der biedere Rapp, „das Gesicht dieses Menschen gefiel mir ganz und gar nicht, und ich hielt es nicht für rathsam, Ew. Majestät mit ihm allein zu lassen. Ich halte ihn jeder schurkischen That für fähig, denn — er ist ein Corsikaner!"

(Testamentsbestimmung.) In Neapel starb ein bigotter wohlhabender Bürger, welcher sein Vermögen, im Betrage von 50,000 Goldkronen, einem Capuzinerkloster mit der Bestimmung hinterließ, seinem Sohn zu geben, was sie wollten, und das übrige Geld für fromme Zwecke zu verwenden. Die Capuziner glaubten sehr generös zu sein: sie gaben dem Sohne des Erblassers 8000 Goldkronen und behielten die übrigen 42,000 für sich. Zufällig kam die Geschichte dem Vizekönig, Herzog von Ossuna, der den feisten Patres nicht sehr grün war, zu Ohren; er prüfte die Erbschaftssache, ließ sich das Testament vorlegen und erkannte als weiser und gerechter Richter mit der Schlauheit einer Portia also: Nicht 8000, sondern 42,000 Goldkronen kommen dem Sohne zu. Denn da die Capuziner nach der Bestimmung des Testaments dem Sohne des Verstorbenen zu zahlen hätten, „was sie wollten," so müßten sie unbedingt diejenige Summe, „die sie wollten," also die 42,000, dem natürlichen Erben überantworten. Und also geschah es.

Kaiser Joseph II. bemerkte einst einen Lieutenant der Wache auf dem Burgplatz, der von einigen Landleuten höflich mit Hutabnehmen begrüßt wurde, wobei er selbst keine Miene verzog, sondern sich verächtlich abwandte. Joseph ließ den Lieutenant rufen, der, mit den kühnsten Erwartungen sich schmeichelnd, dreist vor den Kaiser hintrat.

„Heißen Sie nicht ***? Ist nicht ihr Vater der ***?"

„Ja, Eure Majestät."

„Ihr Vater verwendete wohl viel auf Ihre Erziehung?"

„Ja, Eure Majestät, wir Kinder hatten treffliche Lehrer."

„So? Das verwundert mich! Wie geht es dann zu, daß Sie nicht höflicher sind? Sie danken ja nicht einmal den Leuten, welche Sie grüßen. Merken Sie sich's: ein freundliches Gesicht und der Hut in der Hand kosten Nichts und bringen oft Vieles ein."

(Ein originelles Duell) hat unlängst, wie man der „Ref." berichtet, in Debreczin zwischen einem jungen Studenten und einem jungen Handels-Praktikanten stattgefunden. Auf einem Ball hatten die beiden feurigen Jünglinge wegen einer „Dame" einen Streit, der ohne blutige Satisfaktion nicht ausgefochten werden konnte. Sie genügten denn auch ihrer ritterlichen Ehre, indem sie eine halbe Stunde lang sich mit Säbeln herumpaukten, bis Arme und Rücken von den vielen flachen Hieben schon ganz angeschwollen waren, worauf beide Theile sich befriedigt erklärten, nicht sowohl mit den blauen Flecken, als mit der erhaltenen Satisfaktion.

Friedrich der Große dekorirte einst einen Offizier. „Ew. Majestät," sagte dieser, „nur auf dem Schlachtfelde kann ich einen Orden annehmen." „Ah bah," entgegnete der König, „sei er kein Narr und hänge Er sich das Ding an; ich kann um Seinetwillen doch keinen Krieg anfangen!"

„Jetzt haben wir erst November und schon so kalt! Meine Frau hat gestern den ganzen Tag geschnattert." — „Da können Sie noch von Glück reden; die meinige schnattert das ganze Jahr, ob es kalt oder heiß ist."

Auflösung des Räthsels in № 17:

(Ei).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Dienstag, 15. Februar 1870.

Der Sänger an seine Angebetete. *)

Du himmlisches Wesen, Du köstliche Zier,
Mein Herz ist das Deine, Du bist sein Panier;
Du bist sein Panier, Dich liebt es allein, —
Mein Herz ist nicht hier, — bei Dir muß es sein!

Mein Auge einst trunken in seliger Schau,
O blickt' es Dir ewig in's Auge so blau!
Und würdest Du sagen: „Ich dachte an Dich!"
Wer wär' dann so glücklich, so glücklich als ich! —

Besäß' ich Millionen und Schlösser am Rhein,
Du müßtest von Allem Besitzerin sein;
Du müßtest dann strotzen in Purpur und Gold,
Du Schönste der Schönen, — so lieblich, so hold!

Du himmlisches Wesen, Du köstliche Zier,
Mein Herz ist das Deine, Du bist sein Panier;
Du bist sein Panier, Dich liebt es allein, —
Mein Herz ist nicht hier, bei Dir muß es sein!

Der Sänger vom Rhein.

*) Gewidmet der schönen Besitzerin der Rose von ....

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Im Saale klangen schon die Gläser. Franz saß zwischen Herrn und Frau von Halderode. Das eigentliche Willkomm wurde erst jetzt, nach der Ordensüberreichung gefeiert. Bald wurde Franz von der einen, bald von der andern Seite umarmt, bald wurden ihm Vorstellungen über seinen Bart, bald Vorwürfe über seine Reisen und sein Nichtschreiben gemacht, aber alles das in einem so liebevoll elterlichen Ton, daß er davon durchwärmt und gerührt und so abgezogen von der Gesellschaft war, daß er Alma's, die vergessen und betrübt an einer entfernten Stelle saß, gar nicht mehr gedachte, sondern immer wieder zurück in die Jugendzeit, zu den Verwandten, zu der angebornen und vernachlässigten Familienanhänglichkeit kehrte. Bei jedem Tusch wurden die Alten zärtlicher, bei jeder Gesundheit zeigte sich die Gesellschaft lärmender. Der Kammerjunker drängte sich an Alma; diese wich ihm kalt aus und sprach angelegentlich mit ihrem Nachbar rechts, einem wohlbeleibten Gutsherrn. So standen die Sachen äußerlich. Innerlich stürmte es in Alma; sie fühlte eine Angst, welche ihr die Gedanken aus dem Kopfe, die Worte von den Lippen nahm. Und wieder war sie wie in einer Glorie, angeweht von einer Schöpferkraft, die sie sich nicht zu erklären wußte, die sie von der Tafel fort in den Wald trieb, sie auf die Kniee stürzte, daß sie nichts mehr als „o Gott, o Gott!" sagen konnte. Franz zog sie herauf, warf sie herab. Es waren Schwankungen, Uebergänge in ihr, Schüchternheiten, die ihn, hätte er sie gesehen, gerührt haben würden. Aber der saß im leichten Wagen an der Seite des Onkels, ahnungslos, daß er so viele Qualen bereitet, so sehr sich in Alma's Herz eingedrängt hatte. Er erzählte von seinen Reisen, seinen Erfahrungen, von der jetzt begonnenen Carriere, von seinen Hoffnungen für's Vaterland, von dem Fürsten, und versöhnte so den Onkel, der ihm andächtig zuhörte, und der anfing stolz auf ihn zu werden. Beim Nachhausekommen, wo er Eduard zu finden hoffte, brachte ihm der Diener einen Brief von diesem mit der Nachricht, daß er sich der immer ernster werdenden Krankheit des Fürsten wegen nicht einfinden könne; zugleich bat er ihn, dem Onkel und der Tante Halderode viel Liebes zu sagen, und fügte im

Postskriptum einen Gruß für Alma bei. Franz hielt den Brief lange in seiner Hand, indem er über ihn hinweg in eine seltsam erregte Zukunft blickte. Wurde Helene frei, was durfte ihn hindern, wieder der Ihre zu sein? Und an diesen Gedanken hingen sich Möglichkeiten, die ihn in den Himmel führten. „O ihr Tage in Ems!“ rief er gerührt, „ihr waret die glücklichsten meines Lebens! Durch euch hatte ich das unschätzbarste Gut gefunden, in ihm schwelgte und schwärmte ich, und nun, da es sich wie ein lichter Streif zeigt, daß ich es wieder erlangen kann, wie viel zitternde Berührungen, die mir plötzlich durch die Seele gehen!“ Indem rauschte es neben ihm, und als er aufblickte, ging Alma im Gespräch mit Frau von Wallsee vorüber. Er eilte ihnen nach.

„Eduard kommt nicht! . . .“ rief er bewegt. „Des Fürsten Krankheit wird bedenklich . . .“ Alma starrte wie in einen Abgrund, regungs- und besinnungslos; die Tante aber sagte, als Franz sich entfernt und zu Haiderode's gegangen war: „Kind, Kind! es gehen Dir Gedanken durch's Gemüth, die Dich vernichten müssen.“ — „Gedanken?“ wiederholte Alma, indem sie mit der kalten Hand über die Stirne fuhr, dann setzte sie hinzu: „Ja, ja, es ist viel Unklarheit in mir, aber es muß und wird ja wieder hell werden.“ Sie und Franz waren aber zu weltkundig, als daß sie ihr Ergriffensein hätten zeigen sollen; sie hätten allenfalls Paläste einstürzen oder die Welt sich umdrehen sehen, so wären sie beide noch fähig gewesen, in Gesellschaft zu gehen. Die Form hält die Menschen umpanzert, sie ist wie ein Opiumrausch, durch den die Wahrheit nur allmälich dringt; sie hält und betäubt auch die zu heftig wirkenden Schmerzen. Deßwegen drückte sie den frischen Asternkranz sich selbst auf die Locken und sprach mit der Kammerjungfer über den Schnitt ihres rosenfarbenen Kleides und über das Kostüm zu den lebenden Bildern. Aber innerlich rief sie: „Ich komme um vor Erregung! Das halte ich nicht lange so aus!“

Nach der Tafel, die wieder sehr lärmend und für Alma nüchtern ausgefallen war, sollte Musik gemacht werden. Man hatte die Tische aus dem Rittersaal fortgeräumt; die Gesellschaft saß halb im Kreise, halb auf der Terrasse. Ein wunderschönes Fräulein aus der Nachbarschaft, mit zartem, durchsichtigem Teint, stand singend neben dem Kammerjunker am Klaviere. Franz lehnte hinter Alma's Stuhl an einer Console. Die ersten Stücke waren theils ein-, theils zweistimmig ausgeführt worden. Unter den Zuhörern herrschte eine gewisse Bewegung, ein Flüstern, ein Hin- und Hergehen. Plötzlich bog sich Alma, die sich bemerkbar machen wollte, zu Franz und sagte aufstehend: „Jetzt will auch ich singen. Die Serenade von Schubert, den Erlkönig, etwas Heiteres, was meinen Sie?“ — „Singen Sie nicht!“ flüsterte er bittend. — „Warum?“ warf sie zurück. „Sie gefallen nicht, wenn Sie singen.“ — „Will ich denn gefallen?“ fragte sie errötheud. „Nein, jetzt gerade will und muß ich singen.“

Sie trat an's Klavier; Franz war schon neben ihr. „Hat Ihnen denn Niemand gesagt, daß Ihre Stimme lange nicht entwickelt genug zum Vortrag in einer so großen Gesellschaft ist?“ bemerkte er theilnehmend. Alma stutzte; ihr Selbstvertrauen rang mit seiner kalten und scharfen Beobachtung. Erst wollte sie singen, dann besann sie sich zögernd, ward wankend, gab Heiserkeit vor, legte das Notenblatt wieder weg und fang nicht. Das schien Franz zu freuen, aber für Alma war es ein zu großer Schmerz, so wenig nachsichtsvoll beurtheilt zu werden. Mehrmals hatte sie Thränen in den Augen, mehrmals fragte sie sich, sie, die gewohnt war, auf den Händen getragen, von aller Welt angestaunt zu werden, ob Franz mit ihr spiele, ob er nicht Mißbrauch treibe, wozu sie hier auf Haiderode, verurtheilt zur Demuth und zur Selbstkasteiung, sei? Franzens Urtheil traf sie im Mittelpunkt ihres Wesens, daß sie verwirrt auf- und zu ihm hinblickte, der apathisch über die Menge in's Freie sah und gar nicht zu ahnen schien, wie sie mit sich und ihrem Stolze rang, wie sie sich beklemmt fragte: „Was bin ich ihm? Wozu bin ich hier?“ Sie war aus allen ihren Gewohnheiten gerissen, wehmüthig durch Franzens Kälte angehaucht, eine Opferflamme, die um so lichter emporwallte, als sie sich innerlich vor der Demüthigung, die sie erlitt, schämte, heißes Verlangen nach anderen Zuständen verspürte, und doch nicht aus diesem Labyrinthe herauszufinden wußte. Das wirbelte und drehte sich in ihr beim Gedanken an Eduard, an den kranken Fürsten, an Helene und Franz, und dazwischen hieß es: „Wir wollen uns mit Pfänderspielen unterhalten.“

Alma lächelte kalt, als der Kammerjunker zu ihr trat und um Angabe eines Spieles bat. Sie war so durchstürmt von den Umwälzungen in ihr, so ganz versteinert, daß er spöttisch genug

bemerkte: „Gnädigste sind wieder in der sonderbarsten Stimmung von der Welt und sollten sich an den Spruch Ihrer Thüre halten: „Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab.“ Alma biß sich in die Lippen und antwortete rasch: „Ihnen, Herr Kammerjunker, sieht man allerdings Ihren Treu- und Redlichkeitsspruch nicht an, aber blicken Sie nur zu der alten Dame herüber, mit der Sie eben Ihren Spaß hatten. Der thäte es noth, sich an die Lehre, die ich an ihrer Thüre las, zu erinnern: „Wenn dich die bösen Buben locken.“ „Warte,“ dachte der Kammerjunker, „das sollst Du mir büßen.“ Er verließ sie rasch, beobachtete sie aber den ganzen Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere häßlichen Freunde.

Wer sind sie? — Vielleicht weiß Mancher, daß es wirklich die Fledermäuse sind, aber von Vielen weiß ich, daß die armen Thierchen verabscheut und verfolgt werden — ebenso sehr mit Unrecht, als sie wirklich häßlich scheinen. Kommt einmal im Sommer mit auf den Kirchenspeicher oder sonst einen stillen Ort, da hängen die Thierchen einzeln oder in Haufen, und unter ihnen findet sich am Boden ihr Koth. Nehmet einmal fein säuberlich davon ein Bischen und untersucht mit dem „Trichinenmikroskop!“ — Auf den ersten Blick finden sich als unverdaut darin: Flügel und Beine von Schmetterlingen, Käfern, Fliegen u. dgl., und wer genauer nachsieht, mit gehöriger Kenntniß, überzeugt sich, daß diese stillen Nachtschwärmer uns die größten Dienste leisten, indem sie uns, unseren Feldern, Gärten, Wäldern, und selbst dem Pelzwerk schädliche Thiere vernichten, um sich damit zu nähren. Was die Singvögel bei Tage thun, geschieht bei unseren Fledermäusen bei Nacht. Nur ist's von diesen den Leuten schwerer nachzuweisen als von jenen; doch hat man beobachtet, daß eine „frühe“ Fledermaus in einer Stunde 12 Maikäfer, eine andere 60 Stubenfliegen fing, und im Allgemeinen, daß die Fledermäuse von einer wahrhaft unersättlichen Gefräßigkeit sind. — Und darnach räumen sie auch hübsch auf unter den Fleisch- und Stechfliegen, den schädlichen Nachtschmetterlingen, z. B. dem Föhrenschwärmer, den Spannern und Zünslern, selbst unter Blattwespen und den geflügelten Ameisen. Sie nützen um so stetiger, als sie förmlich wandern und an die Orte hinziehen, wo wegen Wasser oder Vieh die Zahl der Insekten groß ist; auch ziehen manche mit der wärmeren Jahreszeit gegen Norden (bis Schweden und Finnland), und kehren gegen Herbst zurück. In südlicheren Ländern, wo man ein gut Theil mehr vom „Geschmeiß“ geplagt ist, weiß man sie auch viel besser zu schätzen; schon in Oberitalien fliegen sie Abends, wie bei uns die Schwalben, in Städlen und Zimmern, und man jagt und scheucht sie nicht, da man dort weiß, welch' gutes Werk sie thun. Darum gerathen sie auch dort Niemanden in die Haare, weil man sie nicht toll und flügellahm schlägt, denn nur dann suchen sie sich anzuklammern. Im Morgenlande und in Indien gar bilden sie ganze Schwärme und verdunkeln die Luft, aber dort haben sie die meiste Arbeit und Anerkennung. Darum dürfte es auch uns nicht schaden, den Widerwillen gegen diese eigenthümlich geformten Thierchen zu überwinden. So wenig wie die mausvertilgende Eule gehört die Fledermaus an's Scheuerthor genagelt! — Und wer in alten Kellern und sonstigen Räumen, in denen unsere „häßlichen Freunde“ sich verkehrt aufgehängt haben, um ihren Winterschlaf zu halten, sie einzeln oder in Klumpen findet, der störe und tödte sie nicht, selbst wenn sie in der „Speckkammer“ angetroffen würden, wo sie nicht des Speckes wegen, den die Ratten und Mäuse freilich lieben, sondern der gleichen Wärme wegen sich aufhalten, aber oft als Speckdiebe schuldlos bestraft werden. Um so mehr sollte man ihrer schonen, weil sie jährlich nur eines, selten zwei Junge gebären, die Vermehrung oder Erhaltung dieses Thierchens somit nicht sehr rasch vor sich geht.

Mannigfaltiges.

(Petroleum gegen den Mottenfraß.) Auf Veranlassung des preußischen Kriegsministers sind Versuche darüber angestellt worden, inwieweit Petroleum ein wirksames Schutzmittel gegen den Mottenfraß ist und in welcher Weise dessen Anwendung hiefür erfolgen muß. Das Militär-Wochenblatt ist in Stand gesetzt, über die Ausführung der Versuche und deren Ergebniß Nach

stehendes mitzutheilen: „Es wurde gleich nach Eingang des Auftrags am Anfange vorigen Jahres von der betreffenden Kommission ein Stück Woylach, in dem sich Motten und deren Brut stark eingenistet hatten, in einen Pappkasten von 1 Kubikfuß lichter Größe eingelegt und derselbe derartig geschlossen, daß die Motten ꝛc. nicht entweichen, jedoch ein Auswechseln der im Kasten befindlichen Luft mit der Außenluft erfolgen konnte. Nachdem der Kasten drei Monate in einem geheizten Zimmer aufbewahrt worden war, wurde derselbe geöffnet, und es ergab sich, daß weder die Lebensfähigkeit der Motten noch die Fortentwickelung der Brut in irgend einer Weise durch die angeordnete Einschließung beeinträchtigt war, vielmehr war eine zahlreiche Vermehrung eingetreten. Es wurde der Woylach mit 1/8 Pfd. Petroleum (rektifizirtem und neutralem) bespritzt und hiernach der Kasten, wie früher geschehen, geschlossen und in gleicher Weise aufbewahrt. Nach vier Monaten erfolgte ein Oeffnen des Kastens und eine Besichtigung des Inhalts. Es waren sämmtliche Motten sowie deren Brut leblos und ergab eine Untersuchung derselben, daß dieselben todt und bereits vollständig aufgetrocknet waren. Durch den Geruch erwies sich, daß das Petroleum noch nicht ganz verdunstet, also voraussichtlich auch noch ferner zu dem vorliegenden Zwecke wirksam sein würde. Hiernach wurde der Kasten einen Monat offen aufbewahrt, und ergab eine wiederholte Besichtigung desselben das gleiche Resultat. Es war auch jetzt noch die stattgehabte Imprägnation durch den Geruch wahrnehmbar."

Wien. (Komische Annoncen auf Fakta beruhend.) Der Polizei-Anzeiger bringt in einer seiner letzten Nummern wörtlich Folgendes: Verfolgt wird eine Weibsperson wegen Diebstahls, mit gemeinen Gesichtszügen, bekleidet mit dunklem Shawl und einer seidenen Binde über die Ohren, welche der Bestohlenen schon längere Zeit nachgeschlichen ist. — Dem mit drei Bären herumziehenden Bosniaken Ziganowitak wurde von einem jungen Burschen ein Bär, ausweislos und unbekannter Herkunft gestohlen. Derselbe hat auch eine Trommel und eine rothe Mütze mitgenommen; — ist daher im Betretungsfalle zu verhaften.

Ein Geck fragte einen Freund, welche Entschuldigung er vorbringen sollte, daß er am Tage vorher in einer Gesellschaft nicht erschienen sei, zu welcher er eine Einladungskarte erhalten hatte. „O mein Bester," erwiederte der Freund, „sagen Sie gar nichts, denn man hat Sie durchaus nicht vermißt!"

(Mutsh.) Ludwig XII. wurde von einigen Hofleuten, die ihr eigenes Leben in Gefahr glaubten, gebeten, sein theures Leben nicht so sehr auf das Spiel zu setzen. Er antwortete: „Alle die sich fürchten, mögen hinter mir stehen."

Lebensphilosophie.

O, wenn du eine Stätte hast,
Wohin dein müdes Haupt sich legt,
Wenn eigen eine Seele dir,
Die dich nach deinem Kummer fragt,
Und wenn der Gram, der in dir ist,
Auch eine and're Brust erreicht,
Und wenn die Ruh', die dich erfüllt,
Auch auf ein and'res Herz sich neigt:
Wie ist dein Segen ohne Maß,
Wie bist du glücklich dann und reich,
O, wie kommt alles Gut der Welt
Nie deinem goldnen Theile gleich!
Wenn dieses Glück dein eigen ist,
Bewahr' es als den höchsten Schatz,
Wirf Alles aus dem Herzen fort
Und räume nur für ihn den Platz!
Denn wäre dein der Erde Gut
Und keine Seele wäre dein,
Wie würdest du bei allem Gold,
Wie arm bei allem Reichthum sein!
Wohl Mancher sehnte sich darnach,
Der eine halbe Welt besaß:
O wisse, Ueberglücklicher,
Es ist dein Segen ohne Maß!

* Um Gottes Willen ein Gedicht!

Ihr güt'gen Musen, hört ihr mich denn nicht?
Ist Rheumatismus euch in's Ohr gezogen?
Fühlt ihr zu hören euch denn nicht bewogen?
Ich fleh': um Gottes willen ein Gedicht!
Allein: Um Gottes Willen ein Gedicht,
So ruf' ich aus seit langen Viertelstunden,
Doch meine gute Laune ist verschwunden,
Und heute gibt es Verse leider nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Donnerstag, 17. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Das Pfänderspiel, gegen das sie sich lauter, als sie sollte, aufgelehnt hatte, kam nicht zu Stande, und man schritt zum Tanze. Alma fühlte sich gelähmt durch die Kluft von Hindernissen, die zwischen ihr und Franz lagen, so verstimmt und traurig, daß sie sich seitwärts in einen dunkeln Winkel setzte und dem Balle still zusah. Die stolze Jugendfreude an ihr, selbst die Sicherheit und Willkür war von ihr gewichen. Sie war schüchtern durch ihre Liebe, untergraben von Erkenntnißschmerzen ihrer Thorheiten, an- und abgestoßen; sie suchte Franz mit den Augen und entdeckte ihn zu ihrem Erstaunen — unter den Tanzenden. Wie eine harte, kalte Hand legte sich der Anblick auf ihr Herz. Er konnte tanzen, und sie? Nach dem ersten Walzer kam er erhitzt an sie heran. „Sie tanzen nicht?“ fragte er erstaunt, indem er sich zu ihr setzte.

„Es macht mir keine Freude. Ernste Menschen sollten dies Vergnügen meiden,“ entgegnete sie in einem wahren Paroxismus von Wehmuth. — „Im Gegentheil finde ich, daß man, so lange es geht, tanzen sollte,“ sagte Franz harmlos. „Es ist eine hübsche, sinnige Bewegung, auf die ich nur ungern verzichten würde.“ — „Ja Sie!“ rief Alma, „Sie mit Ihrer abgründlichen, unerforschlichen Seele, Sie sehen das Große für klein und das Kleine für groß an.“

Sie stand gereizt auf und trat auf die Terrasse. Das Wetter hatte sich geändert, ein kalter Wind fuhr ihr und Franz, der ihr gefolgt war, in's Gesicht. „Hu, hu!“ sagte er lustig. „Dieser Herr Boreas kommt mir wie die klügelnden Ansichten meines schönen Fräuleins vor. In den hinein wage ich mich nicht.“ — Er war wieder zurück in den Saal geeilt und Alma stand allein auf der Terrasse mit einem Gefühl, das ihr ein quälendes geworden war. „Wir verstehen uns nicht,“ dachte sie trüb. „Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was Franz ist, ob das Geheimniß sich lösen, einen Himmel oder eine Hölle bringen wird, ob ich ihm ein Rechenexempel bin . . . .“ — Sie wagte sich nicht in den Tanzsaal zurück, sondern kam auf Umwegen in ihr Zimmer, wo sie sich völlig erschöpft auf's Lager warf.

Franz hatte sich indeß aus Gefälligkeit für die Tante Haiderode sattsam herumgetrieben. So harmlos wie er sich Alma gegenüber stellte, war er nicht; im Gegentheil stürmte und tobte es in ihm, freilich nach einer andern Seite hin, als bei Alma. Der Strom seiner Empfindung für Helene war durch die Erkrankung des Fürsten über den Damm seines Herzens hinweggefluthet. Er zitterte vor der Zukunft; er verabscheute die Art Gefallsucht, die er Alma gegenüber aus Freundschaft für Eduard geübt hatte. Als er sie im Saal vermißte, eilte er auf die Terrasse und als er sie da nicht fand, in den Garten. Nirgends eine Spur von ihr. Nur oben in ihrem Fenster brannte einsam ein Licht. Das rührte ihn sehr. „Sie ist also in ihrem Zimmer,“ dachte er wehmüthig, „sinnt nach über meine unbegreiflichen Schroffheiten; sie, die auf Behagen, Bewunderung, Glanz, Anbetung ruhte, hört meine an Rohheit grenzenden Worte und sie klingen ihr seltsam inmitten dieses Schellengetöns von Eitelkeit und Thorheit! Bin ich nicht ein Vampyr, trinke ich nicht vom edlen Herzblut, blos um zu erproben, wie ächt es ist?“

Geängstigt von diesen Gedanken, war er froh, als der Ball zu Ende und er auf seinem Zimmer war. Da lag ein Brief von Eduard, da lagen Zeitungen; hastig ergriff er sie. Eduard schrieb:

„Der Fürst ist sehr krank; ich kann nicht fort; heute Morgen hoffte ich noch; heute Abend sind die Symptome bedenklicher als sonst. Helene wird bald, soll ich sagen hoffe ich oder fürchte ich, Wittwe sein. Gott schütze uns Alle. Es ist eine schwere Zeit." —

Die Zeitungen berichteten und bestätigten Eduards Nachrichten, und Franz war es, als stieße man ihm einen Dolch in's Herz; er war fieberhaft aufgeregt; die ganze Nacht mußte er denken und immer denken, Möglichkeiten formen und sie wieder zerstören, Erinnerungen aufnehmen und fallen lassen. Zuweilen hielt er sich den Kopf mit beiden Händen und zuweilen überlief es ihn mit Kälte, Zittern und Todesangst. — So kam der Morgen heran.

10.

Der große Frühstückstisch auf Haiderode war wiederum mit der gewohnten Ueberfülle von Kuchen, Kaffee- und Chokoladekannen überdeckt. Die Gesellschaft hatte sich versammelt. Auch Alma und Frau von Wallsee waren erschienen; erstere sehr blaß, mit unterwühlten Zügen, und letztere sorgend, aufhorchend und befangen. Alma schien Buße thun zu wollen, daß sie übermüthig gewesen war, denn sie verrieth ein waches, zärtliches Bedürfen, ein anschmiegendes Gefühl der Weiblichkeit. „Er belehrt mich, ich liebe ihn;" zu dem Resultate war sie endlich in dieser Nacht gekommen. Und hinüber träumte sie sich in ein edles, reiches, gutes Leben mit und durch Franz. Sie konnte verzichten auf Besitz, aber sie wollte groß in der Idee, in der Geistesgemeinschaft, in der Gesinnung sein. Und Franz kam nicht, und Franz, den sie fieberhaft herbeisehnte, blieb immer noch aus! Es war eine schmerzliche Ungeduld in ihr. Endlich mußte sie mit leiser, bewegter Stimme Frau von Haiderode nach ihm fragen. „Denken Sie sich, daß der Franz krank ist! Liegt zu Bette, hat sich beim Tanz erkältet, kommt heute nicht herunter, trinkt Kamillenthee . . ." war die lakonische Antwort. Alma war ganz athemlos. „Und Sie pflegen ihn nicht?" brachte sie mühsam hervor. — „Pflegen?" rief Frau von Haiderode erstaunt. „Läßt sich so ein Vielgereister, Abgehärteter pflegen? Im Gegentheil will er ganz für sich, ganz allein sein."

Alma seufzte. Ach, sie verhehlte es sich nicht, daß sie heute gehofft hatte, auf Franz einen günstigen Eindruck zu machen. Es sollten lebende Bilder dargestellt werden; sie wollte sich abwechselnd als Jungfrau von Orleans und als Judith hervorthun. Franz hatte Sinn für das Schöne, das wußte sie. Wie hätte sie nicht denken dürfen, daß er an plastischen Darstellungen Freude finden, hier nachsichtsvoll, gerecht sein würde. Sie hatte sich tausendmal in dem goldenen, dazu aufgestellten Rahmen, hinter einem Flor, unter ihrem Druidenbaum, im Hirtenkostüm, und später als Judith mit dem Schwert in der Hand vor Franz geträumt. Und nun war auch dies wieder nichts! Franz lag einsam und krank in seinem Zimmer, und sie sollte jetzt, mit welch schwerem Herzen, das wußte nur sie, unten Probe halten. Sie hätte eben so viel Thränen des Zorns als der Betrübniß weinen mögen und mußte doch still halten, als sie jetzt als Judith beordert wurde, dem Kammerjunker, dessen Haupt als Holofernes leichenartig angemalt war, gewaltsam in die Haare zu greifen. Aber kaum, daß die Probe aus war, so flüchtete sie auf ihr Zimmer. Die exklusive Gewalt ihres Charakters machte sich Luft in ihren Thränenströmen. Sie haßte diese Welt, diese Anforderungen, diese Verstellungskünste. Sie wollte nicht Judith, nicht Johanna sein; sie wollte allein für sich bleiben, da Franz krank war. Die Tante fand sie in dieser Stimmung und redete ihr freundlich zu.

„Du zerstörst den guten Haiderode's den ganzen Abend, wenn Du als Hauptperson nicht mitwirkst," sagte sie eindringlich. — Alma schüttelte verneinend den Kopf. „Ich kann nicht," sagte sie matt; „es ist mir zu fürchterlich wehe."

Die Tante sprach immer fort, fast verweisend. Zuletzt konnte es Alma nicht mehr aushalten. Sie sprang auf und sagte lebhaft: „Habe doch Mitleid, Du siehst, weßwegen ich nicht mitwirken kann." — „Du machst Dich mit Deinem Charakter unglücklich für's Leben, gibst Dich, Du, die Braut Eduards, unerlaubten Gefühlen und gegen wen hin? Gegen einen Mann, der eine Andere als Dich liebt," sagte die Tante mit schmerzlicher Ruhe.

Alma war wie von einer Schlange gestochen. „O Tante," rief sie, „sei nicht so entsetzlich kalt! Bedenke, was ich leide." — „Bedenke die Leiden Anderer," sprach die Tante im sanften Ton. „Uebe endlich einmal Selbstbeherrschung, reiße Dich los von einem Gefühl, das unbedachtsam, um nicht zu sagen leichtsinnig ist."

Die Tante hatte recht. Das fühlte Alma, deßwegen sagte sie ihr endlich: „Es ist schrecklich, daß die geselligen Pflichten eine so diabolische Gewalt haben, daß sie uns zwingen, das Gegentheil von dem, was wir wollen, zu thun. Gut,

gut, ich werde die Judith und die Johanna, wenn auch mit zerrissenem Herzen, spielen." Als aber die Stunde der Aufführung gekommen und sie bereits im gelben faltigen Gewande, mit dem Schwerte in der Hand und dem Diadem auf der Stirne, vor dem Spiegel stand, vergingen ihr dermaßen Besinnung und Bewußtsein, daß sie in einen nervösen Zustand verfiel und die Tante von selbst von ihrem Begehren abstand und hinüber zu dem blonden Fräulein eilte, das die Rolle in den Bildern übernehmen mußte.

Alma war also erlöst. Sie lag einsam in ihrem Judithkostüm auf dem Sopha; einsam, im Auf- und Abwogen, in trostloser Wonne, in einer Ekstase, die an Verzweiflung grenzte, und doch glücklich, einsam zu sein. Es war ein Uebermaß, eine Thorheit, eine Gluth in ihr, die ihr ein trauriges Schicksal verhieß. Sie fühlte sich völlig besinnungs- und gedankenlos, in einer dunkeln Gruft, aus der heraus sie nach Licht und nach Wärme verlangte. Drüben bei Franz glitt der matte Schein einer Lampe durch die heruntergezogenen Gardinen, und hier in ihrem Zimmer hörte sie das Bravorufen der Gesellschaft, die Musik und das Gemurmel im Saale. Es war ihr wunderlich beklemmt. Sie wollte ruhen; aber so schwer und heiß ihr auch die Augenlider zufielen, immer fuhr sie wieder empor und rief aufgelöst: „Franz, Franz!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— (Was der Deutsche nicht Alles mit „Schlagen" machen kann!) In keiner Sprache hat man eine mannigfachere Benützung und dadurch veränderte Bedeutung gewisser Wörter als in der deutschen. Was wird nicht mit „Trinken" alles Mögliche abgemacht! — Kommt aber der Deutsche erst an's „Schlagen", — dann weiß er sich in den verschiedensten Situationen zu helfen, z. B.: er ist gut beschlagen (das Pferd ist gut beschlagen und selbst der Kandidat, der einen aufgeweckten Kopf hat), verschlagen (den Rücken, und auch ein listiger Kopf wird so genannt), entschlageu (sich etwas), ausschlagen (aus der Art, auch nicht annehmen und bei der Buchhaltung einen Betrag), berathschlagen, hinausschlagen, wegschlagen, einschlagen, heimschlagen, fortschlagen, geschlagen (den Rücken und vom Schicksal), zerschlagen, erschlagen, zuschlagen, beischlagen, drauf- und dreinschlagen, anschlagen, hin- und herschlagen, mitschlagen, auf- und abschlagen, rathschlagen ꝛc. ꝛc.

D. S. v. Rh.

(Der Milchbaum.) Der Engländer Wallace fand auf seiner unlängst veröffentlichten Reise am Amazonenstrome und dem schwarzen Flusse (Rionegro) in Südamerika unweit Para zuerst einen Baum, der in Europa noch nicht bekannt ist und mehr Milch gibt, als eine neumelkende Kuh. Die Milch, die aus der geöffneten Rinde fließt (wie Gummi und Guttapercha, dieses vegetabilische Eisen), gleicht guter Milch oder vielmehr junger Kaffee-Sahne und schmeckt auch zum Thee und Kaffee ganz vorzüglich. Die Milch, welche bei uns von der Natur vermittelst der Kuh fabrizirt wird, kommt dort also durch eine Baumart zur Welt. Dabei ist diese vegetabilische Milch nahrhafter, als die thierische und etwas verdickt so zähe, daß man damit ganz schön leimen kann. Die Pflanzensäfte Guttapercha, diese Baummilch und andere, werden überhaupt eine immer bedeutendere Rolle spielen, und die neue Welt in ihrem Eifer, Glück und Geld zu machen, sehr unterstützen.

* (Ein Kaliko-Ball.) In Toronto, Kanada, fand am 21. Dezember der famose „Kaliko"-Ball statt. Obwohl das Wetter an diesem Abend sehr stürmisch war, hatten sich dennoch über 400 Personen, darunter die Elite der Stadt, zu dem Balle eingefunden. So berichtet der dortige „Globe". Ein „Kaliko-Ball" rufen unsere schönen Leserinnen erstaunt aus, „welch' lächerliche Affaire!" Aber nichts weniger als das. Die Kleider der Damen, obwohl aus gewöhnlichem inländischen Kattun, waren so fashionabel angefertigt, trugen solch' glänzenden Geschmack in der Auswahl der Muster zur Schau, und wurden von den Ladies mit solcher Grazie getragen, daß die anwesende Herrenwelt in einen gemeinsamen Ausbruch des Entzückens und der Bewunderung ausbrach. Diese Kaliko-Bälle haben den nachahmungswerthen Zweck, die inländische Kattunfabrikation in Flor zu bringen. Man sieht daraus, der Stoff macht's nicht aus, sondern wie und von wem er getragen wird!

Die Berliner „Tribüne" erzählt: Am letzten Sonnabend Abend zwischen 11 und 12 Uhr passirte einer unserer Abonnenten, von einem

Familienfeſte kommend, die große Friedrichsſtraße. Er beſchleunigte ſeinen Gang, um aus der ſibiriſchen Kälte ſo ſchnell wie möglich in die wärmere Temperatur ſeines Zimmers zu gelangen, — da plötzlich ließ ihn ein ſeltſamer Anblick ſtill ſtehen und, obgleich er nichts weniger als komiſch, dennoch herzlich auflachen. Im erſten Stock eines Hauſes, das einem erſt kürzlich verheiratheten hohen Beamten gehört, öffnete ſich ein Fenſter, und, — wie aus Himmelsfenſtern Engel herabſteigen mögen — ſo ſah er ſtaunend, zwar nicht einen weiblichen Engel in allzu himmliſchem Koſtüm herniederſchweben — ſondern vielmehr von kräftigen männlichen Armen aus dem Fenſter gehalten werden, und eine donnernde Stimme rief: „Steh, Wanderer, und lerne von mir weiblichen Eigenſinn beugen!“ Der Engel flötete um Verzeihung, und mit einem kräftigen Ruck wurde er wieder aus der luftigen kühlen Höhe in das warme Zimmer und die eheliche Gunſt aufgenommen. „Probatum est — ſie iſt geheilt!“ rief es von oben. Und der kleine Schnupfen wird wohl nicht ſchaden.

Ein junger, etwas ſtutzerhafter und heftiger Rechtsgelehrter wollte einen Beſuch machen und gab ſich außerordentlich viel Mühe mit ſeiner Toilette. „Wohin willſt Du denn, daß Du ſo viel Weſens mit Deinem Anzuge machſt?“ fragte ihn ſeine alte Tante. Unwirſch antwortete der junge Mann: „Ich will zum Teufel gehen.“ „Nun, nun,“ antwortete die Alte, „da brauchſt Du Dich nicht ſo viel zu putzen, der nimmt Dich, wie du da biſt.“

(Verdiente Zurechtweiſung.) „Wenn Sie den Rum vermieden hätten,“ ſagte ein Wirth zu Einem ſeiner Kunden, „ſo könnten Sie jetzt in Ihrer eignen Equipage fahren.“

„Und wenn Sie nie Rum verkauft hätten,“ erwiederte der Trunkenbold, „ſo würden Sie mein Kutſcher ſein.“

Gemeinnütziges.

(Ein wirkſames Mittel, Eier vor Fäulniß zu ſchützen.) Unter den hierauf bezüglichen zahlreichen Mitteln, z. B. das Einlegen der Eier in Salz- oder Kalkwaſſer u. ſ. w., hat M. Violette in dem Journal der Chemie und Phyſik als das wirkſamſte empfohlen das Beſtreichen der Eier mit Fett oder Oel und das dadurch bewirkte Verſchließen der Poren in den Eierſchalen. Vorzüglich ſoll ſich das Leinöl bewähren, das, einfach in die Eierſchalen eingerieben, die Eier auf längere Zeit konſervirt, als es irgendwo erforderlich ſein dürfte.

* Die Wolfstapfe.

(Sage.)

Die ſchattig dunkeln Forſten
In Weſtrichs grünen Au'n,
Sie laſſen manches Zeichen
Aus alter Zeit uns ſchau'n.

Da, wo die ſchatt'ge Buche
Sich mit der Eiche mengt,
Wo ſich des Felſens Härte
Aus Waldesboden drängt,
Da ſiehſt du in dem Steine,
Den zart umflicht das Grün,
Gar deutlich aus ſich prägend
'Ne Spur, erkennbar drin.

Hier ſtand einſt, ſich bereitend
Zu tapfrer Gegenwehr,
Der letzte jener Wölfe,
Den noch verſchont der Speer.

Ihn, nachgefolgt den Rüden,
Hielt hier ein Jägertroß;
Ihnen gleich ein Fräulein
Hoch thront auf edlem Roß.

Und nach der Wölfin dorten
Entſendet ſie den Schaft,
Die zum Verzweiflungskampfe
Sich hat empor gerafft.

Wohl manchen muth'gen Rüden
Hat ſchwer verwundet ſie,
Denn zum ungleichen Kampfe
Die Noth ihr Kräfte lieh.

Doch nun, wie ſie das Eiſen
Im Körper ſpüren muß,
Preßt ſie voll wilden Grimmes
Tief in den Stein den Fuß.

Und ſterbend ſinkt ſie nieder,
Doch kündet uns noch heut'
Der Tatze Spur im Steine
Von jenem letzten Streit.

Dr. Froech.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Samstag, 19. Februar 1870.

König Winter.

Von Max Moltke.*)

Als König Winter den ledigen Thron
Im Reich der Natur bestiegen,
Da that er, geschmückt mit der Demantkron,
Sein Haupt bedenklich wiegen;
Hat nicht wie weiland König Lenz
Vor seines Thrones Stufen
In seine prächtige Residenz
Die Stände einberufen.

Er hat nur schnell Herrn Boreas
Erhoben zum Staatsminister
Und sich mit ihm über dies und das
Besprochen in langem Geflüster;
Doch ist nicht alles davon ein Hehl
Für's harrende Volk geblieben,
Denn folgender Kabinetsbefehl
Ist worden ausgeschrieben:

„Vielliebe Getreue fern und nah!
„Wir, König von Gottes Gnaden
„Et cætera et cætera, —
„Entbieten Euch selbst in Gnaden:
„Daß wir von eurem Staatsgrundgesetz
„Hinfür nichts wollen wissen
„Und euer dummes Mitgeschwätz
„Im Staatsrath gerne missen.

„Wir haben dies — schreibt's euch hinter's Ohr! —
„Historisch gründlich erwogen
„Und bleiben euch übrigens nach wie vor
„In Huld und Gnaden gewogen."
Den Blumen, als sie dies angehört,
Verging das dustige Blühen,
Den Sonnenstrahlen auf Bergesherd
Das feurige Sprühen und Glühen.

Den Bäumen entfiel der Blätterschmuck,
Dem Wald verging sein Rauschen,
Dem Bach sein murmelndes Gluckgluck,
Dem Quell sein muntres Plauschen;
Vor allen aber die Vögelein,
Sie konnten sich nicht fassen
Und haben fast alle, groß und klein,
Das Land sofort verlassen.

Es blieben nur einige wenige,
Und die sind stumm geworden.
Das sind die schlimmsten Könige,
Die das Wort im Munde morden.

*) Max Moltke ist 1819 zu Küstrin geboren, lebte als Buchhändler längere Zeit in Kronstadt in Siebenbürgen, woselbst er das berühmte Volkslied „Siebenbürgen, Land des Segens" dichtete. Später betheiligte er sich an dem ungarnischen Aufstand (49) und lebte mehrere Jahre in harter Gefangenschaft. Seit 1866 ist er in Leipzig Herausgeber des „deutschen Sprachwart", einer Zeitschrift für Kunde und Kunst, Hege und Pflege, Schirm und Schutz unserer Muttersprache.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Plötzlich ertönte das Schellen einer Glocke im Korridor; Alma richtete sich auf. Was ist das? Wer anders kann in diesem Augenblick in den Fremdenzimmern oben sein, wenn's nicht Franz ist? Sie horcht wieder. Erste Stille, dann tönt die Glocke noch einmal. Da hält sich Alma nicht länger; sie eilt hinaus auf den Korridor, sie lauscht, ob ein Diener kommt. Endlich hört sie Schritte, es ist der schwerbeschuhte Portier, der an ihr vorüber zu Franz eintritt. Sie bleibt unschlüssig stehen, sie möchte

wiſſen, was er will. Sie wagt ſich näher, mit zitternden Händen ſchleicht ſie ſich der Mauer entlang. Der Portier tritt wieder heraus, er ſcheint unſchlüſſig zu ſein. Alma wirft ſich ihm in den Weg. „Was will der Herr?“ fragt ſie athemlos. Der Portier ſtutzt, kratzt ſich hinter den Ohren, ſagt: „Limo . . . Lima . . . ja der Kukuk behalte die vornehmen Namen.“ „Limonade will er!“ ruft Alma; „iſt's nicht ſo . . . Limonade?“ Und als der Portier nickt, fliegt ſie in ihrem Judithkoſtüm mit dem Diadem auf dem Kopfe, die weiten Gewänder flatternd um ſie gelegt, hinab in das Buffetzimmer, zwiſchen der hin- und herlaufenden Dienerſchaft, die nicht weiß, was dieſer Aufzug bedeutet. Sie ſteht an einem kleinen Tiſch, ſie preßt ſelbſt die Zitronenſcheiben mit zitternden Händen aus; nun iſt noch Zucker nöthig; nun iſt der Trank fertig. Jetzt hat ſie einen Diener aufgegriffen, der das Glas hinauf zu Franz tragen muß, und jetzt folgt ſie ſelbſt, langſam und erſchöpft.

Ein paar Mal mußte ſie ſich erſchreckt umſehen auf dem Korridor. Das Gelächter der Geſellſchaft, das Bravorufen, die Muſik, die lärmend zu ihr herauftönte, war ihr unheimlich. Ermüdet ſaß ſie dann wieder auf ihrem Sopha, das Geſicht mit den Händen bedeckt, gemartert durch den Gedanken an Franz, athemlos, wenn ſie ſich als die Braut eines Andern vorſtellte, geiſteszerrüttet, wenn ſie an Helene dachte. Auf einmal tönte die Glocke in Franzens Zimmer, ein-, zwei-, dreimal. Sie horchte, Niemand rührte ſich im Korridor. Sie hörte das wie im Traum, ſie ſtand auf wie im Traum. Sie hatte die Thüre geöffnet. Die Muſik tönte und tönte, das Gelächter ſchallte, und Franz lag krank und hilflos, im Fieber dürſtend, einſam da. Sie dachte das ſchwer und mit Schmerz, er kam ihr ſo allein in der Welt vor, ſie ſchleppte ſich weiter und weiter bis an Franzens Thüre, die ſie behutſam öffnete. Franz lag auf dem Divan, fieberig, unruhig. Als die Thüre ſich öffnete, fragte er; „Wer iſt da?“ Alma hatte faſt keine Stimme, aber ſie ſagte doch ſanft: „Sie ſchellten . . .“ Da drehte ſich Franz um, erblickte Alma, ſprang auf, und als dieſe hinter ſich Geräuſch und vor ſich Franz hörte, verlor ſie ſo völlig alle Gewalt über ſich, daß ſie wie leblos auf einen Stuhl neben der offenen Thüre hinſank.

„Was ſind das für Extravaganzen,“ ſagte er ſchneidend und mißbilligend. „Wie kommen Sie hieher? Warum ſind Sie nicht unter Ihrem Druidenbaum? Ich denke, Ihnen gilt dieſer Beifallsſturm, Ihren Draperien und Lichteffekten ſpielt die Muſik einen Tuſch auf, und ſtatt deſſen ſind Sie hier bei mir, auf meinem Zimmer!“ — „Treten Sie mich mit Füßen, zernichten Sie mich!“ ſtammelte ſie in Thränen. „Sie ſchellten, ich war oben, Ihre Verlaſſenheit ſchmerzte mich, ich wollte ſehen . . .“ ſetzte ſie troſtlos hinzu. — Franz drängte ſie ſanft zur Thüre hinaus. „Gehen Sie hinunter, ich folge,“ ſagte er gerührt. „Unten will ich Ihnen danken, unten . . .“ Aber indeß er ſeine Krankheit überwand, ſich mühſam anzog und hinabſtieg, war Alma in ihr Zimmer geeilt und hatte hinter ſich zugeſchloſſen.

„Was habe ich gethan?“ jammerte ſie aufgelöſt. „Wie habe ich mich vergeſſen! Jetzt kann ich ihn nie wiederſehen, jetzt, wo ich mich verrathen und herabgewürdigt habe . . .“ Und die Welt und das Vorurtheil warfen Schlagſchatten auf ihr Gemüth, daß es in ſich zerknirſcht zuſammenſchauerte. Und dann ſtrich ſie ſich die Haare aus dem Geſicht und ſagte kalt: „Wozu dieſe ſchlaffen Verzweiflungen? Habe ich nicht ein Herz von Stein und können Steine ſchmelzen?“ Sie ſprach ſo fort mit ſich, eingeweiht in das Geheimniß der Schmerzen, kämpfend, mit einem wahren Entſetzen, wenn ſie an ſich, mit einer ſtillen Beſchämung, wenn ſie an Franz und Helene dachte. Alma's Erſcheinung hatte indeß auf Franz einen ſchmerzlichen Eindruck gemacht. Er wußte nicht, ſollte er ſich freuen oder ſich betrüben. Raſch zog er ſich an, raſch eilte er die Stufen hinab in den Saal. Man umringte ihn, man fragte nach ſeiner Krankheit. Er antwortete zerſtreut, blickte über die Sprechenden hinweg auf die Geſellſchaft, unter der er Alma vergebtich ſuchte, ſah ſeit- und rückwärts und traf endlich auf Frau von Wallſee, die er zu ſich an's Fenſter zog. „Wo iſt Fräulein Alma?“ fragte er ſie erſchüttert.

„Auf ihrem Zimmer,“ war die Antwort. „Das wunderliche Mädchen hat ganz ihre Heiterkeit verloren. Heute nun vollends iſt das liebliche Geſicht blaß und welk. Ich habe ſie weinen ſehen, Herr von Brinkmann, nicht wie die Jugend weint, ſondern als wenn ſie Blutstropfen aus einer tief verwundeten Seele vergöſſe. Trocknen Sie dieſe Thränen . . .“ Sie drückte ihm flüchtig die Hand und drängte ſich zu der Geſellſchaft zurück. Franz lehnte einen Augenblick zweifelhaft am Fenſter, dann ſchlug er die Augen

auf. „Es war für Dich, Eduard, für Dich und Dein Glück. Das rechtfertigt diese Thränen," dachte er still und ging langsam hinauf an Alma's Thür, an die er pochte. Sie fuhr auf und fragte schnell: „Wer klopft?" Franz antwortete mit seinem Namen. Darauf Todtenstille. Er klopfte wieder. Keine Antwort. „Alma!" rief er sanft, „machen Sie auf, ich möchte Ihnen danken." Wieder Stille, sie öffnete nicht, rührte sich nicht. Betrübt ging er endlich fort. „Sie haßt mich," dachte er seufzend, „ich war zu hart. Natürlich hat das wunderliche, aufrührerische Empfindungen in ihr erzeugt, Empfindungen, die erst ein Gemisch von Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit und dann Abneigung geworden sind. Sie mag recht haben, aber ich habe auch recht." Damit trat er in sein Zimmer, in dem er Briefe vorfand. Eduard meldete den am Morgen erfolgten Tod des Fürsten und lud Franz dringend zur Rückkehr ein. „Komm gleich," schrieb er. „Alles ist in der größten Unordnung. Wir haben Männer wie Du am Steuerruder nöthig. Alma und die Tante laß in Haiderode, bis wir sie holen können. Die haben hier für den Augenblick nichts zu thun. Aber Du komm' und schnell."

Franz war schon in den Reisekleidern. Es schien ihm, als beginne jetzt eine neue Liebeszeit für ihn; er hätte aufjauchzen mögen in dem Gedanken: Helene ist frei! Und dann blieb er doch mit flammendem Antlitz vor einem Heer von Möglichkeiten stehen, die ihm das Herz und die Kehle wie zuschnürten. Als ihm der Diener meldete, ein Pferd sei gesattelt, eilte er rasch über den Korridor hinweg zur Treppe. Plötzlich fiel ihm Alma ein. Der muß ich ein Lebewohl sagen, dachte er, drehte um und klopfte an die Thüre. „Machen Sie auf," rief er, „der Fürst ist todt, ich muß zur Stadt. Eduard wird Sie holen," und als sie doch nicht aufmachte, sondern er drinnen einen dumpfen Schrei und einen Fall hörte, setzte er eilig hinzu: „Leben Sie wohl, Alma, schonen sie sich . . ." Dann schwang er sich auf's Pferd und eilte zur Stadt zurück.

Bei den Worten: „Der Fürst ist todt!" war Alma in sich zusammengesunken. „O du strenger Gott, wie rächt sich meine Vergangenheit an mir," seufzte sie schmerzlich, als sie jetzt den Hufschlag des Pferdes im Hofe verhallen hörte. Sie blieb betäubt auf dem Sopha liegen, zählte mechanisch den Stundenschlag der Schloßuhr, horchte, als ein Laut nach dem andern im Schlosse verstummte und stand endlich auf, als die Tante wiederholt gegen Morgen ihr durch die Thüre zurief: „Alma, ich beschwöre Dich, laß mich ein zu Dir, ich ängstige mich zu Tode!" Da riegelte sie auf. Gott weiß, wie sie aussah. Sie hatte noch das Judithkostüm an sich, das Diadem funkelte auf ihrer Stirne. Die Haare hingen unordentlich auf dem Halse, ihr Auge starrte wie im Fieber. Aber als nun die Tante eintrat, als auch diese verwirrt und angstvoll sagte: „Der Fürst ist todt," als der erste Morgenstrahl glühend in's Fenster schoß, die Morgenluft in den Bäumen spielte, die Schwäne auf dem Teiche ruderten, ein kleiner Springbrunnen im Garten plätscherte, die Vögel zwitscherten, Alles lieblich um sie, und nur sie wie in Verzweiflung war, da ließ sie sich plötzlich mit Thränenströmen in die Arme der Frau von Wallsee gleiten und rief außer sich: „Jetzt, Tante, habe ich ihn und mich verloren!"

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die uns vorliegenden drei neuesten Hefte (4, 5 und 6) des illustrirten Familienblattes: **Die Illustrirte Welt**, Verlog von Ed. Hallberger in Stuttgart, rechtfertigen durch ihren Inhalt auf's Neue die große Beliebtheit und weite Verbreitung des Journals. Wir lesen mit Vergnügen die sehr interessanten und spannenden Romane, Novellen und Humoresken der beliebtesten Schriftsteller: „Ein lustiger Abend", von Karl v. Holtei, „Belladonna", von M. v. Roskowsko, „Am andern Tage", von Otto Girndt, „Alleinstehend!" von M. Ruhland, „Nora", von dem schnell berühmt gewordenen Karl Detlef, dessen vorhergehende Novellen „Bis in die Steppe" und „Unlösliche Bande" außergewöhnliches Aufsehen erregt haben, „Ein amerikanisches Duell", von A. Lichtenheld, „Ein Sylvesterabend", von E. G. de Waldovány, — Biographieen von Arndt, Wilhelm Raabe, Georg Peabody, Lesseps (dem Schöpfer des Suezkanals), Papst Pius IX., Ismail Pascha, Vizekönig von Egypten, nebst Porträts, — treffliche populär-medizinische Aufsätze von Dr. H. Klencke: „Der Arzt als Hausfreund" — und von Dr. Karl Ruß die für jeden Hausstand praktischen Artikel: „Hauswirthschaftliche Chemie", — eine Reihe unterhaltender und belehrender Skizzen von den hervorragendsten Zeitereignissen, wie Eröffnung des

Suezkanals, die Fortsetzung der liebenswürdigen „Alten und neuen Hundehistorien“ von Major W. v. R., reizend illustrirte Gedichte, — Skizzen „Von den weltbedeutenden Brettern“ und eine Fülle anderer lesenswerther Aufsätze. Zahlreiche treffliche Original-Illustrationen, Anekdoten, Bilderräthsel, Rösselsprünge u. s. w. erhöhen den Reiz der fesselnden Lektüre. Und dabei kostet ein solches Heft in elegantem Umschlag nur 5 Sgr., wobei noch jeder Abonnent am Schluß des Jahrgangs den großen Pracht-Stahlstich **„Faust und Gretchen“** gratis erhält.

Zu Hause. Geschichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung (Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger). Die drei neuesten Hefte (4, 5 und 6) dieser beliebten Zeitschrift stehen ihren Vorgängern an Reichhaltigkeit des interessantesten Stoffes und Schönheit der Illustrationen in keiner Weise nach. Wir nennen nur die ergreifende Volkserzählung aus Obersteiermark: „Die Erbschaft“, von Cornelius Born, die hochspannende Kriminalgeschichte: „Ein Tropfen Blut“, von Julius Mühlfeld, die überaus komische berliner Jagdgeschichte: „Jeremias Sauerbier und die Wunder einer zoologischen Bierstube“, von Arnold Wellmer, eine Reihe pikanter „Englischer Kriminalfälle“, die sinnige Weihnachtsgeschichte: „Der ausgebrochene See“, von August Becker, — Erinnerungen an Friedrich Rückert, mit dem Porträt des Dichters — Deutsche Gedichte mit reizenden Illustrationen — Biographieen von Simson, Präsident des norddeutschen Bundes, Gebrüder Grimm, Gottfried Aug. Bürger, Gerhard Dow, mit Porträts, — die interessanten Zeitbilder: Die Trajektanstalt auf dem Bodensee, Der Grünson'sche Geschützstand, Eiserne Schwimmdocks, Rom, die Eröffnung des Suezkanals und noch viele andere interessante, unterhaltende und belehrende Artikel. Diese 3 Hefte enthalten nicht weniger als 33 große schöne Illustrationen, und doch kostet das Heft trotz der **bedeutenden Format-Vergrößernng** nach wie vor **nur 3 Sgr.**, wobei noch jeder Abonnent am Schlusse des Jahrgangs den großen Pracht-Stahlstich **„Faust und Gretchen“ gratis** erhält.

Was die ersten Hefte des zwölften Jahrgangs von **Ueber Land und Meer**, allgemeine illustrirte Zeitung, herausgegeben von F. W. Hackländer (Stuttgart, Ed. Hallberger) versprachen, halten die uns vorliegenden neuesten Hefte 4, 5 und 6 in glänzendster Weise. Es ist wirklich erstaunlich, was ein solches Heft — trotz des fabelhaft geringen Preises von 5 Sgr. — den Lesern Alles bietet. Es enthält bei schöner Ausstattung nicht nur den interessantesten und gediegendsten unterhaltenden und belehrenden Lesestoff aus den besten deutschen Originalfedern: **im Umfange eines Romanbandes**, sondern daneben noch einige 20 treffliche große Illustrationen hervorragender Welt- und Tagesereignisse, reizende Genrebilder, Porträts bedeutender Persönlichkeiten und erheiternde Humorbilder. Die vorliegenden Hefte bieten unter Anderem den hochspannenden Roman von F. W. Hackländer: „Geschichten in Zickzack“, Novellen von Gutzkow, Edmund Hoefer, Arnold, Wellmer, und eine Fülle der interessantesten Artikel von Gerstäcker, W. Winckler, Aug. Silberstein, Schmidt-Weißenfels, J. Allemann, Karoline Bauer (Aus meinem Bühnenleben), Dr. med. H. Klencke (Gesundheitslehre für's Haus), Dr. Karl Ruß (Aus des Apothekers Küche), A. Löwenstein (Humoresken), Herman Grieben, Ernst Eckstein, H. v. Dewall, Gedichte von Hermann Lingg, J. V. Scheffel u. v. A. „Ueber Land und Meer“ ist jetzt ohne Frage nicht nur das inhaltreichste, vielseitigste und prachtvollste, sondern auch das **wohlfeilste** deutsche Familienblatt, dessen Anschaffung wir jedem unserer Leser und Leserinnen auf's Wärmste wiederholt empfehlen.

Wie sehr die Verlagshandlung bestrebt ist, ihren Abonnenten auf „Ueber Land und Meer“ neben der gediegensten und prachtvollsten Ausstattung des beispiellos billigen Journals selbst außerdem noch Freude zu machen und Ueberraschungen zu bereiten, beweist sie, nachdem sie mit Beginn des Jahrgangs den großen Pracht-Stahlstich **„Faust und Gretchen“** für nur 7½ Sgr. als kleinen Beitrag zu den Herstellungskosten offerirte, jetzt auf's Neue durch die vor Kurzem erfolgte Ankündigung des **„Familien-Albums“** für die Abonnenten von „Ueber Land und Meer“, wovon demnächst die erste Lieferung mit 3 Kunstblättern größtes Royal-Folio zur Ausgabe kommen soll.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Dienstag, 22. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Thereſe.

(Fortſetzung.)

11.

Das waren traurige Tage! Alma war mit Frau von Wallſee allein von den Gäſten auf Haiderode zurückgeblieben. Es war ſtill um ſie geworden, öde und leer. Nichts ſchien ſie zu unterhalten; ſie hatte keinen Wunſch und keine Hoffnung mehr. Sie las und zeichnete, ſie erfüllte ihre Pflichten gegen die Tante und Frau von Haiderode mit großer Sanftmuth, ſchenkte Morgens und Abends den Thee, las wohl auch, ſpielte Whiſt und Grabüge, aber alles ohne Freude und Theilnahme. Am liebſten war ſie für ſich allein. Dann ging ſie zuweilen weit in den Wald hinein, lagerte ſich unter einem Baume, ſtarrte in's Weite und dachte dumpf: „Was Franz wohl macht? Was er thun wird? Ob es einen unſichtbaren Zug der Geiſter zu einander gibt?“ Tauſend unvergoſſene Thränen zitterten in den Wimpern, die in ihr auf- und abglitten; tauſend Schmerzen rieben ſie gewaltſam auf. Sie kam ſich ohne Urtheil, ohne Kraft vor; ſie ſtand geiſterbleich mit verſchränkten Armen vor der Wahrheit, daß Helene frei und ſie hoffnungslos ſei. Sie war nervenaufgeregt, herzensmüde. Ihr Gemüth ſeufzte im Gebete um Hilfe, ihr ganzer Seelenzuſtand war ein ſeltſames Geheimniß, in das die Tante mit liebevoller Hand zu dringen ſuchte und doch vom Enthüllen abſtehen mußte. Denn jedesmal, wenn Alma von ihr nach ihrem Befinden gefragt wurde, ſah ſie bittend auf, faltete die Hände und ſagte angſtvoll: „Frage mich nicht, liebe Tante; ſchone mich, ſei geduldig, ſei ſtill.“ Nur wenn Briefe von Eduard oder Zeitungen kamen, flammte ſie auf, durchlief ſie haſtig, und legte ſie dann mit kalten zitternden Händen bei Seite. Offenbar ſuchte ſie nach Nachrichten von Franz. Aber — war es Zufall oder Abſicht — Eduard nannte den Namen nicht und die Zeitungen ſprachen nicht von ihm. Alles war ſtumm, kalt und todt. Alma bemühte ſich, in ihr Stillleben Faſſung, Demuth und Wahrheit zu bringen und mußte ſich doch ſchmerzlich geſtehen, daß ſie unverſtanden und allein ſei. Sie las die Bibel, die wunderbaren Erſcheinungen der Engel, die den Menſchen Troſt in Leiden zugelächelt, ſie ſehnte ſich nach ihnen und keiner erſchien, und ſie lag mit der brennendſten Sehnſucht im Herzen auf den Knieen und dachte ſtatt Gott — Franz!

Einförmig glitten die Tage vorüber. Da brachte eines Tages der Bediente einen Brief von Eduard. Er bat Alma und Frau von Wallſee, ohne ihn in die Stadt zurückzukehren, weil ſeine Geſchäfte ihn mehr und mehr an ſeine Stelle feſſelten. Er ſchrieb herzlich, liebevoll; er geſtand, daß die Summe ſeines Daſeins ſich in's Unendliche vermehrt habe, und ſetzte, anſcheinend gleichgiltig, im Poſtſkriptum hinzu, daß Franzens Ausſichten auf Helenens Hand mehr und mehr Halt auch in den darüber umlaufenden Gerüchten bekämen.

Alma, plötzlich verſtummt vor innerer Bewegung, betrieb raſch die Reiſeanſtalten und reiſte Tags darauf mit Frau von Wallſee todtenblaß in die Stadt zurück.

12.

Es war eine ruhige Nacht. Selbſt der Wind, der den Tag über die Zweige der Bäume geſchüttelt, hatte ſich ſchlafen gelegt. Die Abendnebel, an den Bergſpitzen gelagert, ſchwanden. Alles war ſtill. Die ſichtbaren Gegenſtände, in unſichere Umriſſe gehüllt, ließen keine Zerſtreuung zu. Niemand ſchien mehr auf der Erde als der

Mensch und sein inneres Dasein zu leben. In Franzens Zimmer brannte die Arbeitslampe. Er saß vor seinem großen Tisch, vergraben in Akten, eingewiegt in tiefes, schmerzliches Nachdenken, vor sich einen Stoß Papiere, die er lesen und über die er referiren sollte. Seit dem Tode des Fürsten waren wichtige Veränderungen vorgefallen. Der Nachfolger, der ad interim gewählt war und die bedeutende Stelle zu behalten wünschte, hatte Neuerungen in Vorschlag gebracht, die große Arbeiten und ein für die Beamten erdrückendes System mit sich führten. Franz unterlag fast diesen Anstrengungen, die immer und immer wiederkehrend, ihn innerlich und äußerlich gefangen hielten. Und neben diesem Denken, Handeln und Wandeln, neben dieser Masse von Ausarbeitungen, Vorschlägen, aufgestellten und verworfenen Möglichkeiten trat Helenen's Bild in Trauer- und Wittwenkleidern an ihn heran und mahnte ihn an das Wiederanknüpfen dieser so oft beweinten, so oft zurückgerufenen Vergangenheit. Noch hatte er die Fürstin seit dem Tode ihres Mannes nicht wiedergesehen, und doch war es ihm beständig, als müsse sie schicken, ihn zu sich bescheiden, als müsse sie ihm entgegenfliegen und sagen: „Jetzt bin ich frei, jetzt gehöre ich Dir!" Aber er hatte auch Momente, wo er, seltsam bewegt, statt an Helene an Alma dachte, wo die beiden Bilder wunderbar ineinander flossen und er Helenens Züge sich in Alma's verwandeln und sie bei sich eintreten sah, wie sie sich zitternd auf einen Stuhl geworfen und bittend zu ihm aufgeblickt hatte. Sie war so schön, diese Alma! Sie hatte ihn mit so sanften, ganz in Liebe aufgelösten Augen angefleht! Alles hatte an ihr gebebt, bis auf die Adern und Arterien am Halse, die er hatte schlagen sehen. Er mußte sich nochmals diese Aufgeregtheit, dieses plötzliche Kommen und Gehen zurückrufen; er mußte sich gestehen, daß Alma an Geist und Schönheit Helene überlegen war; ob an Gemüth, an Liebe, an Zärtlichkeit, das wollte er nicht entscheiden, aber es war ihm, als habe er Alma jetzt erst verstanden, als sei so Vieles zu ihrer Entschuldigung, so Manches zu ihrem Lobe zu sagen. Ihre Stellung in der Welt, dieser unwillkürliche, unausweichbare Zwang, sich Gedanken und Pflichten zu schaffen, diese Nothwendigkeit, sich selbst eine Grenze zu ziehen, wie hatte das auf sie wirken, sie zu jenen abstoßenden Absonderlichkeiten treiben müssen, die sie jetzt sicher bereute. War sie nicht etwa eine ausgezeichnete Erscheinung, ein Charakter, wohl werth, die Rolle einer Jungfrau von Orleans, eines Roland zu spielen! Das war ja das Traurige, daß sie, auf gewöhnlichen Boden gepflanzt, in gewöhnliche Verhältnisse versetzt, hinausstreben und immer sich wieder drücken und rücken mußte. Er machte sich über manche Härte ihr gegenüber bittere Vorwürfe; er hatte ihre kranke Seite aufgesucht, und je kränker er sie gefunden, desto verwundender war er gegen sie aufgetreten. Warum mußte er diesen Demüthigungsplan fassen und ausführen? Warum ihr nicht freundlich begegnen, warum ihr nicht sanft sagen, daß das Herz einer Frau vor Allem der Schrein der Milde, der Güte, der Barmherzigkeit, der Duldung sein müsse? Warum ihr nicht zugestehen, daß er das weibliche Dasein weder erniedrigen noch beschränken, sondern sie nur auf die weiteste Sphäre der Liebe hinweisen wolle? Er saß da, den Kopf mit der Hand gestützt; es war ihm, als stände er auf einem Vulkan, und dieser ströme um ihn herum glühende Flammen. Da klopfte es, und wie er aufsah, kam Eduards Diener mit einem Briefe von seinem Herrn herein. Dieser bat ihn in kurzen Sätzen und wenig Worten, nicht auszugehen, indem er ihm Wichtiges mitzutheilen habe; er werde dem Billet auf dem Fuße folgen. Und wirklich hatte sich Franz kaum von seinem Erstaunen über diesen wunderlich eiligen Ton erholt, als Eduard blaß und verstört hereintrat, den Hut auf einen Pack Akten setzte, sich neben Franz auf's Sopha warf und einen so tiefen verzweiflungsvollen Seufzer ausstieß, daß Franz ihn erstaunt und verwirrt ansah und ihn heftig zum Reden drängte. „Was ist geschehen, Eduard, was erregt, ergreift Dich; sprich, kann ich Dir nützen?" rief er bewegt.

„Ach," entgegnete Eduard mit herzzerreißendem Schmerz, „es geschieht mir das Bitterste, das Entsetzlichste, was mir begegnen konnte: ich zweifle an Dir!" — „An mir?" entgegnete Franz verwundert. — „Ja, an Dir!" sagte Eduard traurig, „an den ich heraufgesehen, den ich wie ein Ideal der Wahrheit und Rechtlichkeit verehrt habe. Oder vielmehr, ich zweifle nicht an Dir, ich verstehe Dich nicht mehr." — „So rede," entgegnete Franz. „Bringst Du eine Anklage hervor, so will ich mich vertheidigen oder auch mich schuldig nennen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rue d'Overkamf.

Wenn der Wanderer aus Deutschland nach Paris reist, kommt er durch das Städtchen Menilmontant an eine Eingangsstraße der großen Stadt. Er geht weiter auf dieser breiten Straße durch die Boulevards du temple und der filles de Calvaire am Cireus Napoleon vorbei. Fragt er, wie diese große Straße heiße, so erhält er die Antwort: es ist eine neue Straße, sie heißt rue d'Overkamf! Sie ist bei den letzten Pariser Unruhen mehrmals genannt worden. Oberkampf? Das lautet ja wie ein deutscher Name! Ja, so ist es, der Name eines Württembergers, wie ihn sonst kein öffentliches Gebäude, keine Straße in Paris trägt. Und wem hat man in so neuer Zeit ein so stattliches Gedächtniß gestiftet? Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Vaihingen a. d. F. ein Färber, der in bescheidener Ausdehnung dort sein Geschäft betrieb. Sein begabter Sohn Phtlipp Jakob Oberkamf ging mit 18 Jahren in die Fremde, lernte in mehreren großen Städten etwas Tüchtiges und ließ sich endlich (1736) in Wiesenbach unweit Blaufelden als Färber nieder. Er heirathete eine geborne Seher, Tochter des Hofgärtners in Schrozberg, eine tüchtige, fromme Frau, welche den entschiedensten Einfluß auf die Schicksale ihres im Jahre 1738 den 11. Juni geborenen Sohnes Christoph Philipp hatte. Im Jahre 1744 überließ der Vater sein Geschäft einem seiner Brüder, zog nach Heilbronn, später nach Aarau und zuletzt nach Basel, wo er einen Antheil an einer Kattundruckerei erwarb und durch mehrere Erfindungen sie emporbrachte. Schon im 11. Jahre lernte dort der junge Oberkamf das Zeichnen und Graviren und besorgte dabei das erste Geschäft: das Farbenreiben Von da zog die Familie nach Schäffisheim bei Lenzburg. Vater und Sohn reisten zu Fuß und trugen ihre leichte Habe auf einem Stock; sie kehrten bei ihren Handwerksgenossen ein, von welchen sie überall freundlich aufgenommen wurden. Nachdem der Sohn noch zwei Jahre in der kleinen Druckerei seines Vaters gearbeitet hatte, ging er, nicht ganz mit Willen des Vaters, der einen so tüchtigen Arbeiter nicht gerne verlor, aber mit vollem Segen der Mutter nach Mülhausen, wo er in dem Geschäfte der HH. Samuel, Köchlin und Dollfus 6 Monate arbeitete. Ein Fabrikant in Paris, Cottin, suchte um diese Zeit Arbeiter für die Fabrikation gedruckter Zize. Oberkamf traf im Oktober 1758 in Paris ein. Die Familie hat die Tradition, daß er seine ganze Habe in einem Sacktuch bei sich getragen habe. Er verstand kein Wort französisch. Er erhielt 24 Livres für die Woche und sagt: meine Kost bestritt ich mit 20 Sous des Tags, in der Fabrik hatte ich umsonst ein bescheidenes Kämmerlein. Im Jahre 1759 schreibt er den Eltern: Ich habe noch kein einziges Stück verdorben, wir machen schöne Waare, schickt mir sogleich meinen Bruder Fritz. Um diese Zeit legte ein Herr Tavannes in Paris eine Cotondruckerei an und gewann dazu Oberkamf. Mit seinem praktischen Blicke erkannte er, daß die Lage der Fabrik manche Nachtheile darbiete. In der Nähe von Versailles an der Bièvre lag in einem freundlichen Thale, 2½ Stunden von Paris, ein Schloß, und um dasselbe eine kleine Anzahl von Häusern mit dem Gesammtnamen: Jouy. Am 1. Mai 1760 druckte, in Fabrikgebäuden, die in der Schnelle erbaut waren, Oberkamf das erste Stück; er mußte dabei Zeichner, Stecher, Drucker und Färber sein. Da Tavannes kein hinreichendes Kapital besaß und das Geschäft schnell sich ausbreitete, trat Oberkamf in Verbindung mit einem Herrn Demaraise, einem Finanzbeamten. Zwei tüchtige Arbeiter, Hafner und Boffert, welche der Vater aus der Schweiz sendete, vervollständigten die Kolonie, welche immerfort aus der Heimath tüchtige Arbeiter und Verwandte, z. B. Katzenberger, an sich zog. Im Jahre 1761 brachten sie schon 3600 Stück (8600 Meter) auf den Markt. Gebäude an Gebäude entstanden, in Essones entstand eine Filialfabrik, das Dörflein Jouy ward zum ansehnlichen Dorfe, endlich zur Stadt; weitere Arbeiter, wovon Rohrdorf und Schramm besonders tüchtig waren, traten ein, so daß das Geschäft sich nach allen Richtungen ausbreitete. Oberkamf gab allen das Vorbild der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit, der Strebsamkeit. Jeden Morgen stand er an der Glocke, am Abend ließ er die Arbeiter an sich vorüberziehen, und ein Blick, ein Wort reichten zum Tadel und zur Belobung hin. Billig und edel denkend, streng gegen sich selbst und nachsichtig gegen Andere erwarb er sich Achtung und Liebe. Selbst die Regierung ward auf ihn aufmerksam, und er erhielt, dicht vor der Revolution, das letzte von derselben ausgegebene Adelsdiplom. Die berühmtesten Männer der Zeit, Bertollet, Chaptal, Gay-Lussac, waren Hausfreunde, und es ward in Jouy selbst eine chemische Schule errichtet.

Digitized by Google

Bedeutende Erfindungen, die das Geschäft erleichterten und förderten, gingen von Oberkamf und den Mechanikern des Hauses hervor, welche derselbe mit edler Uneigennützigkeit offen mit seinen Konkurrenten theilte. So kam die Revolution und sie brachte schwere Opfer; Oberkamf entrichtete in drei Jahren außer den hohen Abgaben 170,000 Frcs. an sog. freiwilligen Gaben auf den Altar des Vaterlandes; selbst der Wütherich Couthon kam zum Besuche, war aber außergewöhnlich zahm. Oberkamf sagt: „Niemand kann ein Bild von jenen Tagen geben, noch von der grausamen täglichen Beängstigung der Familien; so oft die Glocke etwas heftiger angezogen wurde, durfte man an Gefängniß und die Guillotine denken." Endlich kehrte die Ruhe wieder; das Geschäft blühte rasch wieder auf, durch ganz Europa (in London 10) waren Niederlagen errichtet. Oberkamf kaufte ganze Schiffsladungen indische weiße Cotone, selbst Napoleon besuchte mit der Kaiserin das Etablissement, gab von seinem Rock weg an Oberkamf das Ehrenlegionskreuz und sagte: C'est le veritable seigneur de la ville. Noch auf St. Helena berief Napoleon, um eine Finanzmaßregel zu rechtfertigen, sich darauf: j'en ai consulté Oberkamf etc. (Der Schw. M. bringt eine ausführliche Darstellung eines solchen Besuchs, Blatt 1810, 7. Sept.; man wußte, daß Oberkamf ein Deutscher, aber nicht, daß er ein Württemberger sei.) So wurde Oberkamf einer der größten und reichsten Fabrikanten des Festlandes. Voll hohen Wohlthätigkeitssinnes, immer eingedenk seiner eigenen früheren beschränkten Lage, voll hohen Gottvertrauens, voll Theilnahme für seine Verwandten in der Heimath, umgeben von seiner dritten Gattin, und seinen Kindern, umgeben von den höchsten Ehrenbezeugungen seines zweiten Vaterlandes, aber mit treuer Bewahrung eines ächt deutschen Herzens kam er zu höheren Tagen und entschlief den 4. Okt. 1815. Sein Leben (Oberkamf par Labouchére, Paris, 1866) ist ein wahres Musterbild für Arbeiter und verdiente wohl eine Uebersetzung, da diese Darstellung nur das Alleräußerlichste zu geben vermag. Wenn Franzosen so spät noch des Deutschen so ehrenvoll gedenken, so wird es nicht zu spät sein, wenn dieser Zierde des Vaterlandes ein Andenken hiemit errichtet wird. (Schw. M.)

Mannigfaltiges.

Paris, den 7. Febr. Wie die Zeiten sich ändern! Als die Zotensängerin Therese auftrat, fanden die höchsten Herrschaften an ihr den dramatisch plastischen Ausdruck der Canaille und verhätschelten sie in ihren Salons. Zur Zeit jedoch, wo das Erscheinen der Laterne möglich wurde, mußte Theresa untergehen; sie wurde vom Volke hinweggezischt. Seit einigen Wochen hat sie in den musikalischen Bierhallen der Vorstädte eine Nachfolgerin in der Volksgunst. Ein Frln. Bordas bringt dort eine Wirkung hervor wie die Patti, wie einst die Rachel. Wie die letztere, singt sie die Marseillaise und ein Polenlied, indem sie sich in eine Fahne hüllt. Mit künstlerischer Energie singt sie eine Ballade von dem Schiff „Der Rächer", dessen Mannschaft sich mit dem Rufe „Hoch die Republik" in die Luft sprengte, um sich nicht an die Engländer zu ergeben. Ihre Bravour-Arie jedoch ist ein Lied: „C'est la Canaille, eh bien, j'en suis." Seit Peter Bonaparte ist es nämlich in den Werkstätten Mode, Ehrenmitglied der Canaille, der Crapulle zu sein und als „Aas" sich zu unterzeichnen. Dabei erreicht die Bordas die kraftvolle Gemeinheit der Theresa, gibt ihr aber den Akzent einer Ironie, welche eine förmliche Aufreizung zum Haß ist. Frln. Bordas war auf dem Wege, reich wie Patti, Rachel und Theresa zu werden. Der neue Minister der Künste, Richard, legte ihr das Handwerk, welches darin bestand, das Genre des Rochefort in's Musikalische zu übertragen; er hat ihr ganzes Repertoire unterdrückt und die Sängerin selbst mit dem Verbot des öffentlichen Auftretens bedroht.

(Riskant.) Die jungen Damen von Lewiston, Missouri, haben sich feierlich verschworen, keinen Mann zu küssen, der dem Tabak huldigt, die jungen Männer dagegen, keine Dame anzusehen, die falsches Haar trägt; der Ort könnte keinen directeren Weg zum Aussterben einschlagen.

Bei einem Schulexamen wurde ein Knabe über die Wirkung der Kälte und Hitze befragt. „Die Kälte zieht zusammen, und die Hitze dehnt aus," erwiederte er, wie es ihm gelehrt war und fügte aus eigner Veranlassung hinzu: „Darum sind auch im Winter die Tage kurz und im Sommer lang."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 24. Donnerstag, 24. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Er rückte sich auf seinem Sitze zurecht und Eduard hob mit beklommener Stimme an: „Erinnerst Du Dich eines Abends auf Haiderode, wo lebende Bilder dargestellt wurden?“ — „O wohl erinnere ich mich dessen,“ antwortete Franz, in süße Träumereien versenkt. „Aber was hat das mit Deiner Verstimmung gemein?“ — „Gemach,“ sagte Eduard, „Du sollst gleich von mir hören. Erinnerst Du Dich auch eines Kammerjunkers, der sich um Alma beschäftigte und Manches van ihr auszustehen hatte?“ — „Freilich, freilich!“ warf Franz ungeduldig hin.

„Nun denn,“ fuhr Eduard fort, „besagter Kammerjunker erzählt in der Gesellschaft und am Hofe, daß Alma nicht an den Bildern Theil genommen, sondern daß er mit eigenen Augen gesehen, wie sie in Dein Zimmer geschlüpft und dort lange geblieben sei. Du fühlst, was das für mich, den Verlobten, heißt, daß Alma in Deinem Zimmer war, wie es meine Ehre angreifen würde, wäre dies Gerücht ein wahres.“ — „Es ist wahr,“ entgegnete Franz betroffen. „Schrecklich, daß man Alma's Schritt mir gegenüber kennt. Wer hätte das denken, voraus berechnen können?“ Er stand auf und ging unruhig hin und her.

Die Freunde schwiegen beide. Eduard hatte sich in die Kissen zurückgelehnt, die Hand vor die Augen gelegt und athmete schwer. Endlich sagte er mit milder, weicher Stimme: „Franz, warum hast Du mir das gethan?“ — Franz blieb einen Augenblick stehen, reichte ihm die Hand über den Tisch herüber und entgegnete fest: „Nicht wahr, Eduard, Du wirst mir glauben, wenn ich Dir bei unserer Freundschaft versichere, daß mein Benehmen gegen Alma und die Folgen davon nur der Kulminationspunkt jenes Erziehungs- und Demüthigungsplans war, den ich zu Deinem Besten mit Dir verabredet hatte? Alma konnte so, wie sie war, nicht bleiben; sie mußte weiblich, weich werden, sie mußte sich im Spiegel erblicken, aus innerer Nothwendigkeit hatte sie sich zu ändern; durch Thaten mußte sie der kleinen Thorheiten, die ihren Charakter trübten, überführt werden. Jetzt wirst Du sie heirathen können, jetzt, wo sie gedemüthigt ist. Ich bin streng, ungalant gewesen Deinetwegen; ich habe sie dahin gebracht, daß sie, getrieben von seltsamen Gefühlen, von ihrem Egoismus und Hochmuth sich losriß, daß sie, weiblich sorgend, sich nichts zu vergeben glaubte, als sie zu mir mit einem Glase Limonade kam, weil sie mich krank glaubte.“

„Dank Dir,“ sagte Eduard, „Dank Deiner Freundschaft, die mich nicht verrathen konnte. Ich ahnte dunkel den Zusammenhang der Dinge und kam, um die Wahrheit zu erfahren. Meine Lage ist unerfreulich, Franz. Sonst war ich als Rath die rechte Hand des Fürsten; seit seinem Tode ist Alles umgestürzt. Die Partei, die der Verstorbene mit großer Energie niederhielt, ist frei. Sie erhebt das Haupt und läßt mich fallen. Ich bin am Ende meiner Laufbahn.“ — „Am Ende?“ wiederholte Franz. „Im Gegentheil glaube ich, daß sich eine glänzende Aussicht öffnet. Du gehst als Chargé d'affaires nach Rom, wie man mich heute Morgen versicherte.“ — „Verstehst Du denn nicht, daß das eine Entfernung, ein ehrenvolles Exil ist?“

„So gehst Du mit Alma nach Rom?“ fragte Franz sichtbar beklommen. — „Ich weiß nicht, was ich thun oder lassen soll. Ich bin unmuthig, unzufrieden mit ihr und mir. Ich bin ihr nicht gewachsen. Unser Verhältniß wird immer ein

mittelmäßig unglückliches, ein lauwarm glückliches sein. Mag sie Dir gegenüber verändert erscheinen, mir ist sie es nicht. Gegen mich wird sie immer kalt, hochmüthig, wegwerfend sein."

„Du urtheilst zu hart," meinte Franz seltsam erleichtert. „Der milde Strahl der Weiblichkeit ist wirklich in Alma gefallen; sie wird Dir ein gutes, treues und nebenbei ein nützliches, Ehre bringendes Weib sein." — „Ich glaube das nicht," sagte Eduard ernst. „Sie fühlt ihre Gewalt über mich und wird sie ewig mißbrauchen. Wehe dem, der zu liebend, zu nachgiebig ist; statt Wärme wird er Kälte erwecken, denn der kühlere Theil ist zugleich der herrschende. Ich habe das so tief, so schmerzlich empfunden, daß ich mich an die Tante gewandt und sie gebeten habe, mich von Alma frei zu machen."

„Das war übereilt," bemerkte Franz mißbilligend.

„Freilich war es das," antwortete Eduard gelassen. „Als ich diesen Schritt that, ahnte ich nichts von den Klatschereien des Kammerjunkers; ich wußte nicht, daß ich Alma zu schützen, zu rehabilitiren habe. Ein Bruch unter den jetzigen Umständen wäre eine Feigheit. Ich muß gut machen, was ich schlimm gemacht habe, muß zu ihr, die seit einigen Stunden heim ist."

„Alma ist zurück?" fragte Franz, auf's Heftigste erschüttert.

„Seit einigen Stunden," sagte Eduard. „Ich war noch nicht bei ihr, weil ich Dich erst sprechen und mich fassen wollte. Morgen will ich hin. Eine mündliche, ganz offene Erklärung wird meine Zukunft entscheiden. Lebe wohl! Wir sehen uns hoffentlich ruhiger wieder."

Er nahm seinen Hut und entfernte sich eiligen Schrittes.

Als Franz allein war, ergriff es ihn wunderbar, daß Alma heim sei. Er mußte sie sich vorstellen in ihrer Anmuth und Schönheit, mit der Wehmuth des gekränkten Stolzes, mit der Erkenntniß ihrer Schwäche, mit der aufgescheuchten und verschüchterten Weiblichkeit. Immer hörte er ihren leisen Gazellentritt im Korridor, immer sah er die glänzenden Augen auf sich wie im Traume gerichtet. Er gestand sich, daß das innere Leben eben so reiche Thaten als das äußere, und vielleicht reichere habe, daß es Früchte hervorbringe, an denen man sich nähren und laben könne, daß man an ihm sterbe oder sich erhebe, verkläre oder verliere, je nachdem. Er wußte auch, er, der Menschenkenner, daß es Worte gibt, die wie Pfeile mit Wiederhacken in's Herz schießen, und wenn sie nicht gewaltsam herausgerissen werden, ewig darin stecken bleiben. Er dachte an die, die er Alma gegenüber gebraucht und gestand sich, daß sie viel Langmuth besitzen müsse, um das zu vergeben und zu vergessen. Er ward immer unruhiger. Der Mond senkte seine Strahlen in das Zimmer; die Arbeitslampe flackerte im Luftzuge; draußen bewegten sich die schweren Aeste eines Kastanienbaumes, und drinnen schlug ein Männerherz wie in jugendlichen Tagen.

Endlich konnte er es im Zimmer nicht mehr aushalten. Es trieb ihn hinaus auf die Straße, vor Alma's Wohnung, die dicht beim Stadtthore lag. Der Hahn krähte melancholisch und schien Franz mit der dünnen Stimme wie ein gespenstiger Laut. Die Nebel hatten sich um die gothischen Formen der Domkirche gelagert, auf deren Dache eine kolossale Statue des Erzengels Gabriel fußte. So erregt war Franz, daß es ihm plötzlich war, als bewegten sich die großen steinernen Flügel und als riefe ihm etwas Unsichtbares, Schauerliches den Namen „Helene" zu. Es trieb ihn wieder weg von Alma zu ihr, die ihm bis jetzt im Geiste, in der Erinnerung, in der Vergangenheit wie eine hohe, große Poesie erschienen war. Helene war ja überall, im Strahle des Mondes, im Plätschern des Wassers, im Dufte der Blumen. Aus den Sternen hatte er ihren Blick gelesen, in der Bläue des Himmels ihr Auge gesehen. Das dachte er, indem er sich fester in seinen Mantel wickelte. Wie er aufsah, stand er vor dem fürstlich Reckniß'schen Hotel. Es war unruhig drinnen, trotz der späten Stunde. Im Hofe hielten angespannte Bagagewagen, auf denen Möbel, Kisten und Kasten gepackt wurden. Durch die erleuchteten Fenster sah er auf die Dienerschaft, die geschäftig hin- und herschwankte. Er selbst lehnte tiefaufathmend seitwärts an einem eisernen Gitter. Wie seltsam war doch Alles in seinem Leben gekommen, hatte sich verschlungen und wieder entwirrt, ihn gefaßt und wieder losgelassen! Hier Helene als verwittwete Fürstin in langen Trauergewändern, und dort Alma mit ihrem blassen, gekränkten Gesicht. „Gibt es wirklich eine unsichtbare Gewalt, die sich ein unbekanntes Ziel vorschreibt, dem wir unbedingt folgen müssen, oder sind wir Herr unseres Schicksals und unseres Wollens?" fragte er sich ängstlich. Da fiel plötzlich vom Himmel eine Sternschnuppe hernieder. Als er sie melancholisch mit den Blicken verfolgt hatte, seufzte

er träumerisch: „Arme Helene, wäre es möglich, daß auch Dein Stern erlöschen, auch Du Dich in Finsterniß getaucht hättest?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Konkordia-Ball.) Beim Balle des Schriftstellervereins „Konkordia“ in Wien, der von den dortigen Blättern als überaus glänzend geschildert wird, wurde den Damen ein sinnig erdachtes Souvenir überreicht. Die Damen-Tanzordnung stellte ein in weiße Seide gebundenes Album vor, dessen einzelne Blätter gelungene Croquis des bekannten Zeichners Herrn Klic enthielten. Das Titelblatt trägt das Emblem des Schriftsteller-Vereins, zwei gekreuzte Federn. Das zweite Blatt repräsentirt das Entrée in den Ballsaal. Kleine Engel mit Federn in den Händen lüften den Vorhang zum Ballsaal, in welchen die elegante Welt strömt. Das nächste Blatt bringt die Thronrede des Komite's, lautend:

„Für die Ordnung bürgen wir,
Helft uns die Freiheit retten!“

Komisch ist der neue Walzer von Joseph Strauß: „Nilfluthen,“ illustrirt. Der Stift des humoristischen Zeichners läßt zum Zeichen der hinreißenden Wirkung der Töne des neuen Walzers Pyramiden, Palmen, Nilpferde und Krokodile unermüdlich im Kreise sich drehen. Zahlreiche andere Illustrationen, die nicht minder gelungen sind, erhöhen den Reiz dieses originellen Tanzalbums, dessen Text manch' humoristischen Gedanken enthält. Wir heben daraus die Einleitungs-Verse zur ersten Quadrille hervor. Sie bilden die Form eines journalistischen Heiraths-Antrages, den wir hier folgen lassen:

Gib, Holde, mir die Konzession,
Zu deinem Herrn Papa zu gehen,
Um von ihm, nebst der Kaution,
Auch deine Hand mir zu erflehen;

Dein Leben, als ein Prachtjournal,
Vergönne mir zu redigiren,
Mit Herzensfreuden feinster Wahl
Dir jeden Tag zu illustriren.

Dein Leitartikel will ich sein,
Gesinnungstüchtig ewig bleiben.
Das Feuilleton sollst du allein
Mit Geist, Gemüth und Frohsinn schreiben.

So führen wir die Redaktion
Im treuen Bunde klug und heiter,
Wir Beide sind genügend schon
Und brauchen keine Mitarbeiter!

Die Brüder Strauß hatten für das „Konkordia“-Ballfest neue Tänze geliefert, die von den Komponisteuren persönlich dirigirt wurden. Hof-Ballmusik-Direktor Johann Strauß hatte die Polka française: „Von der Börse“ gewidmet, Joseph Strauß den Walzer: „Nilfluthen“ und Eduard Strauß die Polka: „Stempelfrei“.

* Am 20. Dez. 1869 fand in Irving Hall in New-York der erste Ball der „Fat Mens Association“ der Renzengarde oder Dickwänste, wie sie von den Deutschen genannt werden, statt. Der Ball war sehr besucht und da das Minimalgewicht der Mitglieder dieser Association 200 Pfund sein muß, kann man sich einen Begriff von der Gewichtigkeit der Tänzer machen; über 200 Fettwänste, die zusammen 600 Zentner wogen, hatten sich eingefunden, einer darunter wog 390 Pfund, ein anderer 354 Pfund ꝛc. Auch die Damen waren vollwichtige Vertreterinnen ihres Geschlechtes. Die Märsche und Tänze waren komisch, und namentlich der Appetit, der nach dem Tanze beim Souper entwickelt wurde, soll staunenerregend gewesen sein!

(Der größte Diamant.) Australien scheint heute der ergiebigste Fundort der Diamanten zu sein, denn, wie die „Times“ berichten, soll es dort nicht ungewöhnlich sein, daß Weiber und Kinder in den Dörfern Diamanten aus der Hand zum Kauf anbieten. Das pièce de résistance daselbst jedoch scheint der Fund eines Steines zu sein, der 900 Karat wiegend, in geschliffenem Zustande einen nominellen Werth von 20 Millionen Pfd. Sterl. darstellen würde. Es wäre dies der größte Diamant, den die Tradition kennt, denn ein angeblich im portugiesischen Königsschatze vorhandener Diamant von einem Gewicht von 1880 Karat muß so lange als eine Fabel angesehen werden, als sich die Regierung weigert, denselben prüfen zu lassen.

Als an einem Theetische die Frage aufgeworfen wurde: warum noch kein Frauenzimmer eine Oper komponirt habe? führte eine junge Dame den Freischütz und den Oberon an, um der Gesellschaft auf kürzestem Wege die — Maria von Weber in's Gedächtniß zurückzurufen.

(Modethorheiten.) Das neueste Modeerzeugniß sind Manschettenknöpfe à la Traupmann (der Mörder von Pantin). Sie sind ziemlich groß und haben die Form eines Grabsteines mit einem Kreuze. In der Mitte sieht man eine Schaufel und eine Hacke, gekreuzt und mit einem Strick umwunden. Durch den Strick ist ein Messer gesteckt, welches den Mittelpunkt des reizenden Toilettestückes bildet. Obenan steht der Name „Kink" zu lesen, an den Seiten die Namen der Kinder, unten endlich die Worte: „Verbrechen von Pantin, 20. September 1869."

(Kosten des Diebstahls.) Der Prediger des Korrektionshauses in Preston (England) hat nachgewiesen, daß fünfzehn Taschendiebe dem englischen Publikum bisher zusammen 26,000 Pfund Sterling (etwa 180,000 Thaler) gekostet haben. Hätte man von diesen 180,000 Thalern nur ein einziges Tausend zur rechten Zeit in diese fünfzehn Köpfe und Finger, ehe sie sich lang machten, verwendet, wäre das Facit gewiß: Erspart 179,000 Thaler, Gewinn von fünfzehn Paar ehrlichen Händen 1000 Thaler, abgesehen davon, daß die Moralität dieser Leute ein Kapital mit Zinsen geworden wäre.

(Petition eines Antithierquälerei-Vereins.) Im Interesse unseres Progamms, Thierschutz betreffend, bitten wir um Abschaffung nachstehender Uebelstände:

1) Der Ueberladung der Hunde in den Bergwerken.

2) Des Losschlagens der Hähne bei der Infanterie.

3) Des Abbrennens von Fröschen bei Feuerwerken.

4) Des übermäßigen Schießens von Böcken in den verschiedenen Aemtern.

5) Des zu starken Aufbindens von Bären und

6) Der zu harten Behandlung aller Enten in den Zeitungen.

(Merkwürdiges Phänomen.) Ein englisches Blatt brachte die Mittheilung, daß ein blindes Mädchen sich verheirathet habe und bald darauf sehend geworden sei, woran ein anderes Blatt die trockene Bemerkung knüpfte: Was ist dabei Merkwürdiges? Wir kennen eine Menge Männer, denen bald nach ihrer Verheirathung die Augen aufgegangen sind.

(Dominiko.) Dominiko, der Harlekin, sah Ludwig XIV. zu Abend speisen zu, und richtete seine Augen auf ein Gericht Rebhühner. Der König, der ein Freund von seinem Spiel war, sagte: Gebt diese Schüssel dem Dominiko. „Und die Rebhühner auch dazu, Sire?" Ludwig, der die schlaue Frage verstand, antwortete: Und die Rebhühner auch. — Die Schüssel war von Gold.

* Der Mensch — eine Dampfmaschine.

Akademisch-medizinisch-cynische Vorlesung.

Der Mensch ist eine Dampfmaschine,
So soll es, und so muß es sein!
Möcht' wissen, wem es anders schiene,
Dann der Beweis folgt hintendrein.

Das Herz, so scheint mir's, ist der Kessel,
Dem so die Kraft, der Dampf entströmt;
Der, ach, so oft schafft in der Fessel,
Oft auch entfliehet ungezähmt.

Die Lunge ist die Feuereese,
Die stets die Hitze unterhält;
Und ob der Dompf auch in der Presse,
Das Feuer nun und nimmer fehlt.

Die Augen sind der Manometer,
Der uns den Grad der Hitze zeigt,
Aus dem erkennet auch ein jeder,
Wie's immer kocht und gährt, gar leicht.

Und fragt mich einer nach der Zunge,
Die ist das Sicherheitsventil;
Denn spricht man stets frisch von der Lunge,
Gefährdet uns der Dampf nicht viel.

Um das Gehirn noch zu erwähnen,
Der Regulator muß das sein.
Denn will der Dampf sich nicht gewöhnen
Zur Ordnung, weist zur Ruh' es sein.

So ist der Mensch also erschaffen
Als Vorbild der Lokomotiv',
Und wer noch glaubt, daß wir von Affen
Abstammen, steckt im Irrthum tief.

„Sprühteufel."

Räthsel.

Wer nennt mir jenes Ding so winzig klein,
Das doch die größte Macht in sich verschließt?
Das Wunden schlägt mit Pfeilen, die so fein,
Daß manchem sie zu seh'n unmöglich ist?
Das kleine Ding entsendet duldend Streit
Und Weisheit, Dummheit, Liebestöne weit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Samstag, 26. Februar 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Eduard hatte keinen Schlaf gefunden. Sein gutes, ehrliches Gemüth litt in dem Gedanken an Alma, an die ihm bevorstehende Erklärung mit ihr, an so Manches, was er erlebt, überwunden und doch nicht völlig besiegt hatte. Er liebte sie aufrichtig, aber er verhehlte sich nicht, daß sie oft wie eine eiserne Hand auf ihm geruht, ihn oft verletzt, oft fast beleidigt habe. Er war traurig, weil er sich eingestand, daß das stärkste Gesetz der Erde das Aufhören aller Dinge und Gefühle sei. „Der Mensch will immer hinaus über die Grenze, immer die Natur und den Gott da über uns einrichten nach seinem Gutdünken," dachte er. „Warum wissen wir nur, daß wir nichts wissen? Warum diese Ohnmacht, dieses Ringen, um das alte unvertilgbare Uebel, unsere Schwächen zu verbergen?"

Er blickte trübe gestimmt auf seinen Schreibtisch, auf dem seine Ernennung als Chargé d'affaires in Rom lag. Sollte er sie annehmen, sie ablehnen? Sollte er dem längstgehegten Wunsche des Haiderode'schen Ehepaares folgen und Landmann werden, eine ihm verhaßt gewordene Carriere verfolgen oder sich und seinen Ehrgeiz aufgeben für das friedliche Dasein, das ein Gut darbietet? Das Alles sollte heute mit und für Alma entschieden werden. Er wollte zu ihr, mit ihr reden, in ihre Hände sein Schicksal und seine Zukunft legen. Ungeduldig erwartete er die zehnte Stunde. Sich selbst belächelnd, zog er sich sorgfältiger als gewöhnlich an. Lange blieb er unentschieden zwischen einer schwarzen und einer bunten Halsbinde; er kannte Alma's kritischen Geist, er wußte, daß sie fähig gewesen wäre, mitten im ernsthaftesten Gespräch ihm plötzlich zu sagen: „Aber Eduard, welch' geschmacklose Weste haben Sie heute an!" Er fürchtete sich vor ihr, weil er sie dennoch liebte, jetzt wieder mehr denn je liebte, wo er sie beleidigt zu haben glaubte, und wo er die Beleidigung gut machen wollte durch Hingebung. Er war gereizt und angezogen durch ihren Widerstand; die Alternativen von Schmerz, Furcht und Hoffnung, die er mit ihr durchlaufen und in denen sein Wille sich mit diesem gleichsam zerrieben hatte, waren eigener stachlichter Art gewesen. Noch hatte er sie nicht wieder gesehen seit ihrem Aufenthalt in Haiderode. Unwillkürlich mußte er hoffen, an Franzens Prophezeihungen glauben, denken, daß es möglich sei, daß sie umgewandelt, weich, sanft geworden wäre. Er liebte sie ja, obwohl er sich beständig fragen mußte: „Ist sie Feuer oder Eis? Wird sie mich mit jenem kalten Lächeln versteinern, das verheerend über meine Wünsche zieht? Wird sie lieblich und gut, oder grausam und hart sein?" War er doch immer, wirklich immer, unter ihrer Herrschaft gewesen; hatte sie doch mit ihm gespielt, ihn losgelassen und wieder festgebannt, ihn getröstet und unglücklich gemacht! Er hatte sie erziehen wollen, er, der Schwächere, und was er *ihr* gelehrt, das hatte *er* gelernt: sich zu beherrschen, sich aufzuopfern, sich an's Kreuz zu schlagen. Daß sie ihn nicht liebte, nicht einmal lieben konnte, war ihm seit lange klar. Oft hatte er sich gesagt: „Sie liebt mich nicht, sie wird meine Hingebung nie vollkommen erwiedern. Ich will die Freude und das Glück anderwärts suchen, die Chimäre, die sich Alma nennt, aus meinem Dasein herauswerfen, mich betäuben, wenn ich sie nicht gleich vergessen kann, mich ausruhen von ihr." Aber seine edle, treue Gesinnung, die Macht seiner Grundsätze und seiner

Neigung hatten ihn immer wieder hin zu der Freundin gezogen.

Heute sollte endlich das entscheidende Wort ausgesprochen werden, heute! Er fühlte sich durchschauert von Furcht und Hoffnung, als die frische, mit Blumengeruch durchzogene Luft ihm an die Wangen schlug. Ein Gewitter, das im Anzuge gewesen war, hatte sich zertheilt, die schwarzen Wolken, zu langen Streifen geworden, zogen, vom Winde getrieben, abwärts. Das Wasser plätscherte in leichtgeschäumten Wellen und wagte sich an das niedrige Ufer heran; die Bäume schüttelten die dürren Blätter weit von sich und blickten in die Fluthen. Eduard erschrack fast, als er jetzt vor Alma's Wohnung stand und an der Glocke zog. Was sollte er ihr sagen, wie beginnen, wie enden? Hatte ihr Gemüth nicht Geheimnisse, die er nicht ergründen konnte? Aber durfte er ihr nicht auch sagen: „Alma, wenn Du mich lieben wirst, werde ich Dich begreifen lernen, dann wird in der süßen, heiligen Gemeinschaft unserer Seelen das Nichtverstandene hell werden, ich werde in Deinem Gemüthe, wie Du in dem meinen lesen, ich werde Deine Hand ergreifen und Du wirst mich zurück in die Vergangenheit führen, mir die Dornen, die Dich verletzen, zeigen, mir Deine Narben aufdecken und ich werde sie heilen, als wenn es noch Wunden wären!" so dachte Eduard und so täuschte er sich.

Als er bei Alma eintrat, fand er sie todesbleich auf dem Divan im bekannten, ihm so lieben Kabinet. Ihr durchdringendes, fast scharfes Auge war geisterartig; in ihrer Bewegung, in ihrem Blick lag die Kälte einer peinlichen Stimmung. Sie war so erschüttert durch Bekümmerniß, so geängstigt in ihrem Herzen, so zernagt von Sorgen, daß sie eine Welt von Leid zu tragen schien, und doch gereizt, mit bebender Stimme ihn anredete und sagte: „Sie haben meiner Tante über mich, über Klatschereien, ich weiß nicht über was geschrieben. Ich bin erstaunt über Sie, über Ihr Betragen, über das kindische Geschwätz eines Kammerjunkers, das Sie an sich haben herankommen und von dem Sie sich haben bestimmen lassen. Erklären Sie sich." — „Ich habe mich übereilt," entgegnete Eduard einlenkend, der sich wie ein Nachtwandler, vom Monde geführt auf gefährlichen Wegen, vorkam. Ich habe einen Augenblick irre an Ihnen werden können, aber Sie stehen gerechtfertigt da. Ich weiß Alles und heirathe Sie dennoch . . . ." — „Dennoch?" rief Alma aufspringend, athemlos. „Dennoch? das ist beleidigend, Herr von Walling, ist unzart, das trennt, statt daß es vereinigen sollte! Welcher Rechtfertigung bedarf ich? Wovon ist denn eigentlich die Rede?"

Sie ging mit der ihr eigenthümlichen Heftigkeit rasch im Zimmer auf und ab, und Eduard, beängstigt durch den Ausbruch ihrer Empfindungsweise, sagte kleinlaut: „Wenn Sie mir vergeben wollen, so will ich Ihnen Alles, Alles sagen."

„Ich bin begierig," erwiederte sie kalt und spöttelnd, indem sie sich wieder zurück auf den Divan lehnte.

„Sie wissen," fuhr Eduard fort, „wie befreundet ich mit Franz bin, wie es unausbleiblich sein mußte, daß ich mit ihm von Ihnen reden würde. Ich habe ihm nicht die Schmerzen unseres Verhältnisses, nicht meine Liebe, nicht den Durst, Sie glücklich zu machen, verschwiegen. Franz kennt die Welt und die Herzen. Er beobachtete und bewunderte Sie, aber er gestand mir auch ein, daß Ihr Charakter gebeugt, daß Ihr Sinn gebrochen werden müsse." — „So?" fragte Alma ironisch lächelnd. „Gestand Ihnen das der Menschenkenner ein?" — Sie blickte auf, und als Eduard, erschreckt durch ihr kaltes Auge, stockte, rief sie heftig: „Aber reden Sie doch, erzählen Sie doch die interessante Geschichte zu Ende!"

Eduard spielte mit seinem Stockknopf, dann sagte er beklemmt, in der Vorahnung des nahenden, von ihm selbst heraufbeschworenen Unheils: „Franz und ich haben gemeinschaftlich einen Erziehungsplan entworfen, indem er die Rolle des Hofmeisters übernommen und Sie absichtlich getadelt, absichtlich gequält hat. Gestern Abend, als ich, geängstigt von den Aeußerungen des Kammerjunkers, nicht frei von Eifersucht und Mißtrauen zu Franz kam, hat er mir Alles, auch die Scene mit der Limonade erzählt. Da habe ich eigentlich erst einsehen lernen, was er für mich gethan und wie liebenswürdig weiblich Sie sein können. Ich habe Sie von einer ganz neuen Seite hin lieben gelernt, Alma, habe Ihnen von mir bereitete Schmerzen abgebeten und sie doch nicht bereuen können. Lassen Sie nun die Sache auf sich beruhen. Ich bin zum Chargé d'affaires in Rom ernannt und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich begleiten wollten."

Er war aufgestanden und sah ihr treu und bittend in das Auge. Alma aber, gefaßt von

einem furchtbaren Schmerz, verwundet in ihrem geheimsten Seelenleben, zerknickt in ihrem Glauben, in ihrem so natürlichen Stolze, in ihrer Hoffnung, ihrem Glücke, erhob sich mit strafenden Blicken und brachte mit erstickter, bebender Stimme die Worte hervor: „Aber das, was Sie mir da eingestehen, ist ja entsetzlich, abscheulich! Das heißt ja mit dem Heiligsten, mit der Wahrheit spielen, das zerreißt so jedes Band zwischen uns, daß ich Ihnen sagen muß: Ich verachte Sie. Zwischen uns ist es aus!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine originelle Frauenrecht-Demonstration hat in der Hauptstadt des Mormonenreiches Salt Lake City sich zugetragen: — Eine Damenmassenversammlung, um gegen die beabsichtigten Eingriffe der Bundes-Regierung in das Recht der Vielweiberei zu protestiren. Die höchsten Würdenträgerfamilien Utah's waren durch ihre weiblichen Mitglieder vertreten; jeder Stand hatte Delegationen geschickt, um der Welt zu zeigen, daß die Mormonenfrage ihre sehr verschiedenen Seiten hat. Vorsitzende war eine der Frauen des Aeltesten und Apostels Kimball. Mrs. Sarah Kimball hielt eine Rede, welche die Schwestern zur stürmischen Begeisterung hinriß. Die Quintessenz derselben war etwa: „Was gehen unsere Verhältnisse den Kongreß oder sonst Jemanden an, wenn wir, die Frauen, damit zufrieden sind? Sollen wir nicht das Recht haben, unsere eigenen Gatten zu wählen? Sollen unsere Gatten aus ihrem Landbesitze verjagt werden, weil sie uns und wir sie lieben? — weil wir ein uns zusagendes und dem Himmel wohlgefälliges Bündniß geschlossen?" — Eine alte praktische Schwester, Namens Bathseba Smith, Verwandte der alten Prophetenfamilie, suchte darzuthun, daß hinter der Verfolgung der Mormoninnen nur ein Landspekulantenschwindel stecke, an dessen Spitze Vize-Präsident Colvax steht. Eine jüngere Dame, Eliza Snow, machte die Behauptung der östlichen Frauenrechtlehrerinnen lächerlich, daß die Mormoninnen in einem Zustande der Knechtschaft oder Sklaverei sich befänden. „Weßhalb denn? Wir könnten ja durchbrennen, wenn wir wollten, eben so wie es manche Weiber in anderen Staaten und Territorien thun — aber wir wollen es nicht, wir sind zu moralisch dazu und unser Loos gefällt uns ꝛc." — Es wurden eine Reihe Beschlüsse gefaßt, in welchen u. A. die im Kongresse schwebenden Antimormonenbills, Cullooms und Cragins verdammt — die mormonischen Einrichtungen als wahrhaft christlich und als die beste Schutzwehr gegen Prostitution und verwandte „soziale Uebel" gepriesen — und die Frauen Utah's zur Theilnahme an dem desperatisten Widerstande aufgefordert werden, falls die Bundes-Regierung das Mormonenreich zu unterdrücken suche!

Die Heirathsprozesse haben mit den chemischen Prozessen sehr viel Aehnlichkeit. Anfangs verflüchtigt sich Wasserstoff, d. h. der Mann läuft davon, weil alle seine schönen Hoffnungen zu Wasser werden, dann absorbirt sich Sauerstoff, d. h. das Weib bleibt sitzen und hat Stoff genug, ein saures Gesicht zu machen, und zuletzt bleibt noch etwas Negatives übrig, das sind die Schulden.

(Champagner als Arznei.) Der „Ref." wird geschrieben: Der Geistliche P. in der Szathmarer Diözese wurde zu einem Kranken gerufen; als er auf die Gasse kam, wurde er jedoch von einem wüthenden Hund angefallen und in die Hand gebissen. Der Geistliche eilte sogleich zum Arzt, der alle Mittel anwendete, die bei einem solchen Falle angezeigt sind und, wie es schien, genas der Geistliche vollkommen. Am neunten Tage nach jenem traurigen Vorfall traf er einen Freund im Gasthaus und erzählte ihm, daß heute der Tag sei, an welchem die Wasserscheu bei Gebissenen auszubrechen pflegte. Dieser erschrack nicht wenig, schämte sich aber, seine Furcht zu zeigen und ließ Wein geben, bei dem sie pokulirten. Um Mitternacht, als auch schon Champagner an die Reihe gekommen war, fängt der Geistliche plötzlich zu schnappen an, der Zechgenosse erschrickt, Jener schnappt wieder und verdreht sonderbar die Augen; da springt der Freund, ein reicher Gutsbesitzer, auf und ergreift die Flucht, der Geistliche stürzte ihm nach, die Gäste, welche sich diesen sonderbaren Auftritt nicht zu erklären wissen, laufen ihnen auf die Gasse nach und bald schließt sich ihnen ein Haufen Neugieriger an. Der Flüchtende fällt endlich in einen Graben und schreit beständig: „Fangt ihn, fangt ihn, er ist wüthend!" Dieser ist indeß auch schon vor Erschöpfung zusammengesunken; man trug Beide halb bewußtlos in ihre Wohnung, wo sie sich ausschliefen und beim Erwachen am andern Tage sich vollkommen wohl befanden.

(Ohrfeigen bei der Trauung) sind auch schon früher ausgetheilt worden, freilich nicht immer vom Prediger und in ganz absonderlicher Absicht. So z. B. in Polen, wo die katholische Kirche keine Ehescheidung zuläßt und doch in vielen Familien wieder verheirathete Mitglieder gefunden werden, während der erste Ehegatte noch lebt. Man erzählt von der Fürstin E . . . . ., die noch in einem Kloster bei Rom lebt, daß sie bei der Trauung vor dem Altare ihrer Tochter ein paar Ohrfeigen gab, welche diese auch ohne Entrüstung oder Schreck hinnahm. Als die Umstehenden erstaunt darüber nach der Ursache fragten, erwiederte sie: „Meine Tochter erhält dadurch vorkommendenfalls das Recht, ihre Ehe wegen Nichtigkeit auflösen zu lassen, weil sie beweisen kann, daß ich sie unter Anwendung von Gewalt zu dieser Heirath gezwungen habe."

Lebensphilosophie.

Wenn eines Menschen Seele du gewonnen
Und in sein Herz hast tief hineingeschaut,
Und ihn befunden einen klaren Brunnen,
In dessen reiner Fluth der Himmel blaut:
Laß Deine Zuversicht dann Nichts dir rauben
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß du grundlos ihm entziehst den Glauben;
Kein größer Glück, als ein vertrauend Herz!
Laß adlermuthig deine Liebe schweifen
Bis dicht an die Unmöglichkeit hinan:
Kannst du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an.

* Tadel des schlechtern Mannes achtet der Bessere nicht.

Die alten Deutschen waren
Stets Löwen in Gefahren und Lämmer — bei Pokalen.

Ein kluger Zecher steckt sich fein
Den Schlüssel vom Haus schon Morgens ein.

Raus mit dem Wort, wenn es wahr ist,
Hinab mit dem Trunk, wenn er klar ist.

G'rad aus dem Wirthshaus kommt Mancher heraus,
Aber er kommt doch schräg nach Haus.

Bescheidene Bitte an die Menschen.

Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!
Alle Dächer, Hecken, Wälder,
Alle Wege, alle Felder,
Wo ein Futterkörnchen steckt,
Alles ist mit Eis bedeckt,
Alle Nahrung ist verschüttet,
Und ein hungernd Völkchen bittet:
Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod.

Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!
Gott, der Euch als Mensch erlesen,
Schuf auch uns, wie alle Wesen
Nur aus Lieb', zum Glücklichsein,
Unsres Daseins uns zu freu'n.
Was Euch Gottes Lieb' gegeben,
Gebt ein Wenig uns zum Leben.
Helft uns jetzt in uns'rer Nath,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!

Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!
Kehrt der schöne Frühling wieder,
Singen wir Euch frohe Lieder,
Hüpfen frisch von Ast zu Ast,
Picken ohne Ruh und Rast
Raupen, Frucht- und Blüthenfresser,
Daß sich füllen Scheun' und Fässer.
Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod.

Bitte, stillet uns're Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!
Von des Segens reicher Fülle,
Daß es unsern Hunger stille,
Keine Wohlthat ist zu klein,
Gottes Auge sieht darein;
Wollen sammeln, wollen singen,
Mög' es Gottes Segen bringen.
Bitte, helft uns aus der Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brod!

Frau Spätzin, Vorsitzerin,
Bürger Piep, Schriftführer
des Hilfsvereins der befiederten Sänger.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. **Dienstag, 1. März** **1870.**

Ein Frauenherz.

Novelle von Thereſe.

(Fortſetzung.)

Eduard that einen tiefen, ſchweren Athemzug. „Alma," ſagte er mild, „verſöhnt Sie mein aufrichtiges Geſtändniß nicht, ſehen Sie in dem Allem nicht Liebe und Treue, dann freilch iſt es aus mit uns, denn dann haben Sie ſich nicht gebeſſert, dann ſind Sie, wie ſonſt, ſtolz, genuß- und gefallſüchtig."

„Ja, es iſt aus," erwiederte Alma mit gewaltſamer Kälte. „Sie ſind ein guter, aber ſchwacher Menſch. Sie laſſen ſich gebrauchen; zwiſchen uns iſt keine Gemeinſchaft mehr. Was Sie an mich, was mich an Sie feſſelte, war Täuſchung. Gehen Sie, gehen Sie, ich kann nie die Ihre werden."

Sie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, und Edna-d ſank, übermannt von Schmerz, vor ihr auf die Kniee nieder. „So nicht," rief er, „laſſen Sie mich nicht ſo ſcheiden!" — „Gerade ſo, und nur ſo!" entgegnete ſie erſchöpft. „Ich finde keine Entſchuldigung für Sie, keine Vergebung. Gehen Sie."

Sie war entſetzlich in ihrem Schmerz, und Eduard fühlte, daß es wirklich aus mit ihm ſei. Er e.hob ſich, ſagte gepreßt: „Leben Sie wohl!" und als ſie nicht einmal aufſah, ging er langſam der Thüre zu, betrachtete ſie noch einmal und war dann ſtill verſchwunden. Kaum daß ſie allein war, ſo machte ſich ihr Gefühl Luft in unbändigen Thränen. Sie fiel auf die Kniee, ſie rief außer ſich: „Griſeldis!" Sie kam ſich entehrt, zerſchmettert vor; ſie hätte ſich den Kopf an den Wänden einrennen, ſich tödten mögen; ihr Herz rief um Rache, um Genugthuung, da ſie ſich von einem Manne überwunden fühlte, den ſie jetzt eben ſo glühend haßte, als ſie ihn vor wenig Stunden geliebt hatte. „Mir dieſe Schmach, dieſe Ueberliſtung!" jammerte ſie, „mir, der Liebenden, der Stolzen, mir, mir!" Ihre Bruſt hob ſich mühſam, ihr ganzer Zuſtand war ein faſt zum Wahnſinn geſteigerter Schmerz, ein Zorn, der der Energie der Wilden gleichkam. Sie war kalt wie der Tod, eiſig wie er, unfähig und verarmt vor dem aus allen Angeln gehobenen Willen, dieſe herbſte Erfahrung betrachtend und ſie nur halb wie im Traume begreifend. An der Stelle des geliebten Franz ſtand plötzlich ein brutaler Menſch, vor dem ſie ſich wie vor einem wilden Thiere hätte ſchützen mögen. Und indeß Alma mit den heftigſten Gefühlen kämpfte, erhielt Franz von Eduard folgenden Brief:

„Lieber Franz!

Ich reiſe in einer Stunde nach Rom und will Dich nicht wiederſehen. Gedrängt von den Umſtänden und meiner Schwäche, habe ich Alma den zwiſchen uns verabredeten Beſſerungsplan in der Hoffnung mitgetheilt, daß das offene Geſtändniß ſie ehren und milder ſtimmen würde. Ich habe mich getäuſcht. Statt mir Dank für meine Aufrichtigkeit zu wiſſen, hat ſie in ihr nur Nahrung für ihre Heftigkeit, für ihren Haß gefunden, ſie hat mich mit der ganzen in ihr wohnenden Härte und Kälte behandelt und endlich auf immer mit mir gebrochen. Ich habe ſie treu und aufrichtig geliebt, ich liebe ſie vielleicht noch, aber ich verhehle mir nicht, daß ich dieſen wilden Stoff nie hätte bewältigen und wir uns früh oder ſpät hätten trennen müſſen. Leid thut es mir, daß ich gegen Dich ihren Groll geweckt habe. So wie ſie ſich in der Abſchiedsſtunde gezeigt hat, glaube ich, daß ſie Dir und mir nie unſere Erziehungsverſuche vergeben wird. Sie iſt weniger eitel als ſtolz. Solche Charaktere haben für die ihnen zuge-

fügten Beleidigungen keine Verzeihung, können sie nicht haben. Die ächte, rechte Verzeihung fließt aus dem ewigen Born der Liebe, und Alma, guter Franz, liebt wenig oder nicht, ist ein eigenthümliches Wesen, das einen eigenthümlichen Weg zu gehen, große Erfahrungen zu machen hat. Ich fürchte sehr für sie. Ich fürchte die Isolirung, den Verlust jenes höheren Glaubens, den jede Frau als Stützpunkt nöthig hat; ich fürchte, daß sie nicht den Rahmen, der ihre Grundsätze einschließt, finden wird. Ihr ganzes Dasein ist einem ungeheuren Zweifel anheimgefallen. Ob sie aus ihm heraus zu einer gesunden Lebensansicht oder zu der Zerstörung ihres bessern Wesens übergehen wird, ist ungewiß. Ach, Franz, wie ist unser Leben doch so seltsam, wunderlich! Wie habe ich geträumt, mit dem Herzen leben zu können, und wie einsehen gelernt, daß man nur mit dem Verstande fortkommen kann. Meine innersten Fibern sind wund. Ich hoffe auf Italien, auf die grandiosen Eindrücke dieses schönen Landes; ich hoffe auf geistige Zerstreuung, auf ein Ablenken von Alma, die mich jetzt nur unglücklich machen kann. Die zauberhaften, tausendfarbigen Tage des Südens müssen mir die farblosen, engen und dürftigen meines jetzigen Lebens zudecken. Ich muß mich losreißen von dieser Verzauberung und werde es.

„Dir, lieber Franz, steht ein anderes Leben, eine andere Laufbahn bevor. Ich höre soeben, daß Du meine Stelle bekommen und zum Rath ernannt worden bist. Das wird Dir, neben vielen großen und kleinen Geschäften, die Besorgung der Recknitz'schen Angelegenheiten, die Annäherung an die doch gewiß noch immer geliebte Helene verschaffen. Ich wünsche Dir Glück dazu. Du wirst ihr nützlich sein, die etwas verworrenen Vermögensumstände sichten, sie wie einen Schutz mit Rath und That umgeben. Ich finde nichts Süßeres, als dem zu helfen, was man liebt. Du fühlst das mit mir. Es gehe Dir wohl! Wie oft werde ich an Dich denken, mir Dein Zimmer vorstellen, mich im Geiste an Deine Seite setzen. Wir haben mit einander schöne Stunden verlebt, die Süßigkeit eines ehrlichen Bewußtseins besprochen, oft den Satz aufgestellt, daß wer den Leidenskelch bis zur Hefe austrinkt, auch die Gnade Gottes, den Hauch seines Segens empfängt. Laß mich nach diesen aufgeregten Tagen, nach diesen Scheingründen ohne Ueberzeugung, nach diesen Rathschlägen ohne Macht, denken, daß ich plötzlich glücklich werden könnte. Gewisse Gedanken, schnell wie der Blitz, vorüberrauschend wie der Wind, genügen, um unsere Schmerzen zu entführen, um Berge von Klagen, Berge von Hindernissen einzureißen. Wir wissen nicht, woher der Trost kam; wir staunen über die Himmelsmanna, die unerwartet auf uns herniedersinkt, aber wir sagen uns, daß das Gefäß, in das sie fällt, rein sein muß. Weisen wir nicht von uns, nehmen wir an; zweifeln wir nicht, glauben wir. Wir werden uns wiedersehen, Franz. Denke an mich; behalte mich lieb.

Dein Eduard."

14.

Helene war Wittwe. Die kurzen Jahre ihrer Ehe an der Seite eines Mannes, wie der Fürst, wären vielleicht spurlos an ihrem Gemüthe vorübergegangen, wenn sie nicht auf den Weg der Frömmelei gerathen und diesen als den heil- und glückbringenden rasch verfolgt hätte. Sie hatte sich von dem Seelsorger ihres Gatten abhängig gemacht, hatte einen Kampf zwischen Vernunft und Gefühl begonnen, dem sie, da sie weder Muth noch Kraft genug besaß, sich selbst einen Glauben zu schaffen, nach und nach alle Selbständigkeit aufgeopfert hatte. Wie ein Kleid, so fielen die natürlichen warmen Gefühle von ihr und machten einem kalten, besonnenen, berechnenden, kränklichen Wesen Platz. Sie hielt sich nicht allein für eine Berufene, sondern auch für eine Auserwählte; sie glaubte im Gebet den Enthusiasmus und das Vertrauen zu finden, deren sie zur Bekehrung Anderer bedurfte. Sie fühlte in sich das Bedürfniß, sich von dem irdischen Tand zu entkleiden, und fühlte sie es nicht wirklich, so bildete sie es sich ein. „Ich will nicht sterben, ohne gelebt zu haben," sagte sie, „denn der Zweck des Lebens ist, das Leben mitzutheilen. Das Leben ist aber Geist, nicht Materie. Nachdem ich den hoffärtigen Ansichten gehuldigt, den Eitelkeiten der Welt gedient habe, will ich jetzt Gott dienen. Die Jahre meiner Ehe haben manche Blüthe in mir verdorren gemacht, ich habe den Gedanken, mich weltlich erheben zu wollen, bereut und gebüßt. Heute sehe ich, daß ich nicht wie eine taube Frucht fallen darf. Das Samenkorn Gottes ist in mir aufgegangen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einem der letzten Sonntage war die Dreifaltigkeitskirche zu Berlin der Schauplatz eines neuen Konfliktes über den Brautkranz. Zur Trauung war ein Mädchen erschienen, welches bereits ein Töchterchen besitzt, und der Superintendent a. D., Herr Kober, Pastor an der genannten Kirche, sollte den Trauakt vollziehen. Die Braut trug keinen eigentlichen Kranz, sondern hatte sich, durch die Affaire Fournier gewarnt, mit einer Garnirung auf beiden Seiten des Kopfes, hinten offen, begnügt, in welcher aber das wachsame Auge des Küsters ein paar Myrtenzweige entdeckte. Es entspann sich nun zunächst folgendes Gespräch. Pastor: „Wollen Sie mit einer Lüge vor Gott treten?" Braut: „Herr Pastor, ich habe ja gar kein Hehl daraus gemacht, daß ich ein Töchterchen habe, sondern ich habe es selbst dem Küster mitgetheilt und gefragt, ob ich einen gewöhnlichen Haarschmuck tragen dürfe." Pastor: „Hier handelt es sich nicht um Menschen, aber Sie wollen Gott belügen." Braut: „Herr Pastor, Gott sieht doch in die Herzen und nicht nach dem Kopfputze." Pastor: „Und ich erkläre hiermit, daß ich Sie nicht traue, wenn Sie nicht den Kopfputz ablegen." Nun nahm sich eine Frau der Braut an, wurde zwar vom Geistlichen bedeutet, daß sie ebenfalls eine „Sünderin" sei (die Intervenientin soll von ihrem Manne geschieden sein), wies aber diesen Vorwurf mit wahrhaft berlinischer Beredsamkeit zurück und wurde so heftig, daß der Pastor in Verlegenheit gerieth. Die Scene aber war erst das Vorspiel zu einer weit drastischeren, denn plötzlich rückte in die Sakristei, in welcher das bisher Berichtete sich zugetragen, eine große Schaar Freunde des Bräutigams aus der Kirche — es waren Köche, die ihrem Kollegen, dem Bräutigam, zur Seite standen. Auch die Kutscher vor der Kirchenthür lärmten. Pastor Kober ließ es nicht zum Aeußersten kommen, sondern erklärte sich nunmehr bereit, die Trauung zu vollziehen.

Der berühmte Prediger Horne sollte eines Tages in der Johanniskirche zu London predigen. In der Zerstreuung ging er zur Pauluskirche. Er trat in die Sakristei, ohne seinen Irrthum zu merken. Nicht einmal, daß hier schon ein Prediger war, brachte ihn zur Besinnung. Glücklicher Weise spann sich zwischen beiden Predigern, die sich persönlich nicht kannten, folgendes Gespräch an: „Ich werde heute wohl nicht viele Zuhörer haben," begann der Prediger. „Und warum Das?" fragte Horne. Der Prediger antwortete: „Weil halb London nach St. Johann strömt, um den berühmten Horne zu hören." — „So," erwiederte Horne gelassen, „ja dann werde ich wohl auch dahin gehen müssen, den wollte ich ebenfalls hören." Er hatte seinen Irrthum eingesehen, empfahl sich dem Prediger und eilte zur Johanniskirche, wo man leicht ohne Prediger hätte bleiben können.

(Ernstgemeinter Heirathsantrag.) In einem ungarischen Blatt lesen wir folgenden Heirathsantrag, der Wort für Wort lautet: Ich bin die Pepi und meine Schwester heißt Netti. Die gütige Natur hat uns mit allen weiblichen Reizen geschmückt. Beide sind wir beim National-Theater engagirt, ich als Choristin, Netti als Balletänzerin. Wir sind noch ganz unverdorben, besonders eben die Netti; die ist noch immer der Meinung, daß ein Mädchen einen Schnurrbart bekommt, wenn sie von einem Manne geküßt wird; das ist aber nicht wahr, besonders wenn der Mann auch keinen Schnurrbart hat. Wenn Jemand glaubt, daß wir solche sind, so täuscht er sich und kann darüber sich bei der Logenschließerin Frau Kavacs zu jeder Stunde Aufklärung verschaffen. Wir wollen blos heirathen: erstens, weil es den Vorschriften der Religion gemäß die Pflicht eines jeden Mädchens ist; zweitens, weil für uns schon Zeit dazu ist, besonders für die Netti; wer also eine oder zwei Frauen will, der melde sich — Pesth (folgt die Adresse)

(Gegenseitigkeit.) Am letztvergangenen Sylvester hatte ein Arbeiter dem Bacchus schon sehr frühzeitig ein achtbares Opfer gebracht: er bewegte sich kurz nach Mittag die immer, und an dergleichen Tagen ganz besonders stark belebte Gr. Straße in L. entlang. Daß es dabei an Carambolagen rechts und links nicht mangelte, läßt sich denken, und eine derselben war so stark, daß dem Angesäuselten der Calabreser vom Kopfe fiel. Er machte nun Halt, stellte sich breitbeinig neben die an der Erde liegende Kopfbedeckung und hielt ihr lächelnd folgende Standrede:

„Hä, Du — denkst wohl — ich full — Dich uffheben? Da schneidste — dich! Wenn ich — mich bücke, — da fall' ich ooch hin — unn nachher — hebst du mich gewiß nich uff!" Sprachs und schwankte weiter. — Ein mitleidiger Zuschauer trug ihm dann den Hut nach.

Folgendes Mißverständniß ereignete sich, der „Berl. B.-Ztg." zufolge, dieser Tage in der Viktoriastraße zu Berlin. Ein Herr erkannte von einer Droschke aus in einer auf dem Trottoir promenirenden Dame Frau Lucca, die er mit Interesse betrachtete, als er mit Ueberraschung zu bemerken glaubte, daß auch sie nach ihm sah; aber er traute seinen Ohren kaum, als sie ihm ein eben so deutliches „Pst! pst!" zurief, wie Leporello vom Balkon herab den drei Masken. Nun winkte sie ihm sogar mit dem Finger; kein Zweifel, ein reizendes Abenteuer stand in Aussicht. Im nächsten Augenblicke befand sich der Glückliche neben der Gefeierten, fragend, was sie ihm zu befehlen habe; was es auch sei, er würde..... „Verzeihen's," fiel sie ihm in die Rede, „Sie sind nit g'meint, i hob holt nur dem Kutscher sage' wollt, daß er sei' Pferdedecken verlor'n hot."

Eine 57jährige Jungfrau in Monroe, Michigan, verklagte kürzlich einen Jüngling von 20 Sommern auf Erfüllung seines Eheversprechens, welches er ihr unter der Bedingung gegeben hatte, daß sie ihm einen neuen Anzug kaufe. Sie hatte die Bedingung erfüllt, und der schüchterne Liebende konnte sich den so stürmisch angebotenen Rosenfesseln nicht länger entziehen, denn der Richter gab auf der Stelle, mit echt amerikanischer Promptheit, dem Bunde der Herzen die gesetzliche Weihe, nachdem nur noch vorher die erröthende junge Braut ihre Eile damit entschuldigt hatte, daß sie Jemanden nöthig habe, um — ihr Holz zu sägen!

(Heirathsgebräuche in Japan.) Wenn eine Japanesin (sie sollen sehr schön sein) heirathen will, werden ihr erst mit einem ätzenden Mittel alle Zähne schwarz gebeizt. Die Angeschwärzte wird nie wieder weiß und zeigt so bei jedem Lächeln, daß sie verheirathet oder wenigstens Wittwe ist. Bei jeder Geburt eines Kindes wird ein Baum im Garten gepflanzt, der seine volle Größe bis zur Heirathszeit erreicht. Soll nun das Kind heirathen, so wird der Baum umgehauen und von dessen Holz die nöthigen Meubles gemacht, so daß Mann und Frau ihren verarbeiteten Baum mit in die neue Wohnung bringen, um von hier aus wieder auf „grüne Zweige" (wie in Japan die Kinder heißen) zu kommen.

London, 12. Febr. Wie schon neulich erwähnt, hat ein junger Billardspieler Namens Cook alle Freunde dieses Vergnügens durch eine alles Dagewesene übersteigende Geschicklichkeit überrascht, so daß an eine veränderte Konstruktion der Billardtische gedacht wurde. Gestern erschien derselbe Virtuose wieder in der Arena, im Wettspiel mit John Roberts, welcher seit zwanzig Jahren sich als der Billard-Champion des vereinigten Königreichs behauptet hatte. Der „isthmische" Kampf fand in der S. Jameshalle vor einer glänzenden Zuschauerschaft statt, welche, den Prinzen von Wales in der Mitte, sich amphitheatralisch um das Billard rangirt hatte. Stundenlang währte der Kampf, bald war der Eine, bald der Andere im Vortheil, und das Wettfieber raste auf allen Seiten. Zuletzt siegte Cook mit über 1200 wissenschaftlich und kunstgerecht gemachten Bällen.

„In der Ferne gleichen die Frauenzimmer den Brillanten, in der Nähe höchstens den Rosetten," sagte zu einem netten Mädchen ein ziemlich fader Herr.

„Kann wohl sein," entgegnete dasselbe, „ergeht es uns doch mit den Herren nicht besser; von Weitem kommen sie uns so fein wie Saffian vor, und in der Nähe sind sie ungegerbtes Schafleder."

(Der Unterschied.) „Sie besitzen so viel Einsicht in der Anatomie," sagte jemand zu Herrn Petit, „daß Sie gewiß alle Krankheiten kuriren können." — „Das ist wahr," antwortete der berühmte Arzt; „aber unglücklicher Weise sind wir wie die Packträger in Paris, welche wohl alle Straßen kennen, aber nicht wissen, was in den Häusern vorgeht."

Gemeinnütziges.

(Glycerin als Heilmittel aufgesprungener Hände und Lippen.) Das Glycerin besitzt die Eigenschaft, die aufgesprungene Haut äußerst rasch zu heilen, überhaupt auch die durch vieles Arbeiten rauh gewordene Haut der Hände weich und glatt zu machen. Man verreibt einige Tropfen Glycerin über die Haut (am besten Abends vor Schlafengehen), nach zwei Tagen ist die Heilung in der Regel vollendet. Das beim Einreiben wunder Stellen mit Glycerin entstehende beißende Gefühl geht rasch vorüber.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Donnerstag, 3. März 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Helene sprach so öfters mit sich, öfters mit ihrem Seelsorger. Er unterhielt sie von den Wundern des Glaubens, von den Dogmen, von der wachsenden Wahrheit; er legte ihr die Kasteiung ihres Fleisches, das Opfer ihres Wohlstandes ans Herz. Er mochte es gut mit ihr meinen, aber er setzte die Form der Religion über den Sinn derselben; er bestärkte sie in dem Gedanken, daß die Menschen zu einem natürlichen Märtyrerthum geboren sind. Daß auch er gefragt, gezweifelt habe, leugnete er nicht. Er sprach viel von der Sünde, viel von dem Augenblick, wo er einen Strahl göttlicher Gnade habe in sich fallen und die Schatten des Unglaubens fliehen sehen. Wie Schuppen sei es ihm von den Augen gefallen; nun aber sei auch der Wunsch rege, die erworbene Seligkeit Andern mitzutheilen. Sei der Mensch meist ein Geschöpf zwischen Thier und Engel, so sei es Pflicht, ihn zu dem Zustand vom Menschen zum Engel zu erheben. Er schlug Helenen vor, Theil an einer Menge Wohlthätigkeits-Gesellschaften, an Vereinen aller Art, an Gebetübungen zu nehmen. Er umspann ihr armes, schwaches Herz mit Vorspiegelungen aller Art, die sie ab von den Familienbanden und immer näher an's Kloster heranzogen. Hatte nun der Seelsorger das Terrain bei Lebzeiten des Fürsten bereits und vielleicht mit dessen Einwilligung bearbeitet, so hatte er nun desto leichteres Spiel, seitdem sie Wittwe war. Wohl stieg zuweilen der Gedanke an Franz in ihr auf. Sie mußte sich sein gutes, treues Wesen, seinen Schmerz um sie, seine Entsagung vorstellen. Eine innere Stimme rief ihr zu, daß sie ihm Ersatz schuldig sei, jetzt, wo sie ihm Ersatz geben könne; aber gleich darauf kamen die frömmelnden Gedanken und warfen ihr die Liebe zu einem Manne als etwas Irdisches vor. Sie mußte ja Gott gehören; für sie war das Dasein am Ende, wenigstens jenes, das Liebe heißt. Es schien ihr, als habe sie immer zu wählen zwischen zwei Uebeln, immer mindere Fehler zu begehen, um größere zu vermeiden. Sie fühlte sich sehr beklemmt zwischen all dem dafür und dagegen, und wenn der Seelsorger obendrein sprach: „Das Fleisch ist schwach. Daher der Anlauf, der uns über den Abgrund hinüberschleudert, wenn uns die Kraft nicht am Rande des Wahren verlassen hat, daher auch Ihr Kampf. Aber ich sage Ihnen, daß ich recht habe, wenn ich Ihnen Friede verkünde, sobald Sie sich nur entschließen können, sich los von dem begehrerischen Ich zu trennen." Wenn er ihr das täglich wiederholte, so glaubte sie endlich ein verdienstliches Werk zu begehen, daß sie nochmals Franz im Innersten ihres Herzens jetzt der Kirche, wie früher dem Fürsten, aufopferte. Die Wahrheit, hieß es, kann nur mit blutigen Füßen wandern. Der Glaube, um selig zu machen, muß uns an das Kreuz schlagen; wir sind seine Werkzeuge. Demüthigen wir uns, kasteien wir uns; klagen wir nicht, wenn wir nicht das Ziel erreicht haben; freuen wir uns, daß wir wenigstens auf dem Wege sind, denn wir Alle können Erlöser werden, in dem Sinne, daß wir den Schwachen beistehen, daß wir säen, daß wir unsere Ueberzeugung mittheilen den Gläubigen. Um das zu können, muß das Unkraut ausgerottet, das Irdische zerstört werden." — —

Helene saß in ihrem kleinen, schon halb von Möbeln entblößten Morgenzimmer. Sie trug ein schwarzes, wollenes, hoch an den Hals gehendes Kleid. Ihre schönen blonden Locken, die

sonst üppig die zarten Wangen beschatteten, waren durch eine schwarze Trauerhaube verborgen, an der ein langer Schleier rücklings hinabfloß. Sie hatte geweint; ihr Gesicht, bleich, fast wächsern, trug den Ausdruck ruhiger Wehmuth. Sie erwartete Franz, mit dem sie nach Eduards Abreise ihre Angelegenheiten zu besprechen hatte. Sie mußte mit ihm in Berührung kommen, so wollte es Gott, meinte sie, um sie und ihre Ruhe zu prüfen. Deßwegen hatte sie eben gebetet und die kleine mit Edelsteinen verzierte Bibel lag aufgeschlagen vor ihr auf einem Tisch.

Franz hatte sich indeß mit hochschlagendem Herzen zu dem Gange zu Helene gerüstet. Er konnte den Augenblick, wo er eintreten und sie als Wittwe begrüßen würde, nicht erwarten. Bald fühlte er sich vernichtet, bald glücklich. Hatte er beim ersten Abschied von Helene in Ems sich mit tiefem Schmerz gesagt, daß es für lange aus mit ihm im Leben mit der Hoffnung, mit der Sehnsucht sei, so war er jetzt wieder zurück in die alte Ungewißheit geschleudert. Er verfiel in eine wirklich fürchterliche Angst, als er sich in Helenens Vorzimmer sah, der in tiefe Trauer gehüllte Diener zum Anmelden gegangen war und er sich ermattet auf einen Stuhl mit dem Gedanken niederließ: „O wie ist das Leben reich an erschütternden Kontrasten, an schweren Momenten. Ein Vater, der seinen Sohn als todt und verschollen beweint, findet ihn wieder in Ketten. Ein Geliebter, der entzückt in die Arme der Braut nach langjähriger Trennung fliegt, entdeckt sie im Verhältniß mit seinem besten Freunde. Und ich, der ich hier jetzt im Vorzimmer Helenens stehe, wie werde ich sie treffen? Wird sie mir jubelnd entgegenfliegen, werde ich sie in meine Arme wie sonst schließen, und aus tiefgepreßter Brust: Endlich! rufen?“ — Indem kam der Diener zurück; schweigend folgte er ihm durch die todten, leeren Gemächer, schweigend, wie ein Schatten, zog er seine Gedanken und Erwartungen mit sich bis an die Schwelle vor Helenens Zimmer. Hier schlug der Diener die Portiere zurück und entfernte sich. Franz stand vor Helene. Sie erhob sich leise und langsam, schritt ihm still entgegen, streckte die weiße, zarte Hand nach ihm aus und sagte kühl und freundlich: „Es ist schön von Ihnen, daß Sie kommen, recht schön, nehmen Sie Platz.“

Franz sah sie vernichtet an. „Helene,“ hätte er rufen mögen, „geliebte theure Helene, besinne Dich doch, ich bin es ja, bin Dein Franz, wie sonst, bin hier vor Dir, erwartungs-, hoffnungsvoll!“ aber als sie mit blasser Schönheit sich vor ihm auf's Sopha niederließ, ihn mit so stillen, beruhigten Augen ansah, so verklärt, so unirdisch, da nahm auch er einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und seufzte mehr, als er sprach: „Euer Durchlaucht befehlen . . .“

„Ich befehle nichts,“ sagte sie sanft, „ich bitte nur, daß Sie mir behilflich in meinen kleinen Geschäften sind. Das Testament des Fürsten setzt mich in eine Lage, daß ich Manches überlegen, Vieles beseitigen muß. Hier sind Papiere, die ich mit Ihnen durchzugehen, dort Rechnungen, über die ich mich mit Ihnen zu verständigen habe. Ich habe Alles zusammengelegt und möchte es gern mit Ihnen abmachen, mit einem Male, denn es ist schmerzlich, immer auf denselben Gegenstand zurückkommen zu müssen. Die Zeiten haben sich geändert, die Verhältnisse beherrschen den Menschen . . .“ — Sie stockte. Franz, über und über mit Eiseskälte übergossen, spielte mit seinem Hute und sagte dann matt: „Der Tod des Fürsten, der Ihnen ein treuer Freund war, muß Sie erschüttert haben.“ — „Ja,“ entgegnete sie milde, „aber der Gedanke, daß er bei dem ist, der es gut mit uns meint, ist so wohlthuend, daß ich nur danken kann.“

„Waren Sie glücklich mit ihm?“ fragte Franz, immer mehr erstaunt. — „Im Anfang.“ entgegnete sie ruhig, „habe ich Mühe gehabt, mich an die neue Lage, an die neuen Gedankengänge zu gewöhnen. Glücklicherweise war der Fürst fromm. Er hat mir, was die Meinen nicht konnten, den Gedanken an Gott tief eingeprägt, hat die Fähigkeit zum Lieben umgewandelt in Ergebung, hat mir bewiesen, daß die Welt wenig, die Religion Alles sei. Jetzt bin ich an die Einsamkeit, an die mir dienliche Entbehrung gewöhnt. Hätte ich ohne diesen Leitstern die Gesellschaft kennen gelernt, so hätte der Athem der Menschen das ausgelöscht, was der Athem Gottes angefacht hat. Der äußere Glanz hätte mich geblendet. Meine Eitelkeit, genährt durch die unausbleibliche Schmeichelei, hätte den Schwindel der falschen Freuden, das Vergessen des wahren Seelenheils zugelassen.“

Sie blickte zum Himmel und ließ dann ihre freundlichen Augen auf Franz haften, der ganz zerknirscht da saß. Er konnte Helenens Wesen nicht begreifen, er empfand Verzweiflung, sie so reden zu hören. „Helene,“ brach er endlich heraus, „ist keine Erinnerung an früher in Ihnen,

haben Sie mich, haben Sie unsere Vergangenheit ganz vergessen?"

Sie schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie: „Ich denke an Sonst wie an eine längst versunkene Sache, wie an einen Todten. Die Helene, die in Ems mit Ihnen so fröhlich herumging, die einen kleinen blonden Bruder zur Seite, die so heiter ins Leben blickte, die lebt nicht mehr. Ich bin nicht mehr das Wesen von damals, ich gehöre meinen Ueberzeugungen und der Kirche, sonst Niemanden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Das Bestreben der Menschen, ihre äußere Erscheinung möglichst vortheilhaft zu machen.) Zu allen Zeiten und an allen Orten war und ist es das Bestreben der Menschen, ihre äußere Erscheinung möglichst vortheilhaft zu machen, nur daß die dazu gewählten Mittel sehr verschiedenartig und theilweise sehr unvernünftig sind. Der neuholländische Schwarze verziert sich mit ebenmäßig gestellten Wundnarben bis zur Breite eines Fingers; der Neuseeländer schneidet sich bunte Zeichnungen in die Haut; die Basato-Kaffern bilden sich künstliche Hauthöcker auf den Backen; die Botokuden in Brasilien stecken dicke Holzpflöcke in die Ohrläppchen und Unterlippen, um sich zu verschönern; die Chinesinnen quetschen sich die Füße zu unförmlichen Klumpen, während unsere europäischen Frauen sich die Ohrläppchen durchstechen und ihren Leib zur Wespengestalt zusammenschnüren. Die unsinnigste aller derartigen Verschönerungen besteht aber darin, daß manche Völker die Gewohnheit haben, den neugebornen Kindern die Köpfe in unnatürliche Formen zu pressen. Die Flachkopf-Indianer im westlichen Nordamerika drücken den Kindern mit einem vorgebundenen Strick oder Brettchen die Stirn nach rückwärts, so daß der Kopf eine außergewöhnliche Länge bekommt. Die Natchez-Indianer dagegen umwickeln sich den Kopf dergestalt, daß er nach und nach eine kegel- oder mützenförmige Gestalt bekommt. Merkwürdiger Weise ist dieser ungeheuerliche Brauch auch heutzutage noch in Europa üblich, und zwar bei dem Volk, welches nach seiner Ueberzeugung „an der Spitze der Civilisation marschirt," bei den Franzosen. Die Mütter und Hebammen in der Normandie nämlich haben die allgemeine Sitte, bei den neugeborenen Kindern der niederen Stände den Kopf fest mit Querbinden zu umwickeln, wodurch der Kopf in eine nach oben gerichtete Walzen- oder Zuckerhutform gepreßt wird.

(Der schwerste Körper.) In einer Gesellschaft, in der sich Benjamin Franklin befand, wurde einmal die Frage aufgeworfen: „welches der schwerste Körper sei?" Der Eine rieth auf Blei, der Andere auf Quecksilber, der Dritte auf Gold, und der, welcher es am besten wußte, auf Platina. Man fragte endlich auch den berühmten nordamerikanischen Buchdrucker um seine Meinung. Dieser antwortete: „wahrscheinlich die Luft." Man fand dieses sehr widersinnig — allein Franklin fuhr fort: „Es ist bekannt, daß die Schwere der Luft von ihrer Dichtigkeit abhängt, und ihre Dichtigkeit von dem Drucke, mit dem sie zusammengedrückt wird, da sie eine elastische Flüssigkeit ist. An der Erde wiegt ein Kubikfuß Luft $2^{7}/_{8}$ Loth, und auf dem Chimborasso nur noch $1^{1}/_{2}$ Loth. Wenn die Erde im Innern große Höhlen hat, so muß in diesen die Luft dichter und schwerer sein als auf der Oberfläche. In einer Tiefe von zwölf Meilen ist sie schon schwerer wie Quecksilber und dieses schwimmt auf der Luft. Noch einige Meilen tiefer ist sie dichter und schwerer als Gold, Platina und alle Körper, die wir kennen."

Das Schlittschuhlaufen war schon vor 4000 Jahren den Pfahlbauern in der Zeit der Knochen- und Steinwerkzeuge bekannt. In Bern zeigt man einen schönen Schlittschuh aus Pferdeknochen, den man dort aus dem Moossee ausgegraben, deßgleichen einen ähnlichen aus Schweden. Auch das British Museum besitzt ein Paar Knochenschlittschuhe. Im 12. Jahrhundert wurden die Sümpfe um London zur Winterszeit von jungen Burschen befahren. Der stählerne Schlittschuh mit Holzgestell und Riemen scheint in Friesland erfunden worden zu sein. Klopstock und Göthe waren bekanntlich passionirte Schlittschuhläufer. In der neuesten Zeit hat der Amerikaner Jackson Heines, der seit 1864 in allen Hauptstädten Europa's sich produzirte und zur Zeit in Stockholm ist, in der Kunst des Schlittschuhlaufens Staunenswerthes geleistet.

(Kopf- und Hutschutzverein.) Folgendes Inserat findet sich im „Schwäb. Merk." vor: Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß sich heute ein Verein gebildet hat, der statt des bisher üblichen, dem Kopf und Hute oft gleich nachtheiligen Grüßens es sich zur Regel macht, von jetzt ab militärisch zu grüßen. Die Mitglieder sind kenntlich an der neuen Art des Grußes, und ist Jedermänniglich ersucht, dieses Grüßen nachzuahmen oder doch zu billigen nach dem Rathe Göthe's:

Grüßet mit Neigen,
Grüßet mit Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts.
Wollt ihr mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Ehret die Sitte, schont den Verstand.

Letzthin fand eine eigenthümliche Vergnügungsfahrt auf dem Main statt. Vier junge Sachsenhäuser eisten nämlich oberhalb der alten Brücke ein 10 Zoll dickes und 144 □' großes Stück Eis los und fuhren mit demselben durch die alte Mainbrücke, den Steg und die Eisenbahnbrücke bis Griesheim, wofelbst sie mit ihrem gebrechlichen Fahrzeug deßhalb beilegten, weil ihnen der gefrorene Fluß die Weiterfahrt verfperrte.

Paris, 20. Febr. Gestern Abend ereignete sich ein eigenthümlicher Vorfall. Ein Kaufmann der Rue d'Aboukir verlor in seinem „Cercle" 80,000 Fr. In Verzweiflung darüber wollte er seinem Leben ein Ende machen. Auf seinem Wege nach der Seine wurde er in der Nähe der Hallen von einem Wagen umgeworfen. Ein Mann sprang heraus. Es war gerade sein Bruder, der von Rouen mit der Eisenbahn ankam. Der unglückliche Spieler gestand ihm Alles ein, und der Bruder, der sehr reich ist, bezahlte heute die auf Ehrenwort verlorenen 80,000 Fr.

(Einer auf einmal.) Penn, der berühmte Gründer und Gesetzgeber der Colonie von Pennsylvanien, hatte große und liebenswürdige Eigenschaften, und das Wesentliche seiner Sitten war ihm nicht fremd, wenn er sich gleich nicht unter ihre konventionellen Formen schmiegte. Er behauptete hierin gewisse Eigenheiten. Man erzählt davon folgende Anekdote. Er saß vor Karl II. mit dem Hut auf dem Kopf, und der König nahm, gleichsam zu einem gelinden Verweise, seinen eigenen Hut ab. Da sagt Penn: „Freund Karl, warum behältst Du Deinen Hut nicht auf?" Der König antwortete: „Es ist an diesem Orte Sitte, daß nur Einer auf einmal bedeckt bleibt."

(Gute Entschuldigung.) Vor einem Maire in Frankreich erschien eines Tages ein Bauernmädchen mit einem total betrunkenen Burschen, um die Heiralhszeremonien vollziehen zu lassen. „Wie könnt Ihr in diesem Zustande an's Heirathen denken? Kommt in acht Tagen wieder," rief der Maire. „Oh Herr Maire," erwiederte die Braut, „ja kann er noch sagen." — „Ich sage aber, Ihr sollt wieder kommen." — Nach acht Tagen stellte sich das würdige Pärchen wieder ein, doch war der Bräutigam in noch stärkerer weinseliger Laune, als das erste Mal. „Hab' ich Euch denn nicht gesagt, daß ich Leute in solchem Zustande nicht zusammengeben kann?" „Oh Herr Maire," antwortete das Mädchen, „wenn er nüchtern ist, will er mich nicht."

(Liebe ist blind.) De la Farre liebte Madame de la Sabbe schon lange. Er besuchte sie eines Morgens, und richtete seine Augen immer starr auf ihr Gesicht; endlich fing er an: „Ich bitte Sie, was haben Sie an Ihrem rechten Auge?" — „Ach, la Farre," sagte sie, „Sie lieben mich nicht mehr; diesen Fehler habe ich immer gehabt; aber die Leidenschaft hat ihn Ihnen bis heute verborgen gehalten."

Ein Geistlicher predigte einst vor einer Anzahl von Studenten. „Meine Herren," sagte er, „verschließen Sie ihr Ohr vor schlechten Reden!" Augenblicklich hielt sich die ganze Versammlung die Ohren zu.

Räthsel.

Das, was ich mein', ist wohlbekannt,
Vor Löchern mancher es schon fand;
Auch spürt' es mancher unter'm Schopf,
(Er hatte Schmerzen dann im Kopf).
Ein Nordlandfahrer es schon sah
Am Eismeer in Amerika.

Auflösung des Räthsels in № 24:
Tintenfaß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Samstag, 5. März 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine lange, schmerzliche Pause. Franzens inneres Leben schien die ganze hohe Gestalt zu erschüttern, doch nahm er sich heftig zusammen und sagte mit trübem Ernste: „Euer Durchlaucht sprachen von mir mitzutheilenden Papieren?“ — „Das ist freundlich von Ihnen, daß Sie daran denken,“ sprach sie, stand auf und holte eine ganze Mappe voll Akten, die sie nach und nach auf dem Tische ausbreitete. Nachdem er das Testament durchlaufen und auch die Ausfertigung, die Pension betreffend, gelesen hatte, bemerkte er gesammelt: „Ich freue mich, daß Sie eine geregelte, sichere Zukunft haben, das wird Sie ruhig erhalten.“

„Es ist mir angenehm,“ entgegnete sie, „aber nicht für mich, sondern für meine Armen. Schon zu Zeiten des Fürsten nahm ich Theil an Frauenvereinen; das kann ich nun fortsetzen. Deßwegen auch wollte ich Sie bitten, bei der Auszahlung der Pension meine Wünsche zu berücksichtigen und sich gleich die Summen aufzuschreiben, die davon abgezogen und zu milden Zwecken verwendet werden sollen.“ — „Denken Sie gar nicht an Ihre Eltern und Geschwister?“ schaltete Franz ein. — „Sie haben das Unentbehrliche und das Mehr nährt den Egoismus,“ sprach sie kalt.

Franz strich sich die Haare aus dem Gesichte, sagte kein Wort, ergriff Feder und Papier, und schrieb, indem er dann und wann in Helenens marmorartiges Gesicht blickte.

„Schreiben Sie, daß ich hundert Thaler für die indische Gesellschaft, für jene christlichen Wilden bestimme, die in Afrika für Gott gewonnen werden,“ sprach sie sanft.

Franz schwirrte es vor den Ohren. „Hundert Thaler für die indische Gesellschaft!“ dachte er schmerzlich; „ihre Geschwister würden sich mit diesem Gelde eine Erholung, eine Freude gemacht haben. Aber da fühlt sie sich berufen, die, die sie liebt, zu kasteien, und die, die ihr fern stehen, zu beglücken. Seltsamer Irrthum das!“

„Schreiben Sie auch auf, daß ich zweihundert Thaler dem Magdalenenstift, dreihundert der Diakonissenanstalt in Mariendorf, fünfzig für die Warteschulen, sechzig für den Kindbetterinnenbeistandsverein, hundert für die Beförderung des christlichen Sinnes der Dienstboten, hundertfünfzig für die Bibelgesellschaft aussetze,“ sagte sie weiter.

„Aber Durchlaucht,“ bemerkte Franz, „Sie treiben die Wohlthätigkeit in einem zu großen Style. Wo soll das hinaus mit Ihren Einkünften, wenn Sie bereits so beträchtliche Summen fortgeben und dabei noch gar nicht die Hausarmen und die unerwarteten, nicht zu berechnenden Ansprüche berücksichtigt haben?“

„Lassen Sie mich ungehindert über das Irdische verfügen,“ entgegnete sie fest, „nehmen Sie besondere Rücksicht auf die fünfzehnjährige Katharina Milde, die von dem Geiste des Herrn gesegnet, sich hinneigt zur wahren und einzigen Gottesfurcht. Machen Sie sich einen rothen Strich, damit Sie Katharina empfehlen können. Einstweilen hat die Oberstlieutenantin Klinkig die Aufsicht übernommen, damit das Mädchen in der Anstalt, in der es sich befindet, nicht durch Arbeit vom Gebete zurückgehalten werde. Der Pfarrer wird alle vier Wochen ein Zeugniß ausstellen, und je nachdem Sie dieses Zeugniß finden, zahlen Sie ihr gefälligst von vier bis fünf Thaler fünfzehn Groschen monatlich aus . . .“

Helenens Anordnungen gingen so fort. Sie sprach von Garn, das sie den Waisenkindern zum

Strumpfstricken überlassen würde, von Erklärungen der heiligen Schrift, von so Vielem, was Franz beachten mußte, was ihn aber entnüchterte und Helene zu einem Wesen zusammenschrumpfen ließ, das ihm fremd war. Er versuchte, ihr über dieses und jenes Vorstellungen zu machen; sie blieb dabei, daß, wer Christus im Herzen trage, freudig durch gottgefällige Thaten ihn anerkennen müsse. Sie sprach auch von der Verstocktheit der Welt, von der Wüste des Unglaubens, vom Hochmuth der Vernunft, und vertiefte sich dermaßen in ein gleichsam krystallisirtes Christenthum, daß Franz endlich aufstand und sich mit wehmüthigem Ernste zum Gehen anschickte. — „Ich reise morgen," sagte Helene, Abschied nehmend. „Wir werden uns vorläufig nicht wiedersehen. Aber im Himmel, in der Religion, im Jenseits wird sich auch für uns eine Form der Vereinigung finden. Leben Sie wohl. Ich werde innig und oft für Sie beten."

Sie sandte einen langen Blick nach Oben, reichte ihm noch einmal die Hand und trat, um jeder weitern Rührung vorzubeugen, zurück in ihr Schlafgemach, dessen Thüre sie hinter sich zuzog. Franz aber schritt beklommen, bestürzt, halb besinnungslos durch die weiten Gemächer die Treppe hinab und als der Diener ihm die Thürflügel geöffnet und er über den mit Gras bewachsenen Hof in die Straße und von da ins Freie lief, wo ein sonniger Herbsttag die Bäume, das Gras, die Blumen, die Ferne mit Jauchzen und Jubel bestreute, da fiel es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen und er rief außer sich: „Alma! O Alma! O Alma!"

15.

Frau von Wallsee war voller Besorgniß für ihre Nichte. Jetzt eben hatte sie den geschicktesten Arzt der Stadt zu sich beschieden und besprach mit ihm die wunderlichen Zustände Alma's. „Sie schläft keine Nacht," sagte sie betrübt; „sie ist so aufgeregt, so fieberhaft, daß ich das Aeußerste, eine Nervenkrankheit, befürchte. Sie sollten nur sehen, wie sie von einer Beschäftigung zur andern, von einer Zerstreuung zur andern greift. In dieser Stunde will sie dies, in jener jenes. Sie ist nicht bei Sinnen."

Der Arzt lächelte schweigend, dann entgegnete er: „Naturen, wie die Ihrer Fräulein Nichte, bedürfen Gemüthsbewegung; sie ist ihr Element, deßwegen ist ihnen die Aufregung nicht schädlich. Es sind feine, nervöse Organisationen, auf die das Leben wie der Champagner wirkt. Lassen Sie sie ihren Weg gehen, widerstreben Sie ihr nicht, das ist das Beste."

Indem trat Alma ein. Sie war im Reitanzug; mit der kleinen, zierlich behandschuhten Hand hielt sie den langen, schwarzsammtnen Rock, mit der andern, die ohne Handschuhe war, strich sie sich die Haare von der glühenden Stirne. „Doktor," sagte sie laut und lachend, „ich habe einmal wieder einen kühnen Ritt nach alter Weise gemacht. Gestern ist das Racepferd aus London angelangt und heute habe ich es versucht. Das setzt über die Gräben, wie wenn es Pegasus wäre. Nur einmal habe ich den Sporn brauchen müssen, aber da machte es einen Satz, als wolle es mit mir über den Kirchthurm springen."

„Aber Alma," wandte die Tante ein, „Du wagst Dein Leben, und, was noch schlimmer ist, Deine Weiblichkeit."

„Bah," rief sie lachend, „was sprichst Du von Weiblichkeit? Wer applaudirt sein will, muß schon ein Bischen Aufsehen machen. Du hast keine Geschichte studirt, sonst würdest Du wissen, daß die Frauen in alter Zeit frei waren, die Waffen führten, mit in den Krieg zogen. Und ich, die ich unabhängig bin, ich sollte nicht ein Bischen Emancipation spielen, ein neues Pferd reiten, eine Cigarre rauchen?" — Sie griff in ihre Tasche, holte Pahitos heraus, bot davon, auf die flache Hand gelegt, dem Arzte, zündete einen Wachsstock an und blies herzhaft Rauch von sich. Die Tante seufzte. „Beweisen Sie doch Alma, daß das Rauchen schädlich für die Zähne ist," sagte sie zum Arzte gewandt. Allein dieser lächelte und meinte, das, was er sehe, sei unschuldige Spiegelfechterei. Alma würde nächstens einen kleinen Schwindel bekommen und dann das Rauchen lassen.

„Glauben Sie?" rief sie lustig. „Das wäre ja entsetzlich für heute Abend, wo ich auf den Ball gehen und Furore machen will." Sie warf die Cigarre weit von sich und setzte sich neben Frau von Wallsee. „Tantchen," sagte sie schmeichelnd, „ich habe mir eine Toilette für diesen Abend bestellt, wie ich sie noch nie getragen und wie sie überhaupt noch nicht da gewesen ist. Das soll ein Geflüster geben, wenn ich eintrete. Das muß den Prüden der Stadt die Galle ins Blut treiben."

Die Tante schüttelte unmuthig den Kopf und der Arzt erzählte im Weggehen: „Ich habe Briefe von der Fürstin Helene. Sie ist glücklich in Barmen angelangt. Aus dem frommen Ton, den sie anstimmt, geht deutlich hervor, daß

sie Wittwe bleiben und schwerlich an eine Verheirathung, wenigstens nicht mit Herrn von Brinkmann, denken wird."

Alma horchte hoch auf und der Arzt empfahl sich. Kaum war er fort, so fiel sie der Frau von Wallsee freudeglühend um den Hals. „Tante, Tante!" rief sie, „wäre es doch Abend und träte ich glänzend und strahlend unter die gaffende Menge!" — „Du bist unsinnig?" sagte Frau von Wallsee. — „Vielleicht nur unglücklich," entgegnete Alma schwermüthig, indem sie aufstand und das Zimmer verließ.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Kirchenväterliche Theaterkritik.

?! Der Vorhang im Fruchthallsaale ist gefallen, gefallen zum mindesten auf Jahresfrist, vielleicht auf länger. Wie viel Konversationsstoff, holde Leserin, hat nicht während der letzten beiden Monate dieser Thespiskarren nebst seiner Bemannung resp. Beweibung Dir und Anderen geliefert! Aber auch geschrieben, ja sogar gedruckt*) wurde allerhand darüber — Gereimtes und Ungereimtes! Wie wäre es, geliebte Leserin, wenn wir Beide zur Buße und Sühne für das Ungereimte, was möglicherweise selbst uns beiden, Deinem Gänsemündchen und meinem Engelskiel, während der Saison entschlüpft sein könnte, uns heute einmal, so hart uns dies auch ankommen mag, selber zum Stillschweigen verurtheilten und dafür einem Dritten das Wort ließen, einem Kirchenvater, dem h. Aurelius Augustinus mit seinem originellen punischen Styl?

Doch da ist er schon, ein in afrikanisches Schweinsleder gebundenes Exemplar seiner „Geständnisse" in der Hand haltend. Er schlägt den Anfang des dritten Buches auf. Also wer Ohren hat zu hören, der höre!

„Kaum in Karthago angekommen, umschwirrte mich von Stund an auf Tritt und Schritt ein wahrer Schwarm von galanten Abenteuern. — —

Eine kolossale Anziehungskraft übte unter diesen Umständen das Theater auf mich, das Theater, wo mir die reizendste Kollektion von plastischen Modellen**) für meine (erotischen) Jammerzustände und von brennenden Lunten für meine geladene Kanone zu Gebote stand. Grand Dieu! was ist doch der sogenannte Mensch für ein pudelnärrisches Thier! Im Theater will er für sein Geld Trübsal blasen*), indem er sich Rührscenen und tragische Situationen ansieht, für welche er sich doch selbst allerschönstens bedanken würde. Und doch will der Zuschauer partout sich darüber abhärmen und findet gerade in diesem elegischen Zerschmelzen einen raffinirten Genuß. Pyramidaler Blödsinn, auf Ehre! denn je bedenklicher einer in der nämlichen Lazarethabtheilung krank liegt, um so berauschender ist der Kitzel der Affekte. Allerdings wenn einer selber leidet, so nennt man das gewöhnlich Leiden; wenn er andere bemitleidet — Mitleiden. Allein was hat es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit dem Mitleiden bei dem unsoliden Komödienzeug. Das P. P. Publikum wird ja doch nicht zu thätlicher Hilfeleistung auf die Bühne hinaufgerufen**), sondern blos höflichst eingeladen, die Taschentücher zu ziehen; und je stärker diese durchnäßt werden, um so phrenetischer ist der Applaus für den Komödianten. Und wenn diese Jammergeschichten — mögen sie nun auf historischer Grundlage ruhen, oder rein aus der Luft gegriffen sein — so herumgespielt werden, daß der Zuschauer dabei trocken bleibt, so läuft der Kerl in einer höchst ekligen und kritischen Stimmung davon; wenn es ihm dagegen schier das Herz abdrückt, so bleibt er wie festgenagelt sitzen, bis der Vorhang fällt, und weint bittersüße Zähren. Ja beim Teufel, hat man denn den Schmerz gern? Au contraire, jedes Thierchen sucht sein Plästrchen. — — —

Ich bin nämlich auch jetzt nicht ohne Mitgefühl; allein anno dazumal (371 p. Chr.) im Theater nahm ich den innigsten Antheil an dem

---

*) Geschrieben wurde sogar noch um ein erkleckliches mehr als gedruckt. Die Red.

**) Schmerzlich vermissen wir hier in dem Concepte des Heiligen biographische Details über die damaligen Darstellerinnen der „Schönen Helena" an der Karthager Bühne, sowie über die dortigen Balletgestirne!

A. d. B.

*) Mit Ausnahmen! Eine meiner Münchener Bedienerinnen z. B., ein gebildetes Stubenmädel, sagte eines Tages zu mir: in ein Trauerspiel gehe sie grundsätzlich nie, weil sie finde, wenn man einmal zu seinem Privatvergnügen heulen und schluchzen wolle, so könne man das ja zu Hause ebensogut thun und brauche alsdann kein Geld dafür auszugeben.

**) Der Münchener Lohnkutscher Kränkl, sel. Angedenkens, rief einmal, vom Mitgefühl überwältigt, von der Gallerie des Hoftheaters herab einer auf der Scene von einem Meuchelmörder bedrohten Person mit kräftiger Baßstimme zu: „Dumm's L—der, so schau' Dich doch um!" — Ob Kränkl die Kirchenväter gelesen hatte, weiß ich nicht.

Glücke der Liebenden, wenn sie sich kriegten *) und dabei der bürgerlichen Moral ein Schnippchen schlugen, obschon natürlich alles blos Komödie war. Wenn sie sich dagegen nicht kriegten, so bedauerte ich sie in imaginärem Mitleiden auf das Lebhafteste, und doch machte mir beides Plaisir. —

Jetzt freilich erscheint mir das Alles in einem gänzlich veränderten Lichte!"**)

* * *

Mit diesen Worten klappt der Herr Kirchenvater sein Schweinslederchen zu und empfiehlt sich französisch — das einzige Zugeständniß, welches er bei seinem ganzen Besuche den modernen Ideen macht.

Andächtige Leserin! Ich habe es unternommen, in das Studium der Kirchenväter, welches bis dahin noch nicht auf Deinem Lektionsplan figurirt hatte, Dich einzuführen. Nunmehr magst Du nach Belieben Dich selbständig weiter orientiren. Addio!

Mannigfaltiges.

Das Pariser Journal „Le Soir" bringt folgende statistische Aufstellung über die Ausgaben, welche der jüngste große Ball im Hotel de Ville zur Folge gehabt hat. Von den Eingeladenen waren 9500 Personen erschienen, nämlich 3500 Damen und 6000 Herren. Die Kosten der Toilette der Damen betragen: Kleider, mit Ausnahme des Schmuckes, 825,000 Fr.; Blumen, künstliche Blumen und Federn 21,000 Fr.; Handschuhe 10,000 Fr.; Schuhe 25,000 Fr.; Wäsche und was dazu gehört 11,722 Fr.; Coiffure und Parfumerie 13,000 Fr. Toilette der Herren: Handschuhe und Cravatten 20,000 Fr.; Coiffure 2700 Fr.; Wäsche ꝛc. 26,000 Fr.; Kosten der Schneider und Hutmacher 28,000 Fr. Fuhrlöhne, 8000 Stunden, 28,000 Fr. Trinkgelder für die Kutscher 1200 Fr. Zusammen 1,002,725 Fr. Dabei sind nicht die Kosten der falschen Haare berechnet, welche etwa den Werth von 212,000 Fr. und das Gewicht von 526 Kilogr. haben werden. Der Statistiker fragt schließlich die „Herren von der Marseillaise", ob sie vielleicht eine Emeute aufweisen könnten, welche den pariser Geschäftsleuten eben so viel einbringen würde.

Auf dem Pariser Opernball hat sich letzthin eine seltsame Bekanntschaft angeknüpft. Eine elegante weibliche Maske von zierlicher Gestalt wurde sehr hitzig verfolgt seitens eines hochgewachsenen Mannes, welcher als Teufel maskirt war. Der Teufel versuchte die Seele der Kleinen durch die Anbietung eines Sopers, jene verhielt sich Anfangs ablehnend, nahm aber schließlich die Einladung an, und man begab sich nach dem Café Anglais. „Was darf ich Madame anbieten?" sagte der große Teufel und legte die Speisekarte vor. Man soupirte lukullisch, aber eigensinnig bestand die schöne Maske darauf, ihr Gesicht erst bei der dritten Flasche Sekt zu enthüllen. Als diese entkorkt war, erfolgte die Demaskirung und — o Schrecken! die Schöne entpuppte sich nicht blos als ein Mann, sondern auch als der jugendliche Mitredakteur des demokratischen „Rappel" — was für den Teufel um so peinlicher war, da sein gehörntes Haupt das des Redakteurs des frommen „Pays" war.

Gemeinnütziges.

(Das Haar ohne Brenneisen lockig zu machen.) Man nehme das Weiße von einem Ei, feingestoßenen weißen Zucker 1 Quentchen, weißen Wein 1 Eßlöffel, und mische Alles zu einer Salbe untereinander.

Oder man nimmt Gummi Elemi 1 Loth, Rosenwasser ½ Pfund, und läßt Ersteres in Letzterem kochen. Das Haar wird mit diesem wie mit dem vorigen Mittel des Abends benetzt und gewickelt; den Morgen darauf laufen und halten die Locken so gut zusammen, als wenn sie gebrannt worden wären.

Scherzfrage.

Kann man auch etwas in einer leeren Tasche haben?

Auflösung des Räthsels in № 27:

Kater.

*) Cum sexo fruebantur.

**) Französisch: Quand le diable fut vieux, il se fit ermite.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Dienstag, 8. März **1870.**

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Fortsetzung.)

Der Abend war herangerückt. Alma stand fertig gekleidet vor einem großen Spiegel in ihrem kleinen Toilettenzimmer. Die Eleganz, die sich hier als Grundsatz und Element entwickelte, die matte Opallampe, die in der Mitte des Kabinets hing, und in diesem Augenblick von hellstrahlenden Lichtern ausgelöscht wurde, die seidenen Draperien und Vorhänge, die keinen Laut in dies Heiligthum eindringen ließen, die niedrigen Divans, das eher sich errathen lassende als sichtbare Bett, die duftenden und doch nicht nervenangreifenden Blumen, die mit dem Fußteppich und den Tigerdecken an Farbe wetteiferten, das Alles trug einen Stempel der Persönlichkeit, der unbeschreibbar war. Alma, getrieben von einem wirklichen Schönheitssinn, hatte in sich die Kraft, nie irgend einen Gegenstend den Anstrich der Nachlässigkeit gewinnen zu lassen. Bis jetzt hatte sie Sorge getragen, daß sie wo möglich noch schöner in diesem Kabinete als außerhalb sei. Sie hatte die Kunst, in einem bereiteten Bade die Ermüdung des Tages von sich zu streifen und duftend und frisch mit den weißen Mußl nen um sich zu wetteifern; sie sorgte auch dafür, daß Alles, was zur Maschinerie der Toilette gehörte, jene fischbeinernen und gesteiften Hüllen, jene Haar- und Stecknadelgeheimnisse schnell entfernt wurden und sie sich selbst die Illusion machen konnte, daß sie keiner Künstelei bedürfe. Heute besonders hatte sie sich mit dem Gedanken beschäftigt, sie wolle die ganze Fülle einfach antiker Schönheit mit in die Welt nehmen. Als sie fertig war, ließ sie die Tante zu sich herüber bitten: „Wie gefalle ich Dir?“ fragte sie hastig. — „Du bist schön,“ entgegnete die sanfte Frau, „aber ich wollte, Du bliebest zu Hause. Deine Augen strahlen im Fieber.“ — „Das bildest Du Dir ein! Schnell den Hermelinüberwurf und in den Wagen.“ — Sie zog die Tante mit sich fort. Als sie im Coupe rechts und die Tante links saß, die in Dunkelheit getauchten Häuser betrachtete, dem gleichmäßigen Trabe der Pferde horchte, bewegten sie Gedanken, von denen die Tante da neben ihr keine Ahnung hatte, Gedanken, die die tiefste Leidenschaft, die ernstesten Betrachtungen bargen. Sie hatte sich gleichsam innerlich in Schmerz gehüllt, hatte unzählige Wünsche unterdrückt, hatte so zarte, so tiefgehende, so flüchtige, so starke Gefühle gehabt, daß diese den Düften, den Wolken, den Sonnenstrahlen, den Schatten, die kommen und schwinden, vergleichbar waren. Seit Monaten hatte sie ein Dasein verbraucht, seit Wochen sich mit einer ungeheuern Lüge herumgeschlagen, mit einer nothgedrungenen, vergifteten, fürchterlichen Lüge, die ihr die Gesellschaft, der Stolz, die Nothwendigkeit aufgedrungen hatten. Sie verabscheute sich, wenn sie sich eingestehen mußte: „Auch ich spiele Komödie!“ Sie haßte die Sitte, die sie mitten in diesem Kampf schön, graziös, wahr erscheinen ließ, die sie lehrte, daß die Verstellung die Sprache der Frauen, und die Wahrheit nur die Ausnahme ist. „Gewisse Frauen heucheln das Lächeln, andere weinen, noch andere empören sich, aber sie lügen alle, und auch ich lüge . . . .“ Das dachte Alma schwermüthig, wenn sie sich die Vergangenheit zurückrief. Sie mußte die anscheinende Herrschaft über sich, die Freiheit der Bewegung in den größten Konflikten des Lebens, verachten; verachten, daß die Frauen ebensovtel Varianten für das Ja als für das Nein besitzen; und doch saß sie jetzt eingehüllt in ihrem Hermelinüberwurf

und träumte und träumte. Was bewegte Alma? Was schlummerte oder bäumte sich in ihr? War es das Herz, das liebt, der Stolz, der haßt? Warum das Zucken der kleinen blauen Zornesader auf der Stirn? Warum diese eiskalten, flatternden Hände? Warum diese brennende Sehnsucht, Franz zu begegnen? Wozu dieses Streben, ihm strahlend wie eine Göttin entgegenzutreten? Leben dieselben Wünsche wie vor wenig Tagen in ihrer Seele, wo sie in einer Fiebernacht wachend ein Gedicht machte, das ihr den Schild Minervens, den steinernen Blick Medusens, die Schauer ihres Schlangenhaars lieh? Rang sie mit dem Speere wie eine Amazone, griff sie nach dem Dolche wie eine Spanierin? Oder ist die Stimmung gewichen? Warum starrt sie auf die Straße? Warum schrickt sie zusammen, als der Wagen vor einem in Lichter und Lampen getauchten Hotel hält, die gallonirten Diener den Tritt herablassen und sie hinter der Tante her die große mit Teppichen und Blumen geschmückte Treppe hinansteigt?

Alma trat in den glänzend dekorirten Saal. Auf den erhöhten Sitzen hatte sich ein Kranz Frauen gebildet, die, dem Tanze zuschauend, und, in Seide und Edelsteinen schimmernd, lieblich anzusehen waren. Die Musik schallte von oben herunter, die Paare wirbelten und drehten sich; die nicht tanzenden, in Uniformen mit Orden, gekleideten Männer wandeln hin und her, um dort ein Gespräch und hier ein Geschäft anzuknüpfen. Die Einen unterhielten sich über die vorgegangenen Staatsveränderungen, über die neuen in den Dienst getretenen Beamten, in welche Kategorie Franz gehörte, die Andern über an- und abwesende Frauen. O wüßten diese, wie Männer, in ihrer Gegenwart fromm und gut, von ihnen entfernt cynisch, zum Erschrecken cynisch sind, wie sie das, was sie zu lieben scheinen, zu verspotten wissen, wie sie die zartesten, lieblichsten Geschöpfe durch rohe Gespräche entheiligen und verunehren, es würde sie vorsichtig machen.

„Was halten Sie von Fräulein Alma?" fragte ein Lieutenant, nachlässig an einen Candelaber gelehnt, und strich sich seinen Schnurrbart. — „Sie ist wie die Thränenweiden, die vom Sturme geschüttelt sich tief beugen, gebrochen scheinen und plötzlich wieder gerade sind," antwortete eine auf Witz und Schärfe Anspruch machende Dame. „Sehen Sie nur, wie sie heute strahlt. Gestern wollte sie sich todtweinen." — „Sie ist eine Taschenspielerin, sie eskamotirt sich und Andere," bemerkte ein Referendarius.

„Es ist wahr," meinte ein alter Hofmarschall, „die Damen heute Abend geben dem Auge einen Götterschmaus, ich möchte diese Toiletten Leckerbissen für den Geschmack nennen. Sehen Sie nur den Tanzsaal, die Nebenzimmer, die mit den schönen Damen zu wetteifern suchen. Mir kommt das Ganze wie eine Theaterdekoration vor; ist es nicht, als wenn der Stab einer Fee hier gewaltet und diesen Duft von Blumen, Tönen, von Schönheiten und Kleidern bunt durcheinander geworfen hätte?"

Wirklich hatte sich an jenem Abend Alles, was die Stadt an Frauenschönheit barg, wie in einem Keepsake zusammengefunden. Die hübschesten Füße waren zum Tanze ausgestreckt. Die elegantesten Taillen überließen sich dem Taumel des Walzers. Das Geflüster der sanften Stimmen, das Rauschen der seidenen Kleider, der Lärm des Tanzens, das Aneinanderrennen und wieder Auseinanderfliehen wurde phantastisch durch die Musik begleitet, die bald lärmend, bald leise auf- und abwogte. Diese geputzte, parfümirte, frisirte Gesellschaft überließ sich der Lust eines Festes, wie man sich einem unverhofften Glücke in die Arme wirft. Freilich hatte dies nicht allein Farben, Kleider, Musik zu bieten, es schien auch eine Seele, einen Geist, Gedanken, Gefühle zu haben. Verborgene Leidenschaften gaben ihm eine scharfausgeprägte Physiognomie; spöttische Blicke wechselten mit neugierigen Mädchenaugen, die wie Gazellen dahin flogen; eifersüchtige Betrachtungen stemmten sich gegen die Hingebung der Liebe.

(Schluß folgt.)

Bei der Lektüre eines deutschen Wörterbuchs.

Humoristische Betrachtungen
von
Oskar Wagner.

Der freundliche Leser wird wohl nicht begreifen, wie es Jemand einfallen kann, über ein Wörterbuch eine Humoreske zu schreiben.

Ein Lexikon ist und bleibt ein trockenes, langweiliges Ding. Die meisten Menschen nehmen es nur zur Hand, wenn sie müssen, und die ganze studirende Jugend empfindet davor eine entschiedene Abneigung.

Ich bin selber einst von einer solchen Abneigung, einem solchen Widerwillen gegen die unschuldigen

Lektüre befallen gewesen. Bei näherem Eingehen jedoch ist dieser Widerwille geschwunden, sie sind mir eine liebe, angenehme Lektüre geworden, und ich kann mich Stunden lang ganz prächtig mit ihnen unterhalten. Ich spaziere dann ganz behaglich zwischen den Zeilen umher, und es kommen mir dann allerlei Gedanken und Einfälle, die mir ohne das Wörterbuch nie gekommen wären.

Wenn der freundliche Leser mich nun auf einem solchen Spaziergange begleiten will, so wird er gleich sehen, was Einem bei solcher Lektüre Alles einfallen kann.

Was ist ein Wörterbuch? Ein Wörterbuch ist eine Bank, in deren Kellern der ganze Sprachschatz eines Volkes niedergelegt ist; die Bücher aber sind deren Noten, welche zirkuliren. Nun sollte man meinen, daß, je reicher eine Sprache ist, je mehr Wortkapital in den Kellern der Bank ruht, auch desto mehr Noten oder Bücher im Umlauf sein müssen, und folglich die Literatur dieser Sprache im Verhältnisse reich sein müsse. Das ist aber nicht immer der Fall. Es gibt Banken, die mit ihrem ganzen Kapital arbeiten, andere bringen nur einen kleinen Theil desselben in Umlauf.

Die Sprache besteht bekanntlich aus Hauptworten, Beiworten, Zahlworten, Fürworten, Zeitworten, Nebenworten und Empfindungsworten.

Die Sprache fängt mit dem Hauptworte an und hört mit dem Ausrufs- oder Empfindungsworte auf.

Das Leben ist eine umgekehrte Grammatik; es fängt mit einem Ausrufs- oder Empfindungsworte an, wenn der junge Weltbürger seine Erscheinung kundmacht, und hört mit dem Hauptworte auf — und dieses heißt: der Tod.

In unsere Wörterbücher haben sich sehr viele Fehler und Irrthümer eingeschlichen. Manche Worte sind als Hauptworte aufgeführt und sind Bei- oder Nebenworte; andere wiederum werden Zeitworte genannt und gehören unter eine andere Rubrik.

„Lieben" zum Beispiel ist kein Zeitwort, sondern ein Empfindungswort, und zwar eines der stärksten; es kommt ihm an Kraft vielleicht nur „geprügelt werden" nahe. In diesem Sinne sind „Fünfundzwanzig" auch kein Zahlwort — sondern ein Empfindungswort.

„Zahlen" betrachten Viele als ein Zeitwort, indem sie sagen: damit hat es Zeit; Andere wiederum denken, es sei ein Nebenwort, und sagen: Zahlen ist Nebensache.

„Zahlen" hingegen, das heißt die Zahlworte, wie fünfzig, hundert u. s. w., sind für Viele nicht Zahlworte, sondern Empfindungsworte; sie werden empfindlich, wenn sie zahlen sollen, haben dagegen sehr angenehme Empfindungen, wenn sie Geld einstreichen.

Die „Ehe" ist kein Hauptwort, sondern ein Bindewort, und so könnte man deren noch viele aufzählen.

Ferner sind in unseren Wörterbüchern viele Worte schlecht oder gar nicht definirt. Ich will diese Behauptung durch einige Beispiele erläutern. Ich schlage mein Wörterbuch auf und finde das Wort: Anführungszeichen. Ein Anführungszeichen, heißt es darin, auch Gänsefüßchen genannt, besteht aus zwei Häkchen, welche zu Anfang und am Ende einer angeführten Stelle gesetzt werden.

Diese Definition ist sehr unklar. Ich habe lange darüber nachgedacht und herausgebracht, das Anführungszeichen sei die Ehe. Bei der Ehe hat es jedes Mal seinen Haken, und Alle, die sie eingehen, sind immer mehr oder weniger — angeführt.

Ich blättere weiter. Bei dem Worte „Maulschelle" heißt es: das ist „eine Ohrfeige". Bei dem Worte „Ohrfeige" heißt es: das ist „ein Backenstreich", und bei dem Worte „Backenstreich" heißt es: das ist „eine Maulschelle". Offenbar sind diese drei Worte Schwestern und sehen sich ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern. Sie sind alle drei nicht übel beleumundet, man hütet sich, mit ihnen zu thun zu haben, und wer das Unglück hat, mit einer derselben in Berührung zu kommen, muß jedes Mal erröthen.

Diese drei Schwestern gehören in die Familie der „schlagenden Beweise". Denn wenn Zwei mit einander streiten und sind mit allen Vernunftgründen fertig, dann greifen sie zu den schlagenden Beweisen, das heißt, sie langen sich Maulschellen.

Bei dem Worte „Henker" steht: ein Scharfrichter. Das ist richtig. Er ist ein Richter, der nur etwas scharf richtet. Man könnte aber auch sagen, er sei ein unachtsamer Barbier, weil er den Bart sammt dem Kopfe wegnimmt.

Bei dem Worte „Stockfisch" steht: Stockfisch ist 1) ein Fisch, 2) ein dummer Kerl.

Warum nennt man nun einen dummen Menschen einen Stockfisch? Weil der Stockfisch ohne Kopf am weitesten kommt, was bekanntlich auch sehr oft bei dummen Leuten der Fall ist.

Dann finde ich das Wort „alte Jungfer". Bei diesem Worte steht gar Nichts; man kann sich also dabei denken, was man will. Und so denke ich mir denn, eine alte Jungfer sei ein

Schiff, welches einsam im Hafen liegt und nicht auslaufen kann in's Meer des Lebens, denn es fehlt ihm die Bemannung.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein merkwürdiges Zahlenzusammentreffen.) Eine Familie in einer unserer Nachbargemeinden besteht aus Vater, Mutter, 4 Söhnen und 4 Töchtern; der Vater ist 57 Jahre alt, und eben so alt die 4 Söhne zusammen; die Mutter zählt 43 Jahre und eben so alt sind die 4 Mädchen zusammen. Vater und Mutter haben zusammen ein Alter von 100 Jahren und wieder eben so alt sind die 8 Kinder zusammen. Das Alter der Knaben ist 21, 17, 14, und 5 Jahre und das der Mädchen 19, 12, 10 und 2 Jahre.

(Der Virtuos.) Es ist bekannt, daß seit Jahrzehnten der deutsche Bauernstand nach verschiedenen Seiten hin Fortschritte gemacht, und namentlich auch hinsichtlich des häuslichen Comforts dem Zeitgeiste Rechnung zu tragen sucht. Daß hierbei da und dort Mißgriffe mit unterlaufen, ist leicht begreiflich und man findet zuweilen in Bauernstuben einzelne Möbel- und Schmuckstücke, die sich selbst zu fragen scheinen, was sie an ihrem jetzigen Platze eigentlich sollen.

Als unentbehrlich zur zeitgemäßen Einrichtung seines Hauses betrachtet mancher wohlhabende Landmann das Fortepiano, und nur zu oft fehlt im Hause die Hand, die seine Saiten ertönen macht.

Ein sächsischer Rechtsanwalt begab sich nach einem nahegelegenen Dorfe zu seinem Clienten, weil ihm in einer Streitsache die Information an Ort und Stelle sehr ersprießlich erschien. Nach Erledigung der Angelegenheit machte ihn der Bauer mit seinen Besitzthümern und Schätzen bekannt, und zeigte ihm mit ganz besonderer Selbstzufriedenheit ein neues Fortepiano. Um den Werth des Instruments in das rechte Licht zu stellen, setzt sich der Hausherr an dasselbe und beginnt mit beiden Händen die Kreuz und Quere wild auf den Tasten herumzutrommeln. Auf die mit Lächeln gestellte Frage des Advokaten: „Wo er denn das gelernt habe?" erhält er von dem Spieler die halb von Selbstgefälligkeit, halb von Verwunderung über sein eigenes Genie eingegebene Antwort: „Ich kunnt's gleich!"

(Eine Entdeckung.) Kommissär: Ihr habt ja auch einen Sohn Joseph zu Hause?

Bauer: Joseph? Ne, en Joseph haben wir net.

Kommissär: In dem pfarramtlichen Verzeichnisse kommt doch ein Joseph vor?

Bäuerin: Jesses — richti! unser Seppel heißt ja Joseph.

Gemeinnütziges.

(Das Putzen von Silberwaaren.) Ein ganz neues, von Silberarbeitern in London herrührendes Mittel, Silberwaaren zu putzen, ist folgendes: Man nimmt sehr verdünnte Citronensäure, eine geringe Menge Soda und gepulverten Kalk. Man mischt dieses gut zusammen und setzt es der Sonnenhitze aus. Wenn die Flüssigkeit auf diese Art verdunstet ist, bleibt ein feines Pulver zurück, welches man schon am folgenden Tage zum Putzen anwenden kann.

(Gute Wachspomade.) Man nimmt 6 Loth Weißwachs, zerläßt es auf einem zinnernen Teller über Kohlen, rührt nach und nach 2 Loth Mandelöl darunter und setzt dieser Masse nun noch etwas Rosenwesser zu Sie verdient ihrer Einfachheit wegen alle Empfehlung.

Akrostichon.

Aus deinen Augen rein und mild
Man blickt der Unschuld schönstes Bild,
An deinem Mund, — dem Röslein gleich,
Lacht einer Liebe Himmelreich;
In deinem Herzen perlend springt
Ein Quell, — der tief ins Inn're dringt.

Der Sänger vom Rhein.

Antwort auf die Scherzfrage in Nro. 28:

Ein Loch.

Sinnstörender Druckfehler.

In dem Artikel „Kirchenväterliche Theaterkritik" (Nr. 28 der „Pf. Bl.") Zeile 12 von vorn ist selbstverständlich zu lesen: „Deinem Engelsmündchen und meinem Gänsekiel."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Donnerstag, 10. März 1870.

Ein Frauenherz.

Novelle von Therese.

(Schluß.)

In einem der bewegtesten Augenblicke war Alma in den Saal getreten und gleich von einem Halbdutzend Tänzern und Verehrern umringt worden. Sie hatte ihre lauteste, ihre glänzendste Laune mitgebracht. Sie schwamm förmlich in Schmeicheleien, in bon mots, in Plänkeleien, in Anflügen von Vertraulichkeiten, von gesellschaftlichen Schmerzen und Wonnen, von Vorwürfen und süßen Abgöttereien. Sie empfand jene heftigen Pulsschläge, die nicht ohne Zauber sind und die alle Kräfte beanspruchen, war in die sprudelndste Heiterkeit versenkt und schien einem Genuß nachjagen, ein Glück finden zu wollen, das doch nicht auf dem Polster des Reichthums oder auf den Schwingen der Ballmusik ruht. Den Kammerjunker, der sie eine abgründliche Seele genannt hatte und der sich ihr mit Bücklingen auf Spinnenfüßen nahte, hatte sie kalt abgefertigt. Jetzt hatte sie einen Tanz mit dem Erbprinzen anzutreten, und lachte und scherzte mit ihm, als die Musik von Neuem begann. Aller Augen waren mit Neid auf das wunderbar schöne Paar gerichtet. Man flüsterte sich in das Ohr, man sprach von einer morganatischen Ehe. Da plötzlich, im Augenblick, als Alma zu tanzen begann, gewahrte sie Franz an einer Säule gelehnt, der sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zorn, Schmerz, Wehmuth und Trauer anblickte. Diese Augen auf sich geheftet sehen, blaß werden, vor der Gewalt dieser Nähe wanken, seufzen und stockend sagen: „Ich bin nicht wohl, ich bitte Euer Hoheit, mich zu entschuldigen, wenn ich abtrete," war Eins. Sie haßte sich, ihre Schwäche; aber sie sah Franz und erblickte vor sich einen Abgrund, in welchen Alles, Alles, ihre Entschlüsse, ihre Gefallsucht, ihre Rache wie umgewirbelt waren. Der Erbprinz hatte sie schweigend zu einem Sitze geführt und sich kalt entfernt. Im Tanzsaal war es sehr beklommen. In der Angst suchte sie ein stilleres Zimmer und fand endlich eines, in dem sie sich allein sah; hier athmete sie tief und schmerzlich auf. Eine Zentnerlast hatte sich auf sie gewälzt, sie wollte sie herunter von der Brust, von dem Herzen haben. Indem bewegte es sich vor ihr und Franz stand erschüttert in ihrer Nähe. Sie sah nicht auf; erschöpft, bleich lehnte sie im Sopha. Er sollte den Dolch in ihrer Brust nicht erblicken, deßwegen rupfte sie an den Blumen, die sie in der Hand und am Kleide trug. Aber Franz trat fest an sie heran und sagte mit seiner tiefen, von Empfindungen vibrirenden Stimme: „Alma, was thaten die Blumen, daß Sie sie so grausam tödten?"

Sie lächelte bitter. Mit unbeweglicher, schauerlicher Kälte entgegnete sie: „Blumen sind Blumen. Wozu diese Sentimentalität in dem Munde eines strengen Sittenrichters?" — „Alma, Sie verkennen mich; darf ich kommen, Sie besuchen, darf ich mit Ihnen reden?" fragte er aufgelöst in Rührung, indem er ihre Hand ergriff. Sie entzog sie ihm. Sie hätte schreien, ihm ihren ganzen Haß, ihre ganze Verachtung fühlen lassen mögen, und sprach doch wie von einer seltsamen, unwiderstehlichen Macht getrieben: „Wann wollen Sie kommen?" — „Befehlen Sie," entgegnete er weich mit der innerlichen Sehnsucht, mit der strahlenden Gewißheit seiner Liebe. „Darf ich kommen wie sonst um elf Uhr oder noch früher?" — „Kommen Sie um elf Uhr," sagte sie erschöpft, „und gehen Sie jetzt. Ich will allein sein." Sie schlug langsam die Augen auf und begegnete denen Franzens, die mit melancholischer

Glut auf sie gerichtet waren. Er verbeugte sich mit rascher, graziöser Bewegung, zauderte, wollte reden, sie winkte wieder und als er noch immer nicht gehen wollte, stand sie halbtodt vor Ermattung und Anstrengung auf und trat an einen Whisttisch, woran sie Frau von Wallsee fand. Da ging er, leicht, geflügelt, erwartungsvoll, traurig und doch aufgeregt. Alma rief nach ihrem Wagen, und als kurz darauf die ganze glänzende Gesellschaft in einer Polonaise durch die Nebenzimmer tobte, war sie plötzlich verschwunden.

16.

Der Morgen graute schon und noch hatte Franz keinen Schlaf gefunden. Das war nicht eine üppige, italienische Nacht, voll Zwiegesprächen mit den Sternen, sondern eine Nacht voll Erwartung und Furcht, voll Gedanken, voll Fragen, die keine Antwort fanden. Innerlichst bewegt, wollte Franz Fassung und Ruhe erringen und konnte doch kaum zu einer äußern Haltung, zu einer gewissen Entschiedenheit kommen. Als es nahe an elf Uhr war, hüllte er sich fröstelnd in seinen Mantel und eilte zu Alma. Wie schlug ihm das Herz beim Anblick des Hauses, wie überkam es ihn mit Athemlosigkeit, als er die Treppe hinanstieg, die wohlbekannten Räume ihm ein Willkomm zuriefen! Er mußte sich einen Augenblick an die Wand lehnen, so zitterte er. Da hörte er Alma's Stimme, die dem Bedienten sagte: „Führen Sie Herrn v. Brinkmann in mein Kabinet." Hastig riß er die Thüre auf, dann noch eine, und nun stand er vor Alma, die weich, mit verweinten Augen auf ihrem Divan Platz genommen hatte. Franz vergingen die Worte, die Stimme, ihm war zu Muthe, wie noch nie; er begriff, daß auch ein Mann Freudenthränen vergießen könne, und doch wollte er jede an Sentimentalität streifende Scene vermeiden. Deßwegen schöpfte er tief Athem und sagte ernst: „Sie haben ein Recht, mir zu zürnen." — „Nein," entgegnete sie lieblich, „Sie übten Strenge, aber Wahrheit. Ich muß Ihnen danken." — „Alma, spotten Sie nicht . . ."

„Es ist mein heiliger Ernst," sagte sie nachdenkend. „Ich habe das, was ich Ihnen eingestehe, noch in den letzten Tagen gefühlt. Ich wollte aus Trotz, aus Unverstand wie sonst sein, ich wollte Aufsehen machen, die Heldin des Tages bleiben, alle jene lächerlichen Künste der großen Welt treiben, es ging nicht mehr. Sie haben mich gebessert . . ."

„Sprechen Sie das beschämende Wort nicht aus," bat Franz, der sich in stiller Beseligung zu ihr gesetzt und tausendmal in einem Athemzug gedacht hatte: „Es ist doch seltsam, daß ich erst nur theilnehmende Gesinnungen gehabt habe, mich aufrichtig über Eduards Glück freute und nun plötzlich voll staunender Verehrung für ein Geschöpf fühle, das ich gekränkt, beleidigt habe!" Aber Alma fuhr fort, sich ihm von der sanftesten weiblichen Seite zu zeigen, indem sie ihm wiederholte: „Daß Sie mich besserten, beschämt mich nicht, jetzt nicht, wo ich die Wahrheit Ihrer Ansichten erkannt und empfunden habe, daß das Weib nur durch Hingebung, durch Treue und Einfachheit glücklich ist. Ach, es schmerzt mich, wenn ich an Eduard denke, der meinetwegen gelitten hat, meinetwegen gegangen ist. Er war mein Spielwerk. Meine Beziehung zu ihm war eine untergeordnete; ich glaubte den Scepter auf ihn anwenden zu dürfen und zehrte so hin an der Oberflächlichkeit des Lebens. Jetzt aber, wo ich in die Tiefe des Lebens hinabgestiegen bin, wo ich die Neckerei, die Gefallsucht gegen Wahrheit eingetauscht habe, jetzt verabscheue ich mein kaltes, dämonenhaftes Wesen, jetzt möchte ich gut werden und gut machen, was ich schlimm gemacht habe," sagte sie.

Sie sprach so fort, einfach, kindlich, klar, und Franz hörte ihr zu mit wonnigem Gefühl. Plötzlich sprang er auf. „Alma," rief er mild, „lassen Sie mich knieend Ihnen ein Geständniß thun, knieend, weil das der Ausdruck meiner Gefühle für Sie ist. Mit dem Leid, das ich Thor über Sie verhängt habe, versank ich immer tiefer in Ihr Leben, erkannte ich immer klarer, daß Sie eine große, edle Natur sind. Ich habe mich gesträubt gegen dieses Verständniß, habe mir Ihre kleinen aristokratischen Schwächen als Fehler vorgespiegelt, habe mit Wehmuth dem Andenken an Helene nachgehangen und bin doch heute so vollkommen von Ihnen besiegt, daß ich Sie jetzt feierlich frage, haben Sie mir in dem Maße vergeben, daß Sie die Meine werden könnten?"

„Er fragt, er zweifelt," entgegnete Alma in tiefer Erregung, mit dem Ausdruck schüchterner Zärtlichkeit, fast traurig und doch durch und durch verklärt. Da schloß Franz sie mit glühender Liebe in die Arme und stammelte wonnetrunken: „Mein, Alma, mein!" — Sie legte den Kopf auf seine Schulter und antwortete leise: „Dein!"

So, unter diesem sonnenhellen, glühendblauen Himmel, wo keine Wolken am Horizont lagerten,

kein Gewitter den süßen Frieden scheuchte, fand sie die Tante.

„Das ist der Freund, den ich suchte, das das Gemüth, dem ich mich unterworfen, das mein Herr und Gebieter, das ist mein Verlobter!" sagte Alma mit triumphirendem Munde.

Franz lächelte: „Ich hoffe, Sie versagen mir nicht Ihre Einwilligung zu Alma's Besitz. Ich biete ihr nicht ein oberflächliches in allen Farben schimmerndes Glück, sondern ein Verhältniß, wie es zwischen zwei ernsten Menschen stattfinden muß, ein innerliches, ein wahres, eine Zukunft reich an Schmerz und Freude, entfaltend, verklärend, über der Verwirrung des Lebens aber doch mitten im Dasein und in der Wirklichkeit."

„Glückliches Kind!" rief die Tante überrascht, aber freudig, „beneidenswerther Franz! Ihr geht einer schönen, sichern Zukunft entgegen. Auf dem Boden, auf dem Ihr Euch festbaut, wurzelt das Höchste, die Liebe in der Wahrheit. Welche Kraft, die zwei starke Willen in einen verbindet, welches Ideal, das so plötzlich in die Gegenwart tritt! Ja, so und nicht anders wollte Gott die Ehe, so frei von Selbstsucht, von Frivolität, von Verblendung. Ewig ist das Wort der Liebenden, setzte sie bewegt hinzu. Denkt, daß die Ehe, entheiligt durch Mißgriffe mancherlei Art, einer Wiederherstellung bedarf. Legt Hand an das große Werk, beweist, daß ohne die Treue die Wahrhaftigkeit jedes Bundes äußerlich morsch ist, zeigt, daß die Ehe ein nothwendiges, freies, ein den Wünschen der edlen Gemüther angemessenes ist."

Sie sprach noch lange so, aufgeregt und begeistert, wie Alma und Franz sie noch nie gesehen. Die Arme hatte gerade durch die Ehe den bittern Schmerz des Lebens empfunden, jenen, der aus ihr das Grab der Liebe, des Glücks und der Wahrheit macht. Aber sie hatte das Ideal derselben deßwegen doch nicht aus dem Auge verloren und konnte nun jetzt aus der Fülle ihres reichen Herzens Franz und Alma eine schöne Zukunft wahrsagen.

Einige Wochen nachher befand sich der Kammerjunker in einer Gesellschaft und erzählte tänzelnd und lachend mehrere Neuigkeiten. „Können Sie sich denken, daß Fräulein Alma sich herabgelassen hat, ihrem Verlobten, dem Rath Brinkmann, eigenhändig kalte Umschläge, Kopfschmerzen halber, an denen er leidet, zu machen," sagte er zu einer alten aufhorchenden Dame. „Aber noch mehr, die Stolze, Unüberwindliche saß sogar bei einer Fahrt nach Haiderode auf dem Rücksitz, weil Brinkmann unwohl war und gepflegt werden mußte. Die Welt geht unter!" — „Aber die Wahrheit geht auf," sagte ein stiller, in sich gekehrter Mann, der immer gegen Alma's Emanzipation geeifert hatte.

Der Kammerjunker schwieg verdrossen. Acht Tage nach diesem Gespräch berichtete er Alma's Vermählung auf Haiderode, der er beigewohnt hatte. „Sie war schön wie ein Engel," erzählte er; „weich, sanft, gütig, sogar gegen mich. Ich glaube, sie ist im Stande und wird eine gute Hausfrau." —

Ein Jahr rollte um, Niemand sprach mehr von Alma, Niemand mehr von Franz, selbst nicht der Kammerjunker, ein Beweis, daß Beide glücklich waren.

Bei der Lektüre eines deutschen Wörterbuchs.

Humoristische Betrachtungen

von

Oskar Wagner.

(Schluß.)

Ich blättere wieder weiter und finde das Wort „Börse". Die Börse, heißt es in meinem Wörterbuche, ist 1) ein Beutel, worin man Geld aufbewahrt, 2) ein Ort, wo man sich versammelt, um Geschäfte zu machen.

Das ist falsch. Die Börse ist eine Leiter, welche in einem dürren, unfruchtbaren Felde an einem Apfelbaum lehnt, auf welchem goldene Aepfel wachsen, welche aber nur von Papier sind und „Aktien" heißen. Je nachdem der politische Wind weht, schwanken die Zweige auf und nieder, die Aepfel steigen und fallen, und da die Aepfel nur von Papier sind, so sagt man: die Aktien steigen, die Aktien fallen.

Auf dieser Leiter nun kleitern viele Menschen hastig auf und nieder, voll Begierde nach den goldenen Aepfeln. Einige, wenn sie höher gestiegen sind, verlieren das Uebergewicht und fallen herunter. Dabei kehren sich ihnen nach dem Gesetze der Schwere die Hosensäcke um und sie kommen mit leeren Taschen unten an. Einige Wenige, denn es ist nicht viel Raum in den Zweigen, setzen sich dort fest und stopfen sich die Taschen gehörig voll. Andere aber werden in der Höhe vom „Schwindel" erfaßt, verlieren den Kopf, sind plötzlich verschwunden und lassen Andern das Nachsehen.

Der Baum, woran die Aepfel hängen, ist der wahre Baum der Erkenntniß; die Krankheit aber wird von den Aerzten „Börsenschwindel“ genannt.

Es gibt verschiedene Arten von Börsen: Geldbörsen, Effektenbörsen, Waarenbörsen, Fruchtbörsen und Lederbörsen.

In die Geldbörsen stecken Viele ihr ganzes Geld und können es nicht wieder herauskriegen; Effektenbörsen sagt man, weil Mancher seine sämmtlichen Effekten dort lassen muß.

Auf den Fruchtbörsen ernten Viele Früchte, die sie gar nicht gesät haben.

Die Lederbörse ist eigentlich Nichts weiter als eine Gerberei, wo Einer dem Andern das Fell gerbt. Wenn Einer dort schlechte Geschäfte macht, so steigen ihm die Andern erst auf den Pelz, dann muß er Haare lassen, dann wird ihm das Fell gegerbt und zuletzt die Haut über die Ohren gezogen.

Ich blättere nun weiter und finde das Wort „Welt“.

Was ist die Welt?

Die Welt, meine freundlichen Leser, ist ein Wirthshaus. Die Menschen drin sind theils Reisende, theils Kellner, und die gröbsten sind die Hausknechte.

Wir kommen in diesem großen Hotel an, wir steigen dort ab, oder werden vielmehr dort abgestiegen, wir wissen nicht, woher, noch warum. Wir müssen wieder fort und wissen nicht, wohin, noch warum.

Wir leben dort im Verhältnisse zu dem Gepäcke, welches wir mitbringen, und bezahlen unsere Rechnung mit dem Leben. Der einzige Unterschied, der zwischen diesem und allen andern Wirthshäusern besteht, ist, daß dort Keiner durchbrennt und jede Zeche ohne Ausnahme bezahlt wird.

Wenn wir dieses große Wirthshaus verlassen, beziehen wir Alle, ebenfalls ohne Ausnahme, ein kleines Privatlogis, sechs Fuß lang, drei Fuß breit. Man miethet dasselbe stets unmöblirt und Jeder muß sein Bett mitbringen.

Da finde ich im Weiterblättern das Wort „Haus“. Mit diesem Worte sind viele andere zusammengesetzt.

Greifen wir eines heraus. Nehmen wir zum Beispiel das Wort „Hausfreund“. Von ihm heißt es, es sei ein Hauptwort. Das ist falsch. Es ist ein Beiwort, welches oft dem Hausherrn, öfter aber der Hausfrau beigesellt wird. Manchmal ist es ein Nebenwort, manchmal ein Zahlwort, sehr oft wird es Hauptwort im Hause. Als solches ist es im Genitiv unregelmäßig. Man sagt nämlich nicht: der Hausfreund, des Hausfreundes, sondern man sagt: der Hausfreund der Hausfrau. Zuweilen gebraucht man noch einen zweiten Genitiv. Man sagt: der Hausfreund des Hausherrn; das ist aber nur selten der Fall.

Der Hausfreund, wenn er sich wo eingenistet hat, ist wie die Hauswurz; man kann sie gar nicht mehr los werden, und das einzige Mittel dagegen ist die Hausthür.

Zum Schlusse ein anderes sehr interessantes Wort: „Haushälterin“. Ich sage, ein interessantes Wort, weil mit demselben oft sehr interessante Verhältnisse und Umstände verbunden sind.

Als Wort ist es nicht immer Hauptwort, sondern Nebenwort; sehr oft, ja gewöhnlich, ist es Empfindungswort und wird als solches Beiwort und selbst Hauptwort. Die Haushälterin gehört in die Familie der Schlingpflanzen, ist theils giftiger Natur und kommt am besten bei alten, ledigen Herren fort.

Mannigfaltiges.

(Der zudringliche Besuch.) Thomas Robinson, auf dessen Gesellschaft man überhaupt gern Verzicht gethan hätte, pflegte häufig in dem Hause eines Edelmanns von hohen Geschäften einzusprechen, wo er als ein beschwerlicher Besuch angesehen wurde, aber den gegebenen Wink, „die Herrschaft ist nicht zu Hause,“ nicht verstehen zu wollen schien, sondern oft unter folgendem Vorwande Zutritt zu erlangen und die Erscheinung der gewünschten Person abzuwarten suchte. „O, nicht zu Hause,“ sagte er, „gut, ich will unterdessen ein Bischen hineingehen und mit den Kindern schwatzen“ — oder: „da plaudere ich ein wenig mit dem Papagei“ — oder: „da will ich Gelegenheit nehmen, meine Taschenuhr nach der großen Wanduhr zu stellen.“ Jedoch eines Morgens war der Bediente vorbereitet, und da er aus den Fenstern den Herrn auf das Haus lossteuern sah, öffnete er die Thür, als er eben klopfte, und sagte, indem er sie wieder zumachte, mit stärkerer Stimme, als gewöhnlich: „Ach gnädiger Herr! Meine Herrschaft ist ausgegangen, die Kinder schlafen alle, der Papagei ist todt und die Wanduhr steht.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Samstag, 12. März 1870.

* Kloster Gräfinthal.

(Kanton Bliesklastel; 1243 n. Chr.) *).

Von K. J. Schuler **).

Im Bliesthal grüßte bei Mengen
Der heiligen Jungfrau Bild
Aus einer Eichen Stamme.
Es zogen die Jäger wild
Herzu vom Wald mit Gesängen.

Die Pfeile lagen zum Schießen;
Nicht flog, noch krach ein Wild,
Die Jäger verdroß die Armbrust;
Da sah'n sie der Jungfrau Bild,
Das freundlich wallte sie grüßen.

Und einer schoß zum Vergnügen
Dem Bilde den Pfeil ins Herz
Und lachte mit hellem Verstande.
Doch lebt' ein großer Schmerz
In der Jungfrau heiligen Zügen.

Sprach Jener zur Gnadenvollen:
„Du Mutter der Sklaverei,
Ich hab' Dich ins Herz getroffen;
Natur und Jäger sind frei!
Was sie mit dem Christenthum wallen!".

Es jauchzten die Jäger vorüber.
Dort kniet ein blinder Mann,
Der zog den Pfeil aus dem Busen
Und fing zu weinen an,
Die Augen wurden ihm trüber.

Er fühlte der heiligen Fraue,
Des Bildnisses Körper an,
Ein Tropfen lebendigen Blutes
Ihm an den Finger rann,
Gleich abendrothem Thaue.

Er salbte der Augen Nächte,
Da glänzt' ihm der goldene Tag;
Er sahe die Mutter Gottes,
Vor der er knieend lag,
Und pries die himmlischen Mächte.

*) Aus dem Werke: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter." Eine Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, nebst Biographieen und Charakteristiken der Dichter, unter Berücksichtigung der namhaften kritischen Stimmen. Von Ignaz Hub. Dritter Band, I. Abtheilung. Die Gegenwart. — Vierte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Würzburg, Verlag des Verfassers. Karlsruhe, bei W. Crenzbauer. 1870. Stereotypen-Druck der W. Hasperschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

**) Karl Joseph Schuler, der Verfasser der „Jahreszeiten", über welchen sich obiger Hub folgendermaßen ausspricht (Seite 166 u. ff.): „Ein zarter Lyriker und seelenvoller Landschafter, geboren zu Zweibrücken am 10. November 1810; seine Muse mit ihren aus Waldesduft stammenden Liedern zeigt den ernsten, aufs Ideatische gerichteten Charakter der Hinterpfalz, des rheinländischen Westriches, im Gegensatz zu dem Charakter der Vorderpfalz mit ihren lebensheitern, derbrealistischen Darstellungen ohne die idealen Attribute. In seinen „Gedichten", worin seine Subjektivität schönen Ausdruck findet, verbindet er warme Empfänglichkeit für idyllische Eindrücke, eine alle irdische Erscheinung ihrem göttlichen Ursprung zuwendende Auffassung, und Melodie wahren Seelendranges mit der Naturfreude; er beobachtet das heilige stille Walten der Schöpfung im christlichen Geiste, aber wird zum Verkünder religiöser Wahrheiten in deren Betrachtung. Ganz vorzüglich gelingt ihm das landschaftliche Bild und die idyllische Lebensscene, so zwar, daß er meistens an menschliche Empfindungen jenes anknüpft, für die es nur den Vordergrund abgibt. Seine seelenvollen Lieder sind Blüthen eines Gemüths von seltener Zartheit der Empfindung, zum Theil fast nach der empfindsamen Richtung, an die sie jedoch, selbst wo sich ein Hauch süßer Schwermuth über sie breitet, nur anstreifen, da sie aus dem Grunde einer männlichen Seele entkeimt sind. —

In der Romanze ist er weniger glücklich; was er als solche gibt, ist zu viel mit Subjektivität versetzt und trägt wesentlich den Charakter des Lieds. Seine mehr stoffhaltigen pfälzischen Sagen dagegen mit interessanten Zügen aus der guten alten Zeit, haben

Er küßt' ihr die heilige Wunde,
Umarmte den goldenen Tag;
Er sah ihr auf in die Augen,
Vor der er knieend lag,
Und jauchzte mit betendem Munde.

— Es drang die seltene Kunde
Zur Gräfin Elisabeth,
Die wallte von Bleeskastel
Zur Eich' in stillem Gebet
Und sah der Madonna Wunde.

Und staunend sah sie den armen,
Den reichen seheuden Mann:
„Da will ich erbauen ein Kirchlein,
„Das strebe zum Himmel hinan,
„Der Dich erquickt mit Erbarmen.

„Es deute der Welt die Kapelle:
„Blind ist der hellste Verstand;
„Es löset ein gläubig Gemüthe
„Von blinden Augen das Band
„Und siehet in Demuth helle!"

Der ausgebrochene See.

Eine Weihnachtsgeschichte von August Becker.

(Aus „Zu Hause".)

Unweit des hohen Bölchenkopfes im Oberelsaß, welcher sich über alle andern Berge des Wasgau erhebt, liegt im Angesicht der Melkerei Haag, rings von steilen Höhen eingeschlossen — der Bölchensee. Das ist ein schönes, helles Wasser, und man sieht bis auf den Grund, etwa achtzig Fuß tief hinunter. Der See wimmelt von schwärzlichen großen Forellen und liegt so still und friedlich auf dem Gebirge, als nur irgend ein Wasser auf Gottes schöner Erde. Wer die ihn umgebenden Felsen aufmerksam betrachtet, wird finden, daß der See einmal vierzig Fuß höher gestanden haben muß. Und wenn ein Gewitter dort seine Wolken über denselben berſten läßt, oder der Winter seinen Schneemantel über dem Gebirge schüttelt, so mag er wieder um ein Bedeutendes anschwellen, da von allen Bergen ringsum die Schneemassen in seine Tiefe rollen, und nur auf einer Seite hin zwischen zwei hohen Felsen ein Abfluß vorhanden ist.

Es war um Anno 1740 im Advente, daß eine große Menge Schnee fiel. Schon den ganzen Herbst hatte es beständig geregnet und nun zerschmolz der Schnee über Nacht immer wieder, da sich das schreckliche Schneegestöber bald wieder in ein unaufhörliches Regenwetter umgewandelt hatte. Da hatte nun der Sägemüller droben am Seebach, der dort zwischen den Felsen wohnte, durch welche sich der Bach ins Thal hinab Bahn bricht, Wasser die Fülle für seine Säge, aber es war ihm nicht recht wohl dabei zu Muthe, wenn er an den Bölchensee dachte, der droben zwischen den Bergen schrecklich angeschwollen war. Auch die Bewohner des Thales weiter hinab, die Leute zu Gebweiler und Isenheim und was drunten in der Ebene im Wassergebiete des Bölchensees lag, hatten in jenen Tagen von nichts Anderem zu reden, und kannten keinen andern Schrecken als den Gedanken, der Bölchensee im Gebirge möchte aus-

---

Gestaltung und epischen Charakter, welcher die bildliche Anschauung der Phantasie anruft; hier bekundet sich auch plastische Sprachgewandtheit. Im Ganzen sind Empfindungen auch hier die Hebel der äußern Aktion.

Das beste und des pythischen Loebeers würdigste sind seine „Jahreszeiten" (Verbes. Gesammtausg. Würzburg, bei A. Stuber, 1869), malerische Darstellungen der Natur mit treuen, an Handlungen verkörperten Schilderungen des Volkslebens seiner Heimath. Diese Gemälde geben Zeugniß von einem feinen Sinn für das Naturschöne. Schulers malerisch-plastische Schilderungen erfreuen zugleich durch sinnreiche Vermählung des Gedankens mit der Anschauung, durch ein schönes Maß der Bildersprache. Dem Dichter eignet eine oft rührende, mitunter naive Kindlichkeit bei gesunder Frömmigkeit des Gefühls, womit er Natur und Menschen anschaut und beschreibt. Doch versteht er sich auch auf die Waffe der Satyre, indem er zuweilen (mit Wolfg. Menzels Warten) den zürnenden Blick aus der Idylle heraus in die städtische Welt voll Luxus, Mode, Unnatur, und aus dem Frieden der Natur in das Kampfgewühl der Geister wirft. Für die Darstellung des Gigantischen und Wildpittoresken, welche bei Thomson in dessen gleichnamigem berühmten Werke vorwaltet, besonders in den Gemälden exotischen Lebens, ist seine Pinselführung zu zart; nichts destoweniger versteht auch Schuler die Majestät der Naturmächte in schwungvoll tönender Sprache zu schildern, wie er sich denn auch nicht selten und in überraschender Weise in der Welt- und Menschenanschauung hoch über die Stufen der Kleinansicht in der Einzelschilderung erhebt. Wie Thamsan wählte auch Schuler zur Bearbeitung seines Stoffes größtentheils die Jahreszeit selbst, die er schildern wollte, malte einzelne Gruppen nach der Natur aus und goß sie dann in ein Ganzes zusammen, nicht ohne die Regeln der Proportion und ästhetischen Verwandtschaft streng zu beobachten. Trotz einer Fülle reizender und ergreifender Bilder, welche oft mit aller Treue die Seele einer Landschaft in ihren heitern und düstern Effekten wiederspiegeln, trotz des oft feinsten Details in Darstellung der verlorensten Abstufungen in den Erscheinungen der Natur, verliert der Leser die Einheit des Ganzen nicht aus den Augen. Ueberdies weiß der Dichter seine Gemälde und Erzählungen durch gefühlvolle Reflexionen nicht nur, sondern auch durch erhabene Ideen über Gott, den Werth und die Bestimmung des Menschen, über Welt- und Menschengeschichte fester an unser Herz zu knüpfen.

brechen. Kannte man doch den dünnen, schwachen Damm mit der Schleuße, welcher die Felsenberge am Ausflusse des Seebaches verband, und man sah recht wohl ein, wie wenig er auf die Dauer der mächtig angeschwollenen Wassermasse des Sees widerstehen dürfte. Dazu nun kamen die Sagen, welche von dem See gingen, wie daß die Dominikanermönche zu Gebweiler jedes Jahr eine Messe lesen, daß Gott den Ausbruch des Sees verhüten wolle, denn ein solcher, fürchtete man, würde das ganze reiche untere Thal überschwemmen und verwüsten bis zum Rheine hin.

Nun war der Sägemüller droben am Seebach selbigen Advent stets in großer Unruhe, denn es ahnte ihm etwas, und zwar nicht das Beste. Da sagte er zu seiner Frau: „Liebe Anneläthel, ich habe recht großes Heimweh nach meinen beiden Kindern, die drunten im Elsaß in Arbeit stehen! Lassen wir einmal die Mühle Mühle sein, und besuchen wir unsere Söhne zu Isenheim!"

Das fand die Frau sehr passend und meinte: „Unsere Kinder könnten dann mit uns heimgehen, denn es ist bald Weihnachten und da möcht' ich die Meinigen um mich haben!"

So machten sie sich auf und nahmen das kleine Annebärbel mit und gingen den Seebach entlang hinunter nach Isenheim. Denn dort standen des Sägemüllers junge Söhne als Drescher in der Scheune des reichen Stadtschreibers von Egisheim, welcher zu Isenheim ein großes Haus mit mächtigen Weinkellern hatte. Die fleißigen und braven Burschen wollten den Winter über, wo die Säge gewöhnlich stille stand, nicht daheim hinter'm Ofen liegen und den Eltern und dem Schwesterlein das Brod wegessen, das ohnedies nie im Ueberfluß in der Schublade lag, und so waren sie hinabgegangen und fanden zu Isenheim Arbeit in der Scheune des steinreichen Stadtschreibers. Draußen vor dem Scheuerthore regnete und schneite es durcheinander, — was kümmerte das die fleißigen Drescher! Im lustigen Sechsachteltakte droschen sie darauf los, und in der Ruhestunde, wenn sie auf den ausgebreiteten Garben umherlagen und hungrige Spatzen oder piepende Goldammern furchtlos unter'm Scheuerthore von den Kornhalmen die Körner pickten, da erzählten sie von Dem und Jenem, oder horchten der Reden der isenheimer Taglöhner, die mit ihnen droschen. Da wurde von dem Nachtwisch und den feurigen Männern gesprochen, welche in jetziger Zeit durch den Wiesengrund streichen.

Dort auf dem Scheuerthore konnte man die Spuren von den feurigen Krallen eines Nachtwisches sehen, den der vorige Knecht im Hause geschimpft hatte und der wüthend gegen das Scheuerthor gefahren war, das der fliehende Knecht noch schnell zugeschlagen hatte. Auch von dem umhergehenden weißen Mönche im Kloster zu Gebweiler, von dem Bölchensee im Gebirge und von den Grenzsteinverrückern und geizigen Leuten, welche im Tode nicht Ruhe haben, wurde geredet. Und nun flüsterte man nach und nach auch von dem eigenen Brodherrn, dem reichen Stadtschreiber von Egisheim, dessen Reichthum landbekannt war.

„Kein Mensch weiß, woher er Alles hat!" sagte einer der Isenheimer. „Wahrlich, wenn's keine Dummheit wäre, wollt' ich's selber glauben, daß er im Bunde mit dem † Gottseibeiuns stehe!"

„Man weiß, daß sein Großvater ein blutarmer Mann war und als die Franzosen ins Land kamen, seinen Glauben abschwor; sein Vater ward dann schon Stadtschreiber und hat sich in diesem Aemtlein sein Schäfchen ins Trockene getrieben, — und er selbst weiß, wie man Gemeindegut und Bauerngut zu Stadtschreibersgut macht, — — o, er ist ein verteufelt kluger Kerl und versteht selbst des Teufels Unterschrift zu erklären und — nachzuschreiben. Aber ich will nichts gesagt haben, hört Ihr?"

So redete ein Zweiter, und einer der Söhne des Sägemüllers vom Seebach fragte: „Ist es denn wahr, daß in den Kellern drunten so viel Wein liegt?"

„O mehr, als vielleicht in den Stadtkellern von Colmar. Du lieber Himmel, da liegen in einer langen Reihe nichts als fünfzigöhmige Fässer voll Wein aus den besten Lagen, — in andern wieder nichts als alter von 1706 und 1710. Ich sage Euch, er könnte alle Wiesen im Gemarke mit Wein wässern, — das weiß Jedermann und er hat es selbst schon gesagt, daß er es thun wollte, wenn es noch einmal ein so gutes Weinjahr gebe, als das vorige Jahr!"

„Ja, ja!" meinte der zweite Sohn des Sägemüllers. „Man weiß, daß er Wiesen und Aecker mit Wein sprengen könnte. Haben's voriges Jahr auch noch andere Weinbauern von sich gesagt, und siehe da, die Strafe folgte auf die Versündigung: im letzten Herbst kam vor der Weinlese der starke Frost und alle Trauben erfroren!"

„Nun, der Stadtschreiber spürt's nicht!" erwiederte einer der Isenheimer. „Dem ist die

Weintheuerung gerade recht gekommen, denn er verkauft ihn jetzt für gutes, schweres Geld, und uns gibt er Repfer und Essig zu trinken!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein niedlicher Prozeß) ist in Paris in Aussicht, ein Stiefel-Prozeß. Letzthin kehrte Herr M. R., ein Millionär, der bei den letzten Wahlen beinahe Deputirter geworden wäre — freilich hatte ihm dies „Beinahe" 100,000 Franks gekostet — aus der Provinz mit dem Nachtzuge nach Paris zurück. Im selben Waggon befand sich eine junge schöne Dame. Herr M. R., der seinen kleinen Fuß immer noch kleiner zu machen sucht, litt schrecklich am Stiefeldrücken. „Bah" — denkt er — „die Dame schläft ohnehin, was brauche ich mich zu geniren. Wie wärs, wenn ich die Stiefel auszöge? Gesagt, gethan. Der Zug nähert sich der Hauptstadt. „Ah, jetzt ists Zeit, die Stiefel wieder anzuziehen." Der linke Fuß ist schnell beschuht; aber o Unglück, der rechte scheint über Nacht gewachsen zu sein, er geht nicht in seine Lederhülle; Herr R. zieht, drückt, nach schrecklicher Anstrengung erreicht er endlich seinen Zweck. Der Zug hält an, die Dame reißt sich mühsam aus dem Schlafe empor, der Herr steigt ab, er kann kaum gehen; zum Glück findet er gleich einen Fiaker und hält sich für gerettet. Wie groß ist aber, zu Hause angelangt, sein Erstaunen — er hat den rechten Fuß in einem Frauenstiefelchen stecken. Die Dame hatte also auch ihre Beschuhung abgelegt. Wahrscheinlich. Trotz aller Wahrscheinlichkeit will aber Madame R. an das merk- und denkwürdige Abenteuer ihres Gatten nicht glauben, sie kränkt sich, weint und zieht sich schließlich in ihre Familie zurück, wo sie gegenwärtig noch ist. Das Stiefelchen hat sie als Beweisstück für den Scheidungsprozeß mitgenommen. Eine interessante Frage ist noch die, wie sich die im Coupé zurückgebliebene Dame mit ihrer Beschuhung arrangirt und was ihr Gemahl über den linken Männerstiefel wohl gedacht haben mag, d. h. wenn sie einen hatte — einen Gemahl nämlich.

(Kaiserin Eugenie und der Homöopath Dr. Chargé.) Die in Dresden erscheinende „Zeitschrift für homöopathische Klinik" theilt mit, daß die Kaiserin Eugenie, welche in dem Wahne, ihre Gesundheit sei zerrüttet, alle möglichen Experimente mit derselben vornimmt, vor einiger Zeit nach dem Homöopathen Dr. Chargé geschickt habe. Dieser kam. Die Kaiserin setzte ihm ihre Wünsche auseinander und sagte endlich zum Schlusse, sie würde, um Unannehmlichkeiten mit ihrem Hausarzte zu vermeiden, es gerne sehen, wenn Dr. Chargé bei seinen Besuchen die kleine Treppe benützen wollte. Darauf habe Letzterer erwiedert, er könne auf diese Bedingung nicht eingehen, nicht sowohl seinetwegen, als um der Schule willen, der er angehöre; er wolle offen über die Staatstreppe kommen, oder er müsse die Ehre, Ihre Majestät zu berathen, ablehnen. Die Kaiserin soll jedoch darauf nicht eingegangen sein, und hiemit war die Sache abgethan.

Man hat vielfach bemerkt, daß das Beispiel von Frau Ollivier mit Bezug auf die Einfachheit der Tracht auch an der Kaiserin einen Proselyten gemacht hat. Die Kaiserin braucht jetzt oft nur Eine Toilette pro Tag!

Als man Fontenelle um die Definition einer schönen Frau anging, sagte er: „Eine schöne Frau ist ein Paradies für die Augen, eine Hölle für die Seele und ein Fegfeuer für den Beutel."

Lebensphilosophie.

Willst du Gott schauen, wie er in sich selber ist, von Angesicht zu Angesicht? Such' ihn nicht jenseits der Wolken; du kannst ihn allenthalben finden, wo du bist. Schaue an das Leben seiner Ergebenen, und du schaueſt ihn an; ergib dich ihm selber, und du findeſt ihn in deiner Brust.

Fichte.

Reißt den Menschen aus seinen Verhältnissen, und was er dann ist, nur Das ist er.

Scherzfrage.

Welcher Mann ist nach der Deutschen Sprache weiblichen Geschlechts?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Dienstag, 14. März **1870.**

Der ausgebrochene See.

Eine Weihnachtsgeschichte von August Becker.

(Fortsetzung.)

So redeten die Dreſcher, als plötzlich vor dem Hofthore eine Kutſche vorfuhr.

Das iſt er! das iſt er! hieß es und die Dreſcher ſprangen, wie von der Tarantel gebiſſen, auf und griffen nach den Flegeln, um ſogleich das Dreſchen zu beginnen. — Wirklich war es der Stadtſchreiber, ein kleiner, dickbäuchiger Herr mit Haarbeutel und Silberknopfſtock, der gekommen war, nach der Arbeit zu ſchauen. — Er war roth wie ein Welſchhahn und fluchte recht ingrimmig vor ſich hin, als er in die Scheune trat.

„Faule Bärenhäuter!“ brummte er. „Hab' ich euch deßwegen im Dienſt, damit ihr mir's Brod aufzehrt, den Wein wegtrinkt und auf der Haut liegt?“

Die Dreſcher droſchen fleißig fort und hielten es für keine Sünde, daß ſie nach dem Mittageſſen ein wenig geruht hatten. Der Stadtſchreiber aber blieb in der Scheune ſtehen mit gerunzelter Stirne. Dann ſagte er plötzlich, einen Blick in den Hof werfend: „Was kommt denn da für Pack? Hm, hm! Kaum bin ich da, überfällt mich ſchon das Bettelvolk!“

Die, welche durch den Hof herankamen, waren in ärmliche Decken gehüllt, um vor dem kalten Schnee und Regen ſicher zu ſein, welcher in Maſſe vom Himmel fiel. Es war ein Mann und eine Frau mit ihrem Kinde. Sie waren jetzt vor das Scheuerthor getreten und der Mann zog ehrerbietig die Mütze, als er den Herrn des Hauſes gewahrte. Die Arbeiter droſchen ohne aufzuſehen ruhig fort.

„Recht guten Tag, Herr Stadtſchreiber!“ ſagte der Mann, während das kleine Mädchen ſeiner Mutter die beiden Burſchen zeigte, welche mit in der Reihe der Dreſcher ſtanden.

„Was gibts?“ herrſchte der Stadtſchreiber den Mann an.

„Wir wollen unſere Kinder beſuchen!“ antwortete derſelbe.

„Was kümmert mich das? Wer ſeid Ihr denn?“

„Ich bin der Sägemüller vom Seebach und hier iſt meine Frau und mein Kind!“

„Hm! hm! Was wollt Ihr denn da?“

„Dort ſind meine beiden Söhne in des Herrn Stadtſchreibers Dienſt als Dreſcher!“

„So, gehören die Schlingel Ihm an?! Was will Er denn von ihnen? Die Faulpelze von ihrer Arbeit abhalten?“

„Das nicht, Herr Stadtſchreiber, — ich hatte mit meiner Frau nur das Verlangen, meine Kinder einmal wieder zu ſehen, von denen ich ſeither nicht gewußt habe, daß ſie faule Kerle ſeien!“

„Nun, ſo weiß Er's jetzt von mir!“ ſagte der Stadtſchreiber, kehrte dem Sägemüller und ſeiner Familie den Rücken und ſah auf ſeine Dreſcher, wohin ſich jetzt auch die Blicke der Angekommenen richteten. Sie ſtanden noch immer halb im Regen und Schnee, denn der Stadtſchreiber hieß ſie nicht in die Scheune treten. Erſt als wieder umgedroſchen war und die Arbeiter ihre Flegel weglegten, bemerkten die beiden Burſchen ihre Verwandten.

„Heiliger Gott! der Vater, die Mutter und das Annebärbel!“ riefen ſie und eilten auf die Frierenden zu, indem ſie ganz die Anweſenheit des Stadtſchreibers vergaßen. Der aber herrſchte wieder: „Bleibt bei der Arbeit, Kerle! Ich muß Euch zahlen!“

„Es ſind unſere Eltern und unſer Schweſterlein, Herr Stadtſchreiber!“ riefen die guten Söhne.

„Was kümmert's mich? Hier ist die Arbeit!"

„Aber wir wollen nur ein Wort — —"

„Basta! Entweder packt Ihr Euch von dannen, oder arbeitet!"

Die beiden Burschen schlichen sich an die Arbeit und trösteten sich auf die Abendruhestunde, wo sie ihre Eltern ungestört sprechen könnten. In diesem Augenblicke kam ein Mann aus Isenheim in die Scheune getreten, den man als einen Makler des Stadtschreibers kannte, und flüsterte demselben etwas in die Ohren, von welchem die Umstehenden nur das Wort „alte Wittfrau" und „Hausversatz" vernahmen, aber, besonders bei dem Lächeln des Stadtschreibers, schlossen, daß wieder eine arme Wittib in ihren Nöthen dem reichen Wucherer gänzlich verfallen sei. Der Makler sprach noch Dies und Jenes über gleichgiltige Dinge und brachte auch die Rede auf den Bölchensee im Gebirge, der über die Maßen angeschwollen sei, — dann entfernte er sich. Noch immer stand der Sägemüller mit den Seinigen im Regen und Schnee, ohne daß er sich hätte entschließen können, fortzugehen. Das kleine Annebärbel fror recht sehr und zitterte und schnatterte. Da wendete sich der Stadtschreiber in wenig unwirschem Tone zu dem Sägemüller und fragte: „Also, Er wohnt droben am Seebach?"

„Ja!" antwortete kurz der Sägemüller.

„Weit unter'm See?"

„Nicht sehr weit!"

„Ist wirklich der See so hoch, wie man sagt?"

„Ja, sehr hoch. Es wäre kein Wunder, wenn er bald ausbräche! Das wäre ein gräßliches Unglück, Herr Stadtschreiber, wenn der See den Damm durchbräche und ausflöße!"

„Nun, so machten wir ihn halt wieder voll!" lachte der Stadtschreiber in der heitersten Stimmung. „Wir wollen ihn dann mit Wein füllen! Hä, das wäre was für Euch, Müller, dort oben, wenn der Wein so an Euren Fenstern vorbeiflöße! Da dürfte der See auch ausbrechen, nicht wahr, und Ihr machtet Euch nichts daraus, dabei zu ersaufen! Hä, hä, hä! — Aber vor dem ausbrechenden Wasser habt ihr bange, ihr Füchse, ihr!"

Der Sägemüller schwieg.

„Nun, wäre Euch das nicht recht, wenn ich meine Weinfässer hinaufführen ließe, um sie im See auszuleeren? Ich wollt' ihn voll machen, das weiß Gott!" sagte der Stadtschreiber übermüthig.

Der Sägemüller, der jetzt mit Frau und Kind in die trockene Scheuertenne getreten war, erwiederte: „Mir ist's nicht um's Scherzen bei der Sache! Ich will mich nicht versündigen, indem ich mit dem Herrn Stadtschreiber über seine Witze lache! Gott sei mir und den Meinigen und all' den armen Thalbewohnern nur gnädig in der Stunde, wo der See durchbricht! Und auch der Herr Stadtschreiber dürfte so bitten, 's könnte vielleicht nichts schaden!"

„Nä, na! Hör' Einer den Sägemüller!" sagte der Stadtschreiber verächtlich. „Was sollen mir die Bergwasser thun? Höchstens, daß mir das Malheur passiren könnte, beim Angeln im Hochwasser Sägemüller und anderes Gezieser aus dem Wasser zu ziehen, statt der Forellen und Hechte. Das wäre Malheur! Hä, hä, hä, hä!" lachte er, daß es ihm den Bauch, den er in den Händen hielt, schüttern machte. Das gute Geschäftchen, von dem ihm sein Makler berichtet hatte, mochte ihn so heiter gestimmt haben. — Der Sägemüller erschrack über so viel Uebermuth bei einem sterblichen Menschen. Ernst und mit fester Stimme sagte er jetzt: „Wer weiß, wer weiß, Herr, wen man aus dem Wasser ziehen würde, wenn Gott das Unglück schicken wollte!"

„Nun, Ihr mit Eurem Schwalbennest dort in den Felsen am Seebach müßtet doch wahrlich zu Grunde gehen," erwiederte der Stadtschreiber. „Da könnt' Euch doch kein Gott helfen!"

„Dennoch, Herr, Gott kann helfen."

„Nun dann müßt' er Euretwegen ein Wunder thun, hä, hä! Des Sägemüllers von dem Seebach wegen geschehen keine Wunder, hä, hä, hä, hä! Und das kann Euch der dummste Pfaffe von der Kanzel herab sagen, daß Gott nicht einmal mehr Wunder thun kann in unserer Zeit! Hä, hä!"

„Gott kann ein Wunder thun, Herr!" erwiederte der Sägemüller ernst und fest. Der Stadtschreiber aber drehte sich auf dem Absatz herum und sagte im Fortgehen: „Verlaßt Euch d'rauf! Hä, hä! Dann seid Ihr verlassen!"

Damit begab er sich über den Hof nach den Wohnzimmern, wie es schien, um wichtigeren und einträglicheren Geschäften nachzugehen, als hier in der Scheune zu stehen. Jetzt kamen die beiden Söhne zu den Eltern und zu dem Schwesterlein und begrüßten und bewillkommneten sie. Und die anderen Dreſcher standen umher und freuten sich mit der Familie und sagten zu dem Vater: „Ihr habt dem reichen Sünder die rechte Antwort gegeben. Gott wird noch seinen Uebermuth strafen und Euch und uns von dem Uebel erlösen, das uns bevorsteht, wie Ihr sagt."

Dann setzten sich in der Freude des Wiedersehens die Verwandten zusammen auf's Stroh und sprachen von Diesem und von Jenem. Die Mutter wollte, daß ihre Söhne mit in die heimathliche Sägemühle am Bölchensee gingen und nicht länger in Diensten des gotteslästerlichen Stadtschreibers von Egisheim blieben, — aber sie hatten noch zwei Tage zu dreschen, — die St. Thomasnacht wollten sie noch in der Scheune des Stadtschreibers schlafen und den anderen Tag mit dem vollen Lohn und schönen Christgeschenken für das Annebärbel zu den Eltern zurückkehren. Sie möchten nur einstweilen das Christbäumchen rüsten; daß es schön ausgeschmückt würde, dafür wollten die guten Söhne schon selbst sorgen. — Und dabei blieb es denn auch. Mit einem zehnmaligen, recht innigen: „Gott behüt' Euch!" schieden die Leute von einander, die Mutter nahm das Annebärbel wieder bei der Hand und ging mit recht schwerem Herzen neben dem Vater her, zum Hofe hinaus und den Wasgaubergen zu. Es schneite und regnete nicht mehr so sehr und das Wetter hellte sich etwas auf. Aber das Gemüth der beiden Müllersleute war bedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

* Pariser Gerichtsverhandlung.

Was hat doch wohl die gute alte Frau peceirt, die an der Schranke des Korrektionell-Tribunals vor Ungeduld täppelt und mit unstäten Blicken auf allen Seiten Trost und Schutz sucht? — Um anständig vor Gericht zu erscheinen, hat sie ihre schönste Toilette angelegt: seidenes Kleid, achteckigen Caschmir-Shawl, Stauchen von Zobelpelz, Kragen und Manchetten von Batist — so weiß wie ihre Haare.

Beim endlichen Aufrufe ihrer Sache erfahren wir durch den Vorhalt des Präsidenten, daß sie beschuldigt ist, eine schon einmal verwendete Briefmarke zu 2 Sous noch einmal gebraucht zu haben. Wäre eine Bombe vor den Füßen der guten Dame niedergefallen, — einen stärkern Effekt hätte sie nicht hervorbringen können; sie stürzt vor, macht 3 Schritte und beugt sich zum Gerichtschreiber hin, den sie zum Zeugen des ihr zugefügten Unrechts nehmen will. Sie spricht zu ihm halblaut: „Sagen Sie den Herren, seitdem ich die Vorladung erhalten habe, ist mir Hunger und Durst vergangen, ich habe gräßliche Träume, sehe die Guillotine in meinem Zimmer aufschlagen und den Scharfrichter mich auf die Diehle stoßen." — Der Gerichtschreiber bedeutet der Beschuldigten, dem Tribunal ihre Vertheidigung vorzutragen, wozu sie sich auch sofort anschickt, indem sie vorbringt: „Meine Herren, ich habe kein Geheimniß vor Ihnen, ich will Ihnen meinen ganzen Lebenslauf enthüllen; ich bin jetzt 72 Jahre alt, kam, nachdem ich meine erste Kommunion in Auxerre bei einer Verwandten emfangen hatte, nach Paris und wurde von meiner Tante, einer Korsettenmacherin in der Straße St. Denis, erzogen, auch in deren Geschäft unterrichtet. Mit 26 Jahren verheirathete ich mich . . ."

Präsident: Alle diese Umstände sind ohne Belang, liebe Frau; es handelt sich hier um eine geringe Zuwiderhandlung, die Ihrer Ehre und Rechtschaffenheit keinen Eintrag thut.

Beschuldigte: Sie entschuldigen gütigst, mein Herr; ich habe alle meine Abgaben immer bezahlt und will nicht, daß man mir in meinem Alter nachsage, ich habe den Staat um 10 Centimes betrügen wollen.

Präsident: Es war vielleicht Ihre Magd, der sie 2 Sous gegeben haben, um eine Marke zu kaufen und die das Geld behalten und eine alte Freimarke aufgeklebt hat.

Beschuldigte: Nein, meine Magd ist nicht fähig zu einer solchen Betrügerei, und dann bin ich gewöhnt, alles das selbst zu besorgen; ich muß es auch wohl, denn ich habe 12,000 Franks Rente zu verwalten und habe 60 Miethsleute in meinem Hause.

Präsident: Demnach, Madame, wenn es so ist, dann müssen Sie nur sich selbst die Zuwiderhandlung aufbürden lassen, denn sie ist klar und gesetzlich bewiesen, die Marke war schon einmal gebraucht.

Die Beschuldigte, von dieser Seite geschlagen, macht nun eine Halbwendung rechts und spricht zum Vertreter der Staatsbehörde: „Aber, mein Herr! ich verstehe gar nichts von allem dem; ich glaubte, einer Eigenthümerin müsse auf ihr Wort geglaubt werden; wenn Alles geändert worden ist, so sage man's, dann kann man sich auf Niemanden mehr verlassen."

Während die Staatsbehörde sich Mühe gibt, der guten Alten den Standpunkt klar zu machen, berathschlagte das Tribunal und sprach eine Geldstrafe von 5 Franks aus.

„Wie viel?" fragte die Beschuldigte, die nicht recht verstanden hat.

Digitized by Google

Präsident: Sie sind zu 5 Franks Geldstrafe verurtheilt.

Die Frau: 5 Franks! das ist doch zu viel.

Und beim Zurücktreten murmelte sie noch einen endlichen Protest mit Berufung auf ihre Eigenschaft als „Eigenthümerin“.

Mannigfaltiges.

Der französische General Cherin führte die Colonne der Avantgarde auf gefahrvollen Wegen durch die spanischen Gebirge und ermuthigte dabei seine Leute, alle Beschwerden mit Standhaftigkeit zu ertragen. Einer der Soldaten war so keck, ihm zuzurufen: „Sie haben gut reden, General, Sie sitzen auf dem Pferde, während wir armen Teufel zu Fuß gehen müssen.“ Sofort stieg Cherin herab und bot in leutseliger Weise dem Murrenden sein Pferd zum Aufsitzen an. Dieser weigerte sich zwar, mußte schließlich aber doch gehorchen. Kaum saß er im Sattel, als aus dem feindlichen Hinterhalte auf ihn gefeuert ward und ein Schuß ihn todt zu Boden streckte. „Seht Ihr,“ wandte der General sich kaltblütig zu den Andern, „der höchste Platz ist immer der gefährlichste!“ — stieg dann ruhig wieder zu Pferde und ritt weiter.

Ein Bedienter hatte das Unglück, bei Tafel einen aufgeblasenen Stutzer anzustoßen. — „Ochse!“ fuhr ihn der aufgebrachte Stutzer an. — „Entschuldigen Sie,“ sagte der Bediente, „daß Einer den Andern stößt, kann ja wohl ein Mal vorkommen.“

Gemeinnütziges.

In neuerer Zeit ist das Petroleum vielfach als probates Mittel zur Vertilgung aller Insekten, besonders auch der Plattläuse, empfohlen worden. Dagegen warnt G. Jakob in den „Landw. Bl.“ für Schwaben und Neuburg vor diesem Mittel. Nach seinen Beobachtungen wird jeder Tropfen Petroleum, der auf den Stamm oder Ast eines Baumes fällt, von der Rinde aufgesaugt, und es durchdringt das Petroleum, wenn man den Baum damit bestreicht, alle Gefäße, hindert das Aufsteigen des Saftes und bewirkt häufig Abwerfen der Blüthen und Früchte. Krautartige Triebe, damit bestrichen, sterben fast augenblicklich an den Spitzen ab, und häufig tritt der Saft ganz aus ihnen zurück. Johannisbeersträucher, mit einer Gießkanne Wasser übergossen, in welches der vierte Theil von einem Schoppen Petroleum geschüttet war, ließen sämmtliche Früchte fallen, und viele Blätter verdorrten ganz oder theilweise. Am stärksten zeigten sich die schädlichen Wirkungen an Pflaumen- und Apfelbäumen; härter scheinen Kirschen und Birnen zu sein.

Belehrung.

Zwei Bauern gingen einst, es waren Sohn und Vater,
Zur Stadt, in's anatomische Theater;
Da sahen sie zwei Schädel, nackt und blos,
Der eine winzig klein, der andr'e dick und groß. —
„Auf welchem Rumpfe mögen die
Im Leben wohl gesessen haben!“
Sprach Hans, gelehnt auf seine Flöte.
Ein Herr Studiosus trat heran
Und sprach: „Vernimm, Du alter Schwedet
Die Schädel hier trug einst mit Ruhm
Der große deutsche Dichter Göthe.“ —
Hans schüttelt dazu seinen Kopf,
Der Alte nimmt ihn bei dem Schopf
Und murmelt heimlich: das ist klar,
Den großen Schädel trug er als Magister,
Den dünnen doch, den trug er in der Jugend,
Als Göthe noch ein kleiner Junge war.

Räthsel.

Rathe, was ich hab' vernommen;
Es sind achtzehn kleine Gesellen zur Welt gekommen,
Von Angesicht gar säuberlich,
Keiner doch dem Andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte Keiner ein Wort sprechen;
Und damit man sie sollte versteh'n,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich geh'n.
Das waren hochgelehrte Leut:
Der erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünfte gar wie ein Uhu thut:
Das waren ihre Künste gut.
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Donnerstag, 17. März 1870.

Der ausgebrochene See.

Eine Weihnachtsgeschichte von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Mir ahnt etwas," sagte der Vater zur Mutter.

„Es kommt bald ein großes Unglück über uns und Gott verhüte, daß es der Ausbruch des Sees ist, sonst sind wir Alle verloren!"

„Gott kann helfen. — Gott kann auch Wunder thun," antwortete die Mutter mit den Worten, welche der Vater dem Stadtschreiber gegenüber gebraucht hatte. „Verzagen wir nicht und halten wir uns an diesen Hoffnungsstab!" — —

Und so gingen sie an dem ziemlich hochgeschwollenen, brausenden Seebach hinauf; der Müller, der sich so vertrauensvoll dem übermüthigen Reichen gegenüber geäußert hatte, war im Herzen bedrückt und sah öfter auf Frau und Kind so traurigen Muthes, als führe er die beiden lieben Wesen dem Grabe entgegen. Aber doch gewann er zuletzt wieder jene Zuversicht, welche seinem einfältigen, frommen Sinne Stärke und Heiterkeit zurückgab. — —

•

Es war in der St. Thomasnacht 1740 am 21. Dezember, drei Tage vor Weihnachten. Der Himmel hing voll trüber Wolken, durch welche nur hie und da ein einzelner Stern blickte. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und es war eine unheimliche Stille in der Natur.

Nicht einmal der Wind regte sich mehr. Die beiden Söhne des Sägemüllers vom Seebach konnten auf dem Heu in der Scheune nicht einschlafen. Sie waren mit einer großen Unruhe erfüllt und machten sich Vorwürfe, daß sie nicht noch am nämlichen Abende nach der heimathlichen Sägemühle aufgebrochen seien. Sie standen an einer offenen Lucke unter dem Scheuerdache und sahen hinaus und plauderten miteinander. Die Christgeschenke für das Annebärbel lagen mit Stroh umwickelt neben ihnen auf dem Heu. Ihre Augen waren nach den Bergen hinübergerichtet, in welchen ihre Heimath lag. Aber natürlich sahen sie in der finsteren Nacht weder Berg noch Sägemühle, sondern nur bleiche Irrlichter schwebten an den Ufern der Lauch, welche durch den Wiesengrund gegen Isenheim herfließt, als wären es feurige Geister, die lustig waren, weil es bald ein Unglück geben mochte. Auch in den Wohnzimmern des Hauses waren Lichter, die hin und her schwebten. Es konnten die Geister des verstorbenen Großvaters und Vaters unseres Stadtschreibers sein, welcher heute Abend wieder von Egisheim herübergefahren war. Daß das Hin- und Herfahren der Lichter den beiden Burschen auf dem Heuschober unheimlich däuchte, war in einer Zeit, wo das Volk noch allgemein an umgehende Gespenster glaubte, gar nicht zu verwundern. Gänsehaut überkam sie, wenn sie so hinüberblickten durch die Fensterscheiben und wandelnde Gestalten zu bemerken glaubten. Das konnten nur der † Gottseibeiuns und des Stadtschreibers Ahnen sein, welche ihrem wohlgerathenen Sprößling in dieser dunklen Geisternacht einen Besuch abstatteten. Leise Stoßgebete gingen über ihre Lippen, — ja sie beteten auch für den Stadtschreiber selbst, obgleich er ihnen erst heute Abend bei der Lohnauszahlung in der übermüthigsten, rohesten Weise ein Achtel ihres Lohnes abgezwackt hatte, — vorgeblich dafür, daß sie seinen Heuschober als Schlafkabinet benützten. — Es war schon gegen neun Uhr und noch immer sahen sie zu der Lucke hinaus und redeten von Vater und Mutter und all' dem wunderbaren Zeug, das jetzt in den Dörfern und Städtchen getrieben werden mochte, denn auch im El-

saß ist die St. Thomasnacht eine heilige, und besonders die Mädchen treiben da viel Aberglauben; sie gilt nebenher auch als eine Unglücksnacht. — Nebst den in der Irre schweifenden Lichtlein im Wiesengrunde leuchteten auch stete Lichter aus den Häuserfenstern herüber und bezeugten, daß die Leute noch wachten, etwa in den Kunkelstuben erzählend und singend, oder allein im einsamen Kämmerlein, die Zukunft erfragend. Auch die Lichter drüben im Hause des Stadtschreibers blieben jetzt ruhig, denn der reiche Wucherer, welcher mit seinem Makler und einigen verzweifelten Leuten aus Isenheim noch Geschäfte gemacht hatte, schien sich jetzt niederlegen zu wollen.

Da brauste plötzlich ein jäher Windstoß vom Gebirge her, daß sie meinten, die Scheuer müßte umstürzen, und er war von einem schrecklichen Knall begleitet, welchen der Wind aus weiter Ferne durch die stille Nacht an ihre Ohren trug. Sie konnten sich keine Rechenschaft darüber ablegen, was der brausende Schall bedeute, — sie horchten lange, der Wind sauste immer heftiger, — die Hunde bellten in der Nacht auf — — das mußte das wüthende Heer sein, welches durch die Nacht heranzieht. Schnell wandten sie sich von der Lucke hinweg und warfen sich ins Heu, und trotz Furcht und Grausen schliefen die beiden Burschen unter dem fortwährenden Heulen des Windes, der beinahe die Scheune abdachte, und unter immer mehr sich nähernden, schrecklichen Tosen und Brausen, das vom Gebirge her tönte, endlich dennoch ein.

Sie träumten. Bald schollen aber Angst- und Hilferufe und dumpfe Schreckenstimmen in ihre Träume. Der eine Bruder wachte auf und hörte schreien: „Groß Wasser! Groß Wasser! Rettet das Vieh! Rettet die Kinder! Der Bölchensee ist ausgebrochen! Es geht Alles zu Grunde!“

Dazwischen brauste, sauste und rauschte es, daß einem die Haut schauderte.

„Ich träume wieder,“ sagte der Bursche und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Das ist der ewige Traum von dem Ausbruch des Sees, der uns immer wieder ängstigt. Horch! Auch mein Bruder träumt davon!“

„Stemme Dich zwischen die Schleuße, ich will das Annebärbel auf den Felsen tragen!“ rief mit kaltem Schweiß auf der Stirne der schlafende Bruder und warf sich unruhig im Heu empor.

„Ja, er träumt das Nämliche, wie ich,“ sagte der Wachende und wollte sich wieder ins Heu legen. „Gottlob, daß es nur ein Traum ist! Aber horch!“

„Hilfe! Hilfe! Um Gottes Barmherzigkeit willen, helft mir!“ heulte es draußen ganz deutlich, und dazwischen blöckten Kälber, Kühe und Schafe in Todesangst, wie es schien. Mitten durch das Rauschen und Brausen hörte man aber manchmal den jämmerlichen Klang der Sturmglocke von Isenheim, die schauerlich und wie halb ohnmächtig vor Angst und Schrecken stammelnd durch die Nacht hallte.

„Am Ende träume ich doch nicht. Es ist wohl kein Traum,“ sprach jetzt der wachende Bursche und sprang aus dem Heu empor an die Dachlucke. Entsetzen faßte ihn. Es war kein Traum. Denn unten hörte er das Wasser rauschen und sah Irrlichter und aus den Fenstern brennende Kienspäne in den brausenden Wogen niederleuchten. Aus den Fenstern des Hauses drüben, das dem Stadtschreiber gehörte, hing eine weiße Gestalt mit einem Lichte in der Hand und durchschrie die Nacht. Er erkannte beim Scheine des flackernden Lichtes den Stadtschreiber selbst im Nachtgewande. Ringsum ertönten Hilferufe, schrecklich war das Angstgeheul der Hunde und das Gebrüll des Stallvieh's, aber am schrecklichsten gellte der Ruf des schlimmen Stadtschreibers herüber, der sich über's Fenstergesims reckte und alle seine Reichthümer dem Retter aus der Todesnoth bot.

„Bruder, Bruder!“ rief jetzt der Bursche voll Entsetzen. „Bruder, wach' auf! der Bölchensee ist ausgebrochen! O unser Vater! O unsere Mutter! O das liebe, kleine Annebärbel!“

„Hast Du Dich nicht in die Schleuße gestemmt?“ fragte der Schlafende halb aufwachend.

„O, Du träumst von dem Schrecklichen, was in Wirklichkeit vorgeht. Wach' auf, Bruder, wach' auf!“ rief der Wachende und rüttelte seinen Bruder am Arme. „Alles ist verloren, der Bölchensee hat den Damm durchbrochen, o Gott, o Gott!“

„O Du träumst, wie ich geträumt habe!“ meinte der Aufwachende, sich im Heu aufrichtend.

„Nein, komm' her an die Lucke und sieh' selbst!“

Er sprang an die Lucke und sah das Entsetzliche. Ringsum brandende, anschlagende Wogen. Drüben schrie der Stadtschreiber, zu dessen Fenstern schon das Wasser hineinspülte. Wie ein schreckliches Wassergespenst hing er über der Fluth mit dem flackernden Lichte. Mit dem Rufe: „O unsere Eltern!“ unser Schwesterlein!“

eilten jetzt die beiden Burschen die Leiter hinab, ohne zu wissen, was sie thun wollten. Unten stand schon die ganze Scheune voll Wasser, — drei Fuß hoch. Sie stand nun einige Fuß höher als die Wohnung des Stadtschreibers, dessen Angstruf immer gräßlicher, immer gellender zum Fenster heraustönte. Hundert, tausend, zehntausend Gulden bot er dem Retter seines Lebens an, als er so dort auf dem Fenstergesims im Nachthemde mit der Schlafhaube über'm Haupte saß, während schon das Bett in dem Zimmer herumschwamm. Aber all' sein Reichthum half ihm nichts, — kein Ohr hörte sein Geschrei, denn Jeder hatte nur für sich zu sorgen, und sein Nachbar, der mit ihm die Nacht in dem Hause zubrachte und auch vom Wasser überrascht wurde, hatte sich noch schnell genug in eines der obern Stockwerke geflüchtet, indem er bei dem wahrscheintichen Untergange seines Geschäftsherrn nicht verfehlt haben mag, sich mehrerer Papierchen und Geldblasen zu bemächtigen. Sein Licht schimmerte aus einem der oberen Fenster, und auch er sah hie und da heraus nach dem schreienden Brodherrn und der schwellenden Fluth.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein amerikanischer Trinkspruch auf die Damen.) Ein witziger Trinkspruch wurde bei dem Festessen der Zeitungs-Berichterstatter in Washington von einem Herrn Mark Turner auf die Damen ausgebracht. Für Diejenigen, welche je in eine ähnliche Lage kommen, sei ein Auszug als Muster mitgetheilt: „Herr Präsident, weßhalb Sie mir diese Ehre erweisen, weiß ich nicht, aber Sie könnten nicht leicht Jemanden gewählt haben, der mehr als ich den guten Willen hat, dem Thema Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn, Herr Präsident, ich liebe das zarte Geschlecht, ich liebe alle Damen, und Das, Herr Präsident, ohne Rücksicht auf Alter oder Hautfarbe. (Gelächter.) Philisterseelen wissen es nicht zu würdigen, was wir Alles der Frau zu danken haben. Sie näht uns unsere Knöpfe an, flickt unsere Kleider, sie vertraut auf uns und erzählt uns Alles, was sie nur über die Privatverhältnisse unserer Nachbarn heraustüfteln kann. (Gelächter.) Wo immer Sie das Weib hinstellen, sie ist ein Zierrath des Platzes, den sie einnimmt, und ein Schatz für die Welt (Redner macht eine Pause und sieht die Zuhörer fragend an, hier sollte der Applaus kommen). (Großes Gelächter.) Blicken Sie auf Cleopatra, blicken Sie auf Desdemona, blicken Sie auf Florence Nightingale, blicken Sie auf Lucretia Borgia (Stimmen: Nein, nein! Der Redner pausirt wie im Zweifel.) Nun, gesetzt, wir lassen Lucretia fallen. (Großes Gelächter.) Blicken Sie auf Mutter Eva. (Oho! Oho! und Gelächter.) Sie brauchen nicht auf sie zu blicken, wenn Sie nicht wollen, aber ich sage, Eva war ein Zierrath, und zwar ganz besonders, ehe die Mode sich veränderte. (Erneuertes Gelächter.) Blicken Sie auf alle unsere berühmten Vorkämpferinnen für Frauen-Emanzipation, den Herrn Francis Train mit eingeschlossen. (Großes Gelächter.) Ich wiederhole es, Herr Präsident, welche Stellung Sie einer Frau anweisen mögen, sie ist ein Zierrath der Gesellschaft und ein Schatz für die Welt. Als Feinsliebchen kommen ihr Wenige gleich, und Niemand übertrifft sie. (Gelächter.) Als Cousine kommt sie gelegen; als wohthabende Großmutter mit unheilbarer schlechter Laune ist sie unaussprechlich kostbar. Was wären die Menschen auf Erden ohne das Weib? Sie wären sehr rar, Herr Präsident, geradezu eine Rarität. (Erneuertes Gelächter.) Schätzen wir sie deßhalb, beschützen wir sie, geben wir ihnen unsere Hilfe und — wenn sich die Gelegenheit bietet, unsere Hand. (Gelächter.) Scherz beiseite, das Weib ist liebenswerth, herzensgut, anmuthig, schön. aller Achtung und aller Ergebung werth. Niemand unter den Anwesenden wird sich weigern, auf ihr Wohl einen herzlichen Zug aus diesem Becher zu thun, denn ein Jeder von uns kannte, liebte und ehrte die beste von ihnen Allen, seine eigene Mutter." (Lebhafter Beifall.)

Wortgetreue Kopie eines Original-Theaterzettels aus einem kleinen süddeutschen Provinzialstädtchen: Gasthaus in Neustadt! vis-à-vis von Platz Mhob. Die Verschwörung des Fiasko Dogen von Genua und Venedig. Vaterländisches Helden- großes berühmtes Ritterschauspiel mit ein'm wirklichen Brand zum beschluß. bearbeitet von Julius von Wellenau in Sachsen in 5 Aufzüge. Personen: Fiasko der Doggen, Direktor Gabler, Eleonohre seine Gemahlin, Madam Gabler, Doria Fürst von Genua, Herr Rossipal, Julie eine Bullerin dessen Schwester, Dem. Rossipal, Verrina ein geschworener Häuptling aus Genua, (Theaterfreund), Hussah ein Mohr, kleiner Gabler, Geschworene, Masken, Mordbrenner, wallicher Banditen, am Schluß ein wirklicher Mordbrand

von rothen Feier. Gehrte herrschaft, Gähner und Kunstfreinde! Dieses berühmte Stück empfiehlt sich wo keine Köstenersparung nicht gescheit und überall bereits mit größten Beifall aufgenommen, weil wir in der hierortigen Gegent nur eine kurze Zeit verhalten können, bitten wir doch recht sehr um Ihrige Gnade und Beistand. Preise der Plätze: Erster Platz nach Belieben hoher Gähner. Zweiter Platz 20 kr. Dritter Platz oder Kinderbilljet wird eingesammelt. anfang um 8 Uhr wegen Schnit (Ernte). Auch sind an der Kaßa vorzüglichste wohlriechete Seifen und in den größten Städten abgegangene Fleckkugeln, wo man selbe sich sogleich von der Prob überzeigen kann, um billigste Preise zu haben, so auch wohlriechete Bidibus in Etwi, bitte um zahlreiche Verehrung Josepha Gabler.

Im Harem des jetzigen Sultans befinden sich gegenwärtig 900 Frauen. Eigentliche Gemahlinnen hat Se. Majestät nur drei von ausnehmender Schönheit: Dournel (die neue Perle), Hairani Dil (vortreffliches Herz) und Eda Dil (die Eleganz des Herzens). Die Zahl der Eunuchen, Kammerherren, Pagen, Garden-Kutscher, Pfeifenstopfer ꝛc. beträgt 2300. Täglich werden im Serail 500 Tische gedeckt, an denen zweimal im Tage ꝛc. 6000 Portionen Speisen servirt werden.

(Auch eine Kritik.) Ludwig XIV., welcher nicht blos als Regent und Feldherr, sondern auch als Poet sich versuchte, übergab einstmals dem bekannten Dichter und Satyriker Boileau Verse von seiner Komposition und ersuchte ihn um sein Urtheil. Nachdem dieser die Reimerei durchgelesen, sagte er: „Ew. Majestät ist wahrlich Nichts unmöglich: Sie wollten schlechte Verse machen — und selbst Das ist Ihnen gelungen!“

(Widersprechender Schein.) Minister: „Sie wollen eine Gehaltszulage mit Ihrem Schmeerbauch?“

Bittsteller: „Ja, Exzellenz! den bin ich aber noch — schuldig!“

Gemeinnütziges.

(Schutzmittel gegen die Feuchtigkeit in den Wänden.) In Rußland bedient man sich folgenden Anstriches, um den Wänden eine trockene Oberfläche zu geben: In eine kochende Auflösung von 3¾ Pfd. Eisenvitriol in 100 Pfd. Wasser werden nacheinander 2 Pfd. weißes Harz hineingeschüttet, dann 10 Pfd. durchgesiebtes Braunroth oder eine andere Farbe, 8 Pfd. Roggenmehl und 6½ Pfd. Leinöl und das Ganze so lange durcheinander gerührt, bis es eine vollkommen homogene Masse bildet. Dieser Anstrich wird heiß und zweimal, aber nur bei trockener warmer Witterung aufgetragen.

* Der Glawe macht selig!

Der Glawe is e großi Sach',
Er sall jo selig mache;
Unn wär'sch net wohr, do müßt mer jo
Wä dem Geschichtche lache!

Es wae emol e kleener Bu,
De hat sa arig Huschde;
Da denkt sei Vatter a net lang,
Und froht sich noch: Was duschtde?

Er saht: Nemm deine linze Strump,
Far um de Hals se binne,
Do werd grad wie eweggeblos
Dei Huschde a verschwinne!

Na ja, unn wie der schlose geht,
Da duht sich's richtig finne;
Um seine Hals de rechtse Strump
Duht em sei Mutter binne!

Ei, saht der Bu, das is jo falsch,
Das da is jo mei rechter!
Do saht sei Mutter: Dummer Bu,
Mensch du, ich wüßt das schlechter?!

Unn wie der Morjens uff duht schteen,
Da gebts e Wellsgelächter:
Er saht: Du, Vatter, is das da
Mei linzer aber rechter?

Der lacht unn saht: Du dummer Bu,
Sallscht du denn das net wisse?
Der saht: Ei, wann's die Mutter ment,
Werd mersch doch glawe müsse! —

Doch, wann mer jetz das Ding bedenkt,
De Glawe muß mer lowe!
Dann guck, es hat der rechtse Strump
De Huschde a gehowe!

Zweibrücken. *M—da—da—da!*

Antwort auf die Scherzfrage in Nro. 31:
Die Schildwache.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 31. Samstag, 19. März 1870.

* Des Knaben Tod.

Von Karl Ruppert.

Bei der Quelle sitzt der Knabe,
Matt, verdurstend, abgezehrt;
Wagt nicht, daß er' sich erlabe;
Meint, daß es das Brünnlein wehrt.

Murmelnd sorglos rauscht es nieder, —
Perlenlösung, gold'nen Strahl —
Knabe schließt die Augenlider,
Wähnt, er fließe mit in's Thal.

Schaukelnd wiegt er sich durch Auen,
Eingelullt in Fieberwahn
Rollt er fort durch ferne Gauen,
Kühlt den Durst im Ozean.

Lauter tost jetzt Brünnlein nieder,
Kosend ruft's: Komm', Knabe, her!
Doch der Knab' erwacht nicht wieder,
Und das Brünnlein rinnt nicht mehr.

Der ausgebrochene See.

Eine Weihnachtsgeschichte von August Becker.

(Fortsetzung.)

Die beiden Burschen in der Scheune sahen wohl die gräßliche Angst und die Gefahr des Stadtschreibers, der sich an den Ladenklammern festhielt, um nicht von den Wogen fortgespült zu werden. — Sie hätten ihm auch geholfen, aber die Strömung vor dem Scheuerthore, das von dem Wasser eingedrückt war, ging so heftig und reißend, und die Fluth stieg so schnell immer höher, daß sie sich nicht länger bedachten und wieder die Leiter hinaufstiegen auf das Heu. Es war Mitternacht. Noch immer scholl das gräßliche Hilfegeschrei des Stadtschreibers herüber, — die beiden Brüder horchten mit Entsetzen dem steigenden Hochwasser und dem Hilferuf in Nah und Fern. Da schwankte der Heuschober unter ihnen, oder sie glaubten es doch. Sie konnten sich aber auch getäuscht haben. — Doch nein, — unten plätscherte das Wasser, sie fühlten jetzt deutlich einen Ruck, — die Haare standen ihnen zu Berge, — dann hob sich der Heuschober plötzlich auf der westlichen Seite, als würde er sanft emporgehoben.

„Bruder! Gott, mein Gott! wir sind verloren!" rief der Eine und klammerte sich im Heu fest. „Das Wasser reißt die Scheune hinweg!"

Eine grauenvolle Pause. Dann wiegte der Heuschober hin und her wie eine Kinderwiege.

„Wir müssen sterben!" sagte der andere Bruder.

„Und es ist auch das Beste, da wohl Vater und Mutter und Schwesterlein schon ertrunken sind. Wir sehen sie heute noch im Himmel. Sieh', die ganze Scheuer wankt!"

Immer stärker wurde dann auch die Schwankung und plötzlich ein starker, mächtiger Ruck —

„Herr Jesu, Dir leb' ich,
Herr Jesu, Dir sterb' ich,"

betete der eine Bruder mit bebenden Lippen und der andere fügte hinzu:

„Herr Jesu, Dein bin ich
Todt und lebendig."

„Amen!" flüsterten Beide zusammen, sich umfassend. — Und die Scheune bewegte sich vorwärts. Langsam und immer hin und her schaukelnd auf der plätschernden Fluth, schwankte sie wie eine Kinderwiege. Drüben erstickte nach und nach der Angstschrei des Stadtschreibers, — die beiden Brüder merkten, wie die Scheune an dem Fenster vorübertrieb. Sie harrten ihres Todes,

— — aber die Scheune fiel nicht um, sondern wiegte sanft und ruhig auf der Fluth, als wolle, die in ihr weilten, ein guter Vater in Schlummer wiegen. Das dauerte lange, die ganze Nacht, ohne daß die Scheune viel vom Flecke kam

Endlich wurde es Tag. Die Brüder fühlten sich gesund und wohl. Sie blickten durch die Dachlucke hinaus und wußten zuerst nicht, wo sie waren, da ringsum das Wasser wogte und das Haus des Stadtschreibers nirgends mehr zu sehen war. Die Scheune stand aber still und fest. Ringsum sahen sie Thüren und Balken und mächtige Baustämme im Wasser dahintreiben, — drüben ragten die Häuser von Isenheim und der Kirchthurm aus der Fluth, und dort auf den Feldern und Wiesen schwammen mächtige Weinfässer dahin; zum Theil schon zerplatzt und in Trümmern, zum Theil noch hin und her schaukelnd, bis eine Woge sie wider einen treibenden Baumstamm warf, daß sie zersprangen und der treffliche Wein sich mit dem Wasser vermischte. Das waren die Weinfässer des reichen Stadtschreibers von Egisheim, dessen Haus hinweggeschwemmt war, so daß das in den Keller strömende Wasser die Fässer heraushob und weiter schaukelte.

Die beiden Brüder vergaßen ganz und gar, für die Erhaltung ihres Lebens Gott zu danken, — sie sahen die Verwüstung umher und dachten an die Sägemühle und ihre armen Bewohner, — an Vater, Mutter und Schwesterlein. Neben ihnen auf dem Heu lagen noch immer die Christbescheerungen für das kleine Annebärbel, — sie weinten bittere Thränen. Wie mochte es in dem Thal des Seebachs aussehen! —

Jetzt fing das Wasser doch nach und nach an zu fallen und gegen Abend war das Land größtentheils frei. Da stiegen die beiden Brüder mit ihrem Arbeitslohn und den Christgeschenken traurig die Leiter hinab und traten hinaus in den Schlamm, der überall lag. Eine Masse Seeforellen, die ihnen wohlbekannt waren, tag in den Schlammpfützen umher, todt und sterbend. Das arme Isenheim war schrecklich mitgenommen. Denn vierzehn Häuser waren gänzlich zerstört und viele andere so stark beschädigt, daß, um sie wohnbar zu machen, sie erst wieder aufgebaut werden mußten. Die Scheuer selbst, wo die beiden Brüder so wunderbar erhalten wurden, war von dem Wasser mehr als 50 Schritte weit getrieben und blieb vor dem Hofthore unbeschädigt stehen. Aber das Haus des Stadtschreibers war verschwunden, — nur noch die tiefe Lache des vorigen Kellers bezeichnete den Ort, wo es gestanden hatte. Von dem Stadtschreiber und seinem Makler wußte Niemand etwas zu sagen, — sie waren verschwunden und selbst ihre Leichen wurden nicht mehr gefunden. Sonst war gottlob zu Isenheim kein Menschenleben zu beklagen, da sich Jedermann noch zu rechter Zeit retten konnte. Auf dem Felde aber lagen mehr als tausend Klafter Holz an Stämmen und Wurzeln, welche der Strom aus dem Gebirge mitgeführt hatte, und mitten unter diesen die zerplatzten Fässer des Stadtschreibers von Egisheim, der die Wiesen mit Wein wässern wollte, wie er sich oft genug ausgedrückt hatte. Auch zog man noch lange nachher Geldkisten und Schachteln mit Papieren aus dem Schlamme, — was Alles einmal dem Stadtschreiber gehörte.

Jedoch die beiden Brüder verweilten nicht so lange in dem heimgesuchten Orte, daß sie alle diese Beobachtungen hätten machen können. An Gebweiler vorbei betraten sie das Thal, das überall Spuren der schrecklichen Verwüstung trug, gingen mit betrübtem Herzen am Seebach hinauf und fanden meistens nur noch Spuren der ehemaligen Hütten der Thalbewohner. Auch diese konnten sich meistens noch retten in der vergangenen Nacht. Denn weiter oben ist ein enger Felsenpaß, der sich zwischen zwei ganz nahe aneinanderstoßenden Felsen in einem rechten Winkel hindurchzieht und durch welchen der tobende Strom nebst allen Felsstücken und Baumstämmen, welche er mit sich führte, sich hindurchdrängen mußte, so daß die größten Buchen hier mit entsetzlichem Krachen zerbrochen und zersplittert worden waren. Da nun die reißenden Fluthen in diesem engen Flusse durch die aufgestemmten Bäume und Felsen etwas aufgehalten wurden, hatten die in Schrecken gesetzten Thalbewohner gerade noch so viel Zeit, bei finsterer Nacht aus ihren Wohnungen zu fliehen und Menschen und Vieh auf die Berge zu retten.

Oberhalb jenes Felsenpasses, den die Brüder mit Grauen passirten, sahen sie mit weinenden Augen nach ihrer heimathlichen Sägemühle, wo sie geboren und aufgezogen worden waren, und wo Vater und Mutter und das Schwesterlein gewohnt hatten, aber kein Licht schimmerte ihnen wie sonst entgegen, wenn sie aus der Ebene heimkehrten. Sie kamen näher — hier mußte die Sägemühle gestanden haben, — es war keine Spur mehr von ihr zu sehen. Der Ort war ganz verändert, kein Baum stand mehr umher, kein Stein bezeichnete die Stelle des väterlichen Hauses, — nur Schlamm und Felstrümmer,

Digitized by Google

nur Gestrüpp und Gesträuch stack im Boden umher. Sie standen im höchsten Jammer und rangen bitterlich weinend die Hände. Dann beteten sie für die Seelen der Verstorbenen und machten sich auf, um noch weiter hinauf an den Seebach zu der Hütte des Kohlenbrenners zu gelangen, der ein Pathe und Freund ihrer Familie war, um bei ihm zu übernachten; denn dessen Wohnung lag wohlgeschützt vor dem Wasser hoch auf dem Felsenraude des Ufers. Bald schimmerte ihnen auch der Schein eines Lichtes entgegen und mühsam klommen sie durch den Schlamm, das Felsgeröll, die umliegenden Baumstämme und das Gestrüpp, welches ihnen den Weg in der finstern Nacht erschwerte, da das Licht ihnen zeigte, daß des Kohlenbrenners Hütte noch stand. Das hätte sie wohl freuen können, wenn sie nicht die traurige Gewißheit gehabt hätten, daß Vater, Mutter und Schwesterlein umgekommen in dem reißenden Bergwasser, das der ausbrechende See in die Thäler hinabsendete. Sie zweifelten auch nicht einmal mehr an dem Untergange ihrer Lieben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein seltsames Fest, der Maskenball der Taubstummen, hat vor mehreren Wochen in Berlin unter sehr starker Betheiligung aus den betreffenden Kreisen stattgefunden. Die eleganten Festräume des Etablissemens waren, wie die „Post" berichtet, dicht gefüllt mit Gästen aus den verschiedensten Ständen, welche das gemeinsame Band der Gehör- und Sprachlosigkeit vereinigte. Der Ball, auf welchem auch der Direktor der Taubstummenanstalt in Dresden erschienen war, nahm den heitersten Verlauf und machte auf den unbetheiligten Zuschauer und Zuhörer nur während der Tanz- resp. Musikpausen einen etwas fremdartigen Eindruck. Das aus Flügel, Violine und Baß bestehende Orchester spielte munter auf, wenn auch die Tanzenden die Takte nicht hörten. Dem Vortänzer, der, hier wörtlich zu nennen, das Zeichen zum Beginn eines Tanzes mit hoch emporgehobenen Händen gab und durch graziöse Rundung des rechten Armes zur Hüfte die Herren zum Engagiren der Damen aufforderte, fehlte zwar die Sprache, nicht aber das Gehör, so daß er im Stande war, den zum Tanz angetretenen Paaren die Art desselben durch einmaliges Herumtanzen zu veranschaulichen. Mit Eifer und Lust folgten dann die Paare, sie walzten, polkten und gallopirten dann mit vieler Präzision und führten selbst die kombinirten Pas des „Rheinländers" mit großer Genauigkeit aus: hin und wieder kam es allerdings vor, daß einzelne eifrige Paare noch forttanzten, wenn auch die Töne der Musik längst verklungen waren. Vortrefflich gelang ein tourenreicher Kotillon, während hingegen eine Quadrille selbstverständlich nicht getanzt wurde. Bis zur späten Morgenstunde dauerte das seltsame Fest.

(Ein Mohrenkönig mit aufgeschlitztem Bauche.) Unter diesem zugkräftigen Titel bringt eine Lokal-Korrespondenz folgenden absonderlichen Fall: An Fastnacht hielten die Arbeiter des Hammerwerksbesitzers Fruhwirth im Freiland bei Litienfeld einen Maskenzug ab. Im Zuge befand sich hoch zu Rosse ein Mohrenkönig in weinseliger, gehobener Stimmung. Bei der 1/4 Stunde von Litienfeld entfernten Gypsmühle ordnete sich der Zug, um den Einzug in Litienfeld zu halten. Als das Zeichen zum Abmarsche gegeben wurde, schwang sich der erwähnte Mohrenkönig wieder auf sein mit allerhand Flitterwerk behangenes Pferd; dabei zog der Schwarze ein langes Tranchirmesser aus seinem Gürtel, fiel indeß in Folge des Rausches vom Pferde und so unglücklich, daß er, der Mohrenfürst, mit aufgeschlitztem Bauche auf der Stelle seinen Geist aufgab. Statt eines Maskenzuges langte ein Leichenzug in Litienfeld an.

(Irische Wahlscene.) Ein Beispiel einer recht tollen Händeschau hat dieser Tage die Stadt Waterford geliefert. Die Herren Osborne, Crean und Smyth erschienen als Kandidaten vor den „freien und unabhängigen" Wählern von Waterford in der großen Rathhaushalle. Nachdem auf der Tribüne zuerst ein kleiner Faustkampf ausgefochten und einige Rathsherren hinuntergeworfen worden, wurde das Wahlausschreiben verlesen und der Alderman Slattery erhob sich zu einer Rede, um Osborne als Parlamentsmitglied zu empfehlen. „Herr Sheriff," begann er, „ich stehe hier, um" — Stimme aus der Menge: „Corney Roney's Schweine zu schlachten!" Der Alderman Slattery treibt nämlich Großhandel mit Schweinen. Gelächter und Verwirrung. Sobald wieder einige Ruhe herrscht, beginnt der Alderman von Neuem: „Herr Sheriff, es ist mein stolzes Privilegium" — Stimme aus der

Menge unterbrechend: „in den Schweinstall zu kriechen" — „Ihnen Herrn Bernal Osborne als Kandidat vorzuschlagen." Darauf ein Höllenlärm, ein Krawall auf der Gallerie. Alderman: „Ich bin aufgewachsen unter Ihnen" — Stimme: „Jawohl, und fett geworden wie ein Mutterschwein!" — In dieser Weise ging es fort, bis endlich die „Ernennung" der Form nach vollzogen war, und die Kandidaten versuchten, die Versammlung anzureden. Bernal Osborne wurde jeden Augenblick unterbrochen und gerieth in einen heftigen Zank mit dem Alderman Reynolds, dem er die Reitpeitsche androhte. Der „nationale" Gegenkandidat, Smyth, bezog sich auf einen Brief, der von einem Priester geschrieben, und von Osborne als ein Sammelsurium von Lügen bezeichnet worden war. „Seht," rief Smyth aus, „er nennt Eure Priester Lügner, weiset diesen Schimpf zurück, Ihr Frauen von Waterford!" Eine Frau auf der Gallerie: „Ja, beim —, das wollen wir! Schmeißt den Kerl herauf, wir werden ihm das Maul stopfen!" Endlich kam es unter schrecklichem Spektakel zur Händeschau, und dieselbe fiel nach der Erklärung des Sheriffs zu Gunsten Smyth's aus (welcher bei der späteren Abstimmung unterlag). Der Rest des Tages verging unter Trinken, Schreien, Raufen, die Straßen waren für anständige Menschen so gut wie gesperrt.

(Weiberhandel in der Zips.) In einer der 16 Zipser Städte ereignete sich dieser Tage ein interessanter Weiberhandel: Mann und Weib gingen zu Markte, um ein Paar Ochsen zu verkaufen, und trafen auf dem Wege einen Bauern, der dieselben kaufen wollte. Sie konnten mit demselben im Handel aber nicht einig werden und fingen über Anregung des Einen ein anderes Geschäft an. Der Mann, welcher mit dem Weibe ging, äußerte gegen den Fremden, wenn er die Ochsen schon nicht kaufen wolle, so solle er ihm wenigstens das Weib gegen eine Entschädigung von 100 fl. abkaufen. Dies ließ sich der gute Mann nicht zweimal sagen, er ging auf das Geschäft ein und leistete sogleich eine à-conto-Zahlung von 2 fl. Als nun das Weib sah, daß die Sache ernst wurde, fing sie an zu jammern und schrie, was sie bei dem dummen Bauer machen solle. Das Jammern rührte den Ehegatten, und er wollte daraufhin das Geschäft rückgängig machen, wovon aber der Käufer nichts wissen wollte. Dies veranlaßte Streit und Zank, so zwar, daß die Sache dem Gerichte zur Entscheidung übergeben werden mußte. Beide sind nun vernommen und werden ihrer Strafe nicht entgehen, sowohl Käufer wie Verkäufer.

(Die Schnelligkeit der Töne betreffend.) — Nach Billing's Meinung hängt die Schnelligkeit der Töne sehr von dem Gegenstand ab, den sie bezeichnen sollen. Eine Ößglocke legt eine halbe Meile in einer Sekunde zurück. Dahingegen gebraucht die Glocke, die Morgens zum Aufstehen läutet, zuweilen eine Stunde, ehe sie das Ohr des Betreffenden erreicht.

(Hinter den Coulissen.) Schauspieler (sich sein beschmutztes Trieot mit Kreide einreibend): „Die Kreide ist doch eine ganz charmante Erfindung. Sie als großer Adoniseur können mir ganz gewiß sagen, wer dieselbe erfunden hat?"

Theaterfriseur: „O ja, die Kreide ist von einem Wirthe erfunden worden, und zwar zur Zeit, als der erste Schauspieler geboren wurde!"

Gemeinnütziges.

(Schwarz geräucherten Wänden wieder eine schöne weiße Farbe zu geben.) Von den Wänden wird zunächst der schwarze, locker aufsitzende Staub mittelst feiner Besen abgekehrt und hierauf die Wände selbst mit starker Sodalauge abgewaschen. Die noch nasse Lauge wird mit Wasser, dem man ein wenig Salzsäure zugesetzt hat, von den Wänden weggewaschen, und nachdem diese trocken geworden, ein dünner mit Alaunauflösung versetzter Kalkanstrich aufgetragen. Nachdem auch dieser aufgetrocknet ist, überzieht man schließlich die Wand mit einer aus Kreide und Leim bestehenden Farbe.

Räthsel.

Vier Brüder reisen miteinander:
Der eine läuft und wird nicht matt,
Der andere frißt und wird nicht satt,
Der dritte läuft und wird nicht voll,
Der vierte pfeift und klingt nicht wohl.

Auflösung des Räthsels in № 32:
Das ABC.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Dienstag, 22. März **1870.**

* E Traam.

Die Dag do how' ich schwer geträämt,
Dos kommt vum Zeitungslese;
Mir wor's, als wonn ich im Geschäft
Na Bermesenz müßt reese.

Jetzt wor ich orig iweldron,
Un moch' mer long die Glosse,
Wen ich die Fahrt for mei Person
Verdiene heut will losse.

Un wie ich will zur Bohn enous,
Um dart donn inzusteihe,
Do sieh ich on der neie Brück
E Boat im Wasser leihe.

Un uffme große Schild do stond
„Noch Pirmosenz" geschriwwe,
Un viele Leut, die ware schun
Uff dem Verdeck, do driwwe.

Es wor e Dompfboot, wie im Rhein
Genug erumkutschiere;
Drum wor och schnell mei Plan gefaßt
Un denk, Du kannscht's prowiere.

Gesoht, gedohn, ich geh uff's Schiff;
'S war schön da, nit zum Sage,
Un was die Houptsoch wor, kee Mensch
Der dhut no'm Zohle frage.

Uff emol peifts, das Schiffche dhut
Durch's Wosser nur so schieße,
Durch de Kanal bis an de Bach
Un grod durch die „acht Schließe".

Un weiter gehts de Boch enuff,
Durch Wies' un grüne Aue,
Zum Zeitvertreib, do gibts ach noch
E Fischerei zu schoue.

Do sinn uff dem Verdeck erum
E paor mit Angle gonge,
Un houn Forelle, Karpfe, Hecht
Un Grunnelcher gefange.

So geht die Fohrt dann glücklich fort,
Bis mer no Schtambach komme,
Un wie es holt, hot uns e Herr
Gleich in Empfong genomme.

„Entschuldgen Sie, e Vertelschtund,
Mer wolle ewe fülle,
Mer gehn so long ins Werthshaus do
Un dhun de Hunger schtille."

Im Werthshaus war der Disch gedeckt,
Un eh' mer uns recht schicke,
Do werd e Platt vall Hecht gebracht;
— Do werschde dich mol flicke!

Un wos es allerschönste war,
Die Fisch die honn kee Kräte;
'S war Alles gar zu gut besorgt,
Doß mer uns nit verspöte.

E guter Trunk gob's och derzu;
Ich froh no meiner Zeche,
Do soht der Werth, „das Alles dhut
Der Pimpelhuber bleche."

Ich butz mei Moul ganz ruhig ob,
Dos heeßt jo wohlfeel reese;
Un wie ich for die Dhür nous komm,
Is' 's Dompfboot fortgewese.

„Wie komme mer no Bermesenz,"
Sohn All, die bei mer wore;
Der Werth der lacht, „Sie werre jetzt
Noch durch die Luft gefahre!"

Un richdig, 's war nit weit vum Hous,
Da dhut e Ding so schwewe,
E Luftschiff wor's, es werd mer Angscht,
Das koscht am End nach's Lewe.

Die Annre steihe oll einun,
Was wollt alleen ich mache;

Ich blieb wohl liewer uff der Erd,
Die Luft, das sinn so Sache.

Jetzt schaff ich mich so langsam druff,
Der Schirick werd weggezoge;
Der Ballon hebt sich in die Luft
Un mer sin weggeflloge.

Na Bermesens, dem Horeb zu,
Das geht wie Sturmesfause,
Un ich weeß nimmeh wo ich bin,
Ich hör nix meh wie Brause.

Nur eens, das sieh ich ewig noch,
Mer soll zwar nit so stichle,
Wie uff der Schossee unner mer
Zwee Kutscher sich dhun brichle.

Un immer ärger werd die Fahrt,
Jetzt kommt das Lametire,
Mer sinn verlor, wer weeß, wohin
Das Luftschiff nns werd führe.

Im Omnibus do dhät's doch jetzt
Nur dreißig Kreuzer koschte;
Am End do renne mer noch an
Un schtoße an e Poschte.

Uff emol kriegt mich was am Kopp,
Am Hals un an de Ohre,
Ich fahr erum, un kreisch nur noch:
„O weh! ich bin verlore!" —

Do werr ich wach — mei Bübche saht:
Ei Vatter, gute Morge,
For was hascht du dann so gekrisch,
Was hascht du dann for Sorge.

C. B.

Der ausgebrochene See.

Eine Weihnachtsgeschichte von August Becker.

(Schluß.)

Gott kann auch Wunder thun, und er hat bei dem armen Sägemüller nicht unterlassen, eines zu thun.

Das Annebärbel war schon von der Mutter halb ausgezogen, um sich schlafen zu legen, — der Vater schnitzte noch etwas an einem Käfige für die Schwarzamsel, die er von dem Gevatter in der Köhlerhütte weiter oben am Seebache erst heute erhalten hatte. Es war eine dumpfe Ruhe in dem engen Felsenthale, wo die Sägemühle stand, denn die Maschine war eingestellt und der schäumende Bach stürzte unbenützt über die Felsen und brachte die einzige Bewegung, die einzigen Laute in das düstere Thal. Da pochte es am Fensterladen und eine Stimme rief herein: „Sägemüller, Ihr sollt mit Weib und Kind zum Kohlenbrenner kommen!"

Der Sägemüller erschrack, denn die Stimme war ihm unbekannt, — und die Thomasnacht ist eine der Unglücksnächte, in welchen die Geister ihr Opfer verlangen. Er trat zum Fenster und sagte: „Ist Jemand da? Was soll ich denn bei dem Gevatter thun? Ich habe ihn ja heute erst gesprochen!"

Aber er erhielt keine Antwort und sah auch Niemand, als er in die finstere Nacht hinausschaute. Ein düsteres, unheimliches Schweigen lag über dem Thal, das nur der brausende Seebach unterbrach.

„Was soll ich denn noch in der Nacht bei dem Gevatter thun?" fragte sich der Sägemüller verwundert. „Hat sich etwa einer der heimkehrenden schwarzfingerigen Kohlenbrenner einen Spaß mit mir machen wollen, oder — — — heute ist St. Thomasnacht, da ist es nicht geheuer und es könnte leicht einer der bösen Geister sein!" Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit. Da pochte es wieder: „Sägemüller, versäumt nicht, zu dem Kohlenbrenner zu kommen. Er erwartet Euch noch heute mit Weib und Kind," sprach eine Stimme draußen, die nämliche wie vorhin. Der Sägemüller trat wieder zum Fensterladen und fragte: „Werda?"

Keine Antwort.

„Wenn mir Jemand eine Botschaft zu bringen hat, so braucht er sich nicht zu scheuen, mir unter's Gesicht zu treten," sprach der Sägemüller in die Nacht hinaus. „Was soll ich bei dem Gevatter? Ist er krank geworden, oder sein Weib, oder eins seiner Kinder?"

Aber es erfolgte keine Antwort. Da rief er jenes zauberkräftige, in solchen Fällen gewöhnlich vom Volk gebrauchte Wort in die Finsterniß hinaus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

„In Ewigkeit, Amen!" sprach eine Stimme, wie er vermeinte.

„Warst Du es etwa, liebes Weib?" fragte der Sägemüller, sich umwendend.

„Wie so?" fragte diese aufschauend.

„Hast Du nicht Amen gesagt?"

„Nein, ich nicht."

„Nun so weiß ich nicht, ob ich diesem Rufe wirklich nicht trauen soll."

Und er erzählte seiner Frau, die von Allem nichts gehört hatte, daß ihn der Gevatter in der

Köhlerhütte schon zweimal einladen ließ, heute Nacht zu kommen.

„Du hast geträumt oder Dein Gehör hat Dich getäuscht!“ sagte die Frau. Und der Sägemüller glaubte selbst nach und nach, daß dem so sei. Er schnitzte ruhig fort, und das kleine Annebärbel betete hinter ihm im Bette:

„Du lieber Herrgott hälst nun Wacht,
Behüt' uns auch in dieser Nacht;
Schick' Deinen Engel zu uns her,
Damit kein Unglück uns beschwer' —
Und — —“

„Vater, es klopft draußen,“ sagte das Mägdlein, sich mitten im Gebet unterbrechend. Der Vater und die Mutter blickten nach dem Laden.

„Sägemüller, säumt nicht länger, mit Frau und Kind zum Kohlenbrenner zu kommen!“ sagte eine Stimme draußen, und es war wieder die, welche er schon zweimal gehört hatte. Diesmal ging der Vater nicht zum Laden, sondern sagte zu seiner Frau: „Jetzt zieh' das Annebärbel nur wieder an, — wir gehen zum Gevattersmann, — es ist ihm wohl plötzlich ein Unglück zugestoßen, und er will mich und Dich und seine kleine Pathin, das Annebärbel, noch einmal sehen vor seinem Ende. Mir hat den ganzen Tag so was geahnt, — mach' keine Umstände und thu' keine Widerrede. Zieh' Deinen Mantel und dem Mägdlein seine Kleider an!“

Und so ward bald auch die Mühle verschlossen zurückgelassen, — der Sägemüller trug die Laterne in der einen Hand und führte das Annebärbel an der andern, seine Frau ging neben ihm her, und so ging es noch in später Nacht durch die Schlucht unterhalb des Bölchensees der Hütte des Koblenbrenners zu, welche hoch am Felsenufer stand. Man erreichte dieselbe auch glücklich und ohne Gefahr. Der Vater klopfte. Innen fragte der Kohlenbrenner, wer da sei.

„Ich bin's, Gevattersmann, und mein Weib und Kind. Bist Du gesund und wohl?“

„Gottlob, so gesund als ich heute Mittag war, da ich mit Dir sprach,“ sagte der Köhler, der die Thüre aufmachte. „Aber was um Gottes willen führt Dich zu mir in dieser finstern Nacht, in welcher alle bösen Geister kettenlos sind?“

„Ja, hast Du mich nicht einladen lassen, zu Dir zu kommen?“

„Ich? Habe keinem Menschen den Auftrag gegeben, obgleich es mir sehr lieb ist, daß Du mit Weib und Kind kommst. Wir haben Platz genug für eine Nacht und Freude überflüssig, Euch einmal beherbergen zu dürfen.“

„Das ist sonderbar,“ sagte jetzt nachdenklich der Sägemüller, indem er in die Stube trat und Frau und Kind ihm folgten. „Sehr sonderbar! Hat mir Einer dreimal zum Fenster hereingerufen, ich sollte zum Kohlenbrenner kommen.“

„Nun, da hat Einer einmal recht meine Gedanken errathen; denn schon längst hab' ich mit den Meinigen gehofft, eine Winternacht mit Euch verplaudern zu dürfen. Setzen wir uns gemüthlich zusammen.“

Der Sägemüller aber saß ganz nachdenklich da. Endtich fragte er urplötztich: „Hör', Gevatter! wie steht's mit dem See drüben?“

„Nun, er ist hoch angeschwollen, wie ich Dir schon heute Mittag gesagt habe. Aber der Damm mag doch wohl noch viele Jahre halten. Es ist nicht so gefährlich, wie Du fürchtest, und ich habe den See schon öfters so voll gesehen.“

Er hatte nicht vollends ausgeredet, als mit einem Male ein so fürchterlicher Krach und ein so entsetzliches Tosen und Brausen die Luft erschütterte, daß alle Wände der Hütte bebten und krachten, und ihren Bewohnern auf einen Augenblick lang Hören und Sehen verging. Dann schrieen aber die sechs Kinder des Kohlenbrenners in Gemeinschaft mit dem Annebärbel entsetzt auf, während die Eltern vor Schrecken stumm dasaßen.

„Was war das?“ fragte endlich der Kohlenbrenner, dem man aber wohl am Gesichte ansah, daß er es so gut wußte wie die Andern, und sich nur scheute, das schreckliche Wort auszusprechen. Das entsetzliche Krachen dauerte fort und kam mit brausender Schnelligkeit immer näher. Mit Grausen horchte man.

„Es ist geschehen! Gott im Himmel droben, beweise jetzt Deine Allmacht,“ sagte der Sägemüller, die Hände aufhebend.

„Es ist so! Es ist geschehen!“ wiederholte der Kohlenbrenner, und selbst die Gesichter der beiden Männer waren bleich wie der Gebirgsschnee, trotz dem rothen Lichte des Kienspans über'm Herde. So mag's Einem zu Muthe sein, der in der letzten Stunde das Ende der Welt hereinbrechen sieht, und für die beschränkte Welt der Leute in jener Köhlerhütte lag jetzt das Ende nahe genug.

Der Fels, auf welchem die Köhlerhütte stand, zitterte unter den Füßen seiner Bewohner, als wollte er bersten und stürzen, — Schlag auf Schlag, stärker als Kanonen- und Bombenknall, erschütterte die Luft, und immer näher kam das Heulen und Brüllen der entfesselten Wasserungeheuer, die Felsen und Bäume in ihrer

Wuth zerrissen und vor sich her wider die Bergwand schleuderten, daß diese zu weichen und die arme Köhlerhütte preiszugeben schien. Es war eine schreckliche Nacht für die Leute dort, und das Herz im Leibe schien sich zu verkriechen vor dem Gebrüll und Geheul der anstürmenden Wogen.

Der Strom, der sich sammt den mitrollenden Felsen und Bäumen nicht weit von der Köhlerhütte am Berge stieß, prallte so weit bergauf, daß er bei seinem Zurücklaufe sechshundert Klafter Holz, das zum Kohlenbrennen bereit lag, mit sich fortriß. Aber bis zur Hütte selbst reichte doch seine Macht nicht, ob auch deren Bewohner jeden Augenblick wähnten, von einer der heulenden, emporspringenden Wogen gegen und in den Abgrund gerissen zu werden. In Todesangst ward die Nacht bei dem Kohlenbrenner verbracht. Als aber der Morgen kam und der Sägemüller zum Fenster hinaus auf den spritzenden Schaum, die ungeheure, gewaltige Wasserfluth und die zerschmetterten Baumstämme blickte, welche mit Windeseile in das Thal hinabdonnerten, — wenn er dann an seine eigene Wohnung und an die warnende Stimme in der Nacht dachte, da sagte er: „Gott hat wirklich ein Wunder gethan und wird auch meine beiden Söhne nicht vergessen!“

Und als die Jünglinge wohlbehalten in der folgenden Nacht zur Köhlerhütte kamen, ihre Eltern und das kleine Annebärbel beim Leben und Gesundheit trafen, von ihren eigenen Erlebnissen und Schrecknissen und vom Tode des reichen Stadtschreibers von Egisheim erzählten, — da glaubte man dort in der Köhlerhütte, trotz aller zeitlichen Verluste an Haus und Vermögen, dem mächtigen Erretter aus der Todesnoth von Herzen danken zu dürfen.

Die Familie des Sägemüllers blieb bis über Weihnachten in der Köhlerhütte, wo der Christbaum in aller Pracht, welcher man fähig war, glänzte. Annebärbel theilte ihre Christgeschenke mit den Kindern des guten Gevattersmannes. — Nachdem aber die Kunde von dem entsetzlichen Naturereignisse auch in das untere Elsaß und in die ferne Pfalz zu den Verwandten des Sägemüllers gedrungen war, schrieben sie ihm, er solle zu ihnen mit seiner Familie kommen, was er auch nach herzlichem Abschiede von dem Gevattersmanne bald that, da seine Mühle mit all' seinem Vermögen vollständig vernichtet war. In der neuen Heimath wurden die beiden Söhne brave Bauern und Winzer und das Annebärbel eine wackere Bäuerin. Sie haben ihren Hinterbliebenen die Geschichte der wunderbaren Erhaltung in jener schrecklichen St. Thomasnacht oft und getreulich erzählt, und einer dieser Hinterbliebenen theilte sie mir so oft mit, als ich ihn, auf seinem alten Knie sitzend, darum bat, und das geschah jedesmal, wenn er auf Besuch in's Haus meiner Eltern kam. Denn es war mein Großvater. Der alte Mann hätte es sich niemals bestreiten lassen, daß Gott an dem armen Manne, seinem Ahnen, ein Wunder gethan habe.

Denn wer damals, in jener schauerlichen Adventnacht, dem Sägemüller am Seebach die Einladung vom Gevatter Kohlenbrenner gebracht, weiß man noch heute nicht.

Mannigfaltiges.

Ein Höfling bat den Cardinal Mazarin, seine Noth ihm in drei Worten vorstellen zu dürfen. „Wohl!“ sagte dieser — „aber nur mit drei Worten!“ (Es war zur Winterzeit.) — „Frost und Hunger!“ meinte der Erste. — „Holz und Brod!“ antwortete der Cardinal und verschaffte dem lakonischen Bittsteller eine Pension.

Akrostichon.

Ein himmlisches Wesen mit goldenem Haar,
Mit feurigen Augen, — ein Sternenpaar.
Im Innern ein Glöcklein, deß' Klang gar so rein,
Lieb Herzchen, läd'st zum Besuch mich wohl ein?
Ich werde auch kommen und beten bei dir, —
Erhör' dann mein Flehen und bleibe bei mir! —

Der Sänger vom Rhein.

Räthsel.

Es ist die wunderschönste Brück,
Worüber noch kein Mensch gegangen;
Doch ist daran ein seltsam Stück,
Daß über ihr die Wasser hangen
Und unter ihr die Leute geh'n
Ganz trocken, und sich froh ansieh'n;
Die Schiffe segelnd durch sie zieh'n,
Die Vögel sie durchfliegen kühn;
Doch stehet sie im Sturme fest,
Keinen Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

Auflösung des Räthsels in № 34:

Die vier Elemente.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälziſche Blätter
für
Geſchichte, Poeſie und Unterhaltung.

№ 36. Donnerstag, 24. März 1870.

* Der Troubadour.

Romanze von Karl Ruppert.

Iſt's Gram, iſt's Lieb', iſt's Herzeleid?
Iſt's thatenleere Muſe,
Die Euch verzehrt, o ſchöne Maid,
Erbgräfin von Toulouſe?
So ſprach der Sänger Val d'Amour,
Der ſchwarzgelockte Troubadour
Vom Ufer der Garonne.

Und ſchon ſitzt er ſo weich, ſo los, —
Welch' Blick voll Liebefeuer! —
Und tändelt an der Gräfin Schooß
Und klimpert mit der Leier.
Es klingt wie ferner Hörnerklang,
Wie Kampf und Strauß und Siegesſang,
Ein Kuß ſollt' es ihm lohnen.

Und wie von Wehmuth und von Luſt
Durchſchauert und durchdrungen,
Drückt ihn die Gräfin an die Bruſt
Und hält ihn feſt umſchlungen:
Was ſcheert mich Rittersmann und Roß,
Komm', holder Knabe, auf mein Schloß,
Mich hat dein Lied gewonnen!

O ſchöne Gräfin, laßt nur ab
Zu minnen und zu ſcherzen!
Rief traurig baß der Sängerknab', —
Ihr thut mir weh im Herzen,
Wohl hundert Ritter frei'n um Euch,
O laßt mich armen Knaben reich
Frei in mein Land Guyenne!

Der Gräfin wird's drob weh und wund,
Sie kämpft mit Lieb' und Reue,
Sie küßt den liederſüßen Mund
Und ſchwört ihm ew'ge Treue;
Was Lieberaſerei vereint,
Das ſchwört ſie ihm, der Sänger weint,
Sie küßt ihm ab die Thränen.

So ſäng' ich denn zum letzten Mal!
Er rief's und ſchlug die Saiten,
Und rang und ſang in Liebequal
Und ſang von Lieb' und Leiden,
Und ſang ſo tief und ſang ſo rein,
Es drang in Herz und Mark hinein,
Die Leier brach in Stücke.

Was mein, das ſei auch deine Hab!
Die Maid rief's ſel'ger Wonne,
Du zauberſchöner Sängerknab'
Vom Ufer der Garonne!
Gleich folgſt du mir zum Feſtgelag,
Zu Traualtar und Brautgemach,
Ich laß' dich nicht mehr weiter!

---

* Ein Fürſtenaſyl.

Hiſtoriſche Skizze von Karl Leyſer.

Wohl jedes Fleckchen Erde hat ſeine Geſchichte und auch an jene Scholle im deutſchen Vaterlande, auf der heute unſere Blicke weilen, knüpfen ſich hohe hiſtoriſche Erinnerungen, deren Andenken zu verjüngen dieſe Zeilen anſtreben ſollen.

Das Fleckchen Landes aber, deſſen ſonnige Auen wir betreten, es iſt die äußerſte Grenzmarke deutſcher Erde, unſere ſchöne Pfalz am Rhein. Allerwärts bekannt iſt der heitere Menſchenſchlag, der die rebenumſäumten Gefilde am friſchen, liederreichen Rheinſtrom belebt.

Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!

ſagt ein Kernſpruch aus grauer Zeit, in deſſen ſchlichten Worten ſich der Charakter der Bewohner ſpiegelt, die mit freiem, frohen Herzen ein frommes Gemüth zu vereinbaren pflegen.

Und in dieſer ſchönen Pfalz am Rheine finden wir, umlagert von einer üppigen Hügelkette, in

malerisch schönem Thale das alte Städtchen Zweibrücken. Eine nicht unbedeutende Rolle spielte dasselbe, einst die Hauptstadt des Herzogthums gleichen Namens, in den Tagen der Vorzeit und namentlich im Zeitalter der Reformation, welche Ereignisse hier, als nicht im Bereiche dieser Skizze gelegen, unerwähnt bleiben müssen. Auch das Innere des gemüthlichen Städtchens soll unseren Blicken entzogen bleiben und wir führen den freundlichen Leser ohne weitere Umschweife in einen wildromantischen, ein halbes Stündchen entfernten Hain, der den befremdenden Namen „Tschifflick" trägt.

An der Eingangspforte angelangt, breitet sich eine herrliche Allee mächtiger altersgrauer Linden vor unsern Blicken aus, frische, kräftige Waldesluft umweht uns, ein sprudelnder Quell sendet sein labendes Wasser in reicher Fülle entgegen, nach dessen Genuß wir erquickt weiter wandern. Wir durchschweifen den weiten, von hoher Mauer umschlossenen Forst, der eine liebliche Abwechselung von Felsgeklüfte, Wiesenthälchen und traulichen Laubgängen bietet und dessen Mitte zwei einst fischbelebte Teiche zieren. Nach längerem Umherziehen treten wir aus der Bäume Schatten und vor unserm Auge liegt eine schmucklose Ruine, im üppigen Waldgestrüppe reizend versteckt.

Sinnend betrachten wir die gesunkenen Mauern, die, durchwachsen von frischem Grün, ihr kahles Haupt gen Himmel recken, und unwillkürlich taucht das schöne Lied Schenkendorf's in unserer Seele auf:

„Und in den off'nen Fürstenhallen
Spielt Waldesgrün mit Sonnenschein."

Ja, vor Fürstenhallen weilt unser Fuß. Jenes zerfahrene Gemäuer, in welchem jetzt die ewig rastlose Spinne ihr blödsinnig schweigendes Gewebe zieht, barg einst als schmuckes Schlößchen einen edlen Fürsten, dessen Name, wenn auch nicht in den Lettern der Geschichte mit schillernden Farben bezeichnet, doch in den Herzen aller ihm näher gestandenen Zeitgenossen mit der Flammenschrift der Liebe und Verehrung eingegraben war: Stanislaus Lescynsky, den verbannten Polenkönig.

Doch hier angelangt, wollen wir vor Allem an der Hand der Geschichte ein kurzes Bild aus dem Leben dieses Mannes zu entrollen versuchen, dessen Andenken in der Geschichte der Völker beinahe verklungen ist.

Stanislaus Lescynsky erblickte am 20. Oktober 1677 zu Lemberg das Licht der Welt. Sein Vater, Raphael Lescynsky, nahm als Starost von Freistadt und Woiwode von Posen eine ehrenvolle Lebensstellung ein. Der junge Stanislaus, dessen Herzensgüte und reiches Wissen allseitig gerühmt wurde, war, kaum der Kindheit entwachsen, mit mancherlei ehrenvollen Funktionen betraut worden, deren nähere Beleuchtung diesen Zeilen ferne liegt.

Da mit einem Schlage wurde der aufblühende Mann vom stillen häuslichen Glücke zum wilden Schwertertanze gezogen, um — zeitlebens mit bittern Erfahrungen zu kämpfen und zu ringen.

Es war im Jahre 1697, als der 15jährige Karl XII. den schwedischen Thron bestieg. Das noch in die Fesseln völliger Geistesnacht geschlagene russische Reich beherrschte damals ein ruhmumglänzter Gebieter, Peter der Große. Das Herz von Eroberungssucht geschwellt, verband er sich mit Polen und Dänemark zum Kriege gegen Schweden, das ihn durch den Besitz von Esthland, Finnland und anderen Länderstrichen vom Mitbesitze der Ostsee ausschloß. Den jugendlichen König Karl unterschätzend, fachten die drei verbündeten Mächte plötzlich die Kriegsfackel an, nicht ahnend, daß deren Feuerstrahlen zunächst ihnen verderblich werden sollten; denn Karl, trotz seiner Jugend von kühnem Mannesmuthe beseelt, griff mit Blitzesschnelle Dänemark an, dessen König noch im Jahre 1700 zum Friedensschlusse gezwungen wurde. Hierauf zog der jugendliche Held gegen die eisernen Heere des großen Czaren und vernichtete solche in der mörderischen Schlacht von Narva, in welcher ihm eine fünffach überlegene Feindesmacht gegenüber gestanden war. Dann rückte er gegen Polen aus. In mehreren Schlachten Sieger, fiel nach dem heißen Treffen von Pultusk das ganze Reich in seine Hände, dessen König August vor dem ergrimmten Weltenstürmer, der das Glück an seine Fahne gefesselt zu haben schien, geflohen war.

Und nun betritt der Held unserer Skizze, Stanislaus Lescynsky, den Schauplatz der Geschichte.

Karl, längst durch innige Freundschaftsbande an diesen edlen Jüngling gekettet, setzte nunmehr denselben am 12. Juni 1704 zum Könige von Polen ein. Am 7. Oktober 1705 wurde die unheilschwangere Krone auf seine jugendliche Stirne gedrückt und er begann an der Seite seiner Gemahlin Katharina Opalinska seine Herrschaft.

Nur wenige Jahre führte er das Szepter.

Der Stern des Kriegsglückes, der einst dem kühnen Schwedenkönige so strahlend vorangeleuchtet, war allmälich erbleicht, um in der

Digitized by Google

blutigen Schlacht von Pultowa — 1709 — ganz zu erlöschen.

König August hatte schon vorher den polnischen Thron wieder bestiegen und Stanislaus war, das herbe Brod der Verbannung kostend, aus des Reiches Marken gewichen.

Längere Zeit umherirrend, erhielt endlich der Verbannte von seinem treuen Freunde Carl das diesem zustehende Herzogthum Zweibrücken zu Lehen. In den Jahren 1714 bis 1718 weilte der edle Fremdling in seinem von allem Weltverkehre abgeschlossenen Asyle, und seine schöpferische Hand gestaltete die ihm verliehene Erdscholle zum trauten Paradiese um. In dem hervorgezauberten anmuthigen Parke erbaute er ein Lustschloß und lebte dort im Schoße seiner Familie glücklicher und zufriedener, als in jenen umwölkten Tagen, in denen er das Szepter Polens trug.

Das Hauptgebäude bestand aus zwei Pavillons auf einem Hügel, welcher durch einen Schwibbogen, der über eine breite Kaskade hinlief, mit einander verbunden waren. Kleinere Lusthäuschen erhoben sich hie und da auf sanften Anhöhen. Auch zur Verschönerung und Vergrößerung der alten Herzogsstadt selbst trug der edle Flüchtling nach Kräften bei, und noch heute wird sein freundlich offenes Wesen im Volksmunde gerühmt. In seiner „philosophischen Ruhe" wurde er einmal durch den Mordstahl eines gedungenen Abenteuerers aufgeschreckt, über welches Attentat nähere Anhaltspunkte nicht zu ermitteln waren.

(Schluß folgt.)

* Das Gauner-Testament.

Habt Ihr den Doktor Robert Ledleton zu London gekannt?

— Nein! Ich auch nicht, denn er ist schon lange todt. Dies thut aber nichts zur Sache und ich will eine Geschichte von ihm wiedergeben, die mir einmal ein alter Engländer auf dem Dampfboote erzählt hat.

Doktor Ledleton war sehr reich, etliche siebenzig Jahre alt, unverheirathet und — ein Geizhals erster Klasse. Obgleich er in London lebte, so brachte er doch wegen seiner Gesundheit die letzten drei Sommermonate auf dem Lande, dreißig Meilen von London zu.

Eine Haushälterin, fast eben so alt wie der geizige Diener des Aeskulap, bewachte während seiner Abwesenheit die stille Wohnung, ohne irgend weiter Jemand um sich zu haben als ihre Katze. — In London gibt es bekanntlich eine reichliche Anzahl Gauner, die immer darauf bedacht sind, wie und wo sie ihr Stückchen ausführen wollen.

Unsere Lips Tuliane waren keineswegs solche niedere Diebe, sondern ausgefeimte filtrirte Burschen, die nicht ohne Scharfsinn zu Werke gingen. Diesmal hatten sie sich das Haus des Doktors zu ihrem Wirkungskreis erkoren und trafen deßhalb ungesäumt die nöthigen Anstalten.

Eines Morgens wird an die Thüre geklopft. Die Alte schaut mit bewaffneter Nase zum Fenster hinaus und erblickt zwei Herren in Trauer, begleitet von einer Gerichtsperson und einem Schreiber.

Sapperment! was mag das bedeuten, murmelt die Alte und humpelt nach der Thür, an welche abermals und in stärkern Schlägen geklopft wird. Sie öffnet. Die Fremden treten mit Gesichtern ein, die eher einer Adventwoche als einer menschlichen Visage glichen, grüßen wehmüthig und verkünden der Alten den Tod ihres Herrn.

Ach! du barmherziger Himmel! ruft die getreue Wächterin des Hauses. Todt! todt! und ich weiß kein Wort davon. Die Alte heult, die Katze heult.

Zwei der eingetretenen Herren geben sich als Erben des Doktors zu erkennen, indem sie ein wohlbesiegeltes Testament aus der Tasche ziehen. Das Wehgeheul lockt etliche Nachbarn herbei, die beim Anblick der schwarzen Herren sich wieder entfernen wollen. — Was gibt's, was ist geschehen? Der alte Doktor ist gestorben! — Ja! er ist in Frieden entschlafen, soeben soll das Testament eröffnet werden, was die Nachbarn in schönster Ordnung finden.

Die Gerichtsperson schüttelt ihren Stab — das Testament wird verlesen. Die Alte, welche bei den Worten: „Meine Seele empfehle ich dem Himmel," wiederum ihre Thränendrüsen in Kontribution gesetzt, hielt jedoch plötzlich inne, als mehre Legate verlesen wurden. Jetzt erklang auch ihr Name, bei dessen Nennung sie wie ein Hase im Kraute die Ohren spitzte. Als sie nun aber gar vernahm, daß der alte gute Herr, Gott habe ihn selig, ihr aus Erkenatlichkeit 2000 Pfund vermacht, da war Kummer und Herzeleid um die Ecke und ihr Gesicht glänzte wie das einer Braut beim Anblick der gefüllten Leinwandkammer.

Die Nachbarn wünschten ihr Glück und gratulirten, als wenn Neujahrstag vor der Thür wäre. Als sich dieselben entfernt, fragen die Erben die Gerichtsperson, wie sie sich hier zu verhalten haben, um nach dem üblichen Gesetze die Erbschaft in

Empfang zu nehmen. Der Richter bedeutet ihnen mit wichtiger Miene, daß man vor allen Dingen zur Versiegelung der hinterlassenen Effekten schreiten müsse.

Der Mann der Gesetze wirft sich in die Brust und fordert die Schlüssel, welche die Alte willig ausliefert. Alle Schränke und Kasten werden geöffnet, Tinte, Feder und Papier sind bei der Hand, man fängt an das Inventarium aufzunehmen.

Während dies geschieht, nimmt Einer der vermeintlichen Erben die Haushälterin bei Seite und flüstert ihr in's Ohr: „Gute Frau! die Sache wird ziemlich lange dauern, wir können doch nicht die Herren so trocken da sitzen lassen. Hole sie doch einige Erfrischungen.“ Bei diesen Worten drückte er ihr eine Guinee in die Hand, um das Nöthige aus der Nähe herbeizuschaffen. Die Alte trippelt fort. So wie sie den Rücken gewendet, ging es an's Einpacken. Die Erben. Gerichtspersonen und Schreiber fuhren wie die Hamster im Zimmer herum und steckten ein, was an Geld und Kleinodien zu finden war.

Die Haushälterin trägt auf, schenkt ein und ist hinten und vorn. Da sie auch ein Glas bekommt, so löst sich ihre Zunge und sie wird ungemein gesprächig. Man trinkt ihr zu, rühmt die vieljährige Treue und versiegelt in ihrer Gegenwart. Als dies vorüber, scheidet man mit der freundlichen Vermahnung, auf Alles im Hause wohl Acht zu haben, bis das Testament förmlich in Erfüllung war.

Die Alte macht einen Knix über den andern und begleitet die hochedeln Herren bis an die Hausthür, welche sie dann sorgfältig verschließt.

Wer ermißt jetzt die Freude der Alten. Zweitausend Pfund auf einmal, nachdem es so knapp hergegangen und der alte Geizhals ihr jede Kaffeebohne zugezählt. — Indessen war eine Woche verstrichen und — auch die zweite, ohne daß sich ein Erbe gezeigt hätte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Mistelbach in Niederösterreich wird das haarsträubende Faktum mitgetheilt, das sich vor einigen Tagen in Eibisthal ereignet hat. Das 10jährige Mädchen einer Bäuerin war mit einem Ausschlag (Krätze) behaftet. Da wurde der Mutter gerathen, das Kind nach dem Brodbacken in den heißen Backofen zu stecken, durch welchen Vorgang die Feuchtigkeit aus dem Körper herausgehe und das Kind bald genesen würde, eine Kur, welche unter den Landleuten als die in solchen Fällen wirksamste betrachtet wird. Gesagt, gethan: der Backofen wurde geheizt, Brod in demselben gebacken und gleich darauf das Kind in denselben gesteckt. Die Wirkung war auch eine derartige, daß das arme Kind bedeutende Brandwunden davontrug, gegen welche eine heilsame Salbe angewendet wurde. Am 7. Tage bekam die Kleine den Kinnbackenkrampf, die Großmutter versuchte mit einem Zimmerschlüssel die Zähne zu öffnen, ohne Erfolg. Da noch andere Krämpfe eintraten, starb das Mädchen nach qualvollen Leiden am Mundstarrkrampf. Die gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet.

* Lebensphilosophie.

Von Karl Ruppert.

Freund, was grämst du dich, mußt singen,
Reichthum ist Zufriedenheit,
Hoffe Liebe zu erringen
Fern von Ehrsucht, Eitelkeit.

Frühling kehrt zurück beglückend,
Leuchtend über Berg und Thal,
Sommershitze ist nicht drückend,
Kühlung winkt dir der Pokal.

In des Winters Frost und Nebel
Schafft, erstirbt nicht die Natur, —
Süßer Triebe mächt'ger Hebel, —
Sprießt's im Lenz auf goldner Flur.

Drum sei frisch und froh und singe
Freudig und aus voller Brust,
Jubel alle Welt durchdringe,
Sorglos sein ist Götterlust!

Räthsel.

Drei Starke sah ich, rath' mir das,
Die schafften ohne Unterlaß.
Der Eine sprach: O wär es Nacht!
Der Andere: Wär' der Tag erwacht!
Der Dritte sprach: Nacht oder Tag,
Keine Ruh' ich jemals haben mag.

Auflösung des Räthsels in № 35:
Der Regenbogen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Samstag, 26. März **1870.**

* Unschuld.

Von Karl Ruppert.

Will ich ruhig sinnen, denken,
Wart' ich bis zum frischen Schnee,
Kann ich meine Schritte lenken
Eigner Spur durch die Allee.

In der unentweihten Mitte
Fand ich einst, den Weg entlang,
Frisch geheimnißvolle Tritte,
Weiß nicht wie, und mir ward bang.

Ein- noch Ausgang konnt' ich finden,
Kurz, ich ging den Spuren nach,
Mußt mich drehen, mußt mich winden
Bis an einen Wiesenbach.

Hier ein Wort in Wörtern stehen,
Stand auf weißem Himmelssand
Rein und klar dahin geschrieben —
Unschuld, wie durch Geisterhand.

Unschuld! Unschuld! Welch' ein Schrecken
Trieb mich fort durch die Allee,
Sprach's und blieb beim Worte stecken,
Unschuld schmilzt wie reiner Schnee!

* Ein Fürstenasyl.

Historische Skizze von Karl Beyfer.

(Schluß.)

Unterdessen hatte das Rad der Zeit nicht stille gestanden und schmerzlich muß es wohl den Geächteten durchzuckt haben, als die bange Kunde in sein stilles Eden drang, daß sein Freund und Beschützer Karl XII., dessen Leben ein steter Kampf geblieben war, in den Laufgräben von Friedrichshall am 30. November 1718 unter der Kugel eines feigen Meuchelmörders verblutete*).

Nun waren die Beziehungen zu dem Zweibrückischen Hofe natürlich gelöst und Stanislaus mußte wieder zum Wanderstabe greifen. In seiner Noth wandte er sich an König Ludwig XV. von Frankreich, der ihm auch ein Hofgut im Elsaß **) zum Aufenthalte anwies. Dort sollte noch einmal ein rosiger Sonnenstrahl seine umnachtete Seele erhellen, denn seinem einzigen Kinde Maria nahte sich in der ländlichen Einsamkeit ein königlicher Brautwerber: Ludwig XV. von Frankreich.

Es war im Jahre 1725, als die Tochter sich vom Vaterherzen losrang, um dem im jugendlichsten Alter stehenden Gatten aus ihrer stillen Zufriedenheit in das glänzende geräuschvolle Hofleben zu folgen. Ob und welche Freuden der jungen Königin im prunkenden Hermeline erblühten, wollen wir nicht zu erforschen versuchen. Wir wollen nur einen Blick auf jenen Zeitabschnitt werfen, in welchem der lasterhafte schwache König allmälich von den Fesseln einer Pompadour umstrickt wurde, bis ihm, in ekler Sinneslust erschlafft, von seinen Günstlingen das Staatsruder aus der zitternden Hand entwunden wurde.

Wohl mag der treuen Gattin das Herz geblutet haben, als sie ins stille Elternhaus zurückkehrte, um die goldumstarrten Räume nie wieder zu betreten.

Mittlerweile war August II. zu seinen Vätern heimgegangen und sein Tod rief im Jahre 1733 den polnischen Erbfolgekrieg wach. Am 11. September desselben Jahres wurde Stanislaus

*) Nach Voltaires Geschichte „Karl XII." ist diese Angabe nichts weniger als erwiesen. A. d. Red.

**) Zu Weissenburg, wo er ein ebenso fürstliches Asyl bewohnte, jetzt das „Collége Stanislas". A. d. R.

von den Polen fast einstimmig zum Könige ausgerufen, um in allernächster Zeit schon wieder durch die Russen entsetzt zu werden, worauf August III. den schwankenden Herrscherthron Polens bestieg.

Wieder war eine Blüthe am Lebensbaume des Heimathlosen verdorrt und wieder mußte er die heimische Erde meiden. Doch hatte das kräftige Eingreifen Frankreichs wenigstens den Erfolg, daß im Frieden von Wien — 1738 — Stanislaus die Herzogthümer Lothringen und Bar als Lehen erhielt, und so doch die Schwelle des Greisenalters mit weniger sorgenvollem Herzen überpilgern konnte.

Von da an trat er auch vom Schauplatze der Geschichte ab, ruhig seine Tage in der Residenz Lüneville verlebend. So war er fast 89 Jahre alt geworden, als er eines Abends, es war am 23. Februar 1766, von der Flamme des Kamins, woran er in behaglicher Ruhe saß, erfaßt wurde und derartige Brandwunden erlitt, daß er alsbald unter den heftigsten Schmerzen sein von schweren Schicksalsschlägen so oft durchkreuztes Leben endete.

Und somit wäre unsere kleine Skizze beendet. Doch sei es uns vergönnt, ehe wir die Feder aus der Hand legen, noch eine liebliche Sage aus dem Fürstenasyle „Tschifflik" anzureihen, die noch heute im Volksmunde lebt, und deßhalb, wenn ihr auch nicht unbedingte historische Treue zur Seite steht, doch hier ein Plätzchen finden dürfte. Maria, des Verbannten liebliches Töchterchen, war eine innige Freundin der Natur mit ihren Blumen und Pflanzen. Unter ihrer schaffenden Kindeshand war ein trauliches Gärtchen entstanden, in welches sie in jugendlichem Eifer auch einen Kirschkern gelegt hatte. Als sie, aus ihren süßen Kindesträumen aufgeschüttelt, in die bunte Welt geschleudert und endlich den Thron der Franzosen bestieg, da nahm sie tief bewegt von ihrem idyllisch trauten Fleckchen Abschied, auf dem im Frührothe des jungen Lenzes das Kirschbäumchen fröhlich emporblühte.

Eines Tages saß sie im Tuilerienschlosse an ihres Gemahls Seite bei Tafel, als ein fremder Kammerherr eintrat, einen Teller, gefüllt mit herrlichen Kirschen, der Königin kredenzte und also sprach: „Dies sendet, verehrte Monarchin, Ihr erlauchter Vater, der sie an Tschiffliks Baume gepflückt hat." Gerührt dankte die edle Königin und ihr damals noch liebevoller Gatte sprach: „Nimm die Feder, tauche sie in den Saft der Kirschen und schreibe Deinem Vater, daß ich ihm zwar die Krone Polens nicht habe wieder gewinnen können, aber ihm doch die königliche Würde erhalten habe, mit welcher ihm als eigenes Land die Herzogthümer Lothringen und Bar geschenkt sein sollen." Warm dankte die Gattin. Und so brachte der Kirschbaum diesem Lande Heil und Segen. Denn Stanislaus regierte mit väterlicher Huld, fröhlich gedieh der Wohlstand unter seinem milden Szepter und die ungeheuchelte Verehrung seiner Vasallen folgte ihm ins kühle Grab. Und am Tschiffliker Haine, welcher einst dem müden Wanderer einige Jahre Ruhe gönnte, und wo er im trauten Familienkreise, fern vom bunten Weltgeräusche, seine glücklichsten Tage verlebte, hat der Sturm der Zeit manch liebendes Andenken verweht. Die kleinern Lusthäuschen, die herrlichen Anlagen, das einstige Lieblingsgärtchen, der Kirschbaum, — Alles ist verschwunden. Neues Leben athmet über jenen Stellen und neue Geschlechter durchwandeln den in erhabener Majestät prangenden Wald, dessen Wipfel dem sinnenden Wanderer Grüße aus verklungener Zeit entgegenrauschen. Gern weilen die Bewohner Zweibrückens und der Umgegend in dem stillen Haine und namentlich an schönen Sommertagen entfaltet sich in den weiten Räumen ein heiteres Leben; fröhliche Menschen umlagern die stummen Zeugen verblichenen Glanzes, — jene gestürzten Hallen, in denen einst der edle Polenkönig geweilt und seine liebliche Tochter Maria die Tage ihrer Kindheit verträumte, während schon der Zukunft unsichtbare Geister mit stürmender Eile jene schwarzen Fäden spannen, in deren Netze ihr edles Frauenherz einst verbluten sollte!

---

* Das Gauner-Testament.

(Schluß.)

Der alte Doktor denkt, du mußt doch einmal sehen, wie es in London steht, macht sich auf und kommt eines Abends in der Dämmerung die Straße herauf geritten. Als ihn die Nachbarn erblicken, kreuzigen sie sich und sprechen: Seht da, der alte Geizhals, es läßt ihm keine Ruhe im Grabe. Er klopft an seine Thür und begehrt Einlaß.

Die Alte ruft: Wer da! — Da ertönt es: Aufgemacht! ich bin's, Doktor Ledleton! — Ledle . . . Alle guten Geister loben . . . hier verlor die Haushälterin nicht nur den Hausschlüssel,

sondern auch noch das letzte Restchen von Muth. — Apage, Satanas! kreischte sie und lief zurück.

Der Doktor raisonnirt und schimpft. Sie aber versichert, er sei todt, mausetodt.

Als der Lärm immer mehr überhand nimmt, wagen sich ein paar muthige Nachbarn herbei und überzeugen sich, daß der Doktor nicht todt, sondern vielmehr recht lebendig sei. Frau Sibylle wollte jedoch auch den Nachbarsleuten keinen Glauben schenken, als der Kater Miene macht, seinen Herrn zu begrüßen, dessen Stimme er sehr wohl kennt. Da selbst Murner's kein Mann der bleichen Furcht ist, so wird mit zitternder Hand die Thür geöffnet.

Jetzt geschah der große wichtige Moment. Wie ein Eber schießt der Doktor herein und noch ehe er die Treppe erreicht, geht ihm nicht blos in seinem Kopfe ein Licht, sondern ein ganzer Waldbrand auf. Er stürzt in's Zimmer, reißt die Siegel herunter, da — leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Uneingedenk der ehemaligen zärtlichen Verbindung fährt er auf die Haushälterin zu, faßt sie bei ihren sechs Haaren und will persönlich Rache üben, als die Polizei hereintritt, welche den Spektakel von unten gehört.

— Gut, daß ihr kommt! schreit der Doktor. Verrath, Betrug in meinen vier Pfählen! Hier, nehmt sie mit hinweg, diese Betrügerin, sie allein trägt die Schuld, sie hat mich betrogen, sie hat sich vergangen an meinem Hab und Gut!

In solchen Dingen ist die Polizei nicht faul, sie greift zu und die arme, von den Gaunern hintergangene Haushälterin muß in's Gefängniß spazieren.

Das Gericht schritt zur Untersuchung, doch schon im ersten Verhör beruft sich selbige auf die Nachbarn und fordert Genugthuung.

Die Nachbarn werden herbeigerufen und bestätigen nach Pflicht und Gewissen, was sie beim Erscheinen der vermeintlichen Erben und Gerichtspersonen mit angehört und gesehen.

Der erboste Doktor will aus der Haut fahren, denn alle Leidenschaften gerathen bei ihm in Aufruhr. Gestohlen seine Pretiosen und ein Theil von seinen tief im Kasten vergrabenen Goldstücken, entwendet seine Tabatiere, die unter Brüdern fünfzig Guineen werth war; er tobt, er ras't im Gerichtssaal auf und nieder, er bricht in Verwünschungen gegen die Gauner und die Polizei aus, er zittert am ganzen Leibe und, ergriffen von dem, was in seinem Hause vorgegangen, ergrimmt über das, was er hören und sehen muß, rührt ihn — der Schlag.

„Ein mächtiger Vermittler ist der Tod!" — selbst die Polizei fühlt ein menschliches Rühren und so geschieht es, daß die Alte augenblicklich auf freien Fuß gesetzt wird.

Das Gericht glaubte ihr nach einer Prüfung kurzer Tage Genugthuung schuldig zu sein, und so faßte es den Bescheid, daß der Alten das Legat wirklich zugesprochen wurde, zu welchem das Spitzbuben-Testament ihr Hoffnung gemacht hatte.

Im Besitz dieser Summe, sowie in Gesellschaft des Katers, verlebte sie noch froh und heiter den Rest ihrer Tage und betete oft im Stillen für das Wohl der vier Spitzbuben, die ihr unbewußt zu diesem Schatze verholfen hatten.

Mannigfaltiges.

Wien. (Angewandte Physik.) Ein Indiskreter hat uns ein Ballstückchen mitgetheilt, welchem wir seiner Wahrhaftigkeit halber trotz Strike und Fasten die Aufnahme nicht versagen können: Auf einem der vielen Studentenbälle — um Mißverständnissen vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß es nicht auf dem großen Studentenball im Redoutensaale war, sondern auf einem der kleineren, deren Arrangeure noch Semestral-Zeugnisse erhalten — hatte sich unter den geladenen Honoratioren auch der Herr Professor der Physik mit Frau und Tochter eingefunden, welche Letztere, das Conterfei ihres Herrn Papa, sowohl wegen der Mängel ihres Aggregatzustandes, als ihres allen Regeln der Dynamik hohnsprechenden Tanzens dem jungen Volke als Schrecken der Bälle gilt. Zum Erstaunen Aller und zum Aergerniß der Komite-Mitglieder, welche so sehr auf ihren „Präsidenten" gerechnet, hatte dieser, ein flotter, aufgeweckter Bursche mit einem alten Wiener Namen und, wie die Fama von ihm erzählt, ein besserer Tänzer als Student, den Ball, nicht, wie im Komite ausgemacht war, mit der schönen Hedwig, deren Vater das Deutsche vorträgt, sondern mit des Physik-Professors Jenny eröffnet und ausschließlich mit ihr getanzt. Er wußte wohl, daß gar viele schöne und fesche Tänzerinnen in ihren Tanzordnungen dem Ball-Präsidenten ein Blatt reservirt, aber er ignorirte es. Jenny's Vater rührte der chevalereske Zug. Er stellt den aufopfernden Tänzer, der, wie er am besten weiß, etlichemal in der Physik Malheur gehabt. „Nun, wie tanzt meine Jenny? — „Exzellent, Herr Professor!"

— „Nicht wahr," fragt der Professor mit bedeutsamer Betonung weiter, „sie ist Ihre erste Tänzerin?" — „Mit Vorzug, Herr Professor!" erwiedert, sich lächelnd verbeugend, der Schelm, der rasch den Sinn der Frage erfaßt, und nun erst recht die ganze Nacht nur mit der Jenny und keiner Anderen tanzt. Diese Ball-Episode hatte ihre Folgen. Kurz vor Thorschluß wurde der Ball-Präsident noch einmal aus der Physik herausgerufen, in derselben Stunde, als ein Gefragter nicht recht Bescheid wußte, von der Bank aus noch einmal examinirt, und vor zwei, drei Tagen erhielten die Jungens ihre Zeugnisse; der ritterliche Ball-Präsident hatte sein „Vorzüglich" in der Physik Schwarz auf Weiß. Doch ist ihm Keiner in der Klasse ob dieses Erfolges gram, er ist ein so liebenswürdiger, bereitwilliger Kamerad und sonst ein so unermüdlicher Professoren-Secir.r, daß Alle einig in der Freude über das „Vorzüglich" sind, welches er, wenn nicht im flinken Tanz, im langsamen Studiren nie und nimmer errungen.

Rich, der berühmte Londoner Harlekin, kam eines Abends aus der Komödie, und bestellte einen Lohnkutscher, ihn in das Wirthshaus zur Sonne zu fahren. Im Augenblick, als der Kutscher im Begriff war, still zu halten, bemerkte Rich ein offenes Fenster und mit einem Satze war er über die Kutschenthüre hinweg im Zimmer. Der Kutscher steigt ab, öffnet den Wagen, und erstaunt nicht wenig, Niemanden zu finden. Mit einigen derben Flüchen über diesen Streich steigt er wieder auf und lenkt um. Rich lauert den Augenblick ab, da der Wagen umgekehrt und dem Fenster gegenüber ist; mit einem Sprunge ist er wieder drein, und ruft dem Kutscher zu, daß er sich irre und bei dem Schenkhause vorbeigefahren ist. Zitternd lenkt der Mann wieder um, und hält noch einmal am Thor. Da steigt Rich ab, schilt ihn aus, und zieht den Beutel, um zu bezahlen. „Ein Anderer nehme Ihr Geld, Herr Teufel," schreit der Kutscher, „ich kenne Sie; ich soll hinters Licht geführt werden; behalten Sie Ihr Geld." Mit diesen Worten knallte er mit der Peitsche und jagte eilig davon.

(Lohnt sich's, zu leben?) Die Statistik wird zu einer fürchterlichen Wissenschaft; sie mischt sich neuerdings in Alles. Einer ihrer Jünger hat herausgefunden, daß wenn ein Mensch 50 Jahre alt wird, er 6082 Tage mit Schlafen zubringt, 520 mit Krankſein, 1532 mit Arbeiten, 761 mit Gehen und 3803 mit Vergnügungen. Nicht weniger als 1552 Tage braucht der Mensch zur Erhaltung seines Lebens, d. h. Essen und Trinken. Der Statistiker geht noch weiter, er sagt uns auch, wie viel wir essen, nämlich 1354 Pfd. Brod, 6081 Pfd. Fleisch, 4672 Pfd. Pflanzenkost, Eier, Fische u. s. w. Dazu trinken wir 6930 Gallonen Flüssigkeit.

Versuche, welche im Depot der Omnibus-Kompagnie zu Paris angestellt worden sind, haben das einigermaßen überraschende Resultat ergeben, daß Asphalt, über einer dünnen Lehmschicht auf einen hölzernen Fußboden ausgegossen, die Fortpflanzung des Feuers in höchst wirksamer Weise verhindert, gleichviel ob dasselbe den Fußboden von oben oder von unten her angreift. Die Dielen der Fourage-Magazine jener Kompagnie sind bereits durchweg mit einer 25 Millimeter starken Schicht von Töpferlehm und darüber mit einer 15 Millimeter starken Asphaltschicht überzogen worden.

(Gemiethete Früchte.) Ballkleider, echte und falsche Steine zu Bällen und Visiten, Tafelgeschirr und Gedecke und Aehnliches konnte man in Paris schon längst miethen. Neu aber ist, daß man neben kostbaren Schaustücken auch die feinsten Früchte und Delikatessen aller Art als Schaugerichte gegen Mieth-Entschädigung erhalten kann. Die Gärtner liefern Birnen, Aepfel, Aprikosen, Melonen ꝛc. auf silbernen Platten oder in sonstigen Behältern kunstvoll angeordnet und erhalten sie nach mehreren Stunden zurück, worauf dieselben Früchte andern Tages auf einer andern aristokratischen Tafel prangen.

(Ein Kuß per Telegraph.) „Kürzlich sah man bei New-York einen Mann, der auf einer Leiter zum Telegraphendraht hinaufgestiegen war, auf den er inbrünstig seine Lippen drückte. Er küßte seine Frau per Telegraph."

Zur Krankheit gehört Geduld, zur Gesundheit Mäßigung, zum Leben Thätigkeit, zum bürgerlichen Verkehr Billigkeit, zum Unglück Kraft, zum Glück Weisheit!

Auflösung des Räthsels in № 36:
Sonne, Mond und Wind.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Dienstag, 29. März **1870.**

* Lied der Schwalben.

Von Karl Ruppert.

Wenn Phöbus' Strahlen in dem Meer
An Spaniens Gestaden,
Unzähl'ges Farbenfederheer
Am Ebrostrande baden;
Wenn der Olive Knospe reißt,
Der Geier kühn im Aether kreist:
Dann nahen auch die Schwalben.

Schon schimmern milder auf die Flur
Die schneebedeckten Alpen,
Es athmet auf die Kreatur
In Strahlen roth und falben.
Die düstern Thäler polstern sich
Mit Grün und Bunt gar wunderlich,
Es fehlen nur die Schwalben.

Im Frühlingsrausche tost der Rhein
Und tönet allenthalben,
Freie Männer trinken den Wein
Auf den Willkomm der Schwalben;
Großmutter wirft das Fenster auf
Und schauet nach dem Giebel auf:
Gottlob, da sind die Schwalben!

Die Schwalben hier, die Schwalben da!
Welch seliges Entzücken!
Der Dichter feiert Polhymnia
Mit Freudenthränenblicken;
Des ew'gen Schöpfers Lob erschallt
Durch Stadt und Dorf, durch Feld und Wald
Vom frohen Sang der Schwalben.

---

* Ein stilles Zimmer.

Erzählung aus der Gegenwart von Louise v. Diemar.

Es war um die Weihnachtszeit im Jahre 18—, bittere Winterkälte herrschte und der silberhelle Schnee lag nicht in leichten, offenen Flocken flaumenweich auf dem Boden, nein, er bildete eine harte Decke, die nie aufthauen zu können schien. Ein scharfer Nordost sandte seine mörderischen Pfeile einem Postgespann entgegen, welches seinen Wagen, mit nur einem einzigen Passagier als Insassen, auf der Chaussee hinrollte.

Die armen Gäule dampften wie Lokomotive, aber sie kamen weniger schnell von der Stelle; ja, das vorderste Pferd des vierspännigen Zuges senkte traurig und apathisch das Haupt, als sei es bereit, hier gleich im Schnee zu verenden, und eine letzte klagende Reflexion dem Schicksal armer Postklepper zu weihen.

Doch dort, rechts, funkelte Licht immer deutlicher durch die Tannen, daß die schneebedeckten Wipfel silbern glänzten, gleich schmucken Christbäumchen. Der Postillon ließ die Peitsche fröhlich knallen und entlockte seinem Horn eine jubelnde Melodie.

Ein Hoffnungsstrahl stieg in ihm auf, und er war fest entschlossen, diesem Lichte nachzuziehen. Es grüßte ja kein Irrlicht, das nach dem Sumpfe führte, da herüber, nein, die gastlichen Flammen und der gute Wein des stattlichen Gasthauses „zum Rappen" harrten des Postillons und des Passagiers.

Letzterer hatte zwar befohlen, die Nacht durchzufahren, damit er seine Heimath, das Städtchen am Fuße des Gebirges, recht bald erreiche. Allein derselbe hatte, in seine dichten Pelze gehüllt, von der Kälte, die da draußen den armen

Postillon und seine Gäule quälten, wenig oder nichts zu leiden.

Deßhalb wurde der Reisende auch nicht weiter um seine Meinung befragt. Mit neuem Eifer trabten die Rosse dahin und erreichten bald das Ziel, welches Mann und Thier gleich heiß ersehnten.

Der in Träumen und Sinnen verlorene Passagier hörte in seinem Polsterwinkel das freudige Anschlagen grüßender Hunde.

„Sollten wir schon zu Hause sein?“ dachte er und rief, als er ein volltönendes Stimmen-Concert von Pudel-, Spitz- und Wachtelhunden vernahm: „Richtig sind wieder alle Hunde der Nachbarschaft bei meinem Karo versammelt. Meine Ida läßt das Thier immer herumspringen, und der Hund soll doch das Haus bewachen! O Mädchenherz! Mädchenlaunen! Nun diese sind harmloser Natur, den Karo kann ich ihr schon lassen.“

Der Wagen hielt an.

Ein stoßender Ruck erweckte den Reisenden vollständig zur Erkenntniß seiner Umgebung. Er erhob sich aus seinen Kissen, in die er tief hineingesunken war, rückte die Pelzmütze aus der Stirn und schaute durch die Fensterscheiben hinaus.

Der Kutscher eilte dienstfertig und geschmeidig herbei, öffnete den Schlag, und während er seinem Passagier die Hand zum Aussteigen bot, sagte er:

„Kommen Sie nur, gnädiger Herr, wir sind zur Stelle.“

„O, Du Schalk!“ antwortete der Herr, sich willig den Anordnungen des Postillons fügend, „das Wirthshaus ist Euch durstigen Vögeln doch eine Lockspeise, der Ihr immer nachzuspüren wißt. Hättest Du mich nicht links den kürzeren Weg fahren können, unser Städtchen liegt doch wahrlich nicht fern.“

„Herr, meine Pferde!“ fiel der Postillon ein.

„Sorge für sie, für die armen Thiere, und für Dich, Du Bruder Liederlich und Saufaus,“ antwortete der Reisende, drückte seinem ungehorsamen Kutscher ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand und sprang rasch die paar Stufen hinan ins Haus.

Im Gastzimmer war es hell und warm. Wirth und Wirthin empfingen den Gast mit zuvorkommender Höflichkeit.

„Wie kommen wir zu der seltenen Ehre, Herr Löwenfeld?“ fragte der Wirth. „Unser Gasthaus liegt so sehr nahe am Städtchen und Sie sind ein so flüchtiger, routinirter Reisender, daß Sie uns immer an der Nase vorbeifahren.“

„Befehlen der gnädige Herr einen Imbiß?“ fragte die Wirthin.

„Nein,“ antwortete der Fremde mit ruhiger Kürze, „ich fühle weder Hunger, noch Durst. Das Einzige, was ich verlange, ist ein Bett und ein warmes, vor Allem ein recht stilles Zimmer.“

„Wie, Sie wollen hier übernachten, mein Herr Löwenfeld?“ fragte die Wirthin und zupfte, als sei sie verlegen, an ihrem Schürzenbande.

„Sträub' Dich doch nicht gegen solche Ehre, Frau!“ fiel der Wirth ein. „Sie sollen ein Zimmer haben, mein Herr, das schönste, stillste, das sich denken läßt; es soll Ihnen bei uns gefallen.“

„Ja wohl, ja wohl,“ bestätigte die Wirthin, „und warm soll's Ihnen auch werden.“

„Nur ein stilles, ein recht stilles Zimmer!“ rief der Fremde dem Davoneilenden nach.

Wenige Minuten später trat der Wirth wieder ein und rief:

„Es ist gerade, als ob wir Sie erwartet hätten; kommen Sie und schauen Sie, gnädiger Herr!“

„Angenehme Ruhe!“ so erwiederte die Wirthin den höflichen „Guten Abend!“ des Fremden.

Als die Thüre hinter dem Gaste und ihrem Mann ins Schloß fiel und sie die Schritte beider die Treppe hinanklimmen hörte, rief sie aus, indem sie zwischen Zorn und Lachen schwankend, die Hände zusammenschlug:

„O, du grundgütiger Gott, mein allbarmherziger Heiland! Da hinauf ins Sälchen führt der Vollhans den müden Herrn, den Alkoven preist er an als stilles Zimmer. Dem stolzen Löwenfeld will er einen Schabernack spielen dafür, daß dieser uns nur so von oben herab ansieht und selten, nur in höchster Noth, an unsere Thüre klopft!“

„Nun, nun,“ fuhr sie in gemäßigtem Tone der Ueberlegung fort, „ändern kann ich nichts; darum ist's am Besten, ich schweige. Mein Mann wär' im Stande, mich zu prügeln. Und vom Löwenfeld dürfen wir ohnehin doch nichts erwarten, der schachert Alles zusammen, von dem sieht ein Wirth keinen Kreuzer.“

Die wackere Frau, ebenso mager, schüchtern und verhärmten Ansehens, als ihr Ehegespons roth und rund, fett und jovial war, griff seufzenden Herzens, aber äußerlich still, zu ihrem Spinnrad, und indem sie eifrig und flink, als gelte es, mit Spinnen eine Welt zu retten und

Digitized by Google

zu gewinnen, das Mädchen drehte, flüsterte sie mit tragikomischem Pathos das bekannte Sprichwort: „Sechs mal sechs ist sechsunddreißig“ vor sich hin.

In demselben Augenblick kam der Wirth herab, und auf einem Fuß im Zimmer herumtanzend, ballte er scherzend die Faust nach oben:

„Ein stilles Zimmer, du Geldprotz, wahrhaftig, ein recht stilles Zimmer habe ich dir ausgesucht. Der beste Rechenmeister soll zum Konfusionsrath werden, dem nüchternsten Manne soll der Kopf wirbeln und Alles rund sich mit ihm drehen!“

Die spinnende Gattin klagte mit ausdrucksvollen Pantomimen den stummen Wänden ihr Entsetzen über die Bocksprünge des Gemahls.

Endlich wurde dieser müde, sich über seinen tollen Streich selbst zu bekomplimentiren, und mit den Worten: „Ich muß in den Keller, Frau, sorg' mir brav für die anderen Gäste,“ verschwand er in die untersten, ihm vertrauten, gewölbten Räume seines Hauses.

„Wie lange werden wir noch Gäste haben! Wir Tollhäusler und Saufause, wir Hans Schabernacke und Narrenkappen! O du meine Güte!“ klagte die Zurückbleibende.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Soeben ist das erste allgemeine **Kommersbuch für die deutsche Feuerwehr**, bearbeitet und herausgegeben von Franz Gilardone, Redakteur und Feuerwehr-Instruktor in Speier a. Rh., in recht geschmackvoller Ausstattung erschienen. Daß der innere Gehalt und die Reichhaltigkeit dieser in hohem Grade interessanten und in ihrer Art einzig dastehenden Liedersammlung hinter der äußeren Ausstattung nicht zurückbleibt, dafür bürgen wohl am sichersten die klangvollen Namen der bekanntesten Dichter und Komponisten unserer Jetztzeit. Original-Beiträge haben nämlich zu diesem Liederbuche geliefert: Dr. Friedr. von Bodenstedt in Meiningen, F. Ritter von Kobell und Dr. Hermann Lingg in München, Müller von der Werra in Leipzig und Friedr. Stolze in Frankfurt a. M.; ferner V. E. Becker, Musikdirektor in Würzburg, Karl Berghof, Musikdirektor in Linz, C. L. Fischer, k. Hofkapellmeister in Hannover, Vincenz Lachner, großh. bad. Hofkapellmeister in Mannheim, Dr. Muck, Musikdirektor in Würzburg, Heinr. Reeb, Musikdirektor in Frankfurt a. M., Julius Rietz, k. Hofkapellmeister in Dresden, H. M. Schletterer, Musikdirektor in Augsburg, G. Vierling, k. Musikdirektor in Berlin, der Dichter-Komponist Richard Wagner und Andere.

Außerdem haben auch sonstige Dichter und viele mit einer poetischen Ader begabten Feuerwehrmänner in anerkennenswerthester Weise dazu beigetragen, daß dieses Kommersbuch, welches eine Fülle von köstlichem Humor enthält, als in jeder Beziehung gelungen bezeichnet werden muß und wohl von allen Feuerwehrmännern freudigst begrüßt werden wird. Die äußere Ausstattung dieses Buches zeichnet sich aus durch ein prachtvolles Titelbild in feinstem Farbendruck, welches der berühmte Landschaftsmaler C. Scheuren, k. Professor an der Akademie in Düsseldorf, hiefür entworfen hat und das sämmtlichen Ausgaben beigegeben wird.

Der Preis dieses Liederbuches ist im Verhältniß zum Kostenaufwand ungemein billig, indem die gewöhnliche Ausgabe gebunden nur 1 fl., die feinere, elegant gebunden mit Deckenverzierung in Gold, 1 fl. 36 kr., und die Prachtausgabe in feinstem Saffian mit Goldschnitt 2 fl. 10 kr. kostet. Das Kommersbuch ist im Selbstverlage des Verfassers erschienen und durch denselben, wie auch durch die Reinhard'sche Buchhandlung in Speier a. Rh. zu beziehen.

Mannigfaltiges.

Die Gattin eines ehrenwerthen Pariser Hausbesitzers erhielt eines Tages folgende Zeilen: „Madame X. wird hiermit aufgefordert, sich morgen Nachmittag nach meinem Bureau zu bemühen und sich mit allen Papieren zu versehen, die ihre Identität feststellen, da eine wichtige ihre Familie betreffende Angelegenheit geordnet werden soll. Marchand, Notär rue de Rennes.“ Frau X., ganz erstaunt über diesen Brief, entschloß sich aber doch in Begleitung ihres Mannes zu dem gewünschten Besuch, doch als sie nach der angegebenen Straße kam, konnte sie das Bureau des Notärs nirgends entdecken und auch von Niemand Auskunft erhalten. Aergerlich begaben sie sich in dem Glauben, mystifizirt zu sein, nach Hause. Hier fanden sie die Thüren und Schränke aufgebrochen, alle Habseligkeiten bis auf die Stuß-

Digitized by Google

Uhr wohl eingepackt, bereit, um fortgeschleppt zu werden, auf dem Boden. Eine Summe von 1180 Franks und der Schmuck der Dame waren aus einem Cylinderbureau verschwunden. Ueber den Ursprung des mit Marchand unterzeichneten Briefes hatten die Ehegatten keinen Zweifel mehr.

(Ein eigenthümlicher Prozeß) wird nächstens vor dem Zuchtpolizeigerichte in Bologna gegen einen Magnetiseur verhandelt. Eine Dame, die Ursache zu zweifeln an der Treue ihres Mannes zu haben glaubte, wendete sich von Eifersucht gequält an die von dem Magnetiseur Pietro d'Amico als Hellseherin benützte Frau Anna d'Amico; der Magnetiseur stellte die üblichen Experimente an und schrieb sodann der Fragestellerin die für sie so furchtbar klingenden Worte: „Ihr Mann ist untreu." Nach wenig Tagen ward die arme Frau wahnsinnig und ihr Mann glaubte in der vom Magnetiseur gemachten Mittheilung die Veranlassung des Unglücks zu erblicken und tritt nun als Kläger gegen jenen auf.

Auf einem Pferdemarkte wird eine häßliche alte Mähre, ein wahres Skelett von Pferd, vorgeführt. „Wohlan, meine Herren," ruft der Auktionator, „ein Vollblut, ein reines Vollblut! Geben Sie Nichts auf den äußeren Anschein. Dieses Thier, so wie Sie es sehen, hat erst vergestern seine halbe Meile in 10 Minuten gemacht. Wer gibt 3000 Franks?" — „Ich gebe 45 Franks," ruft eine Stimme. „45 Franks zum ersten, zum zweiten . . . und . . . zum . . . dritten Male! Zugeschlagen!" Der Käufer zieht mit seiner jämmerlichen Mähre ab und versucht sie in Trab zu bringen. Bald erhält er die Ueberzeugung, daß das arme Thier Mühe haben wird, eine achtel Meile in einer ganzen Stunde zurückzulegen. Er eilt zu dem Verkäufer zurück und ruft in wüthendem Tone: „Haben Sie nicht gesagt, daß dies Pferd vorgestern seine halbe Meile in zehn Minuten zurückgelegt hat?" — „Ja." — „Nun, wie hat es Das angefangen?" — „Nah, in einem Eisenbahn-Waggon."

(Acht Leichen in bengalischer Beleuchtung.) In einem Theater zu Marseille gibt man ein Schauerstück: „Der Mord von Pantin". Um den Vorstellungen des Drama's einen größeren Reiz zu geben, kündigte der Direktor an, daß während eines Zwischenaktes ein Tableau, die brillante Apotheose der sämmtlichen Opfer des Mörders, stattfinden würde. Acht Leichen in bengalischer Beleuchtung — wahrlich ein Effekt, der nicht mehr zu überbieten ist.

(Eine amerikanische Scene.) Herr Jones: „Wie Amalie, wer ist dieser Gentleman, der neben Dir sitzt?"

Frau: „Mein Mann, Sir."

Herr Jones. „Bist Du toll, Amalie! Ich bin Dein Mann."

Frau: „Das waren Sie gestern, Sir, aber gestern wurde mir mein Scheidungsgesuch bewilligt und diesen Morgen wurde ich mit Herrn Smyth getraut. Das ist mein Haus, Sir."

Gemeinnütziges.

Dem Gewerbeblatt für das Großherzogthum Hessen entnehmen wir: Auf die Frage: Durch welche unschädlichen Mittel ist gußeisernes neues Kochgeschirr am schnellsten gereinigt (ausgekocht), so daß die zubereiteten Speisen ꝛc. nicht darnach färben? ist uns von Herrn Gemeindebaumeister Muth in Büdingen die nachstehende Beantwortung zugegangen: Man füllt den betreffenden Topf mit der Hälfte Lehm, stellt den Topf über Feuer und läßt den Inhalt tüchtig kochen (etwa eine Stunde lang), entleert das Gefäß und reinigt dasselbe. Nach dieser Weise verfahren, wird sich bei Benutzung des Topfes keine Speise, welche darin gekocht wird, färben."

* Waldvöglein.

Im stillen Walde
Ging ich allein,
Da sah ich balde
Ein Vögelein.

Es flog und schlüpfte
Von Ast zu Ast,
Und sprang und hüpfte
Ohn' Ruh und Rast.

Nun fing es plötzlich
Zu singen an,
Das klang so herrlich
An's Herz hinan!

Und mit dem Liede
Kam unbewußt
Ein süßer Friede
In meine Brust.

B. H.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Donnerstag, 31. März **1870.**

* Lied von der edeln Bierbrauerei.

Original-Travestie von Schillers Glocke

von Karl Ruppert.

Vivos occido. Mortuos sperno. Intestina frango.

Festgemauert auf Königssteine
Steht der Kessel aufgebaut,
Heut' noch muß 'n Sud ins Reine,
Frisch, ihr Burschen, trotzt der Mouth.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Bier den Brauer loben;
Doch der Regen kommt von oben.

Zum Biere, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich weder Malz noch Hopf;
Wenn Wassereimer es begleiten,
Dann fließt's und macht 'n hellen Kopf.
So laßt uns denn mit Fleiß betrachten,
Was aus Wasserskraft entspringt;
Den schlechten Fax muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Bräuer zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß man im innern Magen spüret,
Wos er gemischt mit seiner Hand.

Nehmet Holz von Hopfenstangen,
Doch recht trocken laßt es sein,
Rühret damit in der Pfannen,
Schüttet Moos genug hinein.
Kocht des Kalbfuß' Brei!
Schnell den Zucker herbei,
Daß die gelbe Wassermasse
Nichts zu wünschen übrig lasse.

Was in des Kessels tiefer Grube
Der Fax mit Feuershilfe braut,
Hoch oben auf der Trinkerstube,
Da wird es von ihm zeugenlaut.
Noch schmerzen wird's in späten Nächten,
Und rütteln vieler Menschen Kopf,
Und wird mit dem Betrunknen ächzen,
Und quälen manchen armen Tropf.
Was unten tief als Bier und Ale
Das wechselnde Rezept bringt,
Das schäumet oben im Pokale,
Der es gar grimmig weiter klingt.

Weise Blasen seh' ich springen,
Hurtig, schürt mir in der Glut;
Laßt's mit Syrupbrüh' durchdringen,
Das befördert schnell den Sud.
Auch vom Malze rein
Muß die Mischung sein,
Doß von geistigem Gehalte
Rein und stark der Alco'ol walte.

Denn mit des Zechers Becherklange
Begrüßt es das geliebte Kind,
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Rauschesarm beginnt;
Ihm ruhen noch im Röckchenschoße
Die Würfel und Lotrienloose.
Die Mutterliebe zarter Sorgen
Betrinkt mit Bier sich jeden Morgen.
Die Maße schwinden pfeilgeschwind;
Vom Mädchen reißt sich wild der Knabe,
Er stürzt ins Leben toll hinaus,
Durchsicht die Welt am Wanderstabe,
Als Bräuer kehrt er heim ins Haus.
Und schlank, wie eine Hopfenstangen,
Fünf Fuß, drei Zolle in der Höh'n,
Mit Puder und geschminkten Wangen
Sieht er das Dirnd'l vor sich steh'n.
Da faßt ein namenloses Wackeln
Des Jünglings Kopf, er toppt allein,
Vor seinen Augen funkeln Fackeln,
Er fällt in eine Grube 'nein;
Betrunken folgt er Mädchen-Spuren,
Die sind von seinem Geld beglückt;

Das Schönste — — — — — — —
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der Junggesellen goldne Zeit,
Das Auge sieht die Flasche offen,
Es irrt der Fuß in Trunkenheit;
O! daß wie Hopfen grünend bliebe
Die tolle Zeit der jungen Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein stilles Zimmer.

Erzählung aus der Gegenwart von Louise v. Diemar.

(Fortsetzung.)

Es war die Zeit vor Weihnachten, wo die Studenten zum größten Theile nach Hause zu eilen pflegen, um im trauten, heimischen Kreise vom Studiren oder Trinken sich zu erholen.

Mit verschiedenen Empfindungen sahen die Musensöhne dem Tag entgegen, wo ihre brausende Jugendthorheit vor das strenge Forum des Vaters, das milde der Mutter treten sollte. Dieser und Jener freute sich wohl, dachte er der lieblichen, jungen Freundinnen seiner Schwester, die ihn, den schmucken Burschen, mit weit günstigeren Augen anschauen würden, als den Schulknaben, der er noch vor wenigen Monaten gewesen und dessen Huldigungen die junge Auserwählte einzig mit Achselzucken und Naserümpfen belohnt hatte.

Andere wiederum hätten die Ferien lieber nicht zu Hause verlebt, in der Fremde hatten sich zarte Bande um ihr Herz geschlungen, und sie würden gerne das Buch zugeschlagen haben, um einzig dem Dienste der Auserwählten zu leben.

Auch für diese war gesorgt.

Ein Ball sollte die durchreisenden Musensöhne und die Damen des schon erwähnten Städtchens, welches nicht weit von einer besuchten Universität lag, zum gewöhnlichen Abschiedsfeste vereinen.

In seinem Dachstübchen saß ein junger Mann, den schwarzen Lockenkopf auf die Linke stützend, zeichnete er mit der Rechten eifrig auf sein frisch mit atlasglattem Papier bespanntes Reisbrett.

Doch mathematische Figuren entstanden nicht unter seiner schöpferischen Hand; nein, blicken wir dem jugendlichen Zeichner über die Schulter, wir gewahren weiche, sanftgerundete Linien, und plötzlich schaut uns das leicht und anmuthig skizzirte Porträt eines holden Mädchens mit freundlichen Augen an.

Der Künstler selbst betrachtete sein Werk mit Freude.

„Wie ich Dich getroffen habe, Ida!" rief er aus. „Kein Wunder, Dein Bild hat sich mir tief ins Herz geprägt, ein günstiger Zufall ließ mich nun endlich fixiren, was mich immer in tausend Schattirungen und doch nur Einer Gestalt umschwebt, Dein Wesen, Dein Bild, meine Geliebte."

Der Jüngling sprang auf, stellte seine Zeichnung, sie sorgfältig stützend, auf den Tisch, sich selbst davor und unterwarf die Skizze einer genauen Prüfung.

„Wenn mein Bauplan für die Eisenbahnaktiengesellschaft so gut gelungen ist, dann bin ich glücklich. Dann kommt herab, all' ihr Himmlischen, und segnet Euern Auserwählten; dann wandeln sich mir die, in weiter Ferne schwebenden Ideale in nahe, greifbare Wirklichkeit, dann, Ida — bist Du mein!"

Mit verschränkten Armen stand der Träumende in der Mitte des Zimmers, den Kopf und die leuchtenden Augen mit hoffnungsvoller Zuversicht emporgehoben, das Lächeln der Freude, der Befriedigung umspielte seinen Mund.

Der Postbote trat ein und überreichte dem jungen Mann zwei Briefe.

Der Empfänger griff zuerst nach dem kleinen, zierlich gefalteten Schreiben, das seine Adresse in klaren, feinen Zügen, von Damenhand geschrieben, trug. Den großen Brief, mit Amtssiegeln versehen, legte er auf den Tisch.

„Daß mein Vorschlag nach Utopien gehört, erfahr' ich ja immer noch früh genug!" murmelte er, als der Postbote sich entfernt hatte.

„Laß sehen, was ich als Liebhaber tauge!"

Er entfaltete mit zärtlicher Hast den kleinen Brief und las:

„Eduard! Eile, eile auf den Flügeln der Liebe, damit Du rechtzeitig heute Abend zum Balle kommst. Der launische Zufall, uns Armen oft so feindlich und tückisch, will uns heute ausnahmsweise wohl. Die Abwesenheit meines Vaters erlaubt mir, den Ball heute zu besuchen. Die Familie Traumann nimmt mich mit. Alle Einwürfe des Gewissens besiegte die Liebe. Eile, komm', mein Freund, wir wollen einmal aus ganzer Seele glücklich sein."

Der junge Mann drückte selig das Schreiben der Geliebten ans Herz, doch, trotz der berau-

Digitized by Google

ſchenden Ausſicht auf den ſchönen Abend, entſchloß er ſich nach einer kleinen Pauſe, einen Blick in den wichtigen Brief, den er vorhin ignorirte, zu werfen.

„Angenommen!“ rief Eduard aus, als er das Schreiben raſch durchflogen hatte, „und leicht ausführbar iſt mein Projekt, und für jene erſehnte Anſtellung wüßte die Eiſenbahnaktiengeſellſchaft keinen Beſſeren zu finden, als gerade mich. Wie viel Glückliche auf einmal macht dieſe Einſicht der Direktion und die Klarheit meiner Beweisführung! — Und Ida liebt mich, das ſtreng gewiſſenhafte, das ängſtliche Kind trotzt dem Zorne des Vaters, oder, was ihr ſchlimmer und ſchwerer ſcheint, es wagt ihn zu hintergehen! O, ich Glückskind!“ rief Eduard aus, „ich zweiter Polykrates! Die Götter wollen mein Verderben . . . Fort eil' ich! — — Sterben? Nein, nein, ich verlange zehnfaches Leben für ein unendliches Wirken!“ unterbrach ſich der junge Mann und ſing gleich darauf wieder, in einem wahren Jubelrauſche, übermüthig zu ſingen an:

„Noch Keinen ſah ich glücklich enden,
Auf den, mit immer vollen Händen,
Die Götter ihre Gaben ſtreu'n!“

Dann rief er: „Rächt ſpäter, ihr Himmliſchen, das Uebermaß Eurer Gnade, heute Abend aber laßt mich fröhlich ſein!“

So redete der, von doppelt freudiger Ueberraſchung beſtürzte Jüngling mit ſich ſelbſt, indem er haſtig, aber ſorgfältig, das ſchöne, reiche Haar zu ordnen ſuchte und ſeine Vorbereitungen zum Balle traf.

Herr Löwenfeldt hatte unterdeſſen in ſeinem Alkoven, der nur durch einen dunkelrothen, faltenreichen Damaſtvorhang von dem großen Saale, zu dem er gehörte, getrennt war — den tiefen Schlaf gefunden, deſſen er nach einer ſchnellen und anſtrengenden Reiſe bedurfte.

Anfangs blieb ihm der Traumgott fern, jetzt aber ſchien es ihm, als ob lichte, ſanfte Röthe ihn umbreite und eine rauſchende, aber lieblich tönende Muſik ihn ſchmeichelnd umklinge.

Der Ball begann.

Beim verlockenden Klange des Walzers drehten ſich die Paare, alle von feuriger Jugendluſt beſeelt; aber trotzdem trug die Tanzluſt noch jenen ſtilleren und poetiſchen Charakter, der den Anfang ſolcher Feſte weihevoll zu bezeichnen pflegt.

Die Wangen der Damen waren nur ſanft geröthet, ihre Züge durch übermäßige Anſtrengung noch nicht bachantiſch erhitzt und der natürlichen Anmuth beraubt. Auch die Gewänder erſchienen friſch, duftig, wie der Schnee, und die Sträuße von natürlichen Blumen, in der Hand oder vor der Bruſt der ſchönen Tänzerinnen blühend, dufteten noch unverwelkt.

Das dunkle Grün der Tannen- und Fichtenzweige, mit denen die Wände des Sälchens recht geſchmackvoll dekorirt waren, ſah gar lieblich aus, weil bunte Lampen dazwiſchen hingen, und der Kronleuchter, von der Mitte des Plafonds herabhängend, trug zwar nur Talgkerzen, doch ſein Licht war hell genug, um Jugend, Schönheit und Anmuth, die an ſeinen Strahlen ſich freuten, gebührend hervorzuheben.

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Herr Karl Leyſer hat die hiſtoriſche Skizze „ein Fürſtenaſyl“ veröffentlicht und darin der Sage erwähnt, welche unſer Landsmann K. J. Schuler in ſeiner pfälziſchen Sage „Die Tſchifflikker Kirſchen“*) ſchon vor über 30 Jahren aus dem Munde des Volks gedichtet hat. In jener Skizze ſind ganze Sätze von der Sage Schulers abgeſchrieben, ohne daß ſich auf dieſes Gedicht nur bezogen worden wäre. Unſer pfälziſcher Dichter Karl Geib brachte in ſeinem „Reiſehandbuch der Pfalz“ (Zweibrücken, Ritter, 1841), dann Caſ. Heintz in ſeiner „Geſchichte des Herzogthums Zweibrücken“ und Franz Weiß in ſeiner „maleriſchen und romantiſchen Pfalz“, jeder dieſelbe Sage zur Oeffentlichkeit, jeder aber auch die Quelle, woraus ſie geſchöpft hatten; denn jeder dieſer Verfaſſer nannte als dieſe Quelle das Gedicht unſeres pfälziſchen und Zweibrücker Dichters ausdrücklich und mit beſonderer Auszeichnung. Herr Leyſer hielt dies für un-

*) Bald ſanken die Tſchifflikker Zinnen,
Von feindlichen Flammen verzehrt;
Die Mauern fallen und ſinnen
So düſter, wie in ſich gekehrt,
Drei Tannen nun finſter ſchauen
Herunter, wie Polenbrauen.

Jetzt grünen auf Eſtrichen Mooſe,
Zur Stelle des Kirſchbaums ein Dorn,
Am Gartenhang eine Roſe,
Die Kreſſ' in dem ſpringenden Born.
Die gute Natur hat die Wunden
Mit Epvich und Büſchen umbunden.

nöthig, wahrscheinlich damit man meinen solle, die ganze Sage, die erst von Schuler ausgeschmückt wurde, rühre unmittelbar aus dem Munde des Volkes. Uebrigens Ehre, wem Ehre gebührt! — Ein Freund unseres pfälz. Dichters K. J. Schuler.

(Ungalanter Bescheid.) Die Fächer, welche unsere Damen noch heute so sehr lieben, um sich bei heißer Temperatur damit Kühlung zuzufächeln, sind ein Modeartikel, der wie alle derartigen Dinge zuerst in Paris Aufnahme fand, und zwar in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als die Königin Christine von Schweden (geb. 1626, gest. 1689) in der französischen Hauptstadt zu Besuch war. Mehrere Hofdamen, denen die neue Mode gar wohl gefiel, fragten in Folge dessen bei Ihrer Majestät ehrerbietigst an, ob sie sich auch eines Fächers bedienen dürften. Die Königin aber besann sich kurz und ertheilte den Bescheid: „Ich wünsche nicht, daß Ihr noch mehr Wind machet, sintemal Ihr ohnedies schon aufgeblasen genug seid."

(Eine Hundstaufe.) Wir finden in dem New-Yorker „Demokrat" folgende befremdende Notiz aus Dresden: . . . . Wie überhaupt die Stimmung der Aristokratie ist, das können Sie aus einem neulichen Vorgange ersehen. Vor einigen Wochen wurde in einer Provinzialstadt vom General Senfft v. Pilsach in Gemeinschaft mit mehreren Reiter-Offizieren eine Hundstaufe vollzogen. Die Taufe fand frei und öffentlich in einer Schenkwirthschaft vor zahlreichen Gästen statt, und wurde unter Anwendung aller kirchlichen Formeln und Feierlichkeiten vorgenommen. Getauft wurden ein Hund und eine Hündin. (Wir verschweigen hier die Taufnamen, da dieselben eine grobe Schmähung sehr hochstehender Personen in Preußen darstellen.)

Jörg: Also der Lukas will den Glaspalast einreißen?

Sepp: Ja, es hat ihn geärgert, daß den verflossenen Sommer so viel nakte Frauenzimmer drin waren.

Jörg: Ei, warum ist er neingegangen?

Sepp: O, Jergel, er hat sich halt gern geärgert. (Grog.)

* Die lahme Prinzessin von Wales hat unter die Fashion Englands das freiwillige Hinken gebracht. Diese neue Mode besteht in künstlich krummen Absätzen an den Damenschuhen. Der Papst hat Recht, die Welt geht clopin-clopant.

* Lebensphilosophie.

Was man kräftig hofft, das geschieht; ein keckes Wort, das aber wunderbar tröstet. (Feuchtersleben Diätetik der Seele.)

* Das Schloß am Rhein.

Es steht ein Schloß am Rheine,
Zerfallen, wüst und kahl,
Blickt traurig da alleine
Epheuumrankt in's Thal.

Des Mondes goldner Schimmer
Blickt glänzend hoch herein,
Und malt des Schlosses Trümmer,
Und malt sich selbst im Rhein.

Dumpf tönet aus dem Thale
Die Glocke Mitternacht:
— Da, wie mit einem Male
Durchglänzt es hehr die Nacht.

Die Burg erhebt sich wieder
Aus Trümmern neu empor;
Der Thurm blickt träumend nieder,
Es baut sich neu das Thor.

Viel ritterliche Gäste
Im hellen Eisenkleid,
Die sprengen zu dem Feste
Heran aus nah und weit.

Da sitzen sie im Saale,
Die trotz'gen Zecher all,
Es klingen die Pokale
Gar wundersam ins Thal . . . .

Und plötzlich sieht man's schimmern,
Von Ost, 's nimmt immer zu;
Und von des Schlosses Trümmern
Nickt dir die Fichte zu. —

H. B.

* Logogryph.

Heut' ertrage Sorg' und Leid',
Morgen winkt dir Lust und Freud'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Samstag, 2. April 1870.

* Lied von der edeln Bierbrauerei.

Original-Travestie von Schillers Glocke
von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Wie sich schon die Wasser bräunen!
Dieses Gläschen tauch' ich ein,
Seh'n wir's dunkelbraun erscheinen,
Wird's zum Kühlen zeitig sein.
Jetzt, ihr Burschen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob der Hopfen mit dem Malze
Sich vereint zum guten Salze.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wa Bitt'res sich und Süßes paarten,
Da gibt es einen guten Klang;
Drum prüfe, wer sich oft betrinket,
Ob sich das Maß zum Magen findet!
Der Rausch ist kurz, der Kater lang.
Lustig in dem Bierlokale
Spielt der Junggesellenkranz,
Wenn die hellen Trinkpokale
Laden zu der Würfel Tanz.
Ach! des Durstes schönste Feier
Endigt mit der Polizei,
Nach der Thüre winkt der Bräuer,
Reißt den schönen Wahn entzwei.
Der Bierrausch verflieht,
Der Durst muß bleiben;
Der Hopfen verblüht,
Die Gerste muß treiben.
Der Fax muß hinunter
Zu Bütten und Faß,
Zum köstlichen Naß;
Muß mälzen und gähren,
Und mischen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß würfeln und karten,
Den Gästen abwarten.

Da strömen herbei die unendlichen Knöpfe,
Es füllen sich Kisten und Kasten und Töpfe;
Der Brauer wird reich, es dehnt sich sein Bauch —
Im Schranke waltet
Die liebende Bräuerin,
Die Mutter der Gäste,
Und lächelt leise
Im Liebhaberkreise,
Und scheltet die Mädchen
Und wehret den Burschen,
Und reicht ohne Ende
Zum Küssen die Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit pfiffigem Sinn,
Und sammelt im buntgetünchten Schrein
Die zerbroch'nen Gläser alle hinein,
Und füllet mit Groschen alle Gefäße,
Und rüstet die Brode und rüstet die Käse,
Und fügt dazu noch Pfeffer und Kümmel
Und bringt es den Lümmel.

Und der Bräuer mit kupferner Nase,
Von des Brauhauses weitschauendem Schlot,
Schaut auf die gästbewegte Gasse,
Und im Garten die trinkenden Schwärme,
Hört der Kegler rohes Gelärme,
Sieht die Tische von Gläser gebogen
Und der Gäste schmauchende Wagen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie des Schornsteins Grund,
Gegen der Gläubiger Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Rathschilds Knechten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und die Wechsel kommen schnell.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein stilles Zimmer.

Erzählung aus der Gegenwart von Louise v. Diemar.

(Fortsetzung.)

Man trat jetzt zu einer Polonaise an.

Das Paar, welches den schlangenartigen Zug anführt, fällt als ein ungemein liebliches, zu einander passendes, in die Augen.

Auch wird in den Reihen der Tanzenden viel, doch meist Beifälliges, über dasselbe geflüstert; mitunter werden die beiden Voranschreitenden und gänzlich ineinander Verlorenen auch belächelt, doch selbst die Ironie, welche sie erwecken, wird von Wohlwollen und Wohlgefallen gesänftigt.

„Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden," so antwortet ein Student auf eine Bemerkung seiner Tänzerin, die ebenfalls das Thema des Abends, die beiden Vortanzenden variirt, „nur mein' ich, zu unserm Leiter und Führer hätte man doch den gründlich Verliebten nicht wählen sollen. Amor ist ja blind."

„Nicht immer," antwortete die Rednerin von vorhin, „und der Herr da vorn ist ja ein wahrer Cäsar und in allen Dingen des Vorranges würdig."

Unser junger Held, wir erkennen in dem Besprochenen Eduard, schritt in der That siegestrunken voran und leitete, erfindungsreich und geschmackvoll, die mannigfachen Touren des Tanzes, ohne die mindeste Verwirrung zu verursachen, was als Wunder gelten konnte; denn seine Blicke hafteten unverwandt auf dem Antlitz des schönen Mädchens, das, bald hingebend in seine Arme geschmiegt, bald leicht von seiner Hand geführt, dahinschritt, ganz aufgelöst in stille, aber um so innigere Freude.

Etwas über Mittelgröße, zählte sie zu jenen schlanken, überaus biegsamen Gestalten, die immer nach einer Stütze zu verlangen scheinen. Ihr seelenvolles Gesicht war zart, eher bleich als frisch, heute aber ausnahmsweise vom schönsten, intensiven Rosenglanz überstrahlt.

Wenn es einer schattenhaften Bleiskizze möglich ist, die Schönheit in ihrem höchsten Triumphe, im Momente voller Herzensbefriedigung wiederzugeben, so hatte Eduard seine Geliebte gut getroffen.

Denn wie sie jetzt, süß lächelnd und verschämt, das Köpfchen zur Seite neigt, sehen wir dieselbe rein gezogene, sanfte Profillinie, die uns schon auf dem Reisbrett des Zeichners überrascht hat.

Das braune Haar, von weißen Rosen durchflochten, erscheint in der Wirklichkeit eben so leicht aufgebunden, eigenthümlich und geschmackvoll geordnet, wie die Hand des Künstlers diesen schönen Schmuck dieses zierlichen Kopfes entwarf.

Es ist eine so ächt jungfräuliche, so wahrhaft bräutliche Erscheinung.

Welch schönes Bild in wirkungsvollem Kontraste. Dies zarte Mädchen, voll rührender Hingebung, welchem die Liebe einen Muth einflößt, der sie Vielem trotzen heißt, der sie, eine zweite Julie, den Zorn des Vaters, das Urtheil der Gesellschaft mißachten läßt, und dieser junge Mann, mit dem stolzen Lächeln eines Siegers, den feurigen Blicken, die, lusterhellt, liebedurchglüht, in eine schöne, paradiesische Ferne auszuschauen scheinen.

Herrlich trägt er den schönen Kopf auf dem stolzen Nacken, während er die immer kühneren Tanztouren seiner Erfindung mit leichtem, sicherem Fuße ausführt.

Sie schauen sich gegenseitig lächelnd und verklärt an, als sollte sich die Wonne eines ganzen Lebens in einem einzigen Blicke ergießen.

Aber wer sie genauer beobachtet hätte, der sähe den Beiden wohl an, daß tieferes Leid, als gewöhnlich die sorglose Jugend es zu kennen pflegt, schon ihr Empfindungsvermögen lebhafter erweckt und ihre Herzen für diesen kurzen Rausch der Freude so recht empfänglich gemacht hatte.

Denn leuchtet irgend wem die Sonne so in voller Pracht, wie dem Gefangenen, der, die Schwelle seiner dumpfen Zelle überschreitend, Lebensluft und Himmelslicht in vollen Zügen trinkt?

Der Mann, dafern er wirklich dieses Namens würdig und auch in der That ein kraftvoller Ueberwinder des Schicksals ist, pflegt leichter traurige Erinnerungen abzuschütteln.

Der zarteren Natur der Frau aber folgt das Gespenst der Sorge, und wenn das Joch niederdrückender Gefühle lange auf dem Gemüth des Mädchens, wie der Frost auf Blüthen, gelegen hat, dann steht sie, selbst im Moment, wo das Glück ihr sein Füllhorn darreicht, zweifelnd mit irrem Blick da und fürchtet noch, wo der Jüngling schon hofft und vertraut.

„O, Eduard," sprach Ida mit bangem Flüstern, und ein plötzliches Erblassen verscheuchte das schöne Roth, diesen Wangen ohne dies ein seltener Gast — „Eduard, sei vorsichtig," fuhr die Warnende fort, „Dein Uebermuth verräth uns. Sieh' dort den Feind unserer Liebe, unseres Glückes, den zukünftigen Herrn meines Schicksals," und sie zeigte ihm verstohlen die Gestalt ihres vom Vater begünstigten Freiers, eines reichen Mühlenbesitzers,

der durch Frucht- und Kornhandel, wie man sagte, beträchtliche Schätze erworben hatte und diese durch kühne Spekulationen immer noch zu mehren wußte.

Der Vater des Mädchens hielt ihn für einen sehr gewandten, kühnen, dabei aber redlichen und vorsichtigen Mann, der mit seinen Pfunden zu wuchern verstand und sein Licht nicht unter den Scheffel stellte; jedenfalls hielt er ihn für einen weit würdigeren Bewerber seiner Tochter, als den armen Eduard, der sich's schon im Leben sauer genug hatte werden lassen. Das Aeußere des Mühlebesitzers war ein recht stattliches, und nur dem tiefer schauenden Blicke, dem zärteren Gefühle konnten die Grundzüge seines Charakters so deutlich und abstoßend in die Erscheinung treten, wie dies Ida gegenüber der Fall war.

Es gab eine Zeit, ehe sie Eduard hatte kennen lernen, wo auch sie sich willig, ohne viel zu überlegen, dem Verlangen des Vaters gefügt haben würde, aber seitdem waren ihrem Erkenntniß- und Unterscheidungsvermögen mächtige Schwingen gewachsen, und ihr ganzes besseres Selbst, durch Eduard aus träumendem Halbschlaf geweckt, sträubte sich täglich mehr gegen den ihr aufoktroyirten Freier; sie verabscheute ihn und glaubte jenem Gefühl, das sie, mehr instinktiv als klar bewußt, vor ihm warnte, unbedingt gehorchen zu müssen.

Seitdem war es aus mit ihrem kindlichen Behagen, ihrem häuslichen Glücke; der sonst so liebevolle, zärtliche Vater verwandelte sich in einen strengen Despoten, der seiner einzigen Tochter jeden Ausweg aus ihrer Gefängnißzelle, zu der er ihre Wohnung gemacht hatte, verwehrte. Verschlossen blieb Ida mit dem sehnsüchtigen Sturmdrang der Jugend hinter Riegel und Gitter; jede Hoffnung floh die Aermste.

Indessen weigerte sie sich standhaft, den unwillkommenen Freier zu erhören. Der Starrsinn des Vaters wuchs in demselben Maße, wie der Widerstand seiner Tochter.

Dieser Ball heute war ein Sonnenblick in Ida's Leben; allein sie hatte, ihn genießen zu können, List und Gewalt angewendet, und das quälte ihr Gewissen. Zudem waren kaum die ersten Momente berauschender Freude dahingeflogen, als sich ihren ängstlich überraschten Blicken, eben in der Person des Mühlenbesitzers, ein Feind ihres Glücks darstellte, den sie am wenigsten hier zu treffen gefürchtet hatte.

„Siehst Du nicht, Eduard, welche Blicke er uns zuschleudert?" flüsterte Ida wieder; ängstlich wie das Kind im Vaterarme, durch Erlkönig und dessen gespenstischen Schwarm erschreckt, schmiegte sie sich dichter an die Brust des Geliebten; dieser schlang seinen Arm fest und zärtlich um die Holde und sprach:

„Sei doch muthig, Kleine, Du hast nichts mehr zu fürchten, nur noch zu hoffen! Voran, Liebchen, blicke freudig in die Zukunft; denn die Schiffe sind hinter uns verbrannt, die Brücken abgebrochen, die Dich in Deinen alten Kerker zurückführen; der ist eingestürzt, Du bist von nun an mein, ganz mein, Ida, wir legen heute den Grundstein zu unserem Glück!"

Der Mühlenbesitzer und Kornhändler folgte indessen den Beiden, keineswegs, wie es sich wohl hätte erwarten lassen, mit den wüthenden Blicken eines Mannes, dem die schöne Braut vom glücklicheren Nebenbuhler geraubt wird.

Anfangs überwachte freilich sein boshaftes Auge schadenfroh die Ertappte, und tückisch ergötzte sich seine Phantasie im Voraus, wie er Ida beim Vater anschwärzen wolle; jetzt aber war ihm dies Alles entschwunden, ein viel wichtigeres Erwägen fesselte ihn, und Ida wie Eduard, die Ballgesellschaft und die ganze übrige Welt und Menschheit versanken ihm in's Meer der Gleichgiltigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

* Pariser Gerichtsscene.

Ein Herr Crevant stand am 23. März vor dem Korrektionell-Tribunal, und die Thatsachen seines Prozesses sind folgende:

Er und seine Frau, die sich mühsam ein schönes Vermögen zusammengescharrt haben, wollen jetzt dasselbe auch genießen und machen sich Vergnügen, wo und wie sie können. Vorzüglich lieben sie das Theater, sind aber gar zu gern allein in einer Loge, und doch zu geizig, um sie ganz zu nehmen; die Madame schleppt eine förmliche Mahlzeit, von der Suppe bis zum Dessert, der Herr aber seine Wärmeflasche in einem Etui mit. Das Ehepaar zieht Stiefel und Ueberschuhe aus und stellt beides auf die Wärmeflasche, was den Nachbarn Leder- und Kautschuck-Geruch liefert. Sind sie aber nicht alleln, dann sind sie ungehalten und grob, weßhalb sie schon aus mehreren Theatern ausgewiesen wurden.

Neulich trat ein junger Mann mit seiner Frau in die Loge Crevant's ein, was das Paar

in bösen Humor brachte und veranlaßte, sich recht breit auf die Brüstung hinzulegen, so daß bei ihrem elephantenmäßigen Umfang das junge Ehepaar hinter ihnen gar nichts sah. Die junge Frau besonders bemühte sich umsonst, die Schauspieler auf der Bühne zu sehen. Der junge Mann bat daher ganz höflich Herrn Crevant, seinen Kopf ein wenig auf die Seite zu biegen; dieser fuhr ihn aber an: ob er glaube, daß er ihnen zu lieb den Drehhals mache, sie hätten früher kommen sollen, dann hätten sie den bessern Platz bekommen. Der junge Mann, erkennend weß Geistes Kinder er vor sich habe, schwieg.

Während des Zwischenaktes gingen die jungen Leute im Foyer spazieren. Herr und Dame Crevant fingen an zu essen. Nun drückten den alten Herrn seine Stiefel und schmerzten ihn die Krähenaugen; er zog daher die Stiefel aus, als eben das junge Paar wieder eintrat. Der junge Mann machte Vorstellungen und erklärte, er werde sich beim Saal-Inspektor beschweren. Crevant fragte, ob er Schmerzen leiden solle, um ihnen gefällig zu sein. Da entfuhr dem jungen Mann ein Schimpfwort, was ihm ein Paar Ohrfeigen eintrug. Beide Männer rauften sich nun, während Madame Crevant mit dem Regenschirm auf den Gegner ihres Mannes klopfte und die junge Frau laut aufschrie. Man packte nun die beiden Kampfhähne und führte sie vor den Polizei-Kommissär. Crevant kam wegen dieses Vorfalles vor das Tribunal und erhielt 1 Monat Gefängnißstrafe.

Mannigfaltiges.

(Ein armer Millionär.) Madame Vigée Lebrun erzählt folgende Episode aus dem Leben des Finanziers Beaujon. Ein Fremder sucht ihn in seiner Villa auf. Bei seinem Gange durch den Park geräth er in Entzücken über die Schönheit desselben. „Hier muß sich reizend spazieren gehen," spricht er zu dem ihn führenden Diener. — „Der Herr geht nicht spazieren," antwortet dieser. — Sie gelangen in das Haus. — Der Fremde bewundert die Gemälde, „die gewiß der Stolz und die Freude des Besitzers sind." — „Der Herr ist blind." — „Nun," meint der Fremde, „so kann er wenigstens sein Ohr an den herrlichen Klängen der Musik ergötzen, welche ich erschallen höre." — „Der Herr ist taub." — Bald sitzt der Gast an einem Tische, auf dem ein ausgesuchtes Frühstück servirt ist. Er lobt die köstlichen Speisen und die feinen Weine, mit denen der Herr des Hauses tagtäglich seinen Gaumen letzen kann. — „Der Herr lebt nur von Brod und Milch," ist die traurige Antwort des Dieners.

Ein witziger mäßiger Mann sagte von einem Journalisten, den man häufig in den Kaffeehäusern der Stadt antraf: „Nun, so ists recht, er frühstückt und läßt sein Blatt hungern."

Zweibrücken, 31. März. Im letzten Unterhaltungsblatte hatte ein freundlicher Unbekannter den hohen Muth, hinter dem Schilde der Anonymität gegen meine harmlose Arbeit zu Felde zu ziehen. Obwohl ich Leuten, die nicht mit „offenem Visire" kämpfen, nie entgegne, scheint es mir dennoch im gegebenen Falle beanzeigt, auf jenen Artikel kurz zu erwiedern. Vor Allem danke ich für die gegebene Aufklärung hinsichtlich des Autors der fraglichen Sage. Ich schöpfte dieselbe aus dem ersten und dritten Bande der angezogenen Werke und fand nicht für nöthig, dieselben namhaft zu machen, da diese beiden Bücher fast in jedem Hause hiesiger Stadt sich vorfinden und ich diese Sage nur deßhalb meiner Skizze noch beifügte, weil ich dachte, es könne sie vielleicht Einer oder der Andere doch noch nicht gelesen haben. Daß ich dabei Satztheile aus diesen Büchern brachte, erscheint natürlich, da ich an dem Kern der Sage nicht viel ändern wollte. Völlig unbekannt aber war es mir, daß Herr Schuler der Schöpfer derselben sei. In den beiden erwähnten Büchern ersah ich nur, daß Herr Schuler auch jene Sage besungen habe, keineswegs aber fand ich die leiseste Andeutung, daß derselbe überhaupt deren Autor sei. Es fiel mir übrigens nicht im Traume ein, dieselbe als Original verzollen zu wollen, sondern ich fügte dieselbe nur meiner Arbeit als Zugabe bei. Ich muß deßhalb die vage Schlußbemerkung jenes Artikels, wornach mir imputirt werden will, ich hätte diese jedem Kinde bekannte Sage als Novität bringen wollen, allen Ernstes zurückweisen.

Der Verfasser des „Fürstenasyls".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Dienstag, 5. April 1870.

* Lied von der edeln Bierbrauerei.

Original-Travestie von Schillers Glocke
von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Wohl! nun kann die Gähr' beginnen,
Welch ambrosischer Geruch!
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen Bräuerspruch;
Dreht den Krahnen um,
Kerls, ihr seid so dumm!
Rauschend in der Bütte Bogen,
Schäumt's mit syrupbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Bieres Macht,
Wenn sich der Mensch vor Rausch bewacht,
Denn was er bildet, was er schafft,
Das dankt er diesem Gerstensaft;
Doch furchtbar wird der Gerstensaft,
Wenn er die Eingeweid' erschlafft,
Heraustritt auf der eignen Spur,
Auf freiem Wege der Natur.
Wehe, wenn er losgelassen,
Taumelnd ohne Widerstand,
Auf die reingefegten Gassen
Speit den ungeheuren Brand!
Denn die lieben Frauen hassen
Das Gebild von Bräuershand.

Aus dem Schlunde
Quillt der Segen;
Strömt der Regen;
Aus dem Schlunde ohne Wahl
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch im Schopf?
Das ist nicht die Mäßigkeit!
Roth, wie Blut,
Ist der Kopf;
Das ist nicht des Wassers Glut!

Welch Getümmel
Straßen auf!
Staub wallt auf!
Stolpernd stößt der Trunkenbold
Steine, die er nicht gewollt,
Daß er hin zu Boden rollt.
Lechzend, wie aus Ofens Rachen
Brennt die Zunge, Zähne krachen,
Knöpfe brechen, Hosen reißen,
Alle Welt thut um ihn kreisen;
Kinder lachen,
Holen Wachen;
Alles jauchzet, klatschet, schreit
Ueber seine Trunkenheit.
Durch der Menschen dichten Schwarm
Ohne Harm
Winkt der Tropf; hoch in Bogen
Spritzen Buben Wasserwogen.
Kommen Kiesel hergeflogen,
Die den Trunknen eifrig suchen;
Aus den Fenstern Weiber lugen,
Kärrner auf der Straßen fluchen;
Und es wollte sich des Armen
Niemand auf der Welt erbarmen,
Hetzt man ihm, zum größten Schund,
Auf den Pelz noch einen Hund
Doggengroß!
Hoffnungslos
Sinkt der Lump zur Erde nieder,
Und erwacht zum Leben wieder
Erst da sein Rausch ist längst verraucht.

Leergelaufen
Ist der Magen,
Jammer fasset ihn beim Kragen.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grau'n,
Und des Rausches Wolken schau'n
Hoch heraus.

Einen Blick

Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Lump zurück —
Greift fröhlich dann in seine Taschen,
Was Rausches Kosten ihm entrückt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Baarschaft seiner Lieben,
Und sieh'! er kehrt zur Schenk' zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein stilles Zimmer.

Erzählung aus der Gegenwart von Louise v. Diemar.

(Fortsetzung.)

Der Mühlenbesitzer war in ein angelegentliches Gespräch mit einem alten Herrn von würdigem wohlwollenden Aussehen vertieft.

Dieser Herr, den schwerlich Tanzlust in den Kreis jugendlicher Fröhlichkeit geführt haben konnte, war einzig und allein um des Mühlenbesitzers willen gekommen.

Der Tanz war beendet.

Eduard geleitete Ida unter die schützenden Flügel der Frau Traumann.

Ein Freund trat zu ihm und fragte, halb scherzend, halb ernsthaft: „Du bist so siegestrunken, so gleichgiltig gegen Deinen Rivalen, Eduard? Sonst wußtet Du besser die Macht und Bedeutung von den Geldrollen und Kornsäcken dieses würdigen Mannes zu schätzen."

„Gleichgiltig? Großmüthig bin ich gegen ihn!" rief Eduard; „wie der Sieger es sein muß bei der vollständigen Niederlage eines Elenden."

„Eduard," drängte der Erstaunte, „erkläre mir diese prächtige, hochtönende Phrase; Eduard! Eduard!" so rief der Freund dem Davoneilenden nach.

Dieser aber hörte nichts mehr.

„Der Filon und Schwindler hat vielleicht Bankerott gemacht, oder Eduard ist verrückt geworden."

Damit tröstete sich der Zurückbleibende.

Frau Traumann schlug ihrem Schützling, dem man anfah, wie das von Furcht und Liebe bewegte Herzchen klopfte, zärtlich auf die Schulter:

„Nun, Kleine, ist der Tanz endlich vorüber?" fragte sie lächelnd. „Das war eine harte Tour, unser Eduard ließ Euch junges Volk ja gar nicht zu Athem kommen."

Mit diesen Worten ergriff sie Ida's Hand und legte diese in ihren Arm: „Laß uns einen Gang durch den Saal machen," forderte sie das Mädchen auf und redete ihr, langsam wandelnd, Worte des Trostes, der Beruhigung zu.

„Er ist so übermüthig," klagte Ida der mütterlichen Freundin, „ich hätte nicht hierher kommen sollen, hätte ihm nicht so gar sehr zu Gefallen sein dürfen."

„Darüber mach' Dir keine Sorge, kleine Ida," erwiederte Frau Traumann, „der Eduard weiß, wie viel er annehmen darf, weiß, was er verantworten kann. — Doch, sieh' da, hier ist er selbst," rief sie dem jungen Mann zu, der den beiden Damen entgegen geeilt kam. „Junger Freund," sagte Frau Traumann, „trösten Sie diese Zitter-Espe besser, als ich es vermag."

Eduard hob den rothen Damastvorhang ein wenig auf und sprach, in die verlockende Dunkelheit deutend:

„Willst Du mir ein Gespräch unter vier Augen gönnen, Ida?"

Das Mädchen folgte und Beide verschwanden, unbemerkt von der übrigen Gesellschaft, die auf's Neue zum Tanze antrat.

Herr Löwenfeldt in seinem großen Himmelbette war längst aus seinen Träumen erwacht und zur vollen Erkenntniß dieser, ihm außerordentlich dünkenden Thatsachen gelangt.

Wie sehr es auch innerlich gährte und kochte, er bewahrte eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit.

Seine erste Regung freilich war, mit gleichen Füßen aus dem Bett zu springen, um in nothdürftiger Toilette die Rolle der strafenden, schmählich betrogenen, väterlichen Autorität meisterhaft zu improvisiren.

Doch das Wort Talleyrand's: „Méfiez vous du premier mouvement!" schien auch ihm gegenwärtig, ein Etwas, von dem er sich nicht völlig Rechenschaft zu geben vermochte, und eine innere Stimme rieth ihm, dem schönen Schauspiel, das sich da so merkwürdig unter seinen Augen entfaltete, mit gespannter Aufmerksamkeit durch die Spalten des Vorhangs zu folgen.

Das Riesenwerk der Selbstbeherrschung wurde jetzt auch mit Erfolg gekrönt.

„Endlich!" rief sich Löwenfeld in seinem Triumphe zu, „sind sie gefangen. Die würdige Frau Traumann führt sie in die Falle."

Am Kopfende des Bettes, in der Fensternische, ließen sich Ida und Eduard auf zwei altväterischen Stühlen nieder, und Ida lauschte mit freudigem

Staunen den Enthüllungen, die Eduard ihr zu machen hatte.

Auch Löwenfeldt lauschte, und hätte es ihm die tiefe und gerechte Erbitterung erlaubt, er würde durch das, was Eduard berichtete, wesentlich zu Gunsten des liebenden Paares umgestimmt worden sein.

„Hörst Du nicht, Eduard?“ unterbrach mahnend die besorgte Ida den Redner, der ihr eben im höchsten Feuer der Begeisterung seine Erfindung und deren ganze Tragweite auseinanderzusetzen beflissen war.

Vom entgegengesetzten Ende des ziemlich geräumigen Alkovens ertönten in der That flüsternde Stimmen, so leise diese Töne auch waren, so vorsichtig die Redner, der Affekt unterbricht leicht die Selbstbeherrschung des Sprechenden, sein eindringliches Wort, erst kaum gehaucht, wird plötzlich weithin verständlich.

„Was wollen Sie eigentlich, mein Herr Rechtsanwalt?“ fragte der Mühlenbesitzer; denn dieser und kein Anderer konnte es sein, Eduard und Ida erkannten ihn sogleich an der harten, unmelodischen Stimme. — „Was folgen Sie mir,“ fuhr er fort, „hierher an diesen Ort der Erholung? Geld will ich, leere Worte füllen mir den Beutel nicht, da Sie das Geld nicht einzutreiben wissen, verlang' ich die übliche Strafe für die Schuldigen. Das Gesetz unterstützt mich, wenn ich den Zahlungsunfähigen befehle, das Haus zu räumen.“

„Mitleid, Herr, Mitleid für die Armen!“ flehte der Rechtsanwalt. Empörung über den hartherzigen Gläubiger, den er als Wucherer kannte und verabscheute, zitterte in seinem Tone, zugleich aber auch — den Lauschenden wurde dies klar — ein männliches Ringen, dieses Zornes Herr zu werden, um im Interesse der unglücklichen Clienten den Einfluß auf den unerbittlichen Gläubiger zu behalten.

„Nichts da, Herr, es bleibt bei meiner Maßregel,“ fuhr der Mühlenbesitzer auf.

„Wohl,“ sprach der Advokat im höchsten Zorn, „kein Wort mehr mit Ihnen, mein Herr, ich gehe und lasse Sie fortan unbehelligt; nur eins wünsch' ich, Sie möchten durch Ihre unsinnigen Geldschwindel, Ihre tolldreisten Spekulationen, recht bald an den Bettelstab kommen, wohin Ihr infamer Wucher Andere gebracht hat.“

„Was reden Sie da von Schwindel und Wucher, mein Herr?“ brauste der Müller auf. „Ich treibe zum Wenigsten keinen Wucher mit tollen Ideen, wie gewisse Neuerer, Freunde der Armuth und Freunde des Unmöglichen. Was schwindelhafte Spekulationen betrifft, zu denen gehört ein Vorschlag von einem armen Teufel von Architekten; der will Berge durchstechen, Schluchten ausfüllen, Felsen sprengen, damit mir die Bauern auf dem Dampfwagen das schöne Korn vor der Nase weg zu Markte bringen und das Geld lösen, was in meinen Seckel gehört! O, das wird hoffentlich Schwindel bleiben, bis ich mein Schäfchen im Trocknen habe! Inzwischen, mein Herr Phrasenstecher und Rechtsverdreher, denken Sie was Sie wollen und thun Sie was Sie sollen. Das ist mein Ultimatum!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Französisch und Deutsch.) Aus dem Elsaß, einst eine Perle Deutschlands — jetzt ein Juwel Frankreichs — klingen noch immer deutsche Laute über den Rhein; die Poesien der beiden Stöber und Otte gehören zu den anmuthigsten Weisen, die im deutschen Dichterwalde ertönen. Und im Volksleben tritt das deutsche Wesen ebenso scharf hervor, wie im Haus, in der Familie. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel wälsches Wesen in das Elsaß eingedrungen, aber der Kern der Bewohner ist noch immer mit allemanischer Zähigkeit deutsch geblieben. Politisch gern dem großen Frankreich angehörig, sind sie doch keine Franzosen geworden, und wo, wie in den gebildeten Klassen, auch Pariser Art nachgeäfft wird, da bricht allezeit bei passender Gelegenheit unter dem wälschen Lack der deutsche Elsässer wieder hervor, er zeigt die tête carrée allemande, den „deutschen Dickkopf“. Dafür möge Folgendes als Beispiel dienen. Vor noch nicht langer Zeit kommandirte in Straßburg, der „wunderschönen Stadt“, ein geborner Elsässer, General Reibel, ein alter Haudegen mit etwas rauher Schale, aber echtem, gutem Kern. Oft hatten mit ihm die Bürgermeister der kleinen Elsässer Städte in Militärsachen zu verhandeln, und da war es denn manchmal gar spaßhaft zu hören, wenn die betreffenden Herren, welche glaubten, dem General gegenüber nicht deutsch sprechen zu dürfen, sich in einem Französisch abmühten, das, was Grammatik und Aussprache betraf, nichts weniger als vollkommen genannt werden konnte. Allemal hörte Reibel diese Vorträge ruhig und gelassen an; wenn die

Maires, oft schweißtriefend ob des sprachlichen Kunststückes, glücklich zu Ende gelangt, dann vernahmen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen folgende Worte aus dem Munde des Generals: „So, wänn ihr jedsd ferti sin, derno wolle mer schwäze, wie üs der Schnabel gewachse isch. Jedsd saun (sagt) mer emol uf gut Elsäserisch, wäs ihr eijetlich welle." Und mit erleichtertem Herzen begannen die Bürgermeister ihren Vortrag von Neuem. Diesmal aber im „Elsässerditsch".

* (Neue Verwendung des Papiers.) Die American-Papier-Maché-Manufakturing-Comp. in Euenpoint L. J. macht jetzt aus einem chem. präparirten Papier: Wassereimer, Waschschüsseln, Pfannen, Spucknäpfe ꝛc. Das Papier ist so zubereitet, daß es ganz unempfindlich gegen die Wirkung von Wasser und Säure ist. Die Geräthe können in einen Ofen gestellt werden, bis das Wasser siedet; die größte Sonnenhitze, wie die größte Kälte hat keinen Einfluß auf sie. Wo Holz reißt und Eisen rostet, bleiben die Geräthe aus Papier unversehrt. Die Wassereimer aus Papier haben folgende Vortheile über die hölzernen: das Wasser kann keinen Stoff von dem Eimer aufnehmen, die Eimer rinnen nie und fallen bei der Hitze nicht zusammen; sie sind leichter als die von Holz und halten das Wasser kühler. Die Artikel sind mit einer Komposition überzogen, die ihnen ein hübsches Ansehen gibt; dieselbe hat jedoch nichts mit der Dauerhaftigkeit zu schaffen. (Frankfurter Arbeitgeber.)

(Amtlich und nicht amtlich.) Ellenor läßt zwischen zwei Frauen, welche das Amtsblatt studiren, folgendes Zwiegespräch sich entspinnen: „Du, Milli, sag mir doch, was bedeutet denn das eigentlich: amtlicher Theil, nichtamtlicher Theil?" — „Das ist sehr einfach. Schau: Dein Mann ist der Amtliche und Arthur Dein Nichtamtlicher, und gerade so ists auch in der großen Politik."

* „Wollen Sie mich fressen?" sagte ein sehr fetter Bon vivant zu einem Soldaten höheren Grades, der müde vom Exerzierplatze in's Kaffeehaus trat und laut gähnte. „O nein," war die ruhige Antwort, „dazu fürchte ich viel zu sehr die Trichinen."

Gemeinnütziges.

* Eine gute Verpackung für Wasserleitungsröhren erhält man, wenn man 4 Theile Portland-Cement und 1 Theil ungelöschten Kalk in kleinen Partien zu einem steifen Teig zusammen mischt und schließlich so viel Wasser zufügt, um den Teig weich zu machen. Mit diesem Kitt sind Wasserröhre bereits 6 Jahre verbunden, ohne daß dieselben leck geworden wären. (Frankfurter Arbeitgeber.)

* Der Tod und der Dichter.

Apolog von Karl Ruppert.

Ein alter Dichter stack in Noth,
Der mit dem Schwerte in der Jugend
Gekämpft, im Alter sang die Tugend,
Im Alter war er ohne Brod.

Was er zur Zeit gekämpft, gesungen,
Lautlos war es der Welt verklungen,
Der müde Dichter rief den Tod:
„Mit dem Verkannten hab' Erbarmen!
Freund, nimm hinweg mich ärmsten Armen!"

Der Tod ist Dichtern zugethan!
Und Satan selbst macht, wie man weiß,
Die Hölle keinem Dichter heiß.

„Was soll ich?" rief der Sensenmann
Und noch hielt er die Sanduhr schräger,
„Ein' Wechsel gib mir in den Träger,
Damit ich ferner leben kann!"

„Nur das," sprach Tod, „ich schaff Dir Erben,
Kein Dichter soll mir Hungers sterben!"

* Akrostichon.

Rosen hab' ich wenig noch gesehen
Oben, wo wir tägtich trauernd gehen,
Sehnen nur geht klagend ein und aus;
Ein Gedanke nur nach freiem Leben,
Nur ein Wunsch zu Gott, uns bald zu geben
Bald das Wiederseh'n im Vaterhaus.
Einen Frühlingsgruß, du holde Lerche,
Rufe meinen lieben Theuren zu,
Grüße sie von mir, vom Thränenberge.

Auflösung des Logogryphs in № 39:
Kummer — Schlummer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 42. Donnerstag, 7. April 1870.

* Lied von der edeln Bierbrauerei.

Original-Travestie von Schillers Glocke

von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

In die Faß ist's aufgenommen,
Und die Keller sind gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Kunst und Zins vergilt?
Wenn der Sud mißlang,
Wenn das Faß zersprang!
Ach! noch kann es sauer werden,
Eh' es wieder rinnt zur Erden.

Dem kühlen Keller in der Erde
(Wer je was einzuheimsen hat)
Vertraut der Brauer seine Saat
Und hofft, daß sie sich halten werde
Zum Trinken, nach des Aufschlags Rath.
So werden einst die Trinker alle
Versenkt nach diesem Erdenlauf,
Und neues Malz zu neuem Ale
Wächst aus ihrem Grabe auf.

Vom Trinklokale,
Dumpf und bang,
Tönen Pokale
Grabgesang.
Wer ist's, dem das Gelag bedeutet,
Und wer wird so hinausgeläutet?

Ach! der Brauer ist's, der theure,
Ach! es ist der treue Wirth,
Den der Meister Bramarbas
Gepackt hat bei der Pfropfennas'.
Wer ersetzt uns den Verlust?
Schenkt uns auch zum Trinken Lust?
Ach! des Hauses Stammesbande
Sind in Wolken aufgeraucht,
Denn er wohnt am Orkusstrande,
Wo man keinen Brauer braucht;
Denn es fehlt sein treues Mälzen,
Seine Rechte mischt nicht mehr;
Am verwaisten Kessel schmelzen
Wird der Fremde, hopfenleer.

Bis der neue Sud verkühlet,
Laßt die Wassereimer ruh'n.
Wer dann Durst und Hunger fühlet,
Mag sich mäßig gütlich thun,
Winkt der Gläser Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch' die Vesper schlagen,
Faxe muß sich immer plagen.

Stolpernd fördert seine Schritte
Durch die Straß' ein später Trinker
Nach der armen Strohdachhütte.
Fluchend ziehen heim die Tagner.
Und der Söldner
Unzufriedne trunkne Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnte Kaserne füllend.
Schwer herein
Schwankt der Feldwebel,
Rauschbeladen,
Bunt von Farben,
Voller Narben
Im Gesicht
Glänzt ein Licht.
Und das junge Volk der Krieger
Unterdrückt ein Lachen nicht.
In den Schenken wird es stiller,
Um den Tisch mit vollen Humpen
Sammeln sich die späten Lumpen
Und der Büttel winkt zur Thür.
Rabenschwarz
Ist die Nacht;
Doch den späten Trinker schrecket
Nicht der Büttel,
Der den pfiff'gen Brauer wecket,
Denn das Auge der Accise wacht.

(Schluß folgt.)

* Ein stilles Zimmer.

Erzählung aus der Gegenwart von Louise v. Diemar.

(Schluß.)

Der Advokat schwieg. Da plötzlich tauchte ein neuer Gedanke in ihm auf, ein Rettungsanker für seine armen Klienten, deren Schicksal ihm tief zu Herzen ging.

„Ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit," wandte er sich mit verändertem, ruhig entschiedenen Ton an den Mühlenbesitzer. „Ueberlegen Sie, Herr, das Gesetz kann Ihnen freilich nichts anhaben, weil vollgiltige Beweise fehlen; allein allgemeiner Verachtung kann und werde ich Sie überliefern, wenn Sie nicht auf der Stelle in sich gehen und handeln, wie es einem Menschen geziemt. Entschließen Sie sich, oder ich veranstalte hier auf dem Balle eine Kollekte für Ihre Schuldner und erzähle dabei Ihre Schande, mein Herr!"

„Und wir sind die Ersten, die diesem Werke der Rache und der Menschlichkeit beitreten!" riefen Eduard und Ida, die Hand des edlen Freundes der Unterdrückten ergreifend und mit ihm in den Saal eilend.

Der Müller blieb, trotz seiner bereits erprobten und bewährten Frechheit, doch durch die rasch zur Wahrheit gewordene Drohung des Advokaten bestürzt, in seinem Versteck.

Aber in seinen Ueberlegungen, ob er der öffentlichen Meinung weichen oder ihr Trotz bieten solle, traf ihn ein wuchtiger Schlag.

„Schuft!" raunte ihm Herr Löwenfeldt ins Ohr.

„Wer sind Sie? Satisfaktion, mein Herr!" brüllte der Müller, schlich sich aber, statt eine Antwort, eine zweite moralische oder wirkliche Ohrfeige abzuwarten, heimlich durch eine Seitenpforte von dannen.

Löwenfeldt, der sich unterdessen salonfähig gemacht hatte, wollte in den Saal treten, blieb aber überrascht auf der Schwelle seines Alkovens stehen, Niemand sah oder beachtete ihn.

Die, aus ihrer Matratzengruft erstandene väterliche Autorität hatte vollständig Zeit, sich zu wundern, daß Niemand über ihr plötzliches Erscheinen staune, fand aber nicht die ersehnte Gelegenheit, ihre plötzliche Sinnesänderung laut zu verkünden.

Als Brennpunkt aller Blicke stand Eduard in der Mitte des Saales, gerade unter dem Kronleuchter, Ida lehnte an dem Busen ihrer mütterlichen Freundin, Frau Traumann, und schaute unter Thränen zu ihrem Geliebten auf.

Alle sahen auf unsern jungen Helden, alle mit Bewunderung und Staunen, doch nur ein Augenpaar weilte auf ihm mit derselben Begeisterung wie die leuchtenden Blicke der Braut: es waren die Augen des Advokaten.

„O, Du wackerer Mann!" wiederholte er fort und fort.

Herr Löwenfeldt, sobald sich seine Sinne an den Lichtglanz gewöhnt, sein Geist sich das Ueberraschende der Situation zurechtgelegt hatte, erkannte den Grund der allgemeinen freudigen Erregung: „Mein Sohn, mein Sohn!" rief er, nicht laut, sein Herz nur sprach es.

Eine Deputation festlich gekleideter Landleute, den Bürgermeister an der Spitze, war in den Saal getreten.

„Wir suchen den Herrn Eduard Ullmann."

„Der bin ich!" sprach Eduard vortretend.

„Herr," redete ihn der Bürgermeister an, „zürne uns Niemand, daß wir hier eintreten, unser Dank läßt sich nicht vertagen, und als wir Sie nicht in Ihrer Wohnung fanden, da hingen meine Dörfler traurig den Kopf. — Auf, sagt' ich, marsch und vorwärts, gerade hinein in die Gesellschaft! Nun, so redet auch, meine Freunde," wandte er sich an die Landleute, „sprecht es aus, „warum, wofür Ihr dem Herrn den Dank schuldig seid."

„Das läßt sich nicht so mit schlichten Worten sagen," meinten diese; aber sie drängten sich um Eduard und suchten seine Hände wetteifernd zu fassen und zu drücken.

Ein betagter Mann trat aus der Gruppe vor, schlug dem Jüngling auf die Schulter und rief mit erregter Stimme: „Was Der uns geleistet hat, das weiß er am besten, laßt Diesen reden!"

„Eine Eisenbahn durch's Gebirge hat er ermöglicht," fiel der Advokat ein, „und den fleißigen Bewohnern der Landschaft, die hier ihre dankenden Gesandten schickt, Gelegenheit gegeben, ihre Feld- und Baumfrüchte, ihr Vieh und die Erzeugnisse ihrer winterlichen Haus- und Handindustrie zu Markte zu bringen. Ja, dankt ihm nur, Ihr braven Leute, er wendet Eure Armuth in segensreichen Wohlstand, und führt in die entlegenen Winkel der Berge, welche natürliche Schranken bisher von volkreichen Städten trennten, den Segen der Kultur. Eduard Ullmann, der Felsensprenger und Bergversetzer, ist Einer von denen, die dem Genius der Menschen-

liebe, der leider noch immer an Krücken einherschleicht, Flügel an die Schultern zu heften suchen, damit er überall hindringen kann. Ja, segnet ihn, Handel und Wandel hat er beseelt und dem Wucher, der aus der Armuth Vortheil zieht, das Handwerk gelegt." — Eduard, der des Advokaten begeisterte Lobrede nicht zu hören schien, drückte die Hand des Alten und sprach: — „Ich habe Tag und Nacht um Euch gesorgt, es hat mir viel Mühe gemacht, das Problem mit dem Durchstich und der Felsensprengung zu lösen. Doch keinen Dank, keinen Dank, liebe Leute; ich stehe erst am Anfang meiner Laufbahn, o, verwirklicht Euch alle, meine kühnsten Bestrebungen, dann bin ich vielleicht einst des höchsten Lohnes würdig, der dem Manne werden kann, des Dankes seiner Brüder."

Dann wandte er sich an Ida:

„Du wirst nicht eifersüchtig sein, Liebchen, auf Zeit und Gedanken, die ich diesen unsern braven Landsleuten und Nachbarn gewidmet habe. Meine Liebe zu Dir war es, die mir den Geist gestärkt, ihn zu höchster Kraftanstrengung gespornt, zu endlichem Vollbringen beflügelt hat."

Der Jüngling beugte ein Knie vor dem hold erröthenden Mädchen:

„Sage, ob Du mich als Gefährten für's Leben annimmst?"

„Ach, mein Vater!" rief Ida, „wärst Du hier, Du verweigertest uns nicht länger Deinen Segen."

Jetzt war endlich der Moment, hervorzutreten und zu wirken für den so lange Unbeachteten, ja von den Hauptpersonen des kleinen Drama's sogar völlig Unbemerkten.

Der glückliche Vater küßte seiner Tochter Stirn und drückte den hoffnungsvollen Schwiegersohn an's Herz.

Auch Wirth und Wirthin waren herbeigeeilt.

Löwenfeld wandte sich zu Letzterer:

„Bei Euch soll die Hochzeit sein, wackere Frau, in wenig Wochen."

Dem Wirth drückte er die Hand und flüsterte ihm in's Ohr: „Großen Dank, mein Herr Konfusionsrath, für's stille Zimmer!"

Mannigfaltiges.

(Eine Balltoilette.) Aus Berlin wird gemeldet: Die Tochter des Stadtraths Riedel wollte sich im November v. J. zur Vervollständigung ihrer Balltoilette noch einen Ueberwurf anfertigen, und begab sich, um hiezu passenden Stoff einzukaufen, am 26. November v. J. in das Geschäft des Kaufmanns Briet, Jägerstraße 28. Von den der jungen Dame vorgelegten Stoffen wählte dieselbe schließlich grünen Tarlatan und kaufte davon sechs Ellen. Frau Riedel, welche den Ueberwurf selbst anfertigen wollte, war der Meinung, daß sechs Ellen nicht ausreichen würden und schickte deßhalb ihre jüngere Tochter zu Briet, um noch eine Elle von dem grünen Tarlatan nachzukaufen. Frau Riedel fertigte nun in der That den Ueberwurf an, erkrankte jedoch gleich darauf, und zwar stellte sich bei ihr neben allgemeiner Körperschwäche eine ziemlich starke Augenentzündung ein. Diese Krankheitserscheinungen dauerten mehrere Wochen, bis gegen Weihnachten, an, bis es endlich gelang, sie zu heben. Die Tochter der Frau Stadträthin Riedel, welche den Ueberwurf getragen, erkrankte ebenfalls; auch sie litt an allgemeinem Uebelbefinden und an einer Augenentzündung, die jedoch bei ihr nicht so heftig auftrat, wie bei der Mutter. Da man sehr bald auf die Vermuthung kam, daß wohl der grüne Tarlatan dieses Unheil angerichtet haben könnte, so ließ sich der Hausarzt der Familie, Sanitätsrath Dr. Riedel, den Stoff vorlegen, und nach einer flüchtigen Untersuchung desselben erkrankte sogar der Arzt selbst an den Augen. Man kann hieraus ermessen, wie starken Giftstoff die grüne Farbe enthalten mußte, und wurde denn auch durch das Gutachten des Apothekers Thiel, welcher den Stoff chemisch untersuchte, festgestellt, daß die grüne Farbe, mit welcher der Tarlatan getränkt war, unter hundert Theilen dreizehn und einen halben Theil Arsenik enthielt. Der Fall kam zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft und wurde in Folge dessen der Kaufmann Gustav Adolph Briet unter Anklage gestellt und zwar auf Grund des §. 304 des Strafgesetzbuches. Weil jedoch der Angeklagte bei Verkauf des grünen Tarlatan's die Schädlichkeit des Stoffes nicht verschwiegen hatte, erkannte der Gerichtshof auf Freisprechung. Das Publikum aber möge sich diesen Fall zur Warnung dienen lassen.

(Keine „Mußpreußen".) Die Parteileidenschaft der sogenannten „Patrioten" in Bayern hat sich zu einem solchen Grade gesteigert, daß manche derselben zu dem letzten Mittel: der Auswanderung, ihre Zuflucht nehmen. Bei den verschiedenen königlichen Landgerichten laufen nämlich in der neuesten Zeit Gesuche ein um

Entlassung aus dem bayerischen Staatsverbande zum Zwecke der Erwerbung der österreichischen Staatsbürgerschaft; zugleich suchten Mehrere derselben um die Zusicherung der Aufnahme in den Gemeindeverband der Stadt Wien an, damit ihr Wunsch realisirt werden könne. Dieselben, zumeist junge Handwerker, erklären, daß sie nach ihrer Entlassung aus dem Heimathslande mit Freuden als Freiwillige in die österreichische Armee eintreten wollen — „nur um keine Mußpreußen zu werden". Sie bitten, „ihnen aus der drohenden preußischen Schlinge zu helfen" und schließen ihre Gesuche gewöhnlich mit den Worten: „Hoch Oesterreich!" — „Es lebe Wien!"

* (Grabschrift eines Weltmannes.) Hier ruht endlich derjenige, welcher sich niemals im Leben ausruhte. Er begleitete fünfhundertdreißig Leichenzüge, erfreute sich als Taufpathe bei der Geburt von zweitausendsechshundert und achtzig Kindern, die Jahresgehalte und Renten, zu deren Erlangung er in verschiedenen Zeiträumen seine Freunde beglückwünschte, belaufen sich auf zwei Millionen sechsmalhunderttausend Livres. Neuntausendsechshundert Meilen hat der Pflastertreter auf den Straßen der Stadt zurückgelegt; auf dem Lande freilich in seinem ganzen Leben nur fünfunddreißig. Er wußte gut zu erzählen; er besaß einen Anekdotenschatz: dreimalhundertfünfundsechzig kleine Erzählungen; außerdem hatte er den Klassikern Griechenlands und Roms hundertachtzehn Zitate entnommen, mit denen er glücklich und schicklich bei Gelegenheit zu glänzen wußte. Er ist im sechzigsten Jahre gestorben.
(Montesquieu.)

(Eine tragische Geschichte) hat sich unlängst in Nagy-Körös zugetragen. Der Landwirth J. D. hatte sich mit 80 Gulden auf den Weg gemacht, um Heu einzukaufen. Es war ein Sonntag, er kehrte unterwegs in einer Schenke ein und vertrank und verspielte hier sein Geld. In der Nacht kam er nach Hause und legte sich nieder, konnte aber nicht einschlafen. Endlich stand er auf, nahm Abschied von seinem Weibe und ging dann mit brennendem Lichte in die Kammer. Die Frau beachtete das nicht weiter, da er in der Trunkenheit schon öfter ähnliche Scenen aufgeführt hatte. Diesmal aber war es bitterer Ernst; der über den Verlust seines Geldes Verzweifelte war in die Kammer gegangen, um sich zu erhenken und führte auch diesen Vorsatz aus. Dabei entzündete sich seine breite Gatye an dem Lichte, das er zu seinen Füßen hingestellt hatte, und plötzlich stand der am Stricke Hängende in Flammen. Auf den aus der Kammer dringenden hellen Schein stürzte sein Weib hinein, holte ihren Mann vom Nagel herunter und löschte den Brand. Der wieder zum Bewußtsein Gelangte war jedoch unter furchtbaren Qualen erwacht und erlag nach 24 Stunden seinen Brandwunden.

(Das freie Geständniß.) Ein türkischer Arzt wurde über einen Gegenstand aus seinem Fache gefragt. Aber er versicherte, daß ihm diese ganze Materie unbekannt sei. „Wahrhaftig," versetzte der Fragende, „besoldet Sie nicht der Kalif für Ihre Gelehrsamkeit?" — „Er bezahlt mich," antwortete der Doktor, „für das, was ich weiß, recht gut, und die Besoldung ist ansehnlich; wollte er mich aber für das belohnen, was ich nicht weiß, so zweifle ich, daß seine Schätze zureichen würden."

(Der Gourmand.) Herr **, ein großer Esser und seltener Gourmand, speiste unter einer zahlreichen Gesellschaft, die sehr lustig war und ziemlich laut wurde. „Meine Herren und Damen," rief er unter seiner Arbeit aus, „ich bitte, nicht so viel Lärm zu machen, ich weiß ja nicht, was ich esse."

* „Bin ich so häßlich, daß ich geistige Eigenschaften nöthig hätte?" fragte ein eitles Weib.

* Waldeinsamkeit.

Das Reh sieht klugen Aug's mich an,
Im niedern Busch sich duckt der Hase.
Das Eichhorn klettert dort hinan
Den Baum, ich lieg' im weichen Grase.
Die Vöglein melden vieles mir,
Noch mehr mir künden graue Eichen,
Ich liege ruhig träumend hier,
Und leise regt sich's in den Zweigen.
Der Quell melodisch rieselt dort,
Eintreibend in die grüne Wiese,
An einem solchen stillen Ort
Sich's sicher ruhig wohnen ließe.

„Wegdistel"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Samstag, 9. April **1870.**

* Lied von der edeln Bierbrauerei.

Original-Travestie von Schillers Glocke
von Karl Ruppert.

(Schluß.)

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Malzaccise, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig fordert,
Die des Bräuers Sud beordert,
Maß nahm vau Kessel und Bütten,
Ihn gewohnt zu pfiff'gen Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Rausch und Brande!

Tausend volle Humpen regen,
Gießen sich in durst'gen Schlund,
Und im trunkenen Bewegen
Werden alle Gurgeln kund.
Meister rührt sich und Geselle
In des Werktags grossem Schmutz;
Keiner weichet von der Stelle,
Bietet sieben Maßen Trutz.
Nichtsthun ist des Bummlers Zierde,
Saufen seiner Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret ihn der Gurgel Fleiß.

Holdes Räuschchen,
Süßer Duft,
Weilet, weilet
Freundlich bis zum Tod bei mir!
Möget nimmermehr ihr dulden,
Daß ein Gläubiger mit Schulden
Mich in meinem Räuschchen stört;
Immer fließe
Mir das süße,
Theure Naß.
Schuldner seien unerhört;
Dem Wirth allein mein Geld gehört.

Nun verzapft mir das Gebräue,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Magen weihe
Zu dem neuen Bräuerschild.
Dreht den Hahnen, dreht,
Bis er stille steht;
Soll das Haus in Ehren gelten,
Muß man's gastfreundschaftlich schelten.

Der Bräuer kann die Schulden streichen
Mit weißer Kreid', wenn's ihm beliebt,
Doch böses Omen, schlechtes Zeichen!
Wenn er's dem Schreiber übergibt;
Erbarmungslos umzingeln Garden
Mein armes preisgegeb'nes Haus,
Der filz'ge Bräuer will nicht warten,
Bis ich ihm zahl' die Schulden aus.
Wa rahe Gläub'ger sinnlos walten,
Da kann sich keine Schuld gestalten;
Wenn sich die Schuldner selbst befrei'n,
Nur da kann Wohlfahrt gut gedeih'n.

Weh, wenn sich auf Trommelleder
Die Schuldenliste still gehäuft,
Das Volk die ungezog'ne Feder
Der Eigenquittung selbst ergreift!
Da läutet mit zerbrochnen Gläser —
Der Krawall, daß es lustig schallt;
Es ruft: Gebt uns die Schappen größer!
Oder wir greifen zur Gewalt!

Gleiche Güter hört man prahlen,
Der Steckelbürger greift zur Wehr,
Die Schenken füllen sich, die Hallen,
Und Trunkenbolde zieh'n umher.
Da werden Weiber wie die Katzen
Und treiben mit den Nägeln Scherz;
Noch grinsend mit Vampyrenfratzen,
Zerreißen sie der Gläubiger Herz.
Nichts nüchternes ist mehr, es bricht
Der Pöbel in die Keller ein;

Der Trunk'ne weicht dem durst'gen Wicht,
Und alle Gattin frei.
Gefährlich ist's, wenn sie verzweifeln,
An gleichem Trunk für ihren Leib,
Jedoch der höllischste der Teufeln
Das ist und bleibt ein trunk'nes Weib.
Weh' denen, die der Ewigbösen
Des Rausches Bacchusfackel leih'n.
Gleich thun sie ihre Banden lösen,
Und Communismus tritt dann ein.

Freud' entsprudelt dem Pokale,
Seht, wie ein Rubinenstein,
Porter, Salvator und Ale
Sprudelt's in die Gläser 'nein,
In breitsäum'ger Runde
Klebt sich Schaum am Munde.
Schaum lobt den erfahrenen Bräuer,
Das ist eine alte Leier.

Herein! Herein!
Ihr Trinker alle, schließt den Reih'n,
Daß wir die Schenke tausend weih'n:
Lumpazia soll ihr Name sein!
Zu Gelagen, zum herzinnigen Pumpen
Versammle sie alle durst'gen Lumpen.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wazu der Bräuer sie erschuf;
Hoch über'm armen Schluckerleben
Soll sie in steter Trunkenheit
Dem Trinker freie Zeche geben,
Verbannen Tafelbrett und Kreid';
Soll eine Schenke sein, wie keine,
In ewig muntrer Brüderschaft,
Verzapfen Biere, echte, reine
Aus wahrem Hopf und Gerstensaft.
Soll ein Brüllen sein und Toben
In der berauschten Brüderschaar,
Die ihren edlen Bräuer loben
Und zechen frei das ganze Jahr.
Dem Durste leihe' sie die Zunge;
Mit Streit und Schlägen und Gewühl,
Begleite sie im Fäustenschwunge
Die Würfel und das Kartenspiel.
Und wie der Rausch den Kopf der Zecher
Beschwert wie hundert Zentner Blei,
So lehr' er, daß im vollen Becher
Die Weisheit all' enthalten sei.

Jetzo mit der Kraft der Kehle
Schlürft den edeln Gerstensaft
Lechzend in die durst'ge Seele,
Wo er Himmelskühlung schafft.

Ceremisia lebe hoch!
Lebe Hoch! Trinket noch;
Hoch lebe die gastfreie Schenke!
Hoch, ihre edelen Getränke!

---

* Beim Herannahen des Frühlings.

„O wunderschön ist Gottes Erde —
Und werth, darauf ein Mensch zu sein."

Die Boten des Frühlings sind angekommen, obgleich sich der Frühling selbst lange weigerte vom Winter Abschied zu nehmen und uns armen Erdbewohnern sein freundlich mildes Angesicht zu zeigen.

Für all das Schöne, Erhabene, was uns Freund Frühling spenden wird, sollen und müssen wir dankbar sein. Wir sind es, wenn wir das, was aus der Hand des allmächtigen Weltenschöpfers hervorgegangen ist und noch hervorgeht, nicht ansehen, als sei es nur da, um von uns zerstört zu werden; wir sind dankbar, wenn wir Gottes Geschöpfe so behandeln, wie es Menschenpflicht ist.

So tritt die liebe Vogelwelt mit ihren Rechten an uns heran und sagt: Auch die Vögel sind Gottes liebe Geschöpfe. Ja, die lieben, holden Sänger in Wald und Feld wollen anders behandelt sein, wie sie bisher behandelt wurden. — Wer gibt dir, Menschenkind, das Recht, die Wohnungen der armen, unschuldigen Vögel zu zerstören? wer gibt dir das Recht, den wehrlosen Sängern ihre Eier — ihre Jungen zu rauben? Niemand! Du meinst vielleicht, der Mensch sei Herr der Welt und er dürfe deßhalb einfach in derselben nach Belieben schalten und walten. Wohl bist du der Herrscher der Welt; wohl sind die Vögel zu deinem Vergnügen und Nutzen da — aber dein Eigenthum sind sie doch nicht. Sie sind eines größern, bessern Herrschers Eigenthum.

So klagte mir im vergangenen Jahre ein Singvöglein, dem böse Buben die Jungen geraubt hatten:

„Sag', die Menschen seien wohl die Herrn der Welt;
Doch ein größ'rer Herrscher schau' vom Himmelszelt;
Der werd' einstens rächen solches böse Thun;
Sage: Menschen! laßt die armen Vögel ruh'n."
(Pf. Bl. № 73. 1869.)

Und nun wende ich mich zuerst an Euch, liebe Eltern, die Ihr die Erziehung der Jugend in der Hand habt. Führet Eure Knaben an einem schönen Frühlingstage hinaus zum frischen, grünen

Wald und lasset sie dort den holden Gesang der Vögelein vernehmen. Das frohe Lied eines freien Geschöpfes wird ihnen besser gefallen, als der dumpfe Klageton eines armen, eingekerkerten Sängers. Was wären unsere schönen Haine ohne den tausendstimmigen Gesang ihrer gefiederten Bewohner? Leere Käfige.

„Der grüne Wald kann schön nur sein,
Wenn frohe Sänger fliegen aus und ein."

Als ich jenes Vöglein fragte, warum es so traurig sei, sang es:

„Bist von jenen Menschen
Keiner, lieber Freund,
Hast in schlimmen Tagen
Stets es gut gemeint."

Wie schön wäre es, wenn alle Menschen Freunde der lieben Vogelwelt sein wollten, der Vogelwelt, die uns so manche Freude bereitet, so manchen Nutzen bringt!

Und Jugend! ich frage dich: Wie kannst du nur so grausam an Geschöpfen handeln, die dich nie beleidigt, die dir schon so manches Vergnügen bereitet haben?! Lausche vergnügt den holden Melodieen im Walde — aber vertreibe, vertilge die lieben Sänger nicht! — Du kannst es auch so weit bringen, daß dich die lieben Vögel als Freund betrachten, daß sie nicht mehr ängstlich davonflattern, sobald sie deinen Tritt vernehmen — wenn du sie als Gottes liebe Geschöpfe betrachtest, wenn du sie in deinen Schutz nimmst. Es liegt in deiner Hand.

Ein Freund der Natur.

Mannigfaltiges.

Von der Kinzig, 24. März. Man erzählt sich hier folgende in der Hauptsache als wahr verbürgte Anekdote: Der in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommene Ackersmann N. in dem Dorfe N. befand sich neulich wegen der Summe von 70 Gulden, die er nirgends auftreiben konnte, in großer Verlegenheit. In seiner Noth kommt er auf den Gedanken, sich an den König zu wenden, und schreibt folgenden Brief: An seine Majestät den König in Berlin. Majestät! Ich soll und muß 70 Gulden zahlen, die mir Niemand borgen will. Ich habe in meiner Wirthschaft Unglück gehabt und Schulden machen müssen. Wenn ich meine Zinsen nicht bezahle, wird mir Alles verkauft. Es wäre mir ein rechter Gefallen, wenn Sie mir die 70 fl. auf ein Jahr zu 4 pCt. borgen wollten. Ich würde sie gewiß richtig zurückbezahlen. In tiefster Unterwürfigkeit Ew. Ergebenst N. N., Bauer. Dieses Schreiben kam an seine Adresse richtig an. Die darüber eingezogenen Erkundigungen mochten wohl befriedigenden Aufschluß ergeben haben, denn nach einiger Zeit empfing der Bittsteller von Berlin einen Brief mit 40 Thaler und dem weiteren Inhalt: An den Bauer N. in N. Der König hat Ihren Brief erhalten und gelesen. Er sendet hierbei die gewünschten 40 Thaler und läßt Ihnen sagen: Sie möchten sich wegen Zurückzahlung derselben keine Sorge machen. Wenn Sie einmal keine Schulden mehr haben, auch in recht gute Vermögensumstände kommen und sich dann des kleinen Postens noch erinnern sollten, so dürfen Sie ihn abtragen, jedoch ohne Zinsen. Aus dem geheimen Kabinete, im allerhöchsten Auftrage. N. N.

Der pariser Korrespondent der New-York World macht den Lesern seines Blattes eine höchst überraschende Mittheilung, durch welche das Räthsel, warum der Erwählte der französischen Nation über Nacht so zu sagen konstitutionel geworden, eine merkwürdig einfache Lösung erhält. Der Kaiser ist, wie dieser Berichterstatter erfährt, einem stärkeren Gegner als der Linken oder dem linken Centrum erlegen, er ist todt, schon am 8. September dem Messer des Chirurgen Nikord gefallen. Ueber den genauen Todestag gesteht der Korrespondent einige Zweifel ein. „Das Faktum indessen ist nicht anzufechten. Es war der ausdrückliche Wunsch des Kaisers, daß man seinen Tod geheim halten möge, und er erhielt vor seinem Hinscheiden die Zusage Englands, wie man glaubt auch Rußlands, seinen Sohn auf dem Throne zu halten. Die Aufregung, welche damals herrschte, machte es gefährlich, anzukündigen, was sich ereignet hatte. Minister und vertraute Diener wurden von der Kaiserin gewonnen und um das Publikum zu täuschen, wurde ein nachgemachter Schaukaiser beschafft." Der Korrespondent hat diese unechte Majestät durch ein starkes Opernglas auf der Terrasse lustwandeln sehen und erklärt, derselbe sei dem Urbilde im Ganzen wie im Einzelnen sehr ähnlich, auch mit hohen Absätzen unter den Stiefeln beinahe so groß [!] Dem Vernehmen nach gehöre der Strohmann auch zur kaiserlichen Familie, jedoch nicht zu der zur Erbfolge berechtigten

Linie. Es ist nach der Versicherung des amerikanischen Berichterstatters der nachgemachte Monarch, der die Rede an den legislativen Körper hielt, am Neujahrstage das diplomatische Corps empfing (bei welcher Gelegenheit er übrigens der Entdeckung nicht entging) und sich neuerdings mit der Kaiserin und dem kaiserlichen Prinzen im Wagen gezeigt hat.

(Ein Narrentransport.) Der Steuererheber des französischen Städtchens Apt hatte der Hauptkasse zu Avignon eine bedeutende Geldsumme zu übersenden und ließ den Postwagen, in dessen Coupé sich die werthvolle Sendung, sowie zwei Passagiere befanden, der größern Sicherheit wegen von 2 Gendarmen eskortiren. Diese übergaben den sie auf einer Station erwartenden beiden Kameraden, welche sie ablösen sollten, das dienstliche Begleitungsschreiben, in welchem der Eine der Letztern in der Eile statt der Worte „envoi de fonds" (Geldtransport) „envoi de fous" (Transport von Irren) las. „Wo?" fragte er nach der Lektüre lakonisch die bisherige Eskorte. „Im Coupé," lautete die Antwort ohne weitern Kommentar. Dann trennte man sich, die Post fuhr weiter und die beiden Gendarmen ließen die Thür des Coupé nicht aus den Augen. Auf der nächsten Station wieder Wechsel der Eskorte, doch wurde der Begleitungsbrief ungelesen eingesteckt. „Wen habt Ihr da, Kameraden?" „Zwei Verrückte," lautete die Antwort. „Sind sie bösartiger Natur?" — „Bisher waren sie ruhig, doch stille Wasser sind tief." — In diesem Augenblick öffnete der eine der geheimnißvollen Reisenden, um frische Luft zu schöpfen, die Thür des Coupé's, schnell stürzten sich die vier Gendarmen auf ihn und stießen ihn so heftig in den Wagen zurück und auf seinen Gefährten, daß Beide vor Schmerz laut aufschrieen. „Fahrt zu, Schweger," schrieen die Gendarmen, „die Bewegung wird sie beruhigen." Die Pferde wurden angetrieben und jetzt folgten alle 4 Gendarmen, da man bei der vermeintlichen Gefährlichkeit diese Verstärkung für nöthig hielt. Die oben geschilderten Szenen wiederholten sich auf allen Stationen und erst in Avignon konnten sich die geängstigten Reisenden von dem Verdacht — verrückt zu sein — reinigen.

(Ein Original.) Der kürzlich verstorbene Bischof von Angers, Monseigneur Angebault, war ein ganz origineller Mensch. Früher Oberst eines Dragonerregimentes und von riesiger Grobheit, nahm er erst im reiferen Alter die geistlichen Weihen. An dem Tage, da er in Saint-Sulpice in Paris Priester wurde, war die Kirche gedrängt voll Menschen. Sehr höflich rief er mit seiner Stentorstimme: Meine Damen und Herren, bitte, gönnen Sie uns ein wenig Raum, wir haben sonst keinen Platz zum „manövriren"!

* (Treffender Vergleich.) Als ein Advokat und ein Doktor Arm in Arm durch die Straße schritten, sagte ein Spaßvogel zu einem Freunde: Diese zwei Männer sind einem Straßenräuber gleich — „Die Börse oder das Leben."

Gemeinnütziges.

Zum Färben der Ostereier dienen außer den Anilinfarben auch noch folgende Substanzen: Grün: Kochen mit junger Getreidesaat oder mit Wiesenenzian; Gelb: Kochen mit den äußeren braunen Zwiebelschalen, mit Gelbholz, unter Zusatz von etwas Soda, mit Avignonkörnern (Gelbbeeren) mit Zusatz von etwas Alaun; Carmoisin: Kochen mit Fernambuckholz unter etwas Alaun und Weinstein; Violett: Kochen mit Fernambuk und etwas Soda; Schwarz: Kochen mit Blauholz unter Zusatz einer Spur gelben Chromsalzes oder Soda.

Räthsel.

Wenn ich erstehe, schwinge ich
Mich in die Luft empor;
Der mich erzeugt, vernichtet mich,
Tritt er mit Glanz hervor.

Obgleich ich nur erstand durch ihn,
Bin ich doch vor ihm da,
Und sinken seine Kräfte hin,
Man stets mich wieder sah.

Ich bin ein unwillkomm'ner Gast,
Selbst in dem kleinsten Haus;
Ich werd' verfolgt, ich bin gehaßt,
Man jagt mich stets heraus.

Denn wenn man mich nicht fliehen läßt,
Verderben Allen droht;
Hab' Seufzer, Thränen stets erpreßt,
Gefahr gebracht, selbst Tod.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Dienstag, 12. April 1870.

* Geduld.

Wie sich stets der Menschen Freud' und Leiden gleichen!
Nur die Menschen und die Herzen sind verschieden.
Sollen wir im Unglück düstre Sorgen schmieden?
Kann uns doch auch hier die Gottesliebe erreichen.

Leider muß das Gute oft dem Bösen weichen;
Plötzlich überfällt uns oft, was wir gemieden;
Und nur Unglück war das Loos, das uns beschieden.
Nimm's als Gottesgabe, dulde und halte Schweigen!

Denk', die Welt bewegt sich in stetem Reigen,
Mag die Bosheit auch auf dem Verderben brüten;
Fester Wille läßt uns freie Regung offen.

Wenn uns auch des Schicksals herbe Schläge beugen,
Hohe Manneswürde müssen wir behüten;
Auch im Unglück wurzelt fort ein frohes Hoffen!

* Ein weiblicher Dämon der Gegenwart.

Charakterschilderung.

Des Dichters Tiefblick sucht im Labyrinthe menschlicher Verirrungen den Stoff für seine Gebilde. Das sittliche wie ästhetische Ideal, das er fest und unverrückt im Auge behält, leuchtet ihm voran: eine ewige Lampe, deren Flamme nie verlöschen kann, und das Urbild des Schönen, das ihn überall begleitet, schärft sein Auge für die Zerrbilder, welche unsere moderne Gesellschaft so häufig aus dem Menschen schafft, dem Menschen, der doch auch — weil die Erbsünde ein teuflisches Märchen ist — mit demselben Anrecht auf Glückseligkeit geboren wurde, wie jeder Andere. Des Dichters Herz glüht zu zeigen, wie und aus welchen Gründen die moralische Karrikatur entstanden ist, blutend aus gerechtem Gram, wenn er fast keine Züge der echten, unverfälschten Menschlichkeit in dem Opfer, dem Verbrecher wiederfindet.

Tiefes Verderben der Seele zeigt die kurze und einfache, äußerlich einfache, innerlich aber tiefbedeutsame Geschichte, die ich hier erzähle.

Es war im Frühling 18**, als in einem öffentlichen Garten in einer kleinen deutschen Residenzstadt, bei dem ersten Grauen des Morgens, ein markerschütternder Wehruf erschallte. Die Gartenarbeiter sprangen zum nahen Teiche und trotz dem Nebeldampfe, der auf dem Wasser kochte, sahen sie, wie eine weibliche Gestalt auf der Mitte des Teiches trieb, durch ihre Kleider über den Wellen emporgehalten, die Arme flehend ihnen entgegenstreckte, während sie mit dem Geschrei der Verzweiflung um Hilfe rief. Der kleine Kahn, stets am Ufer befestigt, wurde schnell gelöst; es gelang, die Unglückliche zu retten, die jedoch, als sie sich fest und sicher auf trockenem Lande und von einer mitleidigen Menge umgeben sah, nur immer wilder schrie, mit den Geberden einer Wahnsinnigen Miene machte, sich wieder ins Wasser zu stürzen, und als man sie daran zu hindern wußte, mit den Worten: „Helft dem Geliebten!" auf die Kniee sank, Gebete, Flüche, Zornesausbrüche und rasende Selbstanklagen laut werden ließ.

In dem wilden Chaos so unbändiger Gefühlsäußerungen erschien die Thatsache klar, daß hier ein schwärmerisches Liebespaar, aus Gott weiß welchen Gründen, einen gemeinsamen Tod durch einen Sprung in den sumpfigen Weiher gesucht habe. Kaum war Anstalt zu abermaliger Hilfeleistung getroffen worden, da erschien der neue Leander, Schilf und Binsen im langen blonden Haar, auf der Oberfläche des Wassers; die Wellen trieben ihn gemach dem Ufer zu.

Die Umstehenden erkannten bald, daß menschliche Hilfe hier vergebens sei. Er war todt!

Das Mädchen schrie abermals, schlug um sich wie eine Megäre, bis ein heftiger Fieberanfall ihrem Toben ein Ende machte. Mitleidige Menschen schafften sie in ein nahegelegenes Hospital.

Der Vorfall wurde in Lokalblättern besprochen, allgemein nahm man an, daß Armuth als Hinderniß einer ehelichen Verbindung der Beweggrund zum traurigen Entschlusse gewesen sei. Man wunderte sich und war gerührt. Der junge Mann als Todter und unbekannt konnte kein weiteres Interesse erregen. Mitleid und Theilnahme vereinigten sich für das Mädchen, welches ein gesunder Lebenstrieb, in Verbindung mit glücklichen Zufälligkeiten, errettet hatte. Ihre einnehmenden Manieren und gefällige Gestalt steigerten noch dies Wohlwollen der öffentlichen Gesinnung gegen sie. Jugend und Schönheit rühren immer doppelt jedes Herz.

Man pries das Glück, welches ein Geschöpf voll strotzender Lebenskraft dem Dasein wiedergeschenkt, die Ausführung eines in unerhörter Aufregung des Gemüthes gefaßten Vorhabens vereitelt hatte.

War nun schon das große Publikum so tief gerührt, so wußten die ihr Nahestehenden nicht, wie sie der Unglücklichen das neugeschenkte Leben lieb machen sollten. Das Mädchen wurde der Mittelpunkt zärtlichster Aufmerksamkeit.

Zwar Nachbarn und Freunde hatten wenig Grund, sie zu achten, und manche unter denselben trauten ihr nicht recht, weil sie schon im Rettungshaus und Gefängniß gewesen war. Jetzt aber, nach diesem Vorfall ertheilten sie ihr einstimmig in ihrem Herzen eine volle Verzeihung und richteten ihr Betragen gegen sie dieser wohlwollenden Sinnesänderung gemäß ein, hoffend, daß das schreckliche Geschick, dem sie so nahe ins Auge gesehen, auch eine totale Umwandlung zum Besseren in ihr hervorzubringen fähig sei.

Eine Zeit lang schien diese Hoffnung gegründet. Nachdem der erste Schmerz um den Tod des Geliebten vorüber war, dem sie einen, der fesselosen Wildheit ihres Temperamentes entsprechenden, mit auffallender Zurschaustellung des Gefühles gepaarten Ausdruck zu geben wußte, schien sie sich möglichst sanft, ordentlich und innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit und Sittlichkeit bewegen zu wollen. Doch als das Interesse welches sie anfangs erregt, kühler wurde und sie anfing, vergessen zu werden, zeigten sich die alten Gewohnheiten, eine nach der anderen von Neuem.

Jetzt prangte der goldglänzende Kamm von Tombak, ein Geschenk des Todten, in ihrem üppigen schwarzen Haar, das buntfarbene Halstuch drapprte sich um die schöne Büste und die schelmischen Augen sagten deutlich Jedem, der sich dafür interessirte, daß ein zweiter Tod in den Fluthen, diesmal in den Wellen des Lethe, im Herzen des schönen, lebenslustigen Mädchens, dem armen Friedrich bevorstehe.

Das Haus, in welchem die Heldin dieser Geschichte wohnte, lag in einer abgelegenen Gartenstraße. Es war mit seinen weitläufigen Hintergebäuden der Sitz arbeitsamer Familien, die den sauren Wochenlohn mühsam genug durch ihrer Hände Arbeit erwerben mußten.

An Werktagen glich es einem Bienenkorb, einem geschäftigen Ameisenhaufen. Tönte auch das Geräusch der Wagen, aller Lärm der Stadt kaum bis hierher, so waren doch die Bewohner zu zahlreich und thätig, zu sehr nach allen Richtungen beschäftigt, als daß nicht ein reges Leben hier hätte herrschen sollen. Desto feierlicher war die sonntägliche Stille, wenn die Bewohner ihren Zellen entflohen, um im Freien sich zu erholen. Namentlich im Sommer. Auch heute war ein solcher Festtag. Die heiße Junisonne brütete schwül über den Gärten, die blühenden Bäume, der reiche Blumenflor hauchten den süßesten Duft. Kein Lüftchen regte sich und die tiefe Stille unterbrach nur hie und da das Gezwitscher eines Vogels.

Das Mädchen war allein. Mit Hilfe falscher Schlüssel öffnete sie Schränke, Kisten und Koffer ihrer Nachbarn. Was sie nur erwischen konnte, nahm sie hastig zu sich. Sie glich hierbei eher einer Elster, als einem vernunftbegabten Menschen, der mit Einsicht und Verstand stiehlt. Die Familie, der sie diesen Dank für gezeigte Liebe, für die ihr gewährte Verzeihung und aufmerksame, rücksichtsvolle Behandlung erwies, kehrte leider früher zurück, als das Mädchen wohl erwartet hatte, oder sie konnte sich nicht rechtzeitig von der angenehmen Beschäftigung trennen, in fremdem Eigenthum zu wühlen.

Diesmal konnte von Gnade keine Rede sein. Fast mit Genugthuung sahen die Hausbewohner eine solche Schlange, wie sie das Mädchen jetzt nannten, der gesetzlichen Strafe verfallen. Das sittliche Gefühl dieser einfachen Leute war tief erschüttert. Wenige Wochen waren kaum seit Friedrichs Tod und des Mädchens eigener, so außerordentlicher Rettung verflossen und sie zeigte sich nun, durch diese That der gemeinsten Habsucht,

gänzlich unwürdig der Gefühle des Mitleids, die man an sie verschwendet hatte. Ja ihr neues Verbrechen ließ das Ereigniß, welches kaum erst die Gemüther ihrer Umgebung in Aufregung versetzt hatte, in einem für die Heldin desselben ungünstigeren Lichte, als bisher erscheinen. Sie war, wie man sich jetzt überzeugt hatte, ganz herzlos, der Rührung unfähig. Sie hatte einen dämonischen Hang zum Bösen und eine wahrhaft teuflische Freude am Zerstören. Ein so geartetes Wesen sprang nicht aus Empfindsamkeit in's Wasser, um am Herzen des Geliebten, mit ihm gemeinsam zu sterben. Friedrich erschien als ihr Opfer, sein Tod als Folge einer der Launen und Tollheiten dieses Wesens, das sich schon von Kindheit an in den excentrischsten Handlungen blinder Zerstörungswuth gefallen hatte.

So urtheilten die Leute — Gehen wir nun auf ihre Jugend zurück.

Die Geburt dieses Mädchens hatte der Mutter das Leben gekostet. Unter der Aufsicht von Dienstboten verlebte das Kind die ersten Jahre seines Daseins. Eine zweite Heirath des sie blind liebenden und gegen alle ihre Unarten äußerst nachsichtigen Vaters, brachte das Kind unter das strengere, aber doch auch wohlwollende Regiment einer Stiefmutter, die nach ihrer Einsicht Alles that, um des Mädchens böse Natur zu zähmen und zu dämmen. Die Zügellosigkeit und Wildheit dieses Geschöpfes wuchsen mit den Jahren, statt sich zu mindern.

Die Eltern sannen auf neue wirksamere Strafen. So ließ man sie einst einer Unart wegen daheim, während ihre Familie den Sonntagnachmittag im Freien genoß. Nach Hause zurückgekehrt, fanden die Eltern das Werthvollste, was sie besaßen, größtentheils die Ausstattung der Stiefmutter, zerschlagen und zertrümmert.

Ein offenes Bekenntniß der kaum zehnjährigen kleinen Verbrecherin würde dieser Verzeihung erworben haben, wie hart es diesen sparsamen Leuten auch sein mußte, die Früchte ihres Fleißes und ihrer Sorgfalt: ihre behagliche Häuslichkeit zerstört zu finden. Das Lügengewebe, in welches das Kind sich verstrickte, ließ die Eltern schaudern über die Verderbniß dieser jungen Seele. Sie beschlossen nun, zur Heilung des verdorbenen Gemüthes, das Kind in eine Rettungsanstalt zu bringen.

Freilich ahnten sie nicht, daß dies letzte ihrer Mittel zugleich das schädlichste war, welches sie zur Besserung und richtigen Leitung einer solchen Natur nur hätten ersinnen können. Der ursprüngliche Zweck solcher und ähnlicher Anstalten ist unstreitig ein humaner. Doch an verkehrten Heilversuchen tief eingewurzelter Schäden unserer Gesellschaft ist keine Zeit so reich wie die unsere. Eine auf pietistisch aszetischer Weltanschauung ruhende Erziehung zeigte sich längst als schädlich. Die Kräfte der Menschenseele von vornherein als bös und sündlich zu verwerfen und zu unterdrücken, das Thema:

„Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar", ins Endlose variiren heißt nicht: Bilden und Erziehen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine sonderbare Bitte.) Zwei Irländer, die einen Gutsbesitzer ermordet hatten, waren von den Geschworenen in Dublin zum Tod durch den Strang verurtheilt. Auf die Frage des Präsidenten, ob sie auf das Verdikt der Geschworenen noch etwas hinzuzufügen hätten, erwiederte der eine der Verbrecher: „Ich habe 2 Anliegen." „Und welche?" „Lassen Sie meinen Kameraden vor mir hängen." „Und Eure zweite Bitte?" „Ich möchte gern von meiner Frau gehenkt werden; sie wird jedenfalls zärter als der Henker verfahren und außerdem setzt sie der hierdurch erwachsene Verdienst in Stand, ihre Schulden zu bezahlen."

(Sistirte Trauung.) Der durch seine ultramontanen Extravaganzen schon öfter genannte Pfarrer Hutter im Markte Griffen (Kärnthen) sollte unlängst in seiner Pfarrkirche eine Trauung vornehmen, verweigerte aber mitten in der kirchlichen Handlung den weitern Vollzug, weil die Braut lächelte, während er um die Hände der zu Trauenden die Stola legte. Der Pfarrer verließ ungestüm die Kirche und war durch nichts zur Vornahme des Trauungsakts zu bewegen. Erst als man ihm mit der Nothcivilehe drohte, kehrte er nach längerer Zeit zu der in der Kirche harrenden Menge zurück und nahm nun die Trauung vor.

(Ballscene.) Auf einem Balle zu Breslau war ein Vater mit seinen zwei herangewachsenen Töchtern erschienen; aber für keine wollte sich ein Tänzer finden. Da sieht der Vater einen feinge-

kleideten jungen Mann am Thürfenster lehnen; er tritt zu ihm und knüpft ein Gespräch mit ihm an. Endlich geht er direkt auf sein Ziel los und sagt: Aber warum tanzen Sie nicht, mein junger Herr? Ich bin hier bekannt und will Sie recht gern einer oder der andern jungen Dame vorstellen. Wehmüthig ablehnend aber schüttelt der junge Mann sein Haupt und flüstert: „Ich bin Kellner, mein Herr?"

(Vom nordamerikanischen Theater.) Zwei Schauspielerinnen in Chicago hatten wegen mißliebiger Kritik den Redakteur der „Chicago Times" öffentlich geprügelt. Das Polizeigericht verurtheilte sie dafür zu einer Geldbuße von 310 Dollars und ein Prozeß wegen Straßentumults bei dieser Affaire wird die kriegerischen Damen noch mit Weiterem andeuten, daß Kunst, Emanzipation und Anstand durchaus nicht von einander getrennt werden dürfen.

(Die Schwimm-Oper.) In Amerika hat eine Fräulein Olive Logan eine Oper komponirt, in der eine große Schwimmscene die Yankee's zum Enthusiasmus hinreißt. Die Handlung spielt in einem Seebade, die Scene des 2. Aktes ist das offene Meer, hier treffen sich die Badegäste im Schwimmkostüm, tauchen unter, machen Kopfsprünge, schwimmen auf dem Rücken u. s. w. Alles zwischen Arien, Rezitativen und Chören.

(Neue Reklame.) Ein Züricher Kaufmann veröffentlichte in einem dortigen Blatte folgende Annonce: „Da das Leben mir zur Last geworden ist und ich nächstens diese Welt zu verlassen gedenke, will ich vorher einen gänzlichen Ausverkauf veranstalten. Natürlich wird Alles zu wahren Spottpreisen fortgehen, da mir am Erwerb irdischer Güter nichts mehr liegen kann. Darum kommt und kauft."

(Ein gefangener Großsprecher.) Ein Reisender brüstete sich kürzlich mit seinen Kenntnissen der Welt und ein Spaßvogel, der neben ihm saß, fragte ihn, ob er je in Algebra gewesen sei. „O ja," antwortete er, „ich bin einst in einer Postkutsche durchgefahren."

* Lebensphilosophie.

* Das Träumen ist eine Motion im Schlafe, von der Natur veranstaltet, um das Getriebe der Organisation lebendig zu erhalten.
(Kant.)

* Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigert. (Göthe.)

* Sei Herr deiner selbst, und bleibe guten Muthes in gesunden wie in bösen Tagen.
(Mark Aurel.)

* Verdrießlichkeit ist die Prosa des Lebens.
(Feuchtersleben.)

* Akrostichon.

Lieben nennen wir das sehnend Fühlen unsrer Herzen;
Ja die Lieb; — doch wenn ich's Irrthum nennen will, vergib,
Es ist ja so göttlich, menschlich, irrend fortzuscherzen.
Bleibt im Unglück noch des sehnend Fühlen — nenn' es Lieb.

Räthsel.

Der mächtigste Despot bin ich auf Erden
Und unterthan ist mir die ganze Welt,
Vor Allem muß Tribut mir stets hier werden,
Was Fluß und Meer, was Wald und Flur enthält.
Man dienet freudig mir in allen Zonen,
Ob blutge Opfer heischt auch jeder Tag,
Obgleich, was Schweiß und Mühen an Millionen
Hervorbringt, gierig ich vernichten mag,
Ein Opferherd wird immer mir errichtet,
Die kleinste Hütte selbst hat für ihn Raum,
Man fühlt in Trauer, Freud' sich mir verpflichtet,
Vergißt durch mich gar oft der Liebe Traum;
Doch weh, wenn Muth und Grimm in mir erwachen,
Zu Kannibalen kann ich Menschen machen.

Auflösung des Räthsels in № 43:
Durst.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Donnerstag, 14. April 1870.

* Ein weiblicher Dämon der Gegenwart.

Charakterschilderung.

(Schluß.)

Die Früchte einer so unvernünftigen Leitung zeigten sich auch diesmal. Als vollendete Heuchlerin verließ das nun erwachsene Mädchen das Rettungshaus. Jedoch die Art und Weise ihres äußeren Benehmens war verändert, und sie erschien dem oberflächlichen Blick nun als brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Innerlich aber war nichts besser, ja vielleicht Alles noch schlimmer geworden. Sie war schlangenartig glatt, demuthvoll, scheinheilig, aber in ihrem Herzen gährten Wuth, Haß und Rache, pochten früh erwachte Leidenschaft und Genußsucht. Letztere steigerten sich zum Fieber. Ihre wilde Natur war mit Gewalt gebändigt worden und befreite sich mit Gewalt. Nur daß natürliche Befriedigung berechtigter Wünsche für diese, durch schreckliche Jugendeindrücke erhitzte und überreizte Natur nicht mehr genügend war. Sie brauchte, als Ersatzmittel für das Gefühl der Ehre und Liebe, Befriedigung der Eitelkeit und den flüchtigen Rausch der Lust. Sie wollte keinen Geliebten, sie bedurfte eines Sklaven, an dem sie alle Willkür und Gewalt, die man an ihr geübt, rächend auslassen konnte. Achtzehn Jahre alt, war sie nach zweimal bestandener, leichterer Gefängnißstrafe ins elterliche Haus zurückgekehrt. Geschickt und anstellig, ging ihr alle Arbeit wie im Fluge von der Hand; doch sie wollte anfangs nur selten, zuletzt gar nicht mehr arbeiten. Die selbst verleugnende Kraft, wie sie fast instinktmäßig die arme Arbeiterin, mit täglich neu beginnendem Märtyrthum, auszuüben hat, war ihr zu wenig lohnend, ein so bescheidener Heroismus zu wenig glänzend. Sie wollte sich dem ewigen Einerlei, ohne genügende Entschädigung, nicht unterziehen. Auch verlangte sie beständige Aufregung in sich und um sich. Ihr Hauptbedürfniß war, sich zum Mittelpunkt des kleinen Kreises zu machen, worin sie lebte. Dies gelang ihr! Ihre Lebensweise, die jeder Sitte Hohn sprach, bildete das Tagesgespräch ihrer Umgebung.

Daß zur rechten Zeit niedergeschlagene Augen und scheinbare Demuth selbst die offenbare Lasterhaftigkeit eine Zeit lang verschleiern können, wußte dies Mädchen.

Schwindelei für allmächtig haltend, glaubte sie durch Heuchelei und Keckheit Alles im Leben durchsetzen zu können, und da ihr ja schon so Manches gelungen, wurde sie frech zu Allem. Sie war noch nicht lange im elterlichen Hause, als man einen jungen Mann in ihrer Gesellschaft bemerkte, den sie öffentlich als Liebhaber, fast als Bräutigam ihrer Familie und ihrer Umgebung aufzuzwingen wußte.

Friedrich, dies war sein Name, schien das Mädchen sehr zu lieben. Sie beherrschte ihn vollständig und man dachte ihn jeden Augenblick bereit, seiner Seele Seligkeit für sie hinzugeben. So war das Verhältniß nur allzu zärtlich, ja es schien Manchen sogar sündlich vertraut.

Der junge Bursche war zwar nichts weniger als eine männlich schöne oder anziehende Erscheinung. Sein langes blondes Haar, sein halboffener sinnlicher Mund, seine wasserblauen verhimmelten Augen machten dem Geschmack seiner Geliebten wenig Ehre.

Dies charakterlose, verschwommene Aeußere war der treue Spiegel seines Gemüthes und zeigte deutlich, was er war: ein sinnlicher Schwärmer.

Das Mädchen, welches sich wenig mit Sentimentalität abgab, sondern mit List oder Gewalt gradaus zum vorgesetzten Ziele schritt, schien zur

Beherrscherin eines so gearteten Mannes wie geschaffen. Er war ihr Sklave. Dies die wahrscheinliche Erklärung, warum gerade Er der Erwählte geworden, dem es bestimmt war, das flüchtige, wechselvolle Temperament einer solchen Unbezähmbaren in dauernde Bande zu schlagen.

Der Vater drang in den jungen Burschen und bestand auf einer Heirath; denn die Eltern als ehrbare Leute konnten und mochten den Uebergriffen, welche sich die beiden Liebenden in ihrer Zärtlichkeit erlaubten, nicht länger geduldig und müßig zusehen. Auch hatte man Grund zu vermuthen, daß der junge Mann nicht ohne Mittel sei. Täglich überhäufte er seine Geliebte mit Geschenken, die doch die Vermögensverhältnisse eines Mannes in seiner bescheidenen Lebensstellung übersteigen mußten. Man schloß auf ein kleines Vermögen, das er besitze, und wirklich erschien die Summe, über welche er seiner Angabe nach zu verfügen hatte, genügend, den bescheidenen Hausstand zu gründen.

So wurde denn Anstalt für die bevorstehende Hochzeit getroffen und selbst der Tag der Trauung festgesetzt. Wenige Tage, ehe die Tochter aus dem elterlichen Hause scheiden sollte, erschien der Bräutigam bei der Braut, bleich und verstörten Angesichts.

Eine geheime Unterredung, um welche der junge Mann bat, konnte nun laut und ohne Rückhalt geführt werden. Friedrich warf sich seiner Gellebten mit einer Jammermiene zu Füßen, erklärend, daß aus der beschlossenen Heirath nichts werden könne. Dieser Blitzschlag aus heiterem Himmel raubte der Betroffenen anfangs Besinnung und Sprache.

Ihr Zorn, der sich alsbald in wilden Flüchen über des Wortbrüchigen Haupt entlud, änderte jedoch nichts an der für unsere Heldin fürchterlichen Thatsache. Trotz der heißesten Liebesversicherungen erklärte der junge Bursche, indem er den Versuch machte, das schöne Mädchen an sich zu ziehen, er könne, würde und möge sie nicht heirathen.

„Schändlicher Bösewicht! Räuber meiner Ehre! Gründe, Gründe für das Gaukelspiel, das Du mit mir getrieben hast!" schrie das Weib.

Sie war ganz außer sich selbst gerathen. Ein mühevolles Spiel der Heuchelei und Berechnung war verloren. Die Hoffnung, die sie gehegt hatte, aus den alten, ihr so widerwärtigen Verhältnissen befreit zu werden, war vereitelt. Entsetzliche Aussicht für die eitle, prahlsüchtige Natur, sich das Mitleid ihrer Nachbarn gefallen lassen, wohl gar deren Gespott ertragen zu sollen. Es kam ihr nun so unmöglich vor, im elterlichen Hause ferner zu verweilen, daß sie der Verzweiflung nahe war. Als könne der Reiz ihrer Zärtlichkeit den Entschluß des früher umstrickten Mannes ändern, schlang sie wie im Wahnsinn ihre Arme um seinen Nacken. Der schwache Friedrich, von ihrer Berührung entzückt, schien in heißen Küssen an ihrem Halse vergehen zu wollen. Unter Thränen bekannte er ihr, wie er, durch ihr verführerisch entgegenkommendes Wesen berauscht, seiner Sinne nicht mächtig geblieben sei, wie er um ihren Besitz bereit sei, zur Hölle zu fahren, wie er aber trotzdem jetzt nicht im Stande sei, sein gegebenes Wort zu halten.

„Laß uns warten, Geliebte, laß uns arbeiten, sparen wie Andere in unserer Lebensstellung, dann kann in wenig Jahren vielleicht unser liebster Herzenswunsch in Erfüllung gehen."

So redete er ihr tröstend und beruhigend zu. Doch das Mädchen wurde durch solchen Trost nur mehr und mehr erbittert.

„So war also Alles nur Spiegelfechterei und Lüge, eitel Täuschung!" brach sie von Neuem aus und wand sich in Wuth und Thränen, als könne sie den Betrug ihres Geliebten nicht vergessen und die Verzögerung ihrer Wünsche um keinen Preis ertragen.

„Wurm, verächtlicher Wurm!" schrie sie im höchsten Affekt, „alberne Puppe, wie Du mich anstierst mit Deinen dummen Augen! Weißt Du nicht, daß Du in meinen Händen ein willenloses Werkzeug, ein zerbrechliches Spielzeug bist!"

Auf dem Gipfel der Wuth, deren eine Menschenseele fähig ist, angelangt, suchte sie den flehend vor ihr Niedergesunkenen mit eigenen Händen zu erdrosseln.

Rache, Rache! schrie es in ihrer Brust. Sie hätte sich ins Meer stürzen mögen, „wo es am tiefsten ist," so raste die Leidenschaft wie ein Sturm in ihrer Seele.

„Hundert Liebhaber hätt' ich haben können, besser wie Du bist! O ich Närrin, die ich Alles verloren, Alles auf's Spiel gesetzt habe!"

Und sie warf sich weinend mit dem Gesicht zur Erde. Der junge Mann suchte sie zärtlich zu trösten. Als er aber den Arm um ihren Leib schlingen wollte, sprang sie empor.

„Laß mich frei," rief sie mit plötzlicher Ruhe. „Geh', komm' mir nie wieder vor Augen! Dann will ich zu vergessen suchen, vielleicht verzeihen."

Statt dieser schnöden Abweisung Folge zu leisten, schritt Friedrich mit funkelnden Augen und

ausgebreiteten Armen auf die Geliebte zu, als wolle er sie fest und unauflöslich umschlingen.

„Nie, nie werd' ich Dich verlassen, ich werde Dir treu sein, treu wie 's Gewissen!"

Und er flüsterte dem erbleichenden Mädchen einige Worte ins Ohr, die dieser glühend in die Seele fielen.

Der Sklave war zum Gebieter geworden.

Die Unglückliche, die stets nach Befreiung aus jeder Bedrängniß, selbst auf Kosten ihres Gewissens gestrebt hatte, sah sich schlimmer als je gefangen.

Erschrocken und trostlos warf sie sich vor dem jungen Manne nieder. Aber Bitten und Schmeicheln blieben fruchtlos wie die vorige Drohung.

Friedrich wollte sie nicht verlieren. Er besaß die stärkste Fessel, mit welcher ein Mensch den andern seinem Willen unterwerfen kann.

In diesem Augenblick verkündete ein Geräusch in der Hausflur die Rückkunft der Familie.

Es war dem Mädchen streng untersagt worden, ihren Geliebten ferner bei sich zu empfangen.

Der Tumult ihrer Gefühle war so groß, ihre Seele so auf's Aeußerste gebracht, daß ihr die drohende Strafe als überwältigendes Schreckniß erschien: „Laß uns fliehen!"

Mit diesen Worten zog sie den nun wieder blind Gehorchenden mit sich fort. —

Unbemerkt entkamen sie durch den Garten und befanden sich auf freiem Feld in stockfinsterer Nacht, ohne sich ihrer Lage klar bewußt zu sein. Das Räthsel des Menschendaseins drang auf sie ein wie ein gespenstiger Popanz, der verirrte Kinder schreckt.

Auf ihren Seelen lagerte ein tiefer, trostloser Schmerz. In ihrer Verlassenheit, Rath- und Hilflosigkeit schmiegten sie sich fester aneinander.

„Laß uns sterben," flüsterte das Mädchen, „komm' zum Teich, komm', dort liegt er, dort in der Nähe," rief sie leidenschaftlich. Und sie eilten hastig vorwärts.

Das Leben erschien ihr in diesem Augenblick ein chaotisches Gewirr von Gewalt und Schuld, eisernem Verhängniß und blindem Zufall, die Freiheit der Selbstvernichtung als einzige Rettung aus unauflösbaren Banden, worin sie sich verstrickt sah.

„Laß uns sterben," wiederholte sie, dämonisch flüsternd wie die Nixe, die Alles in ihr Bereich ziehen, Alles dem Untergang weihen möchte.

Von Gram und Gewalt ihrer tobenden Leidenschaft erschöpft, sanken sie auf die kleine Ruhebank am Weiher; denn die Beiden waren, auf einem Feldweg irrend, zum Garten gekommen, der im Anfang unserer Erzählung der Schauplatz der nun bald darauf erfolgenden Katastrophe war.

Als hätte sie ein verhängnißvoller Zug hierhergeführt, befanden sie sich an der Stätte, die ihnen oft ein willkommener Zufluchtsort geheimer Zusammenkünfte war.

Der Wunsch, aus ihrer entsetzlichen Lage herauszukommen, hatte sich in dem Mädchen zum Fanatismus gesteigert. Selbst die Leidenschaft, die sie in dem Herzen des Mannes an ihrer Seite entzündet hatte, peinigte sie bis zum Unerträglichen. Sie war stolz gewesen auf seine Liebe, stolz und glücklich; seine Neigung sollte mithelfen, ihre Wünsche zu befriedigen.

In schaudererregender Schärfe traten nun die Fehler des Armen und Mittellosen, der nicht im Stande war, ihr das erwartete Loos zu bieten, vor ihr inneres Auge.

Durch Mitwissenschaft eines Geheimnisses aus ihrem früheren Leben war er mächtig geworden und er versprach, sich ihr an die Ferse zu hängen, sie nie zu verlassen.

Das bleiche Licht des abnehmenden Mondes spiegelte sich, durch das schattige Gezweig der tief in die Fluthen niederhängenden Trauerweiden gebrochen, in dem ruhigen Wasser.

„Auf, Friedrich!" rief das Mädchen, „dort unten ist Freiheit, hier oben nur Gewalt und Sünde! Komm', komm'," lockte sie immer verführerischer und dringender, „komm', die Engel begrüßen uns, Gott selbst ruft uns. Wirst Du nicht sterben wollen, wenn ich mit Dir sterbe? Ist der Tod in meinen Armen nicht süß?"

Sie umschloß ihn fest und fester. Sie zog ihn mit hinab, den Widerstandslosen.

Stille ringsum. Aber jetzt erhob sich ein Lufthauch. Die Wipfel der Bäume, die Halme auf der Wiese neigten sich flüsternd gegeneinander. Das Rohr seufzte im Winde.

Der Tag dämmerte röthlich im Osten. Friedrich war todt. Das Weib wurde dem Leben, der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben. Wo ist die Rettung für ihre verlorene Seele!? Dies ist eine der brennenden Fragen der Gegenwart. Und unsere Rettungs- und Strafanstalten bleiben uns die befriedigende Lösung schuldig.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

* (Ein Diebsmahl.) Im Bezirke von Lambeth (England) hatte neulich eine eigenthümliche Versammlung sich zu einem Souper zusammengefunden. Es war eine Gesellschaft bestrafter Diebe, ungefähr 200 an der Zahl, die von Rod Wright, einem ehemaligen, jetzt bekehrten Spießgesellen eingeladen worden waren. 193 der Gäste hatten zusammen 210 Jahre hinter Schloß und Riegel gesessen. Einer von ihnen war 16mal, ein anderer 13mal bestraft worden, und so ging die Reihe abwärts bis zu einem jungen Burschen, der 14 Tage Gefängniß bekommen, weil er vier Rüben gestohlen hatte, um seinen Hunger zu stillen. Nach Tische wurden geistliche Hymnen gesungen.

In Frankreich kommt auf je 22,000 Einwohner eine Zeitung, in England auf 16,500, in Preußen auf 25,700, in Oesterreich auf 104,000, in den Vereinigten Staaten auf kaum 7000 Einwohner eine.

Technisches.

* (Neue Beleuchtung.) Das Verfahren von Dr. Philipps, Naphtalin im Gemisch mit Petroleum unter Zutritt von Sauerstoff zu verbrennen, wurde dieser Tage in Köln probirt. Nach der „K. Ztg." sind die Versuche sehr günstig ausgefallen. Dieselben wurden mit einer besonders dazu konstruirten Lampe ausgeführt. Eine Flamme von der Größe eines Zehngroschenstückes gibt eine Lichtstärke von 90 bis 100 Kerzen. Der Sauerstoff wird nach einem Verfahren, ähnlich dem Mallet'schen, gewonnen. Diese Erfindung, welche bald praktischen Erfolg haben dürfte, wurde von der Patent Agentur Wirth & Co. in allen Industrieländern patentirt.

(Frankfurter Arbeitgeber.)

* Kaleidolith ist der Name einer künstlichen Marmormasse, erfunden von Professor Dr. Artus. Dieselbe zeigt einen schönen Glasglanz und eignet sich zu Tischplatten, Bauornamenten, Monumenten ꝛc. Die Masse soll den Einflüssen der Atmosphäre sehr wiederstehen.

(Frankfurter Arbeitgeber.)

* Lebensphilosophie.

Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt scheuten, allein der Poesie brauchten sie sich nicht anzunehmen, denn sie scheut das Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der Frische und Blüthe des Lebens. Gervinus.

Alles, was nicht auf die Seele wirkt, ist nicht werth, sie zu beschäftigen. Rousseau.

Je mehr Gesetze, desto weniger Gerechtigkeit, je mehr Theologie, desto weniger Religion; je längere Predigten, desto weniger vernünftige Moral. Seume.

Die Achtung meiner selbst, die einzige Entschädigung meiner Leiden, ist das Panier einer schuldlosen Seele. d'Arnauld.

Räthsel.

Ein Vogel ists, der auf des Baumes Zweigen
Melodisch bricht der Fluren Schweigen.
Im Walde sind's des Wildes frohe Schaaren,
Die nie dem Jäger Beute waren,
Verbrecher sind es, die der Gnade Wort
Erlöste von der Strafe Ort.

Den Grundstein legen sie zu manchem Werke,
Sie schufen mancher Festung Stärke,
Und rastlos schafften sie an Kirchen, Häusern, Brücken,
Zu füll'n mit fleißiger Hand die Lücken.
Und frieren wir in kalten Winterszeiten,
Sie können Wärmemittel uns bereiten.

Vor grauen Zeiten schon gegründet,
Vereint wen es in allen Ländern findet;
Sind's Männer, die in tugendhaftem Streben
Sich über An'dre hoch erheben,
Und die, gehüllt in ein verborg'nes Walten,
Des Wohlthuns Thätigkeit entfalten.

Auflösung des Räthsels in № 44:

Magen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Donnerstag, 21. April **1870.**

* Todtenschau.

Von Konrad Diependrock.

Jüngst irrte ich an meinem Stabe
Durch eines Friedhofs stillen Hain.
Ermüdet schlief ich auf dem Grabe
Von einem großen Dichter ein.

Mein Geist entfloh den Erdenräumen
Und schwang sich ins Elysium,
Wo die verklärten Sänger träumen
Von ihrem hohen Dichterruhm.

Ich sehnte mich in die Gefilde,
Wo unsre edlen Geister sich
Vor einem gold'nen Strahlenbilde
Begrüßen frei und brüderlich.

Da trat der Tod mit seiner Sense,
Der Retter aus der Erdennacht,
Zu mir und sprach: An dieser Grenze
Halt' ich der Geister Ehrenwacht.

Nach einem Traum von hundert Jahren
Sollst, aus dem Staube du befreit,
Von mir die Wahrheit hier erfahren
Aus jener längst entschwund'nen Zeit.

Als Führer will ich dich geleiten
Ins stille, dunkle Todtenthal,
Wo edle Leiber in geweihten
Grabstätten ruh'n von ihrer Qual.

Die aus dem Staub erlösten Geister
Umschweben Gottes hehren Thron,
Wo sie, der Dichtkunst edle Meister,
Empfingen ihren ew'gen Lohn.

Du kennst sie alle, die Verklärten
Der hohen, deutschen Poesie,
Im Strahlenglanz, den sie gewährten
Der Sprache und der Melodie.

Dort unten weit, am dunklen Strande
Des Lethe schmachtet die Legion
Der Dichterlinge, jene Bande,
Verstoßen längst vom Helikon;

Die Prosaschmierer, das Gelichter
Für jeden „illustrirten" Schund,
Die nichts bedeutenden Gesichter
Mit kleinem Hirn und großem Mund.

Wie Macbeths Hexen tanzen alle
Um einen Kessel ihren Reih'n
Zum Pauken- und Trompetenschalle
Und rühren ihren Mischmasch ein.

Viel eitle „Größen" könnt' ich nennen,
Die einst, zur Schmach der Poesie,
Sich „Dichter" nannten. Alle brennen
Im Höllenpfuhl der Poesie,

Die Versedrechsler jener Tage,
Von denen heute Niemand spricht,
Apollo's Marter, stete Plage,
Verworfen einst beim Weltgericht.

Speier, im April 1870.

---

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Latterie.

Von Karl Ruppert.

Gros-Cartouche.

Es war in den heißen Julitagen, wo die Sonne den Weizenfeldern ihren letzten goldenen Ton aufdrückt. Ein schwüler Nachmittag.

Im Schatten eines jener berußten Häuser der Stadt Mutzig, die in ziemlich zahlreicher Menge, Jahr aus Jahr ein, im Privatunternehmen, Schießwaffen für die französische Regierung verfertigt, stand angelehnt, gähnend, müßig ein

junger kräftiger Zögling Vulkans, ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt.

Das struppige Haar war über die Stirne geschlagen, daß man kaum die kleinen funkelnden Augen wie unter dem herabhängenden Strohdach einer Köhlerhütte hervorblitzen sah; der breite, schwulstige Mund halbgeöffnet wie zum schmerzlichen Schrei; die Arme straff an die Lenden gepreßt und das linke Bein auswärts gegen das rechte angestemmt, das sich gegen die Mauer drückte, gleich einem gestützten Pfahl, der da mit dem übrigen Körper in Dreiviertelspositur hier angestellt zu sein schien, um das zweistöckige Haus vor Einsturz zu bewahren.

Gleichwohl rührte diese plastische Stellung nicht von einem solchen Posten her, denn das Haus, obwohl eine Waffenschmiede, die immer ihrer zehn bis zwölf Arbeiter beschäftigte, trug nicht die geringste Spur von Baufälligkeit an sich. Vielmehr war es das außerordentliche Phlegma des Subjekts, ein Phlegma, das den Inhaber in der Geschichte der öffentlichen Zwangsbildung für rohe und dem Fortschritt der Zeit widerstrebende Naturmenschen im höchsten Grade berühmt gemacht hat.

Es war dies ein arbeitscheuer, ausschweifender Bursche, der die Freiheit in einem Maße liebte, wie ungefähr Pferde oder sonstige Hausthiere. Von Natur so häßlich und ungestaltet, daß alle seine körperlichen Kräfte, die bei edelartigen Menschen fortwährend anstreben, das Gleichgewicht mit den geistigen Anlagen zu halten und sich mit ihnen zu verschmelzen, bei ihm beinahe vollständig ins Thier umschlugen und man sagen konnte, er besitze „Hörner und Hufe", um die außerordentliche, an's Thierreich grenzende Körperkraft zu bezeichnen, deren er sich denn auch auf entsprechende Weise bediente.

So war die äußere Beschaffenheit des Individuums und demzufolge seine innere im umgekehrten Verhältniß zu seinem Thier und zur allgemeinen Bildungsstufe.

Wo Verstand, Gefühl, Phantasie und gefälliger Witz sich im Allgemeinen hervorthun und in einem Wort die Zierde des Herzens und Geistes bedingen, da war es bei ihm boshafte Tücke, Verschlagenheit, Rohheit und Aberwitz, und er wußte diese negativen Eigenschaften bei Gelegenheit ebenso gut anzuwenden, als der Gebildete die seinigen für's Schöne und Wahre.

Aber jedesmal, wenn, in solche apathische Stellung versunken, er unbeweglich an ein Haus lehnte, ging Etwas in seinem Innern vor, dessen er sich selbst nie klar bewußt war. Das Schicksal, Alles was es über ihn verhängen wollte, schien sich ihm auf solche Weise zu offenbaren und gleichsam mit Gewalt einzuprägen. Sei nun Liebe oder Haß, Begierde oder Zufriedenheit, Mißtrauen oder Sympathie, in einem Wort, alle seine Leidenschaften, ja selbst das Mitleid, der einzigen Tugend, deren er fähig war, entstiegen auf eine so geheimnißvolle Weise dem dunklen Innern, dem schwarzen Behältniß, ungefähr wie die Weisheit der delphischen Pythia unterhalb des Dreifußes ihr mag entstiegen sein.

Dieser Phlegmatikus von so seltener Art hieß Gros-Cartouche.

* * *

Wohl eine halbe Stunde mochte er so an der Mauer gestanden sein und seine menschlichen Fähigkeiten umsonst angestrengt haben, zu einem festen Entschlusse zu gelangen, ob er heute Nachmittag arbeiten oder sich durch Bummeln die Zeit vertreiben sollte. Die Stunde der Arbeit schlug und seine Nebengesellen begaben sich einer nach dem andern in die Werkstatt, ohne sich sonderlich um den solitären Naturmenschen zu bekümmern. Das taktmäßige und wuchtige Hämmern auf den kolossalen Ambossen hatte bereits angefangen, und dazwischen kreischten, verletzend für das Ohr, die großen Steine der Waffenschleifer. Da schlich sich ein kleines zusammengeschrumpftes Männlein die Straße daher. Gros-Cartouche bemerkte es nicht. Schwankend auf seinen dürren Beinen stahl es sich mit flüchtig höhnischem Blick an dem Mauersteher vorüber, der sich durch nichts in seiner athletischen Stellung gestört fühlte.

„Allen Respekt vor der großen, rothen Nase!" höhnte er dem Männlein nach, das in die Werkstatt huschte.

Indeß vergingen einige Minuten. Gros-Cartouche dachte: „Zum Henker, wo bleibt denn heute mein lieber Meister, der hinkende Eisenfresser Franziskus Bernard? Er hat doch sonst die löbliche Gewohnheit, nicht der Letzte bei der Arbeit zu sein!"

In diesen Gedanken überraschte ihn ein verspäteter Waffenschmiedgeselle, der sich eben mit großen Schritten um die Gassenecke schob.

André war von großer Statur, mit recht stupidem Aussehen. Da er an Gros-Cartouche vorüberkam, wollte er ebenfalls sich schnell in die Werkstatt begeben, ohne erst mit dem Faullenzer anzubinden. Doch Gros-Cartouche kam ihm zuvor. Mit rauher Stimme fuhr er den Vorübereilenden an.

„Hast Du's so eilig, André! Du brauchst nicht zu fürchten, daß man Dir einen halben Tag ausstreiche, wie mir der Hinkende diesen Morgen gethan hat!"

Der Angeredete, unfreiwillig in seinem Lauf angehalten, blieb maschinenmäßig stehen, den nichtssagenden Blick auf Gros-Cartouche gerichtet. Er spitzte mit großer Aufmerksamkeit die Ohren auf den Takt der Hämmer.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Rheinpfalz" entnehmen wir zwei lustige Geschichtchen im Auszug aus dem „Land. Anz.": „Bisher wußte Niemand, wo die Hölle sich befindet. Ein katholischer Pfarrer in Steiermark erklärte nun jüngst in einer seiner Predigten, daß die Hölle in der Mitte der Erdkugel liegt; je tiefer man grabe, desto wärmer sei es. Das Höllenfeuer, meinte der Prediger, besteht aus brennendem Schwefel." „In einer kleinen Stadt der Auvergne lebt ein alter Pfarrer, welcher wegen seines schlechten Gedächtnisses die Gewohnheit hat, die Beichtbekenntnisse seiner Beichtkinder nebst Namen und Alter der Letzteren, sowie der ihnen jeweilig auferlegten Buße auf kleinen Zetteln aufzuzeichnen. Nun geschah es, daß der Herr Pfarrer unlängst auf kurze Zeit verreisen mußte. Seine Abwesenheit benützte seine Haushälterin, eine jedenfalls mehr sparsame als im Lesen bewanderte Frau, dazu, um in seiner Kanzlei Ordnung zu machen und bei diesem Geschäft fiel ihr eine Unmasse von bekritzelten Zetteln in's Auge, die eben jene Beichtbekenntnisse enthielten. Wie es scheint, wird in jenem Städtchen fleißig in den Beichtstuhl gegangen. Die Haushälterin dachte, das Papier sei fest und rein, sie könne es beim Tabakkrämer verkaufen und sechs Franks daraus lösen. Gesagt, gethan. In den folgenden Tagen erhielten die Gatten und Väter ihren Schnupf- und Rauchtabak in die Sündenverzeichnisse ihrer Frauen und Töchter, ja ihrer Nachbarinnen eingewickelt."

Der verhaftete Kassier bei Rothschild, Tassins, muß ein sehr pünktlicher Geschäftsmann gewesen sein, denn auf die Frage, wie hoch sich seine Veruntreuungen belaufen, antwortete er: 2,526,738 Fr. 85 Cent. und in der That, die Summe war dieselbe, welche sich bei der Revision der Bücher ergeben hatte. Die Entwendungen datiren seit einer Reihe von Jahren und waren so geschickt verheimlicht worden, daß Niemand eine Ahnung davon hatte. Tassins hatte den Ankauf und die Plarirung der geprägten Stücke zu besorgen. In der letzten Woche hatte er es übernommen, für einen russischen Kunden 1000 Imperiales zu kaufen, hatte die dazu erforderlichen 25,000 Fr. an der Kasse erhoben, lieferte aber die Imperiales nicht und blieb am Freitag gänzlich aus. Man faßte Verdacht, als man fand, daß jene 25,000 Fr. und die Imperiales zugleich in seiner Kasse fehlten. Das Haus Rothschild hat Anfangs die Angelegenheit nicht vor die Gerichte bringen wollen; die Klage wurde erst eingereicht, als man Tassins zwei Tage lang vergebens gesucht hatte.

(Aus der spanischen Familie.) Die Vermögens-Auseinandersetzung zwischen der Königin Isabella und ihrem Gemahl ist, wie der Gaulois hört, durch schiedsrichterliches Urtheil nunmehr erfolgt. Das Verlangen des Don Franz, daß das Vermögen getheilt werde, drang bei dem Schiedsgericht nicht durch; es ist ihm nur eine Pension von 200,000 Franks jährlich bewilligt, etwa dieselbe Apanage, welche in dem Heirathskontrakt verabredet worden war. Das Erbtheil der Kinder ist sichergestellt worden; dasjenige des Prinzen von Asturien beläuft sich auf vier Millionen; man weiß noch nicht, ob bis zu seiner Großjährigkeit beide Eltern, oder die Exkönigin allein die Rente beziehen werden. Don Franz von Assisi hat eine simple Parterrewohnung in der Rue des Genries d'Artois Nr. 23 gemiethet.

(Eine Wittwen-Verbrennung) hat wieder in dem Dorfe Jounpore in Indien stattgefunden. Die englischen Behörden erhielten zu spät Nachricht, um den Vorgang verhindern zu können. Die Verwandten der Selbstmörderin sind zu sieben Jahren Einsperrung verurtheilt, weil sie dieselbe zur That überredet hatten, und jeder Bewohner des Dorfes, welcher dem entsetzlichen Schauspiele zugesehen, hat eine dreijährige Gefängnißhaft zu verbüßen.

(Eduard v. Hartmann,) der durch seine „Philosophie des Unbewußten" rc sch berühmt gewordene originelle Denker, hat in diesen Tagen einen Ruf an die Leipziger Universität erhalten, denselben jedoch aus persönlichen Gründen abgelehnt. In der Geschichte der Berufungen steht Hartmann's

Berufung merkwürdig da, weil dieser Philosoph aus keiner offiziellen Schule hervorgegangen, sondern auf eigene Faust gewachsen ist.

(Ein verstockter Selbstmörder.) Der Kekskemeter Einwohner Lad. Marton, ein Mann von achtundzwanzig Jahren, beschloß, aus Verzweiflung darüber, daß sein Weib ihm untreu geworden, sich das Leben zu nehmen. Als er jedoch vor einigen Tagen in den Brunnen springen wollte, wurde er von Leuten, die hinzukamen, zurückgehalten. Tags darauf erhenkte er sich, doch seine Mutter schnitt noch rechtzeitig den Strick ab. Am hierauf folgenden Tage löste er die Phosphorköpfchen von Zündhölzchen in Wasser auf und trank die Lösung aus. Die Hilfe, die ihn auch jetzt noch verfolgte, konnte ihn nur drei Tage lang am Leben erhalten. Hierauf hatte der Unglückliche ausgelitten, der einen dreifachen Tod gesucht für ein treuloses Weib.

(Komische Anzeigen.) Der Kaufmann N. N., in Berlin am Schöneberger Ufer wohnhaft, erhielt folgendes Gesuch um die Portierstelle in seinem Hause: „Gesuch Um die Bortgestelle ich bin noch nicht Bortge gewesen aber glaube das Bach vor zustellen ich bin ein Schuhmacher Meistr. daß muß sich erst ausweisen, ob ich mein Geschäft Bort vieren kann Ich habe aber zwei Döchder eine von 19 und eine von 14 Jaren sie sein aber den Tagüber wech. Die Moralische Vierung ist wie Sie gewinscht wert mit Hochachtunk .... N. N. ..... Straße 4. 3 Treben hoch." — Amtliche Kundmachung in Siers, Tirol. Wer die, die Gemeindewiese ohne Erlaubniß benutzen, beim Bürgermeisteramte anzeigt und die neue Baumpflanzung beschädigt, bekommt eine angemessene Belohnung und wird Jedermann gewarnt, dies zu thun mit scharfer Geld- oder Gefängnißstraffe.

* (Zeichen der Zeit.) Wenn die Commis reiten und fahren, so ist dies ein Zeichen, daß der Prinzipal nächstens zu Fuß gehen wird. Wenn ein großer Geist Hungers stirbt, so ist es ein Zeichen, daß ihm zu liebe nächstens ein Festessen veranstaltet wird. Wenn ein junger Mann einer Matrone schmeichelt, so ist es ein Zeichen, daß er die Tochter heirathen will. Wenn ein Mädchen sehr viele Liebhaber hat, so ist es ein Zeichen, daß es keinen Mann bekommen wird. Wenn gewisse Leute über den Zeitgeist klagen, so ist es ein Zeichen, daß sie viel Zeit und wenig Geist haben.

* Lebensphilosophie.

Die Gesetze von Sparta untersagen den Gebrauch des Geldes; die Prälaten machen es ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß sie dasselbe für sich behalten, nachdem sie es dem Volke genommen. Selig, rufen sie aus, sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihnen! und da sie wünschen, daß alle Welt selig werde, so sorgen sie zunächst dafür, daß alle Welt arm wird.

Friedrich der Große.

Die Tage des Lebens sie vergehen, ob wir sie einsam mit den Zugehörigen, ob wir sie in Trauer oder Lust verleben; sie ziehen dahin wie flüchtige Schatten, kehren nimmer wieder.

B. Auerbach.

Der Poeten Grillen
Seynd gar oft unsre Brillen.

Abraham a Sankta Clara.

Räthsel.

Wenn des Lenzes Liebesfülle
Ueber Feld und Flure sinkt,
Und nach winterlicher Stille
Rings die Luft von Liedern klingt,
Dann erscheint ein seltsam Wesen,
Ein Prophet im grauen Kleid,
In den Sternen kann er lesen,
Frag' ihn! — Antwort ist bereit.

Doch wie häufig bei Propheten,
Ist sein Wissen Lug und Schein;
Wenn du Wahrheit dir erbeten,
Spricht er nur von sich allein.
Bist du aber tief in Nöthen
Und der Feind bedrängt dich kühn,
Dann gedenkst du des Propheten
Und du wünsch'st: er hole ihn!

Auflösung des Räthsels in № 45:

Freimaurer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Samstag, 23. April 1870.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Naturmensch lachte laut auf. Dann sagte er: „André, was spitzest Du so die Ohren wie ein betrunkener Nachtwächter. Das spür' ich am Zittern der Mauer, daß Meister Bernard nicht beim Hammer ist."

„Wahr," antwortete André — „ich höre seinen Hammer nicht."

Ein triumphirendes Lächeln spielte um den Mund des Mauerstehers.

„Nun!"

André mit verlegener Miene: „Nun, Gros, Du hast wahr gesprochen. Die Leute behaupten, daß Meister Franziskus Bernard —"

„Mein früherer Pflegevater, so wahr ich ein Soldatenkind bin! Nun, André, herzhaft heraus!"

André stammelte: „Er kommt diesen Nachmittag nicht zur Arbeit."

„Nicht zur Arbeit! Da muß, beim Henker, etwas Außerordentliches dahinterstecken!"

Der Mauersteher verrückte seine Stellung, indem er diese Worte ausrief.

Da André ihn erstaunt und fragend anglotzte, fuhr er behend fort: „Der Kukuck! Ein Meerwunder, lieber André. Erinnerst Du Dich, daß der Meister je abwesend gewesen wäre?"

Verneinend schüttelte der Gefragte den Kopf, und an der ruhenden Positur, die er annahm, merkte man, daß er nun nicht mehr so große Eile hatte.

„Entweder hat er das große Loos in der Lotterie gewonnen," fuhr der Gros fort, „oder sein August ist aus Afrika zurückgekehrt."

Hier wandte sich André's Aufmerksamkeit wieder auf die Werkstatt. Momentan hatte das laute Gehämmer drinnen aufgehört, und man vernahm deutlich, wie über die außenstehenden Faullenzer geflucht wurde. Gros-Cartouchen störte das Gebrüll um keinen Fingersbreit in seiner heroisch-kontemplativen Stellung.

André dagegen stutzte, und indem er mit der gewichtigen Hand durch das verwirrte Haar fuhr, gab er seinem Nebengesellen zu verstehen, daß Meister Bernards Frau erkrankt sei und daß er deßhalb nicht zur Arbeit komme.

„Dann ist es auch eine Schande für uns zu arbeiten, wenn er nicht dabei ist!" rief Gros-Cartouche dem in die Werkstatt trabenden Nebengesellen nach, indem er von der Mauer wegsprang. In demselben Augenblick trippelte auch das dürre Männlein wieder aus der Werkstatt zurück. Gros-Cartouche verfolgte es mit gellendem Pfeifen, Lachen und Spotten bis um die Straßenecke, wo es in einem Wirthshaus verschwand.

„Aha, der Waffenschleifer Martin Links feiert," dachte Gros-Cartouche — „da muß wieder Etwas vorgefallen sein."

* * *

In seiner Zerstreuung durchschlenderte der unthätige Vulkan die Straßen und geheimsten Schlupfwinkel der Stadt.

„Wenn mir der Meister Links sein Bärbel nicht freiwillig geben will," dachte der Naturmensch — „so entreiße ich sie mit Gewalt und schwöre, daß sie der Bernards August nie haben soll."

Bei diesem und ähnlichem verworrenen Selbstgespräche war der junge Mann, ohne es zu wollen, in ein enges, schmutziges Gäßchen gerathen, das ein Fremder mit dem besten Willen gewiß nie allein aufgefunden hätte; und plötzlich befand er sich in einem Labyrinth von Trümmern, die in wahrhaft malerischen Vorsprüngen und Erkern

nach allen Seiten offene Pässe boten und sich augenscheinlich in morastigen und stinkenden Winkeln verloren, woraus sich zu finden das beste Ortsnotizbuch keinen sichern Aufschluß hätte geben können.

In diesem Ghetto wohnten die meisten Manufakturarbeiter der Stadt, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß schlimmer als in den klassischen Räuberhöhlen Palmyra's oder Karthago's hier häufig willige und unwillige Verwechslungen der Wohnungen, Menagen und dergleichen vorkommen mußten.

Die kleinen, baufälligen Hütten standen in den verschiedenartigsten Anreihungen und Krümmungen mit größern irrgängigern und desto schmutzigern, mit engen Gehösten und Vorbäuen ineinander gepferchi und wie ineinander verschoben. Kurz, das Ganze hatte den Anschein einer antidiluvianischen Architektur, oder durch unheimliche, unbekannte Gewalt aus einer andern Welt auf die Erde niedergeschleudert.

Bei einem dieser Vorsprünge blieb eben Gros-Cartouche stehen, um sich schauend wie ein Eremit, der seine einsame Wohnung in verworrenen Felsenmassen und Graten aufgeschlagen hat, wo er nach fünfzigjährigem Aufenthalt in dieser Wildniß den Felsensteg, den er täglich besteigt, jedesmal mißtrauisch als den unrichtigen zu verwerfen im Begriff ist; wo ihm das Alte täglich ungeheuer neu vorkommt und er in seinem Labyrinth sich endlich selbst verlöre, hätte er nicht wohl erwägter Weise an den hervorragendsten Stellen Orientirpunkte angebracht, die ihm als Wegweiser dienten.

Ein solcher Orientirpunkt war dieser Vorsprung für unsern sonderbaren Wanderer. Und damit er leicht zu erkennen wäre, dafür hatte der Eigenthümer des abscheulichen Kobens selbst gesorgt. Eine enorme Stange ragte aus dem Giebelfenster heraus und verlor sich auf der gegenüber gelegenen Feuermauer eines größeren Hauses. Sie diente als Aushängeschildhalter des Trödlers Samuel Levy. Ein Plunder der wundervarsten, reichsten und buntfarbigsten Lumpen und alter, zerfetzter Kleider, Geräthe und Waffen dienten ihr als Zierrath. Allein nicht nur das Auge hatte hier den Tag über seinen Orientirpunkt, den ihrigen hatte auch das weniger zu verbergende Organ, die Nase. Ein dumpfer Moder- und Knochengeruch strömte aus den halbgeöffneten Budenlöchern des Trödlers und benahm dem Vorübergehenden den Athem. Und rechnet man dazu noch den Ohrenschmaus, der thatsächlich mehr die pfiffige Politik des Juden zu erkennen gab, das höllische Eisengerassel, das er jedesmal ertönen ließ, wenn er einen Fremden oder sonstigen Besucher in seinen Wassern witterte, so kann der Ausdruck nicht allzu gewagt erscheinen, daß Einem „Hören, Sehen und Riechen" verging: drei Leuchtthürme, die Tag und Nacht über brannten und ihren Zweck niemals verfehlten, einen Schiffbrüchigen oder Gestrandeten in die Arme des gastfreigebigen Hebräers zu führen.

Das oben beschriebene Kettengerassel ertönte denn auch diesmal beim Annähern unseres arbeitlosen Vulkans; nur hatte es dieser unbeachtet gelassen, so tief schien er in mancherlei Gedanken versunken. Allein der plastische Schädel Levys, den er wechselweise zur Bude herausstreckte und wieder zurückzog, der entging seinen schwärmerischen Augen nicht. Er steuerte auf den Ort zu und blieb vor der Bude stehen, in der Meinung, der Trödler werde ihn anreden.

Allein der Jude gebrauchte eine andere Politik. Sobald ein Verschlagener sich seiner Behausung näherte, zog sich der listige Hebräer zurück, den auf Disteln und Dornen schwankenden Fremden scheinbar seinem Schicksal überlassend. Die wahre Ursache davon ist eigentlich ein Geheimniß. Da aber der Jude einer ausnehmenden Leibeshäßlichkeit sich keineswegs erfreute, doch sich ihrer völlig bewußt war, so mag hier eine doppelte Politik ihr Räderwerk ins Spiel gesetzt haben: einmal, den Näherhinzutretenden durch den ekelhaften Anblick seiner widerlichen Gesichtszüge nicht zum Rückweichen zu bewegen, was seinem Interesse geradenwegs entgegengesetzt gewesen wäre; und zweitens, den Besucher in die Nothwendigkeit zu versetzen, ihn mehrmals zu rufen, woraus der Hebräer in Betreff größern oder kleinern Gewinns sehr richtig prognostizirte.

Eben dieser Kniffe bediente er sich auch dem jungen Naturmenschen gegenüber. Dieser jedoch, als er vor der Bude stand, rief nur zweimal schnell hinter einander seinen Namen: „Level, Level!" wovon er das Letzte bei Weitem stärker betonte; ein für unfehlbar gehaltenes Mittel, Israeliten zu bannen. Doch da der Gerufene nicht alsbald erschien, wandte sich Gros-Cartouche gleichgiltig hinweg, sei es, daß er den pfiffigen Handelsmann näher kannte; sei es, daß er heute nichts Besonderes mit ihm zu schaffen haben wollte. Es verging kaum eine Minute und Gros-Cartouche stand zehn Schritte weiter im Hintergrund, ebenfalls an einem Vorsprung, und schaute unabläßig in eins dieser Nebengäßchen rechter Hand,

Digitized by Google

als der Trödler, um sein Interesse zu wahren, den Kopf wiederum aus der Bude steckte, und des Besuchers abgewandte Aufmerksamkeit bemerkend, rief er mit seiner kreischenden Stimme zweimal auf einander: „Gros-Cratouche! Gros-Cratouche!"

Der Angeredete wandte sich langsam und gleichgiltig um und fragte: „Was willst Du, Level?"

„Ich will Dich nicht abhalten, so wahr ich Samuel Levy heiße. Geh' nur zu Deiner Bärbel. Aber wenn Du zurückkommst, will ich Dir Etwas mittheilen."

Mit diesen Worten zog er sich wieder in die Bude zurück. Der junge Mann stand noch immer auf dem nämlichen Fleck und schien sich zu besinnen. Es war ihm, als könnte der Trödler ihm Aufschluß über eine wichtige Sache geben, und er bewegte sich langsam zur Bude zurück. Diesmal schlug er wiederholt so heftig auf das hervorragende Brett, daß die ganze Gerümpelpyramide einzustürzen drohte und Levy mochte einsehen, daß hier seine Politik nicht mit seinem Vortheil übereinstimmte. Auf allen Vieren kroch er keuchend zwischen enormen Lumpenschobern hervor, indem er einen Zipfel des mosaischen Wollenzeugs küßte, das ihm aus der Brustlatze hervorhing.

„Na, was willst Du, Gros-Cratouche, hab' ich Dich gerufen?" sagte er mit der häßlichsten Hebräergesichtsmiene, die je das auserkorene Volk hervorbrachte. Der junge Mann unterdrückte sichtlich seinen aufwallenden Zorn, was ihm sehr hoch anzurechnen war.

„Halte Deinen Athem, Level," sagte er, „sonst stoße ich Dir Deinen Lumpenkram über'm Kopf zusammen. Du hast mich gerufen; sag' an, was willst Du?"

Der greise Trödler murmelte in seiner Angst leise hebräische Worte zwischen den Zähnen, denn er wußte, daß das berüchtigte Tornisterkind, das vor ihm stand, nicht mit sich spaßen ließ, sondern gewohnt war, seinen Worten den kräftigsten Nachdruck zu verleihen, und daß man ihn überhaupt nicht reizen durfte. Er entschuldigte sich deßhalb, so gut er konnte und sagte: „Wirst mir's nicht übel nehmen, Gros-Cratouche, ich habe gemeint, die Bärbel sei Deine Braut und Du wollest ihr bei mir Etwas für den Hochzeitsschmuck kaufen. Das ist Alles, was ich gemeint habe, so wahr ich Samuel Levy heiße."

(Fortsetzung folgt.)

Raspail *).

Raspail war anfangs zum geistlichen Stande bestimmt. Von einem Priester erzogen, zeigte er große Neigung zum geistlichen Beruf und studirte mit solchem Eifer, daß seine Mutter, eine streng religiöse Frau, Sorge bekam für seine Gesundheit. Aber der Sohn antwortete: „Fürchte nichts, meine gute Mutter; Gott wacht über die, die zu seinem Ruhm leben, und erhält ihnen die Gesundheit, damit sie einst in den Stand kommen, mit ihrer Weisheit ihren Mitmenschen möglichst viel Gutes zu erweisen." Im 17. Jahre wurde ihm schon der Lehrstuhl der Philosophie am Seminar in Avignon übergeben. 15 oder 20 seiner Schüler sind nachher Erzbischöfe oder Kardinale geworden. Zu jung noch, um die Weihen zu empfangen, erhielt er Dispensation, um sich dem Predigen widmen zu können. Als im Jahr 1813 mehrere Landstriche der Konskription Schwierigkeiten entgegensetzten, wurde Raspail, 18 Jahre alt, beauftragt, am 2. Dez. die Gedächtnißpredigt der Schlacht bei Austerlitz zu halten. Er that dies mit Bedauern und mit dem festen Vorsatz, kein Lobredner zu werden. Er sprach nur über die Nothwendigkeit, sich um den Kaiser zu schaaren, um das Vaterland gegen die Invasion zu schützen. Noch am Abend sandte der Präfekt die Predigt an den Kaiser, der auf den Rand die Bemerkung schrieb: „Man lasse diesen jungen Mann nicht aus den Augen, es kann viel aus ihm werden." Einige Zeit nachher gerieth Raspail in Zwist mit seinem Erzbischof über einige Punkte in der Lehre; er verließ das Seminar und wurde Prof. der Humaniora am Collèg von Carpentras. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, drückte Raspail seine Freude in einem schwungvollen Gedichte aus. Dieser Umstand und seine Predigt im Jahre 1813 zog ihm den Haß der Royalisten zu. Man wollte ihn förmlich in Stücke reißen, und nur mit Mühe gelang es ihm, durch energischen Widerstand sein Leben zu retten und nach Paris zu entfliehen. Seine Mutter war unterdessen Wittwe geworden und hatte durch die Ereignisse ihr Vermögen verloren; mit Mühe gelang es ihr, einige 100 Franken zusammenzubringen und ihrem Sohn nach Paris zu schicken. Obgleich völlig mittellos,

*) Im Jahre 48 Mitglied der Constituante, jetzt Deputirter der radikalen Partei, Freund und Gesinnungsgenosse Rochefort's. A. d. R.

sandte Raspail diese Summe doch augenblicklich wieder zurück und erklärte, er wolle lieber Hungers sterben, als von einer armen Mutter nur einen Heller annehmen. Lange Zeit schlug er sich auf mühsame Weise durch, indem er sich durch Schreibereiarbeiten, Unterrichtsstunden, Mitarbeiten an verschiedenen Zeitschriften sein Brod erwarb und daneben Rechts- und Naturwissenschaften studirte. Zugleich trat er in die Sekte der Carbonari ein. Von nun an war sein Leben ein fortwährender Kampf, sowohl auf dem Gebiete der Wissenschaft als dem der Politik. Von 1826—49 gab es kein Komplot, dessen Seele nicht Raspail war, keinen politischen Prozeß, der ihn nicht berührt hätte. Er verließ das Gefängniß nur, um augenblicklich wieder dahin zurückzukehren, und selbst die Härte der Einzelhaft vermochte es nicht, seine gewaltige Energie zu bändigen. Wahrhaft unbegreiflich ist es, wie er inmitten dieser ewigen politischen Agitation Zeit finden konnte zu so umfangreichen, wissenschaftlichen Arbeiten, und doch verdankt man ihm im Gebiet der Chemie, der Botanik und der Zoologie höchst wichtige Entdeckungen. Er war z. B. der Erste in Frankreich, der von der mikroskopischen Betrachtung organischer Körper ausgedehnten Gebrauch machte. Die Regierungen von Ludwig Philipp und von Napoleon boten ihm mehreremal Ehrenbezeugungen und wichtige Posten an wissenschaftlichen Instituten an; er wies dies aber immer mit Entrüstung zurück; er wolle nichts von denen annehmen, die die Republik getödtet haben. Einmal fragte ihn ein Untersuchungsrichter: Was würden Sie thun, wenn Ihre Partei triumphiren würde? Ich würde, antwortete er, Sie und Ihresgleichen ins Irrenhaus schicken. Nach einigen kalten Douchen würdet Ihr noch lauter rufen als wir: „Es lebe die Republik!" Dies trug ihm drei Jahre Gefängniß ein. Das ganze Leben Raspails bestand darin, für alle Dinge ein Universalmittel zu suchen. In medizinischer Beziehung glaubte er dies im Kampfer, in politischer in der Republik gefunden zu haben. Mit ersterem machte er mehrere glückliche Kuren, die Folgen der letzteren praktisch zu erproben, wird ihm schwerlich mehr vergönnt sein.

Mannigfaltiges.

* (Wiedervergeltung.) Auf dem Freiburger Bahnhof wandte sich ein Franzose an den Schaffner mit der Frage:

„Parlez vous français?"

„Nix français," erwiederte dieser trocken.

„Ah, c'est misérable!" ruft der Fremde.

„Parlez vous allemand?" fragte hierauf der Schaffner.

Empört entgegnete ihm der Franzose: „Nix allemand!"

„Das isch halt noch miserabler," war die Antwort des Deutschen.

* Lebensphilosophie.

Das Bewußtsein einer bösen That quält uns in der Erinnerung, wir sind blind im Augenblick des Fehltritts.

Rousseau.

Das Maß von Geist, das wir gebrauchen, um zu gefallen, ist ein sicheres Maß dessen, den wir besitzen. Helvetius.

Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will. Göthe.

* Lied.

Aehnlich dem todten Meer,
Das kein Segel durchzieht,
Ist auch ein Leben leer,
Das nicht Liebe durchglüht.

Wenn du findest ein Herz,
Das deiner Neigung werth,
Dann vergesse den Schmerz,
Der das Leben verzehrt!

Groß ist das Vaterland.
Suche im kleinsten Nest
Eine Seele verwandt,
Die sich wohl lieben läßt!

Findest du Eine drin,
Die dein Gemüth erkennt,
Bist du im vollen Sinn,
Was man glückselig nennt. —

Auflösung des Räthsels in № 46:

Kukuk.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Dienstag, 26. April 1870.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Diese an und für sich gleichgiltigen Worte wirkten auf eine unbeschreibliche Weise auf den jungen Mann. Alle Muskeln seines rohen Gesichtes verzogen sich und er sah den Trödler mit durchdringendem Blick an, um die Wahrheit der ausgesprochenen Worte zu erforschen. Aber wie konnte der häßliche Israelite, der sich gern ein patriarchalisches Alter von 200 Jahren zuschrieb und ein einsames, zurückgezogenes Leben führte, das allgemein verachtete Soldatenkind von der Wahrheit dessen überzeugen, das er so leichthin ausgesprochen hatte, da Gros-Cartouche wußte, daß dem nicht so war. Wohl wußte er auch, daß der Arm des Alten weiter reichte, als man sich von seiner äußeren Erscheinung hätte denken können. Denn abgesehen davon, daß er in dem armseligen Koben wohnte und die verpestete Luft seiner Waaren einathmete, war er doch reich und hatte Schuldner, die im Vergleich mit ihm, aber auch blos durch ihn, ein fürstliches Leben führten. Es war bekannt, daß er mehrere größere und kleine Häuser in ** besaß, und zahlreiche Familien ihm nicht allein Geld, sondern ihr ganzes Dasein schuldeten. Vielleicht befanden sich die Familien Links und Bernard ebenfalls unter seinen Schuldnern, was um so glaubwürdiger war, als beide Familien in pekuniärer Hinsicht öfter in die mißlichsten Verhältnisse geriethen, und besonders die Familie Links, zu der August Bernards Verlobte gehörte, durch den Skandal der Armuth, die der Lotterieteufel der Frau Links noch vergrößerte, als aller Welt Schuldner öffentlich verschrieen war. Durfte sich vielleicht der verachtete Liebhaber Bärbels nicht mit der Hoffnung schmeicheln, mittels Versprechungen den Gläubiger zu bewegen, zu Gunsten seiner Liebe bei der Familie Links anzuklopfen, da es doch nicht unter Levys Attributen war, mit dem Gläubiger- und Mäklergeschäfte noch dasjenige eines Kupplers zu verbinden. Diesen Antrag stellte nun Gros-Cartouche dem Trödler, mit dem Versprechen eines großen Lohnes, wenn er beide Familien so in die Enge trieb, daß, um eine Verlängerung ihrer Schuld zu erlangen, August Bernard auf den Besitz Bärbels zu Gunsten Gros-Cartouches verzichten müßte. Der listige Hebräer machte Einwendungen aller Art und betheuerte, daß die beiden Familien ihm nichts schuldig wären. Doch immer sein Interesse ins Auge fassend, machte er auf der andern Seite dem Anträger zugleich einige Hoffnung, indem er darauf hindeutete, Alles aufzubieten, was in seinen Kräften stände, um das Mädchen Gros-Cartouche zuzuführen. Allein so weit reichte die Geduld des Naturmenschen nicht. Er wollte die Sache sogleich betrieben haben, sonst müßte er andere Maßregeln ergreifen.

Während dieser Unterhandlungen brach der Abend herein, ohne daß man zu einem Einverständniß gekommen wäre. In einer Sache, die ihn immer mehr verwirrte, wußte Gros-Cartouche nicht, ob er sie dem Juden überlassen oder allein handeln sollte. Indeß sann er in der Bude des Trödlers über Mittel und Wege nach, wie er seinen Zweck schnell erreichen könnte. Levy aber, der das ganze Wesen seines Gastes schon ausstudirt hatte, war hierüber längst im Reinen. Er setzte sich in eine Ecke seiner Bude, und die Brille ins Gesicht schiebend, sortirte er seine Lumpen aus und theilte sie in einzelne Haufen. Plötzlich fuhr er auf, als leise Fußtritte sich näherten. Ein Mädchen mit schlanker Taille und

beſcheidenem Anzug huſchte an der Bude vorüber. Es blickte ängſtlich um ſich, und als ihm der Trödler das häßliche Geſicht entgegenſtreckte, ſtieß es einen kurzen Schrei aus und eilte ſchnellen Laufs um den Vorſprung in das ſchmutzige Nebengäßchen, wo es in einem Winkel verſchwand. Levy ſetzte ſich wieder zu ſeiner Arbeit, unverſtändliche Worte vor ſich her brummend. Sein jugendlicher Beſucher ſaß noch immer in einer Ecke in Gedanken verſunken. Plötzlich klopfte es an die Thüre. Des Trödlers Geſicht leuchtete hell auf vor Freude. Ein Kunde, dachte er und ſtand auf, um die Thüre zu öffnen. Dieſer Mühe überhob ihn jedoch der Außenſtehende, der ohne Zaudern eintrat. An ſeiner Kleidung ſah man, daß er nothwendige Geſchäfte zu verrichten hatte, die ihn keineswegs abhalten durften, in die ekelhafte Wohnung des Trödlers einzutreten. Aber ehe er es zu Worten brachte, begrüßte ihn ſchon der Eigenthümer mit den unterwürfigſten Geberden. „Guten Abend, Herr Pfarrer," ſagte er mit einer großen Verbeugung. Gros-Cartouche war bei dieſen Worten wie aus einem böſen Traum erweckt. Er ſtand maſchinenmäßig auf und klaubte ſich im ſtruppigen Haar. Der Pfarrer, würdig, gefaßt und ernſt, ſah ſich einen Augenblick den jungen Gaſt an, ohne den Gewerbfleiß Levys weiter zu beachten. Mit ſehr vernehmlicher und wohlwollender Stimme fragte er, ob nicht in dieſer Gegend eine Familie Bernard zu finden ſei. „Im Hahnengäßchen," fügte er hinzu.

„Gott ſoll's wiſſen, Herr Pfarrer!" antwortete Levy, „im Hahnengäßchen Nro. 12, eine brave, rechtſchaffene Familie, hier links an dem Vorbau vorbei."

Dankend verabſchiedete ſich der Seelſorger, nachdem ihm Levy noch zuvorkommend den Weg, den er zu verfolgen hatte, deutlich beſchrieben. Unter der Hausthüre blieb er ſtehen und blickte ihm nach bis an den Vorbau. Gros-Cartouche wollte ſich ebenfalls hinweg begeben.

„Na, bleibe noch," entgegnete ihm der eintretende Trödler, „Du brauchſt Dich hier nicht zu fürchten." Im nämlichen Moment ließ ſich draußen eine laute Stimme hören. Gros-Cartouche und Levy ſchauten zum Budenfenſter hinaus. Von entgegengeſetzter Seite des Weges, den der Geiſtliche einzuſchlagen hatte, eilte ein ſchwarz gekleideter Herr im Sturmſchritt herbei. Er war nicht leicht zu verkennen. Es war der Kantonsarzt, der in dieſem ungeſunden Stadttheil immer viel zu thun hatte. Von Weitem hatte er ſchon den Seelſorger erkannt, der öfters mit ihm in dieſen elenden Hütten zuſammentraf und oft Sterbenden ſeinen letzten Troſt ertheilte, während der Doktor ſchon den Sterbefall konſtatirte und ſchriftlich verzeichnete. Sobald der Pfarrer ihn erkannte, den er mit Recht in mancher Hinſicht wie ſeinen Amtsbruder betrachtete, blieb er einen Augenblick ſtehen und lächelte wehmüthig wie Einer, der ſich ſein herbes Amt ſo recht zu Herzen gehen ließ. Der Doktor dagegen war auf der Straße immer munter und trillerte meiſtens ein luſtiges Liedchen vor ſich hin, wenn er aus dem Hauſe eines gefährlich Kranken ſeinen Rückweg durch die abgelegenen Winkel nahm und des Nachts im Finſtern umhertappte.

„Wohin des Wegs, Herr Amtsbruder?" rief er laut dem Pfarrer nach, denn er war ebenfalls der Meinung, dieſer müſſe ſein College ſein.

„Amtswegen nicht weit von hier," gab der Geiſtliche herzlich zurück.

„Ich ebenfalls!" lautete die ſchreiende Antwort des Arztes, und beide verſchwanden in entgegengeſetzter Richtung.

Das gemeinſchaftliche Familienzimmer.

Im Hahnengäßchen Nro. 12 war heute Mancherlei vorgefallen, das der Arzt in Rückſicht auf die Geſundheit und der Geiſtliche in Rückſicht auf das Chriſtenthum nicht hätten gut heißen können. Es wohnten hier auf einer Stube zwei Familien zuſammen, die, ob ſie gleich zur ärmſten unterſten Klaſſe gehörten, ſich dennoch in ihrer Bildung und Lebensweiſe weſentlich von einander unterſchieden; und es gereicht ihnen zur Ehre, daß ſie ſich unter den herrſchenden Verhältniſſen zwei volle Jahre ſo brüderlich mit einander vertrugen. Das Haus, worin ſie wohnten, hatte im Ganzen nur drei Stuben und unterm Dach eine Giebelkammer. Die Stuben waren ſo eingetheilt, daß ſich die größte in der Mitte befand und die zwei kleineren zu beiden Seiten. Dies war gerade ſo die Affaire der beiden Familien. Sie kamen mit einander überein, das Logement zuſammen zu miethen für 30 Franks per Vierteljahr bei Herrn Triwel, Weinhändler zu Mutzig. Rechts der Mittelſtube befand ſich das Schlafzimmer der Familie Bernard, zwei friedliche Eheleute mit ihren vier Kindern; der fünfte war Soldat in Afrika; links wohnte die Familie Links, zwei minder einträchtige Verehelichten, mit ihrer einzigen achtzehn-

jährigen Tochter Bärbel. Das Mittelzimmer war gemeinschaftlich und diente zum täglichen Verbindungsboulevard zwischen beiden Familien, bis sie sich des Nachts trennten und jede ihre Schlafstätte auf respektiver Seite aufsuchte. Der ökonomische Vorzug dieser Einrichtung war augenscheinlich auf „ein Feuer und ein Licht" berechnet, nur der Tisch und das Bett blieben hier von diesem Kommunismus verschont. Aermlich, aber sauber war die gemeinschaftliche Familienstube ausmöblirt; doch waren diese Möbel nicht alle gemeinschaftlich. Sechs Strohsessel, sechs Bilder mit der Legende der heiligen Genoseva und ein tannener Schrank gehörten als Eigenthum der Familie Links an. Hingegen konnte die Familie Bernard nichts ganz ihr Eigenthum nennen, denn der eichene Tisch mit dem Spiegel, der über ihm hing, gehörte gemeinschaftlich beiden Familien und im Vorübergehen sei noch bemerkt, daß der große Lotteriezettel, der Jahr aus Jahr ein auf dem Spiegel steckte und ihn mit seinen enormen Zahlen zierte, meistentheils eigenthümlich der Frau Links zugehörte und nur selten insgemein das Geld dazu geschossen wurde. Eine häufigere Ausnahme verursachte da der Mangel an Brod oder sonstige große Noth, und die Frau Links sah sich dann gezwungen, den halben Antheil des Zettels gegen Rückzahlung der Hälfte des Betrags an die Familie Bernard abzutreten, wodurch der abtretende Theil dem andern einen großen Dienst zu leisten wähnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Postulatum für die Juden.) Folgendes Petitum ist an das ökumenische Konzil gerichtet worden:

„Die unterzeichneten Väter verlangen vom Heiligen ökumenischen Konzil, vom Vatikan, in einer demüthigen und dringenden Bitte, es möge auch durch eine ganz väterliche Einladung sich an das sehr unglückliche Volk Israel wenden, d. h., es möge den Wunsch ausdrücken, daß die Israeliten endlich, müde einer ebenso vergeblichen als langen Erwartung, sich beeilen, den Messias, unseren Erlöser Jesus Christus anzuerkennen, welcher wahrhaft von Abraham verheißen, und von Moses angekündigt worden ist, und sie mögen so die mosaische Religion vollenden und krönen, ohne sie zu ändern. Motive des Postulatums: Einerseits haben die unterzeichneten Väter das feste Vertrauen, das Heilige Konzil werde Mitleid mit den Israeliten haben, weil sie Gott immer sehr theuer sind wegen ihrer Väter, und weil aus ihnen Christus dem Fleische nach geboren ist. Auf der andern Seite theilen dieselben Väter die süße und innige Hoffnung, daß dieser Wunsch der Liebe und der Ehre mit dem Beistande des heiligen Geistes von vielen Kindern Abrahams gut werde aufgenommen werden, weil die Hindernisse, die sie bis zu diesem Tage aufhielten, mehr und mehr zu verschwinden scheinen, seit die alte Scheidewand gefallen ist. Gebe also der Himmel, daß sie sobald als möglich Christus die Worte zurufen: Hosiannah dem Sohne David's, gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Gebe der Himmel, daß sie in die Arme der unbefleckten Jungfrau Maria eilen, welche schon ihre Schwester dem Fleische nach, auch ihre Mutter nach der Gnade sein will, wie sie die unsrige ist."

Dieses Postulatum ist von 506 Bischöfen aus Europa, Asien, Afrika, Amerika und Oceanien unterzeichnet; österreichische Bischöfe haben 29 und deutsche 14 unterzeichnet. Alle Nationen des Erdkreises sind in der Liste dieser Unterschriften vertreten. Die Gebrüder Lemann haben dieses Postulatum dem Heiligen Vater überreicht — und Pius IX. sagte zu ihnen: „Siehe da die beiden israelitischen Brüder, die beiden Priester, welche viel Eifer für das Heil ihres Volkes haben. Ja, meine Kinder, Ihr seid Söhne Abraham's und ich auch. — Ah! um alle diese Unterschriften zu sammeln, habt Ihr viel herumgehen und Euch recht abmühen müssen." Die beiden Brüder antworteten: „Ja, Heiligster Vater, wir sind viel herumgegangen, unser ganzes Volk in uns personifizirend, waren wir der Ewige Jude und der Ewige Jude ist am Schlusse seines Laufes die Treppen zu allen in Rom vereinigten Bischöfen der Welt hinaufgestiegen. In Rom haben wir zum letztenmale die Reise um die Welt gemacht." Und Pius IX. erwiederte liebevoll: „Meine Kinder, ich nehme Euer Postulatum an, ich werde es selbst dem Sekretär des Konzils übergeben. Ja es ist passend, ja es ist gut, an die Israeliten einige Worte der Ermahnung und der Ermuthigung zu richten. Eure Nation hat in der Heiligen Schrift gewisse Verheißungen der Rückkehr. Wenn die Weinlese noch nicht ganz vorgenommen werden kann, möge uns der Himmel wenigstens einige Trauben schenken." Dann segnete der Heilige Vater die beiden Brüder und sagte ihnen noch

zu ihrer Ermuthigung: „Ihr arbeitet für Euer Volk, das ist ein Beruf; Ihr wollt für sie, was Moses gethan hat: sie befreien!“ — Die Juden werden also, wie zu erwarten steht, eine Einladung vom Konzil erhalten, in die katholische Kirche einzutreten, und man darf einigermaßen gespannt auf die Antwort sein, welche die Juden auf die väterliche Einladung ertheilen werden.

Bei der Revue, welche unlängst in Paris stattfand, ereignete sich ein eigener Vorfall. Im Augenblick, wo der Kaiser an den Truppen vorbeiritt, stürzte ein Mann auf denselben zu, indem er den Ruf ausstieß: „Nach Cayenne! Nach Cayenne!“ Der Mann, der in Lumpen gehüllt war, wurde sofort festgenommen und nach der Polizei-Präfektur gebracht. Man fand bei ihm einen Sack mit 1100 Franken in Gold, drei Staatsschuldverschreibungen, die 30,000 Franken Rente jährlich abweisen, und ein Dolchmesser. Eine Nachsuchung, die in seiner Behausung gemacht wurde, führte zur Entdeckung von einer Keule, 2 Säbeln, 5 Lanzen, 2 Revolvern, 13 Todtschlägern, 15 Dolchen, 6 Bajonetten, 8 Stockdegen. Außerdem fand man in einem alten Pulte 60,000 Fr. in Gold. Ueber den Beweggrund seiner Handlung befragt, antwortete er, daß die Rufe der Soldaten: „Es lebe der Kaiser!“ ihn mit Entrüstung erfüllt und er seinen patriotischen Gefühlen Ausdruck gegeben habe. Dieses Individuum, welches Lezurier heißt, aß gewöhnlich bei einem seiner Freunde, einem Lumpensammler, dem er monatlich 30 Fr. dafür bezahlte. Er wurde zu 1 Monat Gefängniß verurtheilt.

* Lebensphilosophie.

Der Parteien Kampf, der dreiste,
Sucht dich überall zu wirren,
Aber du, laß dich nicht irren,
Folge deinem guten Geiste.

Platen.

Gäbe es nicht noch einige wenige, kräftig schlagende, warmfühlende Herzen, so müßte unser ganzes heutiges Geschlecht an jämmerlicher Bleichsucht zu Grunde gehen.

Moloschott, Kreislauf des Lebens.

Wie oft und leicht zerreißt der Mensch, was ihn beglückt, und hascht muthwillig nach Neuem. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stünde als sie sollte, würde kein Mensch von Gefühl sich je entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.

M. v. Humboldt.

Wer den Meinungen Anderer noch nachfragt, ist nicht auf dem Wege zur Freiheit.

Der Mensch ist die Summe seiner Umgebung.

Moloschott, Kreislauf des Lebens.

Die menschliche Seele ist eine geborene Christin.

Stahel Vamhegen.

Such' keine Weisheit und Erfahrung
In alter Bücher Staub vertieft. —
Die allerbeste Offenbarung
Ist: die aus erster Quelle trieft!

Ein guter Witz darf nie
Zu sehr in's Breite gehen,
Soll nicht die Poesie
Selbst in die Weite gehen.

Gute Witze wollen erdacht sein,
Gute Verse wollen gemacht sein.

Räthsel.

Ich breite mich als Wiese vor dir aus
Und helfe dir, baust du ein neues Haus;
Je regelloser eine Stadt gebaut,
Je eifriger der Fremde nach mir schaut.
Im Kriege bin ich niemals zu verachten
Und gehe stets voraus dem Gott der Schlachten.
Ich stehe wohlgefügt auf dem Papier,
Auch ist in deinem Hause mein Revier;
Und willst du gern im Leben sichern wandeln,
So richte dich nach mir im Thun und Handeln.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Donnerstag, 28. April **1870.**

* Am Grabe des Grafen Fugger-Glött.

Zu Landau, vor der Festungsmauer,
Da steht an einem stillen Ort
Ein Weidenbaum, geweiht der Trauer,
Geschützt vor jedem rauhen Nord.

Sein Wipfel rauscht im sanften Winde
Wie klagend um ein edles Herz,
Das hier gebrochen einst. — Empfinde
Mit mir, o Wand'rer, meinen Schmerz!

Die Weide in dem stillen Grunde,
Von unbekannter Hand gesetzt,
Hat mit dem Blut der Todeswunde
Die Wurzeln und den Stamm genetzt.

Dort starb, nach Stürmen und Gefahren
Der großen deutschen Revolution
Als Held vor einundzwanzig Jahren
Aus Fugger's Haus ein edler Sohn.

Zerschmettert mit der Todeswunde
Ruht, wohl vermodert längst zu Stand,
Sein Leib auf Friedhofs heil'gem Grunde,
Bedeckt mit Blumen, Moos und Laub.

Oft denk' ich dort: Wär' sie gelungen,
Die patriotisch deutsche That,
Man hätte Ihn als Held besungen.
Doch, weil's mißlang, war's — „Hochverrath".

Gleichviel, du starbst in edlem Streben;
Ich habe dich als Freund gekannt. —
Wie Dein war auch mein Kampf und Leben:
Für's große deutsche Vaterland.

Wär ich gefallen dir zur Seite,
Mein Geist entbehren dieser Welt,
Ich wäre glücklich, keine Beute
Des langen Schmerzes, der mich quält. —

Nach irr' ich müd' herum zur Stunde,
Wenn ich an deinem Grab geweint.
Ruht' ich bei dir im kühlen Grunde,
Wir wären, edler Freund, vereint! —

Dein Geist schwebt jetzt in jenen Höhen,
Wo ew'ger Friede, ew'ges Glück.
Nur du allein kannst mich verstehen;
Schaust rein verklärt auf mich zurück.

Mag uns die Menge auch verdammen,
Weil jener Kampf ihr — nicht gefiel,
Wir ließen freudig uns entflammen
Für ein erhab'nes, edles Ziel. —

Wofür jetzt alle Edlen streben:
Ein einig deutsches Vaterland,
Dem galt ja unser Kampf und Leben,
Trotzdem man dich wie mich verkannt! —

Ich preise dich als Freund und Streiter,
Bis auch mein Aug' im Tode bricht. —
Du edler Jüngling und Begleiter
Lebst ewig jetzt verklärt im Licht!

---

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Das Lotteriesetzen war Frau Links zur zweiten Natur geworden. Anstatt wie ihre fleißige Nachbarin zu Hause zu bleiben und ihren Antheil Herd ordentlich zu besorgen, lief sie den Tag über im Städtchen herum, ihre Lotteriegevatterinnen zu besuchen, das mangelnde Geld für Lotterieeinsatz aufzutreiben und das Traumbüchlein im Zirkel ihrer Freundinnen auszulegen oder bei ihnen nachzuforschen, wann die Lotterie gezogen werde. Demnach spielte dabei das Traumbüchlein die größte Rolle. Bei jedem Ausgang trug

es Frau Links in der großen Strohtasche mit sich und betrachtete es als ihren größten Schatz und gleichsam als ihren Schutzheiligen, von dessen geheimnißvoller Kraft für sie Tod und Leben abhing und der ihr auf der andern Seite allein zu Reichthümern verhelfen konnte. Und in der That gab es in damaliger Zeit Menschen, deren Existenz ganz an jene Spiegelfechterei geknüpft war und die mit dem blödsinnigsten Widerspruch sich aus der ehernen Faust des allwalterden Schicksals herauszuwinden wähnten, indem sie sich blindlings dem aus dem Irrenhaus entsprungenen Lotterieschicksal in die Arme warfen, gleich wie jene alten Alchymisten, welche all ihren Fleiß und ihr saures Leben der Entdeckung eines elenden, und was noch mehr ist, imaginären Steines widmeten, aus dem sie Gold zu machen wähnten. Dieser gefundene Stein der Weisen war für Frau Links das Traumbüchlein, und obwohl es ihr noch keinen Groschen eingebracht, im Gegentheil den sauer erworbenen Verdienst ihres Gatten verschlungen hatte, daß sie sich oft mit ihren Hausgenossen dem blutigsten Elend preisgegeben sah, war ihr doch nichts theurer als eben das Traumbüchlein. Erst Nachts, ehe sie einschlief und das Licht auslöschte, legte sie es bei Seite und hielt es im Ganzen ungefähr so, wie die Frau Bernard ihr Gebetbuch. Im Uebrigen war Frau Links keine böse Frau zu nennen, wenn man sie nur ungestört ihren Weg gehen ließ. Sprach man ihr aber verächtlich von ihrem Schatz oder wollte ihn ihr gar streitig machen, so brach ihr Jähzorn im höchsten Grade aus und im Nu war sie ein unausstehlicher Dämon. Dies geschah auch, wenn Meister Links in Stunden der Noth oder der Laune seiner Ehehälfte den Leichtsinn vorwarf, durch welchen sie ihn an den Bettelstab gebracht habe. Dann fielen die heftigsten Schelworte von beiden Seiten, aber noch heftiger von der Seite der Lotteriegevatterin, und der Streit artete in Exzesse aus, die sich oft zu einem förmlichen Zweikampf gestalteten. Ein Auftritt solcher Art war gerade diesen Vormittag vorgefallen. Die Ursache des Streits war die erkrankte Frau Bernard, sowie die Ursache selbst ihrer Krankheit. Am Morgen, da Frau Links nach dem Frühstück ihre Lotteriekursen eben begonnen hatte und beide Ehemänner sich zu ihrer Arbeit begaben, trat Herr Triwel, der Eigenthümer, in die Stube. Er war ein reicher, hartherziger, podagraleidender Weinhändler. Mit aller Instanz fuhr er hustend die nervöse Frau Bernard an und forderte geradenwegs von ihr den für's Vierteljahr rückständigen Hauszins. Die ordnungliebende Hausfrau scheuerte eben das gemeinschaftliche Familienzimmer und wischte mit größter Sorgfalt den Staub von den Möbeln ab. Und da sie sich auf die Forderung des Eigenthümers sogleich bereit erklärte, ihren Antheil als die Hälfte des Gesammtbetrags zu entrichten, weigerte sich der Weinhändler, das Geld anzunehmen, indem er Frau Bernard bedeutete, die Wohnung zusammen vermiethet zu haben und daß er demzufolge den Zins zusammen in Empfang zu nehmen berechtigt wäre. Anfänglich benahm sich die Gattin Meister Bernards ganz höflich gegen den Eigenthümer, als aber weder Betheuerungen noch die Bemerkung half, daß Frau Links eben abwesend wäre und der garstige Mann fluchend und hustend sie mit dem Huissier bedrohte, und mit der Alternative, entweder gleich zu bezahlen, oder auf gesetzlichem Wege zum Haus hinausgeworfen zu werden, entbrannte ihr Zorn über die Hartherzigkeit des Weinhändlers so sehr, daß sie ihn einen rothnasigten und „podagristischen" Leutverderber und Juden schalt, und es wahrscheinlich im Toben ihrer Leidenschaft zum Aeußersten gekommen wäre, hätte nicht der hustende Eigenthümer, so schnell es sein Podagra verstattete, den Rückzug durch die Thüre angetreten und sich auf diese Weise den Nägeln des Weibes, das wie eine Furie auf ihn losfuhr, entzogen. Frau Bernard, ein zartes, gefühlvolles Weib, im höchsten Grade tugendhaft, war ihrem Manne mit treuer Liebe ergeben und durch ihre physische und moralische Vollkommenheit weit über andere Weiber ihrer Klasse erhaben. Dieses zartfühlende Geschöpf hatten die rohen Ausbrüche Triwels im Kern ihres Seins erschüttert. Und die nächste Folge davon war, daß ihre Nerven, welche bei diesen zarten Wesen auch den leisesten Eindruck nach dem Gehirn als ihren Verbindungsort hinleiten, durch einen so großen Reiz, wie von einem ungeheuren elektrischen Schlag getroffen, die unglückliche Trägerin erbarmungslos zu Boden schmetterten. Den Spott und die Witzelei, die Frau Links bei ihrem Ehemanne darüber äußerte, verbunden mit der ganzen Ursache des Vorfalls, entbrannte das schwache Männlein so sehr gegen seine schuldige Frau, die das für den Zins bestimmte Geld verlotteriet hatte, daß er sie im höchsten Grade erniedrigte nicht allein durch die rohesten Vorwürfe und Schmähworte, sondern auch durch thatsächliche Eingriffe auf die Unverletzbarkeit ihrer Person. Auf einmal war das

ganze Regiment wie aus seinem Gleise gezerrt und die gemeinschaftliche Familienstube artete in eine wahre Zank- und Skandalbühne aus, worauf die tragischsten Aufzüge mit den komischsten abwechselten. Da waren es einmal die jämmerlichen Klagen, Bitten und Beschwörungen Meister Bernards, dessen Frau am Sterben liege und nun durch den höllischen Zank unfehlbar unterliegen müsse. Dann das Geheul der Kinder, mit dem Weinen und Anhalten Bärbels vermischt, die sich sammt Meister Bernard ins Mittel geschlagen und die Rolle einer Friedensstifterin übernommen hatte. Aber das erste Ergebniß des Ganzen war, daß sich Meister Links, nachdem er das Nöthigste in der Werkstatt angeordnet hatte, beeilte, seinen Aerger im Wein zu ertränken. Meister Bernard dagegen, bei all seinem Herzeleid und der übertriebenen, aber herzlichen Sorgfalt, mit der er über seine kranke Frau wachte, war untröstlich, heute nicht arbeiten zu können, und noch untröstlicher, da er wußte, daß das schlechte Subjekt Gros-Cartouche diese Gelegenheit benützen werde, um Nichts zu thun. Ihrerseits hatte sich Frau Links sofort zu ihren Lotteriegevatterinnen begeben, um zu berathschlagen, was in einer so wichtigen Angelegenheit zu thun sei, da sie den Schimpf nicht auf sich dulden wolle. Einhellig wurde in förmlicher Sitzung beschlossen, den Polizeikommissär und die Gendarmerie als Verfechter der weiblichen Gerechtsamen anzugehen. Nun aber hierauf von Seiten der öffentlichen Gewalt eine abschlägliche Antwort erfolgte, mit der Bemerkung: Man könne Frau Links nicht anhören, da sie zu oft derlei Klagen vorzubringen habe — geschah eine wüthende Empörung unter den Lotteriegevatterinnen und es wurde sogar der Beschluß gefaßt, ihre Sache der Königin in die Arme zu werfen und sie um eine weibliche Polizei anzugehen, deren Bedienstete blos und allein aus Personen vom Geschlecht beständen, da die Männer den Weibern keine Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie ganz und gar unter den Absatz bringen wollten. Dies Alles zusammen genommen verursachte, wie man sich leicht denken kann, ein allgemeines Klatschen und Jubiliren bei dem ehrsamen Publikum. In Wirthshäusern und Kneipen wurde die Sache auf tausendertei Weise ausgelegt und des schallenden Gelächters war kein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Rom wird die Freiheit der Verhandlungen auf dem Konzil eben auf römische Weise verstanden, d. h. man übt gegen die Opposition einen maßlosen Terrorismus. Zwei orientalische Bischöfe hat man eingekerkert, andere sind mit Einkerkerung bedroht. Das Terrorisirungssystem wird vorzügtich von katholischen Laien betrieben. Hauptmacher bei dieser Agitation sind der bekannte schleswig-holsteinische Graf Blome, der vor einiger Zeit zur römischen Kirche übergetreten ist und von Rom aus die katholischen Vereine in Deutschland am Drahte tanzen läßt, der Graf v. Schönburg, bekanntlich gleichfalls ein Proselyt jüngsten Datums, ferner der vielberufene Schotte Urquhart, der, obwohl Protestant, die neue Geschäftsordnung für das Konzil angefertigt hat und von einer Verbindung des Papstes mit dem Padischah das Heil der Welt erhofft, endlich, um dem Spaß, den diese Gesellschaft der Welt bereitet, die Krone aufzusetzen, Lord Stanlei of Alderlei, von dem in England allgemein angenommen wird, daß er Muselmann geworden, und der sich für verpflichtet hält, die Bischöfe zur Erfüllung ihrer angeblichen Obliegenheiten gegenüber dem Statthalter Christi anzuhalten. — Die türkische Regierung hat wegen Einkerkerung orientalischer Geistlicher in Rom energische Vorstellungen erhoben. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, zu sehen, wie Mohamedaner es sich wärmstens angelegen sein lassen, katholische Priester gegen die Uebergriffe der weltlich-geistlichen Macht des Papstes in Schutz zu nehmen! (Südd. Stgbl.)

* (Die Hahn-Propheten.) In Westphalen herrscht unter den Landmädchen der alte, unausrottbare Aberglaube, daß der Haushahn auf ihre künftigen Geschicke großen Einfluß habe. Um Mitternacht des Weihnachtstages schleichen sie sich an den Hühnerstall und klopfen so lange an die Thür desselben, bis ein Hahn oder Huhn seine Stimme erhebt. Ist's zuerst ein Huhn, so haben sie keine Aussicht, im folgenden Jahre unter die Haube zu kommen, ist's aber ein Hahn, dann bekommen sie sicher einen Mann. An vielen Orten gilt das am heiligen Ostertage geschöpfte Wasser für ein besonderes kosmetisches Mittel. Der immer noch herrschende Unfug mit dem Bleigießen ist hinlänglich bekannt. (Ja, dem Himmel sei's geklagt, daß dem weiblichen Geschlechte die Vernunft er hat versagt.)

(Eisenbahnstatistik.) Die verschiedenen Eisenbahngesellschaften Großbritanniens und Irlands haben unter Beihilfe des Handelsamtes statistische Ausweise über die Zahl der Unglücksfälle während des Jahres 1869 veröffentlicht. Im Ganzen ereigneten sich 124 Unglücksfälle, bei welchen 321 Personen getödtet und 1232 verletzt wurden. Die Art und Weise, wie die Bahnen diese Zahlen in Unter-Abtheilungen bringen, ist sehr belehrend; so sehen wir, daß von den 321 Getödteten 151 „blos" Bahnbeamte waren, und daß von der Gesammtzahl nur 17 Passagiere und 22 Beamte den verschiedenen Gesellschaften ihren Tod verdanken, während die anderen ihn eigener Unvorsichtigkeit zuzuschreiben haben. Von den Verletzten gilt das nämliche, und zwar wurden 1043 Passagiere und 96 Beamte für ihre eigene Unvorsichtigkeit bestraft. Die „Pall Mall Gazette", welche diese „kleine Metzger-Rechnung" der Aufmerksamkeit des Parlamentes empfiehlt, fügt hinzu: „Es ist den Gesellschaften gegenüber nur billig, hinzuzufügen, daß sie von ihren eigenen Beamten viel mehr getödtet haben, als in diesem Ausweise angegeben sind, denn sie sind gesetzlich nicht verbunden, dem Handelsamte Anzeige von jedem Unglücke zu machen, was „Leuten dieser Klasse" zustößt, thun es daher auch nicht. Es ist erstaunlich, aber nichtsdestoweniger wahr, daß einige Eisenbahn-Gesellschaften wöchentlich einen Mann aus ihrem Personale verlieren, und solche Todesfälle gelangen nur selten an die Oeffentlichkeit." (??)

(„Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.") Von diesem mit großem Beifalle aufgenommenen Werke des Abg. Braun (Wiesbaden) werden zu Ende des nächsten Monats der 3. und 4. Band erscheinen, welche theils ernsthafte kulturhistorische Abhandlungen über deutsche Stoffe, theils drollige Geschichten aus Hannover, Kurhessen und Nassau enthalten. Derselbe Verfasser hat jetzt ein anderes humoristisches Werk, welches die ganze deutsche Geschichte in nuce darstellt, beendet und welches den Titel führt: „Von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich und dero erlauchten Söhnen, ein Märchen zum Aufmerken für große deutsche Kinder und großdeutsche Kinder."

(Strike und Tod.) Der Strike der Weißgerbergesellen zu Erlangen hat ein tragisches Ereigniß im Gefolge gehabt. Der Mangel an Arbeitskräften nöthigte die Meister, an Arbeiten Theil zu nehmen, welche sie früher nicht unmittelbar selbst besorgten. Einer der größten Gerbereibesitzer dahier, Magistratsrath David Mengin, ein Mann im kräftigsten Alter, nahm bei einer dieser Verrichtungen, wobei er mit Arsenik zu thun hatte, eine Prise Schnupftabak, ohne vorher seine Hände zu reinigen, und brachte so etwas Arsenik mit in die Nase, was die traurige Folge hatte, daß er in folgender Nacht an Blutvergiftung starb.

* (Aus dem mexikanischen Feldzuge.) Der junge Graf v. T . . . ., ein gemeiner Chasseur, war durch eine Kugel an den Kopf getroffen worden und wurde für todt in die Ambulance getragen. „Er kommt nicht wieder zu sich, man sieht ja sein Gehirn zu Tage liegen," sagte der Chirurgus. Bei diesen Worten öffnete der Sterbende etwas die Augen. „Sie sehen mein Gehirn?" fragte er matt, „bitte, senden Sie es sogleich meinem Vater, denn er ließ mich Soldat werden, weil er behauptete, ich hätte kein Gehirn im Kopfe."

* Lebensphilosophie.

Wer sich beurtheilt nur nach sich,
Gelangt zu falschen Schlüssen —
Du selbst erkennst so wenig dich,
Wie du dich selbst kannst küssen!

Homonyme.

Nicht blos dem Herrscher, dem die Macht gegeben
Des Urtheilsspruches über Tod und Leben,
Wir alle können oft auf Erden üben
Die Tugend, die der Heiland uns gebot,
Als er gelehrt: Du sollst den Feind auch lieben,
Und uns ein Beispiel gab im bittern Tod.
Doch sonderbar sind oft der Sprache Launen,
Denn magst du derb auch noch so sehr erstaunen —
Es nennt das Wort auch eine finst're That,
Womit, von Haß und Groll das Herz umnachtet,
So mancher schon im tückischen Verrath
Dem fremden Leben meuchlings nachgetrachtet.

Auflösung des Räthsels in № 48:
Plan.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 50. Samstag, 30. April **1870.**

* Treue Liebe.

Romanze.

Im Todtenkleid liegt eine Maid,
Verwelkt wie eine Rose.
Ihr Antlitz zeigt, daß Gram gebeugt
Die arme Hoffnungslose!

Sie war geliebt, und ungetrübt
Verflossen ihr die Stunden.
In kurzer Zeit, ein Jahr nach heut
War sie Ihm treu verbunden.

Da kam ein Brief; der traf sie tief!
Ihr Liebster war getödtet,
Im Kampf als Held, das weite Feld
Von Feindesblut geröthet.

Man suchte sie am Morgen früh.
Sie war dem Blick verschwunden.
Beim Abendroth hat man sie todt
Im Teiche aufgefunden.

An seinem Rand von ihrer Hand
Fand sich ein Blatt, beschrieben:
Vergebung sei! Nur meine Treu
Hat mich in Tod getrieben.

Ich liebte ihn. Er sank dahin!
Für's Vaterland gestorben!
Die deutschen Frau'n, sie sollen schau'n,
Daß er die Braut erworben! —

Nicht leben mag ich einen Tag,
Den Helden zu beweinen,
Der mich erwählt. Ihm unvermählt
Soll uns der Tod vereinen!

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Fräulein Bärbel, Meister Links' einzige Tochter, war ein sittiges, wohlgebildetes Mädchen von achtzehn Jahren. Aber diesen Vorzug verdankte sie nicht ihren Eltern, sondern einzig und allein der edlen Frau Bernard. Denn während die arbeitscheue Mutter des Mädchens dem spukhaften Phantom Lotterie nachjagte, erwarb sich die Tochter durch Güte der Frau Bernard alle weiblichen schönen Kenntnisse, die sie einem Manne nützlich und angenehm machen: Nähen, Waschen, Glätten, Sticken, ja sogar Kochen. Kurz alle Arbeiten, die einer guten Haushälterin obliegen. Und da sich zum guten Willen, was schon sehr viel von einem Menschen erlangt ist, nebst leichter Auffassung noch anmuthiger Körperbau, Schönheit und das dem weiblichen Geschlechte so unumgänglich nothwendige Zartgefühl gesellte, so fand ihre Pflegemutter in dem Mädchen eine Uebereinstimmung mit ihrem eigenen Charakter, ein Ebenbild, das sie um so mehr ansprach, als sie selbst unter ihren fünf Kindern keine Tochter zählte. Das Verhältniß zwischen beiden Frauenzimmern kann man demzufolge nur ein herrliches nennen. Es wuchs und blühte und sollte im Einverständniß beider Familien zu einer Verbindung mit August, Meister Bernards ältestem Sohne, heranreifen und die schönsten Früchte bringen. Auch war es die rein ideelle Anschauung dieser im Leben einzig idyllischen Seite, was das Prosaische des täglichen Umgangs in den Hintergrund treten ließ und das Band täglich fester zusammenzog. Und wenn Etwas mit zärtlicher Hand die feindliche Macht abhalten konnte, den Knoten des gemeinschaft-

Digitized by Google

lichen Zusammenlebens, der durch den schroffen Gegensatz sich nothwendig bald zwischen beiden Familien feindselig gestalten mußte, zu durchschneiden, so war dies nur das schöne Verhältniß zwischen Bärbel und Frau Bernard. Und Bärbel, dieses so herrliche Mädchen, nach dem viel wohlgesittete und reiche Jünglinge trachteten, dieses entzückende, angebetete Bärbel war es, das eine tobende Leidenschaft im Busen des so häßlichen und niedrig denkenden Gros-Cartouche entzündet hatte, und nach welchem er mit unerhörter Frechheit, wenn man überhaupt für einen Naturmenschen sittliche Förmlichkeiten geltend machen kann, seine thierische Hand ausstreckte. Dieses Mädchens gedachte er mit Gewalt oder List habhaft zu werden, da sie seiner Liebe keine Erwiederung schenkte. Zu diesem Zweck war er mit dem Trödler Samuel Levy übereingekommen, ihm Vorschub zu leisten. Ein Naturmensch wie Gros-Cartouche kennt und erkennt keine anderen Rechte, Grundsätze und Konvenienzen an als diejenigen, deren Ausführung er selbst übernehmen kann und die ihn unmittelbar und instinktmäßig des Besitzes versichern. Ein unumstößlicher Beweis hievon liefert der außerordentliche Auftritt, zu dem es angesichts des Vaters Bärbels und Meister Bernards, des Vaters ihres Verlobten, nebst aller anwesenden Waffenschmiedgesellen diesen Morgen zwischen ihm und dem Mädchen gekommen war, und durch den der so sehr an Unwahrscheinlichkeit grenzende und dennoch so wahre Charakter Gros-Cartouche's an's Licht tritt. Schüchtern war das Mädchen, im Auftrag ihrer Mutter, zu Meister Links in die Werkstatt gekommen. Weder Scham noch Ehre, noch was den Menschen vom Thier unterscheidet und im höchsten Grad zwei Liebende entflammen soll, konnten da im Herzen des Naturmenschen einen beredten Wiederklang finden. Wie ein Rasender stürzte er sich auf das eintretende Mädchen und herzte und küßte es. Erst das glühende Eisen, das Meister Bernard mit unaussprechlicher Empörung aller seiner Gefühle aus der Esse zog und mit dem er den Unmenschen zu durchbohren drohte, nebst der nachdrücklichen Zurechtweisung seiner beispringenden Nebengesellen vermochte über ihn, daß er seine Beute fahren ließ. Aber keineswegs unterdrückte er, belehrt durch diese äußerste Erniedrigung, die einem Menschen in der civilisirten Welt widerfahren kann, das verzehrende Feuer einer verderblichen Leidenschaft. Rein, Zorn, Liebe, Rache schnaubend eilte er davon, im Freien die empörten Elemente seiner Gefühle abzukühlen. Wie ein brünstiges Wild ächzend und wühlend durch das Gehölz bricht, im Lauf den mächtigen Kopf auf den Rücken wirft, Dampf und Schaum gegen den Himmel spritzt und sich selbst aufreibend am Saum des Waldes, dampfend mit mattem Auge zusammenbricht — so tobte Gros-Cartouche. Er aß und trank nicht. Nachmittags kehrte er ermattet zurück und lehnte sich stillschweigend an die Mauer.

* * *

Im gemeinschaftlichen Familienzimmer war es diesen Nachmittag ganz still und öde. Die zwei kleinen Fenster, durch die nur ein kümmerliches Licht wegen der engen Räumlichkeiten außerhalb eindringen konnte, standen offen, und statt der wohlthuenden Sonnenstrahlen schwoll eine feuchte, stinkende Luft in Strömen herein. Tisch und Stühle lagen halbzolldick mit Staub bedeckt und waren aus ihrer gewöhnlichen Ordnung verrückt. Man vermißte das geschäftige Walten der Haushälterin. Die kerkerhafte Stille, welche ringsum herrschte, unterbrachen nur in kurzen Zwischenräumen leise Tritte im Nebenzimmer und die schwache Stimme der Frau Bernard, die stöhnte. Mitunter vernahm man auch das Wimmern der Kinder, und Meister Bernard, ängstlich besorgt um seine theure Gattin, mochte wohl manche Thräne die Backen heruntergerollt sein, die man weder sah noch hörte.

Plötzlich ließen sich draußen im schmutzigen Gäßchen flüchtige Fußtritte hören. Kaum aber war das Ohr vom Lärm berührt, so stand schon ein schmuckes, allerliebstes Mädchen in der Stube. Es trug ein kleines Weidenkörbchen am Arm von wunderschöner Arbeit, das mit dem einfachen, aber anständigen Anzug des netten Mädchens etwas abstach, aber den Augen bald das Feld räumen mußte, indem sie von weichern und blühendern Gebilden angezogen wurden. Fürwahr, Materials genug für den schönsten und geschicktesten Künstler, der mit edlem Wuchs und reinen Zügen Bescheidenheit, Anmuth und Naivetät vereinigt finden will und unsere schönen Rheinlande verläßt, um unter dem südlichen Himmelsstrich fremde, ungeahnte Schönheiten zu suchen — zu suchen!

Für Bärbel bedarf es keiner weitern Aesthetik. Eine Perle. Wie übertrieben, wie unnatürlich, wie ekelhaft oft diese Beschreibungen des schönen Geschlechts im romantischen Styl auf den guten Geschmack einwirken; wie beschränkt, wie gefühllos unsere jungen Künstler die einheimische Natur mit der Fremde vertauschen, wie flach, wie schaal,

wie blank ihre Werke sind und wie benebelt ihre Bewunderer, das verspürt man allein im Gefühl der verletzten Sittlichkeit, wenn man vor einer solchen reinen Schönheit steht.

Bärbel schritt leise an das Links'sche Nebenzimmer und versuchte zu öffnen, um zu sehen, ob ihre Mutter zu Hause sei. So wie sie die Thüre geschlossen fand, wandte sie sich zur Seite der Familie Bernard, wo sie den Eingang offen fand und hindurch schlüpfte.

Kaum war das Mädchen vom Schauplatz des gemeinsamen Lebens schweigend abgetreten, als die Hausthüre mehrmals angepocht wurde und sich endlich von selbst aufthat. Ein Mann von mittelmäßiger Größe trat mit halbgesenktem Haupt herein. Er war durchaus schwarz gekleidet. Wir erkennen in ihm den Pfarrer wieder, der beim Trödler Samuel Levy sich nach der Wohnung der Familie Bernard erkundigt hatte. Als er Niemand bemerkte, blieb er stehen, und das ganze Zimmer mehrmals übersehend, richtete er zuletzt seinen Blick wechselweise auf die zu beiden Seiten gelegenen Thüren der Nebenkabinete. Es verging aber kaum eine Minute, so öffnete sich ohne Geräusch die Thüre rechter Hand und Meister Bernard trat hinkend, wie er war, heraus und machte mit verweinten Augen dem Geistlichen einen ziemlich respektablen Bückling. Der Seelsorger lächelte ernst und grüßte. Ohne ein Wort zu sprechen, schritt er sanft an die Thüre heran, schlüpfte hindurch und Meister Bernard hinkte seinem Vorgänger nach und schob den Riegel hinter sich zu.

Was in dem Nebenzimmer der Familie Bernard jetzt vorging, das ist einer profanen Feder nicht vorbehalten zu erzählen. Ein Blick von Außen durch das halbgeöffnete Fenster konnte es genugsam errathen. Ein Krankenbett stand an der obersten Ecke, am Kopfende lehnte mit gefalteten Händen Meister Franziskus Bernard, neben ihm, etwas rückwärts kniete Bärbel. Vor dem Bette, Bärbel den Rücken zugekehrt, stand der Geistliche, ebenfalls die Hände andächtig gefaltet und betete. Die Kranke sah man nicht, nur die Kinder, die wie verjagte Lämmer in allen vier Ecken herumstanden und schluchzten. Weiter sah und hörte man nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der bekannte Jesuitenpater Roh, einer der Hetfershelfer bei der römischen Dogmenfabrikation, hat wiederholt geleugnet, daß bei den Jesuiten der Grundsatz: der Zweck heitige die Mittel, in Geltung bestehe, und noch beigefügt, er werde demjenigen, der ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweise, in welchem nach dem Urtheil der juridischen Fakultät von Heidelberg oder Bonn jener infame Grundsatz enthalten sei, 1000 Gulden ausbezahlen. Nun ist dem Pater ebenfalls wiederholt unter die Nase gehalten worden, daß dieser Grundsatz eben doch in einem solchen Buche enthalten sei, neulich von Dr. Frz. Huber in Bern. Wer aber von seinem Versprechen nichts mehr wissen will, das ist der wahrheitliebende Pater Roh, dem nun Herr Huber in einem offenen Brief eine Bezeichnung beigelegt hat, die ein Ehrenmann nicht auf sich ruhen lassen darf. (Ueber die Abscheutichkeit des Jesuitismus gibt ein Duodezbändchen: „Compte rendu des institutions des jésuites“ (staatspolizeilich) genügenden Aufschluß. Der Reihe nach werden jene verderblichen Jesuitencodizillen abgeurtheilt. Die Formel tautet: ꝛc. ꝛc. soient lacérés et brûlés en place de grève.

(Die Unità des Margotti.) „Das Blatt des italienischen Veuillot hat 15,000 Abonnenten und 100,000 Leser und besitzt größeren Einfluß in Italien, als alle 256 Bischöfe des Landes zusammen genommen. Die Hirtenbriefe dieser Bischöfe sind ohnmächtig, verglichen mit der Autorität dieses Tageblattes, und sie selber sind wie eingeklemmt zwischen der Furcht vor dem mächtigen Margotti und der Rücksicht auf die gebitbeten Stände und deren Urtheil. Da diese jedoch zum weitaus größten Theile indifferentistisch gesinnt sind und einem Bischofe keine moralische Stütze gewähren, so überwiegt der Respekt vor dem Journatisten, welcher jeden Gegner des römischen Lieblingsdogma's ebenso behandelt, wie Veuillot es thut.“

(Vergeltung.) Den New-Yorkern Blättern zufolge brachen Diebe am 30. März in das Grab des Menschenfreundes Peabody ein und stahlen die silberne Platte und das Gehänge von dem Sarge. Tags darauf wurden sie verhaftet und mußten ihre Beute aufgeben.

* (Vergleichende Statistik.) Ein Florentiner Blatt, das „Eco dello verita“ stellt interessante Vergleiche bezüglich der unehelichen Geburten und der Morde zwischen verschiedenen Staaten verschiedener Konfessionen an. Das Ergebniß ist folgendes: Auf 100 eheliche Geburten in den protestantischen Landen kommen 4 uneheliche, in Paris 48, in München 91, in Wien 118 und in Rom auf 100 eheliche 243 uneheliche. Ebenso schlimm steht es mit den Mordthaten. Während in England 1 Mord erst auf 178,000 Einwohner kommt, in Holland auf 163,000, in Preußen auf 100,000, in Oesterreich auf 57,000, kommt in dem rein katholischen Spanien 1 Mord schon auf 4113, in Neapel auf 2750 und in Rom sogar 1 Mord schon auf 750 Einwohner. Und das ist die sogenannte heilige Stadt, in welcher der Papst residirt und das Konzilium tagt.

Eine Anzahl Israeliten in Paris, voran Crémieux, der Präsident der Alliance Israélite universelle, Frank, Mitglied des Instituts, Isidor, Großrabbiner des Central-Konsistoriums, und Louis Ratisbonne, haben einen Aufruf an ihre Religionsgenossen gerichtet, um Theilnahme und Unterstützung für den Dichter Ludwig Wihl zu wecken, dessen israelitisches Herz nicht blos seine Handlungen, sondern auch seine Werke begeistert habe und dessen „Hirondelles“ vom mächtigen Hauche der heiligen Schriften erfüllt seien. Ludwig Wihl ist geborener Rheinländer, weilt aber seit 20 Jahren in Frankreich, wo er Lehrer der deutschen Sprache am Lycée von Grenoble war, hat diese Stelle aber seiner vorgerückten Jahre wegen aufgeben müssen. Der Aufruf wendet sich an die französischen und an die deutschen Israeliten zu gemeinschaftlicher Betheiligung.

(Neue Todesart.) Unter den Petitionen, welche beim französischen Senat eingelaufen sind, befindet sich die eines Gendarmerie-Eskadronschefs außer Dienst, Namens Dalché des Planels, welcher eine neue Art der Vollstreckung der Todesart vorschlägt. Diese Art bestünde darin, diejenigen Geschwornen, welche sich für die Hinrichtung des Angeklagten ausgesprochen haben, die Tasten eines mit dem Gefängnisse des Letzteren in Verbindung stehenden Klaviers niederdrücken zu lassen; durch diesen Druck würden sich die Revolver des Klaviers entladen und den Verurtheilten tödten. Also anstatt der Guillotine das Piano! — Der Senat ging über diese Petition zur Tagesordnung über.

* (Pickpokets Witz.) Während einer Feuersbrunst stahl ein Taschendieb einem Manne, welcher in der Reihe der Wasserzubringer stand, die Uhr und wurde ertappt. „Bitte, es handelt sich lediglich um einen Scherz,“ erklärte er im Verhör. „Diese Herren machten die Kette und ich „machte“ die Uhr.“

* Lebensphilosophie.

Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben.
Und doch singt Mirza Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

Laß sich in dich ergießen
Des Weines heil'ge Glut.
Laß alle frommen Thoren
In Nüchternheit versinken;
Kein Tropfen geht verloren
Von dem, was Weise trinken!

Der Weise kann des Mächt'gen Gunst entbehren,
Doch nicht der Mächtige des Weisen Lehren.

Dreisylbiges Räthsel.

„O, wären die ersten zwei nicht in der Welt!“
Denkt mancher mit Seufzen und Klagen!
Der Dritte begleitet dich stets auf das Feld —
Als Theil eines Ganzen — beim Jagen.
Vereint sind die drei, wo sie Wurzel gefaßt,
Ein schwer zu beherrschender ruchloser Gast.

Auflösung der Homonyme in № 49:
Vergeben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. **Dienstag, 3. Mai** **1870.**

* Kindlichkeit.

Im Morgenglanz bethauter Felder
Mit wachem Muth;
Im Mittagsschatten dichter Wälder
Voll Lebensgluth;

Beim letzten Abschiedskuß der Sonne,
Im Abendschein,
O Kindlichkeit! durchbebt von Wonne,
Gedenk' ich dein!

Und seh' ich dann auf jeder Wiese,
Auf dieser Flur,
Von dem verlornen Paradiese
Die Engelspur:

Im Knabensteckenpferdchen-Gleise,
Im Brettbalanz,
Im Blindekuh, im Mädchenkreise,
Bei Spiel und Tanz,

Dann träum' ich mich zurück in deine
Vergangenheit,
Und spiele mit, als hätt' ich meine
Verlorne Zeit.

Doch ach! von jenen frohen Schaaren
Im Spielgenuß
Ruft bald der Ernst von dreißig Jahren
Den matten Fuß;

Dann gibt das schnell verflog'ne Scherzen
Den Sorgen Raum;
Und ach! der Kopf ruft laut dem Herzen:
Es war ein Traum!

O Wonnezeit der Kinderjahre!
Du flohst dahin —
Ich bat als Jüngling: Gott, bewahre
Mir deinen Sinn.

Ich ward ein Mann, — er war verschwunden;
Es blieb mir nur
Erinn'rung jener Frühlingsstunden
In dir, Natur!

Nun bet' ich innig: Gott, bewahre
Dem Greise die!
Erst mit dem letzten Schnee der Haare
Verschwinde sie!

Homburg. Aulenbach.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Im gemeinschaftlichen Familienzimmer war es wieder still wie zuvor. Aber nicht lange Zeit. Pfeifend und singend kam Jemand das Gäßchen daher gestolpert und wäre beinahe über den großen Rauhstein gefallen, der den beiden Familien als Schwelle diente.

„Halt da! Elfe oder Gnom," sagte der Stolpernde, „sonst gehen mir meine Apothekergläschen kaput!"

Ein langer, hagerer Herr trat ein, mit einem starken Vollbart und das schwarze Habit bis unten zugeknöpft. Auf diese Weise vereinigte er in sich die Kennzeichen eines Geistlichen und eines Schülers Aeskulaps, der er auch als Kantonsarzt im vollsten Sinne war.

„Endlich, endlich!" sagte er mit kreischender Stimme. „Endlich habe ich das Haus gefunden. Hier muß es sein; denn so hat man mir's beschrieben. Aber wo ist die Kranke? Fürwahr, keine gefährliche Krankheit! Man hört und sieht nichts." Bei diesen Worten sah er sich in der Stube verwundert um und sperrte beide Nase-

Digitized by Google

löcher auf, um die Luft in vollen Zügen ein- und auszupumpen und zu analysiren. Schnell zog er ein kleines Fläschchen aus der Rocktasche, das ein starkes aufgelöstes Salz enthielt, und sog dessen ätherischen Geruch mit lautem Geräusch durch das verletzte Riechorgan ein.

„Ach, ach, welche Stickluft! Welch fauliger Geruch weht mich an! Miasmen! Wenn nur hier das Faulfieber nicht herrscht. — Aber wo ist die Kranke? Ist sie vielleicht schon gestorben? Beinahe sieht es hier so aus. Ich muß Gewißheit haben. Mein Amt erfordert es." Hier brach er das Selbstgespräch ab und näherte sich dem Links'schen Nebenzimmer. Er klopfte. Es erfolgte keine Antwort. Er klopfte wieder und zum dritten Male. Keine Antwort. Hernach begab er sich an die Nebenwohnung der Familie Bernard und pochte stark an. Alles blieb still. Er pochte noch einmal stärker, aber umsonst.

„Keine Antwort!" kreischte er ärgerlich vor sich hin. „Was für eine schwierige Aufgabe, Kranken aufzufinden." Er kehrte mit großen Schritten an das Links'sche Zimmer zurück und klopfte wie wahnsinnig.

„Nichts! Niemand zu Hause! Klopf, klopf, klopf! Kein Mensch, keine Seele, geschweige denn ein Kranker! Es scheint hier Alles ausgestorben zu sein wie auf einem windstill stehenden Schiffe." Der gewissenhafte Mann mußte sich endlich in sein Schicksal fügen. Er vertrieb sich die Zeit, indem er Sanitätsbeobachtungen über die Beschaffenheit des Ortes anstellte.

„Wie traurig sieht es hier aus," hub er an, „hier thut Hilfe, schleunige Hilfe noth. Keine ordentlichen Auslüftungsanstalten sind hier getroffen. Das Häuschen steckt in dem Chaos so drinnen, daß keine Sonne und kein Mond hereinscheinen können. Da ist kein Wunder, wenn es Kranke gibt; hier hält es kein Gaul aus. Und welche Nachlässigkeit, welche Unreinlichkeit! Nicht gescheuert, nicht gewaschen, nicht geputzt! Ueberall bärtiger Staub vom vorigen Jahre! Hier wird nicht aufgeräumt!" Diesmal war es eine gezwungene Pause, die den Monolog abbrach. Der Arzt näherte sich der kahlen Wand, und mit den Armen weit ausholend, beschrieb er einen Halbzirkel mit hohler Hand darauf, daß die Feuchtigkeit in buchstäblichen Tropfen zu Boden niederschlug. Dieses Resultat brachte den Doktor beinahe außer Fassung.

„Du lieber Gott," sagte er zürnend, „an den Wänden läuft das Wasser seelecht herunter, und was bemerke ich hier unter dem Tisch?" Er bückte sich mühsam seiner ganzen Länge nach, Zornesröthe fuhr ihm ins Angesicht: „Zum Henker," schrie er mit erstickter Stimme, „hier unten machen sich ganze Heerden Pilze den Platz streitig. Lauter böse Anzeichen! Omina! Prognostica! Symptomi!" Nur mit großer Mühe gelang es ihm, wieder unter dem Tisch hervorzukriechen. Er nahm eine niedergeschlagene Stellung an, die in der That herzergreifend war.

„Das feuchte Rattennest," grollte er, „gehörte von Rumpf und Stumpf abgebrannt und das ganze Quartier dazu. Ich muß davon meine Anzeige machen. Mein Amt erfordert es."

In seinem Aerger ließ er sich auf einen Stuhl neben dem Tisch nieder und nahm die Positur eines Rezeptverschreibenden an. Dann ungeduldig über den Tisch streichend, brummte er vor sich hin: „Kein Mensch zu Haus. Da genese ein Kranker, wenn man ihn allein läßt, daß er vor Langeweile stirbt. Ich will noch einen Augenblick warten."

Es dauerte kaum fünf Minuten, als Jemand stark an die Thüre schlug. Wie ein Gnadenurtheil ertönte das Gepolter in den Ohren des Arztes.

„Herein, herein!" rief er, indem er vor freudiger Bewegung aufsprang und auf den Eingang losstürzte mit ausgebreiteten Armen, gleich einem Begnadigten, der im Begriff ist, seinen Kerkermeister zu küssen.

Blaß vor Entsetzen prallte der Eintretende vor dem Wonneerfüllten zurück. Es war ein beleibter, kurzer, ältlicher Mann, der eine große Mappe unter'm linken Arm trug und ein schweres Rohr in der rechten Hand. Er wähnte sich in eine Falle gerathen; aber seine Fassung kehrte sogleich zurück, und das spanische Rohr aus allen Leibeskräften gegen den gewölbten Schmeerbauch pressend, stellte er sich auf die Defensive.

„Halt! Im Namen des Gesetzes!" erscholl der ängstliche Ruf des Fremden. Der Arzt sah sich getäuscht und wankte verblüfft einen Schritt zurück. Es war ihm, als wäre er vom Schlagfluß getroffen und es erforderte einige Zeit, bis er sich sammelte.

„Sind Sie toll?" herrschte er mit lauter Stimme den Eingetretenen an. Dieser gab sich alle Mühe, sich von Etwas zu entsinnen; es wollte ihm aber nicht sogleich gelingen. Endlich ließ er die Vertheidigungswaffe mit kalter Ehrerbietung sinken.

„Verzeihen Sie, Herr Kantonsarzt, eine falsche Alarme!" sprudelte es ihm durch die vollen Lippen hervor.

Digitized by Google

„Gut, schön, herrlich!“ entgegnete spöttisch der Arzt, dessen Geist wieder sein Gleichgewicht erhalten hatte, „doch machen wir nicht lange Komplimente; es ist keine Zeit zu verlieren. Treten Sie näher, Herr Hausmeister, Hilfe, schleunige Hilfe thut noth und die arme Frau kann schon gestorben sein.“ Mit wirrer Entfremdung gaffte der dicke Fremde den Doktor an und seine Augen rollten so seltsam, als drohten sie aus ihren fleischigen Höhlen zu brechen. Er konnte kein Wort herausbringen; nur sah man, wie die Unterlippe sich konvulsivisch bewegte. Der Arzt stampfte vor Ungeduld mit den Füßen. „Schnell, schnell, schließen Sie auf, Herr Hausmeister, wir wollen sehen, was noch zu thun ist. Schnell, schnell!“

„Sie verzeihen, Herr Doktor, für wen halten Sie mich?“ war die nunmehr gefundene Antwort des Fremden. Der Arzt sah nicht, daß er eine Mappe unter'm Arm trug. Er schrie: „Seien Sie der — — keine Förmlichkeiten, mein Herr, ein andersmal sagen Sie mir Ihren Stand und Gewerb. Jetzt schließen Sie schnell die Thüre auf!“

Die Zudringlichkeit des Arztes brachte indessen mit der Länge eine entgegengesetzte Wirkung auf den Fremden hervor. Er nahm eine stolze, gebieterische Stellung an, und auf das Portefeuille schlagend, sagte er mit eisigem Lächeln: „Wissen Sie, Herr Doktor, ich komme im Namen des Gesetzes.“

Nichts vermag die Wirkung, welche diese Worte auf den Doktor ausübten, genügend wiederzugeben. Starr, mit hohlem Glotzauge blickte er den Furchtbaren an. „Sie kommen im Namen des Gesetzes,“ brüllte er, „gut, ich bin schon da im Namen meines Amtes. Kennen Sie mich nicht? Ich bin der Kantonsarzt.“

„Gewiß kenne ich Sie,“ erwiederte der Angedonnerte kalt, „ich bin der Huissier.“

Die Wirkung dieser letzten Worte wollen wir unbeschrieben lassen. Aber jetzt wich der Arzt vernichtet vor dem fremden Manne zurück. Alle seine Gefühle waren momentan in leidenschaftlicher Gährung aufgewallt; allein die Kraft fehlte ihnen, den Kulminationspunkt zu erreichen, um mit zerschmetternder Gewalt niederzufallen. Wie die Brandung, die sich eben mit supremer Gewalt erhebt, um Alles in ihrem strudelnden Innern zu verschlingen, durch eine geheimnißvolle Kraft, vielleicht durch ihre eigene Schwere in sich selbst versinkt und fortrollt, so versank die Summe der empörten Gefühle des Arztes und begrub sich in sich selbst.

Sobald er wieder zur Besinnung kam, befand er sich, er wußte nicht wie, im äußersten Winkel des gemeinschaftlichen Familienzimmers und sah Leute sich vor ihm bewegen und sprechen, die er noch nie gesehen, noch nie gehört hatte.

Verblüfft stand der redliche Meister Bernard in der Stube und schaute mit großen Augen abwechselnd den Arzt und den Huissier an, der mit großem Geräusch Papiere auskramte. Selbst die Links'sche Zimmerthüre war zur Spalte wie durch Zauber geöffnet und das schadenfrohe Gesicht der Frau Links blickte lächelnd nach den fremden Gästen hin und musterte sie. Bärbel stand traurig an der Seitenthüre und sah unabläßig den Doktor an. Dieser faßte nun auch Muth und näherte sich Meister Bernard mit freundlichen und entschuldigenden Worten. Inzwischen trat der Geistliche aus dem Krankenzimmer und schien nicht wenig verlegen, als er die seltsame Situation überblickte. Neben Bärbel blieb er stehen, dem Doktor freundlich nickend und ihm bedeutend, daß die Krankheit nicht gefährlich sei. Die Spannung war aber noch nicht vorüber; sie sollte erst durch eine unverhoffte Peripetie ein intensives tragi-komisches Gepräge erhalten. Es schleppte sich eben durch das Gäßchen eine trockene, gebückte Gestalt, ganz in Lumpen gehüllt. Die Gestalt blieb vor der Hausthüre stehen. Sie lauschte und besann sich, aber kurz. Aller Anwesenden Augen waren auf die Thüre gerichtet. Ohne anzuklopfen, drehte sich die eiserne Schlenke um. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung entwand sich der Brust eines Jeden und der Menschenkenner unterschied hier an den verschiedenartigen Bewegungen, Ausdrücken und Attitüden den Charakter eines jeglichen Zuschauers.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Amerika durch die Chinesen entdeckt.) Ein kalifornischer Sinologe, Hanlay genannt, hat San Franzisko durch den Nachweis, daß Chinesen tausend Jahre vor den Spaniern im Lande gewesen seien, in lebhafte Aufregung versetzt. Um das deutsche Erstlingsrecht an dieser Entdeckung zu wahren, wird jedoch in verschiedenen Blättern darauf hingewiesen, daß der kürzlich zu Berlin verstorbene Prof. Neumann von München schon vor einem Vierteljahrhundert aus chinesischen Quellen die Belege für die Entdeckung Amerika's

durch die Chineſen beigebracht hat. Noch früher hatte Desguigues bekannt gemacht, daß chineſiſche Bücher von einem Lande im Oſten ſprächen, welches kein anderes als Amerika ſein könne. Neumann hat ſogar den Reiſebericht eines chineſ. Mönchs und Glaubensboten über das Reich Fuſang veröffentlicht. Daß unter Fuſang nur Mexiko gemeint ſein könne, folgt aus den Angaben des Mönches über die geographiſche Lage und die Produkte des Landes. Aus den letzteren nennt er den Fuſangbaum, deſſen Sproſſen man eſſe, deſſen Rinde ein Leinen und ein Papier gebe und deſſen Saft zu einem berauſchenden Getränke bereitet werde. Der Fuſangbaum iſt die Magney oder große chineſiſche Aloe, die noch heute zu den angegebenen Zwecken dient. Der Berichterſtatter ging im Jahre 499 unſerer Zeitrechnung nach Mexiko; aber nicht als der erſte Glaubensbote, denn 458 waren fünf andere Mönche dahin aufgebrochen, um die Lehren Buddha's zu verbreiten. Was Hr. Hanlay ferner über die Aehnlichkeit in gewiſſen Sitten und Gebräuchen der Azteken und Chineſen, wie über die Einwirkung des Buddhismus auf die Religion der erſteren ſagt, war ebenfalls bereits bekannt. Neu iſt nur die Liſte ſprachverwandter chineſiſcher und aztekiſcher Wörter, die er aufſtellt. Sie ſpricht übrigens weniger für die Entdeckung Amerikas durch die Chineſen, als für den gleichen Urſprung der Indianer, Mongolen und Chineſen, den Alexander v. Humboldt und andere Naturforſcher annehmen.

(„Union des femmes chrétiennes“) unter dieſem Titel hat ſich in Paris ein Frauenverein gegen den Luxus gebildet. Die Mitglieder verpflichten ſich, nicht mehr als ein von Vereinswegen feſtgeſetztes Maximum für ihre Toilette auszugeben. Was ſie auf dieſe Weiſe von ihren Nadelgeldern ſparen, wollen ſie dem Papſte verehren.

* (Auch ein Cäſar.) Wachtmeiſter: „Befehle draußen ſtill zu bleiben, Ich muß jetzt meinen Namen ſchreiben.“ Feldwebel: „Wie ſoll ich den Bericht anfangen?“ Wachtmeiſter: „Wiſſen Sie, ſchreiben Sie mal: Sondern! Da haben Sie einen guten Anfang.“

Wie der „Meſſager Franco-Amerikain“ erzählt, hat man in Amerika eine Maſchine erfunden, welche die Elektrizität als bewegende Kraft anwendbar macht. Dieſe Maſchine, deren Kraftentwicklung genügt, um menſchliche Handkraft zu erſetzen, wird mit großem Erfolg in Verbindung mit der Nähmaſchine angewandt.

(Knut.) Ein ruſſiſcher kaiſerlicher Ukas führt die Prügelſtrafe für die niederen Zivilbeamten, die eine Zeit lang aufgehoben war, wieder ein!

* Lebensphiloſophie.

Man verſorgt ſich heut zu Tage mit Gedanken, wie mit Zähnen, mit Phraſen, wie mit Locken; je mehr die Civiliſation ſteigt, um ſo größer wird die Zahl derjenigen Perſonen, die ihren Geiſt mit fertigen Ideen möbliren, mit erlernter Phraſe. Die Originalität nimmt ab, die Mittelmäßigkeit nimmt zu.

Lieb' ohne Luſt — welche eine Pein!
Luſt ohne Liebe — wie gemein!
Die Beiden aber im Verein
Gewähren uns das höchſte Sein.

Daumer.

Wer an ſich ſelbſt glaubt, hat ſchon zur Hälfte geſiegt. Der Sieg wird vollſtändig, wenn man auch die Dummheit des Gegners nicht mehr bezweifelt.

Zweiſylbiges Räthſel.

Die erſte gedeiht in großer Zahl
Auf einem Eiland im Meere.
Freund! ſonneſt du dich in der letzten Strahl,
So wach', daß ſie dich nicht bethöre,
Denn leider! meiſt wandelbar iſt ihr Sinn,
Ihr Lächeln von flüchtiger Dauer,
Das Ganze vermeide; nie bringt es Gewinn
Und macht dir das Leben nur ſauer.

Auflöſung des dreiſilbigen Räthſels in № 50:
Leidenſchaft.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Donnerstag, 5. Mai **1870.**

* Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Hoch und hell, frei und schnell,
Ohne Zögern, ohne Wanken
Sei dein Thun, wenn du nun
Fertig bist mit dem Gedanken!

Hast du wahr Alles klar
Ueberdacht, dein Ziel genommen,
Dann bist du aus der Ruh'
Zum Beginn der That gekommen.

Schreite kühn, stark dahin,
Im Bewußtsein deines Adels,
Dann wird dein Handeln sein
Ueber jedem Pfeil des Tadels!

Bleibt vielleicht unerreicht
Die Vollendung deinem Wollen,
Dann hat ein Schicksal dein
Mühen nicht belohnen sollen. —

Wenn du so immer froh
Alles wirst ertragen können
Tugendlich, soll man dich
Einen Philosophen nennen. —

---

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Meister Martin Links, jenes dürre, launenhafte Männchen, hatte sich heute nach seinem gehabten Streit mit seiner theuren Ehehälfte nur im Rausch seines Zornes in die Werkstatt verirrt. Allein dieser sein Irrthum war nicht von langer Dauer. Sobald er seinen Nachbar, Meister Bernard, nicht an der Esse erblickte, kehrte die Wirklichkeit des Skandals in Begleitung eines mächtigen Bedürfnisses, seinen Aerger in Wein zu ersäufen, in die durstige Seele zurück. Und dieses brennende Verlangen zu stillen, besuchte er in einer Stunde alle Kneipen. Aber überall, wo er erschien, hatte ihm die tausendzüngige Fama bereits den Paß abgeschnitten und ihren giftigen Samen bis zum Ueberlaufen in die Trinkgläser der Zechenden gegossen. Alles was Witzelei, Fopperei und Verleumdung mit stammelnder Zunge über Sterbliche auszusprechen vermag, hatte sie im reichsten Maße gegen beide Familien überhaupt und insbesondere über Frau Links und ihre Angehörigen erregt. Nichts blieb unbetastet: weder Frau Links Lotterieteufel, noch ihre angeliche Bittschrift an die Regierung; ja Bärbels Schönheit und Sittlichkeit selbst lag unter dem Verkleinerungsglas der Verleumdung. Was sich aber bei der Sache als das Fatalste erwies, das war die Nothwendigkeit, in welche der so hart geprüfte Links sich versetzt sah, selbst als Mitbetheiligter des Skandals, aus dem Munde passiver Erzähler ein zweites Kapitel seiner Schande zu vernehmen, in Betreff nämlich des Besuchs, den der Huissier eben bei den Familien abstattete, um im Namen des Gesetzes ihre wenigen Habseligkeiten mit Arrest zu belegen. Diese Alternative schien ihm bedenklich und er vertauschte alsbald seinen früheren Aerger mit demjenigen, den der gänzliche Ruin seiner Familie in ihm erregte; was jedoch keineswegs die unmittelbare Wirkung seines ersten Aergers zerstörte. Im Gegentheil fand er in dem zweiten einen viel triftigern Grund, den angefangenen Rausch zu vollenden. Ein Raisonnement, das manchem Logiker eine weitere Ursache zum Aerger gewesen wäre, in Konstatirung des Widerspruchs, daß zwei verschiedene Ursachen eine nämliche Wirkung hervorzubringen vermöchten. Wie dem nun auch sein mag, fest steht es, daß der Waffenschleifer frisch

darauf loszechte mit dem heiligen Schwur, den er öffentlich that, all sein Hab und Gut zu veräußern und nach Afrika auszuwandern. Dieses Gerücht, und mit einbegriffen dasjenige der Zwangsversteigerung, war nicht so schnell zu Ohren der Lotteriegevatterinnen gelangt, als sich denn auch schon die Metze Fama beeilte, es in aller Welt auszutrommeln und auszuposaunen. Der Hebräer Samuel Levy, gleich dem unglücklichen Vater Phaetons, sank dreimal in die Brust, als er die Schreckensbotschaft aus dem Munde Gros-Cartouches vernahm. Straff erhob er sich inmitten seiner Lumpenschober und, eingedenk seiner Abstammung aus dem Prophetengeschlechte, streute er händeringend Staub auf sein greises Haupt und murmelte talmudische Flüche zwischen den Zähnen. Dann brach er in heftige Konvulsionen und schreckliche Verwünschungen aus; nahm den Wanderstab zur Hand und ohne sich um die offene Bude, noch um den zurückgebliebenen Naturmenschen Gros-Cartouche zu bekümmern, schleppte er sich eilends durch das Gäßchen fort und verschwand.

Gros-Cartouche, der stillschweigende Zuschauer dieser Scene, kam dies Alles ganz natürlich vor und es entfremdete ihn die Extravaganz des Hebräers um so weniger, als er sich selbst ähnlicher bewußt war. Kurz, er fand Alles in der Ordnung. Seine Neugier verlor nun wenig Zeit, die Seltenheiten, welche der Trödler in seinem Magazin aufbewahrte, mit Muße zu durchmustern. Aber es befanden sich hier nichts als abgetheilte Haufen von Lumpen, Knochen und zerbrochenem Eisen, und Gros-Cartouche vertrieb sich so lange die Zeit mit Durchwühlung derselben, bis sein Gaumen vom Staub buchstäblich zugerußt und sein Kopf vom heftigen Gestank völlig betäubt war, daß er nichts Besseres thun konnte, als nach etwaigen angenehmern Seltenheiten sich umzuschauen. Zu seiner größten Freude entdeckte da der Neugierige ein Schlüsselbund, das an und für sich schon einen Alterthumssammler angesprochen hätte. Er nahm es hinweg und machte sich sofort an's Werk einer gewissenhaften Hausuntersuchung. Auf der dunklen Hausflur angelangt, war sein Erstes, die schmale, baufällige Treppe hinanzuklettern, die in einer Rolle hing und vermittelst eines Strickes, im Nothfall gleich einer Fallbrücke in die Höhe gezogen werden konnte. „Das ist eine ganz hübsche Erfindung," brummte er vor sich hin, „die ich dem Level niemals zugetraut hätte." Oben war ein kurzer Absatz, der kaum für zwei Männer Raum genug bot. Eine eisenbeschlagene, feuerfeste Pforte, eng und niedrig, zeigte den einzigen Ort an, wo ein Durchgang praktikabel zu machen war. Die Pforte hatte mehrere kleinere und größere Schlüssellöcher, und es kostete Gros-Cartouche, der auf diesem Gebiet sonst ein ganz perfekt erfahrener Bursche war, verhältnißmäßig große Mühe, bis es ihm gelang, für jedes dieser Löcher einen Schlüssel zu finden.

„Der pfiffige Level!" dachte er, als die Pforte aufsprang, und ohne auf seiner Stirne den höllischen Reflex, der die Kettenträger brandmarkt, abzuspiegeln, trat der Neugierige ein. Er passirte zuerst einen engen Gang und befand sich plötzlich zu seinem Erstaunen inmitten eines großen Behälters, der mit Stoffen, Kleidern und Geräthschaften aller Art angefüllt war.

Die verschiedenartigsten Gegenstände waren hier durcheinander aufgehäuft. Manns- und Frauenkleider in den feinsten Stoffen und seltsamsten Schnitten; reich gestickte Ornat- und Meßgewänder, Militäruniformen, Epauletten vom gemeinen Grenadier an bis zum ersten Marschall; Waffen aller Nationen: Schieß- und Stoßwaffen, Damaszenerklingen aus der echten Schmiede, vom krummen Säbel des Mameluken bis zum Spieß des Kosaken und dem Pfeil des Baschkiren; Vertheidigungswaffen als: Helme, Küraſſen, Geschirre und Zierrathen durch die ganze Stufenleiter der schmelzbaren Metalle hindurch. Kurz, die reichhaltigste, auserlesenste Garderobe, die ein Hoftheater aufweisen kann, um bei Gelegenheit einer Maskerade eine halbe Million Narren, nach den verschiedensten Ständen und Gewerben kostümirt, in alle vier Himmelsgegenden auszuspeien. Vor allen diesen Reichthümern stand jetzt der Naturmensch und staunte sie mit zagendem Ergötzen an. Wir aber kehren ins gemeinschaftliche Familienzimmer zurück.

* * *

Nichts kann die Ueberraschung beschreiben, die unter den Anwesenden herrschte, als Samuel Levy eintrat. Aber Niemand schien weniger berührt, als der ehrwürdige Ortsgeistliche; und dennoch interessirte sie wieder Niemand mehr, als gerade ihn. Er glaubte in der seltsamen Erscheinung und Haltung des Hebräers, wie er sich in seinem zerstaubten und zerlumpten Anzug so prophetisch auf den Stab stützte und unter der Thüre stehen blieb, die Verwirklichung der Tradition des ewigen Juden, der so vielfach besungen worden ist, zu erblicken. Und es kam ihm ganz ungereimt vor, wie es möglich gewesen sei, daß der Mann, den

er vor einer Stunde in seiner Bude besucht und der gar keine Wirkung auf ihn gemacht hatte, jetzt seine volle Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Geheimniß dieser Wirkung lag offenbar in der Veränderung der Situation. Beim Kantonsarzt im Gegentheil tauchte ein ganz verschiedenes Gefühl auf und machte sich mit den drohendsten Geberden Luft. All das Poetische der Erscheinung trat bei ihm, dessen Nerven noch von der vorigen Aufregung ergriffen sein mochten, in den Hintergrund, und er erkannte vom ersten Augenblick an in dem Trödler nur den folternden Gläubiger. Was den Huissier betrifft, der stand auf der Seite am Tisch mit seinem Papierkram beschäftigt und begnügte sich, mit einem verächtlichen, schiefen Blick über die Schulter auf den ungebetenen Gast herabzusehen, während auf Meister Bernards Gesicht sich nichts als Entfremdung abspiegelte und Bärbel das ihrige vor Schmerz mit der Schürze bedeckte. Samuel Levy benützte den Zauberbann, den er auf die Gesellschaft ausübte. Er trat näher und begann mit feierlichen Worten:

„Heil und Segen über die ehrenwerthe Gesellschaft; unser Herrgott soll uns Allen beistehen und unsern Kindern reiche Weiber geben, daß sie ehrlich und rechtschaffen können leben. Ich bin gekommen, meine werthen Herrn, um meine Sache kurz anzubringen. Ich habe gehört, der Huissier will hier Sachen mit Beschlag belegen. Ich leide es aber nicht. Wenn ich meine Sachen habe, kann er den Rest arretiren. Ich bin ein armer Jüdenmann."

Eine komischere Situation läßt sich wohl nicht denken als diejenige, welche auf diese Rede folgte. Zuerst war es der Arzt, der in Verwünschungen gegen den Trödler ausbrach, und als dieser unbeweglich blieb in Vorstellungen, die ebenso wenig ihren Zweck erreichten. Dann trat der Huissier mitten in die Stube und las amtsgemäß einen Vorladungsschein mit so lauter Stimme, wie er mächtig war, ab. Und sich an Meister Bernard wendend, setzte er hinzu: „Wollt Ihr, Herr Franziskus Bernard, solidarisch mit Herrn Martin Links den seit einem Vierteljahr rückständigen Hauszins, im Betrag von dreißig Franks, an Herrn Triwel, Weinhändler dahier, in Gutem entrichten, widrigenfalls ich beauftragt bin, der eben verlesenen Vorladung Rechtskraft zu verleihen und dem Gericht einzureichen?"

Meister Bernard war wie vom Blitz getroffen. „Herr Huissier," sagte er, „meine Frau hat ja diesen Morgen unsern Zinsantheil Herrn Triwel einhändigen wollen, daß er das Geld nicht angenommen hat, dafür kann ich nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ueber die Verwaltung der russischen Eisenbahnen) werden heitere Geschichten erzählt. So soll es unlängst vorgekommen sein, daß eine von einer Berliner Maschinenfabrik abgelieferte neue Lokomotive verloren gegangen ist. Ein Berliner Ingenieur, der von seinem Hause abgesandt wurde, sie zu suchen, hatte wohl viel persönliche Unbilden zu erleiden, die Lokomotive fand er nicht. Auch ganze geladene Güterwaggons verschwinden. Reisende Kaufleute, meistentheils Moskauer, haben daher an den Wegebau-Minister Bobrinski die Bitte gerichtet, die Eisenbahnverwaltungen zur endlichen Lieferung der aus dem Auslande gekommenen Güter vom Oktober, November und Dezember zu veranlassen. Graf Kleinmichel erhielt den Auftrag, die verlorenen Waggons aufzusuchen. Derselbe hat, wie die „Mosk. Deutsche Ztg." meldet, bis jetzt über 200 Waggons gefunden, über die keine Papiere vorlagen, dagegen sind ca. 90 von ihm bis jetzt nicht entdeckt worden, trotzdem die Papiere über dieselben sich in seinen Händen befinden; auch ist durchaus nicht festzustellen, auf welcher Eisenbahnlinie dieselben sich befinden müßten!

(Statistik.) In Bayern gab es im Jahre 1868 zur Unterstützung der Armen folgende Anstalten: 316 lokale und 124 distriktive Kranken-Anstalten, 359 lokale und 26 distriktive Spitäler und Pfründe-Anstalten, 48 lokale und 6 distriktive Armenbeschäftigungsanstatten, 233 Kleinkinderbewahranstalten, 247 Hilfskassen und 53 Leih- und Pfandhäuser. Im Vergleich mit dem Jahre 1861/62 haben die Armenbeschäftigungsanstalten und die distriktiven Spitäler und Pfründeanstalten abgenommen, während die lokalen Krankenanstalten und Kleinkinderbewahranstalten sich einer bedeutenden Zunahme erfreuten.

* (Wenn man der deutschen Sprache nicht mächtig ist.) In Folge zahlreicher Verlobungen, die in einer reichen Fabrikstadt zwischen vermögenden Mädchen und unvermögenden überschuldeten Lieutenants der dortigen Garnison statt-

gefunden, hielten die Mütter, Tanten und Basen der Bräute einen solennen Kaffe: „Wann wird der Miß Alizias Bündniß mit H. v. W** veröffentlicht?“ fragte die Frau v. Hause die englische Pfarrerswitte, „Ah,“ ist die niederschlag'ne Antwort: „Meine Töchter haben kein Geld sich einen Lieutenant zu kaufen.“

* (Das Stubenmädchen als Philologe.) Hausfrau zu ihrem Gaste: Prenez garde, elle est là dedans .... deutet auf die Thür links, durch weche das Mädchen sich entfernt hat. Mädchen kehrt zurück, legt pfiffig lächeind den Zeigefinger erst auf die Stirn, dann alle fünf, gespreizt auf die Stelle ihres Kleides, wo eine umfangreiche Tasche sich befindet: Prenez garde, hier sind die Repressalien gegen alle mistères de Paris!“ sprach und zog aus den Falten des Rockes ein kleines Taschenwörterbuch und einen großen Brief von Toussaint Langenscheidt, des Sprachbriefmethodisten.

(Druckfehler.) Es erschien in einem öffentlichen Journale der Dank eines Ehemannes, dessen Gattin von einem geschickten Arzt in einer gefährlichen Krankheit mit gutem Erfolg behandelt worden war. Diese Danksagung enthielt einen nichtswürdigen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen ins Lächerliche zog. Es hieß nämlich am Schlusse: „Der geschätzte Doktor hat die Krankheit meiner geliebten Frau mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einer baldigen Beerdigung (statt Beendigung) zugeführt.“ Der Arzt war ob dieses unverdienten Komplimentes außer sich.

(Reklame.) In einem Pariser Blatt liest man folgende Reklame: „Neulich wurden die Passanten in Aufregung versetzt, da sie einen Herrn auf dem Pflaster der **straße hinschlagen sahen. Man vermuthete einen Gehirnschlag, doch erfuhr man, daß dieser Herr, ein Besucher des Modemagazins von X., derart über die fabelhaft niedrigen Preise erstaunt war, daß er das Bewußtsein verlor. Die Freude wirkt tödlich.“

(Zum Schutze der Ameisen.) „Das Amtsblatt für die landwirthschaftlichen Vereine des Königreichs Sachsen“ schreibt: „Auch den kleinsten Ameisen erklärt der Mensch den Krieg, da er es nicht unterlassen kann, überall in das Walten der Natur einzugreifen. Man verhandelt darüber, wie man sie von den Bäumen abhalten kann, schlägt Petroleum, Düngung mit Guano zu diesem Zwecke vor, fragt aber gleichzeitig, ob sie denn wirklich schaden, und kommt zu der scharfen Distinktion, ob sie wirklich bloß die sogenannten Blattläuse vertilgen oder auch von dem Safte des Laubes sich nähren. Wer die Thätigkeit dieser kleinen Thiere beobachten will, der findet, daß sie nur nach den Blättern wandern, wo die Eier der Insekten, namentlich aber der Schmetterlinge, abgelegt sind, daß sie die gesunden Blätter nicht aufsuchen, den Baum verlassen oder solchen meiden, wo Ungeziefer sich nicht findet. Aber weil möglicherweise einige Blätter beschädigt werden könnten, will man die Ameisen vertreiben und dem Ungeziefer den ganzen Baum Preis geben. Mit Recht hat man in Preußen das Schonen der Ameisen in den Wäldern angeordnet, um die in ihrer Masse gefährlichen Insekten zu vernichten; vielleicht würden die Schäden durch die Raupen vermieden werden, wenn man die Ameisen nicht direkt oder durch Wegnahme ihrer Eier vernichtete. Was sie aber schaden sollen, das weiß man nicht.“

* Lebensphilosophie.

Ein tiefgründendes Frauengemüth, von echter Weihe der Weiblichkeit durchdrungen und überhaucht, ist gleichsam ein Kunstwerk der Liebe und des Gedankens, Alles um sich her künstlerisch beseelend.

Der Fromme liebt das Schaurige,
Der Leidende das Traurige,
Der Hoffende das Künftige,
Der Weise das Vernünftige.

Räthsel.

Ich bin, was keinem Diebe fehlt,
Ein Virtuos im geistlichen Gewand,
Was man von mir und Liebchen sich erzählt,
Ist unerhört, doch ach, auch sehr bekannt!

Auflösung des zweisylbiges Räthsel in № 51
Mißgunst.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Samstag, 7. Mai 1870.

* Unsterblichkeit.

Deiner Reize Allgewalt,
Deine fliegende Gestalt,
Jung und voll und reich in Blüthe,
Deiner Seele Stolz und Güte,
Einen sich, um meiner Schau
Darzustellen eine Frau,
Wie sie in den schönsten Träumen
Weilend in des Himmels Räumen
Als ein unerreichbar Gut
Oft ersehnte meine Glut.
Und ein Körper so vollendet,
Schade, daß der Tod ihn endet,
Für den Moder einer Gruft,
Und den Geist von hinnen ruft.
Daß die Schönheit muß verschwinden,
Dauer, Glück sich nie verbinden,
Ja, die höchste Blüthe währt
Einen Tag, dem sie gehört:
Der Gedanke läßt mich glauben,
Daß, was hier die Stunden rauben,
Gleich wie jenes Bild: im Traum
Mir erschien im Erdenraum,
Stete Dauer zu geloben,
Wo, des Staubes Reich enthoben,
Ew'ge Blüthe ihm verleiht
Gott durch die Unsterblichkeit.
Dieser Glaube, sollt' ich meinen,
Darf nun als ein Trost erscheinen.
Denn ob auch dem Staub verfällt,
Was ein Theil ist *dieser* Welt,
Doch zum höchsten Glück der Seele
Nie die Ueberzeugung fehle:
Daß des Körpers Bild, verklärt,
Wie die Seele, ewig währt!

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Der Beamte hörte Meister Bernard kalt an und versetzte: „Es thut mir leid, Herr Triwel ist aber berechtigt, den Gesammtzins auf einmal zu fordern, da er die Wohnung summarisch vermiethete. Uebrigens ist das ganz natürlich. Ich werde indessen das Verzeichniß ihres Mobiliars aufnehmen müssen, um im Falle eines richterlichen Urtheils es in Beschlag zu nehmen."

Meister Bernard zuckte mit den Achseln. Der Arzt stampfte mit den Füßen. Wie eine Furie sprang Frau Links auf den Huissier los, indem sie zwischen dem Doktor und Meister Bernard durchbrach, daß der erschütterte hinkende Mann aus dem Gleichgewicht gerieth und auf den Boden gefallen wäre, hätte er sich nicht schnell an einem Sessel gehalten.

„Wem sind die Sessel? Wem sind die Möbel?" schrie die erboste Bestie, „rühren Sie nur Etwas an! Uns gehört das Alles und ist nicht gemeinschaftlich!"

Der Huissier traf sogleich Anstalten, sich dem bösen Weibe gegenüber in Wehr zu setzen.

„Wißt, mit wem Ihr sprecht," sprudelte es rauh zwischen seinen Lippen hervor, „ich bin hier von Amtswegen! Vergeßt das nicht und bezahlt, oder ich lege Beschlag auf Eure Habseligkeiten!"

Frau Links, im Paroxismus ihrer Wuth, war im Begriff, die Thüre aufzureißen und den Beamten hinaus zu spediren. Da stieß sie unversehens an Samuel Levy, der sich an seinem Stab eifrig in die Milte des Cirkels schob. „Gottes Wunder!" schrie er, „bin ich für nichts hierher gekommen. Ich sage, die Möbel gehören mir."

Frau Links wollte ihn am Arm faſſen und an die offene Thüre zurückſtoßen. Aber der greiſe Trödler kam ihr zuvor. Er gebrauchte den langen Stab ſtatt eines Spießes und machte horizontale Bewegungen damit gegen die raſende Lotteriegevatterin, welche die Vertheidigungswaffe mit den Händen aufzufangen ſuchte. Es entſpann ſich ſofort ein heftiger Wortſtreit zwiſchen ihr und dem Hebräer, der endlich ſo in die Enge gerieth, daß er Schritt vor Schritt vor der weiblichen Furie zurückweichen mußte und dem Geiſtlichen ſo nah auf den Nacken kam, daß er ſich ſeiner erbarmte und ihn in Schutz nahm.

„Hinaus und packt Euch fort!“ ſchrie Frau Links, „wir ſind Euch nichts ſchuldig; mein Mann hat Euch die Möbel abgekauft!“

Der beängſtigte Trödler trippelte immer um den Pfarrer herum, mit Händen und Füßen abwehrend: „Gott ſoll's wiſſen,“ jammerte er, „daß Euer Mann mir die Sachen abgekauft hat. Aber auf Kredit ohne Geld. Jetzt will ich das Geld oder die Waaren. Ich hoffe, daß Ihr die Sachen nicht umſonſt wollt. Ich bin auch ein armer Jüdenmann.“

Aber je mehr Samuel Levy der Frau Links begreiflich machen wollte, daß es ſich hier um ſein Intereſſe handle und daß man ihm den Verluſt nicht zumuthen könne, deſto mehr ſchimpfte ſie auf den armen, greiſen Hebräer los. Der Huiſſier wurde indeß ungeduldig und forderte die zwei Familienrepräſentanten nochmals auf, zu bezahlen. Meiſter Bernard holte den Betrag ſeines Antheils und bot ihn dem Beamten an. Dieſer ſchlug die theilweiſe Zahlung ab und drohte mit der Beſchlagnahme. Frau Links erklärte, ſie habe kein Geld und der rothnaſige Weinhändler ſolle ſich beim Kukuck bezahlt machen.

Der Trödler fürchtete für ſein Eigenthum nicht ſo ſehr von Seiten der Familie Links, als von Seiten des Gerichtsbeamten, der, wenn er es einmal mit Beſchlag belegt, ſich nicht darum bekümmerte, ob der rechtsmäßige Eigenthümer bezahlt ſei oder nicht. Kurz, die Situation wurde immer ernſter, das heißt, verwickelter im komiſchen Sinn. Endlich, da der Arzt einſah, daß hier ebenſo Wenig durch Drohen, als durch Schelten und Beſchwören auszurichten ſei, ſchlug er ſich als Schiedsrichter ins Mittel und forderte beide Männer auf, den Gläubiger Levy, ſowie den Stellvertreter Triwels, ihre Forderungen nochmals klar und deutlich auseinander zu ſetzen. Ermuthigt durch den wohlwollenden Antrag des Arztes und für ihr gegenſeitiges feindſeliges Intereſſe ereifrigt, wollte Keiner dem Andern den Vortritt des Wortes vergönnen und beide ſprachen zuſammen durcheinander. Das verurſachte von Neuem ein tolles Gewühl und es entſpann ſich nun ein ebenſo heftiger Wortſtreit zwiſchen dem Gerichtsbeamten und dem Trödler. Es kam zu perſönlichen Angriffen. Der Huiſſier ſchalt Levy einen Leuteverſchlinger und der Trödler den Gerichtsbeamten einen Huiſſier. Und geſchlagen mußte dieſer dem Hebräer das Feld räumen.

„Sprecht, ſprecht!“ beſtürmte der empörte Kantonsarzt den verwirrten Trödler, dem der Angſtſchweiß in großen Tropfen von der Stirne träufelte. Seufzend ermannte er ſich. „Bringt mich in Verzweiflung,“ rief er mit heulender Stimme. „Es wäre kein Wunder, wenn man da das hitzige Fieber nicht kriegte. Wollen mich die werthen Herrn anhören? Ich will Ihnen ſagen, welche meine Sachen ſind.“ Bei dieſen Worten erhob er den Stab und ein Stück nach dem andern damit berührend, fuhr er fort: „Der Seſſel und der Seſſel, und der Seſſel und der Seſſel, wo der Herr Pfarrer drauf ſitzt, und der Seſſel, wo der Herr Doktor nicht drauf ſitzt, und der Seſſel, wo der Herr Huiſſier nicht drauf ſitzt, gehören mir.“

Der Gerichtsbeamte machte Einwendungen. Helle Tropfen ſtanden ihm auf den Lippen.

„Fort, fort!“ ſchrie der Doktor. Und der Hebräer, den Stab an die Bilder erhebend, fuhr fort: „Das Bild und das Bild, und das Bild und das Bild, und das Bild und das Bild, und das Bild gehören auch mir.“

„Dir gehört die Thürſchlenke!“ ziſchte der Huiſſier im heftigen Zorne.

„Nein, bewahr' mich Gott,“ verſetzte Levy trocken, „die Thürſchlenke gehört mir nicht.“ Er deutete auf den Schrank; „der Kaſten gehört noch mir. Aber der Tiſch gehört nicht mir und der Spiegel auch nicht, ſo wahr ich ein ehrlicher Jüdenmann bin.“ Und ohne zu zögern, zog er ein Stück Kreide aus ſeinem Unterkleide und ſagte: „Was mir iſt, will ich mit einem Kreuzchen bezeichnen, damit es nicht verwechſelt werde.“ Sofort ſchleppte er ſich von Stuhl zu Stuhl und kennzeichnete ſie mit einem Kreuzchen. Das Komiſche dieſer Operation läßt ſich nur denken und nicht beſchreiben. Uebrigens war ihre Bedeutung ſo völlig ernſthaft, daß es Keinem der Anweſenden einfiel, den Trödler auszulachen. Der Arzt und der Geiſtliche wechſelten Blicke,

in denen man Entfremdung, mit einem festen Entschlusse vermischt, deutlich lesen konnte.

„Herr Levy, was wollt Ihr für die Stühle?“ fragte mit wohlwollender Miene der Geistliche, als der Trödler den Sessel bezeichnete, auf dem er saß. Der Gefragte verbeugte sich höflich und antwortete kurz besonnen: „Sind zwei Gülden per Stück zu viel, Herr Pfarrer?“ Schweigend zog der menschenfreundliche Seelsorger eine lederne Börse hervor und gab das Verlangte.

„Schönen Dank, Herr Pfarrer,“ sagte der Trödler, indem er das Geld zählte und einsteckte. Die Stühle waren um ihren doppelten Werth bezahlt. Seinerseits zog der Doktor den Gerichtsbeamten bei Seite und unterhandelte mit ihm. Mit thränendem Auge stand Meister Bernard da und hielt dem Beamten seinen Zinsantheil hin. Der Arzt kehrte sich um und drückte dem Huissier dreißig Franks in die Hand, worauf dieser, ohne sich lange in Dankbarkeitsformeln auszulassen, die Vorladungsscheine zerriß, Mappe, Hut und Stock nahm und sich eilends entfernte.

„Halt, halt, Herr Huissier!“ rief Meister Bernard ihm nach, indem er ihm bis auf die Thürschwelle nachhinkte. „Hier sind Eure fünfzehn Franks; nehmt sie.“

„Behalten Sie Ihr Geld,“ flüsterte der Doktor Bernard leise ins Ohr. Dann begab er sich schnell ins Nebenzimmer, wo die kranke Frau Bernard lag.

Plötzlich hatte sich das drohende Ungewitter, das am Horizont des gemeinschaftlichen Familienzimmers aufgestiegen war, verzogen und gelegt. Einer nach dem andern seiner verschiedenartigen Besucher begab sich von dannen. Der Geistliche, nachdem er dem Trödler noch Bürgschaft für sein übriges Guthaben geleistet hatte; Samuel Levy, nachdem er noch umsonst mit Frau Links insgeheim über eine gewisse Sache unterhandelt und mit derber Zurückweisung um den Lotteriezettel auf dem Spiegel gehandelt hatte. Der Kantonsarzt, Meister Bernard versichernd, daß die Krankheit seiner Frau nicht sehr gefährlich sei, stolperte zuletzt zur Thüre hinaus und pfiff ein lustiges Liedchen längs dem schmalen Gäßchen hin. Der dankbar bewegte Waffenschmied aber schickte ihm noch tausend Glückwünsche nach, bis jener in der Finsterniß seinen Augen entschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Druckfehler.) Einmal beschlossen Professoren in Edinburg, ein Buch zu veröffentlichen, das nicht einen einzigen Druckfehler enthalten sollte; sechs gelehrte und kundige Männer lasen die Korrekturbogen und setzten einen Preis von 100 Pfd. Sterl. für jeden Druckfehler aus, den Jemand finde; aber o weh! schon das Titelblatt enthielt einen Druckfehler! Wenn das bei einem Buche geschieht, von dem jeder Bogen sechsmal gelesen und korrigirt wird, immer von einem Andern und in aller Gemächlichkeit, wie will man eine Zeitung verdammen? — In einem Nachrufe lautete der Schlußpassus: „Ein süßer Frost (statt Trost) ist uns geblieben,“ und erst ganz kürzlich las man in einer Zeitung mit Bezug auf den Papst: „Selbst der Satan schickte ihm ein Beglückwünschungsschreiben“ — während man wohl weniger diesen als den Sultan hatte namhaft machen wollen. — Welche Sinnentstellung oft ein einziger Buchstabe hervorbringen kann, davon mag auch nachfolgende Sammlung von Druckfehlern (oder richtiger Satzfehler) Zeugniß geben. In der Anzeige von dem Tode eines Virtuosen las man: „Er duldete (duldete) drei Jahre.“ — „Ein Gutsbesitzer beabsichtigte seine sämmtlichen Güter zu verfaufen (verkaufen).“ — „Der Mann verhielt sich ganz massiv dabei“ (passiv). — In einem sächsischen Lokalblatte ist kürzlich laut der Anzeige von der festtägigen Kirchenmusik, eine heilige Katze angesungen worden (felis es sacra), während der richtige Text lautet: Felix es sacra etc. — Ein sehr komischer Druckfehler ist der in dem Goethe'schen Gedichte, wo statt:

Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus —

gedruckt stand:

Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.

— Ludwig Uhland konnte seine heitere Laune verlieren, wenn man ihn an die Fatalitäten erinnerte, die ihm ein einziger kleiner Druckfehler in der ersten Ausgabe seiner Gedichte verursacht hatte. Bekanntlich geht diesen ein Einleitungs-Lied voran, das mit den Worten beginnt: „Lieder sind wir — unser Vater schickt uns in die weite Welt.“ Hier war nun der dumme Druckfehler stehen geblieben: „Leder sind wir.“ Da soll ein Dichter nicht aus der Fassung kommen! Man sieht, wie gering in unserem Kapitel die Ursachen,

Digitized by Google

wie groß die Wirkungen. Es gibt Literaten, welche ihr graues Haupt zunächst den Druckfehlern schuld geben, die ihre besten Leistungen verdorben und ihnen das Leben verbittert hätten. Wohl möglich!

(Der Name.) Den Menschen hängt gewöhnlich Etwas von ihrem Beruf und Gewerbe an, das sich bei manchen Gelegenheiten äußert. Als der Sohn eines reichen Kaufmanns getauft werden sollte, und der Geistliche den Vater nach dem Namen fragte, den er ihm geben wollte, rief der Kaufmann laut aus: „Robert und Compagnie."

* (Bericht des Korporals Sattig an seinen Hauptmann.) Pferd durch laufen is, Schilderhaus umriß, Schildwach drin leit!

Sattig Korporal.

* Im Garten eines wohlhabenden Rheinländers war auf einer Gedenktafel zu lesen: „Der — im Jahr — auf dem Straßburger Münster gewest."

* Offizier fragt seinen Burschen, der von Paris erzählt: Bist denn schon selber in Paris gewesen? Gemeiner: — Ich nicht, aber mein Feldwebel hat einmal hineingewollt.

* (Ballgespräch.) Tänzer: Mein Fräulein, warum sind denn Ihre sechs Schwestern nicht mitgekommen? Tänzerin kichernd und erröthend: „J, da hätten wir ja den Gänsemarsch gebildet.

* Kind im Theaterparterre: „Mama, dort in der Loge sitzt eine Wilde!" Die Wilde ist eine stark dekoletirte, modern frisirte Dame.

* Ein Kind zu dem Gespielen: „Karlchen, gib mir Deine Butterbemme, Du machst Dir sonst Fettflecke in den Magen und da zankt die Mama."

* Lebensphilosophie.

Gewiß ist es keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entsprungene. Goethe.

Wohl besser ist's ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten werth zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt und vor sich halber klein.

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

Lieber Sterne ohne Strahlen,
Als Strahlen ohne Sterne;
Lieber Kerne ohne Schalen,
Als Schalen ohne Kerne;
Geld lieber ohne Taschen,
Als Taschen ohne Geld;
Wein lieber ohne Flaschen,
Als umgekehrt bestellt.

Räthsel.

Wenn die Natur ihr Brautfest feiert wieder,
Ihr Jugendreiz sich unserm Blick entschleiert!
Wenn duftig blühend stehen Myrth' und Flieder,
Und Herz und Sinn die schönsten Stunden feiert;
Wenn mit der Purpurröthe Scham begossen
Mit glüh'nden Wangen steh'n die holden Rosen,
Im Farbenschmucke alle Blumen sprossen
Und Schmetterlinge süß mit ihnen kosen.

Wenn in der Bäche silberklarem Spiegel
Sich Nachts des Himmels gold'ne Sterne baden,
Zum leichten Tanz auf nahem grünem Hügel
Mit Schilf bekränzt sich sammeln die Najaden;
Wenn leise Schatten durch das Schweigen schweben,
Und Balsamströme durch die Lüfte rauschen,
Wenn Zephyrs Flügel durch die Blätter beben:
Dann kannst du mich voll hoher Lust belauschen.

Stets siehst du mich des Tages Wonnen meiden,
Der stillen Nacht vertrau' ich meine Klagen;
Im Herzen wohnt ein melancholisch Leiden,
Und tiefe Wehen meine Brust zernagen. —
Du hörst mich wie der Liebe zartes Sehnen,
Und ob ich hold des Lenzes Reiz verschöne,
Auf Silberblüthen fallen meine Thränen
Und schwermuthstrübe klingen meine Töne.

Auflösung des Räthsels in № 52:

List, Franz Liszt, Abbé, Fürstin Wittgenstein!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Dienstag, 10. Mai **1870.**

* Der Patriot.

Vorüber an Palästen,
Vorbei an Tanz und Lust,
An Ball und Hochzeitsfesten,
Den Schmerz tief in der Brust;
Von aller Welt verlassen,
Verstoßen und verkannt,
Durchwandert Er die Straßen,
Die Wälder und das Land.

Sie, die Er einst beglückte
Mit Gaben seiner Huld,
Mit Geist und Scherz entzückte,
Vergessen ihre Schuld.
Sie haben ihn verstaßen,
Geächtet, ja mit Koth
Beworfen nach, den Dulder
In Sorge, Angst und Noth.

Er, der einst viele Schätze
Im reichen Geist gehegt,
Ja, dessen Herz für Alle
In heißer Liebe schlägt,
Irrt unerkannt vom Volke,
Für dessen Freiheit Er
Gekämpft mit Schwert und Feder,
Im Vaterland umher,
Ein anderer Ahasver! —

Dies war stets Lohn der Männer,
Die Geist und Körperkraft
Für's Vaterland geopfert
In edler Leidenschaft,
Die für die deutsche Freiheit,
Für Menschenwahl ihr Sein,
Ihr Leben hingegeben,
Und — wird es ferner sein!

---

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Latterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Schicksal.

Jenes geheimnißvolle Schwungrad, in dessen Speichen einzugreifen der Vorwitzige mit verstümmelter Hand bezahlt, das Schicksal, das Staaten zertrümmert und aufbaut, und welches der Sterbliche nur spottweise Ungefähr nennt, weil es seinem Stolze nie gelang, das Unbezwingliche zu seinem Vasallen herabzuwürdigen, das aber nichtsdestoweniger sich durch Ursachen und Wirkungen als ein positives, obwohl verzerrtes Bild der Gottheit, wie es uns das Alterthum überliefert hat, begründet; — dieses Schicksal gab der Welt noch einen Beweis seiner Untrüglichkeit, indem es der unzähligen Speichen eine mit dem Jahr Eintausend achthundert und dreißig bezeichnete. Der herrschende Materialismus aber, der sich wohl in härenes Gewand verborgen hatte, die Seele des Weltalls, sowie diejenige des Menschen entwürdigend, lächelte, nicht ahnend, was beide vereinigt über ihn zu verhängen vermöchten. Seit der großen französischen Revolution und ihrer Unterdrückung vermeinten Bourbonen das Schicksal in alle Ewigkeit hinaus verbannt zu haben. Aber der Attila des Westens, Napoleon I., hatte das große, wahre Wort ausgesprochen, als ihn auf seiner Verwüstungsbahn jenes große Gestirn des Denkens in Weimar anzog: Uns ist die tragische Schicksalsidee der Griechen, das Fatum der Römer die Politik. —

Jeder wird diese hohe Digression hier am Platz finden, wenn er bedenkt, daß wir uns in einem Waffenmanufakturstädchen befinden, das in den Geschicken Europas faktisch nicht wenig mit-

gewirkt hat, wenigstens so wie Vulkan am Untergang Trojas, als er die Waffen Achills schmiedete. Und ist es ferner wohlbekannt, daß im Juli 1830 eine Revolution in Frankreich ausbrach, die den Bourbonen das Garaus machte, so ist die nächste Consequenz für unsere Geschichte, die in diesen Zeitraum verfällt, daß die Blasbälge Mutzigs stille standen und Jedermann Muße genug hatte, die Zeitungen zu studiren.

Algier war eingenommen. Das war schon eine alte Geschichte. Aber wie wenig diese Waffenthat an und für sich der bourbonischen Regierung Karls X. angehörte, das erhellt aus der Revolution, welche das französische Volk zwanzig Tage später gegen den König losstieß, indem es ihn vom Thron stieß. Sein Vater, der apathische, podagraistische Held der Restaurationszeit, hatte die Ursachen zu einer ferneren Umwälzung genugsam aufgehäuft. Es waren da die Manen der edelsten Ueberbleibsel des französischen Kaiserreichs. Die Manen der beiden heldenmüthigen Zwillingsbrüder von La Reole, die ein wunderbares Geschick auf einen Tag das Licht der Welt erblicken ließ, auf einen Tag auf dem Schlachtfeld zu Generalen ernennen, auf einen Tag zur Sicherheit der Regierung des sceptischen Unholds Ludwig XVIII., die sie niemals angetastet haben, durch die Waffen hinrichten. Und fragt Jemand warum? Weil es edle, aber eherne republikanische Seelen waren, die selbst nur mit Widerwillen unter dem Staatenzertreter Napoleon gedient hatten. Kam dann der muthige General Berton, der mit supremer Verachtung des Despoten Zunder zu einer Revolution angelegt hatte. Er bestieg die Triumphbühne mit dem lauten Ausruf: „Es lebe die Freiheit!" Die vier Unteroffiziere von Larochelle und mehrere andere glorreiche Märtyrer der Freiheit. —

Diese und ähnliche Ursachen brachte das unter der Asche glimmende Feuer zur Explosion. Am 27., 28. und 29. Juli war es, wo es in heller Flamme ausbrach. Publizisten und Zeitungsschreiber erklärten sich offen gegen das Ministerium des Prinzen von Polignac, das die Charte von 1814 gar jämmerlich verstümmelt hatte, und gegen welches schon der Patriotismus der 221 Deputirten ohne Erfolg aufgetreten war. Da fiel es und der Heroismus des Volkes brachte es dahin, daß eine neue Charte auf freierem Fuße ausgearbeitet wurde, die der hinzugerufene Herzog von Orleans, Generallieutenant des Königreichs, feierlich beschwören mußte. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp regierte und mit ihm der Frieden und Wohlstand. Und so rauchten denn auch wieder die Kamine der Mutziger Waffenschmieden von Neuem auf.

In der Meisengasse zu Straßburg war ein reges Leben. Eine dichte Menschenmasse beiderlei Geschlechts, aus allen Ständen und Gewerben wogte hier im Tumult durcheinander, stieß und preßte sich. Alles war in Festtagsgewändern, obwohl der Kalender keinen anzeigte und einfacher Werktag war. Aber gerade dieses improvisirte Fest schien für das fröhliche Publikum um so mehr Reiz zu haben und man sah es Jedem am freudigen Blick an, den er auf die mit Laubkränzen und dreifarbigen Fahnen geschmückten Häuser warf, daß es das allgemeine Wohl beiraf. Aber nicht allein Straßburger waren es, die mit all ihrem Reichthum und Equipagen die Meisengasse einnahmen, sondern auch zahlreiche Provinzialen und Landleute der Umgegend, sowie auch viele Landfremde, die ohne erhebliches Interesse aus bloßer Neugier gekommen waren. Alles drängte sich; Alles wetteiferte um den Vortritt; Alles strömte nach dem festlich geschmückten Broglie zu.

Mitten unter dem Knäuel gewahrte man einen jungen rüstigen Mann von schlankem Wuchs und edeln Gesichtszügen. Er war Unterlieutenant eines Linienregiments. Das sah man an der goldenen Vollepaulette, die um die rechte Schulter floß, während er auf der linken nur eine unbefranzte trug. Ferner verlieh die bräunliche Gesichtsfarbe den männlich schönen Zügen einen imposanten militärischen Ausdruck, woraus man entnehmen konnte, daß der junge Krieger eben aus der heißen Zone zurückkehre.

Viele Neugierigen musterten ihn im Vorübergehen von Kopf bis zu Fuß und deuteten auf die Ehrenmedaille, die auf der linken Brust des Jüngtings erglänzte.

„Der muß einer jener Helden sein, welche die Mauern des Bey von Algier erstiegen haben," flüsterten sie sich heimlich ins Ohr. Auch von den verstohlenen Blicken des schönen Geschlechtes blieb er nicht unverschont, und manche zarte Schöne, von ungefähr im Getümmel an den Offizier geschoben, wurde hochroth, da sie ihm in sein jugendliches Angesicht und in die blauen Augen schaute.

„Das ist der herrlichste Mann!" sagte eine junge Dame, die am Eckhaus der Metsengasse mit einer Freundin und anderen Personen vom Balkon herabschaute auf das tolle Menschenge-

wühl und scherzend ihre Freundin eingeladen hatte, ihr bei dieser Gelegenheit den schönsten Mann auszuwählen, den sie dann heirathen würde.

„In der That, Amelie, das ist der schönste, der heute hier vorüberzog. Sieh nur den edeln Wuchs und die schlanke Taille. Der muß ein Adliger sein; ein Graf oder so Etwas."

„Du magst Recht haben," erwiederte das Mädchen, indem es einen feurigen Blick auf den Offizier warf. „Aber mir gilt es gleich, aus welcher Familie er stammt. Er ist so schön! Wenn er nur heraufschaute." Ein Seufzer hob ihre volle Brust und den schneeweißen Arm schlang sie um den Nacken ihrer Freundin, die hustete.

„Ja, da hilft alles Schauen und Husten nichts," sagte diese halb lächelnd, halb ärgerlich; „der muß schon Eine haben."

Amelie beugte sich über die Ballustrade, so weit es ihr schlanker Körper ihr gestattete.

„Und hätte er sechs," lispelte sie erröthend, „ich muß ihn haben." Mit diesen Worten sprang das lieberfüllte Mädchen in den Salon.

„Bist Du von Sinnen!" rief ihr die Freundin nach und hüpfte ebenfalls hinein.

Es vergingen zwei Minuten, da erschien Amelie zierlich gekleidet mit dem Strohhut in der Hand zum zweiten Mal auf dem Balton. Sie schaute nach der Richtung aus, die ihr Auserkorener verfolgt hatte. Er bestieg eben das Trottoir an der Münsterstraße und das Mädchen eilte wieder in den Salon zurück.

„Wenn ich nur in Mutzig wäre," sagte leise vor sich hin der unbekannte junge Offizier in deutscher Sprache. In Gedanken versunken kreuzte er die Arme über die Brust und lehnte an einen Pfeiler des großen Modewaarenmagazins an der Straßenecke: „Hier steh' ich an der Ecke wie Gros-Cartouche. Was ist mir das Fest?" fuhr er nach einer Pause fort. „Ich habe mein Leben in die Schanze geschlagen unter den Mauern Algiers, da die Feuerschlünde des Bey's mir manchen braven Kameraden von der Seite rissen; und ich bin glücklicher gewesen als mein armer Vater bei Waterloo, der mit dem dritten Kürassierregiment jene Chargen auf Tod und Leben einritt und ihm das linke Bein von einer Stückkugel zerschmettert wurde." Hier hielt er einen Augenblick inne und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Ach mein armer Vater! Meine liebe Mutter! Meine Geschwister! wie sehnt sich nach Euch mein Herz, Euch zu umarmen, Euch zu erzählen, Euch zu fragen, ob die Bärbel noch lebt und ob sie Euch noch immer gut ist." Mit großer Mühe unterdrückte er einen Seufzer und gewaltsam zog es ihn fort. Ohne auf das Getöse der wogenden Menge, noch auf die rauschende Musik zu hören, die vom Festplatz her ertönte, trat er den Rückweg an durch den Menschenknäuel, der hier alle Passagen versperrte, und Alles machte mit der größten Ehrerbietung dem jungen dekorirten Offizier Platz. Er sah aber nicht, daß viele Augen sich auf ihn richteten, noch bemerkte er den jungen Mann, der ihm auf der Ferse folgte.

Den Degen fest an sich gepreßt, wand er sich durch die Reihen der noch immer herbeiströmenden Neugierigen. Am Ende der Straße angelangt, konnte er wieder frei aufathmen.

„Die Leute sind wirklich besessen," sagte er zu sich selbst, „an solch babylonischem Gewühle ihre Freude zu haben." Er bedachte nicht, daß die Neugier der große Hebel des Publikums sei und daß ohne sie den meisten Sterblichen die Würze ihres Daseins abginge, welche die Reichen im Privatvergnügen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Alle Welt weiß, daß Gambetta ein vorzüglicher Redner, Wenige aber dürften vielleicht wissen, daß er auch ein ganz merkwürdiger Bauchredner ist. Als er noch ein geringer Advokat ohne fette Klienten war, brachte er seine Nachmittage gern im gesetzgebenden Körper zu. Hoch oben auf den Tribünen unterbrach er nicht selten die Redner. Alles blickte verwundert um sich und konnte nicht begreifen, wie eine fremde Stimme aus einem Punkte des Saales, wo man sie am wenigsten erwartete, dringen könne. Mit Vorliebe und ganz besonderer Virtuosität ahmte Gambetta die Stimme Thiers' nach. Vor etwa sechs Jahren war Dumiral auf der Tribüne und hatte sich in eine seiner endlos langen Reden förmlich verrannt. Plötzlich vernahm man vom Platze, den Thiers gewöhnlich einnahm, eine Unterbrechung. Dumiral hielt inne. „Ich möchte Herrn Thiers bitten," ruft er nach einer Weile, „mir eine Erklärung der von ihm gesprochenen Worte zu geben." Niemand antwortet. Thiers war nicht im Saale. Dumiral steigt wüthend von der Bühne, und nach einigen Tagen fragt

er bei einer Begegnung, die er mit Thiers hattr, warum er ihn so heftig angegriffen habr. Thiers versteht nicht, was er damit sagen will, und erklärt ihm, daß er an jenrm Tage gar nicht in der Sitzung grwesen sei. Dumiral war über diesr Mittheilung ganz verblüfft. Man erfuhr erst einige Monate später die Lösung des Räthsels. Thiers äußerte den Wunsch, den jungen Advokaten zu sehen, der ihn als Redner so virtuos zu kopiren verstand, und lud ihn zu einer Soirée. Bei dieser Grlegenheit kam heraus, wer damals Dumiral genarrt hatte.

* Als eines Tages zu Nürnberg ein Bettler zu Kaiser Frledrich kam und ihn um rin Almosen ansprach, mit dem Zusatz, er wäre kaiserlicher Majestät Bruder, weil alle Menschen von einrm Vater, drm Adam, abstammten, also untereinandrr Brüder wären, ließ ihm der Kaiser nicht mehr als einrn Kreuzer geben und sagte: Bruder, wenn Dir alle Deine Geschwister eben so viel geben, wirst Du reicher sein als ich. Derselbe Vorfall wiederholte sich im Jahre achtundvierzig dem Baron Rothschild in Frankfurt gegenüber.

(Ehescheidungs-Gerichtshof.) Dem Londoner Ehescheidungs-Gerichtshof ist für dieses Quartal ein gutes Stückchen Arbeit zugedacht, denn außer zehn Prozessen, die sich noch aus dem vorigen Termin herübergeschleppt haben, stehen nicht weniger als 138 Pärchen auf der Liste, denen Hymen nicht gehalten, was Amor versprochen hatte und dir dieserhalb einr gerichtliche Scheidung anstreben.

* Eine Gesellschaft von Spöttern wollte sich über einen jungen Musiker, der ihnen vorspielte, lustig machen und rief: Er spielt so lieblich wir Orpheus! Ja, antwortete der Künstler, darum hab' ich auch einen Haufen Bären und Panther um mich her.

(Druckfehler.) In einer Zeitschrift für Literatur des Auslandes stand wörtlich: „ . . . Uebersetzung der berühmten Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, welchr drn unglücklichen Polen das Leben kostet:." Es mußte natürlich heißen „Palm".

* Ein Straßenjunge, der von einem Andern eine Mautschelle bekommen hatte, ward gefragt, warum er nicht wieder einr gegeben hättr. Er antwortete: darum, weil ich dachte, es wären unsrer nur zwei, und die Reihe käme gleich wieder an mich.

Es ragt der alte Elborns,
So hoch der Himmel reicht;
Der Frühling blüht zu seinem Fuß,
Sein Haupt ist schneegebleicht.

Ich selbst bin wie der Elborus
In seiner hehren Ruh,
Und blühend an des Bergrs Fuß
Der schöne Lenz bist du!

* Lebensphilosophie.

Die Liebe zu unsern Kindern ist oft nichts als Eigengerechtigkeit. Wir bemänteln ihre Fehler, weil es die unsrigen sind, wir schmeicheln der eignen Schwäche.

Die Langweile ist der Rest der Intelligenz.
Des Zornes Ende ist der Reue Anfang.

Räthsel.

Im weichen, warmen Freudenschooß
Erwuchs als Hirt ich auf der Flur,
So ward verständig ich und groß,
Und folgte einer Göttin Spur.

Ein wechselvolles launisch Gut,
Ich wußt' es zu entführen,
Darob entbrannte Kampfeswuth,
Mußt' wieder es vertieren.

Ein Sänger schrieb's in's Liederbuch,
Flocht' mich in die Gesänge —
Und Menschenhaß und Götterfluch,
List, Lieb, und Sieg-Gepränge. —

So soll mein Name immerfort
Durch alle Zeiten ragen?!
Es tönt ja ewig hier und dort
Auch noch in unsern Tagen!

Auflösung des dreisilbigen Räthsels in № 53:
Nachtigall.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Donnerstag, 12. Mai **1870.**

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Nicht allzuweit von der Meisengasse in gerader Richtung las der Offizier an einem Haus die Inschrift „Hotel zum hohen Steg". Mehrere Eilwagen standen vor demselben neben der Straße. Er musterte sie alle der Reihe nach; „Molsheim und Mutzig" las er auf der bemalten Seitenwand eines derselben und das Blut schoß ihm dabei ins Gesicht. Er hatte von ungefähr das Absteigequartier seiner Landsleute aufgefunden und beeilte sich, in das Hotel einzutreten, um nachzufragen, wann der Wagen abfahren würde. Als er aber vor dem Hofthor anlangte und die öden und saubergekehrten Räumlichkeiten überschaute, wo die Stallungen lagen, da überlief ihn ein Geaus und er dachte bei sich selbst so laut, daß es Jedermann hören konnte: „O weh! Heute geht kein Wagen mehr ab."

„Nein," ertönte hinter ihm eine unbekannte Stimme, im wohlklingenden nordischen Accent. Er drehte sich um, nach dem ungebetenen Bescheidgeber zu sehen und vor ihm stand ein junger Herr, von Wuchs und Gestalt, wie es Wenige gibt. Der verneigte sich ehrerbietigst und bat um Entschuldigung mit freundlicher Zuvorkommenheit. Der Offizier reichte dem Fremden lächelnd die Hand, indem er bestens für den Bescheid dankte.

„Mein Herr, Sie wollen gewiß nach Molsheim oder Mutzig?" fragte dieser mit warmer Theilnahme den Offizier. Der Angeredete, den das Außerordentliche in der Erscheinung des Fremden, seine Freimüthigkeit und hauptsächlich das schöne Organ, womit er die deutsche Sprache gebrauchte, immer mehr anzogen, näherte sich ihm ganz vertraulich und sprach: „Sie haben es errathen, mein Herr, Sie wollen gewiß auch mitreisen, das wäre mir sehr lieb."

„Bitte, Herr Lieutenant," entgegnete jener, „ich wohne hier auf Universität. Aber es ist mir sehr leid, Ihnen versichern zu müssen, daß heute kein Postwagen mehr abfährt."

Der Offizier, nochmals dankend, kratzte sich verdrießlich hinter den Ohren. Der junge Herr schaute ihm unverdrossen in die Augen und schien in seinen Zügen zu lesen. Er fuhr mit der rechten Hand an die Stirn und sagte: „Sie haben das Heimweh."

Der Offizier erblaßte. Der geheimnißvolle Ton, womit der Student diese Worte aussprach, erschütterte ihn durch Mark und Bein. Ernst sah er den jungen Mann an. Diesem war kaum das Wort entfahren, so überlief es ihn siedend heiß und hohe Röthe bedeckte sein Angesicht. Er glaubte den braven Soldaten beleidigt zu haben; er ergriff seine Hand und sagte mit kindlichem Bedauern: „Verzeihen Sie, Herr Lieutenant, ich wollte Sie nicht beleidigen. Der Gedanke war so unschuldig, daß er sich von selbst Luft gemacht hat. Offen gestanden, ich verfolge Sie deßhalb schon seit einer halben Stunde."

Des Offiziers Erstaunen wuchs immer mehr und mehr, und so seltsame Gefühle stiegen in ihm auf, daß er nicht recht wußte, ob es gerathener sei, statt die wahre Ursache einzugestehen, sich den Anschein einer Ehrenverletzung zu geben. Allein Verstellung war seine Sache nicht. Er raffte schnell seine Kaltblütigkeit zusammen und sagte ganz freimüthig lächelnd zu dem Fremden: „Sie haben es errathen, mein Freund, ich gestehe es selbst ein. Allein, wie wissen Sie's?"

Dem braven Burschen fiel ein Mühlstein vom Hals, als er das offenherzige Geständniß des

Offiziers vernahm. Ganz burschikos drückte er ihm die Hand und sagte: „Ei, mein lieber Herr, ich habe ebenfalls das Heimweh und als ich Sie zuerst erblickte, sah ich Ihnen sogleich an, daß Sie das nämliche Leiden quäle und zwischen uns demnach eine Uebereinstimmung des Charakters herrschen müsse. Deßhalb folgte ich Ihnen auch Schritt für Schritt und war so frei, Sie anzureden, da ich mir nämlich mit dem Gedanken schmeichelte, Sie würden meine Freundschaft nicht abweisen."

So viel Gefühl, so viel Bruderliebe rührten den Offizier. Ohne alle Umstände sprang er dem Studenten um den Hals, umarmte und küßte ihn. Beiden standen Thränen in den Augen.

„Ich bin geheilt!" rief der edle Jüngling so feurig, so durchdrungen aus, indem er das seelenvolle Auge zum Himmel richtete, daß man glaubte, er stehe mit den Engeln im Bunde. Darnach ergriff er die Rechte des Offiziers, dem ebenfalls so zu Muthe war wie einem Rekonvaleszenten nach gefährlicher Krankheit. Er überließ sich dem Fremden.

„Kommen Sie mit mir," sprach der Student, „wir dürfen nicht sobald vergessen, was wir einander schuldig sind." Und Arm in Arm kehrten beide Freunde durch die Straße zurück, woher sie zuerst gekommen waren.

Es war Abend geworden. Ein so herrlicher Abend, wie er immerhin unter dem gemäßigten Himmelsstrich sein kann. Der kühle Ostwind durchstrich sanft die unteren Schichten der Atmosphäre und verdünnte die Ausdünstungen, welche die Julihitze des Tags erzeugt hatte. Rein und ungestört floß der Aether im tiefen Azur. Und kleine Wölkchen schwebten im westlichen Raum purpurberandet vom letzten Strahl der untergehenden Sonne.

Aber die Straßen des alten Argentoratums waren nicht weniger mit Menschen angefüllt. Die Meisten eilten jetzt nach Hause, um von den Anstrengungen des Tages, welche ihnen die Neugier gekostet hatte, auszuruhen und sich gütlich zu thun, um bei Anbruch der Nacht wieder auf den Beinen zu sein. Nachtmusik, Feuerwerke und viele andere Belustigungen sollten die gespannte Fröhlichkeit bis zum anbrechenden Morgen unterhalten, und Viele, denen die Dunkelheit nicht schnell genug anbrach, strömten schon wieder aus den Häusern, die Einen nach den Festplätzen, um über die große Masse einen Vorsprung zu gewinnen, die Andern die Zwischenzeit auf Kaffeehäusern und in Biergärten mit Trinken, Rauchen und Spielen todtschlagend. Andere noch, vom Geist der Getränke benebelt, schwärmten auf den Straßen herum, pfiffen, sangen, tanzten und trieben wilde Jagd. Am Peristyl des Theaters auf der untersten Stufe standen zwei junge Männer augenscheinlich in Kontemplation des schönen griechischen Baues, jonischen Styles, versunken. Beide trugen in Haltung und Physiognomie etwas an sich, das einigermaßen auf das nämliche Gewerbe und die nämlichen Fähigkeiten schließen ließ. Allein in Hinsicht der Tracht waren sie wesentlich von einander verschieden. Der Eine von überkräftigem rohknochigem Körperbau, mittlerer Größe, trug einen feinen schwarzen Anzug, weiße Galaweste und Castorhut. Sein Gefährte war ein baumlanger Bursche, doch nicht so kräftig gebaut wie der erste. Ueber ihm hing ein weiter kurzer Kittel ohne Kragen, der unzugeknöpft sich in großen Falten tief den Rücken hinabzog, keine Weste; weiße Beinkleider von grober Leinwand und eine breite schmutzige Sammtmütze vervollständigten seinen Anzug. Der Abstand zwischen Beiden war aber dadurch gemäßigt, daß in Betracht des Feingekleideten der Schneider das zeitläufige Modejournal mit einem andern wenigstens zehn Jahre früheren im Eifer mußte verwechselt haben, was jedoch der junge Herr, der mit dem dichten Schnurrbart ein gar so grasses Gesicht schnitt, nicht zu bemerken oder aus philosophischen Grundsätzen nicht zu berücksichtigen schien. Erst als sich beide an den himmelhohen Kolonnen mit ihrem Beiwerk, dessen Bedeutung sie nicht verstanden, sowie an den mythologischen Figuren auf der Corniche des Peristyls satt gesehen hatten, brach dieser das Stillschweigen und sagte zu seinem Gefährten: „André, was hättst Du von dem schönen Haus?"

„Ei, davon versteh' ich nichts," stammelte der Angeredete, „die Leute, die Du siehst da hineingehen, sagen, es werde Komödie darin gespielt."

„So wollen wir auch hinein," sprach der Herr, indem er an die Brusttasche schlug, daß sie erklingelte, — „denn Du weißt, daß ich bezahle."

Mit diesen Worten stieg er die Treppe empor, ihm folgte mit polternden Schritten sein Gefährte. Sie nahmen zwei Billete auf die zweite Gallerie, da der letzte Platz schon bis zum Erdrücken angefüllt war. Ein schwüler Dunst herrschte in den oberen Räumen des Theaters, der einem beinahe den Athem benahm.

Als die beiden seltsamen Freunde eintraten, gafften sie die Anwesenden mit verwunderten Augen an, lächelten und flüsterten sich leise Worte zu. Aber mit welchem Gefühle der schwarzgekleidete junge Mann eintrat, ist über alle Schilderung. Es war Erstaunen mit Entsetzen vermischt. Man sah es ihm an dem geblendeten, unstäten Blick an, daß der Prunk eines Theaters noch nie auf seine Augen gewirkt hatte. Wie einer jener wilden Bewohner der Steppenländer des asiatischen Sibiriens, den das Ungefähr in die zivilisirte Welt verschlagen hat, stand er da und stierte in das tausend Farben spiegelnde Lichtmeer hinein, ohne zu bemerken, daß ihn die nächsten Umgebenden sich zum Stichblatt ihres Witzes auserkoren hatten. Völlig geblendet und seiner Sinne beraubt, ließ er sich maschinenmäßig auf das ihm zunächst stehende Polster niedersinken und verfiel in einen träumenden Gemüthszustand. Die Hände vor den Augen, lag er wie in Entzückung da und wirre Bilder zogen der Reihe nach vor seiner krankhaft erregten Phantasie vorbei. Er sah große Schlachtfelder, ganz in Pulverdampf eingehüllt. Leuchtende Blitze brachen hervor und verfolgten wie ein Gewitter blutige Schwadronen, die auf der Windsbraut dahersausten mit fliegendem Roßschweif. Plötzlich vernahm er von fern her einen schallenden Anprall, wie an Stahl geschleuderten Stahl, und das Geräusch der Waffen verlor sich im Rollen des Donners. Da aber der Dampf sich gelegt hatte, erblickte er Tausende unter Trümmern erschlagen, blutend und von Rossehufen zertreten, und mitten unter ihnen sich selbst. Das Bild gefiel ihm und er wollte es festhalten vor seiner Seele. Aber plötzlich entschwand es wie ein luftiges Schemen und ein anderes trat an seinen Platz. Es war eine felsige Gebirgsgegend mit grünen Tannenwäldern und rauschenden Sturzbächen. Wiederum sah er sich darinnen, wie er einen mühsamen Felsensteg emporklomm. Auf dem Felsen begegnete ihm ein junges Mädchen, das ihm bekannt war, er wollte das Mädchen begleiten; es aber stürzte ihn den Felsen hinab in die reißenden Fluthen. Heftig fuhr er empor und lispelte zwischen den Zähnen den Namen Bärbel, als ihn die kräftige Faust seines Begleiters am Kragen erfaßte und derb schüttelte: „Auf Gros," rief er dem Erstarrten zu, „wir müssen heute noch fort nach Mutzig!"

Gros-Cartouche, unfähig zu reden, stammelte unartikulirte Töne hervor. Indeß kam er wieder zu sich. Wie ein Neophyte des Alten vom Berge, im Garten der Houris, schielte er im Amphitheater herum.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die kostspieligste Sünde hat ohne Zweifel Mutter Eva in dem Schatten des Paradieses begangen. Wer kennt nicht die ominöse Apfelgeschichte, die uns alle vier Fakultäten auf den Leib gehetzt hat? Ohne sie brauchten wir keine Philosophen, denn wir könnten täglich mit Gott sprechen; keine Jurisprudenz, denn es wäre kein Unrecht in der Welt; keine „Unfehlbaren" für Stolagebühren, keine Aerzte für den Tod. Aber wir hätten auch nicht die riesige Entwicklung des ersten Toilette-Artikels, des bescheidenen Feigenblattes, zu zahllosen Modemagazinen voll Seide, Wolle, Linnen und dergleichen. Nun heißt es aber „gute Miene zum bösen Spiel machen" und auch die Männer müssen in den oft recht sauren Apfel der Moderechnungen beißen. Doch etwas eindämmen läßt sich das Uebel, wenn die Damen wenigstens die modernen Feigen-Metarmorphosen selbst machen, ohne die Stoffe zum zweiten Mal von Schneidern oder Modistinnen kaufen zu müssen. Wer sich diesen Damm verschaffen will, pränumerire stracks bei A. Haack in Berlin erscheinende Welt-Modezeitschrift „Viktoria", die beiläufig in so vielen Sprachen erscheint, als weiland Cardinal Mezzofanti gesprochen hat. Eine Fluth von Illustrationen strömt durch diese monatlich 20 Silbergroschen kostende Zeitschrift, die den „Bazar" bereits aus den Herzen vieler eleganter Damen herausgetrieben hat, so schwer das auch sein mag.

(Allgemeine Volkszeitung in Wien.)

Mannigfaltiges.

(Cernuschi.) Im Paris-Journal gibt Petrucelli della Gattina, ein Landsmann des Vertriebenen, einen kurzen Abriß von Cernuschi's höchst bewegtem Leben. Man weiß schon, daß derselbe eine bedeutende Rolle während der römischen Revolution spielte. Vorher schon, im März 1848, hatte er sich zu Mailand während der berühmten „fünf Tage" hervorgethan. Er war damals

noch Anhänger Mazzini's, von dem er sich später abwandte. Am letzten Tage der römischen Republik gefangen genommen, brachte er ein Jahr in der Engelsburg zu. Ein französischer Kriegsrath setzte ihn in Freiheit. Ohne einen Sou kam er nach Frankreich, wo er tüchtige wirthschaftliche Studien machte und durch finanzielle Unternehmungen mancher Art sich ein Vermögen von mehreren Millionen erwarb. Er ist sehr bescheiden und höchst wohlthätig. Dieser Millionär besaß kein eigenes Haus und kein eigenes Pferd. Nach der bekannten Schenkung an das demokratische Komite hat er über 1000 Briefe von Damen der Demi-monde empfangen.

(Uebertritte.) Im ersten Quartale dieses Jahres sind in Oesterreich nachstehende Uebertritte von einer Religionsgenossenschaft zur anderen erfolgt: Zur katholischen Kirche 7, zur evangelischen Kirche Augsburger Konfession 28, zur evangelischen Kirche Helvetischer Konfession 4, zur griechisch-orientalischen Kirche 1, zum Judenthum 23, im Ganzen daher 63.

Der berühmte Zeichner Gustav Doré ist von einem Londoner Hause auf 5 Jahre für die Summe von 1,250,000 Franken engagirt worden. Derselbe hat dafür jedes Jahr 2 bis 3 Monate in London zuzubringen und jährlich 250 Zeichnungen zu liefern.

(Die Studentinnen an der Universität Zürich.) Im verflossenen Wintersemester zählte die Universität Zürich 14 studirende Damen (1 aus Brugg, 2 aus London, 1 aus Edinburg, 1 aus Boston, 4 aus Petersburg, 2 aus Moskau, 2 aus Odessa, 1 aus Finnland), von denen 12 an der medizinischen und 2 an der philosophischen Fakultät immatrikulirt waren. Somit hat die Barterzeugungstinktur ihre wahren Consumenten gefunden! Vivat sequens!

* Lebensphilosophie.

Alle Menschen sind bestechlich, aber jeder auf seine Manier. Jeder trägt seinen Verführer in sich.

Es dreh'n die Welten sich im Kreise,
Sie wandeln stets die alten Gleise.
Es geht die Menschheit ihre Bahn.
Zum Grabe, wie sie stets gethan.

Es blüht die Blume wunderbar
Und welkt wie einst und immerbar.

Zerstörend ist des Lebens Lauf,
Stets frißt ein Thier das and're auf.

Der gute Freund.

Von Jeremias Holzappel.

Mag man sich in der Welt beklagen,
Wie doch ein Freund so selten sei;
Das macht mir gar kein Unbehagen,
Denn Einer bleibt mir immer treu!
In manchem Haus, in mancher Hütte
Ist durch sein Wirken er bekannt;
Man sieht ihn fast mit jedem Schritte
Wohl weit und breit umher im Land!
Er folgt mir auf der längsten Reise,
Auf Schritt und Tritt bedächtiglich,
Bei jeder Arbeit hilft er leise,
Ohn' ihn erblickt man nimmer mich.
Gar manchem Mann erweist er Gutes,
Steht ihm zur Seite brüderlich!
Sprech' auch ein Spötter frechen Muthes:
„Wer an ihn greift, besudelt sich!" —
Doch, sollt' ich nicht den Treuen nennen,
Der mir versüßt den Lebensweg?
Ja redlich will ich ihn bekennen,
Mein guter Freund, er nennt sich — Pechi

Z—. W—.

Räthsel.

Das Ganze ist ein noch lebender österreichischer Dichter von großer Begabung, dessen Name zugleich dem eines Vogels ähnelt, welcher sich im Frühling zeitig einzustellen pflegt. Die erste und zweite bezeichnen mit einem mittleren Zeichen mehr, einen vor mehreren Jahren in Dresden gestorbenen talentvollen Dichter, außerdem ein in einem besonders berühmten und bekannten Göthe'schen Wahlspruche als bevorzugt genanntes Wortzeug. Auch die dritte ist, mit einem Endzeichen mehr, ein Dichter, welcher in München lebt.

Auflösung des Räthsels in № 54:

Paris.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 56. Samstag, 14. Mai 1870.

Sei mir gegrüßt du schöne Pfalz!

Sei mir gegrüßt mit deinen Höhen,
Du lieb und herrlich Pfälzerland!
Zu Berg, zu Thal darf man dich sehen,
Du gingst so schön aus Gottes Hand.
Jetzt decket deine Berge, deine Matten
Noch züchtig weiß der schnee'ge Flaum,
Bald wirst du mit dem Lenz dich gatten,
Dann grünet wieder Reb' und Baum!

So wie der Saft aus deinen Reben
Erglänzet hell, wie feurig' Gold, —
Er hat die Kraft ja zu erheben,
Weil er so warm das Herz durchrollt —
So liebevoll, so froh und bieder,
So treu und offen, voller Scherz,
So fand ich Euch, Ihr Pfälzer, wieder,
Euch all' mit frohem Freundschaftsherz!

Drum seid gegrüßt, ihr lieben Freunde,
Die wir uns lange schon gekannt,
Erneuert ward, was uns vereinte,
Der Freundesliebe starkes Band.
Du spiegelst dich so hold am Rheine,
Du trautes Land! — O Gott erhalt's!
Ja, lebe hoch mit deinem Weine
Und deinen Menschen, schöne Pfalz!

G.

---

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Die Pracht und der Reichthum des Einzelnen, mit dem Imposanten des Ganzen vermischt, übte einen unaussprechlichen Zauber auf den Naturmensch aus. Und rechnet man dazu das feine Benehmen der Anwesenden, das besonders dem schönen Geschlecht mit seinen zierlichen Tournüren und künstlichen Verstellungen einen erhöhten Reiz verlieh, die rauschende Musik, den Wohllaut des Gesanges und die bethörende Grazie des Tanzes, so übertraf dieses Schauspiel selbst das Höchste, was er sich je von menschlicher Glückseligkeit geträumt hatte. Daß aber dieser Pomp und diese Herrlichkeit, diese Eleganz und Feinheit, die, wie er sich überzeugte, im Einverständniß und wie im Einklang des Ganzen waren, von Menschen erdacht und mit wunderbarer Uebereinstimmung sie belustigte, das konnte er sich nicht klar machen. Nothwendig mußte er also diese Menschen sich anders denken, deren Anforderungen und Erwartungen sich gegenseitig bestimmten. Kurz, über dieses Räthsel der Bildung und Sittenverfeinerung konnte er nicht mit sich ins Reine kommen. Gleichwohl beneidete er die Vorzüge, die er seiner Anschauungsweise nach ihnen als besseren und vollkommeneren Menschen einräumen mußte, nicht im Geringsten. Kalt und berechnet kam ihm ihr Wesen vor, nachdem er es einige Zeit ruhiger erforscht hatte. Er schämte sich nicht, seine ehernen, hervorragenden Gliedmaßen vor ihren Augen öffentlich auszustellen. Und er verglich sie mit den ihrigen. Sie däuchten ihm übergypste Stäbchen gegen seine Knochen und Muskeln. In was bestand aber nun noch die sogenannte edlere Abstammung, das große Argument, welches schwächliche Salonpüppchen gegen rohe Naturmenschen anrufen? Freilich, diese Frage schwebte nur unklar dem geistig bornirten Gros-Cartouche vor. Im mächtigen Gefühl seiner Stärke, womit Mutter Natur ihn so reichlich bedacht hätte, war es ihm unmöglich, sich in jenes fein zugespitzte Gefühlchen moderner Bildung zu versetzen, weil es ihm einen proportionellen Defizit Leibeskraft gekostet hätte, bei deren schnell erfolgendem Abnehmen er sich

unsäglich schwach, krank, sehr krank und demnach unglücklich gefühlt hätte. Und ein Glück für ihn, daß er es nicht konnte, noch wollte. Hätte man aber mit der Versicherung, daß sie im Tausch gewinnen würden, jene schwächlichen Menschen gefragt, ob sie eine gewisse Portion ihrer geistigen Ueberbildung für einen entsprechenden Theil roher Natur abtreten wollten, so hätten sie einstimmig den Vorschlag als irrsinnig verworfen und gesagt: „Nein, wir ziehen den höhern Genuß, den uns die geistige Bildung verschafft, dem thierischen Trieb der Naturmenschen vor!"

Dieser Sophisterei war Gros-Cartouche enthoben und er konnte es der Natur nur Dank wissen. Es war nur ein Unglück für ihn, nicht vierhundert Jahre früher unter Genghis-Khan oder Timurlenk der Existenz sich erfreut zu haben. Da wäre er ein vernünftiger, witziger Bursche gewesen, und wir hätten nicht wünschen müssen, daß er seinem Tyrann, dem Wollen und Können entsagend, das geisttödtende Element abstreifte und das körpertödtende anzöge. Da er aber dies nicht konnte, so war er für uns ein unbändiges Vieh, dem unsere Schwachheit einen Kappzaum anlegen und es mit methodischem Zwang in der Schule des Verbrechens neben anderen Naturmenschen ankoppeln mußte.

Ein Beweis jedoch, in welchem Grad sein Scharfsinn sich entwickelt hatte, liefert die magnetische Wirkung auf ihn eines Blickes aus einer ersten Loge. Da saß der junge Offizier in Gesellschaft seines sonderbaren Freundes, des Studenten, welche Beide ihre heftige Gemüthsbewegung im Geräusch des Publikums zu unterdrücken suchten. Inwiefern es ihnen gelang, hing allein von den Zerstreuungen ab, die sie hier fanden. Gros-Cartouche aber, wie von den Furien verfolgt, verließ eilends die Gallerie; den Nachtrab bildete sein Nebengeselle, der witzlose André.

* * *

Es schlug eben halb zehn Uhr vom Münsterthurme herab, als beide Gefährten ins Freie gelangten. Das Firmament loderte in unzähligen Sternen. Aber der Festenthusiasmus verdunkelte ihren lieblichen Schein, indem er tausend Lichter in unabsehbaren Reihen längs den Straßen angezündet hatte. Auch das Theaterhaus war hell erleuchtet und hob seine scharfen Linien hervor. Aber wo Licht kein freies Spiel hat, da gebiert es Schatten. So war es auch hier unter der Esplanade des Broglie. In diesem Schatten stand ein junges Mädchen, das vom wühlenden Geräusch entfernt, den Anschein hatte, als erwartete es hier ihren verziehenden Geliebten. Das Mädchen trug die Kleidung einer Kammerzofe, und wenn man in Betracht nahm, daß es ein zusammengefaltetes Papier in der Hand hielt und unverwandt nach dem Theater schaute, so konnte man sich für überzeugt halten, daß hier keine immediate Liebschaft im Spiel sei, sondern daß das Mädchen blos das Geschäft einer Mittlerin oder Briefträgerin im engeren Sinne verrichtete.

„Was mag das für ein Bursche sein?" dachte die pfiffige Iris, indem sie versuchte, die für sie ohnehin unleserliche französische Schrift im Dunkeln zu entziffern. „Kein Anderer als ein Soldat," fuhr sie nach einer Pause fort, „denn das entnehme ich daraus, weil der Brief französisch geschrieben ist. Aber wenn es ein Soldat ist, so wird meine verliebte Gebieterin ihm haben stecken lassen, daß er in Civilkleidung erscheinen soll, damit nichts heraus komme. Denn man muß auch den Schein meiden, wie mir meine selige Mutter stets anempfohlen hat."

Eben kam Gros-Cartouche allein auf dem breiten hell erleuchteten Trottoir hergeschlendert wie Einer, der Jemand erwartet. Sein Nebengeselle war einige fünfzig Schritte hinter ihm geblieben.

Als die Liebesbotschafterin den jungen Herrn mit dem mächtigen Schnurrbart erblickte, hüpfte sie leicht wie ein Reh aus dem Versteck hervor und überreichte Gros-Cartouche das Billet mit einem höflichen Gruß in verdorben Französisch. Das Erstaunen, womit der Naturmensch den Zettel annahm, ließ ihm nicht Zeit, das hinweg eilende Mädchen in deutscher Sprache, die einzige, die er verstand, anzureden. So war wenigstens der Glaube des Mädchens gerettet, einem Stockfranzosen das Billet ihrer Gebieterin überreicht zu haben, so sehr auch der Empfänger gewünscht hätte, Aufschluß über das geheimnißvolle Stelldichein zu erhalten und den unzweifelhaften Irrthum zu konstatiren.

Gleichgiltig entfaltete er nun das Papier und strengte sich an, den Inhalt zu lesen. Aber selbst wenn es deutsch geschrieben gewesen wäre, hätte er's mit seinem Zuthun nicht gekonnt, denn er war ja nicht schuld, daß ihn seine Pflegeeltern nicht in die Schule geschickt hatten. Eine Weile bewunderte er die schönen Züge, und es tauchte heute zum Erstenmale der Aerger in ihm auf, nicht lesen zu können. Dieses unangenehme Gefühl war aber von so kürzerer Dauer, als der

Begriff von der Zweckmäßigkeit des Lesenkönnens unklarer bei ihm war. Er begnügte sich, das Papier in die Brusttasche zu stecken und das Abenteuer seinem Gefährten, der eben mit großen Schritten auf ihn stieß, mitzutheilen. Und da dieser den Brief zu sehen verlangte, fragte er ihn im spottenden Tone: „Hah, André, kannst Du lesen?“

Dieser sah ihn mit seinen stupiden Glotzaugen an und versetzte: „Früher, Gros, konnte ich buchstabiren. Aber es sind jetzt schon fünfzehn Jahre her, daß ich zwei Jahre in die Schule ging. Ich weiß nicht, ob ich noch buchstabiren kann.“ Gros-Cartouche übergab ihm dann das Billet und ging langsam und stillschweigend seinen Weg weiter, wie wenn er sich nicht ferner um den Erfolg bekümmerte. Sein Gefährte hingegen blieb stehen und suchte mit halblauter Stimme Etwas aus dem Geschreibsel heraus zu klauben. Es dauerte beinahe eine Viertelstunde, bis er die Worte „Offizier“ und „mésange“ „Meise“ herausbuchstabirt hatte. Das Uebrige war für ihn Hieroglyphe.

Da ereignete sich Etwas in seinem Leben, das da verdiente, in die kapitolinischen Marmortafeln mit unverwüstlicher Schrift eingemeiselt zu werden. André ergriff die Neugier, zu wissen, was denn die Meise für eine Bewandtniß mit dem Offizier habe. Mit großen Augen glotzte er umher, um irgend einen Sterblichen zu erspähen, der da fähig wäre, den delphischen Götterspruch zu deuten. Aber hier war Alles öde, nur die innern Räume der Häuser, die an das Trottoir stießen, waren mit Trinkenden und Spielenden angefüllt. Kurz war daher sein Entschluß gefaßt. Das Papier in der Hand polterte er in ein solches Kaffeehaus hinein. Die bestürzten Gäste ließen ihre Billardstöcke fallen, im Wahn, es brächte der Botschafter die Neuigkeit, daß der halbe Erdball untergegangen sei. Bleich vor Schrecken lauschten sie der Mittheilung über die Dinge, die da kommen sollten. Ein herbeigelaufener Garçon, der im Eifer ein kleines Tischchen mit gefüllten Liqueursflaschen umgeworfen hatte, nahm den Brief aus Andrés Händen und las:

„Sehr werther und theurer Herr Offizier!

„Sie sind inständig gebeten, heute Nacht „präzis zehn Uhr auf der Soiree, Eckhaus „Meisengasse Nr. 251, zu erscheinen. Man „wird Sie unten empfangen. Fehlen Sie „nicht.

Mit allen Gefühlen

Amalie.“

Dem Entsetzen folgte nun ein schallendes Gelächter und lautes Jubiliren. Gleichwohl war das ein schlechter Trost für den Garçon, der die Gläser mit den Liqueurs zerbrochen hatte. Er faßte einen schnellen Entschluß und brachte ihn ebenso schnell zur Ausführung. Er führte den stupiden André an die Thür zurück, die er aus Höflichkeit offen gelassen hatte, und versetzte ihm so flink und geschickt einen Boxstoß in die kurzen Rippen, daß der Waffenschmiedgeselle seiner ganzen Länge nach auf das Trottoir hinschlug und ihm Hören und Sehen verging. Die Freude darüber äußerte sich so laut im Kaffee, daß der Lärm Gros-Cartouche, der ohnehin sich schon nach seinem Kameraden umgeschaut hatte, herbeilockte und er seinen Nebengesellen am Boden fand.

„Was ist Dir denn, André?“ fragte er erstaunt den Gestrandeten, indem er ihm mit großer Mühe auf die Beine half. „Hat Dich ein böser Schlag getroffen oder hast Du hier Quartier nehmen wollen?“

„Ei Du sollst auf die Soiree kommen,“ stotterte der Mißhandelte stöhnend.

„Hier hinein?“ fragte Gros-Cartouche, indem er auf das Kaffeehaus deutete.

„Nein, davor behüte Dich der heilige Martin, unser Schutzpatron,“ ächzte André; „die haben mich nicht übel spedirt.“

Gros-Cartouche brach in lautes Gelächter aus. Er ließ sich von seinem Kameraden sein Schicksal erzählen.

„Warte nur, André, den wollen wir's sauer einbrocken, wenn sie einmal nach Mutzig kommen,“ tröstete er ihn. Indessen bewegten sie sich langsam vorwärts und der hinkende André theilte nun seinem Freund den Inhalt des Schreibens mit. Gros-Cartouche munkelte nichts Gutes bei Erwähnung des Offiziers, denn er gedachte noch des Eindrucks, den ein solcher im Theater auf ihn gemacht hatte, und unbewaffnet, wie er war, getraute er sich nicht, mit dem Degen des Lieutenants Bekanntschaft zu machen.

„Wer weiß, was das für ein Offizier ist?“ sagte er bei sich selbst. „Er kommt mir wohl ganz bekannt vor und es däucht mich sogar, wie wenn ich schon vor einigen Jahren Verdruß mit ihm gehabt hätte, aber wer er ist, habe ich bis jetzt nicht errathen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* Piron ist bekanntlich der Dichter, der auf dem Gebiete der Satyre das Vortrefflichste geleistet hat. Seine Komödie „Metromanie" ist ein Meisterwerk, das den beißenden Dichter unsterblich gemacht hat. Eines Tages ging er an der Akademie vorüber. Da fragte ihn ein Spötter, weßhalb er (der einen Stuhl darin briguirt hatte) nicht drinnen sitze. Kurz antwortete er: Pah! Sie hat ihre Regeln verloren!

(Verloren und wiedergefunden.) Ein Trunkener pochte neulich an die Thür der Morgue, in welcher in Paris die aufgefundenen Todten ausgestellt werden. „Was wollen Sie?" fragte der Portier. — „O, ich bin's," lallt unser Verehrer des Absynth, „ich komme, um nachzusehen, ob ich vielleicht in der Morgue liege. Seit acht Tagen bin ich nicht zu Hause gewesen ... und das ... fängt an ... mich zu beunruhigen!" Ein Stadtsergeant nahm sich des bekümmerten Mannes an und führte ihn nach dem Polizeigewahrsam. Dort, meinte er, würde er den Vermißten finden.

* Lebensphilosophie.

Eine Eifersüchtige ist durch kein Handeln und kein Sprechen zu heilen; sie gleicht der Pauke, die unter allen Instrumenten am schwersten zu stimmen ist und die sich am kürzesten in der Stimmung erhält. Jean Paul.

Eins bist du dem Leben schuldig:
Handle oder bleib' in Ruh', —
Bist du Ambos, sei geduldig,
Bist du Hammer, schlage zu.

* Der unterbrochene Spaziergang.

Oefter durch des Frühlings Hochamt, das die stille Au bereitet,
Lieb' ich es, allein zu wandeln, eh' der Tag zu Ende schreitet,
Kindlich fromm, wenn durch die Haare das Gebet des Abends säuselt,
Und sich um mein Haupt behaglich der Cigarre Weihrauch kräuselt.

Alle Vögel, die da singen, haben mir ein Lied zu sagen,
Alle Zweige, die geschüttelt, wollen mir ein Leides klagen,
Und des Baches Wellen kommen küssend zu mir hergeflossen,
Und der blaue Himmel hält mich wie im Vaterarm umschlossen.

Sa auch jüngst, mich zu erleichtern, machte ich, den Bach entlang,
Auf dem viel betret'nen Wege meinen stillen Abendgang;
Lachend dehnte sich das traute wiesengrüne Thal der Blies,
Das schon manchen armen Nabob Tag und Nacht nicht ruhen ließ. —

Plötzlich scholl's vom Ufer drüben: dieser Weg wird nicht gelitten,
Wer ihn wandelt, gegen den wird unnachsichtlich eingeschritten!
„Bester, habe nichts dagegen; doch, wo sind die Warnungszeichen?
„Selbst das Zwingthor bei der Schleuße mußte höherm Machtspruch weichen."

Mit der Frühlings-Abendfeier war's vorbei; voll Unbehagen
Lenkt' ich heimwärts meine Schritte nach der Stadt der Ichtiophagen.

Blieskastel.

An —?

Es strahlt dein Aug' und meine Blicke feulen
Geblendet sich vor seiner Himmelsbläne;
Es strahlt dein Aug' und immer muß ich schauen
Nach dir, nach deiner lieben Augen Treue!
Es strahlt dein Aug', mir röthet sich die Wange,
Und immer rascher strömt das Blut zum Herzen,
Es strahlt dein Aug', es leuchten seine Strahlen,
Was frag' ich noch nach Leiden und nach Schmerzen?
Es strahlt dein Aug' und sieh', es zieht die Liebe
Mit Jubel mir zum Herzen und mit Freuden,
Es strahlt dein Aug', du Traute, o verzeihe,
Daß sich an dir stets meine Augen weiden!

Sinnräthsel.

Nachricht. Er thue was seines Amtes ist. Wer?

Auflösung des Räthsels in № 55:
Hämmerling (Goldammer).

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 57. Dienstag, 17. Mai 1870.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Vor dem beschriebenen Haus des Stelldicheins angelangt, blieben beide Freunde stehen. Ein blendender Kerzenschein goß sich aus den halbgeöffneten Fenstern des ersten Stockwerkes über dem Erdgeschoß. Damast-Vorhänge spiegelten kolossale Schatten ab, die sich im Saale bewegten.

„Gros, hier muß es sein," brach der Waffenschmiedgeselle das Stillschweigen. „Geh' hinauf und frage, was sie mit Dir wollen. Dann kommst Du wieder; ich erwarte Dich."

Der Angeredete schien sich zu besinnen. Er wandte sich an seinen Begleiter und sagte: „André, sahst Du den Offizier nicht?"

Erstaunt gaffte dieser ihn an. „Ei, Gros, Du bist ja der Offizier. Geh' hinauf!"

„Nein, ich meine den Offizier im Theater!" sagte nochmals verdrießlich Gros-Cartouche.

Der Gefragte besann sich. „Ach, den im Theater sah ich."

„Hast Du ihn noch nie in Mutzig gesehen?" — — „Nein." —

„So will ich hinaufgehen. Denn Du weißt, André, ich fürchte mich vor Zehn nicht."

Mit diesen Worten ließ der Naturmensch seinen Begleiter stehen und begab sich an die Hausthüre. Sie war verschlossen. Ehe er noch die Klingel zog, schlug es Zehn. Das Zöschen öffnete die Thüre und ließ ihn ein. Ohne ein Wort zu sprechen, geleitete es ihn die Treppe hinauf. Auf einem Absatz, der durch eine Gallerie in ein Entresol führte, blieb das Mädchen stehen. Kein Mensch war auf den Treppen, noch in den geräumigen Hausfluren und Korridoren zu sehen. Hier zog die Iris ein wunderschönes Miniaturporträt aus der Tasche und übergab es Gros-Cartouche nebst einer glacirten Karte mit Goldschnitt. Das Porträt stellte Amalien vor im Ballkleid. Unten war ein beschriebenes Zettelchen angeklebt, für Gros-Cartouche hebräisch. Es hieß: „Diese ist's; wenden Sie sich an sie."

Auf der Karte stand: „Willkommen zum Geburtstage Amalias ...." Der Naturmensch verstand von diesem Allem nichts, als daß das Mädchen hübsch war.

Aber den Sinn des Porträts, noch weniger als denjenigen der Karte, konnte er nicht errathen. Der Beschenkte war damit bedeutet, sich als Fremder sogleich an die Königin des Festes zu wenden, deren Bildniß er kannte und sie demnach leicht vor allen Andern herausfinden mußte. Um das Uebrige habe er nicht zu sorgen. Sie werde ihn schon zu empfangen und vorzustellen wissen.

„Was soll ich mit dem Bild?" fragte Gros-Cartouche das Mädchen. Es war überrascht.

„Stecken Sie es ein, wenn Sie wollen," gab das Zöschen schelmisch lächelnd zurück. Dann ermahnte es ihn, die Treppe weiter hinauf zu steigen und links des Korridors einzutreten. Im Fortgehen Gros-Cartouches nickte es bedenklich, nachdem es ihn noch einmal von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte und ihr das schwere, eisenbeschlagene Schuhwerk des Herrn als Ballschuhe nicht recht gefallen wollte.

Der Naturmensch stieg polternd und rutschend die spiegelglatte Seite der Treppe hinan, auf die man vorsätzlich die kostbaren Teppiche nicht reichen ließ. „Bah," dachte er bei sich selbst, „was soll ich mir die Mühe geben, das Ding in die Tasche zu stecken; man wird es mir schon wieder abnehmen." Als er oben anlangte, befand er sich in einem geschmackvoll verzierten, geräumigen

Korridor. Große Dichterbüsten und mythologische Standbilder aus Marmor waren hier angebracht, und zwischen ihnen prangten prächtige Vasen mit blühenden Gesträuchern und duftigen Blumen; Alles durch den vielfach reflektirten Schein der kostbaren Candelaber magisch beleuchtet.

Gros-Cartouche schritt gleichgiltig zwischen den Zierrathen hindurch und stolperte von einer Thüre zur andern, bis er in der Mitte des Korridors ankam. Hier stand er vor einer großen Flügelthüre. Ein Gebildeter hätte von Weitem schon bemerkt, daß hier der Galaeingang war. Guirlanden verflochten sich über ihm zu einem reizenden Baldachin und fielen in Festons hernieder. Das Porträt in der einen Hand und die Karte in der andern blieb Gros-Cartouche vor der Thüre unschlüssig stehen. Er wußte nicht, wie er die krystallne Klinke ergreifen sollte, um zu öffnen. Eben war er im Begriff, mit dem Fuß anzupochen, als sich ein Flügel plötzlich von selbst aufthat. Das Mädchen, dessen Porträt er in der Hand hielt, stand halb vernichtet vor ihm. Wie Jemand, der zwischen Spuck und Wirklichkeit schwebt, stierte Amalie den Naturmenschen an. Auf Gros-Cartouches Gesichtszügen spiegelte sich eine brutale Seelenruhe ab, wie bei Einem, den das Schöne nicht zu rühren vermag. Erst als sich das Mädchen von ihrem ersten Entsetzen erholt hatte, zog es den Flügel vollends hinter sich zu und seine Geistesgegenwart kehrte zurück.

„Was wollen Sie?" lispelte mit bebenden Lippen das erbleichte Bild weiblicher Schönheit. Diese Frage vermochte erst Etwas über den Naturmenschen. Verwundert blickte er Amalien an.

„Hinein," war seine kurze und bündige Antwort. Mit weiblicher Schlauheit erspähte die Erschütterte den günstigen Augenblick. Mit suprem er Anstrengung beugte sie sich vorwärts, entriß knarrend ihr Bildniß der knochigen Hand Gros-Cartouches und verbarg es im Busen. Dieses ungerechtfertigte Manöver kitzelte den Verworfenen. Er ließ sich in lauten Klagen darüber aus und verlangte das Bild zurück.

„Sind Sie von Sinnen?" murmelte Amalie mit erstickter Stimme. Gros-Cartouche erhob trotzig die Stirne und nahm eine drohende Stellung an.

„Um Gotteswillen, entfernen Sie sich!" bat die Schöne, zitternd die Hände zu Gros-Cartouche erhebend. Der rührte sich nicht. Das Mädchen war tief erschüttert; die Fühllosigkeit ihres Gegners empörte es.

„Sie bringen mich in Verzweiflung!" rief es. Ihn focht das nicht an. Und Amalie mochte ersehen, daß sie es mit einem besondern Menschen zu thun hatte, der vielleicht ein Narr war. Schnell zog sie die bei der Thüre befindliche Klingel. Aber anstatt daß Leute vom Korridor herkamen, die, wie sie hoffte, sie von der Gegenwart dieses Unholdes befreiten, ward die Flügelthüre aufgerissen und mehrere Herren und Damen liefen herbei. Ein allgemeiner Schrei der Verwunderung erfolgte, als man die seltsame Situation überschaute.

„Befreit mich von der Gegenwart dieses Blödsinnigen!" schrie Amalie und wankte vor Aufregung an die getäfelte Wandbegleitung des Eingangs zurück.

„Was will der Bursche?" erscholl es von allen Seiten aus dem Saal.

Der Naturmensch verlor keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit. Auf allen Gesichtern konnte er mit lapidarischer Schrift die tiefste Verachtung lesen. „Ich will hineintreten," antwortete er, „man hat mich heraufgeschickt mit dem Bildniß dieses Mädchens und der Karte." Entsetzt wichen Gastgeber und Gäste zurück, als sie ihre Soiréekarte erkannten.

„Was ist das, Amalie?" fragte zusammen ein ältliches Paar, das sich als die Eltern des Mädchens erwies.

„Ein Räthsel für mich, so wahr ein Gott im Himmel ist!" erwiederte es.

„Oder vielmehr eine Verwechslung," flüsterte die Busenfreundin.

„Kurz, was wollen Sie?" richtete der Vater Amaliens nochmals das Wort an den Eindringling.

„Nichts," gab er trocken zurück, „ich bin nur gekommen, zu fragen, was Ihr mit mir wollt. Und er erzählte nach seiner Art kurz den ganzen Hergang der Geschichte.

„Wir geben Ihnen den Rath, so schnell wie möglich das Haus zu verlassen, sonst ergreifen wir andere Maßregeln, Sie mit Gewalt hinauszubringen."

Als der Naturmensch die Worte vernahm, erfaßte es ihn gewaltig an der Gurgel und er hatte große Lust, sich kopfüber unter die Verächter zu stürzen und sie sammt und sonders durchzuprügeln.

Da vernahm man plötzlich von ferner das Gerassel eines Degens. Er besann sich eines Bessern und ging mit Verachtung hinweg, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, daß er Reiche und Gebildete noch härter gestraft hatte, als sie es ihm gegenüber zu thun vermochten. Diese

schauten ihm noch spöttisch nach, um zu sehen, ob er ihrem Befehl sogleich Folge leistete. Langsam polterte Gros-Cartouche über den Korridor und dachte eben an Bärbel, als jener junge Lieutenant in Gesellschaft des Studenten und mehrerer anderen Personen auf der Treppe erschien. Und ohne abzuwarten, bis die hohe Herrschaft die Treppe erstiegen hätte, polterte und rutschte der Naturmensch hinunter. Scheu drückte er sich an dem Offizier vorüber und es war ihm nicht wohl zu Muthe. Die Gesellschaft begnügte sich, im Vorübergehen einen verächtlichen Seitenblick auf ihn fallen zu lassen; aber der Offizier musterte ihn mit ernster, durchdringender Miene.

Die Zofe ihrerseits war nicht wenig erstaunt, als sie den auf so geheimnißvolle Weise geladenen Gast so erbärmlich abgewiesen sah. Jetzt erst ging ihr ein helles Licht auf, daß sie sich einen Mißgriff habe zu Schulden kommen lassen. Denn ohne Zweifel war es jener schöne, junge Offizier in Parade-Uniform, dem sie das Billet hätte übe reichen sollen, und nicht diesem garstigen Unhold. Die Gewißheit, daß ihre Gebieterin sie hinfort nicht mehr mit derlei delikaten Aufträgen betrauen würde, geißelte ihre Eigenliebe dergestalt, daß sie überhochroth wurde und einen bittern Groll gegen den unschuldigen und unglücklichen Naturmenschen faßte. Gros-Cartouche verlangte kurzab, ihm die Thüre zu öffnen. Vor Aerger biß sich das Kammermädchen auf die Lippen und geleitete ihn bis an die Thüre. Hier schob es schnell den Schloßriegel zurück, der in einem mechanischen Aufzug hing, und ließ den Verworfenen hinaus, indem es mit schallendem Hohngelächter die Thüre mit solcher Gewalt hinter ihm zuschlug, daß sie in ihren Angeln krachte.

* * *

„Wenn ich nur in Mutzig wäre," dachte der Offizier, als ihn sein seltsamer Freund in den Saal schob. Der Student, der mit Recht befürchtete, sein Heimweh möchte zurückkehren, ließ ihn den Wunsch nicht ganz ausdenken. Er hatte sich mit Vorbedacht vom Vortrab der neu angekommenen Gäste getrennt.

„Passen Sie auf, welch' schönes Mädchen!" raunte er dem Unzufriedenen ins Ohr. Man sah es dem Studenten an dem leichten, ungezwungenen Auftritt an, daß er viel Gewandtheit besaß, und zu gleicher Zeit, daß er hier nicht ein gemeiner Gast, sondern wie zu Haus war.

Amalie, zu deren Ehren das Fest veranstaltet, war damit beschäftigt, den Vortrab der Neuangekommenen zu empfangen und zu bewillkommnen. Diese ihrerseits machten enorme Bücklinge und sprachen mit flötender Stimme große, bombastige Formeln ihrer Gratulation aus. Da verwischte sich plötzlich der schwermüthige, schmerzliche Zug auf der glänzenden Stirne des Mädchens, welches noch härter durch das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen und Wünsche, als durch den vorigen Skandal darnieder geschlagen war. Als Amalie den jungen Lieutenant erblickte, blühte sie wie durch Zauber in ihren ursprünglichen Reizen wieder auf, gleich der herrlichen Balsamine, die, in ihren markigen Aesten vertrocknet, nach einem beschwängernden Regen wieder aufblüht. Dahin waren Sorge, Kummer, Pein, und wie der sterbende Egmont sagt: „jedes ängstliche Gefühl." Nun wandte sie sich mit ganz andern Gefühlen von den übrigen Gästen ab an den Studenten und seinen Freund, ihren auserlesenen Romeo, strahlend von Jugend, Kraft und männlicher Schönheit. Mit dem Schnellblick des Kenners durchschaute der Student alle ihre Gefühle. „Sie liebt ihn!" sagte er leise zu sich selbst.

Ohne vorläufige Komplimente zu machen, redete sie Letztern mit folgenden Worten an: „Herr Oskar von Löwenhaupt, Sie bringen uns hier einen recht angenehmen Gast mit, für den ich mich herzlich bei Ihnen bedanke."

Ohne das Kompliment sonderlich zu beachten, schlug der junge Offizier bei dem Namen „Löwenhaupt", den ihm sein Freund bisher verheimlicht hatte, ehrfurchtsvoll an den Degen, denn er wußte aus der Geschichte, daß die „von Löwenhaupt" skandinavische Helden waren. Und sein Respekt wuchs für den jungen Freund.

„Das habe ich mir gedacht, Fräulein Amalie, daß ich Sie mit einem solchen Freunde überraschen würde," versetzte lächelnd der Schwede in ebenso fein ausgesprochenem Französisch, als er der deutschen Sprache mächtig war. „Und daß mir aus diesem Grund das Ceremoniell der Einführung und Vorstellung erspart wäre."

Diese mit vieler Konvenienz ausgesprochenen Worte wirkten, nicht wie einige sich denken könnten, quasi beleidigend auf das Zartgefühl der jungen Dame. Im Gegentheil klatschte sie lebhaft in die Hände zur Ehre des geraden Sinnes Löwenhaupts.

„Bravo! Bravo!" sagte sie, indem sie sich an den Offizier wandte und ihm insonderheit noch ihren Willkomm in den herzlichsten Worten aussprach. Dem jungen Krieger schoß das Blut in den Kopf vor Bewunderung des Edelsinns des Mädchens. Er verneigte sich dankend und hob

Digitized by Google

mit einfachen, aber wahren Worten die Ehre und das Glück hervor, das unmittelbare Vertrauen einer so edeln Familie zu genießen.

„Kommen Sie!“ rief das überglückliche Mädchen beiden Jünglingen zu, „Sie haben eine Erfrischung nöthig.“ Und es führte beide Freunde in einen Salon, der nur mit eleganten Trinktischen und antiken Liqueursbüffets möblirt war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Künstlerpack.) In Wien haben sich zwei k. k. Hofopernsängerinnen öffentlich gerauft. Die Scene, schreibt man darüber der „Frkf. Ztg.“, die sich zum Ergötzen aller Umstehenden zwischen Fräulein Rabatinsky und Frln. Tellheim im Prater abspielte, war wieder einmal ein scharfkantiges Charakteristikon unserer Theaterprinzessinnen gewisser Sorte. Die genannten Damen begannen mit einander einen Wortwechsel, und zuletzt regnete es von beiden Seiten Schläge .... Würden zwei verlorene arme Geschöpfe einen solchen öffentlichen Skandal provoziren, so entkämen die „Streiterinnen“ nicht den Armen der Polizei, aber die Rauferei ging diesmal von zwei k. k. Künstlerinnen aus, und für diese hat die moderne Gesellschaft ein Ausnahmsgesetz kreirt. Die kleine Scene macht Beide nur interessant, und wenn sich nun Eine oder die Andere von ihnen in einer Theaterloge zeigt, so richten intensiver als je sich hunderte Augen auf sie, und wie viele Kunstmäcene bedauern, daß sie jener merkwürdigen Keilerei — wie nicht zwei Betrunkene sie hätten merkwürdiger durchführen können — zu ihrem lebhaftesten Leidwesen nicht beigewohnt!

(Eine haarlose Menschenrace.) Die „Ill. Austral. Ztg.“ von Eldurm berichtet über eine gänzlich haarlose Menschenrace an den Ufern des Balkonne, eines der höher gelegenen Nebenflüsse des Darling. Ein Ansiedler brachte jüngst einen Menschen dieser Race aus dem Innern nach Sidney. Es gebe dieser Leute, so sagte er, nur wenige, sie seien mild und freundlich in ihrem Wesen und ihre Sprache sei von der ihrer Nachbarn gänzlich verschieden. Die Letzteren vermeiden auch jeden Umgang mit diesen haarlosen Geschöpfen und thun ihnen nichts zu Leide, sondern gehen ihnen vielmehr mit abergläubiger Scheu aus dem Wege. Sollte dies nicht ein Sporn für unsere Chignon-Fabrikanten sein, den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit wo anders hin zu verlegen!

Anagramm.

1—8

Ich bin die Macht, die Alles trägt und hält,
Von mir das ganze Weltall ist durchdrungen;
Und fehle ich, es schnell in Trümmer fällt;
So steht es fest, bis ich einst ausgeklungen. —
Hörst du die Töne gold'ner Saiten klingen,
Berausche ich mit Wohllaut jedes Ohr,
Doch fehle ich beim Tonspiel und beim Singen,
Verschließt sich schnell das Herz und Ohr davor.

3. 5. 4. 2. 6.

Durch Kunst und Phantasie werd' ich geboren
Und unterhalte gerne Mann und Weib;
Ich bilde Weise, doch auch viele Thoren
Durch meinen angenehmen Zeitvertreib.
Vor allem aber ist's die liebe Jugend,
Die sich aus mir gern Herz und Kopf vollstopft,
Und oft wird grad' das Gegentheil von Tugend
Durch meine Lehren Vielen eingepfropft.

1. 2. 3. 4.

Wo ich des Menschen Inneres berühre,
Verzehrt die Seele sich, matt wird das Herz;
Zur Lebensmüdigkeit ich Jeden führe
Durch meine Leiden, meinen tiefen Schmerz.
Und wer auf Erden keine frohe Stunde,
Nur mich im tiefen Busen wohnen hat,
Dem heilt das Grab nun seine schwere Wunde,
Dem macht der Tod das leere Herz nur satt.

1. 5. 3. 8. 6.

Durch unsre Reigen, unsre heitern Tänze
Erringen wir der Erde Heil und Glück,
Und bringen ihr die duft'gen Blumenkränze
Des holden Frühlings wonnevoll zurück.
Wir sind es, die den grünen Lenz erneuen,
Wir locken ihn durch Ringeltanz und Spiel,
Wir streben nur, die Erde zu erfreuen,
Daß sie den Menschen sei ein froh Asyl.

Auflösung des Sinn-Räthsels in № 66:

Nachrichten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Donnerstag, 19. Mai 1870.

Im Wirrwarr der Zeit.

„Fest bin ich! fest!" dies stolze Wort
Aus unsers Königs Munde;
Seit ich's vernommen, klingt es fort
Im tiefsten Herzensgrunde.
Was auch die Zeit uns Schlimmes bringt,
Mag kommen, was will kommen!
Das Wort, das mir im Herzen klingt,
Hat ihm die Macht genommen!

Will Unverstand in finsterm Wahn
Den Weltlauf rückwärts lenken,
Den Geist auf seiner Siegesbahn
In Nacht und Tod versenken;
Will — selber blind — mit seiner Hand
Er Führer sein der Blinden:
Wird er den festen Widerstand
Im Wort des Königs finden!

Ob Falschheit hinterlistig schleicht,
Ob droht mit Ungewittern:
Noch hat ihr Ziel sie nicht erreicht;
Wer mag vor ihr erzittern?
Und wenn sie auch errathen läßt
Den innersten Gedanken: —
Noch sitzt des Königs Krone fest
Und niemals wird sie wanken!

Treu halten wir mit Gut und Blut
Zum deutschen Vaterlande!
Umsonst versucht der Frevelmuth
Zu lösen heil'ge Bande.
„Fest bin ich, fest!" des Königs Wort
Läßt sich nicht dreh'n noch deuteln;
Er wird, der Treue hehrer Hort,
Undeutsches Thun vereiteln!

Noch ist in zweier Lager Macht
Das Bayernvolk geschieden.
Wird es geführt zur Bruderschlacht?
Wird es vereint in Frieden?
Schaart es um seinen König sich,
Zerstieben die Gefahren.
Fest ist Er und wird königlich
Macht, Recht und Freiheit wahren!

---

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Rappert.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte sich der Saal mit Gästen vollständig angefüllt, deren Stand und Gewerbe wohl nicht so schwer zu errathen war, als ihr Charakter und ihre Denkungsart, und dies Letztere wäre dem penetranten und menschenfreundlichen Schweden vielleicht am besten gelungen. Er kannte beinahe Alle und liebte sie als Menschen, so unliebenswürdig auch Manche beiderlei Geschlechts unter ihnen gewesen sein mochten. Und sie liebten ihn ebenfalls und einige verehrten ihn, wohl wissend, daß er heute nicht bei Jedermann verweilen konnte und daß er überhaupt einzig in seiner Art war. Man wußte, daß er sich heute Abend ausschließlich dem jungen Lieutenant widmen wollte und mußte, weil er ihn eingeführt hatte. Auch hofften sie von dem jungen Psychologen, dessen Scharfsinn nichts entgehen konnte, späterhin Aufschluß zu erhalten über das Wesen und die Familienverhältnisse des Lieutenants, worauf sie so sehr gespannt waren. Aber von nun an ließen sie sich nichts angelegener sein, als den Reigen zu ordnen und das Zeichen zum Tanz zu geben. Zur Ehre Amalicus ward ein Vortanz veranstaltet und der Schwede zu ihrem Kavalier ernannt.

Oskar von Löwenhaupt, den wir bis hierher, seiner äußern Erscheinung nach, nur oberflächlich

geschildert haben, weil wir den innern Gehalt und den Kern des Charakters seiner im Vergleich armseligen Hülle vorziehen, war ein junger Mann von etwa vier und zwanzig Jahren. Alles, was der Glanz jugendlicher Vollkommenheit bieten kann, fand sich in ihm vereinigt; Alles, was das Mark hoher, reiner und edler Denkungsart bei einem wackern Jünglinge in die Harmonie bescheidenen Wissens mit einklingen kann, das zierte das Herz und den Geist Oskars. Sein philosophisch-heroisches Gesicht war in jeder Hinsicht ohne Tadel. Die etwas bleiche Farbe, die hohe gebogene Nase, das große, seelenvolle Azurauge, die Sokratesstirne, die hellblonden Locken, die ihm bis auf die Schultern fielen, und dazu der hohe Wuchs, Alles, Alles bezeichnete ihn als einen außerordentlichen Sterblichen.

Mit dem majestätischen Auftritt, der sonderlich die Skandinavier kennzeichnet, trat er jetzt am Arm der Königin des Festes in den Cirkel der umstehenden Gäste ein, leicht grüßend, und durchflog im Takt der Musik den großen, festlich geschmückten Saal.

Er hatte die Gewohnheit, nur einen Reigen zu tanzen; darauf zog er sich in den Cirkel der trinkenden und schweigenden, erfahrenen Männer zurück oder zu den jungen Leuten, wo seine mäßigen Witze ebenso guten Anklang fanden, als seine Weisheit bei den Philistern. So machte er es denn auch wieder heute.

Der Offizier, der in Betracht der kürzlich geschlossenen Freundschaft über den Charakter und die Eigenheiten seines Freundes, obwohl sie der Hauptsache nach mit einander übereinstimmten, noch nicht im Reinen sein, sondern dieselben blos ahnen konnte, glaubte sich diese Nacht vor diesem rauschenden Vergnügen verschont, im Wahn, seine Gönnerin werde Löwenhaupt nicht fahren lassen. Wie blutig ihn aber der junge Schwede enttäuschte, als er nach Beendigung des Ehrentanzes mit triumphirendem Gesicht in den Salon zurücktrat und ihm Amalie zuführte, läßt sich am besten nach den Worten denken, die dieser ihm zurief:

„Herr Lieutenant, jetzt ist die Reihe an Ihnen; sorgen Sie dafür, daß Amalie um keinen Tanz gebracht werde.“ Und der Aermste sah sich genöthigt, den beehrenden Antrag anzunehmen, obwohl er vorgezogen hätte, die Nacht in ruhigem Gespräche zuzubringen. Er stand auf, sagte Amalien ein paar schöne Worte und führte sie am Arm auf den Tanzboden zurück.

Dem Studenten dagegen war so wohl bei dem Gedanken, das wirre Collegium Terpsichorens schwänzen zu dürfen, daß er sich alsbald in den gemüthlichen Zirkel der Trinker und Spieler begab.

„Dem wird das Mädchen noch heißer machen als die Sonne Afrikas,“ dachte er bei sich selbst. Und in der That hatte er Recht, denn es tanzte am Arme des Lieutenants wie verrückt. Nach einiger Zeit benutzte dieser die Gelegenheit eines Repos, um den Freund aufzusuchen.

„Haben Sie schon einen Sonnenstich?“ rief jener dem Eintretenden spaßend entgegen.

„Haben Sie denn beschlossen, mich heute Nacht zu Grund zu richten?“ folgte auf die Frage die Gegenfrage des erhitzten Kriegers.

„Ei, Sie sind ja die heißen Tropen gewöhnt!“ war die lachende Antwort Löwenhaupts. Was wollte der junge Mann machen? Er mußte sich in sein Schicksal fügen und tanzen.

„Ich werde genöthigt sein,“ dachte er, „den Müßiggängern von dem Himmel Afrikas und den Hetzjagden zu erzählen, damit sie mich von der Pein absolviren.“ Er trank ein ganzes Glas Madeira aus und suchte wieder die harrende Amalie auf.

„Ich sehe wohl ein,“ dachte Löwenhaupt, „daß ich es mit dem redlichsten Manne zu thun habe, dem ich mich auf Gnade und Ungnade hingeben kann. Aber er bedarf der Ruhe. Nun ich will Himmel und Hölle bei dem verliebten Mädchen zu Zeugen nehmen, daß sie mir meinen Freund wieder zurückgebe.“

So geschah es denn auch bei der ersten Gelegenheit zur großen Freude des Offiziers, der es mit seinem Zuthun allein nicht über's Herz bringen konnte, bei der wüthenden Schönen abzubitten. Löwenhaupt übernahm das delikate Geschäft: „Sehen Sie, Fräulein Amalie,“ sagte er zu ihr, „der arme Soldat kehrt eben von Afrika zurück vom Tanz der Waffen. Sie können es ihm deßhalb gewiß nicht übel nehmen, wenn es für seine Gesundheit erklecklicher ist, in Ihrer und meiner Gesellschaft sich gütlich zu thun.“

Das verliebte Mädchen erkannte hierin die Großmuth des Schweden, dessen Denkungsart Amalien noch viel werther war, als seine hohe Abstammung. Und er selbst hatte die Gewohnheit zu sagen: „Wenn nur ein großer Schurke meinen Adel wollte; ich träte ihn ihm gern ab gegen die Bedingung, redlich zu sein.“

Mitten unter heitern Gesprächen schlug die erste Stunde nach Mitternacht und es ging zur Tafel. Hier fanden beide jungen Freunde das größte Vergnügen, weil man bequem mit Jedermann sprechen konnte. Und alle Anwesenden,

Digitized by Google

besonders aber das Mädchen, das zwischen ihnen saß, sowie ihre Eltern freuten sich der edlen Freundschaft beider Jünglinge.

Während dem Essen war in Löwenhaupt ein Entschluß gereift, den er alsbald nach aufgehobener Tafel zur Ausführung brachte. Er schlug dem Offizier vor, in den Korridor zu gehen, um die frische Nachtluft zu genießen. Als Grund gab er an, daß das zur Verdauung helfe. Mit verstohlenem Blick verfolgte das liebende Mädchen beide Freunde. Auch es schien etwas Außerordentliches ins Werk setzen zu wollen. Im Korridor ging der Schwede mit dem Offizier einigemal stillschweigend auf und ab. Plötzlich blieb er stehen, legte die Hand auf die Schulter seines Freundes und schaute ihm mit festem, forschendem Blick ins Auge.

„Mein Freund," hub er leise an, „was halten Sie von dieser jungen Dame?"

Der Gefragte fuhr erschreckt, wie aus einem bösen Traum auf. Seine Lippen berührten das Ohr Löwenhaupts und flüsterten zweimal den Namen: „Bärbel".

„Sie sind ein Ehrenmann!" rief der nordische Jüngling gerührt aus und drückte den Freund an seine Brust. Er wischte insgeheim eine Thräne ab, ergriff die Hand seines Freundes und sie setzten ihren Spaziergang im Korridor fort.

„Es ist schon Alles fertig!" sagte er.

Nach einer Weile des Stillschweigens erzählte er dem erschütterten Lieutenant, wie heftig das Mädchen in ihn verliebt sei.

„Ich weiß wohl," fuhr er fort, „daß mich die Sache nicht angeht. Aber ich habe wohl bemerkt, daß Sie die Unglückliche bedauern, da Sie ihre Liebe nicht erwiedern können. Da ist nun guter Rath theuer, oder ist es da nicht die Pflicht eines Redlichen, Pflicht eines Freundes, der ich Ihnen heute im vollsten Sinne des Wortes geworden und Amalien schon längere Zeit bin, beiden mit den der Zartheit des Gegenstandes entsprechenden Mitteln zur Hand zu gehen? Sie werden deßhalb gewiß mein Benehmen nicht mißdeuten." Stillschweigend drückte der Offizier dem Edlen die Hand. Der Menschenkenner befand sich hier auf seinem speziellen und liebsten Terrain.

„Merken Sie auf, mein Freund," fuhr er feierlich fort, „mit Vorsicht müssen wir hier zu Werke gehen. Denn wissen Sie, das Mädchen wird nicht unterlassen, Sie zu lieben, selbst wenn Sie ihm weniger Zuvorkommenheit erwiesen. Es wird Sie verfolgen Schritt für Schritt, und wenn es nicht vermag, Sie hier im väterlichen Haus als theuren Gast zurückzuhalten, so wird es um so weniger vor dem Entschlusse zurückbeben, Eltern, Freunde, Alles zu verlassen und Ihnen zu folgen."

Hier unterbrach der entsetzte Offizier einen Augenblick die Rede seines Freundes. Der Gedanke, daß die junge Dame ihn bis nach Mutzig verfolgen werde, entsetzte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

* (Neue Zubereitung der gelben Rüben.) Da die gelben Rüben als eine sehr nahrhafte Hauskost gelten, so dürfte hier eine nähere Erörterung in Zubereitung dieser sog. „Galgennägel" und um denselben den widerlichen Geschmack zu nehmen — nicht ohne Interesse sein. Man wähle nur markige Rüben, wasche, schabe und schnitze sie. Sodann siede man sie in Wasser ab, bringe sie in eine Casserolle und dämpfe sie nochmals mit heißer Butter, Gewürz ꝛc. ꝛc. Ist die kulinarische Operation so weit gelungen, so öffne man schnell das Küchenfenster und schütte die unedeln Wurzeln sammt und sonders hinaus!!.

(Mittel, Bier stärker zu machen.) Stärkeres, weingeistreicheres Bier thut Noth. Zwar kann es die Stelle kostbarer, geistiger Weine nicht vertreten, doch ist es zum täglichen Gebrauch und als gewöhnliches durststillendes Getränk sehr wohl geeignet für Solche, die an Weine nnd geistige Getränke gewöhnt sind nebenher aber auch Bier trinken. Dazu verhilft die Befolgung folgender, gewiß recht guten Vorschrift zur Bereitung eines geistreichen und gesunden Biers.

Man löset nämlich zwei Pfund rohen Zucker in einer Flasche Branntwein und einer Flasche Bier auf, rührt es mit einem Loth Hefe genau unter einander und thut es durch das Spundloch in das Faß, worin sich Bier befindet, schüttelt sodann das Faß und läßt es im Sommer in der gewöhnlichen Temperatur, im Winter an einem warmen Orte gähren; nach einigen Tagen kommt das Bier in Bewegung und wirft ein wenig Schaum zum Spundloche heraus, worauf es sich bald abklärt. Während dieser Zeit läßt man den Stöpsel auf dem Loche und wenn die Gährung ganz vorüber ist, zieht man das Bier auf Flaschen, die man aber von Zeit zu Zeit untersuchen muß, weil die Pfropfen leicht herausgetrieben werden.

Landwirthschaftliches.

(Nutzen der Ameisen.) „Auch den kleinen Ameisen erklärt der Mensch den Krieg, da er es nicht unterlassen kann, überall in das Walten der Natur einzugreifen. Man verhandelt darüber, wie man sie von den Bäumen abhalten kann, schlägt Petroleum, Düngung mit Guano zu diesem Zwecke vor, fragt aber gleichzeitig, ob sie denn wirklich schaden, und kommt zu der scharfen Distinktion, ob sie wirklich blos die sogenannten Blattläuse vertilgen oder auch von dem Safte des Laubes sich nähren. Wer die Thätigkeit dieser kleinen Thiere beobachten will, der findet, daß sie nur nach den Blättern wandern, wo die Eier der Insekten, namentlich aber der Schmetterlinge, abgelegt sind, daß sie die gesunden Blätter nicht aufsuchen, den Baum verlassen oder solchen meiden, wo Ungeziefer sich nicht findet. Aber weil möglicher Weise einige Blätter beschädigt werden könnten, will man die Ameisen vertreiben, und dem Ungeziefer den ganzen Baum Preis geben. Mit Recht hat man in Preußen das Schonen der Ameisen in den Wäldern angeordnet, um die in ihrer Masse gefährlichen Insekten zu vernichten; vielleicht würden die Schäden durch die Raupen vermieden werden, wenn man die Ameisen nicht direkt oder durch Wegnahme ihrer Eier vernichtete. Was sie aber schaden sollen, das weiß man nicht."

Mannigfaltiges.

Das Tagesgespräch in Philadelphia ist jetzt der wundervolle Park und die Mammuthbrücke über den eine Meile breiten Delawarestrom. Der Park, an dem jetzt sehr fleißig gearbeitet wird, wird einer der schönsten Erholungsplätze werden, den jemals eine Großstadt aufzuweisen hatte oder noch aufzuweisen hat. Er erstreckt sich von dem Wasserwerk an 7 Meilen weit auf beiden Seiten des Schuylkillflusses hinauf und ist von einer halben bis drei Meilen breit; hier hat die Natur bereits die schönsten Partien und Aussichten geschaffen, die Kunst wird das Weitere thun. Jetzt schon ziehen täglich Tausende hinaus, und derjenige, welcher sich Erholung verschaffen will, findet Alles was sein Herz begehrt. Das herrlichste Quell- und Mineralwasser, Restaurationen, Fuhrwerke, ausgezeichnete Musik, Dampfschiffe, die ihn den Strom auf- und abführen und ihn die ganze Herrlichkeit sehen lassen. Von allen Plätzen der Stadt kann man mit den Eisenbahnwagen in 20 Minuten den Park erreichen. Die Delawarebrücke wird ein Riesenwerk werden, und da der Kongreß, sowie die Legislaturen von Pennsylvanien und Neu-Jersey ihre Einwilligung gegeben haben, so wird der Bau in kurzer Zeit von der Vine-, oder von der Callowhillstraße aus beginnen. In der Mitte des Flusses wird die Brücke 105 Fuß über den Wasserspiegel zu stehen kommen. An den Außenseiten der Brücke sollen Restaurationen ꝛc. angebracht werden, und die Aktien zu 2 Millionen sind bereits gezeichnet und schon bedeutende Holzankäufe gemacht, doch werden mehrere Jahre nöthig sein, um das Wunderwerk auszuführen.

* Piron, dem beißenden Satyriker, ward folgende Grabschrift:

Ci git Piron, qui ne fut rien,
Pas même académicien.
Hier liegt Piron, der Satyriker,
Der nichts war, nicht 'mal Akademiker.

* (Ein Krösus.) In Padua starb ein Herr Camerini, welcher nicht weniger als 42 Millionen hinterlassen hat. Camerini war 92 Jahre alt und begann seine Laufbahn vor 50 Jahren, wo er als Straßenarbeiter 50 Centimes täglich verdiente.

Räthsel.

Ich bin, das streitet Niemand ab,
Der Gipfel alles Lebens!
Doch, sänk' ich allzufrüh in's Grab,
Hätt ich geblüht vergebens;

Das erste Zeichen ändert nur,
Dann bin ich Ewig-Festes,
Bin Sieg des Geistes, bin Kultur,
Der Menschheit Kern, ihr Bestes!

Auflösung des Anagramms in № 57:
Harmonie, Roman, Harm, Horen.

Berichtigung sinnstörender Druckfehler. In dem Gedichte in den „Pfälz. Blättern" № 56, betitelt: „Der unterbrochene Spaziergang", soll es heißen statt: die geschüttelt, windgeschüttelt; statt: wie im Vaterarm, wie ein Vaterarm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Samstag, 21. Mai 1870.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Löwenhaupt fuhr fort: „Ich kenne Amalien gut, besser als sie sich selbst kennt. Sie liebt treu und unaufhörlich, und kann sich nicht denken, daß man Gründe haben kann, ihre Liebe nicht zu erwiedern. So ausdauernd liebt sie, daß sie die nämliche Treue und Ausdauer von Ihnen fordert. Mit dem besten Willen müssen Sie demnach das Mädchen unglücklich machen. Ich rathe Ihnen, halten Sie sich auf Alles gefaßt und opfern Sie einige Tage ihrer und meiner Freundschaft. So werden wir Zeit gewinnen, die Leidenschaft durch das Mittel der Vernunft ein wenig abzukühlen und aufzulösen, was schon sehr schwer von ihr zu erlangen sein wird. Denn wie gesagt, Amalie ist edel und beständig, und liebt zum ersten Mal."

Dem jungen Kriegsmann standen die hellen Schweißtropfen auf der Stirne. Er athmete tief auf nach dieser langen Rede. „Wenn ich nur in Mutzig wäre!" seufzte er. „Ja, nun sehe ich klar ein, daß das für das Mädchen kein Glücksstern war, der uns heute zusammengeführt hat."

Der Schwede sah den jungen Mann ernst lächelnd an. Er zuckte mit den Achseln und sagte: „Verlieren Sie sich nicht, mein Freund, in Betrachtungen über das Schicksal."

„Warum verschonten Sie mich nicht mit dem Geburtsfest?" schalt der Offizier. „Ich habe es Ihnen gesagt. Komme, was da wolle. Sie allein tragen die Schuld."

Löwenhaupt senkte das Haupt.

„Sprechen Sie nicht so laut," bemerkte er dem aufgeregten Freunde, „wir werden belauscht."

Der Schwede begriff wohl, welche aufopfernde Selbstverleugnung es den jungen Offizier kostete, nach so langer und mit so viel Gefahren verknüpfter Abwesenheit die heiße Sehnsucht nach seinen Eltern und nach seiner Geliebten, die kaum eine halbe Tagreise zu Fuß von ihm entfernt waren, auf mehrere Tage weiter hinausschieben zu müssen. Er bedauerte ihn sehr und forschte seine Meinung darüber aus. „Sie müssen sich also entschließen, einige Tage hier zu verweilen. Ich fordere es von Ihrer Freundschaft und von derjenigen, die Sie dem Mädchen schuldig sind."

Befremdet ob der Tyrannei dieses Kompromisses, auf das er bei voriger Erwähnung wenig Gewicht gelegt hatte, machte der Offizier eine unwillige Bewegung mit dem Kopf. „Wie man sich doch gleich verpflichtet in dieser gebildeten Welt!" sprach er unverhohlen die Wahrheit seiner Gefühle aus. Dann ergriff er schnell die Hand des Schweden: „Sie kennen meine Verhältnisse," setzte er hinzu im ernsten, etwas wehmüthigen Tone, „und wissen, daß es eine ältere und größere Verpflichtung für mich gegen diejenigen gibt, denen ich das Leben und meine Zukunft schuldig bin; eine Schuld, die, je weiter man sie hinausrückt, desto schwieriger abzutragen ist."

Doch Löwenhaupt hatte die Umstände genauer ins Auge gefaßt und die Zukunft darnach besser vorhergesehen. Und ein Glück für sein gefühlvolles Gemüth und seine edle Denkungsart, daß im Augenblick, wo er sich genöthigt sah, das Unerbittliche in der Wirklichkeit der Situation seinem Freunde weitläufiger auseinander zu legen, das verwickelnde Moment es selbst über sich nahm und ihm ein großes Leid ersparte. Eine der hintersten Thüren, die sich längs des Korridors befanden, ging sachte auf und heraustrat die Busenfreundin Amaliens. Von Weitem winkte sie beiden Jünglingen zu, näher zu treten, indem

Digitized by Google

sie den Zeigefinger auf die zarten Lippen legte. Die Freunde sahen sich verwundert an. Das düstere Gepräge des Geheimnisses war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Löwenhaupt und der Offizier schritten leise heran.

„Jetzt geht die Liebesgeschichte erst an," raunte unterwegs Löwenhaupt seinem Beschützling ins Ohr, „und ich bin überflüssig dabei." Stehen bleibend, ergriff er die Rechte des Offiziers, der gleichfalls inne hielt und schwankte, ob er einer etwaigen Einladung Folge leisten sollte.

„Muth!" flüsterte ihm der junge Schwede zu, „Sie wissen, was Sie zu thun haben."

„Wenn mein Freund die Verantwortung auf seine Rechnung nimmt," dachte er, „so darf ich es wohl wagen." Er ging.

Die Iris nickte Beiden zu und sagte: „Meine Herrn, man hat Sie belauscht. — Folgen Sie mir unverzüglich," fuhr sie, an den Offizier gewendet, fort. „Sie werden Rechenschaft ablegen müssen. — Und Sie," ergänzte sie im Weggehen zu Löwenhaupt, „Sie werden ebenfalls der Strafe nicht entgehen."

„Mädchengeheimnisse!" dachte der redliche Schwede, „die indessen nicht ohne Skandal ablaufen dürften. Ich will die Entwicklung oder Verwicklung hier abwarten."

Die Mittlerin mit dem Manne des Zweckes war durch die entfernte Thüre im Korridor verschwunden. Das Mädchen führte den erschütterten Kriegsmann durch eine Reihe kleinerer Zimmer, die sich nach ihrer Ausmöblirung als Fremdenzimmer beurkundeten. Im letzten als dem größern und Eckzimmer des Hauses ließ die Führerin den jungen Mann stehen, indem sie ihn bedeutete, hier zu warten.

Der Offizier befand sich hier in einer förmlichen Künstlerwerkstatt. Viele vollendete und unvollendete Oelgemälde, Skizzen, Statuen, Modelle und Gegenstände aller Art waren hier in reichhaltiger Auswahl um die vier Wände herum aufgestellt. In der Mitte stand ein großer massiver Tisch mit Farben, Paletten und Pinseln beladen. Neben dem Tisch eine Staffelei mit einer verschleierten Leinwand. Und um ihn standen mehrere Sophas und Fauteuils. Das Ganze beleuchtete ein Kronleuchter, dessen Streiflichter sich auf dem Firniß der Gemälde abspiegelten. Die Ueberraschung des Unerwarteten übte eine wohlthätige Wirkung auf den jungen Mann aus, und benahm ihm sofort alle Pein und Schüchternheit. Geduldig bewunderte er das Schöne und Seltene, festen Fußes der Dinge harrend, die da kommen sollten. Endlich hörte er Etwas hinter den Tapeten knistern und eine verborgene Thüre ging auf. Daraus trat Amalie im Glanz all ihrer Schönheit. Der Offizier verneigte sich und schaute dem Mädchen unverdrossen ins Auge.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte sie im freundlichsten Tone und lud ihn verlegen ein, sich in einen Fauteuil niederzulassen, während sie selbst Anstalten traf, sich ihm gegenüber zu setzen. „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie habe hierher bemühen lassen. Ich sah Sie gestern Nachmittag und bemerkte sogleich, daß Sie hier gänzlich unbekannt waren. Da kann ich nun nicht begreifen, wie Sie die Freundschaft mit Herrn von Löwenhaupt schließen konnten, der ebenfalls hier landfremd ist."

„Das ist das Schicksal oder die Vorsehung, mein Fräulein. Dem Einen kann sie nützlich sein und dem Andern vielleicht verderblich." Er erzählte Amalien kurz seine Geschichte und gestand ihr offenherzig ein, daß ihn die Sehnsucht nach Hause treibe in die Arme seiner Eltern und Bekannten. Den Gegenstand seiner Liebe ließ er nur hindurch blicken, ohne ihn namhaft zu machen.

Aufmerksam und bewegt hörte die junge Dame ihm zu. Sei es nun im Drang ihrer Gefühle oder daß sie das Gespräch mit dem jungen Schweden wirklich belauscht hatte, genug — sie sank vor Aufregung an die Lehne des Sophas zurück, erhob sich alsbald wieder und unterbrach kurzab das Stillschweigen.

„Wissen Sie, was ich für Sie gethan habe," seufzte das beklemmte Mädchen, „ich habe heute meine Ehre zweimal für Sie auf's Spiel gesetzt." Und es erzählte ihm umständlich die Geschichte der Verwechslung des Stelldicheinbillets und des Porträts, das sie aus der Brust zog und ihm mit zitternder Hand überreichte. Diese unerhörte Naturblöße, die sich das reinfühlende Wesen dem Offizier gegenüber gab, verwechselte seine Gefühle. Er erkannte die ganze Tiefe der Liebe des Mädchens. Keine Konvenienz, keine Förmlichkeit, keine Verstellung, keine Intrigue. Nichts als wahres Gefühl! Nichts als reelle Liebe!

Gleichwohl schauderte er unwillkürlich vor dem Abgrund zurück. Mit einem Mitleid, das an hohe Verehrung grenzte, was im Grunde noch ideeller als Liebe ist, schaute er das edle Geschöpf an. In diesem Sinne fühlte er sich gewaltsam von Amalien angezogen. Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

„O edles Weib!" rief er mit zitternder Stimme, „ich beschwöre Sie, kehren Sie zurück,

so lange es Zeit ist. Sie möchten sich denn in eine Untiefe stürzen und darin untergehen!"

Erblassend, mit unstätem Blick sah Amalie ihn an. Ihre rosigen Lippen bebten und entfärbten sich. „Wie ich Sie liebe, liebt Sie Keine mehr!" rief sie leidenschaftlich aus und bemühte sich, den wankenden Krieger zu sich herabzuziehen. Aber halbwegs kehrten die entstürzten Geister in die Seele des Jünglings zurück. Der feste Wille und das treue Herz, das keines Meineids fähig war, durchzuckten ihn mit elektrischer Kraft. Er richtete sich empor und stand festen Fußes vor dem Mädchen, als wäre er der Rachegeist Gros-Cartouches.

„Nein," sagte er, „ich darf nicht. Machen Sie mich zu einem Muselmann; es ist eine Gnade, die ich von Ihnen erbitte, aber bohren Sie mir sogleich den Dolch in die verrätherische Seele."

Hätte Amalie dieses große Argument verstanden, das vielleicht auf Vielweiberei hindeutete, sie hätte in eben dem Augenblick dem Braven den Bruderkuß gegeben.

Aber dieses Wort, das dem Offizier die halbe Seele entriß, war für sie ein leerer Schall.

Gleichwie vom Sturm, der mit chaotischem Sturz über die Südseeinseln hinbraust, das schwankende Fahrzeug strandet, sich senkt und untergeht; so gestrandet, so vernichtet fiel die junge Dame zu den Füßen des Offiziers und umklammerte sie.

Das war eine zu unerträgliche Situation für den Unglücklichen. Er blickte um sich wie ein Ertrinkender nach einem Rettungsbrett. Umsonst.

„Das Mädchen richte ich zu Grund oder es mich; ich muß einen Mittelweg einschlagen." Schnell war sein Entschluß gefaßt. Er hob Amalien auf, küßte sie und drückte sie an seine Brust. „Ermanne Dich, Amalie," flüsterte er ihr zu.

Die Küsse, die Umarmungen, die flüsternde Stimme riefen das Mädchen wieder zu sich. Es schlug die Augen auf. Ein unaussprechliches Gepräge von Wehmuth und Lust spiegelte sich darin. Alsbald loderte das schöne Feuer in Amaliens Seele wieder frisch auf. Aber es war nicht wieder ein vulkanischer Ausbruch. Ruhig, sanft, spiegelhell wie die harmonische Fläche eines Alpensees, nachdem der Sturm sich gelegt hat, schlang Amalie den Arm um den Geliebten und schmiegte sich scheu an ihn.

Welche Aufgabe, welche Selbstverleugnung, welche Pein das für den jungen Offizier war! Die kolossale Willenskraft, die man, vereinigt mit den Gefühlen des Schönen, Wahren und Guten nebst dem Bewußtsein einer thatkräftigen Ausführung, Tugend nennt; woher diese Kräftekombination des Edelsten, dessen der Mensch fähig ist, angesichts einer solchen wühlenden Leidenschaft nehmen? Wenige können das. Dazu mußte man Löwenhaupt oder sein Freund sein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Unterdrückung des Straßenstaubes mittelst Chemikalien.) In England wurde im September 1867 ein Patent auf die Anwendung einer Zusammensetzung zerfließlicher Salze genommen, mittelst welcher man den Straßenstaub unterdrücken könnte. Zahlreiche Versuche dieser Erfindung sind allenthalben zur größten Zufriedenheit ausgefallen. Die Komposition besteht aus ½ bis 1 Pfund Chlorkalcium (sogenanntem salzsaurem Kalk) und Chlornatrium (Kochsalz), und 1 Gallon (10 Pfund) Wasser. Die Salze werden in den Karrenkasten geworfen und dann das Wasser darauf gegossen. Sobald derselbe voll ist, lösen sich dann allmälich die Salze. Diese Lösung soll, nach den Berichten über die Versuche, welche in London angestellt worden sind, besonders wirksam sein auf makadamisirte Straßen, indem sie das Material so verhärtet und sich anschließen macht, daß, wenn es vollkommen trocken ist, durchaus kein Staub von denselben bei gewöhnlichem Verkehr entstehen kann. Der leichte Staub, den man immer auf der Oberfläche von Straßen sieht, welche bloß mit Wasser bespritzt zu werden pflegen, fehlt hier ganz und gar. Die Oberfläche bleibt fest und nichts ist von der Abnutzung zu sehen. Die Straßen werden daher viel dauerhafter gemacht, während diese Chlorverbindungen keiner Fäule unterworfen sind, mithin zugleich mit der Wasserersparniß sogar eine sanitarische Wirkung auf die Luft erreicht wird, was zusammen insbesondere für größere Städte von größter Bedeutung ist. Die Inhaber von Kaufläden längs der Straßen, in denen diese Komposition zur Anwendung kam, sind mit den gemachten Versuchen außerordentlich zufrieden. Sie bezeugen, daß in ihren Läden, welche sonst von Staub angefüllt waren, nun auch nicht ein Theilchen desselben sich mehr finden läßt. Die obengenannten Chlorverbindungen sind wohlfeil und man kann sie in großen Quantitäten

Digitized by Google

erlangen; mithin scheint kein besonderes Hinderniß in der Anwendung dieses Mittels zu bestehen, den lästigen Staub zu unterdrücken, und Versuche können leicht angestellt werden.

(Neuestes Heldenstück der tapferen Weiber von Tyrol.) Der Pfarrer von Telfes, Herr Jg. Schöpf, erzählt im „Boten von Tyrol und Vorarlb." unter dem 11. Mai: „Gestern um 7 Uhr früh stürmten 12 Weiber in meinen Widdum, fingen im Speisezimmer, wo ich gerade vom Frühstück aufstand, mich auf die gröbste Weise zu beschimpfen an und drohten mir: „Nimm einen Stock," rief eine dieser Amazonen von Telfes einer andern zu, und da gerade kein Stock vorhanden war, so wollte die Angeredete ein Scheit ergreifen, aber auf den Zuruf meiner Haushälterin ließ sie dasselbe liegen. Ich wurde dann von der Schaar umrungen, und da ich sah, daß mein Heil einzig und allein in der Flucht bestehe, so suchte ich ihnen zu entkommen. Aber wie die Furien umrangen sie mich, wild flammten ihre Blicke und kreischten ihre Stimmen. Als sie sahen, daß ich aus ihrem Kreise treten wollte, schrieen sie; „Da bleiben, nicht hinaus!" Es gelang mir jedoch, ich weiß freilich nicht mehr wie, ihnen zu entkommen, und betrat mit Hast die Stiege, die zu meinem Wohnzimmer führt. Mir eilte die Schaar nach, und besonders Eine, Maria Freund, zeigte mit zornglühendem Antlitze mir die beiden Fäuste und überhäufte mich mit Schmähungen: „Du Protestant, Du Pastor, selbst die schlechten Liberalen in Meran und Bozen haben Dich nicht mögen" — ich war nämlich einige Tage in Obermais — „wir wollen Dich schon fortbringen" ꝛc. Als ich in meinem Zimmer war, hörte ich bald darauf drei Schüsse und freudiges Jauchzen dieser Heldinnen. A la Simson hoben sie drei Thüren des Widdums aus und trugen sie nach Unterfels in jenes Haus, aus dem die Tapferste der Tapferen war. Die beiden Hausthüren und die Thüre zum Speisezimmer wurden in der Absicht ausgehoben und fortgetragen, um mir das fernere Verbleiben im Widdum unmöglich zu machen. Auf meine Anzeige von dieser öffentlichen Gewaltthätigkeit an das k. k. Bezirksgericht in Sterzing erschien sogleich — ich muß es mit Dank bekennen — die gerichtliche Kommission. Dieser Akt scheint die Folge jener Hetzereien zu sein, die vom früheren und gegenwärtigen Frühmesser so eifrig gegen meine Person betrieben worden sind. Das Nähere hierüber wird seinerzeit mitgetheilt. — —

* Lebensphilosophie.

Alles zieht dich. Du kannst der allgewaltigen Kette nicht entreißen. Wohl dem, der willig folgt! Er hat den süßen täuschenden Lohn in sich, daß er sich selbst bildete, obwohl ihn unabläßig Gott bildete. Herder.

Nur im Leiden fühlen wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind, um es zu ertragen. Göthe.

Wenn du Irdisches willst beginnen, heb' zuvor deine Seele im Gebet zu Gott empor. Einen Prüfstein wirst du finden im Gebet, ob dein Irdisches vor dem Göttlichen besteht. Rückert.

Was einer an sich ist und an sich selber hat, ist das alleinige Unmittelbare zu seinem Glück und Wohlsein. Alles andere ist mittelbar, daher auch seine Wirkung vereitelt werden kann, die der Persönlichkeit nie. Schopenhauer.

Räthsel.

Wir sind der Hausfrau Plag' und Jammer,
Wir suchen gern ein freies Haus;
Doch aus dem Linnenschrank der Kammer
Treibt man uns, wuthentbrannt, hinaus!

Dies ist das erste Sylbenpaar,
Die dritte Sylbe steigt zum Himmel,
Sie trotzt den Zeiten manches Jahr,
Schaut düster auf das Volksgewimmel.

Mein Ganzes, Jedermann bekannt,
Bekannt durch Götterrache,
Es starb, doch nicht durch Menschenhand,
In mir ein Höllendrache!

Auflösung des Räthsels in № 58:
Jugend, Tugend.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Dienstag, 24. Mai **1870.**

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Lotterie und Schicksal.

In die Oekonomie des Staates war der Friede zurückgekehrt. Dank der hilfreichen Großmuth kehrte er auch wieder in das gemeinschaftliche Familienzimmer ein. Und das nächste Resultat war, daß die gelösten Möbel nun als Gemeingut erklärt wurden und als solche gehalten sein sollten. Mithin war also Alles, was sich im gemeinschaftlichen Familienzimmer befand, Gemeingut.

Mit dem Frieden vergaß man den herben Schicksalsschlag, der das Vaterland einen Augenblick erschüttert hatte, und getröstete sich der Politik.

Mit dem Frieden vergaß man die Schuldenkrisis, die das gemeinschaftliche Zusammenleben beider Familien momentan so gefährlich bedroht hatte, und gedachte von Neuem der Lotterie.

Schicksal verhielt sich zu Politik, wie Lotterie zu Schicksal.

Mithin konnte sich das Fatum in unserer christlichen Welt auf kein heidnischeres Medium stützen.

Durch Politik wollte man ein zukünftiges, ähnliches Schicksal der Regierungskrisis abwenden.

Den zukünftigen Besuch des Huissiers beschwören durch Lotterie.

Der Zettel mit den großen und kleinen Zahlen steckte noch immer auf dem gemeinschaftlichen Spiegel und schien der überflüssigen Armuth beider Familien zu spotten, wie ein Nachtschatten, dem die menschliche Einbildungskraft Gestalt und Körper verleiht und der, näher betrachtet, nichts ist als ein Nebelstreif. Aber man faßte Muth. Man glaubte an Gespenster und demnach auch an den Spuckgeist der Lotterie. Viele Gläubige gab es in jener Zeit dieses Aberglaubens. Und es ist eine Tragikomödie, zu betrachten, wie die halbe damalige Welt eine Lotterieverwandtschaft, eine Lotteriesekte, einen Lotteriestaat im politischen Staat bildete. Und beiläufig sei hier bemerkt, wie die Regierung, da die Politik mit der Lotterie in Konflikt gerieth, das schädliche Institut aus dringenden Ursachen unterdrückte. Es war einmal das Mark, das die Lotterie aussog, indem sie die Arbeitslust durch eine falsche Habgier verzehrte. Väter und Mütter ließen es sich nicht mehr angelegen sein, ihre Kinder zu arbeitsamen und sparsamen Bürgern zu erziehen. Zweitens wurde die öffentliche Moralität verunreinigt, indem der Wucher einiger Menschen sich auf Unkosten Vieler bereicherte und im Ganzen dem Fortschritt das Geleise gelegt ward in die Rutschgasse. Aber die ganze Ursache ist in dem ersten Stadium der Falschmünzerei, dem erwähnten verderblichen Wucher zu suchen, dessen geschwollener Körper mitten im Strom des Gewerbfleißes sich wälzte, Alles einsaugend, Alles aus der Bahn lenkend, Allem eine falsche Richtung verleihend.

Halb Europa siechte an dieser Pest dahin.

Zwei mächtige Satrapen standen der Lotterie zur Seite: der unnatürliche Geiz und die angeborene menschliche Trägheit.

Anstatt in der Händearbeit, die allein Völker ernährt und Staaten aufbaut, suchte man den Wohlstand in der apathischen Kontemplation einer Chimäre, eines wucherischen Trugbildes und fand den Ruin. Anstatt wie jene Kinder in der Fabel den weisen Rath eines sterbenden Vaters zu befolgen und den nachgelassenen Acker, in dem ein großer Schatz verborgen liegt, zu durchfurchen, gruben diese Knaben nur ein großes, tiefes Loch in die Erde, das sie dann wieder mit unsäglicher Mühe und Arbeit ausfüllen mußten, ohne Geld

Digitized by Google

zu finden, geschweige denn Korn. In einem Wort, anstatt sich vom Schicksal unabhängig zu machen, da sie doch wußten, wie unerbittlich es war, schufen sie sich selbst ein trügerisches, menschliches Schicksal.

Endlich war der heiß ersehnte Tag gekommen, an dem die Lotterie gezogen werden sollte. Aber es war noch finstere Nacht, für die schlaflose Frau Links eine kleine Ewigkeit. Noch ehe die Sonne ihr goldenes Haupt über dem östlichen Horizont erhob, schlüpfte die besorgte Lotteriegevatterin aus ihrem Pfühl und schlich sich sachte ins gemeinschaftliche Familienzimmer. So mögen jene alten Hexen, von denen man erzählt, daß sie in der Wallpurgisnacht auf dem Besen eine infernalische Charge nach dem Blocksberg ritten, sich von ihren Angehörigen entfernt haben. In diesem Jahrhundert gibt es aber keine Hexen mehr. —

Gleichwohl nahm nun Frau Links in ungestörter Finsterniß ihre Beschwörungsformeln vor. Sie zog das Buch der Sybillen aus dem Busen, schlug die den Zahlen des Lotteriezettels entsprechenden Stellen nach, murmelte Etwas zwischen den Zähnen und steckte den herabgenommenen Lotteriezettel wieder auf den Spiegel, indem sie mit dem Büchlein kreuzweise Linien über ihn beschrieb. Nachdem sie dieses Christophelesgebet beendigt hatte, kehrte der werthe Schatz wieder in seinen Versteck zurück.

Diesmal hegte sie die frohe Zuversicht. Diesmal oder niemals. Sie hatte Alles genau befolgt, wie es vorgeschrieben ist. Da wollte sie nun den kleinmüthigen Links hänseln, wenn sie heute Abend die Nachricht nach Hause zurückbrächte, daß sie das große Loos gewonnen.

„Und die da drüben, diese stolze Familie Bernard, die will ich erst recht in den Harnisch bringen, eh' ich das viele Geld mit ihnen theile. Diese thun so fromm und sprechen immer so spöttisch von der Lotterie. Ich will sie es aber büßen lassen. Daß sie auch gerade diesmal einen Antheil am Zettel haben mussen! Das ärgert mich! Meiner Treu', hätte ich das Geld oder wollte mir's Jemand borgen, sie müßten's augenblicklich zurückhaben! Was ist mir die Freundschaft! Wenn wir das große Loos gewinnen, wird meine Bärbel den Sohn dieses Bettelvolkes gewiß nicht mehr heirathen wollen! Einen gemeinen Soldaten, der es höchstens bei dem Manufakturherrn zum Waffenschmiedobergesellen bringen kann, wie sein hinkender Vater!

Darauf machte sich's die boshaftige Gevatterin zur Pflicht, mit höllischem Lärm Tisch und Stühle zu verrücken, ihre Angehörigen und die Familie Bernard aus dem sanften Morgenschlummer aufzuwecken. Martin Links brach in wetterliches Fluchen aus. Meister Bernard sprang mit seinem hinkenden Bein vor Schreck aus dem Bett und machte blutige Vorstellungen. Seine patiente Frau ächzte laut auf und die Kinder schrieen wie Mordbrenner. Aber die Lotteriehexe lachte wie Mephistopheles im Faust: „Da hab' ich meine Freud' daran!" Endlich als der Lärm zu laut wurde, suchte sie ihn mit ihrer schreienden Stimme zu übertönen.

Mensch, was grämst du dich um's Leben,
Bist du glücklich, bist du arm;
Alles kann die Hoffnung geben,
Nur nicht Reichthum, den gibt Harm.

Frühling kehrt zurück, beglückend
Dich mit seinem goldnen Schein,
Sommerhitze ist nicht drückend,
Denkst du: bald wird's herbstlich sein.

Und des Winters Hungerfittig
Reizt zu neuen Freuden hin,
Mäßig naschen, das ist sittig,
Bis ersteht das neue Grün.

Dann genieße frisch das Leben,
Weg die Grillen! Weg den Geiz!
Freude nur kann Hoffnung geben,
Sorglos sein, den wahren Reiz!

In dem gereizten Ohr der Schlaftrunkenen klang das wie der bitterste Hohn. Wie ein entfesselter Kettenhund tobte der Skandal. Und Frau Links, eingedenk der Brutalität ihres Mannes und der Fahrlässigkeit der weiberscheuen Gerechtigkeit, mußte halb angekleidet, wie sie war, schnell ihr Heil in der Flucht suchen. Ein Glück für sie, daß im Dunkel Meister Links umgekehrt in seine Beinkleider schlüpfte und in ein entsetzliches Gewirr gerieth. Frau Links war längst in Sicherheit, als das dürre Männlein mit der ungeheuren rothen Nase scheltend und fluchend auf dem Schauplatz des gemeinschaftlichen Familienlebens erschien. Allein sein böser Dämon hatte ihm schon die Krallen an die durstige Gargel gesetzt und stürzte ihn kopfüber ins schmutzige Gäßchen hinaus, wo er, wie durch Zauber, verschwand.

Mit einem Schlag war das ganze Familienglück von Neuem vernichtet. Meister Bernard war untröstlich. Jammernd hinkte er in der Stube auf und ab und beklagte sich zum ersten Mal über das Schicksal. Er glaubte ganz zuversichtlich, daß sich jetzt die Sonne am Horizont des ge-

Digitized by Google

meinschaftlichen Familienlebens für immer geneigt habe. Vor dem Spiegel blieb er stehen und erhob zornig die Faust gegen den Lotteriezettel: „Der ist wieder die verfluchte Ursache! Dieser vermaledeite Lotteriezettel!“

Er stampfte vor Aufregung mit dem Fuß und knirschte mit den Zähnen, und war eben im Begriff, über den „höllischen Fetzen“ das Anathema auszusprechen, als Bärbel aus dem Nebenzimmer trat. Sie war bleich und darnieder geschlagen. Mit der Krankheit ihrer Pflegemutter zehrte sie ab und schwand sichtlich dahin. Ihre Hoffnung an die Rückkehr ihres August schwand immer mehr und mehr. An ihren Eltern hatte sie nichts, das fühlte sie jeden Tag schmerzlicher; und Frau Bernard erlag. Das sonst so blühende Mädchen war augenscheinlich vom Uebel ihrer Erzieherin angesteckt, das sie noch nährte. Das nämliche Heilmittel konnte allein die verderbliche Krisis dieser Gemüthskrankheit abhalten; erschien dieses Heilmittel nicht oder wirkte es zu spät, so raffte das nämliche Geschick Beide zugleich hinweg. Meister Bernard erschreckte beinahe angesichts dieser untergehenden Sonne. Er dachte an seinen Sohn, der tausend Schicksalen ausgesetzt war. Vielleicht schmachtete er in arabischer Gefangenschaft und unterlag der glühenden Sonne in der Wüste Sahara. Oder er lag verwundet im Lazareth und seine gesunde Natur, wohl stark genug, schwere Wunden zu heilen, verzehrten bösartige Seuchen. War er nicht verwundet, nicht gefangen, nicht krank, so war er doch jeden Augenblick diesem dreifach verderblichen Schicksal ausgesetzt. Wie er sich drehte und wendete, wie er stehen blieb oder sich niedersetzte, streckte der unentgeltliche Werber aus dem Schattenreiche seine Knochenhand nach ihm aus. Bei diesen Gedanken brach Meister Bernard das Herz und er hinkte weinend ins Schlafzimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mit der Entscheidung des Medizinalkollegiums in Petersburg, wonach die Frauen sowohl zum Studium der Medizin, wie zur ärztlichen Praxis zugelassen werden sollen, hat die dortige medizinische Akademie sich vollkommen einverstanden erklärt und der Regierung bereits ein vollständig ausgearbeiletes Programm über die Einrichtung des weiblichen Studiums der Medizin zur Genehmigung vorgelegt. Nach diesem Programm soll bei der medizinisch-chirurgischen Akademie eine besondere Abtheilung für Frauen errichtet und der Lehrkursus für diese weibliche Abtheilung um ein Jahr kürzer, als für das gewöhnliche Studium der Medizin, mithin auf 4 Jahre bemessen werden. Diejenigen Frauen, welche diesen vierjährigen Lehrkursus beendigt und die vorschriftsmäßige Prüfung abgelegt haben, sollen den Titel „Gelehrte Geburtshelferinnen“ und zugleich mit geringen Beschränkungen das Recht der ärztlichen und wundärztlichen Praxis erhalten. Als Nachweis der Befähigung zum Eintritt in die weibliche Abtheilung der medizinischen Akademie soll das Zeugniß gelten, daß die Kandidatin ein Mädchengymnasium, wie sie in Rußland bereits bestehen, vollständig absolvirt hat. Das Kollegienhonorar ist in dem Programm auf jährlich 50 R. S. festgesetzt und zugleich der Vorschlag gemacht, daß das Kriegsministerium zu den Kosten der weiblichen medizinischen Abtheilung einen jährlichen Zuschuß von 15,000 R. S. leiste. Die russische Tagespresse befürwortet dies Programm und hofft, daß die Regierung es genehmigen werde. Von Rußland kann man demnach sagen, daß die beiden Extremen sich berühren, nämlich thierische Barbarei und blödsinnige Ueberbildung!

Die seltsamste Ehrenpforte, unter welcher wohl in moderner Zeit ein fürstliches Haupt durchgewandelt ist, wurde unlängst auf Ceylon von mehreren lustigen und sinnreichen Kaffeepflanzern dem Herzog von Edinburgh errichtet. Der Weg von Colombo nach dem Elephantenkraal, wo der Fang wilder Elephanten für den hohen Gast eigens in großem Maßstabe in Scene gesetzt werden sollte, war von den Herren ausersehen worden, ihre Idee auszuführen, und der Prinz wurde nicht wenig überrascht, als er nach all den Triumphbogen nach hergebrachtem Muster hier eine kühne Konstruktion aus leeren Bierflaschen erblickte. Im Mittelpunkte der Wölbung war aus Sodawasser- und Champagnerflaschen ein prächtiger Stern gebildet, und die Pflanzer standen in hellen lustigen Gewändern darunter und schauten mit Genugthuung auf das, was sie zur Verminderung des Bieres und zu Ehren des Herzogs geleistet und zu Stande gebracht hatten.

(Voltaire.) Ein junger Schriftsteller, der einen höhern Grad von Eitelkeit, als von Verdienst

besaß, hielt er für Schuldigkeit, dem Nestor der Literatur seine Huldigung darzubringen. Als er eingeführt war, begann er seine Komplimente folgendermaßen: „Großer Mann, heute komm' ich, Sie als Homer zu begrüßen; morgen werd' ich Sie als Sophokles bewillkommnen, und übermorgen als Plato." So hätte er fortgefahren, wär' ihm nicht Voltaire ins Wort gefallen: „Kleiner Mann, ich bin sehr alt, könnten Sie nicht alle Ihre Besuche an einem einzigen Tage abstatten?"

* (Eine diplomatische Mission.) Als Seward, der frühere Staatssekretär des Aeußeren in Washington, noch Landgeschäfte für die Vereinigten Staaten machte, schickte er den General M. Cook nach den Sandwichsinseln, um mit deren König über die Abtretung seines Landes an die Vereinigten Staaten zu unterhandeln. Der König Kamehameha lud den Gesandten ein, mit ihm in die nächste Bierwirthschaft zu treten, um diese wichtige Staatsangelegenheit zu erwägen. — Sehen Sie, sagte König Kamehameha, ich bin jetzt König dieser Inseln, habe nichts zu thun und bekomme dafür einen Jahresgehalt von 40,000 Dollars — mehr als Ihr Präsident. Verkaufe ich diese Inseln, so fällt mein Salair weg, ich bin nicht mehr König, sondern blos noch Bürger der Vereinigten Staaten und noch nicht einmal ein besonders angesehener. Die Gassenjungen würden mich am Ende gar „Nigger" schimpfen. Ich glaube, ich thue besser, König zu bleiben. General M. Cook trank sein Glas Bier aus, machte ein sehr diplomatisches Gesicht und sagte: Majestät, Sie sind ein gescheidter Kerl. Damit endete die Unterhaltung und M. Cooks' diplomatische Mission.

Der berühmte französische Kritiker Herr Villemain, unter der Juli-Regierung Mitglied der Pairskammer und Unterrichtsminister, permanenter Sekretär der Akademie, neben Sainte-Beuve der anerkannteste Meister der modernen literarischen Kritik, ist im Alter von 80 Jahren gestorben. Der Akademie gehörte er schon seit 1821 an und auch sein bedeutendstes Werk, die Vorlesungen über die französische Literatur, fällt noch in die Restaurationszeit. Von der Politik hielt er sich seit dem Staatsstreich ganz fern und er stand seitdem nur noch in der Akademie an der Spitze der sogenannten orleanistischen Fraktion, welche in derselben bis auf die jüngste Zeit den Ton angab. In den letzten Jahren war er beständig leidend, so daß sein Tod Niemanden überrascht hat. Villemain hinterläßt zwei Töchter, von denen die eine an den republikanischen Publizisten Herrn Allain-Targé verheirathet ist.

Der Chef-Redakteur eines radikalen Pariser Blattes — so erzählt die „France", ist sehr skrupulös. Er geräth jedesmal in gewaltigen Zorn, wenn er in den Manuskripten seiner Kollegen Phrasen, wie „es herrschte ein tiefes Schweigen", oder „es herrschte ein großer Tumult" findet. „Wie, mein Herr", ruft er bei solchen Gelegenheiten mit drohender Stimme: „bei mir wagen Sie eine so monarchische Floskel zu gebrauchen! Streichen Sie schnell das Wort. Bei uns Republikanern hat Niemand zu herrschen."

* Lebensphilosophie.

Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, die Gott lieben, indem sie streben, dem Göttlichen in sich selbst Darstellung und Ausdruck zu verleihen und zwar den würdigsten und vollkommensten durch siegreiches Behaupten des eigenen guten, festen, durch Einsicht erhellten, durch Vernunft geleiteten Willens.

Ein herzgesundes, willensstarkes Weib ist jederzeit im Stande, seine Selbständigkeit und Würde siegreich zu behaupten.

Viersylbige Charade.

Die ersten Zwei sind unerquicklich,
Wer sie nicht konnt' vermeiden,
Dem sind entflohen augenblicklich
Gewiß die andern Beiden,
Die ohnehin gern wandern
Von Einem hin zum Andern.
Das Ganze ist ein menschlich Fühlen,
Nicht edel, doch genährt von Vielen.

Auflösung des Räthsels in № 59:
Mänsethurm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Donnerstag, 26. Mai **1870.**

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Bärbel blieb allein auf der gemeinschaftlichen Stube zurück und stand zerflossen in Wehmuth. Schluchzend hatte es den Monolog Meister Bernards mit angehört. Auch es fand heute zum Erstenmal Etwas auszusetzen an der Aufführung seiner Eltern. In dieser Ueberzeugung lag für es eine unbeschreibliche Qual. Die Eltern, die es so lieb hatte, verfuhren so rücksichtslos gegen die gute Familie Bernard, die doch so gern in Frieden lebte und einen Anlaß zum Skandal nie gegeben hatte. Und es selbst behandelten sie so kalt, so unfreundlich, so roh, da es doch der erste Gegenstand ihrer elterlichen Liebe und Sorgfalt sein sollte. Sie fühlte sich von den Ihrigen verlassen, kein Wunder, wenn die arme Waise, längst gewohnt, in Frau Bernard ihre zweite Mutter zu erkennen, in dieser Identifizirung so weit ging, daß sie ihre Gefühle denjenigen der Mutter ihres Geliebten in Allem gleichstellte. Aber bei einem guten Kinde liegt in dem Gedanken, sich von seinen Eltern gleichgiltig behandelt zu sehen, eine ganze Hölle. Das heutige Ereigniß veranlaßte nun den geheim gehaltenen Schmerz Bärbels in lauten Klagen und Herzstößen auszubrechen.

„Was habe ich denn meinen Eltern gethan," schluchzte sie, „daß sie mir Liebe mit Geringschätzung vergelten? Ich habe sie niemals erzürnt noch beleidigt. Was ich ihnen immer an den Augen ansah, habe ich mich beeilt, für sie zu thun, wenn es nur einigermaßen in meinen Kräften stand. Daß sie arm sind und öfters Noth leiden müssen, darüber habe ich mich nie beklagt und ihren Mangel stets mit ihnen getheilt. Kann ich mehr thun, als was sie und Frau Bernard mich gelehrt haben? —

„O August! O August! Wann wirst Du kommen, mich von dieser Pein zu erlösen, ehe mir das Leben ganz gleichgiltig wird? Du kämest gewiß, August, wenn Du wüßtest, daß ich nur bei Dir allein glücklich sein kann!"

Wie ein armes, verlassenes Waisenkind an der Thürschwelle der Reichen wimmert und weint und dem Himmel es klagt, daß er ihm so frühzeitig seine Eltern entriß, so wimmerte und weinte das unglückliche Mädchen und bedeckte das bleiche Gesichtchen mit der Schürze.

Frau Bernard, im Krankenbett, vernahm die Klagen Bärbels und bitteres Leid schnürte ihr die Brust zusammen. Es ward ihr so eng und so bang, daß sie sich auf dem Lager herumwälzte. Meister Bernard, der ihren Kummer wohl errieth, fragte sie ängstlich, was ihr fehle.

„Lieber Bernard," sagte sie zu ihm, „geh' hinaus; draußen ist das Bärbel und weint. Bringe es herein!"

Halb freudig, halb trübe trat der gute Mann zu dem unglücklichen Kinde hin, sprach ihm Muth zu und führte es bei der Hand an's Bett ihrer Beschützerin. Die Kranke richtete sich empor und legte ihre magere Hand auf das Haupt Bärbels.

„Weine nicht, mein Kind," tröstete sie sanft, „gib mir die Hand her. Du wirst bald glücklich sein, denn ich fühle es: August wird bald kommen. Und der wird Dich recht glücklich machen."

Bei diesem Engelstrost verbarg Bärbel das blonde Köpfchen in der Decke des Krankenlagers und drückte die Kniee gebogen gegen die Bettstelle. Halb stehend, halb knieend verblieb sie längere Zeit in dieser Stellung. Ihre Beschützerin erhob betend die Hände über sie.

Digitized by Google

„Laß, o himmlischer Vater, laß Glaube, Liebe und Hoffnung in ihrem Herzen verbleiben und führe bald in ihre und unsere Arme, wenn es dein Wille ist, unsern lieben Sohn August!"

Als der Waffenschmiedmeister das stille Gebet seiner Frau vernahm, faltete er die Hände zum Himmel empor, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und sagte „Amen".

Und gewiß, Heide oder Christ, Philosoph oder Orthodoxe hätten in diesem rührenden Augenblick mit gefalteten Händen eine Thräne abgewischt und „Amen" gesagt.

* * *

In jenem verworrenen, irrgängigen Quartier, wo die beiden Familien und der Trödler Samuel Levy wohnten, in entgegengesetzter Richtung vom Hahnengäßchen erhob sich ein großes Haus mit grauen, verwitterten Mauern, an einzelnen Stellen vom Zeitenzahn zernagt. Das überaus hohe Giebeldach, von stufenweise aufgeschichteten Feuermauern minaretartig überragt, und die kleinen gewölbten, rundscheibigten Fenster brachten schon von ferne den vollen Eindruck eines mittelalterlichen Klosters auf den Reisenden hervor.

Kam man aber dem Hause selbst näher, so hatte man jede Spur von ihm verloren und man erkannte es erst dann wieder, wenn man vor ihm stand. Ebensowenig wußte man, von den vielen Strebepfeilern, Pforten, Winkeln und Gallerien verblendet, wo der eigentliche Eingang war. In diesem Hause, das sich in der Gespenstergeschichte Mutzigs berühmt gemacht hat und dem des Nachts Alt und Jung wohlweislich auswich, war der Versammlungsort der Lotteriegevatterinnen. Durch eine halb verschüttete Pforte gelangte man zuerst in einen engen Hofraum, wo sich nun alsbald das Bild der Vergänglichkeit des menschlichen Treibens durch die allenthalben verfallene Mauer und herumliegenden Trümmer aufdrang. Dann ging's eine in einem Eckthurm angebrachte schadhafte Wendeltreppe hinauf in das erste und zweite Stockwerk, deren jedes der Länge nach von einem Korridor durchschnitten war. Gleich im ersten Stockwerke bei der Treppe war eine Zelle mit einem Fenster, aus dem man die Eingangspforte beherrschen konnte. In dieser Zelle wohnte eine sechzigjährige Frau, mit städtischem Privilegium, des Hauszinses sowie der Steuern enthoben. Sie spielte die dreifache Rolle einer Pförtnerin, Hüterin und Eigenthümerin und erhielt noch sogar einen jährlichen Gehalt aus der Gemeindekasse, weil sonst Niemand zu finden war, der die Hut dieses Hauses übernehmen mochte, geschweige denn sich wohnlich darin einzurichten. Mithin war die alte Sibylle auch für einen etwaigen Schrecken, den ihr nächtliche Spuckereien oder der unwillkommene Besuch eines Mönches verursachen konnten, bezahlt. Daß große Fenster und Stuben in dem Hause waren, kann man sich wohl denken. Doch waren sie sämmtlich so schadhaft und durch die gastfreundliche Anwesenheit von mancherlei Gethier, wie Uhus, Unken, Molche und Fledermäuse so reichlich überfüllt, daß man sie unbenutzt ließ. In dem besterhaltenen dieser Säle hatten die Lotteriegevatterinnen ihre Freistatt aufgeschlagen. Dieses Gemach, worin jetzt die Sitzung abgehalten wurde, lag links am Ende des Korridors im ersten Stockwerk. Vor grauen Zeiten mußte es den Kapuzinern als Küche und Refektorium zugleich gedient haben; ein großer Herd stand in der Mitte, über dem Herd ein noch größerer Rauchfang. Das war so die Sache der Gevatterinnen. Um den Herd herum saßen auf Bänken und alten Sesseln dreißig und mehrere Weiber aller Farben und Nüancen, und von einem durchschnittlichen Alter von vierzig Jahren. Aller Augen hafteten mit außerordentlicher Spannung auf der Präsidentin. Zwei irdene Töpfe von kolossaler Dimension, die Frau Links mit außerordentlicher Gewandtheit handhabte, standen auf dem Feuer und die Präsidentin heizte so wacker ein, daß beide Töpfe zu bersten drohten und hohe Dampfsäulen aufstiegen jedesmal, wenn sie den großen Deckel abhob und den Wohlgeruch des Inhalts einathmete. Lüstern schnalzten da die Zungen der Sibyllen, und an den funkelnden Augen sah man, daß hier ein besonders wunderthätiger Hexensaft gebraut wurde. Wie am Rande des Meeres eine unzählige Schaar Zugvögel in hohen Lüften sich sammelt und auf ein gegebenes Zeichen mit wirrem Geschrei auf einen Punkt herabschießt — mit solcher Schnelligkeit, mit solchem Geschrei, mit solchem Geflatter stürzte der bisher stillschweigende Kreis der Gevatterinnen auf den geöffneten Topf los, nachdem die Präsidentin als Zeichen den großen Schöpflöffel ergriffen hatte. So viel Weiber, so viel verschiedene Geschirre. Jede wollte zuerst bedient sein, und die Präsidentin hatte nicht Hände genug, um alle zugleich zu befriedigen. Selbst die ältesten unter ihnen entwickelten hier eine wunderbare Gewandtheit. Nachdem alle Gefäße aus beiden Töpfen angefüllt waren, begab sich jede Beisitzerin auf ihren Platz zurück. Es war eine Mischung von weißem und rabenschwarzem Saft, das eine bräunliche Brühe abgab. Und mit dem ersten Schluck brach alsbald ein allgemeines höl-

lisches Geschnatter und Gezisch aus, das von dem magischen Zauber des Inhalts zeugte. Es waren das die Lotterieagapen der verschworenen Gevatterinnen, womit jede Sitzung, in zwei Wachen getheilt, eröffnet und geschlossen wurde. Es waren diese Agapen zur Zeit sehr berühmt und gesucht, als die Bohne aus Mokka und der Saft des Rohrs auf Java noch ein geheimnißvoller theurer Artikel und Schmuggelwaare in Frankreich waren. Aber seit das Geheimniß dieses Hexensaftes unter das Publikum verrathen wurde und ihm jeder vernünftige Ehegatte auf seinem Herde den Platz seiner Hausgötter eingeräumt hat, ist er jedem gleichgiltig geworden, — ein Loos, das alle veröffentlichten Geheimnisse trifft — und die Versammlungen der Geratterinnen des Hauptheiles ihrer Verhandlungen beraubt, haben sich sofort von selbst aufgelöst, obgleich noch hie und da einige alten Mitglieder uno Neophyten auf ihrem alten Glauben beharren, um die Ehre des Instituts zu retten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

* (Uebertriebene Romantik.) Ein junger englischer Tourist bereiste das Marmoroser Komitat in Ungarn. Er widmete den dortigen Salzbergwerken die größte Aufmerksamkeit und machte sich fleißige Aufzeichnungen. Endlich begab er sich auch nach Körösmözö, wo die Theiß entspringt. Daselbst gibt es einen sehr romantischen Punkt, der von der einen Seite durch himmelanstrebende hohe Felsen begrenzt, auf der andern Seite von stürzenden Gießbächen umflossen ist. Der junge Engländer weilte lange an diesem Orte. „Mein Herr, würde man mich in dieser Felsenhöhle begraben, wenn ich zufällig hier stürbe?“ fragte er den Forstmeister, der sein Führer war. — „Warum nicht?“ antwortete dieser. — Sodann besichtigten sie noch mehrere interessante Punkte. Tags darauf fand man den Engländer todt am Felsen. In seiner Tasche fand man einen Papierstreifen mit den Worten: „Ich rechne auf Ihr Versprechen.“

* (Früherer Luxus in Gerichten.) In ähnlicher Weise, wie heutzutage Akademien wissenschaftliche Preisaufgaben stellen, setzten 500 Jahre vor Christus Perser und Griechen einen Preis auf ein neues Gericht. Darius soupirte täglich mit 15,000 Personen, so daß jede solche Mahlzeit 400 Talente (800,000 Thlr) kostete. Wenn Xerxes auf Reisen in einer Stadt zwei Mahlzeiten hielt, so war dieselbe auf ein ganzes Jahr ausgehungert. Ein gewisser Pithius war so reich, daß er 780,000 Mann von den Truppen des Xerxes auf seine eigenen Kosten bewirthete und diesem Monarchen einmal anbot, seine sämmtlichen Truppen fünf Monate lang zu ernähren. Alexander der Große veranstaltete große Gelage, bei welchen Wetttrinken stattfanden, die größten Trunkenbolde erhielten Preise. In der Regel unterlagen 30—40 Trinker solch löblichem Eifer.

Die Heiligsprechung des Christoph Columbus, von welcher schon vor einigen Jahren die Rede war, wird jetzt wieder ernstlich verhandelt. Pius IX. liebt bekanntlich die Kanonisationen und gegen die des Entdeckers Amerikas würde auch der geschickteste advocatus diaboli wenig vorzubringen haben. Columbus war nicht nur ein frommer Katholik, sondern er verwandte seine Mußestunden auch zur Ausarbeitung von allerlei mystischen und ascetischen Traktaten, die den ähnlichen Abhandlungen Isaak Newtons an Albernheit etwa gleichkommen.

* (Eigenthümliche Rezension.) Ein dramatischer Schriftsteller beschenkte Voltairen mit einem neuvon ihm erschienenen Trauerspiele, dessen trivialen Inhalt der Beschenkte alsbald erkannte. Jeder Aufzug endigte mit den Worten: „Fin du premier acte ꝛc.“ Voltaire begnügte sich jedesmal das n zu durchstreichen „Fi“ ꝛc. und dem Verfasser das Werk mit dieser tief bezeichnenden Rezension zurückzusenden.

* (Kindliche Auffassung.) In der höheren Schule in einer kleinen Stadt wurden die Kinder über die Freiheitskriege unterrichtet. Unter Anderem hatte der Lehrer von dem Aufruf des Königs von Preußen: „An mein Volk,“ erzählt. — Sage mir, Anna, wie machte es der König dem ganzen Volke bekannt, daß sie ihm Alle gegen den Feind helfen sollten? — Er ließ es in's Wochenblatt setzen, antwortete die Kleine nach einem Momente tiefen Nachsinnens.

* (Wo der Wind herkommt?) Darüber seien die Gelehrten noch nicht einig, meinte und lehrte die Unterlehrerin der zweiten Klasse ihre Schülerinnen; in der ersten Klasse erfuhren diese bald,

in Gegenwart derselben Lehrerin, den wahren Sachverhalt. Die jungen Mädchen konnten das Lachen nicht verbeißen und nur die maßvolle Ruhe und Klugheit des Lehrers glich die Temperatur aus, ohne daß ein heftiger Sturm entstand, trotz der Hitze auf Seiten der Jugend und der Kälte auf Seiten der verblüfften und beschämten älteren Jungfrau, die das Gräschen nicht hatte wachsen hören.

* (Eine praktische erste Liebhaberin.) Mehr Feuer! animirte ein Kunstlehrer seine Schülerin, eine hoffnungsvolle Aspirantin des ersten Liebhaberfaches; denken Sie sich doch in die Lage des unglücklichen Mädchens hinein, das von ihrem Geliebten verlassen worden ist. Würden Sie nicht auch in einem ähnlichen Falle weinen und wehklagen? — Nein, antwortete entschieden die zukünftige Künstlerin, ich würde mir einen Andern nehmen.

* (Ein Dieb als Lebensretter.) Einem Wundarzt aus Philadelphia, der unterwegs war, um an einem Patienten eine Operation vorzunehmen, wurde, während er unterwegs eingekehrt war, sein Wagen und seine Instrumente gestohlen. In Folge dessen konnte die Operation nicht vorgenommen werden und das Leben des Patienten war gerettet.

Technisches.

* (Konservirtes Fleisch aus Australien.) Die Ausfuhr von solchem Fleisch nach England nimmt immer bedeutendere Dimensionen an, womit, wie auf dem Gebiete der Wollproduktion, so nun auch auf dem der Fleischproduktion, eine bedenkliche Konkurrenz erwächst. Die größte Gesellschaft für den Fleischexport hat ihr Depot in der Nähe von Melbourne, am Salt-Water River; sie liefert wöchentlich 40 Tonnen = 800 Ztr. Fleisch. Eine andere Gesellschaft, die Viktoria-Kompagnie, befreit das Fleisch der geschlachteten Thiere von den Knochen, Sehnen ꝛc., pöckelt es schwach, verpackt es in Fässer und gießt die Zwischenräume mit geschmolzenem Fett aus. Das so konservirte Fleisch soll sich vortrefflich halten. (Frankf. Arbeitgeber.)

* Lebensphilosophie.

Statt in überflüssigen Spekulationen und Träumen hinsichtlich eines jenseitigen Fortlebens nach dem Tode sich zu verlieren, sollte der Tüchtige und Redliche sich das diesseitige Erdendasein zur möglichen Vollkommenheit zu gestalten suchen. Wer hienieden glücklich war, ja, nur den erhabenen Muth hatte, nach dem Glück zu streben, den kann der Tod nicht schrecken; nähme er ihn auch hinweg, ehe seine Pläne sich vollendet, seine Hoffnungen sich erfüllt haben. —

Der Gute trägt nicht allein durch eine ausdrückliche That und Belehrung zum Wohl anderer Menschen bei. Sein Leben gleicht vielmehr einem fruchttragenden Schattenbaume, bei dem jeder Vorübergehende Labung und Schutz findet, der uneigennützig und selbst unwillkürlich auf das umgebende Erdreich glückliche Keime ausstreut, wodurch er Gleiches, ihm selbst Aehnliches, hervorbringt.

Droht ein Unfall dich in tiefe Schwermuth hinabzustoßen, ermanne dich an deiner göttlichen Natur!

Räthsel.

Wer Geld hat, oft es thut;
Ein Held, und das ist gut,
Stets vor mir zagt und bangt.
Oft wird viel nachgedacht,
Ich werd herausgebracht;
Der Todte mich verlangt.

Der Blinde kann mich sehen,
Ein Tauber selbst verstehen,
Der Stumme spricht mich aus.
Der Lahme d'rüber springt,
Ein Fauler mich erringt,
Der Arme hat's im Haus.

Wer sich um mich bemüht
Und aus dem Beutel zieht,
Hat nimmermehr Gewinn.
Der Reiche mich entbehrt,
Und Niemand hält mich werth,
Nun sage, wer ich bin?

Auflösung der viersilbigen Charade in № 60:
Schadenfreude.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Samstag, 28. Mai 1870.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Fortsetzung.)

Auf den Tag folgte die Nacht. Die Patrouille der Stadt Mutzig hatte geschärfte Ordre erhalten, ihr besonderes Augenmerk auf das Fabrikler-quartier und die Lotteriegevatterinloge zu richten, um nächtliche Ruhestörung zu verhüten. Es war lustig anzusehen, wie die vier wachhabenden Bürger, einer hinter dem andern, mit ausgespreizten Beinen bedächtig durch die engen dunkeln Gäßchen schritten. Sie hatten die Knüttel schlagfertig erhoben wie eine Truppe Rattenfänger und erfuhren öfters den Spuck, ihre Köpfe gegen etwelche hervorragende Gegenstände zu stoßen. Aber in die Nähe des alten Klosters sich zu wagen, dieses Wagniß versagte ihnen ihr Muth.

Wie ein Gespenst der Nacht tauchte plötzlich aus den Ruinen, welche das Kloster umgaben, eine schwarze Figur, deren Umrisse nicht leicht zu erkennen waren. Es schlich leise aus dem Labyrinth hervor, das Gäßchen hinab und blieb an einem Vorsprung stehen. Hier war die Wohnung des Tröblers. Ein Lichtstrahl, der durch die Spalte des Ladens drang, bewies, daß der Hebräer noch bei seinen Lumpen saß. Neugierig näherte sich die schwarze Figur und ließ einen Blick in das Innere der Bude fallen. Aber Niemand war zu sehen. Eine Minute später tauchte eine abgemagerte, häßliche Figur hinter den Lumpenschobern aus der Tiefe auf, wie der Erdgeist in Fausts Laboratorium. Es war Samuel Levy.

„Soll ich hineingehen und ihn bei seinen Schätzen erwürgen?“ murrte leise der düstere Bursche. „Kein Hahn krähte darnach, wenn er in dem Gewölbe läge.“ Der Tröbler legte mit scheuem Blick die Thüre auf den Fußboden und verschloß sie an verschiedenen Stellen. Dann wälzte er einen Haufen Lumpen darauf und im Nu war das Licht verloschen.

„Ein andermal,“ sagte im Fortgehen die schwarze Figur, „will ich den Verräther züchtigen.“ Dann lenkte sie ins Hahnengäßchen ein und verschwand.

Im gemeinschaftlichen Familienzimmer war längst das Licht erloschen, der Schauplatz des heftigen Skandals war in dichte Finsterniß gehüllt und Niemand hätte geahnt, daß sich hier Scenen abspielten, die, so komisch sie auch dem oberflächlichen Zuschauer erscheinen mochten, auf der andern Seite so traurig und auch wiederum so verhängnißvoll für beide Familien werden konnten. Besonders bedauernswerth war aber die arme Familie Bernard, die, ohne je welchen Anlaß zu derartigen Auftritten gegeben zu haben, den Rohheiten ihrer Nachbarn preisgegeben war und als passive Mitspieler die Unbill allein zu ertragen hatte. Im Schooße des Schlafes und der nächtlichen Stille hofften nun die Angehörigen dieser so hart geprüften Familie Ruhe zu finden. Dieses Götterglück schien ihnen auch diese Nacht die gütige Vorsehung um so mehr spenden zu wollen, als die beiden Links'schen Eheleute nach dem gehabten Streite von ihrer Wohnung fern blieben. Allein nicht lange. Nachdem Frau Links resultatlos aus der Sitzung der Lotteriegevatterinnen zurückgekehrt war und bald darauf Meister Links im Rausch eine Lagerstätte auf dem rauhen Fußboden des gemeinschaftlichen Familienzimmers gesucht hatte, führte der böse Geist jenen verworfenen Naturmenschen in derselben Verkappung, wie wir ihn in letzter Zeit gesehen haben, aus seinem Schlupfwinkel auf den Schauplatz, wo er sein Ziel zu erreichen, das heißt, seine

Rache auszuüben gedachte. Der heutige Skandal war bis in sein Versteck gedrungen und er hoffte auf seine Weise seinen Nutzen daraus zu ziehen. Wohl wußte er, da die Polizei ihm auf der Ferse war wegen des an Samuel Levys Eigenthum verübten Diebstahls, daß er rasch handeln mußte und er gedachte nichts weniger zu thun, als Bärbel durch List herauszulocken und sie alsdann zu entführen. Inwiefern ihm dies gelingen würde — ihm genügte es instinktmäßig für den Augenblick, das Mädchen, das ihn so unbarmherzig von sich gestoßen hatte, in seiner Gewalt zu haben — über den nächsten Augenblick zu bestimmen, daran dachte er nicht; er überließ es dem Schicksal. Die Lotterie, wußte er, sollte heute gezogen werden. Daß Frau Links das Resultat der Ziehung noch unbekannt war und daß sie deßhalb nicht schlafen konnte, dessen war er ebenfalls überzeugt. Gab es dann etwas Leichteres, als sich als verkappter Botschafter auf das Zimmer zu begeben und als vermeintlicher Ueberbringer der Glücksbotschaft aufzutreten; dies einzige Wort genügte ja, um die größte Verwirrung unter die beiden Familien zu bringen, die er alsdann benützen wollte, um seine Anschläge gegen Bärbel auszuführen. Kurz besonnen, wie er war, ergriff er die Thürklinke und trat ein.

Indessen durchzog die wachsame Gerechtigkeit alle Gassen der Stadt und durchstöberte die geheimsten Schlupfwinkel. Samuel Levy, untröstlich ob des Verlustes der Kleidungsstücke und des wenigen Geldes, das ihm Gros-Cartouche entwendet hatte, schloß sich in später Nacht dem patrouillirenden Zug an und schob sich an seinem Stabe hinten nach. So hatte er, gleichsam unter Bedeckung, die ganze Stadt durchwandert. Aber immer zog es ihn wieder an seiner Bude vorüber ins Hahnengäßchen, als ob er von der fixen Idee geplagt gewesen wäre, der Dieb, der sein Eigenthum gestohlen hatte, könne sich nicht weit von seiner Wohnung verborgen halten. So zog es ihn denn immer ins Hahnengäßchen vor das Haus Nro. 12, während dessen früherem Besuch ihn ja das Unglück betroffen hatte.

„Es müßte keinen Gott geben," sagte er zu seinen Begleitern, „wenn's da drinnen nicht sauber wäre!" und prophetisch deutete er mit seinem Stab auf die Eingangsthüre zum gemeinschaftlichen Familienzimmer.

Ein gewaltiger Schrei ertönte in dem innern Raum des Hauses. Es war kein Schmerzensschrei.. Die Nachtwächter standen lauschend voller Erwartung. Der Schrei wiederholte sich und ging, durch die ganze Tonleiter erschallend, in ein freudiges Jauchzen über. Die Außenstehenden wußten im Augenblick nicht, welche Bedeutung sie dieser plötzlichen Nachtruhestörung beimessen wollten. Es kam ihnen vor, als wäre drinnen Jemand vom Wahnwitz befallen und tanzte den mitternächtlichen Reigen der Irrsinnigen.

„Da drinnen ist Gottseibeiuns Hochzeit," sagte einer der wachhabenden Männer im tiefen Ton, und alle bekreuzten sich. Samuel Levy schob sich an seinem Stabe rückwärts. Plötzlich sprang die Thüre auf. Welch ein Schauspiel! Gleich einer Bachantin, mit fliegendem Haar tanzte Frau Links in wildfreudiger Aufregung im Zimmer herum. Das Männlein mit der rothen Nase schwankte auf seinen dürren Beinen hin und her: „Das große Loos gewonnen!" schrie er. Das goldene Schicksal, die überschwängliche Freude hatte ihn nüchtern gemacht. Mit ausgebreiteten Armen hüpfte er seiner theuren Ehehälfte entgegen; die umarmte und küßte ihn. Im Freudentaumel mußte er sich's gefallen lassen, wirbelnd in ihren Armen im Kreise herumzufliegen.

„Auf nach Molsheim," schrie das Weib außer sich vor Freude, „spannt die Wagen an! Wir haben das große Loos gewonnen!"

In einer Ecke stand jener schwarz gekleidete Herr mit dem altmodischen Anzug und dem großen falschen Schnurrbart. Gros-Cartouche schaute mit einem gewissen Wohlbehagen auf die lustige Scene hernieder, als wollte er damit sagen: „Seht, der Urheber dieses Glückes bin ich!" Ohne sie zu beachten, stand Bärbel wehmüthig lächelnd neben ihm; er schien aus seiner Rolle gefallen, die er so glücklich begonnen hatte. Er lehnte sich an die Wand zurück. Samuel Levy grinste zur Thüre herein. Vom Lichtstrahl verblendet, wich er zurück.

„Im Namen des Gesetzes!" rief einer der außenstehenden wachhabenden Männer.

„Gros-Cratouche!" krächzte der greise Trödler, indem er versuchte, sich an dem Stabe emporzurichten.

Frau Links war in der Finsterniß verschwunden. Sie hatte sich eilends auf den Weg nach Molsheim gemacht, wo die Resultate der Lotterie bekannt geworden waren. Die Wache trat ein und es erfolgte nun eine mimische Scene des Erstaunens und der Neugierde unter den neuen Gästen im gemeinschaftlichen Familienzimmer. Samuel Levy musterte den Naturmenschen oder vielmehr die Sachen, die er ihm entwendet hatte,

um zu ſehen, ob ſie noch in gutem Zuſtande wären. Allein er konnte noch nicht zu Worten kommen und der Muth fehlte ihm, Gros-Cartouchen als den gefundenen Dieb ſeines Eigenthums zu bezeichnen und ergreifen zu laſſen. Man ſah es ihm an: er hätte gern auf gütlichem Wege mit dem Torniſterkind unterhandelt, wenn er nur eine entſprechende Entſchädigung erhielt. Ob der Dieb wirklich eine geſetzliche Strafe verdient hatte und den Raub ſeines Eigenthums im Gefängniß nach Recht und Gerechtigkeit abbüßen ſollte, daran war ihm füglich wenig gelegen. Zuvörderſt war die Zurückgabe ſeines Eigenthums für ihn das Reſultat der Gerechtigkeit, und er ſchreckte vor nichts mehr, als vor einer Verhaftung zurück, weil er ſich ſelbſt lebhaft erinnern mochte, daß er ſchon in einer ähnlichen Klemme geſteckt habe.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Hinterlader ſind keineswegs eine neue Erfindung. Graf Moritz von Sachſen, der Sohn des ritterlichen Auguſt des Starken und der ſchönen Aurora v. Königsmark, probirte am 19. März 1733 auf der Viehweide in Dresden ein Geſchütz von der Größe eines Doppelhakens, deſſen Lauf hinten weiter als vorn war und von hinten mit einer Kugel, einem Korkſtöpſel und Pulver geladen wurde. Das Geſchütz ſtand auf einer Maſchine, wodurch es leicht gerichtet und dirigirt werden konnte, und wurde durch ein Lauffeuer angezündet. Die Wirkung des Schuſſes war überraſchend. Die Kugel ſchlug durch zwei ſtarke Balken und beſchädigte auch noch die dahinter befindliche Mauer. Man hat über weitere Verſuche mit dieſem Geſchütz Nichts gehört; vielleicht iſt es jedoch dasſelbe, welches noch vor 30 Jahren auf der Feſtung Königſtein in der Rumpelkammer lag.

Eine merkwürdige Gerichtsverhandlung fand dieſer Tage vor dem Peſther Kriminalgerichte ſtatt. Referent: Maria Fitz, wie alt ſind Sie? — Fitz: 38 Jahre. — Ref.: Hm, im Protokolle ſteht aber 56 Jahre. Sie wohnen in der Dreitrommelgaſſe? — Fitz: Nein, in der Leopoldſtadt. — Ref.: Sie ſind angeklagt, die Sequeſterſiegel von jenen Gegenſtänden, welche bei Ihnen zu Gunſten einer gewiſſen Katharina Sylveſter exequirt wurden, abgeriſſen zu haben. — Fitz: Ich? Ich habe in meinem Leben keine Sylveſter gekannt. — Ref.: Aber Sie hatten doch bedeutendere Schulden? — Fitz: Nicht einmal geringere. Ueberhaupt, ich verſtehe das Ganze nicht. Ich habe nie auch nur das geringſte Vergehen begangen und nun ſtehe ich vor dem Kriminalgerichte. — Ref.: Sie heißen doch Maria Fitz? — Fitz: Nein, Dietz!! — Ref.: Ah ſo, dann ſind Sie ja gar nicht die Beſchuldigte. — Dietz: Was mir ſehr lieb iſt. Ich empfehle mich.

In einem dem Sport gewidmeten Londoner Blatte fordert ein thierfreundlicher Brite, der oft mit Schmerz die Langweile der in zoologiſchen Gärten eingeſperrten Vierfüßler beobachtet, das Publikum auf, dieſelben mit Spielzeug zu beſchenken. Er theilt bei dieſer Gelegenheit mit, daß Bälle und Kugeln verſchiedenen Bewohnern des zoologiſchen Gartens die größte Unterhaltung gewähren und erwähnt neben der Otter ſogar den Elephanten. Selbſt die Eisbären haben ſich nach ſeiner Angabe bewegen laſſen, durch Spielzeug ihre regelmäßigen Wanderungen zu unterbrechen.

* In Glouceſter, einer Stadt des Staates Maſſachuſetts, hat die Emanzipation der Frauen bereits einen für das ſtärkere Geſchlecht ſehr wünſchenswerthen Fortſchritt gemacht. Die jungen Damen dieſer Stadt haben nämlich vor Kurzem einen feinen Ball arrangirt, wozu ſie nicht nur die Herren ihrer Bekanntſchaft einluden, ſondern auch die ſämmtlichen Koſten aus eigner Taſche beſtritten.

* (Beißende Antwort.) Junger Gentleman: Ich will gehen und dem Lehrer ein Stück meines Geiſtes geben.

Junge Dame: Das würde ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, nicht thun; er hat ſo viel Geiſt, wie er braucht, und Sie haben keinen zu verſchenken.

* (Gut abgefertigt.) Ehemann: O, Eugenie, iſt es denn möglich, daß Du darauf beſtehſt, das Haar einer andern Frau auf Deinem Kopfe zu tragen?

Frau: O, Alphons, Alphons! iſt es denn möglich, daß Du darauf beſtehſt, die Haut eines andern Kalbes auf Deinen Füßen zu tragen.

Die Mittel, welche zur Errichtung des Standbildes Ph. Melanchton's zu Wittenberg gesammelt worden sind, haben noch einen Ueberschuß ergeben. Mit demselben ist eine Stiftung gegründet worden, welche unter dem Namen „Melanchthon-Stiftung zu Witienberg" die Unterstützung von Gymnasiasten, Studenten und Dozenten, während ihrer Ausbildung und zu ihrem Fortkommen, bezweckt. Es ist jetzt ein Statut der Stiftung entworfen worden, nach welchem das gesammte Rest-Kapital auf 10,500 Thlr. festgestellt ist. Die Zinsen von 10,000 Thlr. sind zur Erhaltung der Denkmäler Luther's und Melanchthon's auf dem wittenberger Markte bestimmt.

* (Laß' dich nicht verblüffen.) Ein Schneider brachte einem seiner Kunden ein Kleidungsstück ins Haus. Er sah ein französisches Buch auf dem Tisch liegen und bemerkte ganz beiläufig, er habe auch einmal französisch gelernt. Um den Beweis dessen sofort anzutreten, fügte er hinzu: „Nicht wahr: sprechen Sie französisch, heißt alewuh französisch?" — „Nein," entgegnete der Herr, „parlewule!" — „Merkwürdig, wie sich die Sprache seit meiner Jugend verändert hat!" rief der Unerschrockene aus.

* (Komische Alternative.) Ein französischer Landpfarrer, der mit Arbeit überladen war, wandte sich dieserhalb folgendermaßen an den ihm vorgesetzten Bischof: „Monseigneur! Das Amt übersteigt wahrhaftig meine Kräfte. Die Orte meines Kirchspiels liegen soweit auseinander, daß eine pflichttreue Verwaltung der Seelsorge meine Gesundheit zerstört. Ich habe deßhalb einen Beistand dringend nöthig und bitte demüthigst, mir einen Vikar zu senden. P. S. Wenn es Monseigneur unmöglich ist, mir einen Vikar zu senden, so bitte ich um einen Esel."

* Kürzlich hielt ein Eisenbahnzug in Hanna, einer Station in Indiana, an und der Kondukteur öffnete die Thüre eines Waggons und rief mit lauter Stimme: „Hanna!" Eine junge Dame, die wahrscheinlich Hanna hieß und der Thür zunächst saß, vermuthete, der Kondukteur rufe sie; ärgerlich über dessen Familiarität nach einer so kurzen Bekanntschaft, machte sie ein finsteres Gesicht und erwiederte ihm: „Ich verbitte mir derartige Vertraulichkeiten."

Beim Erdbeben in San Francisko am 2. April geschah es, da eben Sitzung des Kriminalgerichts stattfand, daß die Richter, die Vertheidiger, die Zeugen, ja sogar die Gefangenen davonliefen. Mehr Muth zeigte die Börse. Der „Board of Brokers," vermuthlich an plötzliches Steigen und Fallen gewöhnt, blieb ruhig beisammen.

(Bettelmönche.) Der „Presse" zufolge wurde im Linzer Kapuziner-Kloster am 12. d. Nachts ein Einbruchsdiebstahl verübt. Wie nachträglich bekannt wird, haben die Diebe bei dieser Gelegenheit nicht weniger als 23 Stück Dukaten, 1 Dollar, ein Goldstück zu 10 und eines zu 5 Franks, 20 bis 30 fl. Silberscheidemünze und gegen 300 fl. in Thalern in- und ausländischen Gepräges gestohlen.

* Lebensphilosophie.

Laß keine Zweifel, keine Zweifler dich irre machen. Es ist weder möglich noch denkbar, daß du, mit menschlichem Verstande, die Gottheit und die ursprüngliche Erschaffung der Dinge begreifen könnest, da du nur einen so kleinen Theil des Universums übersiehst, und selbst diesen nur sinnlich und von außenher erkennst. Ins Innere der Natur, sagt uns Haller mit Recht, dringt kein erschaffener Geist.

Räthsel.

Ach, wie gern, sprach Adolph schlau
Zu dem achtzehnjährigen Käthchen,
Wollt' ich dich, du holdes Mädchen,
Nehmen gleich zu meiner Frau,
Brächte nicht ein Sylbenpaar
Mir dann hinterdrein Gefahr.
Doch es steht in deinem Willen,
Meines Herzens Angst zu stillen.
Liebes Käthchen, setze du
Vorne nur ein Zeichen zu,
So ergänzt will ich mein Leben,
Liebchen, gern dir übergeben.

Auflösung des Räthsels in № 61:
Nichts.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Dienstag, 31. Mai 1870.

* Blick in die Natur.

Der Lenz beginnt und mächtig strebt
Der Keim aus lockrer Hülle.
Aus aufgebroch'ner Knospe webt
Sich reiche Blätterfülle.
Die Jugend rasch hervor sich drängt
Aus Keimen, die das Kind gezwängt.

Und was im Keim verborgen lag,
Es wird im Sonnenlichte
Gefördert, trägt am Sommertag
Die schnellgereiften Früchte.
Im Glanz und Licht der Außenwelt
Die Jugend Männerkraft erhält.

Doch tief im Innern, wahlverwahrt,
Bleibt Keim und Kern verschlossen,
Für unvertilgt Gedeih'n gespart
Zu Blättern, Zweigen, Sprossen.
Das Aeuß're die Natur ersetzt,
Blieb' nur das Inn're unverletzt.

Treu sollst du folgen ihrer Spur,
Und wie sie waltet, walten.
Nach Außen hin wirkt die Natur,
Das Inn're zu erhalten.
Ob Blatt auch, Zweig und Frucht vergeht,
Der inn're Keim bleibt und besteht.

Blieskastel.

* Schicksalsleute.

Skandal-Novelle aus den Zeiten der franz. Lotterie.

Von Karl Ruppert.

(Schluß.)

Jener gellende Schrei, den Frau Links im Paroxismus des freudigen Wahnsinnes ausgestoßen hatte, als sie die Glücksbotschaft aus dem Munde Gros-Cartouches vernahm, jener Schrei drang durch das ganze Stadtviertel und alle, die ihn hörten, betrachteten ihn gleichsam als das Signal, daß Frau Links in der Lotterie gewonnen haben mußte. Eine ähnliche Wirkung brachte er auch auf die Familiengenossen Bernard hervor. Stöhnend fuhren die beiden Eheleute aus dem Schlafe auf. Allein es bedurfte einiger Zeit, bis sie sich in soweit gesammelt hatten, um einen klaren Schluß folgern zu können.

„Auf, Bernard!" krächzte die zitternde Frau, „die Links haben das große Loos in der Lotterie gewonnen und wir haben die Hälfte Antheil!"

Und was das Sonderbarste dabei war, sie selbst traf alsbald Anstalten, ihr Krankenlager zu verlassen. Frau Bernard war wie geheilt. Der Schrei delirender Freude mit der besondern Bedeutung, die ihm Jedermann beilegte, brachte auf Frau Bernard eine solche homöopathische Wirkung im Innern des gemüthskranken Wesens hervor, daß es ihr durch Mark und Seele drang und die verzerrten Nerven, die ihren vielbedeutenden Knoten im Hirn knüpfen, wieder in ihre Bahn zerrte. So behauptet man ja in der Pathologie, daß umgekehrte Ursachen umgekehrte Wirkungen hervorzubringen vermögen. Kurz, Frau Bernard war geheilt und kehrte vielleicht jetzt eben ihr heißersehnter Sohn aus Afrika zurück, so war die Genesung vollständig.

Die allgemeine Freude über das gewonnene große Loos läßt sich nur denken und nicht beschreiben. Meister Bernard hinkte vor freudiger Aufregung unter den seltsamen Gästen im gemeinschaftlichen Familienzimmer herum, und er konnte oder mochte sich nur nicht den Zweck ihrer Anwesenheit erklären. Selbst Bärbel genas sichtbar. Ihre ätherische Blässe der Liebe überzog sich allmälich mit einem durchsichtigen frischen

Lebensroth. Sie dachte jetzt selbst weniger an August, ihren Inniggeliebten, als an den bevorstehenden Reichthum oder vielmehr dachte sie sich glücklicher im Besitz ihres Geliebten mit diesem Reichthum.

Gros-Cartouche, der verschmähte Liebhaber und unheimliche Ueberbringer der Freudenbotschaft, war wie aus seiner Rolle gefallen. Nach was er bis jetzt gestrebt, Bärbel unversehens entführen zu können, hatte er endlich erreicht und er ließ die Gelegenheit unbenützt, seine Liebe, seine Rache nach glücklich durchgeführtem Plane zu genießen. Zwar wäre ihm die Ausführung dieses Handstreiches jetzt schwieriger gefallen, da viel bewaffnete Männer da waren, die sich den Anschein einer gesetzlichen Besetzung gaben, wie im Namen der öffentlichen Sicherheit. Aber Gros-Cartouche war unerkannt, ausgenommen von dem Trödler Samuel Levy, der ihn um so mehr erkennen mußte, als er ihm wohlbekannte, gestohlene Kleidungsstücke auf sich trug. Uebrigens verlor der falsche Schnurrbart immer mehr von seiner Wirklichkeit, indem die verborgene Feder, die ihn trug und unterstützte, ihre Wirkung zu verlieren anfing. Wie an jenem verhängnißvollen Tage vor der Waffenschmiede zog es ihn unwiderstehlich hin, an die Mauer zu lehnen und die Eingebungen des Schicksals abzuwarten.

„Wenn jener Offizier August ....“ dachte er. Er dachte nicht aus. Im Sturmschritt kam Jemand das Gäßchen daher gestürzt und Alles horchte aufmerksam auf, als man das Gerassel eines Degens vernahm. Meister Bernard stellte sich so, wie in den schönen Tagen seiner Dienstzeit, als hätte er wirklich das Hinken vergessen. Seine Gesichtszüge, die immer noch eine Spur von militärischer Energie an sich trugen, verklärten sich. Er mochte eben an seinen Sohn denken. Da erschien ein bewaffneter Mann vor dem Eingang des gemeinschaftlichen Familienzimmers. Er trug die Auszeichnung eines Unterlieutenants und die Ehrenmedaille auf der linken Brust. Auf der Thürschwelle blieb er stehen, als zauderte er einzutreten. Draußen war es noch stockfinster. Die obgleich matte Helle verblendete ihn. Die sonderbare Situation befremdete ihn. Er blickte in die Finsterniß des schmalen Gäßchens zurück. Da ließen sich ferne flüchtige Tritte hören und der Offizier zauderte nun nicht mehr länger, einzutreten. Ehrfurchtsvoll traten die wachhabenden Männer vor ihm bei Seite. Er blieb in der Mitte des Zimmers stehen, seinen Blick abwechselnd auf die zu beiden Seiten gelegenen Thüren, abwechselnd auf die erstaunten Anwesenden richtend; dann ließ er ihn auf Bärbel haften. Ein Ausruf des Entzückens und Bärbel lag an seiner Brust, umarmte und küßte ihn.

Auf dem Raustein der Thürschwelle tauchte plötzlich eine weibliche Figur auf. Starren Blicks, mit wild fliegendem Haar stierte sie aus der Finsterniß in die Helle herein.

„O August, mein Sohn!“ rief mit weinender, zitternder Stimme Meister Bernard und stürzte sich heftig in die Umarmung der beiden wiedergefundenen Liebenden.

„Mein Vater!“ jubelte der aufgeregte junge Krieger und schloß den greisen Waffenschmied in seine Arme, „mein guter Vater, freue Dich der Wiederkehr Deines Sohnes!“

Amalie auf der Thürschwelle war nicht mehr allein; neben ihr stand ein hoher prächtiger Jüngling, der Schwede. Gros-Cartouche, beim Anblicke des Offiziers, des Jünglings und des Mädchens reckte seine kolossalen Glieder an der Mauer empor. Starr glotzte ihn Amalie an. Bärbel, gleich dem Rachegeist Gros-Cartouches, legte stolz den blendenden Arm um die Hüfte des Lieutenants, ihres Geliebten. Freudenthränen perlten auf ihre neuaufgelebten Wangen. Mehr als erstickte Worte sagten Blicke, Umarmung, Küsse, Seufzer des liebeschwellenden Busens, wie sehr sie ihn liebe, wie sehnsüchtig sie seiner endlichen Rückkehr entgegengesehen und wie einzig, wie unendlich glücklich sie sich in seinem Besitz bis ans Ende ihres Lebens fühle.

Amalien schwindelte. Sie fiel. Löwenhaupt fing sie in seinen Armen auf und bemühte sich, das liebeverschmähte schmachtende Mädchen ins Leben zurückzurufen. Der junge Psychologe hatte mit seinem geistigen Schnellblick die ganze Situation durchdrungen. Nun ließ er sich's angelegen sein, durch seine geistige Ueberlegenheit die Verwirrung der Gemüther zu beschwichtigen. Am Arm Amaliens trat er in den Zirkel der verschiedenen Anwesenden, die sich im gemeinschaftlichen Familienzimmer herumtummelten. August trat ihm freundlich entgegen, Bärbel an der Hand führend. Mit einem leisen, bedeutungsvollen Wink auf das Mädchen sagte er: „Edler Freund, hier ist Bärbel, meine Verlobte.“ Amalie erbleichte. Löwenhaupt lispelte ihr beruhigende Worte zu. August ergriff die Rechte des Schweden und Amalien ängstlich fixirend, sagte er: „Verzeihen Sie, edles Mädchen, nicht weil ich Sie haßte, flüchtete ich aus Ihrem gastfreundschaftlichen Hause, sondern weil mich

die Sehnsucht antrieb, wie Sie sehen, meine Eltern und meine Geliebte zu umarmen." — „Sie sind ein edler Mensch," sagte Löwenhaupt, „wahrlich Sie verdienen das Glück, so geliebt zu sein!" — „Seien Sie unser Freund", sagte der Offizier. — Und es erfolgte ein gegenseitiger Austausch der wärmsten Freundschaftsergüsse. Auch Amalie bezeugte ihre Theilnahme an dem würdigen Liebespaar und vergaß ihre heftige Leidenschaft zu dem Sohne Meister Bernards, als sie plötzlich seine Mutter freudestrahlend aus dem Nebenzimmer sich in die Arme ihres Sohnes stürzen sah. Löwenhaupt hatte nun nichts Wichtigeres mehr zu thun, als Gros-Cartouchen aus den Klauen des geldgierigen Trödlers zu befreien und ihn zu bewegen, mit ihm nach Straßburg zu gehen, wo er sich versprach, glänzende psychologische Studien an dem seltsamen Naturmenschen anstellen zu können. Frau Links, die wüthende Lotteriegevatterin, kehrte enttäuscht von Molsheim zurück. Das war ihr eine Lehre und Meister Links, August Bernards zukünftiger Schwiegervater, verbot ihr die Fortsetzung dieses verderblichen Spieles. Sie getröstete sich des Glückes ihrer Tochter Bärbel. Das Schicksal war überwunden; die Liebe hatte gesiegt.

Literarisches.

(Feuerlöschwesen.) Es kann nicht genug anerkannt werden, daß sich in den letzten Jahren überall in unserm engern Vaterlande ein so reger Sinn für die Vervollkommnung der Feuerlöscheinrichtungen gezeigt; den städtischen Verwaltungen folgen die Dörfer in der Herbeischaffung von Löschgeräthen und in der Bildung von Feuerwehren. Indeß bleibt immer noch sehr viel zu thun, wenn die leider öfter vorkommenden größern Feuersbrünste ganz zur Seltenheit werden sollen. Auf welche Weise dem Gedeihen des so wichtigen Feuerlöschwesens im ganzen Lande nun weiter genützt werden kann, ist in einem soeben in der Gg. Franz'schen Buchhandlung in München erschienenen Werkchen: „Die Förderung des Feuerlöschwesens in Bayern" von dem Vorstande der Münchener Feuerwehr, Inspektor Ludw. Jung, dargelegt. Der Verfasser des bekannten schon in 3. Auflage herausgegebenen nützlichen Buches: „Das Feuerlöschwesen in Markt- und Landgemeinden," welches als ein vorzüglicher Leitfaden viel zur Hebung der ländlichen Löscheinrichtungen beigetragen hat, bekundet auch in dem neuen Werk ein fleißiges Studium aller auf die Löschanstalten Bayerns und anderer Länder Bezug habenden Verhältnisse, wie er für die von ihm seit Jahren so warm vertretene Sache beim Leser ein lebhaftes Interesse wach zu rufen sucht. Wir wünschen dem Buch und seinen Tendenzen eine weite Verbreitung, den Bestrebungen unserer bayerischen Feuerwehren aber die fortgesetzte Unterstützung der Behörden, der beiden Kammern und aller gutdenkenden Bürger.

Technisches.

* (Schwammpapier v. Goustin u. Co. in Paris.) Französisches Patent vom 11 August 1869. Um dieses Schwammpapier zu fabriziren, fügt man zu dem Papierbrei einen Brei, aus Schwämmen gemacht, hinzu. Vermittelst einer Maschine, welche einer Papiermaschine ähnlich ist, kann man dieses Papier in Cartons von verschiedener Dicke fabriziren. Das Papier hat die Eigenschaft des Schwamms, alle Feuchtigkeit rasch aufzusaugen und nur langsam wieder herzugeben. Durch seine Geschmeidigkeit schmiegt sich dasselbe leicht allen Oberflächen an. Die Erfinder beabsichtigen dasselbe dazu anzuwenden, um gewisse Heilmittel für äußerlichen Gebrauch zu appliziren. Auch bei Wunden läßt sich das Schwammpapier gut verwenden.

(Frankf. Arbeitgeber.)

Mannigfaltiges.

(Die nächste Sonnenfinsterniß.) Englischerseits schreiten die Vorbereitungen für die Beobachtung der nächsten Sonnenfinsterniß rüstig fort. In Folge eines Rundschreibens sind bei dem Vorstande der astronomischen Gesellschaft (Royal Astronomical Society) über sechzig Anmeldungen von Astronomen eingegangen, die sich an der Beobachtung betheiligen wollen, und um durchaus sicher zu gehen und von den Witterungseinflüssen möglichst unabhängig zu sein, liegt es im Plane, falls dies thunlich sein sollte, zwei Expeditionen auszurüsten: eine nach Spanien, die andere nach Sicilien. Die letztere Station indessen dürfte sich nicht gerade empfehlen, so erwünscht auch eine doppelte Beobachtung wäre, denn nicht allein gedenkt schon die italienische Regierung dem Ver-

nehmen nach eine Expedition dorthin zu schicken, sondern es weiß auch Jedermann, der Sicilien kennt, daß die zu besuchende Gegend von Banditen unsicher gemacht wird, und daß es daher noch anderer Vorsichtsmaßregeln bedürfte als die sind, welche streng wissenschaftlichen Zwecken dienen.

(Eine Othello-Geschichte.) Die Lissabouer Blätter sind voll von einem Akt brutaler Eifersucht des bekannten Schriftstellers und vormaligen Deputirten Viera de Castro, der zwischen seiner Frau und einem seiner Freunde, Maria de Garrett, einen Liebeshandel entdeckt hatte. Nachdem Casteo vergeblich versucht hatte, seine Frau mit Chloroform zu tödten, strangulirte er sie. Zwölf Stunden lang saß er an der Leiche, um seinem Othello-Haß volle Genugthuung zu verschaffen; dann sandte er dem früheren Freunde Gareit eine Forderung, die dieser jedoch nicht annahm mit der Bemerkung, er werde um die und um die Zeit eine bestimmte Straße entlang gehen, Castro solle nur auf ihn feuern, denn er halte sich selbst für unwürdig, ihm im Kampf gegenüber zu treten. Castro aber wollte nicht noch einen zweiten Mord auf sein Gewissen laden und stellte sich den Gerichten. Garrett trat in ein Trappistenkloster.

* (Nicht scheintodt.) In Ugoska starb kürzlich ein Herr D., der dadurch bekannt war, daß er immer Durst hatte, viel trank und sich immer ungeheuer vor dem Lebendig-Begraben-Werden fürchtete.

Eines Abends, als er in seinem gewöhnlichen Zustande nach Hause ging, traf ihn der Schlag und er starb. Der Arzt stellte einen Todtenschein aus.

„Wenn er aber doch scheintodt ist!" sprach ein Kumpan des Verstorbenen.

Er holte eine Flasche Tokayer und Champagner und hielt sie dem Todten hin, ihm freundlich zuredend.

Er rührte sich nicht.

„Nun weiß ich, daß es wirklich aus mit ihm ist," seufzte der Kumpan sehr betrübt, setzte sich hin und trauerte.

* (Kindliches Verständniß für frommen Eifer.) „Mutter," sagte ein kleines fünfjähriges Mädchen, die aus der Kirche nach Hause kam, „ich habe einen recht lebhaften Geistlichen gehört. Er stampfte mit den Füßen, sprang in die Höhe und machte einen großen Lärm. Dann wuede er ganz toll und drohte den Leuten mit seinen Fäusten und doch wagte es Niemand, zu ihm zu gehen und mit ihm zu fechten."

(Zeno über Liebe.) Als Jemand zu dem weisen Zeno äußerte, Liebe zieme einem Philosophen nicht, gab er zur Antwort: „Wenn dies wahr wäre, so würde das Schicksal des weiblichen Geschlechts zu beklagen sein, nur von Thoren geliebt zu werden."

(Ein weiblicher Student.) Fräulein Eugenie Boner, die Tochter des Med. Dr. Boner in Brünn, hat am dortigen deutschen Gymnasium die Privatisten-Prüfung aus den Gegenständen der ersten Gymnasial-Klasse mit vorzüglichem Erfolge bestanden und wird die humanistischen Studien weiter fortsetzen.

* Lebensphilosophie.

Die Kunst und Klugheit, den ganzen Menschen wenigstens erträglich zu zeigen, wenn er gleich nur durch eine Seite seinen wahren Ruf in der Welt erhält, dies ist es, was dem vernünftigen Manne zu erreichen obliegt.

Wende alle Mühe an, dich nach einer Seite hin wenigstens durch irgend eine Gabe bemerkenswerth zu machen, sagt der weise Seneca.

Früchte die bringet das Leben dem Mann; doch hängen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Räthsel.

Im schaurigen Dunkel der Ersten hat schon
Manch' blühendes Dasein geendet;
Die Letzten befehlen mit herrischem Ton
Und werden doch dienstbar verwendet.
Das Ganze ist bitter und wenig geliebt
Ja, wenn man's erschreckt, ist die Freundschaft getrübt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 62:
Reue und Treue.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Donnerstag, 2. Juni 1870.

* Widerklang an Aurora.

Lied.

Dein himmlisch Lied klingt meine Seele wider —
Es klingt so sanft, klingt Liebe Harmonie,
Wie Saphos Mund, Minonas Schmerzenslieder.
O schöne Maid, sing' mir die Melodie!

Die ganze Welt hab' ich im Traum durchflogen,
Kein Weib so rein, war mir wie du so süß.
Sirenensang lauscht' ich auf Meereswogen;
Bei dir allein fand ich ein Paradies.

O laß dein Herz dem meinen angeboren —
Ein Engel mild erschuf dich die Natur —
Laß mir's zum Schutz, zur Wonne auserkoren:
Im Streit ein Sporn, der Liebe auf der Flur.

Und winkt einst Tod mich in des Schicksals Oede,
Denk' ich an dich, die liebend mein gedacht,
Und ruft der Zeiten Freiheit Morgenröthe,
Fällst du mit mir — mit mir in blut'ger Schlacht!

Karl Ruppert.

* Zwei Frauen und ein Mann *)

oder

der Liebesroman eines Satyrikers.

Novellette von Louise v. Diemar.

Es war in den Tagen der Königin Anna, des letzten Sprößlings aus dem Hause Stuart auf Englands Königsthron. Eine der Missionen des Dichters ist es, die Geschichte zu interpretiren. Dies ist in Bezug auf obengenannte Herrscherin durch den Verfasser jenes allgemein bekannten Lustspiels: „Das Glas Wasser" zur Genüge geschehen, so daß es überflüssig wäre, noch ein Wort zur Darstellung aller Hofkabalen und Staatsintriguen, aller innern Parteikämpfe und aller Schlachten nach Außen, sowie zur Schilderung der indolenten, schwachen, leichtgläubigen, stets betrogenen Regentin selbst, hinzufügen zu wollen. — Kurz nach dem Falle des Ministeriums Malborough fand in einem der reichsten, jedoch keineswegs vornehmsten Häuser Londons eine glänzende Assemblée statt, zu welcher Alle geladen waren, die ob dieses Sturzes triumphirten, — weil sie selbst daran Theil hatten oder Vortheil daraus zogen, — sowie auch Einige von denen, die sich grenzenlos über das Resultat der neuesten Ministerkrise zu ärgern Ursache hatten.

Zu den Ersteren gehörten Lord Bolingbroke und Oxford, Jonathan Swift, der berühmte satyrische Dichter; zu den Letzteren, deren Zahl in diesem Hause allerdings geringer war, der gleich Swift auf die Nachwelt gekommene Dichter Dryden, der bittere Feind und Gegner Jonathans.

Es war, als hätte ein neckischer Kobold aus Shakespeare's Sommernachtstraum die Einladungen zu diesem Feste ergehen lassen, welches ein so besonders glänzendes zu werden versprach, als ob die Sieger Bolingbroke, Oxford, Swift gefeiert werden sollten!

Vor dem Portal des Hauses der Mistreß Vanhomrigh trieb sich allerlei Gesindel umher, gähnten die Kutscher verschlafen auf ihren hohen Kutschböcken und schüttelten die gepuderten Häupter ob der Unart ihrer Pferde.

Diese scharrten und wieherten nach Pferdeart, und sperrten auch wohl den Rachen auf wie ihre Herren Lenker.

Ist es doch eine sichere Thatsache, daß, je vollkommener ein Thier ist, desto empfänglicher ist es für die größte Seelenqual: die Langeweile! Die hier unten versammelte Volksmenge aber

*) Eigenthum d. Verf.

langweilte sich durchaus nicht. Tanzmusik klang in süßesten Weisen herab und entfesselte die Dämonen neidischer Sehnsucht nach Glanz, Genuß und Freude in der Brust der Jugend.

Mädchen und Knaben schauten mit Verwunderung nach den hell erleuchteten Fenstern, besonders des ersten Stockwerks.

Da huschte wohl ein flüchtiger Schatten, in Gestalt tanzender Paare, vorüber; da führte wohl ein Kavalier seine Dame heraus auf den Altan, damit die erhitzten Wangen der Schönen in der milden Augustnacht sich gemächlich abkühlen konnten. Ach, wie glücklich schienen jene Beiden so manchem Paare da unten, das nichts hatte als seinen Kampf um das tägliche Brod, oder die Aussicht auf die Früchte eines gewagten Uebertretens der Gesetze.

Während beim Anblick des Glanzes, den der besser situirte Theil der Gesellschaft entfaltete, die glückenterbte Jugend sich resignirte oder entschieden entschloß, gegen ihr hartes Loos zu rebelliren; während gar manches schöne Mädchen an die zärtlichen Blicke, huldvollen Winke und verheißenden Worte Reicher und Mächtiger dachte, gar mancher kühne und gewandte Jüngling die Länge seiner Finger, die ihn zum Eingriff in fremder Leute Taschen zu qualifiziren schien, überlegte; labte sich das siechende Alter an den Düften, die aus dem Souterrain heraufquollen.

Ein allgemeiner Jubel ertönte, als ein Koch in weißem Ornate, wie ein Priester des guten Geschmackes, aus der Küche heraufstieg und seine Platten mit allerlei Köstlichem „für die Armen" vertheilte.

Während nun die Jugend und das Alter sich mit herzinnigem Behagen an den Brosamen labten, die von des Reichen Tische fielen, plauderte die vornehmere Gesellschaft, die mit dem Gesindel auf der Straße zu verweilen gezwungen war, unter sich; das Thema ihrer Unterhaltung zeigte jedoch den Abstand der Kultur zwischen Bettler, Vagabund, Arbeiter und der hohen Gentry von Kutscher, Herren und Lakai!

Unter allen diesen Leuten, denen die genauere Kenntniß des Thuns und Treibens ihrer Herrschaften verliehen ist, unter allen diesen in die tiefsten Mysterien Eingeweihten war Keiner so keck, so stolz, so hochfahrend, als Harry Thomson, Dean Swifts Wagenlenker, obgleich seine Pferde durchaus nicht die schönsten, echtesten, vollblutlichsten, seine Karosse keineswegs die stattlichste und bequemste war.

Das verdroß die Uebrigen.

Die Bedienten des Hauses Vanhomrigh, Kutscher, Herren und Jokey von Lord Oxford und Bolingbroke, zettelten eine kleine Verschwörung gegen den famosen Zeus an, der da oben mit der souveränen Miene des Donnerers auf seinem Kutschenbocke thronte, zuweilen mit der Zunge schnalzte und dann mit der Peitsche knallte, als würde ihm dieser Knalleffekt, wie in einer Oper, bezahlt.

„Euer Herr," so begann der vorwitzige kleine Groom des Lord Bolingbroke, der als der Feinste und Schlauste bestimmt worden war, der Katze die Schelle anzuhängen; „Euer Herr, Dean Swift, Gutsherr zu San Patrik, der große Geistliche, Dichter und Staatsmann, ist also auch da oben in der Gesellschaft?"

„Warum sollte Se. Hochwürden nicht da oben sein?" fragte Harry Thomson mit behaglichem Schmunzeln.

„Sie hatten die Gnade, gleich Mylord Bolingbroke und Oxford das Fest der Mistreß Vanhomrigh mit ihrer hohen Gegenwart beehren zu wollen."

„Nur nicht so hoch hinaus, Harry Thomson!" rief Jacques, in Diensten der Mistreß Vanhomrigh. „Sprecht nicht im Tone eines Ambassadors oder gar eines selbstherrlichen Fürsten."

„Aber wir wollen sehr hoch hinaus!" rief Harry Thomson und reichte seine Korbflasche, nachdem er selber einen tüchtigen Schluck daraus genommen, dem Kameraden hin. „Heutzutage ist die Welt nicht so fest vernietet, daß ein Herr, wie mein Herr einer ist, nicht noch Minister oder Ambassador werden könnte!"

„Da müßte Euer Herr," höhnten die Lakaien im Chorus, „nur ein anderes Roß besteigen, als jenen Klepper, den er reitet. Ha, ha, ha, wer die schönsten Pferde hat und das meiste Geld für Wetten und Rennbahn; wer die besten Grooms und Jokeys dressiren kann; wessen Fuchsjagden im Herbste die gesuchtesten sind, und wer eine kläffende Meute aller Hunderaeen erzieht, nur der ist Herr in unserm Lande, und kann immer höher und höher steigen."

„O Ihr Gimpel!" rief Harry mit Zorn und im Gefühle seiner Ueberlegenheit aus. „Mein Herr reitet auch ein Pferd, sie nennen's den Pegasus; es soll älterer Race angehören als alle übrigen, und seine Nüstern sprühen Flammen, seine Hufe schlagen Funken aus den Steinen; und wenn mein Herr sagt, Harry Thomson, ich muß jetzt meinen Pegasus besteigen, da lacht mir das Herz im Leib vor Freude, denn ich muß ihm dabei behilflich sein."

„Flunkerer, Märchenerzähler, Aufschneider, Prahlhans!“ so schrieen die Bedienten.

„O, wenn ich wollte, ich könnt' Euch erzählen von diesem seltsamen Thier und von der Peitsche meines Herrn, mit der es Jeden trifft, der ihm zu nahe kommen will; soll ich's Euch zeigen?“

Und Harry Thomson schlug rechts und links mit seiner Peitsche nach den Gesellen, so daß diese ganz verblüfft und bestürzt zurückwichen.

„Wie der Herr so der Knecht!“ rief Harry Thomson nach einer kleinen Pause, während welcher er sich seines Sieges über die Genossen erfreute. „Hat mein Herr sich Respekt zu erringen gewußt, so werd' auch ich es können. Nehmt Euch, ich rath's Euch in Gutem, in Acht mit vorlauten Redensarten! Mein Herr kann einst reich werden und Ihr könnt vielleicht Alle in seine Dienste treten. Ich weiß, was ich weiß, das goldene Vließ kann er sich holen, wann er will.“

„Nur keine Fremdwörter und solche Ausdrücke, die wir gar nicht verstehen!“ riefen die Kameraden. Doch der kleine pfiffige Groom hielt den Finger an die Nase und rief: „Merkt Ihr's nicht, Gesellen?“ fragte er, „wißt Ihr nicht, wen er meint: das goldene Vließ, so nennt mein Herr eine jede Dame mit rothem Haar und mit Goldfüchsen in der Hand.“

„Triumph, Triumph!“ riefen die Genossen. „Hat Euer Herr eine solche Erbin auf dem Korn, nun da sind wir's zufrieden, da wollen wir Alle in seine Dienste treten. Er soll leben, Ihr sollt leben. Harry Thomson hoch!“

„Nichts da,“ mischte sich Jacques, Mistreß Vanhomrighs Diener, in die Unterhaltung. „Worauf Ihr Alle anspielt, das weiß ich wohl, allein diese Hoffnung schlagt Euch aus dem Sinn, diesen Plan ändert; das rath' ich Euch. Jedermänniglich ist ja bekannt, daß Euer Herr heimlich verheirathet ist.“

„Was sagt Ihr da?“ rief Harry Thomson empört aus und bot seinem Kollegen einen Faustkampf an. Es entspann sich, nachdem Harry auf gleichem Boden mit seinem Gegner stand, ein regelrechtes Boxen.

Nach kurzer Zeit war der Kampf entschieden. Jacques und seine Freunde triumphirten, Harry Thomson lag auf dem Boden und erhob sich mit einigen kräftigen Flüchen, arg gequetscht und zerbläut. Während er die wunden, kampfesmüden Glieder durch einen tüchtigen Zug aus seiner Korbflasche labte, zischelte ihm der kleine Groom ins Ohr: „Jetzt wissen wir's fest, Euer Herr ist heimlich verheirathet. Hui, hui!“

Die Uebrigen erhoben im Chorus die Phrase: „Jacques ist Sieger! Harry hat gelogen!“

Harry konnte keine einzige Maulschelle mehr austheilen; so nahm er Alles ruhig hin, achtete nicht weiter auf das Geschrei seiner Kameraden und machte sich viel mit seinen Pferden zu thun.

Bei sich selbst dachte der wackere Mann: „Es war ein Gottesgericht! Wir wollten zu hoch hinaus, Harry Thomson!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor dem Polizei-Kommissär eines Pariser Bezirks erscheint ein Arbeiter, um sich darüber zu beschweren, daß einer seiner Freunde schon seit drei Jahren der Liebhaber seiner Frau sei. — „Wie,“ sagt ihm der Kommissär, „das wissen Sie seit drei Jahren, und Sie beschweren sich erst jetzt?“ — „Ja, sehen Sie,“ antwortet der gefällige Ehemann, „ich hatte auch bis jetzt keinen Grund zu klagen; aber nun hat er die Rücksichten verletzt, die er mir schuldig ist.“ — „Wie so?“ — „Nun, er fängt jetzt an, meine Frau zu prügeln. Das war das einzige Vergnügen, das er mir noch gelassen. Nun nimmt er mir auch das, und damit ist meine Geduld zu Ende.“

Eine schauerliche Geschichte erzählt eine alte Chronik. Im Jahre 1511 soll nämlich zu Erfurt der Viertelmeister Heinrich Kolter, weil er der Stadt gehörige Gelder veruntreut habe, erst gehangen und dann in ein Faß geworfen worden sein, in welches man eine Menge Krebse hineingethan, „auf daß sie den Herrn Viertelmeister auffressen sollten.“ Und nachdem dies geschehen, habe, so erzählt man, der Magistrat diese Krebse ausbieten lassen, weil sie von dem Menschenfleisch gar feist und wohlschmeckend geworden.“ Die Chronik schließt: „Also haben die Erfurter ihren Herrn Viertelmeister mit Haut und Haar aufgefressen.“

(Der Sohn von Robert Blum.) Als im norddeutschen Reichstage über die Todesstrafe abgestimmt wurde, erregte es auf Seite der Linken nicht geringe Entrüstung, als auch der Abgeordnete Dr. Blum aus Sachsen für die Beibehaltung der Todesstrafe stimmte. Dr. Blum ist der Sohn Robert Blum's, der bekanntlich einem

Todesurtheil zum Opfer fiel. Diese Abstimmung, die jedenfalls von einer extremen Objektivität spricht, wird auch anderwärts Aufsehen erregen.

* (Naivetät eines Negers.) „San," sagte eines Tages ein Herr zu seinem Neger, „was meinst Du wohl, was der Grund ist, daß die Sonne im Winter sich nach dem Süden wendet?"

„Das weiß ich wirklich nicht zu sagen, Massa; aber ich vermuthe, es ist ihr im Norden zu kalt und deßhalb kehrt sie sich dem Süden zu."

(Das verschwundene Fieber.) Jemand erfuhr den Tod eines Bekannten. „Ich glaubte," sagte er zu einer Person in der Gesellschaft, „Tom Wilson's Fieber habe aufgehört." „O ja," antwortete sie, „ich vergaß Ihnen aber zu sagen, daß er zugleich mit dem Fieber aufgehört habe."

(Naivetät.) Ein Kind hörte, daß seine Mutter einen langwierigen Prozeß verloren hatte; da lief es nach Hause und sagte: „Liebe Mama, ich bin so froh, daß Sie den garstigen Prozeß verloren haben, der Sie so lange geplagt hat."

* Gouvernante: Wo entspringen Rhein und Mosel? — Lilly: Das wiß ich nicht, sagen Sie's! — Gouvernante: Nein, zur Strafe für Deine Unwissenheit erfährst Du's nicht.

* (Geschichtsunterricht à la Meidinger.) Als Cäsar aus Rom floh, hatte er mehr Schulden, als Haare auf dem Haupte und ward nachmals ein steinreicher Mann.

Technisches.

* Das Elektrisiren der Weine scheint sich zu bewähren. Die Resultate des Elektrisirens lassen sich in Folgendem zusammenfassen: der elektrisirte (neue) Wein zeigt dieselbe Gleichartigkeit, wie ein Jahr alter Wein, der ein oder zwei Abstriche erhalten hat. Vermittelst der Elektrizität wird daher neuer Wein gleich trinkbar gemacht, die Arbeit, welche das erste Jahr des Lagerns ꝛc. macht, fällt weg; allein die ökonomischen Vortheile sind noch größer, wenn man die Weinproduktion eines ganzen Landes ins Auge faßt und annimmt, daß alle Weine elektrisirt würden. Frankreich z. B. erntet jährlich 60 bis 70 Millionen Hektoliter Wein; die Erfahrung hat gezeigt, daß der Verlust am Wein durch Verdünstung im Faß jährlich 10 Frks. beträgt. Die französischen Winzer haben daher einen jährlichen Verlust von 600 bis 700 Millionen Frks. zu beklagen, den man ganz oder theilweise vermindern kann, wenn der Wein alsbald oder schneller trinkbar und verkäuflich ist. Das ist der immense Gewinn, den das Elektrisiren bringen kann. Der elektrisirte Wein soll außerdem an Geschmack gewinnen und sich sehr haltbar zeigen.
(Frankf. Arbeitgeber.)

* Lebensphilosophie.

Nie vermochten meine Thränen,
Die dem Frühlingsregen gleichen,
Von der Tafel dieses Busens
Deiner Liebe Bild zu streichen.

Wer ein ruhig Herz besitzet
Und ein Liebchen schön vor Vielen,
Hat das Glück zum Busenfreunde,
Hat den Segen zum Gespielen.

Wer sein Herz nicht schenkt dem Liebchen,
Kann ja gar die Welt nicht lieben:
Wer die Welt nicht liebt von Herzen,
Wo ist dem das Herz geblieben?

Platen.

Geist und Schönheit muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will. Göthe.

Räthsel.

Hast bei der Liebsten du dir
Das Ganze mit Plural erworben,
Weil du im Singular ihr
Lange das Ganze schon warst:
Nun, dann biete getrost
Mit „die" ihr wieder das Ganze,
Und ich verspreche es dir,
Du triffst das Ganze mit „das!"

Auflösung des Räthsels in № 63:
Maulschelle.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Samstag, 4. Juni 1870.

* Der Thurm im Meer.

Fern vom Port in Meereswogen
Steht das Felsenkerkerschloß;
Mit der Laute hergezogen,
Ruh'n am Strand zwei Gitanos *).

Schwarze Locken wallen nieder,
Doch der einst so munt're Sinn
Hat vergessen alle Lieder,
Träumt sich ins Vertiefte hin.

Keine Rettung auf den Mauern!
Unten grollt das wilde Meer!
Ringsum Häscherschaaren kauern
Und das Becken wird nicht leer!

Wollen Eure Rettung wagen,
Menschenfreiheit! Edles Gut!
Sprachen's, stürzen ohne Zagen, —
Kämpfen, sterben in der Fluth!

Karl Ruppert.

*) Spanische Zigeuner.

* Zwei Frauen und ein Mann
oder
der Liebesroman eines Satyrikers.
Novellette von Louise v. Diemar.

(Fortsetzung.)

Ueberlassen wir Alle ihrem lauten Triumphe; den armen Unterlegenen seinem stillen Schmerz und seinen Meditationen, und schreiten wir die schöne, teppichbelegte, lampenerhellte breite Treppenflucht hinauf zu dem ersten Stockwerk, woselbst sich die Empfangssäle der Mistreß Vanhomrigh befinden. Exotische Sträucher und Blumen in Menge hauchen berauschende Düfte aus.

Die Vorhalle gibt uns einen Begriff von den Reizen der innern Tempelhalle.

Wir treten ein, wir sind entzückt, geblendet!

Mistreß Vanhomrigh ist eine reiche Wittwe, sie besitzt, außer ihren Schätzen, nur einen Schatz, ihre Ellnior, und liebt diese schöne und begabte, wenn auch nach Art und Weise englischer Erbinnen exzentrische Tochter fast ebenso sehr, als ihren Reichthum, oder viel richtiger ausgedrückt, sie liebte eins so sehr wie das andere. Ohne Ellnior, was wäre da der Ueberfluß an schnödem Mammon, ohne dies schlechte Metall, ach, was wäre da Miß Ellnior gewesen!?

So dachte die würdige Matrone mit Recht und suchte den Glanz ihres Hauses durch diese beiden mächtigen Hebel, welche ihr die Gunst des Schicksals vereint verliehen hatte, nach Möglichkeit zu steigern und in Scene zu setzen.

Die schönen Damen der englischen Aristokratie, die Lords und Peers, auch die Vertreter der Geistesaristokratie hatten es diesmal nicht verschmäht, das Fest der Mistreß Vanhomrigh und ihrer Tochter durch ihre Gegenwart zu verherrlichen; man amüsirte sich in diesem Hause, wie nirgends sonst.

Das Gespenst eines geheimen Klugdünkens, welches überall auf den Gemüthern der Menschen zu liegen pflegt, dessen unheilbringende, freudestörende Gegenwart sich so häufig inmitten eines fröhlichen, glänzenden Festes, durch einen unvorhergesehenen, nicht zu nennenden Zufall zu offenbaren liebt, dies fehlte in diesem Hause durchaus.

Da gab es keine Schuld noch Schulden, keine Sorgen noch kleinliche Sorglichkeit; die boshaftesten Klatschzungen hatten sich über die Dame Vanhomrigh nichts zu berichten, als daß Miß Ellnior bei rothem Haar und einer Kleopatranase Anspruch auf Schönheit erhebe, daß sie das tollste, launenhafteste und merkwürdigste Geschöpf

sei, welches je geboren worden, sowie die Mama die richtige Affenmutter.

Verschiedene Gruppen von Damen und Herren saßen und lagen halb auf den Divans und Polstern, plaudernd und medisirend oder selbst bewundernd und lobpreisend.

Unterdessen drehte sich der Tanz in immer rascheren Windungen, die Jugend beeilte sich, dem heraندämmernden Morgen noch einige Augenblicke der Lust abzulisten.

Unerhörte Thatsache!

Die Plaudernden hatten sie längst durchgehechelt. Miß Ellnior fehlte, fehlte lange schon im Reigen der munteren Jugend.

„Ja, ja, wo war sie wohl hingerathen?"

„Miß Ellnior," flüsterte eine altjüngferliche, blaustrümpfelnde Lady ihrem Freunde, dem Dichter Dryden, zu, „wo ist Miß Ellnior, ich vermisse sie schon seit geraumer Zeit, ich könnte Ihnen die Zeit genau bestimmen, ich bemerkte es, als sie sich wegstahl, und Jedermann weiß, warum sie sich wegstahl, wer mit ihr sich zugleich entfernte."

„Was Sie sagen!" antwortete Dryden, „meine Liebe, Damen beobachten schärfer; freilich, wo hätte ich Zeit haben sollen, nach dem goldenen Vließe auszuschauen, was ich erstrebt, ein kühner Argonaute, das fand ich ja in Euch, Geliebte, Traute!"

Miß Alizia schlug entzückt den Fächer auf und zu; ja, wer weiß, sie machte vielleicht unterm Schutze dieses Instrumentes der Koketterie einen Versuch, den Freund zu küssen; der Hofpoet aber mußte sich dies Manöver im Interesse seiner geschminkten Wangen und des gewichsten Schnurrbartes verbitten.

Miß Katharina aber, eine ebenfalls für Dryden begeisterte Dame, gleichfalls in jenem interessanten Alter, wo die Reflexion und die Einsicht in die Vergänglichkeit alles Irdischen die Leidenschaftlichkeit der Jugend überwiegen sollte — das Gegentheil aber war der Fall — mischte sich in das ihr zu vertraut dünkende Gespräch der beiden:

„Das goldene Vließ!" rief sie, „nein, welch' köstliche Bemerkung, lieber Freund, und wie passend für Miß Ellnior. O, diese goldrothe Chevelüre, welche das kecke Mädchen offen zu zeigen wagt, während alle übrigen fashionablen Häupter, gleich dem Schnee der Firnen, im reinsten Weiß des Puders leuchten!"

„Ja," fiel Dryden ein, „solche Individuen wie diese Miß Vanhomrigh und gewisse andere Leute, von welchen ich allsogleich sprechen will, lieben das Unverhüllte, Nackte, sie nennen das: natürlich sein! Ich habe jedoch noch nicht bemerkt, daß Miß Ellnior, die in dieser einen Beziehung so offenkundig ihren Trotz gegen die Mode zeigt, das Mieder weniger dekolletirt trüge, als die fashionabelste Dame. Offenherzig und trotzköpfig! Voilà tout!"

Die Damen klappten ihre Fächer in rascherem Takte auf und zu, ihre Füße in den hohen Hackenschuhen pochten leise, wie von einem Freudefieber zitternd, auf den Boden; dabei schauten sie an sich selbst hernieder und dachten: „Welch einen Busen deckt uns doch das Mieder, so rein und fleckenlos nach vierzig Lenzen und immer voll moralischer Sentenzen!"

In einer Fensternische, umrauscht vom hochgelben Damastvorhang, saßen auf einem kleinen Sopha ebenfalls zwei Damen, denen Miß Ellniors Entfernung aus den Kreisen der fröhlichen Jugend aufgefallen war.

Die würdige Dame mit dem gutmüthigen, freundlichen Gesicht ist Mistreß Vanhomrigh, die Mutter, die andere eine vertraute Jugendfreundin, Mistreß Milbank.

Mistreß Milbank und Mistreß Vanhomrigh sind beide gleich sorglos, gutmüthig, reich und glücklich. Mistreß Milbank hat einen schönen Sohn, wie ihre Freundin eine reizende Tochter. Die Milbank beobachtete den Gesichtsausdruck der Vanhomrigh und als ein Seufzer der Brust der Freundin entsteigend, ihr den willkommenen Anlaß gab, sagte sie: „Wäre es nicht Zeit, meine Liebe, Miß Ellniors Capricen nun endlich durch einen Machtspruch Eurer mütterlichen Autorität zu durchkreuzen?"

„Mütterliche Autorität!" seufzte Mistreß Vanhomrigh. „Meine Ellnior gehorcht nur dem Machtspruch ihres Herzens und anerkennt keine Autorität als die ihres Freundes und Lehrers, Dean Swifts."

„Ihr hättet den Gefährlichen niemals die Schwelle Eures Hauses überschreiten lassen, ihm niemals die Seele Eurer Tochter anvertrauen sollen. Ja, so ein Mensch wie dieser, vor dem die Throne zittern, ist wie der Teufel; reicht ihm den Finger nur und er nimmt die ganze Hand."

Mistreß Vanhomrigh seufzte und bestätigte mit wehmüthigem Kopfnicken der Freundin Ausspruch.

Nach einer kleinen Pause fuhr die Milbank fort: „Mit welchem Rechte sich nun ein solcher Humorist Alles herausnehmen darf, das seh' ich nicht ein. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten für Jedermann, das ist mein Grundsatz."

„Ein schöner Grundsatz," bestätigte Ellniors Mutter, „nur leider vollständig unausführbar. Sitzen wir nicht hier behaglich im Schooße des Ueberflusses und an der Schwelle unseres Hauses verhungert der Bettler, so ist es auch in der Gedankenwelt; der Eine darbt mit leerem Gehirn und fühllos stumpfem Herzen, der Andere ein Crösus an Ideen ...."

„Ei, ei," fiel die Milbank ein, „Ihr schwärmt ja auch, wie ich höre, für diesen Jonathan ... nein, nein und dreimal nein, mir wird der Mann immer entsetzlicher, sein bloßer Anblick schon jagt mir die blasse Todesfurcht in die zitternden Glieder."

„Man muß sich nur in Respekt zu versetzen wissen," lächelte Ellniors Mutter, und ein feiner Zug um ihren noch jugendlich blühenden Mund zeigte, daß sie recht wohl fähig sei, einen Crösus an Ideen zu würdigen.

„Laßt es gut sein, Milbank," sagte sie, „gegen den können wir nichts ausrichten, die Königin selbst fürchtet sich vor ihm; wer etwas gegen ihn sagt, wird nur ausgelacht. Meine Ellnior darf über ihr Herz ebenso frei verfügen, wie über ihr Vermögen, ich habe nichts drein zu reden; Ihr wißt, daß Ellnior selbständig ist."

„Freilich, freilich," brauste die Milbank auf, „o schwache Mutter, Ihr werdet Eure Nachsicht mit den tollen Launen und Einfällen Eurer Tochter noch bitter zu bereuen haben!"

„Warum sollt' ich die schönen Jugendphantasieen meines Kindes stören?" sagte die Vanhomrigh mit einer kleinen Bosheit im Ton und Blick.

„Schön, herrlich, vortrefflich!" zürnte die Milbank, „ich muß meinen armen Harry trösten, ach, er liebt Ellnior, wüßtet Ihr nur, wie sehr!"

Mit diesen Worten eilte sie davon.

Mistreß Vanhomrigh erhob sich gleichfalls: „Weder den Harry noch den Jonathan," murmelte sie bei sich, „der Eine ist zu arm an Geist, der Andere zu arm an Geld."

Während sie die Säle durchschritt, um nach Ellnior zu suchen, vernahm sie aus dem Munde zweier Herren, die in der Nähe des Büffets mit einander plauderten, die Worte: „Die Dechanei von San Patrik," sagte Lord Bolingbroke zu Lord Oxford, „ist doch auch ein gar zu geringer Lohn für unsern Schützling, er hat uns geholfen stets und immerdar, ohne ihn wären wir nicht so schnell, nicht so sicher zum Ziele gelangt, das dürfen wir nie vergessen."

„Und wir vergessen es niemals," erwiederte Lord Oxford. „Aber möge sich Dean Swift nun selber helfen, ihm winken die goldenen Aepfel der Hesperiden, warum will er sie denn nicht brechen?"

„Laßt uns wetten," rief Bolingbroke, „er macht einen dummen Streich und schlägt sie aus, um ein Haideblümchen zu pflücken."

„Wohlan," sagte Oxford und ließ sein Glas mit feurigem Burgunder an das Champagnerkelchglas Bolingbroke's klingen; „auf den dummen Streich unseres geistreichen Verbündeten!"

„Und unsere Wette!" sagte Bolingbroke.

„Ich wette, er ist klug!" sagte Oxford.

„Ich wette, daß er einen dummen Streich macht," erwiederte Bolingbroke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Bigamie.) Karl Nowotny, Comptoirist bei der Firma Beschorner und Comp. in Wien, heirathete im Jahre 1861, trennte sich jedoch bald von seiner Gattin und unterhielt zunächst ein Liebesverhältniß mit einem Mädchen, welchem er Mutterfreuden bescheerte und als die Frucht dieser Liebe vom Tode weggerafft wurde, gab er diese Liaison auf, um ein desto ernsteres Verhältniß einzugehen. Er machte die Bekanntschaft des Fräulein Marie Rupert, Tochter einer Beamtens-Wittwe, der er verheimlichte, daß er verheirathet sei und der er einen ernsten Heirathsantrag machte. Das Mädchen faßte Neigung zu Nowotny und die Mutter des Mädchens gab den Wünschen der Tochter nach und stattete den Schwiegersohn mit 2000 fl. aus, damit er nach Ungarn reise und sich dort eine Stellung gründe.

Nowotny reiste nach Ungarn, und wiewohl er dort keine Anstellung erhalten hatte, heirathete er dennoch Marie Rupert und verblieb hier in Wien bei der Schwiegermutter. Eines Tages wurde Nowotny wegen Betrugs in Untersuchung und Haft genommen; er hatte sich von dem Verdachte des Betrugs gereinigt, doch erfuhr man mittlerweile in Folge der eingeleiteten Erhebungen, daß er, ungeachtet seine erste Gattin noch am Leben sei, zum zweitenmale geheirathet habe, und er wurde wegen Verbrechens der Bigamie in Anklagestand versetzt. Bei der jüngst abgeführten Schlußverhandlung gab der Angeklagte an, er habe sich von seiner ersten Gattin für immer losgesagt, und die Liebe, die er zu seiner jetzigen Gattin gefaßt hatte, habe ihn bewogen, sie zu ehelichen, ungeachtet die erste Frau noch am Leben

ist. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten wegen Verbrechens der Bigamie zu drei Monaten Kerkers und wurde die mit Marie Rupert eingegangene Ehe ungiltig erklärt. Die arme zweite Gattin wird von diesem Urtheile um so härter getroffen werden, als sie nächstens Mutterfreuden zu erwarten hat.

(Trauerfeuerwerk.) Eine epochemachende Erfindung im Gebiete der Pyrotechnik machte der renommirte Lustfeuerwerker Wagner in Leipzig. Es sind dies die sogenannten Trauerfeuerwerke, vorzüglich für Trauerfeierlichkeiten bei Tag verwendbar. Herr Wagner erfand nämlich eine chemische Zusammensetzung von Kali, Baryt und einem bisher noch geheimgehaltenen Stoff, welche entzündet einen dicken, schwarzen, sich aber schnell verflüchtigenden Rauch entwickelt, und durch Pulververseßung empor getrieben, dieselben Erscheinungen in kompaktem Schwarz bei Tag hervorbringt, wie der Feuerstrahl bei Nacht. In Folge verschiedener Kombinationen sind bereits Raketen, Turbinen, Sprühräder (analog den Sonnen- und Feuerrädern) ꝛc. in Wagners Laboratorium zu haben, in denen auch farbige Sterne nicht fehlen, welche auf dem tiefschwarzen Hintergrunde des Rauches sich recht gut ausnehmen. Beim Abbrennen großer zusammengesetzter Stücke, oder großer Feuerwerksgruppen soll der Eindruck ein düstererhabener, der durch seine Ungewöhnlichkeit imponirt, fein und ganz dem Charakter einer Trauerfeierlichkeit entsprechen, während Stücke, einzeln oder nacheinander abgebrannt, zwar gefallen, aber im Effekt ungemein einbüßen, weil bei Tag, wo so viele Gegenstände die Aufmerksamkeit ablenken und das Auge nebenbei beschäftigen, in diesem Genre nur Masseneffekte, aber dann um so großartiger durchgreifen. Durch ein Leipziger technisches Fachblatt auf diese eigenthümliche Erfindung aufmerksam gemacht, machte der Prager Pyrotechniker Herr J. Huber dieser Tage mit einigen Körpern aus Wagner's Laboratorium den Versuch in Gegenwart mehrerer Sachkundigen, welcher über Erwarten befriedigte, wobei insbesondere Raketen von größerem Kaliber mit der hoch in der Luft zerstiebenden schwarzen Schwärmerquaste ansprachen.

(Der Herr Josef.) Josef Nemeth, Hausmeister im Gebäude der ungarischen Landes-Dampfschifffahrt-Gesellschaft in Pesth, ist eine Spezialität, ein Unicum in Pesth. Herr Josef — wie er allgemein genannt wird — ist ein vorzüglicher Taucher, in seiner Kunst ebenbürtig dem gewandtesten Perlentaucher, und seine Kunst war lohnend, denn er besitzt ein Vermögen von 12,000 fl. Fällt irgend Etwas in die Donau, so ist es Herr Josef, welcher den Gegenstand vom Donaugrunde holt. Sein Ruf reicht weit und breit an den Geländen des Donaustromes. Als vor einigen Tagen einem hier wohnhaften persischen Kaufmanne die Brieftasche mit einigen hundert Gulden in die Donau fiel, wurde die Kunst des Herrn Josef in Anspruch genommen. Er tauchte auf den Grund der Donau und richtig, die Brieftasche des Persers kam ans Tageslicht; allein Herr Josef will darin, trotz der Zusage eines angemessenen Finder- respektive Taucherlohnes, nicht mehr als 1 fl. und etliche Kreuzer gefunden haben; die Banknoten haben wahrscheinlich — die Fische gefressen. Das Strafgericht ist indeß nicht so leichtgläubig, hält die Ausrede des Herrn Josef für „faule Fische" und ließ Herrn Josef in Haft nehmen. Immerhin ist die Schuld Nemeth's noch nicht erwiesen.

* Lebensphilosophie.

O selig, wem von Uebeginn
Im Schicksalsbuch geschrieben ist,
Daß er bestimmt zu leichtem Sinn,
Zum Trinken und zum Lieben ist!

Der Zorn des Bangen stört ihn nicht,
Moscheenduft bethört ihn nicht,
Ob er allein — beim Becher Wein,
Ob er beim Lieb geblieben ist.

Räthsel.

Lies mich von vorne, so bin ich ein Ziel der Verehrung der Heiden,
Bin, was aus innerstem Drang jeder noch innig verehrt.
Lies mich von hinten, so bin ich der Ort, wo erstürmend die Brücke,
Bonapart' hatt' ein Gefecht, das er gestempelt zur Schlacht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 64:
Rechte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Donnerstag, 9. Juni 1870.

Zwei Frauen und ein Mann

oder

der Liebesroman eines Satyrikers.

Novellette von Louise v. Diemar.

(Fortsetzung.)

Im Boudoir Miß Ellniors sah es aus, wie in dem rosenrothen Innern einer Muschel.

So duftig, zart, gefärbt, so hellglänzend waren Polster, Fenstervorhänge und Draperieen an den Wänden. Eine milchweiße Ampel goß ein keusches Dämmerlicht auf all' diese Pracht und auf zwei Gestalten in der Nähe des Kamins, die sich da auf ihrem Polstersitze als ergänzende Kontraste recht gut ausnahmen. Es sind die Vermißten, Ellnior und Swift.

Miß Vanhomrigh ist eine üppige, pikante Blondine, ein weiblicher Mortimer, keck, schwärmerisch und ungestüm.

Man hätte sie Fiametta, Flamme nennen sollen, wie jene Italienerin, die ihres Landes besten prosaischen Dichter zu einem hundert Märchen enthaltenden unsterblichen Novellencyclus begeisterte.

Schon das lebhaft gefärbte Haar mit seinen rothen Reflexen würde dieser Bezeichnung keineswegs widersprochen haben, noch weniger das tiefdunkle, brennende Auge, in diesem Augenblicke freilich durch Liebesschmachten feuchtverklärte Auge.

Sie hatte zugleich auch etwas Flüssiges, Glänzendes, Nixenhaftes; ein Salamander, ein Wesen, das in der Flamme lebt, wäre ebenfalls ein treffendes Bild für ihre Persönlichkeit gewesen.

Der Mann an ihrer Seite, Jonathan Swift, hatte zu jener Zeit die Sonnenhöhe des Lebens bereits überschritten, er befand sich im reiferen Mannesalter, die Kämpfe seiner harten, freudlosen Jugend lagen hinter ihm, sein Ruhm, sein Einfluß waren dauernd begründet. Bei seinem Anblick begriff man wohl, daß manche Rosenknospe zarter Frauengunst in jene Lorbeerkrone gewunden sei, die diese Denkerstirne bekränzte.

Um seine vollen Lippen spielte ein Zug der Befriedigung, in seinen Augen glänzte ein träumerisches Freudenlicht.

Auch ein Satyriker kann sentimental werden, wie ja auch ein sentimentaler Schwärmer zuweilen satyrisch wird, wenn seine zarte Empfindung verletzt ist. Indessen diese Stimmung hatte bei dem geistesstarken und willenskräftigen Manne bereits vernünftiger Rücksichtnahme auf Ort und Zeit weichen müssen.

„Willst Du schon gehen, der Tag ist ja noch fern?" fragte schüchtern Miß Ellnior und hob ihr erglühendes Köpfchen von der Schulter des Freundes, an die sich das Mädchen vertrauensvoll gelehnt hatte, empor.

Swift strich ihr sanft die entfesselte Lockenfülle, die über seine Brust herabquoll, zurück und küßte die Lippen, die sich den seinen nur allzu willig entgegen neigten. Die volle Gewalt der Leidenschaft lag in der stummen, heißen, brünstigen Umarmung.

„Leb' wohl, leb' wohl, leb' ewig wohl, Ellnior, diese Stunde, sie darf sich nie wiederholen. Ideal und Wirklichkeit sind zwei unvereinbare Begriffe, sie müssen immerdar getrennt bleiben. Der schwache Sterbliche darf nicht glücklich sein wollen wie der Gott. Mein Gedicht „Cadenus und Vanessa" enthält meine Ansicht über Liebe; die höchste, reinste, echteste Liebe darf niemals ihr Ideal besitzen wollen, Leben und Poesie, ich wiederhole es, sind selten vereinbar."

„Ha, falscher, kalter, grausamer Mann!" rief Miß Ellnior, „Du weißt, ich durchschaue Deine Sophistik; mit einer Truglehre, die Du selbst nicht glaubst, willst Du einen teuflischen Verrath bemänteln, den Verrath an Dir selbst, an mir

und unserer Liebe, an unsern Seelen, die für einander erschaffen sind!"

„Diese vermeintliche Wahlverwandtschaft liegt gar häufig nur im Blute, Miß Ellnior," sagte Swift.

„Einerlei, worin sie liegt, wenn sie nur da ist," rief Ellnior, „ich lasse Dich nicht!"

Mit diesen Worten nahm sie seinen Arm, um zur Gesellschaft zurückzukehren.

Doch als Beide die Schwelle überschreiten wollten, schob eine Hand von außen die Portiere auseinander und die Mutter stand vor ihnen.

Ihr Blick suchte in den Mienen Beider zu lesen, doch sie konnte nicht sogleich über die Situation ins Reine kommen. Sie blickte ihre Tochter an, die ihr in diesem Momente schöner als je vorkam: „Liebste Ellnior," sagte die Mutter sanft, „unsere Gäste sind ungehalten und neidisch, daß Du Alle über Einen vergissest."

„Dieser Eine," erwiederte Miß Ellnior, „ist mir das Universum. Alles, Alles für diesen Einen!" Ihre Worte hatten einen solchen Nachdruck der Leidenschaft, ihr Blick, ihr Ton waren so ernst, so feierlich, daß das Herz der Mutter sorgenvoll erbebte, ihr war, als hätte ein furchtbares Schicksal ihre nur für das Glück, nur für den Genuß, nur für die Freude des Daseins erschaffene Tochter zu einer Heldin der Tragödie gestempelt.

„Ich mag dies Pathos nicht, Ellnior," sagte sie, ohne ihr tiefes Mißbehagen zu verbergen.

Der liebende Mann aber sank zu des Mädchens Füßen: „Holde Paradiesesblume, Eva!" rief Jonathan Swift, unbekümmert um die Gegenwart der Mutter, aus, „ja, ich liebe Dich aus tiefstem Grunde des Herzens! Aber bei allen Sorgen und Qualen meiner Jugend, bei der Gewalt meines Geistes, die mich, den Paria der Armuth, auf diesen Gipfel des Daseins emporhob, wo die Götterblumen Ruhm und Liebe blühen, ich entsage dem Glück, Dich besitzen zu wollen; ich muß Verzicht leisten; bei meiner Mannesehre sei es geschworen! Leb' wohl, leb' wohl, Ellnior, als Vanessa soll Dein Bild durch ferne Zeiten dauern!"

Thränen fielen aus seinen Augen auf Miß Ellniors Hand, bittere, glühende, qualerpreßte Thränen.

Beide Frauen blieben allein. Die Mutter sah mit tiefem Schmerz auf ihre Ellnior. Das Mädchen wurde nicht ohnmächtig, die Natur verweigerte jenen wohlthätigen Balsam des Vergessens. Ellnior stand in sich selbst versunken da, das Lächeln einer Ophelia irrte um ihre blassen Lippen: „Wenn die Sonne aufgeht, erbleichen die Sterne!" murmelte sie halblaut.

„Meine Tochter, meine Tochter!" rief die Mutter fragend und besorgt.

Miß Ellnior strich mit der Hand über die Stirne und sah ihrer Mutter hell und heiter in die Augen: „Laß uns zu unsern Gästen zurückkehren: Ich werde siegen; wenn die Sonne aufgeht, erbleichen die Sterne!"

* * *

Zur frühen Morgenstunde des Tages, welcher diesem Feste in London folgte, klopfte der Postbote an das Gartenthor des kleinen Pfarrhauses zu Larracor in Irland. Der Pförtner öffnete die Hausthüre und siehe da, heute wie immer, versammelte sich das kleine Dienstpersonal, glotzte den Mann, der Briefe aus London brachte, neugierig an. Wohl hätte der gute Briefträger auch einmal das Recht gehabt, aus tiefer Seele über die seltsame Thatsache zu erstaunen, daß diese Leute sich immer wieder von Neuem verwundern konnten, da die Briefsendungen Jonathan Swifts aus London nach Larracor doch so alltäglich waren, wie das Licht der Sonne. In Dublin, wohin er, Jonathan Swift, wie der Postbote wußte, seine Briefe an Esther Johnson sandte, wenn er selbst in Larracor verweilte, hatte man gewiß längst aufgehört, sich zu verwundern.

Die Erscheinung der Mistreß Dingley (der Schaffnerin des Hauses, der Gesellschafterin des seltsamen Fräuleins, welches in Abwesenheit des Pfarrherrn dies Haus bewohnen, und während seiner Anwesenheit daselbst in Dublin verweilte, und hierher nur zum Besuche kommen durfte), machte diesen Meditationen sofort ein Ende.

Sie nahm die an „Esther Johnson" adressirten Briefe in Empfang und schickte den Boten in die Küche, woselbst ein Frühstück für ihn bereit stand.

Mistreß Dingley pochte an die Thüre von Esthers Schlafgemach. Eine sanfte Frauenstimme rief von innen: „Nur immer herein, meine Liebe, Gute!"

Die alte Dame beeilte sich, dieser Bitte Folge zu leisten, sie trug die Briefe und Zeitungen aus London auf einer Platte.

Esther Johnson lag noch in ihrem von lichtweißen, wolkigen Mousselinvorhängen umgebenen Bette, sie richtete sich auf, als die Gesellschafterin mütterlich, zärtlich sich nahte und einen Kuß als Morgengruß auf Esthers schöne Stirne drückte.

Esther mochte einst schön gewesen sein, jetzt sah sie meistens recht alt aus.

In diesem Momente aber, wo die hageren Wangen von sanftem Roth überhaucht sind, ein zärtliches Licht in den mandelförmigen Augen aufflammt, jenen echten hellbraunen Taubenaugen, wo der weite Aermel des spitzenverzierten Nachtkleides den feinen runden Arm und die wachsbleiche, durchsichtige Hand, auf der grünseidenen Bettdecke ruhend, sehen läßt, in diesem Moment erschien sie, ihrer mütterlichen Freundin wenigstens, in hohem Grade reizend: „Du hast gut geschlafen, meine Esther," sagte die alte Dame.

„Gut geschlafen und schön geträumt," erwiederte Esther.

„O geh' doch," schmollte Mistreß Dingley, „Du gutes Ding wirst nicht klug mit den Jahren, wie Du solltest. Von dem Manne, der mich zur Fabel des Landes gemacht, der von mir mit seltsamer Arroganz alle Opfer, die Liebe bringen kann, angenommen hätte, ohne mir je nur eine ihrer Freuden zu gewähren, von dem könnt' ich nur träumen, daß ich ihm die Augen auskratzen möchte."

„Du verkennst ihn," entgegnete Esther streng und unzufrieden, „er hat nie ein Opfer von mir verlangt, das ich ihm nicht freiwillig gebracht habe. Du weißt, wie hoch ihm meine Ehre gilt und welche Rücksicht er auf meinen Ruf nimmt; spricht er mich je allein, ja, sind nicht die Briefe, welche er mir schickt, immer zugleich auch an Dich gerichtet?"

„Das sind Alfinzereien," rief die alte Dame aus, „die ich erst recht verdamme. Magst Du immerhin nur seine Freundin sein, öffentlich vor aller Welt gilst Du als seine Geliebte; und dies ist kein Loos für Miß Esther Johnson, die Nichte Sir Temples. Wenn Ahasverus, der ewige Bräutigam, sich naht, dann mach' ich ihm den Standpunkt klar, dessen sei Du versichert, und ich will dem hochnäsigen Herrn 'mal aussprechen, was er Dir schuldig ist, der Nichte Sir Temples, seines Gönners, dem er so viel verdankt."

„Wir haben Zeit bis Weihnachten," erwiederte Esther, „da kannst Du Dir Deine Worte wohl überlegen, Du weißt, daß Jonathan leicht aufbraust."

Mistreß Dingley unterdrückte einen derben Fluch, den ihr empörtes Gefühl auf die Lippen trieb, und entfernte sich. „Opferlamm!" murmelte sie im Hinausgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Wildromantisches.) Eine grauenhafte Geschichte erzählen englische Blätter aus Chile, dem Lande, in dessen gesegnete Fluren neuerdings Auswanderer-Kontrahenten unsere Landsleute zu locken sich bemühen, um gegen freie Ueberfahrt als Grenzschutzmauer oder richtiger als verlorene Posten gegen die Indianerstämme Araucaniens zu dienen. Don Gomez y Lagoberan, ein mächtiger Räuberhauptmann, hat in seinen Schlupfwinkeln der Sierra Profunda lange Zeit den chilenischen Autoritäten zu trotzen gewußt; kürzlich aber gelang es einer militärischen Expedition, den Banditen von seinen Genossen abzuschneiden und ihn in einer Höhle zu blokiren. Verschiedene Sturmversuche mißglückten, da der Räuber, ein Mann von riesiger Stärke, den schmalen Felspfad mittels herabgeschleuderter Steinmassen erfolgreich vertheidigte. Man beschloß, ihn auszuhungern. Nach einiger Zeit wagte man wieder einen Sturm, und es gelang, den Verbrecher gefangen zu nehmen. Zu ihrem Entsetzen fanden die Soldaten in der Höhle eine sterbende Frau, die Lagoberan entführt und zu seiner Maitresse gemacht hatte, nachdem ihr Gatte von ihm beraubt und ermordet worden war. Der Bandit, von Hunger getrieben, hatte seinem Opfer eine Brust abgeschnitten, um sie sich zur scheußlichen Mahlzeit zu bereiten. Der Unglücklichen ward jede mögliche Pflege zu Theil, sie hauchte indessen nach wenigen qualvollen Stunden ihren letzten Seufzer aus. Lagoberan ward nach der Stadt Jaika, südlich von Santiago gebracht, und sollte dort hingerichtet werden. Der Tag der Exekution brach an, die Garotte, die Erdrosselungsmaschine, welche die früheren spanischen Kolonien aus dem Mutterlande erhalten und beibehalten haben, stand bereit. Der Henker war im Begriff, Lagoberan zu entkleiden, als dieser eine Pfeife an die Lippe brachte und ein schrillendes Signal gab. Sofort stürzten sich einige sechzig Männer, die das Schaffot umringten, auf die überraschten Gendarmen; Dolche blitzten, Revolver knallten und nach wenigen Momenten war die schwache Militärmacht in die Flucht geschlagen. Eine große Anzahl Soldaten blieb todt auf dem Platze, während die Gefährten des Räuberhauptmannes fast keinen Verlust hatten. Pferde standen bereit, die Banditen machten sich noch schnell das Vergnügen, den Henker zu ergreifen und ihn auf der Garotte zu erdrosseln, und schwangen sich dann in den Sattel, indem sie noch eine Anzahl Frauen und Mädchen aus

der mit Geschrei sich flüchtenden Volksmenge herausgriffen, sie auf den Sattelknopf zogen und mit ihrer Beute davonsprengten. Nach wenigen Minuten war der ganze Haufe in die Berge entwichen, wo Don Gomez y Lagoberan sein blutiges Handwerk jetzt ungestört forttreibt.

(Siebenfacher Mord.) In dem Dorfe Denham, etwa zwei Meilen von Uxbridge, ist vor Kurzem ein siebenfacher Mord begangen worden, der lebhaft an die Pautin Affaire erinnert. In einer Cottage dieses Dorfes lebte ein Maschinist, Namens Marshall mit seiner Frau, drei Kindern, seiner Mutter und seiner unverheiratheten Schwester. Letztere wollte am Dienstag ihre Hochzeit feiern. Als nun die Schneiderin am Morgen dieses Tages mit dem bestellten Hochzeitskleide an die Marshall'sche Wohnung kam und auf wiederholtes Klopfen keinen Einlaß fand, wurde die Thür von den Nachbarn erbrochen und die ganze Familie ermordet gefunden. In einem Zimmer fand man die Frau und deren Schwägerin, im zweiten die Mutter und die drei Kinder und endlich im Stall den Familienvater, sämmtlich mit zerschmettertem Schädel, und besonders den letzteren entsetzlich verstümmelt. Es ist der Polizei bereits gelungen, den Mörder zu verhaften, der ein unter dem Namen „Jack" bekanntes, vielfach bestraftes Individuum ist. Er selbst wollte Anfangs seinen Namen nicht sagen, nannte sich jedoch später John Jenkins. Die der Leiche des Marshall abgenommenen Kleider, sowie die entwendete Uhr wurden seine Verräther, obgleich er Beides von zwei unbekannten Männern gekauft haben will. Außerdem wurde der Schlüssel zu Marshalls Hause in dem Logis gefunden, in welchem die Verhaftung des Angeklagten stattfand. Unter zahlreicher Betheiligung sind die sieben Opfer in Uxbridge bestattet worden, nachdem die Kosten des Begräbnisses durch eine Sammlung unter dem Handwerkerstand von Uxbridge beschaffen worden waren.

(Raspails Humanitätsantrag.) In einer Sitzung des französischen Gesetzgebenden Körpers gab Raspail einen aus vierzehn Artikeln bestehenden Gesetzentwurf, dahin lautend, daß in jeder Gemeinde eine Präventiv- und in jedem Konton eine Sühnungs- und Rehabilitations-Jury durch Wahl ernannt werde, die erstere, um jedem Fehltritt mit allen durch die Moral und die Humanität ihr zur Verfügung gestellten Mitteln zuvorzukommen, die zweite, um die Gesellschaft gegen Jeden, der die Gesetze übertreten möchte, zu schützen. Es soll unterschieden werden zwischen den Uebelthätern, welche in aller Freiheit in der Gemeinde weiterarbeiten und so ihr Vergehen sühnen können, und Jenen, deren Gegenwart eine Gefahr für die Gesellschaft oder für sie selbst darstellen würde; diese letztere Klasse zerfiele wieder in Personen mit heilbaren und mit unheilbaren Instinkten. (Heiterkeit.) Die ersteren sollen nach einer gesunden anzubauenden und ertragsfähigen Insel gebracht werden, um dort unter einer väterlichen Aufsicht an ihrer Rehabilitation zu arbeiten; die Unheilbaren sollen jedes Verkehrs mit ihren Mitbürgern beraubt, im übrigen aber, und zwar unter Mitwirkung ihrer Familie, mit aller Menschenfreundlichkeit behandelt werden. Das Ziel müsse auch hier die Rehabilitation sein. Alle Strafen, welche mit einem moralischen oder physischen Leiden verbunden sind, in erster Reihe natürlich die Todesstrafe, sollen abgeschafft, das Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung demnach aufgehoben werden u. s. w. Präsident Marquis de Talhouët erklärte mit größter Gelassenheit, daß dieser Entwurf gedruckt, vertheilt und an die Kommission verwiesen werden soll.

(Wirklicher Werth.) Lady Wallace schickte mit einem sehr höflichen Komplimente dem Hrn. Harris vom Koventgardentheater ihre Komödie zu, und bot sie ihm für nichts an. H. bemerkte, sie kenne ihren Werth vollkommen.

* (Im einjährigen Freiwilligen-Examen.) Lehrer: Zinkhöfer, nennen Sie mir die Flüsse in Afrika. — Zinkhöfer: Lassen Sie mich hinaus, meine Herrn, ich will drei Jahre dienen.

* Lebensphilosophie.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach, so Vieles entstellt.

Göthe.

Auflösung des Räthsels in № 65:
Idol — Lodi.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Samstag, 11. Juni 1870.

* Zwei Frauen und ein Mann
oder
der Liebesroman eines Satyrikers.
Novellette von Louise v. Diemar.

(Fortsetzung.)

Das Opferlamm richtete sich höher in seinem Bette auf und las jetzt erst den Brief des fernen Freundes:

„Holde Stella!

Um die Weihnachtszeit bin ich bei Euch, das glaube fest. Möchte Gott Dir die Kraft verleihen, mein unstät schweifendes, launenhaftes, flatterhaftes Herz zu beruhigen und zu trösten. Ein Weib, meine Esther, brachte mich um die Ruhe meiner Nächte, um den Fleiß meiner Tage. Die schöne Rose, die sich liebeglühend, glückverlangend, Seligkeit verheißend mir an die Brust warf, ich durfte sie nicht in mein Schicksal flechten. Die Ehre gebietet mir, Dich, Du Treue, für langes Harren und Hoffen endlich zu entschädigen. Stella nannt' ich Dich, meine liebe Freundin, ich glaubte Dich zu lieben, ehe ich die Sonne gesehen hatte, die bestimmt wäre, mein ganzes Leben paradiesisch zu durchstrahlen, wenn es mein hartes Schicksal mir vergönnen wollte. Fortan wird es Nacht sein in meinem Leben, ewige Nacht; nur von einem einzigen bleichen Sternlein erhellte Finsterniß. Vergib mir diese rückhaltlose Offenbarung meiner Gefühle, ich bin es gewöhnt, Dir mein Herz zu zeigen, wie es ist. Jonathan."

Ein vielsagendes Lächeln umspielte Esthers Mund, als sie den merkwürdigen Brief bis zu Ende gelesen hatte, es lag darin Ironie und Befriedigung. „Wenn ein Mann einem Weibe die volle Wahrheit sagt, dann muß er dies Weib vor allen Frauen der Erde am höchsten achten, das genügt mir, mein Jonathan, dieser Appell an meine Großmuth war vergebens, ich entsage Dir nicht." Mit diesen Worten drehte sich Esther auf die Seite und verfiel in den süßen Morgenschlaf, worin die Träume am farbenreichsten sind.

Sie erntete darin alle die Ehre von der Welt, das volle Lebensglück, dessen sie für das Opfer, welches sie dem Manne ihrer Liebe gebracht hatte, würdig war. Der vollständige Sieg über die durch Natur und Schicksal bevorzugte Rivalin, welchen sie im Traume zu feiern glaubte, färbte ihre Wangen mit tieferem Incarnat und ihre Lippen öffneten sich halb lächelnd wie in bräutlicher Sehnsucht.

II. Kap.
Stella und Vanessa.

Motto: Leidenschaft flammt und fliegt,
Klugheit am Ende siegt.

Ein milder, dunkler Dezembertag neigte sich seinem Ende zu. Die Dämmerung wurde zur absoluten Finsterniß, denn das Licht der Sonne hatte sich selbst um die Mittagsstunde nicht blicken lassen und der Tag war nur Dämmerung gewesen.

Jonathan Swift hatte die Dechanei San Patrik bezogen.

Die Lampe glänzte im holzgetäfelten Speisesaal und das weite, hohe Kamin zeigte eine mächtige, trauliche Flamme. Ein gar behaglicher Anblick, und die Fenster dieses im Innern so freundlich erscheinenden Raumes glänzten auch lieblich und gastlich in die Ferne.

Das große freistehende Gebäude war schon von Weitem erkennbar, und die Postkutsche, die schwerfällig einherrollte, schien sich die stattliche Dechanei zum Ziele ihrer Reise erwählt zu haben.

Wenn er es noch erreichte. Eine kleine Wegrecke mußte bis zum erwähnten Reiseziel noch

zurückgelegt werden — da erlitt der Wagen einen gewaltigen Stoß, eine weibliche Stimme tönte im Angstschrei aus dem Innern der Kulsche und der Wagenlenker fluchte. Um ein Haar wäre das ganze Gefährt in den Hohlweg links hinabgestürzt; doch die eingelernten Gäule waren klüger als ihr halbberauschter Chef, und wußten zu rechter Zeit zurückzuweichen, ehe noch Wink und Peitschenhieb des weisen Rosselenkers, Harry Thomson, sie vor dem sichern Verderben erretten konnte.

Der Wagen Jonathan Swifts, den er seiner Freundin Esther entgegen geschickt hatte, war nämlich in Konflikt mit einer eleganten Reisekalesche gekommen, die, im gerechten Stolz auf ihren leichteren Bau und das feurige Viergespann, welches sie fortzog, das schwerfällige alte Ungethüm überholen wollte. Der Zusammenstoß freilich war nicht beabsichtigt. Die Wagenlenker begrüßten und entschuldigten sich.

Am Wagenfenster rechts und links erblickte man, flüchtigen Schatten gleich, zwei weibliche Gestalten, die sich umsahen, ob kein Unglück geschehen sei.

Esther Johnson erkannte die dicht verschleierte Fremde in der Kalesche nicht, allein eine bange Ahnung erfüllte sie; doch sie war heute so fröhlich und beschloß, sich alle unnütze Sorge aus dem Sinn zu schlagen, um ihrem Jonathan jenes harmlos freundliche Antlitz und Wesen zu zeigen, welches die Männer so sehr lieben und immerdar verlangen.

Sie lehnte sich behaglich in die Polster zurück.

„Woher und wohin?" fragten sich die beiden Rosselenker.

„Aus Dublin nach der Dechanei San Patrik," war die Antwort Beider.

„Da haben wir Euen Weg," meinte Harry Thomson.

„Jawohl," erwiederte der Andere, der gepudert und goldbetreßt war, wie es der Diener eines reichen Hauses sein muß und die Zügel seiner schönen Rosse in wohlgeübter, leichter Hand hielt: „Fahrt mir nach, holt mich ein!"

Damit trieb er seine Pferde an, so rasch diese nur laufen mochten. Und auf jenseitigem Pfade war das leichte Gefährt gar bald dem Auge der Nachblickenden entschwunden.

* * *

Dean Swift saß unterdessen am Kamin, im Speisesaal der Dechanei. Mistreß Dingley ging ab und zu und bereitete das Nachtmahl. Während sie auf- und abging, wie ihre Zurüstungen dies nöthig machten, bald diesen, bald jenen Wandschrank auf- und wieder zuschloß, bald hinaus auf den Flur und in die Küche eilte, bald ungeduldig durch's Fenster nach der Kalesche schaute, welche Esther Johnson zu Besuch aus Dublin bringen sollte, saß der Dichter, in liebliche Träume verloren, an der gemüthlichen Stätte.

Jener Winkel am Kamin ist vorzugsweise zum Plaudern geeignet. Auch der Einsame, der sich mit seinen alten Erinnerungen und neuen Einfällen zu unterhalten liebt, schaut gern in das reizvolle Spiel aufglimmender und verlöschender Funken, zingelnder Flammen hinein.

Jonathan Swift befand sich in behaglichster Stimmung. Das Mienenspiel seines bedeutenden Antlitzes war äußerst belebt, das Lächeln der Freude lag auf seinen Lippen ausgegossen, die Augen strahlten in seltener Verklärung und die edle, mächtige Stirne erschien so glatt, so heiter, daß selbst Mistreß Dingley sich einer gewissen Sympathie für den „Quälgeist ihrer Esther" nicht erwehren konnte:

„Denkt Ihr an Eure Freundin, Sir?" fragte sie, indem sie die Hand zärtlich auf die Schulter des Träumenden legte.

Jonathan Swift, aus seinem Gedankengange aufgeschreckt, starrte die Fragende mit einem Blick voll Staunen an und erröthete.

„Nein, nein, Mistreß Dingley," sagte er nach einigen Sekunden der Ueberlegung, „ich dachte nicht an Esther, ich dachte an London!"

Mistreß Dingley brummte einige unverständliche Verwünschungen. Der Dichter, aus dem Zauberkreise seiner Träume in die unerquickliche Wirklichkeit vollständig zurückversetzt, suchte die Aufgeregte zu beschwichtigen:

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein; wenn Esther kommt, ich biete ihr heute Abend noch Herz und Hand an."

„Wenn sie dächte wie ich," zürnte Mistreß Dingley, „sie schlüge Eure Hand aus, denn Euer Herz — Ihr habt kein Herz .... Warum zogt Ihr das arme Ding so lang am Narrenseil herum? Vor fünfzehn Jahren, als Esther Euch nach Sir Temples Tod folgte, da wäre es Zeit gewesen, jetzt ist's zu spät!"

„O damals bin ich ja noch nicht einmal Doktor gewesen!" rief Swift, indem er laut auflachte. „So gewiß ich, den Verhältnissen Rechnung tragend, in Oxford doch endlich trotz allen Sträubens die Prüfung bestehen, den Doktorhut acceptiren mußte, so sicher schlüpfen Esther und ich ehemächstens in jene Zwangsjacke der Glückseligkeit — doch in unserer Wirthschaft wird

Digitized by Google

nichts geändert. Dies ist meine Bedingung, es soll dies Zweikammersystem, wie ich es eingeführt habe, wesentlich ein Sorgen verhütendes, bewährtes Mittel für die ungetrübte Dauer des Friedens und Behagens in der Ehe sein."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Eine originelle Ehescheidungs-Geschichte) machte in jüngster Zeit in Krakau, namentlich unter der reicheren Judenschaft, viel von sich sprechen. Einer der ersten jüdischen Kaufleute daselbst, Vater von acht Kindern, von denen das älteste ein Mädchen von 14 Jahren, hatte nach sechzehnjähriger ungetrübter Ehe die unangenehme Ueberzeugung gewonnen, daß seine Frau ihm sehr ansehnliche Hörner aufgesetzt. Der Mann, der seine Einkäufe größtentheils selber besorgt, bringt oft Monate in Italien zu und so mag die Langeweile die Frau zu dem Liebesverhältnisse mit dem „Hauslehrer" getrieben haben. Es ist dies noch der plausibelste Entschuldigungsgrund für die Frau, da der Gatte, wie der Korrespondent schreibt, eine „sehr schöne, imposante Erscheinung", das Donjuanleben aber ein Knirps und der häßlichste Judenjunge sei, der noch je eine Brille auf seine Geiernase gesetzt. Also nur die Langeweile oder auch das Verhängniß kann es gewesen sein, welche das Herz der reichen Kaufmannsfrau ihrem Ehegatten abwendig machte und in Liebe für den Erzieher ihrer Kinder erglühen ließ. Der Herr Gatte erhielt erst sehr spät Kenntniß von dem Verhältnisse, das seit dem Jahre 1866 bestehen soll. Ein guter Freund ließ ihm die erste Meldung telegraphisch nach Mailand zukommen. Er eilt nach Hause und, o Schreck für den Verblendeten, der nicht den geringsten Verdacht gegen seine Frau gehegt, die zur Rede Gestellte macht gar kein Hehl aus ihrer Liebe zum Lehrer, die ohnehin für ganz Krakau kein Geheimniß mehr war. Der gekränkte Ehemann konnte die Ehrvergessene und ihren Geliebten nicht bei seinen Kindern lassen. Beide mußten „sofort" sein Haus verlassen. Die Scheidung sollte nachfolgen. Nun ist aber eine Scheidung nach jüdischem Eherechte eine gar wunderliche Prozedur und ist es bei den vielen schrullenhaften Bestimmungen desselben der nicht einwilligenden Partei ein Leichtes, die Ehescheidung auf die lange Bank hinauszuschieben, ja in vielen Fällen unmöglich zu machen. Auch in unserm Falle sollte sie, wenn möglich, unmöglich werden. Die Frau wollte einmal von einer Scheidung nichts wissen und wies alle Einladungen des Rabbiners und seines Gerichtshofes zurück, und nach einem halben Jahre vergeblichen Citirens gab das Rabbinats-Collegium den Versuch auf, die zu Scheidenden persönlich zu vernehmen. Es blieb nur noch die andere, vom jüdischen Ehegesetze vorgeschriebene Form übrig: Die Ueberreichung des „Scheidebriefes" durch einen vom Rabbinate Delegirten, und zwar in Gegenwart zweier, ebenfalls vom Rabbinate delegirter „ehrenwerther" Zeugen. Ja, wenn der Frau nur beizukommen gewesen wäre. Sie schloß ihre Wohnung hermetisch gegen alle Judenbärte und gewiß gegen drei auf einmal ab, und durch die Post oder durch einen Amtsdiener läßt sich ein „Scheidebrief" nicht besorgen. Und doch sollte die Widerspenstige ihre Meister finden. Am letzten Sonntag geschah das Unglaubliche. Madame war bei einem öffentlichen Garten-Concerte, Donjuanleben an ihrer Seite. Zwei modernisirte Juden, die statt der Ohrlocken die allerliebsten Schnurrbärte trugen, hatten wie zufällig an ihrer Seite Platz genommen. Es entspann sich ein Gespräch über dies und jenes, der Frau gefallen die beiden „gebildeten Herren", und sie hat gar nichts dagegen, daß ein dritter Freund, der ihr vorgestellt wird — die Krakauer Jüdinnen wissen, was sich gehört — die Gesellschaft ergänzt. Im Laufe der Unterhaltung spricht der Neuangekommene von seiner Verlegenheit, einen anonymen Brief, der ihm von Frauenhand zugekommen, beantworten zu müssen. Er zieht halb unbewußt den Brief aus der Brusttasche; die Scheidungsrenitente kann ihre Neugierde nicht unterdrücken, den Brief zu lesen; lachend bittet sie um denselben — und die Bescheerung ist fertig. Sie entfaltet das verhängnißvolle Papier und höhnisch grinst ihr in der korrektesten Quadratschrift der jüdische „Scheidebrief" entgegen. Doch zu spät, die Formalitäten sind alle erfüllt, die Zeugen und der Bote deklariren sich, es entsteht ein kleiner Tumult; Donjuanleben, auch ein kleiner Schriftgelehrter, schreit Verrath und Betrug, Madame fällt in Ohnmacht, aber Alles umsonst — sie ist und bleibt einmal geschieden.

(Unerhörtes.) Dieser Tage hatte man in Zürich, erzählt die „Freitagsztg.", etwas Neues zu sehen. Von einer gemeinschaftlichen botanischen Exkursion unter Leitung des Herrn Professors Dr. Heer heimkehrend, zog eine Reihe von Stu-

Digitized by Google

denten und Studentinnen durch die Straßen der Stadt. Ihrer 12 bis 14 junge und zum Theil hübsche Dämchen im Studentinnenkostüme mit Botanisirbüchsen und Pflanzenmappen voran, dann der Herr Professor und endlich in ehrerbietiger Entfernung von den Kommilitoninnen die Herren Studenten. So zog man, berichtet das genannte Blatt, über die obere Brücke; beim Helmhause trennte man sich und jeder ging seiner Wege, die Damen gruppenweise. Viele Neugierige begleiteten den Zug, die Einen bezeigten ihren Beifall, während freilich es auch solche gab, welchen der Vorgang Anlaß zu unziemlichen und rohen Bemerkungen bot.

(Ein Skandalprozeß), der gleich dem Mordauntfalle in den höheren Ständen spielt, macht gegenwärtig viel von sich reden. Zwei junge Leute nämlich wurden von der Polizei verhaftet, weil sie in Damenkleidern Theater und andere öffentliche Vergnügungslokale besuchten. Man glaubte anfangs, es nur mit einem unpassenden Maskenscherze zu thun zu haben. Allein die Untersuchung hat nun schlimmere Dinge zu Tage gebracht, und es scheint, daß 20—30 junge Leute, zum Theil aus den höchsten Kreisen, in die Sache verwickelt sind. Man ist sehr begierig, ob die Gesetze trotz des hohen Standes der Schuldigen dennoch in aller Schärfe angewandt werden, und das englische Gesetz geht in solchen Fällen bis zu lebenslänglichem Zuchthaus. Bis jetzt wurden enorme Kautionsanerbietungen zurückgewiesen.

(Der eigene Titel. Madame Macauly gab ein Buch heraus unter dem Titel: Hingeworfene Gedanken (loose thoughts). Man fragte den D. Garrik, ob er diesen Titel für eine Frau nicht sonderbar gewählt fände. „Keineswegs," sagte er, „je eher sich ein Frauenzimmer von solchen Gedanken losmacht, desto besser."

* (Alles mit Unterschied.) Es mag seltsam erscheinen, aber es ist wahr, daß ein Mann in New-York, der in der Kunst ganz unerfahren war, in weniger als einer halben Stunde sechs ausgezeichnete Porträts nahm. Allerdings wurde er sogleich wegen Diebstahls verhaftet.

Literarisches.

Die drei jüngst ausgegebenen Hefte (8, 9 und 10) des achtzehnten Jahrganges des Familienblattes: **„Die Illustrirte Welt"** (Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart) empfehlen sich wiederum durch ihren liebenswürdig unterhaltenden und belehrenden Inhalt aufs Beste. Wir lesen mit Vergnügen die gediegenen und spannenden Romane und Novellen: „Nora", von dem durch seine vorangegangenen wahrhaft klassischen Novellen „Bis in die Steppe" und „Unlösliche Bande" schnell berühmt und beliebt gewordenen Karl Detlef, — „An der Nordsee", von Wolfgang, — „Der dritte Brautkranz", von Feodor Steffens, — „Ein Gastgebot auf der Pußte," von Carol Visher, — treffliche Skizzen von Gustav Rasch (Eine Nacht in der berliner Verbrecherwelt), Priefert (Londoner Straßenbilder), Allemann (Pariser Skizzen), Arnold Wellmer (Biographieen von Ludwig Richter und Emile Ollivier), Dr. med. Klencke (Pflege der Augen), Hauswirthschaftschemie, von Karl Ruß; Skizzen aus dem Bühnenleben, von Karpeles und Simmel; Jagdgeschichten, von Szadrowsky; Rochefort, von Dr. Eckstein; Polizeigeschichten, Skizzen von Land und Leuten, und vieles Andere. Unter den 36 großen und gelungenen Illustrationen nennen wir besonders die reizenden Bilder zu deutschen Lieblingsmärchen von Th. Hosemann und Weber; Porträts von Kühn, Kriehuber, Gaber, Koch; Genrebilder von Hiltensperger; humoristische Bilder u. s. w. Jedes Heft kostet nur 5 Sgr. Der Abonnent erhält außerdem **gratis** die große schöne Stahlstich-Prämie **„Faust und Gretchen"**.

* Lebensphilosophie.

Immer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Göthe.

* Räthsel.

Bringt's Wunden oder Tod,
Braucht man das Wort von vorn,
Von hinten ist's der Sporn
Des Lebens frisch und roth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Dienstag, 14. Juni **1870.**

* Der düstre Mann.

Am Wege sitzt ein düstrer Mann,
Sieht sich der Bäume Schatten an,
Bis Lunens Glanz der Nacht entweicht,
Der Uhu schreit, das Käuzlein streicht.

Da rüttelt sich's auf kaltem Stein
Und Nacht und Mann sind nun allein;
Was er nur immer denkt und sinnt,
Und im Geheimen Pläne spinnt?

Kein Freund, kein Kind, kein Weib ihn nennt,
Kein Mensch den düstren Mann dort kennt.
Kein Glöcklein ruft ihn zum Gebet,
Kein Strohdach schirmt ihn, wenn es schneet.

Nun scheu und unstät sieht man ihn
Durch Felder und durch Wälder zieh'n,
Sein Anblick schon erreget Grau'n,
Wer mag den wilden Mann auch schau'n!

Oft schweift er durch das Lande Rom,
Steht sinnend vor Sankt Peters Dom,
Sitzt wieder im Akazienhain
Und schläft auf kaltem Marmorstein.

Und sitzt und schläft bis Mitternacht,
Da wird's ihm warm, sein Blut erwacht.
Horch! Tritte nah'n — er lauscht und schaut,
Es blitzt ein Dolch! — Es röchelt laut.

Zu Florenz sitzt der düstre Mann,
Sieht sich des Kerkers Mauern an,
Bis Nebellicht dem Meer entsteigt,
Der Morgen sich am Vesuv bleicht.

Da tritt ein zu dem Briganto
Ein stämm'ger Versagliero,
Der führt ihn ab an starkem Lein
Durch Lorbeergrün zum Rabenstein.

Kein Freund, kein Kind, kein Weib ihn nennt,
Kein Mensch den düstren Mann dort kennt;
Kein Glöcklein leiht ihm sein Geläut,
Nur in der Luft ein Rabe schreit.

Am Wege hängt der düstre Mann,
Man hat ihm wohl was Leids gethan?
O nein! Er selbst gestand den Mord,
Den er verübt im Haine dort.

Karl Ruppert.

---

* Zwei Frauen und ein Mann
oder
der Liebesroman eines Satyrikers.
Novellette von Louise v. Diemar.

(Schluß.)

Mistreß Dingley schaute den Spötter von der Seite an, ihr graute: „Ich möcht' den Teufel lieber, als Euch zum Mann!" rief sie.

Mit diesen Worten eilte sie hinaus. Man hörte zugleich einen Wagen anfahren und das Gestampf und Gewieher der Pferde.

„O Ironie des Schicksals, ich Narr des Glücks!" rief Jonathan und durchrannte in fast wahnsinniger Hast das Zimmer: „O du späte, letzte, einzige Liebe!" rief er, „dir soll ich entsagen müssen, du hättest mich wieder jung und gut gemacht, du süßes, weiches, schönes Herz, du göttliche Verschwenderin, Vanessa!"

Und empört, wie ein gefesselter Titan schlug der unglückliche Mann sein schmerzerfülltes Auge zu Boden und seine geballte Faust schlug dröhnend gegen die Brust.

Da fühlte er sich von weichen Mädchenarmen zärtlich, stürmisch umschlungen, da lag er, ehe er sich besinnen konnte, an einer weichen Brust, athmete den Duft der Locken und fühlte den Kuß des Mundes, der allein befähigt war, die ganze Frühlingswelt der Jugend in seinem armen,

Digitized by Google

kalten, öden, in Menſchenverachtung, Hohn und Haß erſtarrten Herzen neu zu erwecken.

Ellnior war es.

Sekunden flogen, wie Jahrtauſende der Seligkeit, an den Liebenden vorüber.

„Was haſt Du gewagt, unglückſeliges Mädchen!“ ſagte Jonathan, zuerſt aus dem ſchönen Traume erwachend.

„Was ich mußte, um Dich und mich zu retten!“ rief Ellnior, und ſie ſetzte ſich auf jenen Seſſel in der Nähe des Kamins, der Widerſchein der Flamme tanzte und funkelte auf ihrem goldenen Haar, und Hals und Bruſt leuchteten glänzend, wie das helle Gefieder des Schwans, aus ihrem blauen Gewande; ſie ſang:

Beſſer, daß das Herz dir bricht
An dem Kuß der Roſe,
Als du kennſt die Liebe nicht
Und ſtirbſt liebeloſe.

Leiſe, leiſe, wie warnende Töne aus höheren Welten, verklangen die Strophen.

Und Jonathan Swift, der die Menſchen nie geliebt, der nur darnach geſtrebt hatte, ſie zu beherrſchen, ſank vor ſeiner Geliebten auf die Kniee und begrub die Stirne in den rauſchenden Falten ihres Kleides. Die Leidenſchaft drohte ihn zu überwältigen; feſter und feſter preßte er das Mädchen an ſich und erſtickte ſie mit ſeinen Küſſen.

Jonathan Swift, du Zeus der Ironie, deſſen blitzſtrahlende Satyre Throne erbeben läßt, der bei regeneratoriſchen Kriſen dem Staate die heilkundige Hand prüfend an Puls und Herz legt — wie liegſt du da als Sklave vor deiner Semela!

„Du biſt mein!“ rief Ellnior, „ſo willige darein, es für immer und ewig zu bleiben!“

„Für immer und ewig!“ rief Swift.

Doch als hätte ein Blitz vom Himmel ihn getroffen, ſo plötzlich ſtarb das Wort auf ſeinen Lippen, ſo ſchlaff, wie gelähmt und todt, fielen die Arme, welche eben noch die Geliebte umſpannten, an ſeiner Seite nieder. Todtenblaſſe ſcheuchte die Gluth der hohen Erregung von Wangen und Stirne des Verräthers.

Miß Eſther Johnſon und Miſtreß Dingley ſtanden als Zeugen dieſer Liebesſchwüre ſchon eine geraume Weile im Saale. Sie verweilten im Schatten, und die Hocherregten, in ſich ſelbſt Verlorenen hatten das leiſe Eintreten der beiden Frauen nicht vernommen.

„Iſt jene dort Dein Weib?“ fragte Ellnior, mit richtendem Auge den Vernichteten meſſend — „doch was ſie auch ſein möge, ich entbinde Dich Deiner Schwüre nicht!“

Aber eine ſeltſame Verwandlung war mit Jonathan Swift vorgegangen, das eben noch flammende Blut hatte ſich raſch bis zur Eiſeskälte beruhigt; er haßte das Weib, welches ihn beſiegt und zürnte ihr, weil Ellnior ihn bis zu jenem Punkte getrieben hatte, wo Gott und Menſch ſich ſcheidet, und die Leidenſchaft uns Vernunft und Pflicht und Treue hintanſetzen heißt:

„Sie iſt noch nicht mein Weib, Miß Vanhomrigh,“ erwiederte er kalt dem beſtürzten Mädchen, „ſie iſt meine Braut ſeit fünfzehn Jahren, morgen wird ſie meine Gattin.“

Und Eſther bot dem Freunde Stirne und Lippen zum Kuſſe dar: „Dein Wille iſt mein Geſetz!“ ſagte ſie, und die ſanften Augen blitzten ihren böſeſten Triumphſtrahl auf die Gehaßte.

Miß Ellnior erſtickte den wilden Schrei des Schmerzes; ſie ſtand, zu Stein erſtarrt, in fürchterlicher Ruhe da. Sie drückte die Hand feſt auf's Herz und zog ein kleines Stilet aus ihrem Mieder.

Miſtreß Dingley aber warf ſich zu Eſthers Füßen und umſchlang ihre Kniee: „Sage nein, ſage nein, Eſther!“ rief ſie leidenſchaftlich.

Unwillig wandte ſich Eſther ab und befreite ihr Gewand aus den klammernden Händen der Bittenden.

„Fluch, Fluch dem Weibe, das ſich ſelbſt entehrt!“ rief die Matrone jetzt im höchſten Zorn. „O Eſther, Eſther,“ fuhr ſie weinend fort, „mit welchem Undank lohnſt Du meiner Liebe! Ihr tretet mit einer Lüge auf den Lippen, mit dem Verrath, mit dem Tod im Herzen vor den Altar. Irret Euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten!“

„Gott läßt ſich nicht ſpotten!“ wiederholte dumpf Miß Ellnior, „und der Verrath der Liebe kann nur mit dem Tode beſiegelt werden.“ Sie riß ihr Gewand auf und ſtieß ſich den Dolch ins Herz.

Jonathan Swift erreichte ein ziemlich hohes Alter, am Ende ſeiner Tage brach eine tiefe Schwermuth, endlich völliger Wahnſinn aus.

Er hat Eſther gegenüber Wort gehalten; ſie ſtarb indeß wenige Jahre nach Miß Vanhomrighs Tod aus Gram; denn Jonathan Swift änderte auch nach der Trauung mit Eſther Johnſon nicht das Geringſte in der einmal beſtimmten Lebensweiſe; der Verkehr zwiſchen Beiden blieb nach wie vor derſelbe, und Eſther hatte noch die Qual zu ſehen, wie tief und grenzenlos ihr Freund

Digitized by Google

den Verlust Ellniors betrauerte; Swift wandelte mehrere Monate lang nach Miß Vanhomrighs Tode völlig menschenscheu wie ein Irrsinniger einher und Esthers Trost erbitterte ihn auf's Höchste.

Viele wollen in des Dichters Betragen gegen jene beiden Frauen, deren Schicksal mit dem seinen so eng verflochten war, deren Namen er mit dem seinen verbunden, der Nachwelt im glänzenden Rahmen der Poesie überliefert hat, eine an völlige Verkehrtheit und Herzlosigkeit streifende Verschrobenheit seiner Seele erblicken.

Es lag ein Zwiespalt in dem Dichter begründet. Das Herz, der höchsten, zartesten Sympathieen bedürftig und fähig, lechzte nach Freundschaft und Liebe; der völlig schrankenlose, jeder Fessel spottende Geist verlangte stürmisch und absolut die Freiheit!

Dazu kommt, daß die Sorgen seiner entbehrungsvollen Jugend den Dichter immer noch schreckten und peinigten, selbst als er einigen Wohlstand errungen hatte.

„Jeder Mensch erduldet Schmerzen,
Aber was das Herz ihm bricht,
Stirbt dahin mit jedem Herzen,
Nur mit eines Dichters nicht." Platen.

Literarisches.

„Zu Hause". Geschichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung. (Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.) Die drei neuesten Hefte (8, 9, 10) dieses populären und so überaus wohlfeilen Familienjournals übertreffen ihre Vorläufer womöglich noch an Reichhaltigkeit des Stoffes und Schönheit der Illustrationen. Unter den Romanen, Novellen und Skizzen heben wir hervor: „Jens von Tinnum", eine friesische Geschichte von Ernst Willkomm, — „Jeremias Sauerbier und die Wunder einer zoologischen Bierstube". Eine höchst wahrhaftige berliner Jagdgeschichte von Arnold Wellmer, — „Ein Gerichtsherr", Erinnerungen eines Kriminalisten von Karl Chop, — „Verrätherfold", von Hermann Hirschfeld, — „Mesalliance", Humoreske von Hildebrandt, — „Englische Kriminalfälle", Erinnerungen eines Advokaten, — „Bilder aus dem Irrenleben", von J. Heinz, — „Auf einer Gemsjagd", von H. Szadrowsky, — „Das Briefgeheimniß der schwarzen Kammern", von Früchte, — „Etwas über Katzen", von Meta Wellmer, — „Schweizer Lebensbilder", von Aug. Feierabend, — Biographieen, Reiseskizzen, reizend illustrirte Gedichte, Anekdoten, Schach, Bilderräthsel u. s. w. Nicht weniger als 33 anmuthige Bilder erhöhen das Interesse für den Lesestoff, und obgleich das Format mit Beginn dieses Jahrganges wesentlich vergrößert ist, blieb doch der alte wohlfeile Preis von 3 Sgr. pr. Heft. Der Jahres-Abonnent erhält überdies **gratis** den großen Prachtstahlstich **„Faust und Gretchen"**.

Mannigfaltiges.

(Ein Burschenschaftsdenkmal in Eisenach.) Aus Leipzig ergeht von dem Geschäftsführenden Ausschuß zur Errichtung eines Dankesdenkmals der Burschenschaft für die Stadt Eisenach ein Aufruf an alle alten und jungen Burschenschafter zur Einsendung ihrer Beisteuer (von einem Thaler an aufwärts) an den Kassirer des Ausschusses, Dr. ph. Theodor Hoffmann (Leipzig, Sophienstr. 18. III). Dem Aufruf ist eine Darlegung beigefügt: „warum der Stadt Eisenach ein solches Denkmal zu widmen und Luther als Kurrendschüler dazu gewählt worden sei," — ferner eine Abbildung des lebensgroßen Modells der Lutherstatue und die Liste der bisherigen Beisteuerer, in welcher wir bereits Namen wie Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Arnold Ruge, Fritz Reuter und dergl. finden. Nähere Auskunft ertheilt der Vorsitzende des Ausschusses Dr. ph. Friedrich Hofmann (Leipzig, Thalstr. 13).

(Eine eigenthümliche Konkurrenzgeschichte) erzählt die „Gerichtsztg." aus Berlin: In dem Hause Friedrichsstraße Nr. 20 wohnte lange Zeit ein Sattler Namens C. Müller, der eine Augensalbe erfunden hatte und von deren Verkauf behaglich lebte. Vor Kurzem ging das genannte Haus in die Hände eines anderen Wirthes über. Dieser überzeugte sich sehr bald, daß mit der Augensalbe ein glänzendes Geschäft gemacht wurde, und beschloß seinen Miether ausziehen zu lassen und sich in Besitz der Kunden zu setzen. Der Wirth vereinigte sich dazu mit einem Apotheker Namens C. Müller, um eine „untrügliche Augensalbe" anzufertigen. Das Mittel zur Entfernung des Sattlers und Augenarztes war bald gefunden. Der hauswirthliche Konkurrent forderte ihm bald eine so hohe Miethe ab, daß

Digitized by Google

der Gesteigerte, sein altes Quartier aufgab und sich gerade gegenüber einmiethete. Leider mußte er bald merken, daß das unwissende Publikum nicht ihm, sondern der Wohnung nachging, und er sah sich veranlaßt, dagegen einzuschreiten. Zunächst erwirkte er von dem Nachbar seines früheren Wirthes die Erlaubniß, ein Schild, das die Augenleidenden auf die wahre C. Müller'sche Augensalbe hinwies, anbringen zu dürfen. Das zog aber nicht genug, und der ächte C. Müller engagirte nun einen Dienstmann, der sich vor Nr. 20 mit einem Plakat aufstellte, Jeden, der das Haus betrat, ausfragte und ihn entsprechenden Falls in das Haus seines Prinzipals schickte. Der Herr der neuen Firma C. Müller beschloß Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er engagirte einen baumstarken Mann, dem er gleiche Funktion wie dem gegnerischen Dienstmann übertrug, und seitdem haben die Augenleidenden, welche die Salbe begehren, das Vergnügen, von den beiden Bedienstteten der beiden C. Müller hin- und hergezogen und davon unterrichtet zu werden, wo der wahre Müller zu finden sei. Das Gebahren der Zurechtgewiesenen in den Händen der beiden eifrigen Agenten ist oft so komisch, daß sie Heiterkeit erregt. Dabei sind aber die Dienstleute selbst ganz gute Freunde und plaudern in ihrer freien Zeit gemüthlich mit einander. Uebrigens verdienen sie ein gut Stück Geld. Die alte Firma Müller zahlt 1½ Thlr. täglich, während die neue Firma nur einen Thaler für den Wachtposten übrig hat. Jedenfalls darf man nach diesen Tagelöhnen annehmen, daß ein Augensalbengeschäft ganz rentabel sein muß.

(Eine Doppelgänger-Geschichte) allerneuesten Datums ist werth, mitgetheilt zu werden. In der Umgegend von Paris nämlich, in der Nähe von Fontainebleau, lebt ein Bauersmann, der wegen Wilddieberei vor einiger Zeit zu sechs Tagen Gefängniß verurtheilt wurde. Als die gesetzlich anberaumte Frist seiner Sistirung herankam, machte er sich schweren Herzens auf den Weg nach der Stätte, wo er für den Frevel büßen sollte. Unterwegs gesellten sich Freunde zu ihm, auch der Durst stellte sich ein, und so machte er eine Station, wo Kanne nach Kanne geleert und schließlich der Delinquent 48 Stunden lang am Weitergehen verhindert wurde. Endlich kam er in sehr trauriger Verfassung an der Pforte des Kerkers an. Allein sie wurde ihm, so gründlich er auch die Identität seiner Person und den Endzweck seiner Pilgerfahrt nachwies, nicht aufgethan. Der Wilddieb N., hieß es, sitzt schon seit 24 Stunden in Nummero Sicher. Nach langem Hin- und Herstreiten wurde ihm zuletzt, freilich nicht zu seiner Freude, die Sache klar gemacht. Während der Gefängniß-Kandidat im Wirthshaus saß, waren die Gensdarmen in sein Haus gekommen, um ihn zu holen, und fanden daselbst in Gesellschaft der Frau ein Individuum unter Umständen vor, die es den Gensdarmen schon im Interesse der öffentlichen Moral zur Pflicht machten, ihn für den straffälligen Gatten zu halten. Der falsche Wilddieb folgte den Wächtern des Gesetzes auch um so williger, als er in seinem bösen Gewissen sich wegen eines ganz andern Vergehens aufgegriffen glaubte. So geht es, wenn man auf fremdem Gebiete jagt.

* (Lafontaine.) Dieser ebenso anspruchslose Mensch als große Fabeldichter fand bekanntlich ein gastfreundschaftliches Asyl bei der edlen und feingebildeten Madame de la Sablière. Diese schrieb eines Tages an eine ihrer Freundinnen: „Alle meine Leute habe ich fortgeschickt, ausgenommen meinen Hund, meine Katze und Lafontaine." Nach ihrem Tode mußte sich der naive Dichter um einen andern Beschützer umsehen, den er auch alsbald fand. Auf die bloße Einladung hin schrieb er einem seiner Freunde ganz einfach: „Jy allais" (Ich ging hin).

* Lebensphilosophie.

Wer gesund an Leib und Seele ist, hat Alles, was er braucht; wer glücklich sein und es nicht scheinen will, kommt sehr leicht ab: er darf nur wissen, was er entbehren kann.

Der Stolz ißt zu Mittag mit der Pracht und zu Abend mit der Verachtung.

Räthsel.

Vier Könige herrschen zugleich,
Und meist ist doch ruhig ihr Reich:
Sie schlafen, doch wenn sie sich rühren,
Geschieht es blos, um Krieg zu führen.

Auflösung des Räthsels in № 67:
Beil — Lieb.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. **Donnerstag, 16. Juni** **1870.**

Die Wundersteine.

Eine Erzählung aus dem Alltagsleben.

In Erfurt, im Thüringer-Lande, lebte einmal, es mögen fünfzig Jahre her sein, ein Schneider. Der hatte mitten in der Stadt, am Anger, ein stattliches Haus, über der Thüre hing ein mächtiges Schild und darauf stand mit großen goldenen Buchstaben: „Friedrich Schulze, Schneidermeister, früher in Paris und London."

Das wollte aber zu der Zeit mehr sagen als heutzutage, wo sich jeder dumme Stöpsel nur auf die Eisenbahn und dann auf's Dampfschiff zu setzen braucht, um mir nichts dir nichts nach Frankreich und England zu kutschiren. Dazumal blieb noch Jeder hübsch im Lande und nährte sich redlich, und wer auf der Wanderschaft ja einmal außer Deutschland oder wohl gar auf's Meer gekommen war, der wußte davon zu erzählen sein ganzes Leben lang. —

Wer also über den Anger ging und das Schild las, der verwunderte sich, und wer was Rechtes sein wollte und einen Thaler mehr auf einen neuen Rock wenden konnte, der ließ ihn beim Schneider Schulze machen. Und wenn auch die andern Schneider zehnmal sagten, sie könnten nichts Besonderes an seiner Arbeit finden, so ließ sich doch dadurch kein Mensch irre machen; Schulze war in Paris und London gewesen, die Anderen aber nicht, und man brauchte nur zu ihm hinzugehen, um gleich zu sehen, daß es bei dem was ganz Anderes war.

Fünfundzwanzig Gesellen hatte er sitzen und außerdem noch einen besondern Werkführer und Zuschneider. Neben der Werkstätte war ein großes Tuchlager, da konnte sich Jeder aussuchen, was ihm gefiel; vor dem Lager aber war eine schöne Stube mit sammtnem Sopha und Goldrahmenspiegel, deren sich kein Graf geschämt hätte, wenn er drin hätte wohnen sollen, da wurde den Kunden Maß genommen. Nur zu den größten Herrschaften machte sich der Meister selber auf die Beine; was er aber für solche Gänge nahm, das konnte sich zuletzt Jeder selber auf der Rechnung heraussuchen. Das war in Paris so Mode, und wer's nicht glaubte oder wohl gar meinte: ein Schneider bleibe ein Schneider und dürfe nicht den Hochnäsigen spielen und die Kunden zu sich kommen lassen, der konnte selber nach Paris gehen und nachschauen. Außerdem gab Schulze Kredit, wie es ihm in ganz Erfurt Keiner nachthun konnte, Manchem bis ins Blaue hinein; das war auch Pariser Mode und die gefiel den Leuten noch am besten. —

Als Schulze nach Erfurt gekommen war, das Meisterrecht erworben, ein Haus gekauft und sein Geschäft eingerichtet hatte, da hatten Viele den Kopf geschüttelt. Schulze war, wie man's dort zu Lande nennt, eine Erfurter Buffbohne, ein Erfurter Kind, und die Meisten konnten sich noch recht gut darauf besinnen, wie er vor zehn Jahren als ein lustiger Bruder, mit einem dürftigen Ränzelchen auf dem Rücken, in die Fremde gegangen war und ein armes Mädchen, ein blutjunges Ding, mit einem Kinde hatte sitzen lassen. Jetzt stand er da wie ein gemachter Mann und kein Mensch konnte begreifen, wie er das geworden und wo er das Geld zu Allem hergenommen haben müsse. Einige nur, die ihn genauer gekannt hatten, wollten die Sache natürlich finden. Schulze sei nämlich ein Sonntagskind, meinten sie, und das wäre ja eine alte Sache, daß denen alles Glück im Schlafe zufiele. Schulze aber kehrte sich weder an die Rederei, noch an die verwunderten Gesichter und führte ein Leben nach Pariser Mode. — Das war aber so: früh um acht, im Winter auch wohl um neun Uhr stand

er auf, brannte sich seine lange Pfeife an, trank Kaffee und schaute durch's Fenster ein Stündchen nach dem Wetter aus. Dann mußte der Werkführer kommen und mußte erzählen, was Neues passirt war, und hören, was Herr Schulze zu befehlen hatte. Um elf Uhr hatte er sich in Positur geworfen und ging frühstücken. Das gehörte mit zum Geschäft, denn Schulze ging nur hin, wo reiche Leute, Barone, Räthe und Bankiers waren, da machte er Bekanntschaften und neue Kunden. Hatte er sich nun dabei den Kopf ein bischen zu voll getrunken, so schlief er zu Haus ein paar Stunden und um drei Uhr machte er im römischen Kaiser Mittag. Nachmittags aber ging er nach dem Steigerwald spazieren und trank dort Kaffee; das gehörte auch mit zum Geschäft, dort konnte man in den Lauben und an den Tischen alle Tage die hübschesten und reichsten Mädchen von ganz Erfurt sehen und Schulze ging stark mit Gedanken zu einer reichen Heirath um. Abends war er wieder im römischen Kaiser oder an sonst einem Orte, wo vornehme Leute verkehrten, da aß er, trank Bier, spielte Billard und machte neue Bekanntschaften. So ging's Sonntag wie Alltag.

Ueber solches Pariserleben schüttelten nun freilich wieder Viele die Köpfe und meinten, wo der Herr nicht selber die Augen habe, sei kein Segen, und wenn Einer das Geld nach auswärts trage und verludere, und jedem vornehmen Herumtreiber, der nur vom Schuldenmachen lebe, Kredit gebe, da könne es nimmermehr ein gutes Ende nehmen. Erzählte das aber Jemand dem Schneider, so zuckte er nur die Achseln und sagte, er müsse über die Einfalt der guten Erfurter lachen. —

Zu derselben Zeit wohnte in der Brühler Vorstadt eine Mutter mit ihrer Tochter, die sich beide kümmerlich durch die Welt schlugen. Die Tochter nähte Weißzeug und die Mutter hatte Aufwartestellen. Die Tochter mochte schon hoch in die Zwanzig sein; daß sie aber einmal gewaltig hübsch gewesen war, konnte man ihr noch jetzt ansehen, so sehr auch Sorge, Gram und Noth an ihrer Blüthe gezehrt hatten.

War sie einmal außer dem Hause zu erblicken, etwa des Sonntags, wenn sie mit niedergeschlagenen Augen nach dem Dome ging, so konnte es gar nichts Netteres und Reinlicheres geben, als ihren Anzug und ihr ganzes Wesen, von dem durchsichtigen Häubchen bis zu dem kleinen Fuße mit dem schneeweißen Strumpfe hinab; und wäre ihr Einer nach Hause nachgegangen bis hinein in das kleine Stübchen, da hätte er auf den weißen Dielen, in den hellen Fenstern, an dem blank geputzten Hausgeräthe, so ärmlich das auch war, nur dasselbe wiedergefunden, und Jedem hätte darin so recht heimlich und zufrieden werden müssen. Sah man nun den Frieden und die Eintracht, in der Mutter und Tochter mit einander lebten und arbeiteten, so mußte wohl Jeder glauben, daß Beide trotz ihrer Armuth ein paar recht glückliche Menschen seien. Und doch war es nicht so. Ein Wurm nagte an ihrer Zufriedenheit und ließ keine rechte Lebensfröhlichkeit aufkommen. Das war aber die Verachtung der ganzen Brühler Vorstadt, denn die Tochter war ohne den Segen des Priesters zu einem Kinde gekommen und die Mutter ward mit verachtet um solcher Tochter willen. Das war noch ein Stückchen aus der Zeit alter Zucht und Sitte; heutzutage ist es freilich anders.

Das war eine böse Zeit gewesen, als Mutter Gertrude Müllern den Schaden an ihrer Lene inne geworden! Und obgleich das Kind von einer mitleidigen Base in Ohrdruff weggenommen wurde, damit die Schande den Leuten nicht vor den Augen herumlaufe, und obgleich es kurz darauf gestorben war, so hatte es doch manches Jahr gebraucht, ehe die Alte dem Mädchen vergeben und sich in die hingeschwundene Ehre gefügt hatte, ehe die einträchtige Liebe wieder in ihre kleine Stube eingekehrt war.

Seit zehn Jahren lebten sie nun zurückgezogen von der hämischen Vorstadt, Lene fast immer in sich gekehrt, still arbeitend und still wirthschaftend, und nur wenn Mutter Müllern einmal einer Nachbarin in die Haare gerieth und dafür die eigene Unehre vorgehalten bekam, gab's zur Abwechslung ein paar brummige Stunden und ein Andenken an Lenens Unglück.

In dieser Zeit setzte sich Schulze, nur der reiche Schneider genannt, in Erfurt, und kaum war das Gerücht von ihm und seinem Reichthume in die Brühler Vorstadt gedrungen, so hatte es auch in der Wirthschaft der alten Müllern eine ordentliche Revolution hervorgebracht. Der Lene war die Nadel aus der Hand gesunken, als die Mutter die Nachricht heimgebracht, leichenblaß und wieder roth war sie geworden, die Stube war mit ihr rings herum gegangen und sie wäre gewiß vom Stuhle gesunken, wenn sie die Alte nicht auf ihr Bett gebracht hätte. Und wie sie sich endlich wieder erholt, hatte sie angefangen zu weinen und zu schluchzen, als ob sie für die vergangenen zehn Jahre für allen Jammer und alle Schande sich auf einmal hätte ausweinen wollen, und wie sehr

auch Mutter Müllern geredet und geschimpft, daß so ein schlechter Kerl, wie der Schulze, des Heulens nicht werth sei, — Lene hatte sich nur um so weniger zufrieden geben können, bis sie endlich thränenmatt und todtmüde eingeschlafen war. Da that Mutter Müllern ihren Mantel um, suchte ihr ingrimmigstes Gesicht hervor und ging leise zum Hause hinaus. Vor zehn Jahren hatte Schulze sein Mädchen in Jammer und Schande sitzen lassen; das war aber Lene gewesen und jetzt ging Mutter Müllern mit resoluten Schritten nach dem Anger, um ihm das Gewissen scharf zu machen.

Meister Schulze hatte gerade vom Mittag ausgeschlafen und zupfte sich vor dem Spiegel das Halstuch zurecht, um nach dem römischen Kaiser zu gehen. Dann setzte er seinen Hut auf den Kopf und probirte, wie er wohl am unternehmendsten aussähe. Er hatte sich große Dinge vorgenommen. Gestern hatte das holdselige einzige Töchterchen des reichen Tuchhändlers Meier sich mit ihm am Steiger unterhalten, hatte sich von Paris und London, von seinem Geschäft und seiner Kundschaft erzählen lassen, daß ihm jetzt noch das Herz pubberte. Das wäre ein Bissen gewesen! Schulze leckte mit der Zunge, als habe er eben Zucker gegessen, und beschaute sich noch einmal vom Kopfe bis zu den Füßen. — Da ging die Thüre auf und der Altgeselle trat mit einem Gesicht herein, das halb wie Angst, halb wie Lachen aussah.

„Herr Schulze," sagte er, „es ist eine alte Frau in der Werkstätte, die will Sie mit Gewalt sprechen. Der Zuschneider hat gesagt, Sie wären zu Hause und da will sie sich nicht abweisen lassen." — „Ich muß jetzt essen gehen," fuhr Schulze verdrießlich heraus; „fragt sie, was sie will und sagt mir's morgen früh." — „Bst! schreien Sie nicht so!" winkte der Geselle mit dem pfiffigsten Gesichte, das er nur machen konnte; „es ist die alte Müllern aus dem Brühl, von wegen ihrer Lene, Sie wissen doch noch —"

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die uns vorliegenden drei neuesten Hefte (10 bis 12) des zwölften Jahrganges von **„Ueber Land und Meer"**, Allgemeine Illustrirte Zeitung, herausgegeben von F. W. Hackländer (Stuttgart, Ed. Hallberger), zeichnen sich wiederum durch eine Fülle des interessantesten, unterhaltenden und belehrenden Textes und durch Reichthum und Gediegenheit der Illustrationen aus. In erster Reihe nehmen unser Interesse und unsere herzliche Theilnahme in Anspruch: der überaus lebensfrische Roman Hackländer's: „Geschichten im Zickzack", der an die besten Schöpfungen dieses beliebtesten deutschen Belletristen, Sittenschilderers und gemüthvollen Humoristen erinnert, die feinsinnige poetische Novelle von Elise Polko: „In der Heimath", die launige historische Erzählung von Ernst Pasqué: „Ein Schreibfehler und seine Folgen" und der hochspannende Sensationsroman von Karl Detlef: „Schuld und Sühne", der, wie die besten Romane des schnell beliebt gewordenen Verfassers, in den höchsten Gesellschaftskreisen Rußlands spielt. Karoline Bauer setzt ihre liebenswürdigen und herzensfrischen Erinnerungen aus dem Bühnenleben fort und plaudert diesmal über die Bühne und die interessantesten Persönlichkeiten in Wien. Wir finden Porträts und Biographieen von Bischof Stroßmayer, Elise Polko, Karl Gerok, Graf Bray-Steinburg, Livingstone, Feldmarschall Wagner, Minister Strenayr, Moscheles, Berlepsch, Kalisch u. s. w., Gedichte von Geibel, Roquette, Gerok, George von Dyherrn, Hans Hopfen u. A. — Die mannigfachsten und interessantesten Skizzen aus den Federn von Professor Mendelssohn, Dr. med. Klencke, Karl Ruß, Arnold Wellmer, Ernst Eckstein, Aug. Silberstein, A. v. Römer, Freiherr von Thüngen, Franz Wallner u. A. Unter den circa 70 großen prächtigen Illustrationen finden wir in erster Linie die wichtigsten Zeitereignisse, reizende Genrebilder nach Oelgemälden und ergötzliche humoristische Bilder. Durch solche Reichhaltigkeit des Inhalts und den jetzigen beispiellos billigen Preis (das Quartal von 13 Nummern nur 22½ Sgr., das 3wöchentliche starke Heft nur 5 Sgr. — etwa der Abonnementspreis für eine gleiche Menge Lesestoff in einer Leihbibliothek! —) ist die Auflage von „Ueber Land und Meer" im Laufe eines halben Jahres um nicht weniger als 120,000 Exemplare gestiegen, ein Erfolg, der einzig in der deutschen Journal-Literatur dasteht und als beste Empfehlung des Journals für sich selbst spricht.

Mannigfaltiges.

(Ehescheidungsprozeß Mordaunt. (Das Londoner Ehescheidungsgericht hat in der Appel-In-

stanz entschieden, Sir Charles Mordaunt könne nicht auf gerichtliche Scheidung klagen, so lange seine Gattin an Geistesschwäche leide. Der Casus liegt folgendermaßen: Man wird sich erinnern, daß Sir Charles auf Scheidung klagte, nachdem seine Gattin sich selber des Ehebruchs mit dem Viscount Cole, Sir Frederick Johnstone, dem Prinzen von Wales u. A. angeklagt hatte, daß der Vater der Lady Mordaunt eine alte Gesetzesbestimmung geltend machte, derzufolge Niemand in Anklagestand versetzt werden dürfe, der wegen Geisteszerrüttung außer Stande sei, seinen Vertheidiger zu instruiren, und daß in Folge dessen zuerst die Frage entschieden wurde, ob Lady Mordaunt zurechnungsfähig war, als sie die Vorladung vor das Ehescheidungsgericht erhielt. Wie die Entscheidung ausfiel, ist bekannt, ebenso, daß die Mitangeklagten, sowie auch der Prinz von Wales auf ihren Eid jede gesetzwidrige Beziehung zu der Lady Mordaunt in Abrede stellten. Der Richter entschied darauf, daß der Ehescheidungsprozeß nicht geführt werden könne. Sir Charles Mordaunt, hiemit nicht zufrieden, appellirte an eine höhere Instanz, und diese besteht außer dem ordentlichen Richter für Ehescheidungssachen noch aus Sir F. Kelly, dem Oberrichter des Schatzkammergerichtes und dem Richter Keating. Letzterer stimmte dem ursprünglichen Urtheile des Ehescheidungsrichters bei, daß, so lange die Geisteszerrüttung der Lady Mordaunt andauere, eine Klage auf Scheidung nicht geführt werden könne, und so kam es, daß das abweichende Urtheil des Oberrichters des Schatzkammergerichts ohne Wirkung blieb. So stehen die Sachen jetzt. Sir Charles Mordaunt kann nun noch an das Oberhaus appelliren, und sollte dieses das Urtheil erster und zweiter Instanz verwerfen, so mag der eigentliche Scheidungsprozeß beginnen.

(Eine moralische Ohrfeige.) Der bekannte Geschichtschreiber und Professor Goldwin Smith, welcher aus Oxford an die Cornell Universität im Staate New-York übergesiedelt ist, hat Herrn Disraeli — um den studentischen Ausdruck zu gebrauchen — in optima forma einen dummen Jungen aufgebrummt, und zwar in folgendem Schreiben, welches sich selbst erklärt:

Mein Herr! In Ihrem „Lothair" lassen Sie einen oxforder Professor auftreten, der im Begriffe ist, nach Amerika auszuwandern, und bezeichnen ihn als einen „sozialen Schmarotzer". Sie wissen recht wohl, daß Sie für Ihre Worte hätten einstehen müssen, wenn Sie es gewagt hätten, mich offen irgend einer sozialen Niederträchtigkeit zu beschuldigen. Wenn Sie aber unter dem Deckmantel einer Erzählung den sozialen Charakter eines politischen Gegners ungestraft zu verleumden suchen, so können Ihre Schmähungen keines Mannes Ehre verletzen — es sind die stachellosen Schimpfworte eines Feiglings. Ihr ergebener Diener Goldwin Smith. An den Right Hon. B. Disraeli, M. P.

Die neueste Nummer der Gartenlaube enthält einen Aufruf zur Sammlung einer Ehrengabe für Roderich Benedix, der im Januar 1871 sein 60. Lebensjahr vollendet. Dieser talentvolle Dichter, dessen heitere Muse die deutsche Bühne mit so mancher schönen Gabe bereichert hat, dürfte es wohl um Deutschland verdient haben, daß sein Alter ein sorgenfreies sei. Der Aufruf ist unterzeichnet von Eduard Devrient, E. Keil, Dr. H. Laube, Frhrn. v. Münch-Bellinghausen u. A. Wem dieser Nothaufruf am wenigsten zur Ehre gereicht, dem Dichter oder dem deutschen Volke, lassen wir jeden Gebildeten bedenken.

Die Damen der Pariser Demi-monde sind jetzt auf den für so manchen Kaufmann verzweifelten Gedanken gekommen, sich durch die gesuchteste Einfachheit des Anzuges, durch Entbehren jedes Schmuckes hervorzuthun. Sie haben diesen Entschluß deßhalb gefaßt, weil zu ihrem Aerger zwischen ihnen und den Bürgerfrauen zur Zeit äußerlich nicht der geringste Unterschied zu entdecken ist.

* Mama: Mimi, das bekommst Du nicht, das ist schädlich für Kinder. — Mimi: Aber wenn Du Kind wärst und ich Mama, ich gäb' Dir's doch.

Räthsel.

Begraben lag ein Mann, gar tief,
Das Grab mit ihm hinunter lief,
Doch kommt im Himmel noch auf Erden
Das Grab noch Er gefunden werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 68:
Die Kartenkönige.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Samstag, 18. Juni 1870.

Die Wundersteine.

(Fortsetzung.)

Nun war der Geselle ein Kamerad von dem Meister aus alter Zeit und außerdem eine kreuzbrave Haut. Als Schulze gelernt hatte, war der schon als Geselle in derselben Werkstätte gewesen, hatte ihm Manches nachgesehen, wie es sonst nicht der Gesellen Mode ist, manchen seiner dummen Streiche vertuschen helfen und ihm die Prügel vom Meister erspart, daß Schulze keinen Menschen lieber gehabt als ihn. Wie er endlich selber Geselle geworden, hatte ihn der Andere unter seine Flügel genommen, und wie Schulze endlich von seiner Wanderschaft wieder nach Erfurt gekommen und seinen Kameraden noch immer dort und gerade nicht in den besten Verhältnissen getroffen, hatte er ihn mit gutem Lohne in seine Werkstätte gesetzt. Der war nun auch in ganz Erfurt der Einzige, dem er manchmal vertraute, was ihm auf dem Herzen lag, freilich nur so, wie es etwa ein Herr mit einem alten Bedienten thut, denn seit Schulze in Frankreich und England gewesen, dünkte er sich mehr, als alle Meister und Gesellen in ganz Erfurt zusammen. —

Schulze sah den Gesellen an und war weiß geworden wie eine Kalkwand. „Die Müllern ist's?" fragte er endlich kleinlaut.

„Ja, die Müllern ist es, Er nichtsnutziger Kerl, die Müllern!" fuhr mit einem Male die alte Gertrude zur Thüre herein, und wenn sie auch vor dem feinen Schulze, der doch ganz anders aussah, wie der liederliche Fritz vor länger als zehn Jahren, im ersten Augenblicke etwas verblüfft dastand, so hatte sie doch schnell das alte Gesicht wieder herausgefunden, und als sie nun einen kurzen Blick durch die schöne Stube geworfen, da ging ihr erst recht die Wuth im Herzen in die Höhe.

„So, dahier sitzt Er wie ein Baron, hat sich aufgeschniegelt wie ein Graf und will wohl fort, um wieder andern Menschen die Köpfe zu verrücken? Die Müllern bin ich, ja die Müllern, weiß Er Lumpenprinz, was ich will? Zehn Jahre hat die Lene in Jammer und Schande um ihn hingebracht, zehn Jahre, und die hat Er ihr gestohlen, die Ehre, 's Glück, die Freude, Alles hat Er ihr gestohlen und jetzt sitzt er dahier, denkt nicht an sie, nicht an den Jungen, den Er in die Welt gesetzt hat, und meint wohl, weil er den Vornehmen spielt, Müller's Lene wär' ihm zu schlecht, he! Was soll's werden? Ich geh' nicht eher von hier weg, bis Er mir klar Wasser eingeschenkt hat!"

Der Geselle stand an der Thüre und sah den Meister an, was der wohl zu thun gesonnen sei; Schulzens Gesicht aber war einmal blaß und einmal roth, halb weichmüthig und halb wüthig geworden. — „Frau Müllern, lassen Sie den Spektakel," sagt er, als die Alte endlich schwieg; „setzen Sie sich her, wir wollen ruhig mit einander sprechen!"

„Ach was setzen?" fuhr sie von Neuem heraus; „ich setze mich nicht bei Ihm, ich will wissen, ob Er jetzt meine Lene wieder zu Ehren bringen will oder nicht; bei mir kommt Er nicht mit schönen Reden davon, und wenn Er sich etwa wieder herausdrehen will, da werd' ich Ihm was sagen: morgen soll die ganze Stadt Seine Niederträchtigkeit wissen, in alle Häuser will ich's tragen, daß die Leute ihn anspucken und sich vor Ihm in Acht nehmen, Er Jungfernschänder, Er Mädchenverführer Er!"

„Ach, liebste Mutter Müllern, schreien Sie doch nur nicht so!" beschwichtigte sie Schulze ängstlich; „ich muß doch ordentlich mit Ihnen sprechen, ich muß Ihnen doch sagen, wie's eigentlich mit mir steht, und wenn Sie immer drauf

los schimpfen, kann's doch nichts werden. — Geh' an die Arbeit, Gotttob, und laß Dir nichts merken!" sagte er zu dem Gesellen, und als der zur Stube hinaus war, that er seinen Hut wieder ab und setzte sich mit einem tiefen Athemzuge auf's Kanapee.

„Mutter Müllern, setzen Sie sich mit hierher," fing er jetzt an; „ich bin kein so schlechter Kerl, wie Sie denken, das werden Sie sehen." — „Na, das Sehen ist gar nicht mehr nothwendig," antwortete die Alte, „was Er für Einer ist, weiß ich nunmehr seit zehn Jahren."

„Wie ich von hier fortgegangen bin," fuhr Schulze fort und bemühte sich, seine Fassung zu behalten, „habe ich nicht gewußt, daß es mit der Lene so weit gewesen ist; hätte ich's aber auch gewußt, so wäre drum die Sache nicht besser gewesen. Was geschehen war, war geschehen, und heirathen hätte ich sie doch nicht gekonnt. Nun komme ich wieder hierher und werde mit meinem bischen Ersparten Meister; denken Sie denn nun, weit's hier nach was aussieht, ich kann sogleich die erste beste Frau ernähren? Entweder eine reiche, die Geld genug mitbringt, kann ich heirathen, oder gar keine, und wenn ich jetzt die Lene auch gern nehmen möchte — ich hab' sie ja selber noch lieb genug, Sie können mir's glauben — so muß ich doch auch denken: machst du dich nicht unglücklich und bringst du sie nicht selber mit ins Unglück hinein?"

„So, Er bedächtiger Nichtsnutz! Hat Er denn vor zehn Jahren nach dem Unglück gefragt?" rief die Alte und stemmte die Arme in die Seiten. Fünfundzwanzig Gesellen, ein Haus wie ein Graf und keine Frau ernähren können? Er ist ein Hallunke, so weit er warm ist, und ich weiß nun schon, was Er will, die Müllern soll Er aber doch nicht betrügen. Jetzt hör' Er: Hat Er in acht Tagen keine Anstalt gemacht, mein Mädchen wieder zu ihren zu bringen, so soll Er an mich denken, daß er Ach und Weh schreien wird!" Und damit drehte sie sich um und ging nach der Thüre. Schulze war noch bläßer geworden.

„Mutter Müllern!" begann er wieder, „verstehen Sie mich doch nicht unrecht, wenn die Lene durchaus will — fragen Sie die — wenn sie mit Gewalt ins Unglück rennen will." — Die Alte drehte sich rasch um und sah ihn mit ihren großen Augen finster an. „Die Lene?" sagte sie, und es war, als komme ihr erst jetzt der Gedanke an diese.

„Na, ich muß doch erst wissen, ob die Lene auch damit zufrieden ist! ja, das muß ich doch erst wissen!" sagte Schulze eifrig, als ob er plötzlich einen Ausweg gefunden habe; „wenn die mit Gewalt will, da kommen Sie mit ihr her, meinetwegen, aber sie muß doch auch erst hören, wie die Sachen stehen!" — „Hat Er vielleicht wieder einen Kniff?" sagte die Alte erbost. „Er soll nicht lange zu warten haben, und Gnade Ihm Gott, wenn ich das Mädchen mitbringe und Er macht falsche Winkelhölzer!"

Die Thüre flog zu, daß die Fenster klirrten, Schulze aber fiel auf das Kanapee wie vernichtet.

Denselben Mittag wollte ihm das Essen gar nicht schmecken; am Steiger setzte er sich mit seinem Kaffee an ein ganz einsames Tischchen, sah mit keinem Auge nach den vielen schönen Mädchen und ging endlich verdrießlich und mit sich selber uneins nach Hause.

Aber Tag um Tag verging und Mutter Müllern ließ sich nicht wieder blicken, mit jedem Tage aber athmete Schulze freier auf, und er hätte die Sache wohl endlich ganz und gar vergessen, wenn nicht Gotttob, der Altgeselle, ein oder das andere Mal seine Bemerkungen darüber gemacht hätte. — „Hm," sagte da der Schneider, „'s ist nichts zu verwundern dabei, ich hab' die Alte abkaufen lassen, daß ihr das Wiederkommen wohl vergehen mußte!" —

Es vergingen vier Wochen und noch länger, die Müllern kam nicht wieder; Schulze dachte von Neuem an Tuchhändler Meyers Töchterchen und an ihr vieles Geld, und er hätte gewiß auch mehr gethan als daran denken, hätte er nur ordentliche Courage gehabt. So oft er, ehe er nach dem Steiger ging, sich auch im Spiegel besehen und zu sich selber reden mochte: „Du bist ein hübscher Kerl, Schulze, und brauchst dich vor Keinem zu verstecken, hast ein schönes Geschäft und brauchst nur eine Frau, die was 'rein bringt; vertreib' dir die Angst und geh' drauf!" — jedesmal war ihm die Kehle wie zugeschnürt, wenn er mit dem Mädchen zusammenkam und etwas Anderes als vom schönen Wetter, von der Mode oder von Paris reden wollte, und jedesmal kam es ihm vor, als sei es gerade heute nicht so freundlich gegen ihn als gewöhnlich. Dachte er aber erst daran, zu dem Alten zu gehen, da war's ihm doch gerade, als müsse er die Hosen verlieren.

Und so verging wieder eine Woche und ein Monat nach dem andern, ohne daß Schulze einen Schritt vorwärts kam — und immer ärgerlicher wurde er über sich selber; er hätte gerade jetzt das schöne Geld so gut brauchen können.

Digitized by Google

Da setzte er an einem Donnerstag resolut den Hut auf den Kopf und faßte sich ein gewaltiges Herz; heute wollte er gegen das Mädchen rein von der Leber sprechen und sollte es das Leben kosten. Aber zwei Stunden saß er schon am Steiger hinter seinem Kaffee, hoffend und wartend, mit wackelnden Knieen und klopfendem Herzen, und zehnmal hatte ihm schon der Athem ausgehen wollen, so wie er ein buntes Kleid ankommen sah — sein Augentrost wollte heute nicht kommen und kam nicht. Verdrießlich bis in die innerste Seele geht Schulze endlich in den römischen Kaiser, und da ist das Allerneueste, was er hört, daß der Bräutigam der Mamsell Meyer angekommen ist, daß es bei dem reichen Tuchhändler schon den ganzen Tag hoch hergegangen und daß alle Leute die Mäuler aufreißen, weil Niemand ein Wort von der Geschichte gewußt hatte.

Von dem Tage an wurde Schulze verdrießlicher und verdrießlicher, und als Gottlob, der um seinen Plan gewußt hatte, meinte: der Meister solle sich doch nur die Sache nicht so zu Herzen nehmen, es gäbe noch viele Mädchen in der Welt, da fuhr er ärgerlich heraus: „Gottlob, sei nicht so dumm! Das Mädchen könnte laufen, wohin es wollte, aber das Geld! Ich hatte mir schon Alles ausgerechnet, wofür ich es brauchen wollte.“ Und damit holte er tief Athem, als ob er eine große Last vom Herzen wälzen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein interessanter Fund.) Bekanntlich befindet sich der Prager Dom in einer äußerst gründlichen Restaurirung. Nicht leicht hatte ein Bauwerk von der Wuth der Feinde und vom Unsinn der Freunde so viel zu leiden, wie eben dieser Dom. Er drohte gänzlich zur Ruine zu werden, als eben noch zur rechten Zeit der Gedanke einer gründlichen Restaurirung, ja die Hoffnung, den Dom so gut, wie Köln es mit dem seinen thut, vollenden zu können, wie ein zündender Funke einige wohldenkende Männer anregte, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, dessen Resultate schon jetzt höchst bedeutend sind. Die Außenseite prangt in früherer Herrlichkeit, zunächst war Herstellung des Innern die Aufgabe. Vorläufig das Bild eines Chaos — Gerüste, Balken, Quadern u. s. w. — ist das Innere der Tummelplatz fleißiger Arbeiter, voll Hämmerns, Pochens und Meißelns. Dienstag, am 1. Juni 1870, Nachmittags wurde dem Domcustos gemeldet, man habe beim Heben der Steinplatten des Fußbadens in der Kapelle, welche zwischen dem kleinen südlichen Eingangspförtchen und der Martinitz'schen Kapelle gelegen ist, zwei Holzkisten entdeckt. Die Kunst- und die archäologische Sektion des Dombauvereins begaben sich auf Einladung des Vereins-Präsidenten, Grafen Franz Thun, an Ort und Stelle, wo auch schon zwei Domherren des Prager Kapitels, der Dambaumeister Kranner und mehrere andere Personen anwesend waren. Die Kisten, von ganz morschem Holz, enthielten augenscheinlich Todtenasche mit ganz geringen Knochenresten. Mitten aus dem Moder blickte eine Krone, ein Scepter, ein Reichsapfel, da lag ein zerbrochenes Schwert; ferner waren da zwei Bleiplatten mit tief eingegrabenen Schriftzügen im Charakter des vierzehnten Säkulums. Die eine Tafel trägt die Inschrift: „Rudolphus Austri et Boemie dux, filius Rudolphi, regis romanorum“ — Die andere Bleiplatte: „Rudolphus Boemie dux, filius Alberti, regis romanorum dictus cassye.“ Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich der Anwesenden: die schon längst vermißten, vergebens gesuchten Reliquen der Habsburger waren gefunden! Die Krone, das Scepter, der Reichsapfel erwiesen sich bei der durch einen herbeigerufenen Silberarbeiter mit dem Probirstein vorgenommenen Prüfung als sehr feines, stark vergoldetes Silber. Die Menschenbilder sind in Staub zerfallen, das Metall hat der Zerstörung widerstanden! Die Krone zeigt romanische Formen: ein ziemlich breiter Reif, auf dem breite dreiblätterige Lilien und Kreuzchen sich abwechselnd erheben, die Fläche voll mittelst der Punze eingravirter rankenartig geschweifter Ornamente. Zwei Bügel kreuzen sich darüber (das Futter ist längst vermodert), wo sie zusammentreffen, ist eine Agraffe angebracht, in Form einer Verbindung von Vierpaß und Quadrat (ein Motiv, das nicht in der deutschen, wohl aber in der italienischen, insbesondere in der Florentiner Gothik wohlbekannt ist), darauf in ziemlich starkem Relief eine Verkündigung Mariä, deren Figuren sich schon dem gothischen Style nähern. Das Scepter trägt auf einem schlanken Handgriffe einen Knopf, umgeben von theils aufgerichtetem, theils zurückgebogenem Blattwerk. Der Reichsapfel ist in der Mitte zerlegbar, ganz einfach, ohne Gravirung, gekrönt von einem kleinen Kreuzchen. Die Kostbarkeit des Stoffes ist um so merkwürdiger,

als man sich sonst in ähnlichen Fällen mit Insignien von werthlosem Blech oder gar von Holz zu begnügen pflegte. Das Schwert ist nicht ganz eine Elle lang und hat einen einfachen Kreuzgriff, die Klinge ist in zwei Stücke zerbrochen, Alles dick mit Rost bedeckt. Daneben lag noch ein ganz morsches, mißfarbig gewordenes Stück Seidenzeug, Reste eines Kopfkissens und einer Schwertscheide.

(Von dem Dichter Seume), der bereits vor 60 Jahren starb, ist noch eine Nichte am Leben, eine Greisin von 70 Jahren. Sie ist eine einfache, in einem kleinen baufälligen Hause (in Porserna, dem Geburtsorte Seume's?) mit ihrem 78jährigen Ehemann, einem Veteranen von 1813, still dahinlebende und von ihrer Hände Arbeit sich ernährende Dorfbewohnerin; sie geht immer noch ziemlich rüstig nach der Stadt zu Markte, wo sie ihre Waare aus dem Gärtchen verkauft, aber selten mehr als ein paar Groschen dafür löst. Bei alledem hat sie sich aber denselben offenen, ehrlichen Charakter und dieselbe humane Gesinnung und Unverzagtheit, wie sie ihrem berühmten Oheim eigen waren, zu bewahren gewußt. Die Erben des Dichters, dessen bekannte Werke 6 Bände umfassen, erhielten (in Folge der gerichtlichen Ausrufung eines verschollenen Bruders) erst einige 20 Jahre nach dem Tode desselben ein für alle Mal zusammen circa 30 Thlr.

(Das Wirthshaus zu den drei Kreuzen.) Der Dechant Swift pflegte auf seinen Fußreisen von Dublin nach London in den kleinen Wirthshäusern an der Landstraße einzukehren. Eins derselben zwischen Dunchurch und Daventry führte das Zeichen von drei Kreuzen im Schilde, in Beziehung auf die da sich kreuzenden Wege. Hier forderte Swift ein Frühstück; aber die Wirthin war beschäftigt, ihre fleißigen Gäste, einige Fuhrleute, zu befriedigen, und einen plötzlich entstandenen Zank zu stillen; sie ließ den Dechant warten, und überhörte seine wiederholten Bestellungen. Da zog er einen Diamant aus der Tasche und schrieb an jede Fensterscheibe ihrer besten Zimmer:

An den Wirth.
Hier hängen drei Kreuze an der Thür,
Häng' auf dein Weib, so macht es vier.

(Der Gelehrte als Soldat.) Dr. Gregory, Professor der Heilkunst zu Edinburg, war einer der ersten, die sich unter die königlichen Edinburger Volontairs aufnehmen ließen, als dieses schöne Korps errichtet wurde. Er war so sorgfältig, um die militärischen Uebungen sich eigen zu machen, daß er nicht blos regelmäßig sich auf dem Exerzierplatz einfand, sondern auch bei dem Feldwebel täglich einige Stunden Unterricht nahm. Bei einer solchen Gelegenheit ward dieser einmal über die Ungeschicklichkeit seines gelehrten Schülers sehr verdrießlich, und rief im Unwillen aus: „Bei Gott, Herr, ich wollte lieber zehn Narren, als einen Philosophen unterrichten."

(Voltaire.) Der Regent von Frankreich war so erfreut über Voltaire's „Oedipus", daß er ihn aus dem Gefängniß ließ, um der Vorstellung beizuwohnen, und für ihn zu sorgen versprach, wenn er vorsichtig wäre. „Ich bin Ew. Hoheit sehr verbunden", sagte der Dichter, „aber ich will lieber für meine Kost und mein Logis selbst sorgen."

(Studentinnen in Wien und Prag.) Am akademischen Gymnasium zu Wien studiren gegenwärtig drei Mädchen (eines ist die Tochter des Herrn Professor Schrötter), welche alljährlich ihre Prüfungen als Privatschülerinnen ordnungsgemäß ablegen, und zwar mit entschieden günstigem Erfolge. — Auch die Prager Universität hat eine Studentin, Fräulein S. Rubinstein aus Czernowitz, welche um die Erlaubniß angesucht und dieselbe auch erhalten hat, mehrere Vorlesungen an der philosophischen Fakultät über Philosophie, Geschichte, Literatur, Chemie u. s. w. zu hören. Das Fräulein beabsichtigt, wie man hört, auch die Prüfungen zur Erlangung des philosophischen Doktorgrades abzulegen.

Räthsel.

Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos:
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos.

Auflösung des Räthsels in № 69:
Jonas im Wallfisch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Dienstag, 21. Juni 1870.

Die Wundersteine.

(Fortsetzung.)

Vier Wochen nach diesem Gespräche stand Schulze an einem Morgen noch mürrischer als gewöhnlich auf. Er hatte die Nacht so schlecht geschlafen, wie in seinem Leben noch nicht; den zweiten Morgen war's nicht besser und den dritten saß er so blaß und mitgenommen auf dem Kanapee, daß Gottlob meinte, ihm müsse eine Krankheit in den Gliedern stecken, er solle das ja nicht so leicht nehmen.

„Weiß der Teufel, was es ist!" sagte Schulze, „drei Nächte habe ich schon so verrücktes Zeug geträumt, daß ich mich darüber todt ärgern möchte. Und das ist mir die Tage über im Kopfe herumgegangen und ich hab's nicht heraus kriegen können, als ob mir's wirklich passirt wäre. Hätte ich nicht in Paris gelernt, daß nur die alten Weiber was auf Träume geben, ich müßte denken, die Sache bedeute etwas. Erst war mir's, als ob ich den Lehrjungen fortgeschickt hätte, Rechnungen einzukassiren, und dann kam Meyer und zeigte mir drei große Wechsel von der niederländischen Tuchfabrik, die sollte ich auf der Stelle bezahlen; ich hatte aber kein Geld, ich mochte suchen, wie ich wollte; und als ich nun in meiner Angst noch auf den Lehrjungen warte, daß der mir Geld bringen soll, kommt Liebert, der Maurermeister, der kündigt mir das Kapital, was er auf dem Hause hat, das soll ich auch gleich schaffen, und als nun der Lehrjunge ankommt, hat er keinen Pfennig Geld, auf allen Rechnungen ist aber der Stempel vom Stadtgericht, und darunter steht, daß von den Leuten allen kein Geld zu kriegen sei. Da erschrack ich, daß ich aufwachte. Die zweite Nacht ging dieselbe Geschichte los, die dritte aber war's noch schlimmer. Da wollte ich meine ganzen Sachen verkaufen, um Geld zu machen, aber im ganzen Hause war kein Stückchen mehr zu sehen, und wie ich so aus einer Stube in die andere laufe, kommt mir mit einem Male Müllers Lene entgegen und meint: jetzt sei ich nun noch ärmer als sie, ob ich sie nun heirathen wollte? — Solches Zeug und drei Nächte hinter einander! Es graut mir ordentlich, daß ich den Lehrjungen nach Geld fortschicken soll."

Gottlob schüttelte langsam den Kopf und machte ein Gesicht so nachdenklich und ernsthaft, als bedächte er eben das Wohl von ganz Erfurt. „Meister," sagte er nach einer Weile, „das ist mir eine sonderbare Sache; drei Nächte hinter einander? Nehmen Sie das nicht auf die leichte Achsel, Sie wissen, ich mein's gut! Haben Sie noch nichts vom Traumkönig gehört?" — „Traumkönig?" fragte Schulze, „willst Du mich noch ganz und gar verrückt machen?"

„Ne, ne!" rief Gottlob, „die Sache hat ihre Richtigkeit; ich hab's noch von meiner Großmutter und die wußte mehr, als alle die gescheidten Leute heutzutage. Nur wer noch ein gutes Gemüth hat, zu dem kommt der Traumkönig; das geschieht aber jedesmal, wenn so Einer auf schlimme Wege geräth oder sonst ungehörige Sachen in den Kopf bekommt. Hat sich Einer zum ersten Male der Liederlichkeit ergeben, da wird's ihm hintendrein so schwer zu Muthe, er kann nicht ordentlich schlafen, er träumt tolles Zeug: das ist der Traumkönig, der an seinem Bette steht und ihn warnt. Hat Einer den ersten schlechten Streich vor, so träumt er alle Nächte, er würde ertappt oder verrathen, oder sieht sich wohl gar schon ins Loch gesteckt; das ist wieder der Traumkönig, der ihn warnt. Hat Einer in den Tag hinein gewirthschaftet ohne Sinn und Verstand, da kommt wieder der Traumkönig und

zeigt ihm im Schlafe, wie's enden wird. Wenn die Leute auf ihn hörten, es würde Mancher nicht ins Verderben kommen. Und Sie, Meister," fuhr er fort, „sind Sie nicht ein Sonntagskind? Und kriegen die Sonntagskinder nicht von Geistern und so weiter mehr zu hören und zu sehen, als andere gemeine Leute? Nehmen Sie das nicht zu leicht, Meister, Sie wissen, ich mein's gut!"

Schulze sah den Gesellen an und wurde noch blässer, als er war. Die Sache fing an, ihm selber ganz verdächtig vorzukommen. Aber hatte er nicht die Pariser Schule durchgemacht und durfte er solches Zeug glauben? Er schüttelte eine Art Furcht, die über ihn hatte kommen wollen, mit Gewalt von sich und zog den Mund so verächtlich zusammen, als er nur konnte. — „Schweig' mir mit Deinem Altweibergeschwätze!" sagte er, „ich will Dir gleich zeigen, was daran ist. Schick' mir den Lehrjungen her, er soll Geld einkassiren und morgen wirst Du sehen, daß ich die Tuchfabrik und auch die Zinsen auf's Haus bezahlt habe!" Gottlob zuckte die Achseln und ging. —

Den Morgen darauf stand Schulze früher auf als gewöhnlich, nahm einen großen Stoß Rechnungen und ging selber, Geld einzukassiren — der Lehrjunge hatte den Tag vorher keinen Pfennig gebracht. Als er den Abend wieder in seine Stube trat, warf er die Rechnungen auf den Boden, daß sie gegen alle vier Ecken flogen; dann aber fiel er auf's Kanapee, als habe ihn alle Kraft verlassen. Von seinen vornehmen Kunden hatten kaum zwei ein paar Thaler bezahlt, die Andern ihn aber bis ins Blaue hinein vertröstet. Was das auf sich hatte, das wußte nur Schulze allein, was es aber werden sollte, wenn er kein Geld anderswo herschaffen konnte, das wußte nur der liebe Gott. Und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten.

Vierzehn Tage waren noch nicht vergangen, da fuhr's in ganz Erfurt herum: der reiche Schneider habe Bankerott gemacht. Der Fabrik, woher er sein Tuch bezogen, sei er viele tausend Thaler schuldig gewesen und könne ihre Wechsel nicht bezahlen; Meyer, der Tuchhändler, habe zuerst gemerkt, wie schlecht es mit ihm stehe, und habe auch Liebert, den Maurermeister, gewarnt. Der habe ihm nun ein großes Kapital, was er auf dem Hause gehabt, gekündigt und da sei der Bankerott fertig gewesen. Alle Welt meinte, bei der Wirthschaft, die Schulze geführt, sei nichts dabei zu verwundern, und alle Welt verwunderte sich doch. Nun kam es auch heraus, kein Mensch wußte aber wie noch woher, auf welche Art Schulze den ganzen Schwindel mit seinem großen Geschäfte hatte machen können. Wie er nach Paris gewandert, sei er gleich bei einem großen Meister angekommen, denn die Deutschen würden dort sehr gesucht, und so windig auch Schulze sei, die Franzosen seien doch noch windiger. In den sechs Jahren, die er dort gearbeitet, habe er mit seinem Meister gut gestanden, immer die beste Arbeit gehabt und sich so was gespart. Zuletzt aber hätte ihm sein Meister noch den Kredit bei der Niederländer Tuchfabrik verschafft und so habe Schulze in Erfurt ein Haus gekauft, aber nur ein paar Thaler darauf bezahlt, ein Geschäft errichtet und das Meiste hineingeborgt, allen Leuten weiß gemacht, wunder was für Geld er besitze und alle Leute schändlich betrogen. —

Schulze, der bankerotte Schneider, lag in seinem Bette, das ihm seine Gläubiger fast noch allein gelassen hatten, am Nervenfieber todtkrank. Daß das Unglück so schnell über ihn kommen werde, hatte er nicht gedacht, und daß gerade Meyer, durch dessen Geld er sich helfen wollte, ihn stürzen werde, hatte er noch viel weniger erwartet. Es war, als habe ihn das Schicksal in seinem Unglücke noch verhöhnen wollen. Das ganze Haus war schon ausgeräumt, die sämmtlichen Gesellen auf und davon, auch Gottlob war nicht mehr da, denn er hatte sich, um leben zu können, nach anderer Arbeit umsehen müssen, aber er war nicht davon gegangen wie ein echter Lohnarbeiter, der sich nur so lange um den Meister kümmert, als dieser brav zahlt. Konnte er ihm auch nicht helfen, konnte er nicht bei ihm bleiben in seinem Leide, so wollte er ihn doch erst in die Obhut treuer, pflegender Hände geben. Und Gottlob machte sich, ehe er an seine eigene Sache dachte, auf die Beine hinaus ins Brühl, und es waren keine zwei Stunden vergangen, da war er wieder da und setzte eine Wärterin zu dem Bette, worin Schulze bewußtlos lag, wie er keine bessere hätte finden können.

„Es muß Alles so kommen, wie ich's gedacht habe, ja der Traumkönig!" sagte er und wischte sich die Augen; „na, es führt aber mancher Weg zur Erkenntniß und vielleicht gehen ihm jetzt die Augen auf!" —

Sieben Tage hatte Schulze schon gelegen, ohne etwas von sich selber zu wissen, und er wäre vielleicht dahin gegangen, wenn nicht ein junger Doktor unter seinen Kunden gewesen wäre. Der hatte bis jetzt noch nicht einen einzigen Kranken zu behandeln gehabt, stand aber noch mit einem

hübschen Sümmchen in Schulzens Buche. Dieser nahm sich seiner an, kam täglich drei-, auch wohl viermal, hatte er doch nichts Anderes zu thun, und wenn er auch meinte, er thue es aus purem Mitleid, so fand er es doch nebenbei ganz hübsch, bei seinem ersten Patienten die ganze Schuld herunter zu kuriren.

Es war am achten Tage früh Morgens, da hörte Schulze wie im Traume zwei Stimmen. „Na, so was von einem Mädchen ist mir noch nicht vorgekommen!“ sagte die eine, und das war Mutter Müllern's Stimme; „aber ich sag' Dir, ich hab's nunmehr bald überdrüssig. Erst, wie sich's noch der Mühe verlohnte, sich um den Menschen dahier zu bekümmern, da will sie ihn nicht, spricht, sie will sich nicht anbetteln und nicht aufdringen, und thut wunder wie aparte. Jetzt, wo er kaum mehr als ein Bettelmann ist, wo ihn endlich die Strafe getroffen hat, da läuft sie, kaum daß Gottlob seinen Bericht zu Ende gebracht hat, setzt sich acht Tage an's Bett her und thut, als hätte sie einen Prinzen zu verpflegen. Der Weg vom Brühl bis hierher ist kein Katzensprung und ich habe jetzt die Lauferei satt!“

(Fortsetzung folgt.)

---

*Vom Land. Bei dem schönen Eifer der Bürger von Zweibrücken, mit Thaten und Gaben das ihnen im September bevorstehende Fest für Stadt und Land ehrenvoll und für die Folge segensreich zu gestalten, wird gewiß Jeder mit Interesse die Rede lesen, gehalten auf dem Pferdemarkt zu Zweibrücken am 27. September 1814, am Tage der verordneten gewöhnlichen Preisaustheilung von 5000 Fr. an die Eigenthümer der schönsten inländischen Pferde, von P. Roos, Kreisdirektor des Zweibrücker Kreises. Sie lautet:

„Hochgebietende Freiherrn!
Hochverehrlicher Jury!
Hochzuverehrende Versammlung!

Die Feierlichkeit des heutigen Tages führt unsere Gedankenreihe unwillkürlich in jene Zeiten zurück, in welchen unsere Väter glückliche Tage verlebten, in die Zeiten der ersten Begründung des Zweibrücker Landgestüts.

Unter der denkwürdigen, aufgeklärten und zugleich milden Regierung Sr. Durchlaucht des Herrn Herzog Christian des IV. (von welchem die Zeitgenossen nur Rühmliches zu erzählen wissen), wurde die Zweibrücker Landes-Stuterei zuerst begründet.

Das Gestüt begann einfach, man war vorerst darauf bedacht, einen eigenthümlichen Gestütsstamm, und aus diesem wieder eine Anzahl Beschäler zu bilden, die dazu dienen, die Landes-Race zu veredeln.

Die erste Anlage bestand aus ächten arabischen und türkischen Hengsten, mit englischen Stuten gepaart.

Die Resultate hievon waren, wie die Erfahrung lehrte, vortrefflich.

Man erhielt eine Auswahl von Beschälern, welche die Landes-Race sichtbarlich veredelten, und so wie diese sich nach einigen Generationen emporhob, nahm sie den Charakter einer eigenthümlichen Race an.

Schon in den 1780er Jahren befand sich in dem ganzen Herzogthum Zweibrücken eine allgemein veredelte eigenthümliche Pferde-Race.

Das Zweibrücker Gestüt, um sich in Zeiten der Noth selbst aufrecht halten zu können, war mit bedeutenden Gütern dotirt worden, namentlich mit denen Eicheiscneider, Holzhauser und Birkhauser Parks, sowie mit denen nöthigen Wiesen und Gütern.

So war, mit einigem Zuschuß aus der Staatskasse und aus denen eigenthümlichen Gütern des Gestüts, diese Anstalt in raschem Fortschreiten erhalten worden.

Im Ausland schon war der Werth der Zweibrücker Landes-Race anerkannt und es wurden in den 1780er Jahren hiesige Race-Pferde für die königlich preußischen Gestüte aufgekauft.

Im Jahr 1786 den 24. Juni erschien eine vollständige Landgestüts-Ordnung, welche den dermaligen Umständen angepaßt war: Im Eingang derselben ist in wenigen kräftigen Worten der Zweck des Zweibrücker Landgestüts folgendermaßen ausgedrückt:

„Um unsern getreuen Unterthanen mehr Ver„dienst und Nahrung zu verschaffen, auch das „Geld im Land zu halten, sollen nach unsern „gnädigsten Gesinnungen in unsern gesammten „Herzoglichen Landen, so viel immer thunlich, „schöne, brauchbare und gute Pferde ge„zogen werden.“

Dieser große Zweck war wirklich schon erreicht; des Landes Reichthum war durch das neu angewachsene, veredelte Produkt vermehrt.

So kann eine glücklich gedachte Idee eines weisen Fürsten, wenn sie wohlthätig ins Leben übertragen wird, bleibendes Gut bringen,

welches im Strom der Zeiten nie vergeht und als das glänzendste Monument in der Geschichte dasteht.

Mit dem Ausbruch des französischen Revolutionskriegs wurde die damals sehr zahlreiche Stuterei im Jahr 1793 nach Frankreich abgeführt und daselbst, jedoch mit Ausnahme des Hauptgestütstammes, veräußert.

Erst nach dem Lünewiller Frieden, und zwar durch ein Dekret vom 7. März 1806, wurde der ursprüngliche Gestütsstamm seinem Mutterlande wieder gegeben; alle mit der Domainen-Verwaltung vereinigten Stuterei-Güter wurden zurückgegeben und noch andere neu dem Landgestüte zugetheilt, namentlich: der Park zu Tschifflik, der neue und ein Theil des alten Schloßgartens, die Mastau nebst andern Gütern.

Der aus Frankreich wieder zurückgebrachte Stamm war schön, in sein wahres Mutterland versetzt mußte er schnell vorwärts schreiten.

Im Jahr 1813 bestand derselbe aus 217 Stück.

Die Beschäler wurden im Frühjahr in die Hauptorte der Departemente des Donnersberg, der Saar, des Rhein und Mosel, sowie einen Theil des Mosel- und Niederrheinischen Departements vertheilt, wodurch die Landes-Race schnell veredelt ward, indem jährlich 2000 Stuten bedeckt wurden, von welchen noch viele Produktionen vorhanden sind, die einen Theil des Reichthums des Landmanns ausmachen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Meerrettigbau,) heißt es in der amerikanischen „Nordwestlichen Acker- und Gartenbau-Zeitung" — ist zu einem der rentabelsten Geschäfte der New-Yorker Gärtner geworden und muß sich auch in der Nähe anderer großer Städte bei der alljährlich sich vermehrenden Nachfrage sehr gut bezahlen, wenn derselbe richtig betrieben wird. Obwohl der Meerrettig in jedem Boden wächst, muß doch, wenn sich der Anbau recht rentiren soll, gerade der beste Boden dazu genommen und auf das sorgsamste bearbeitet werden. Beim Anpflanzen dieses Gewächses macht man tiefe Löcher mit einer eisernen Brechstange und steckt die Meerrettig-Setzlinge so hinein, daß ihre Krone ungefähr 2 Zoll unter die Oberfläche kommt; sehr bald wachsen dieselben so üppig empor, daß sie alles Unkraut selber niederhalten. Die Anlagen sind im Frühlinge zu machen und die Wurzeln im Spätherbste auszugraben; ein großer Vortheil beim Rettigbaue ist, daß Fröste dieser Pflanze keinen Schaden thun. Bei New-York hat man von einem Acker nicht selten 12- bis 1500 Wurzeln geerntet im Gewichte von 34 Pfund per Stück im Durchschnitt. Der Preis wechselt von 100 bis 200 Pfd. St. per Tonne (2000 Pfd.) und selbst bei nur geringem Ertrage lösen dort die Gärtner 500 bis 600 Pfd. St. aus einem Acker Meerrettig, und häufig an 12- bis 1500 Pfd. St.

Der Abbé Gobelin war Beichtvater der Madame de Coulanges, die sich durch so viel Geist und Witz auszeichnete. Als sie ihm einmal ihre Beichte abgelegt hatte, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „Jede Sünde dieser Dame ist ein Epigramm."

Technisches.

* Das Telephon von Dr. Fürntrath in Graz, elastisches Fernsprechrohr statt des Klingels oder Glockenzugs, ist jetzt bedeutend verbessert worden, indem dasselbe mit einer sogen. Telephonuhr versehen ist, die hauptsächlich für Hotels praktisch sein soll. Diese Uhr zeigt nämlich dem im Centralbureau oder Wartezimmer sitzenden Portier an, aus welchem Zimmer man mit ihm zu sprechen wünscht. Derselbe braucht auf das Signal nicht aus dem Zimmer zu eilen, sondern kann die Unterhaltung mit dem Gast von seinem Platze sofort beginnen. Jedenfalls in vieler Beziehung eine Annehmlichkeit.

(Frankf. Arbeitgeber.)

* Lebensphilosophie.

Rose, dankend deinem Glücke,
Daß die schönste du vor allen,
Zieh' dich nicht so stolz zurücke
Vor den armen Nachtigallen.

Auflösung des Räthsels in № 70:
Schnee und Sonne.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Donnerstag, 23. Juni **1870.**

Die Wundersteine.

(Fortsetzung.)

„Aber liebe, gute Mutter!" fing die andere Stimme an, und Schulzen war's, als würde es ganz warm in seinem Herzen, „so laß mich doch, ich arbeite ja hier ebensoviel, und wenn ich auch einmal die Nacht noch mehr als zu Hause wachen muß, und wenn Du mir mein Bischen Essen nicht gern bringst, so will ich mir's hier selber machen, es ist mir ja nur wegen der Versäumniß. Du lieber Gott, ich kann ihn doch nicht hier liegen lassen und es auf meinem Gewissen haben, wenn er stürbe! Wen hat er denn noch als mich?"

„Ach was, Du bist eine dumme Trine und mußt immer Recht haben," sagte die Alte verdrießlich. „Wie du mir, so ich dir! Hat er sich etwa um Dich gekümmert und sich ein Gewissen Deinetwegen gemacht?" — Lene erwiederte nichts; Schulze fühlte aber, wie ihm ganz leise ein Tuch über die Stirne fuhr und den heraustretenden Schweiß abwischte. Ihm war's inwendig, als sollte Alles von einander gehen, als müsse er weinen heiße Thränen, er wußte selber nicht warum. Er schlug die Augen auf und sah in seine Stube, in der außer seinem Bette nichts mehr war als die kahlen vier Wände. Da trat ihm zum Erstenmale wieder die Gegenwart mit ihren Schrecken, immer ein Bild nach dem andern, klar vor die Seele, daß er aufseufzen mußte, als wolle er einen riesigen Berg von der Brust wälzen. Und wie er aufseufzte, da bog sich das ängstliche Gesicht seiner Lene über ihn, die aber, als sie ihm in die offenen Augen sah, mit einem halben Schreckensschrei zurückfuhr.

„Nu, nu!" sagte die Müllern und trat hinter dem Bette vor, „was ist es denn? Die Augen hat er wieder offen, kann nunmehr selber seine Schande und die Narrheit von andern Leuten sehen, nicht wahr, Er hochmüthiger Lumpenprinz?" — „Aber, Mutter!" schrie Lene auf und fiel ihr in die Arme, als wollte sie eine Gewaltthat verhindern, während ihr die hellen Thränen aus den Augen brachen; „ich bitte Dich doch um Gotteswillen, es ist ja ein todtkranker Mensch!"

Die Alte brummte, warf einen bärbeißigen Blick nach dem Schneider und kehrte sich dem Fenster zu. Lene aber hielt ihre Schürze vor die Augen und lief zur Thüre hinaus. Schulze lag da und wußte nicht, sollte er weinen, schreien oder sich vor den Kopf schlagen. Was er wie im Traume gehört, stand jetzt in der Wirklichkeit vor ihm: seine Lene, die er unglücklich gemacht, die er in seinem Hochmuthe von sich gestoßen und die nun von allen Menschen in der Welt noch allein bei ihm geblieben war. Er war sich in seinem ganzen Leben noch nicht so erbärmlich vorgekommen wie jetzt.

Es verging eine ganze Weile und Keins sprach ein Wort. Die Alte stand an ihrem Fenster wie angenagelt, in Schulzen wogte es halb wie Angst und Beklommenheit, halb wie Zerknirschung. — „Mutter Müllern," fing er endlich mit krankheitsmatter Stimme an. Die aber regte sich nicht. „Mutter Müllern," begann er nach einer Weile wieder, „ich bin ein ganz schofeler Kerl gewesen, ich weiß es!" — Da drehte sich die Alte um und sah ihn finster an. „Das ist das erste wahre Wort, was ich im Leben von Ihm höre," sagte sie und drehte ihm wieder den Rücken zu.

„Mutter Müllern, kommen Sie einmal her," fuhr Schulze fort, „es kann sein, daß ich sterbe, und ich habe Ihnen so viel Leids zugefügt, das liegt mir Alles so schwer auf dem Herzen." — „Was red't Er?" sagte die Alte und kam langsam auf das Bett los, als wolle sie ihm Auge

gegen Auge die Leviten lesen. „Sterben? Unkraut verdirbt nicht und so lange es noch Narren gibt, die sich selber lieber kaput machen, als daß sie es seinem Schicksale überlassen, hat's erst recht keine Noth!"

„Mutter, ich bin ein schlechter Kerl gewesen, ich weiß es!" sprach Schulze und faßte ihre Hand, soviel sie diese auch zurückziehen wollte; „aber komme ich wieder auf, ich will's, weiß Gott, wieder gut machen, so viel ich's kann!"

Die Alte wollte eben mit etwas herausfahren, da trat Lene wieder in die Stube. Sie hatte rothgeweinte Augen, war bleich, aber gefaßt. „Lene!" rief Schulze, und Alles, was in ihm gesessen hatte, das brach jetzt in dicken Thränen zu seinen Augen heraus; „Lene, Du Engel, kannst Du mir's denn vergeben, was ich Dir Alles angethan habe?"

Weiter konnte er nicht sprechen, und wie Lene seine matte Stimme hörte und in seine nassen Augen sah, da brach sie an dem Bette in die Kniee und weinte und schluchzte in die Kissen hinein, als wolle ihr das Herz brechen. Die Alte aber stand dabei, wollte ein bärbeißiges Gesicht machen und konnte nicht recht, zog, als wolle sie ihre Hand losreißen und es gehe nicht, endlich aber drehte sie sich barsch um und trat wieder an's Fenster: „Nu, lieber gar eine Heulkomödie!" sagte sie und fuhr sich mit der Hand selbst über die Augen; „das hat mir zu guter Letzt noch gerade gefehlt!" — —

Es war vier Wochen später, da fuhr auf der Straße nach Ohrdruff ein Wagen, der mit allerlei Hausgeräthe bepackt war. Hinten saßen auf zwei Strohbündeln eine alte und eine junge Frau, vorn beim Fuhrmann standen zwei Männer an die Wagenleiter gelehnt.

„Halt!" rief der Eine, als sie die Grenze des gothaischen Herzogthums erreicht hatten, „halt' an, Fuhrmann! — Meister," sprach er dann und reichte dem Andern die Hand, „wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen. Bleiben Sie gesund und leben Sie recht glücklich; wenn Sie aber noch Eins zum Adieu annehmen wollen: Verachten Sie mir den Traumkönig nicht, Meister! Adieu, Frau Schulze, adieu, Frau Müllern," fuhr er fort, „denken Sie manchmal an mich!" und damit hatte er auch den beiden Frauen die Hand gereicht, war mit einem Satze vom Wagen und wanderte rasch die Straße nach Erfurt zurück, ohne sich umzusehen. Erst als er ein großes Stück weg war, drehte er sich noch einmal um und schwenkte den Hut zum letzten Abschied. — Das war aber Gottlob, der seinem alten Meister ein Stück Wegs das Geleite gegeben hatte. Wo der Meister hinwollte, werden wir gleich hören.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Vom Land. (Schluß.) Dieses war der Stand des Zweibrücker Landgestüts, als mit dem Anfang des merkwürdigen 1814ten Errettungsjahrs die hiesige Stuterei zum Zweitenmal mit 130 Stück an der Zahl nach Frankreich abgeführt wurde.

Das Wenige, was zurückgelassen ward, wurde in der ersten ordnungslosen Zeit militärisch weggeführt, so daß nur dermalen noch dem Gestüt 20 Stück verbleiben, welche zum Theil dieses Frühjahr beschält haben.

Im nächsten Frühjahr aber wird durch eingeführte strenge Oekonomie in der Stuterei-Verwaltung eine bedeutende Anzahl Beschäler aufgestellt werden, so daß nach und nach das Zweibrücker Landgestüt wieder zu seinem ehemaligen Glanz emporkommen wird.

Und so zeichnet sich denn auch hier, wie allenthalben, der großmüthige und hochherzige Geist der hohen verbündeten Mächte aus, nach welchem sie die ursprünglich deutsche Anstalt, welche für das Volk des diesseitigen Landes so vielen Werth hat, anerkennend schützen und aufrecht erhielten.

Durch einen Gouvernements-Beschluß des Mittelrheins vom 17./19ten März letzthin wurde nämlich Erhaltung und Wiederbegründung des Zweibrücker Landgestüts förmlich verordnet, und alle früheren Dotationen des Gestüts bestätigt, die sämmtlichen Einkünfte aber dem Gestüt zum Ankauf von Beschälern belassen.

Eine Stuterei-Verwaltungs-Kommission, bestehend aus drei Mitgliedern, wurde durch denselben Beschluß niedergesetzt, welche mit einem Rendanten die Verwaltung zu führen haben.

Zu Mitgliedern dieser Verwaltungs-Kommission wurden ernannt die Herren C. von Hofenfels, G. von Failly und D. Frölich, Alle zu Zweibrücken wohnhaft. Diese haben sich aus rein patriotischem Eifer unentgeltlich dem Geschäft gewidmet.

Ihrem patriotischen Sinn, welcher sich überhaupt recht eigentlich nur in Zeiten der Noth bewährt, bin ich öffentlich den wärmsten Dank schuldig; sie haben thätig zur Erhaltung dessen, was noch vorhanden ist, mitgewirkt.

Den auffallendsten Beweis aber der edelmüthigsten und hochherzigsten Gesinnungen der hohen verbündeten Mächte finden wir in dem Volksfeste des heutigen Tages.

Digitized by Google

Eine hohe Verfügung der k. k. österreichischen und k. bayer. gemeinschaftlichen Landes-Administrations-Kommission vom 8. dieses verordnet die heutige Preisaustheilung von 5000 Franken an die Eigenthümer der schönsten Pferde.

Diese wohlthätige Verfügung ermuntert zur Veredlung der inländischen Pferdezucht auf und belebt dadurch wieder auf's Neue in der Volksmeinung den Glauben an die Fortdauer des Zweibrücker Landgestüts, an welcher schon mancher Landmann kleinmüthig verzweifeln wollte.

Es erfreue sich daher am heutigen Tag der Landmann und überzeuge sich durch die That von der Fortdauer des Zweibrücker Landgestüts; er kehre froh zurück von dem heutigen Fest mit Vertrauen und Zuversicht, daß eine so wohlthätige, zweckmäßig angelegte Anstalt dem hiesigen Land stetshin wird erhalten werden, und daß in den Zeiten der Ruhe gewiß bleiben und aufblühen wird, was man selbst in Zeiten des Kriegs als dem Lande angehörig heilig gehalten hatte.

Es entspreche nun auch der Landmann der Absicht des heutigen Ermunterungsfestes, und verwende Sorgfalt auf die Veredlung der Pferdezucht.

Wir Alle dagegen, die wir hier versammelt sind, laßt uns im Namen des Landes Dank bringen den hohen, verbündeten Mächten für diese großmüthigen Gesinnungen; und wir bitten die zur Verherrlichnng des heutigen Festes anwesenden Freiherrn v. Heß, k. k. österreichischen Geheimrath und Regierungspräsident, Exzellenz und Freiherrn v. Knopp, k. bayer. Kriegsrath und Regierungsrath, unsern wärmsten Dank im Namen der Souveraine gnädigst aufzunehmen.

Es leben die hohen, verbündeten Mächte!

Es leben die Erretter des deutschen Vaterlands!"

* * *

Gewiß gibt diese einfache lichte Rede zu allerlei Bemerkungen Veranlassung. Wir heben nur hervor, daß gar oft von den Vätern mühsam und reichlich gesammelte Kapitalien sammt den Zinsen verloren gehen, wenn der rege Sinn und die Sorge dafür nach und nach schwinden und sich zur Entschuldigung Berge von Schwierigkeiten mit „Wenn" und „Aber" oder „so und so sollt's sein," aufthürmen, die vor dem entschlossenen klaren Willen wie Nebel vor der Sonne verschwinden. — Ein solches Kapital für die ganze Pfalz, besonders für unsere Gegend ist das Gestüt, ist der Ruf und die Ehre der Pferde Zweibrücker Race und ihrer Zucht.

Es wird deßhalb Vielen klar sein, warum wir uns jedesmal freuen, wenn wir von da und dort hören, daß junge Männer, verständige Bauernsöhne und tüchtige Knechte jetzt schon (und es ist gar nicht zu frühe!) Abends auf der Straße, auf einem Brachacker oder dürrem gemähtem Kleeacker ihre Pferde (und sich) im anhaltenden Trab oder Galopp üben. Es kommt dies sehr dem Pferde und dem Burschen für alle Fälle, besonders aber für's Wettrennen zu gut, denn nur „Uebung macht den Meister" und wenn „noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen" ist, so werden gewiß auch die Pferde ohne Uebung keine Preisträger beim Wettrennen. Aber die Uebung stärkt und stählt das Pferd und wenn es dabei gut genährt und gepflegt wird, so wird's nicht allein beim Rennen gut bestehen, sondern nach allen Richtungen und Beziehungen dem Rufe der Zweibrücker Pferde wieder Ehre machen, und dies ist ja in der Hauptsache das Ziel der Wettrennen und aller Prämiirungen. Und wenn schon der gute Ruf unserer Pferde jedem Bauersmann der Gegend so sehr viel werth ist, so ist doch auch ein Preis von 150 Gulden oder 50 Gulden für einen Ritt eine Sache — um die man sich sonst manche saure Arbeit gefallen läßt. Und die Ehre!

Es wäre darum zu viel, wollten wir hier zu den Uebungen, wie sie jetzt mit den Pferden in jedem Dorfe gemacht werden sollen, aneifern. Wir hoffen, jeder Landwirth und alle Freunde der Landwirthschaft werden dies thun, und zwar sofort und mit frischem Muthe.

Aber wir wollen noch die Preise, die Freiherr v. Heß, der Regierungspräsident, 1814 austheilte, und die Namen der damaligen Preisträger hier abdrucken, und zweifeln nicht, viele dieser bekannten Namen auch im Herbste bei dem Wettrennen wieder zu finden.

Für alte Stuten: An Walster, Heinrich, von Bitschied, 300 Fr.; Müller, Georg, vom Wetschhauserhof, 250 Fr.; Ehresmann, Jakob, von Hochheim, 200 Fr.; Scharff, Christian, von Homburg, 175 Fr.; Karcher, Theobald, von Kaiserslautern, 150 Fr.; Becker, Theobald, von Winterbach, 125 Fr.; Siffert, Friedrich, von Homburg, 100 Fr. Für Hengst-Fohlen: An Mauß, Georg, von Neuhornbach, 325 Fr.; Walster, Heinrich, von Bitschied, 300 Fr.; Mischo, Johann, von Gersheim, 225 Fr.; Vollmar, Theobald, von Käshofen, 200 Fr.; Brill, Ludwig, von Böckweiler, 200 Fr.; Emmerich, Christian, von Birkenfeld, 175 Fr.; Buchmann, Adam, von Rieschweiler, 150 Fr.; Eckert, Jakob, von Bergweiler, 125 Fr; Schäfer, Jakob, von Käshofen, 100 Fr.; Riehm, Daniel, von Mörschbach, 100 Fr.;

Digitized by Google

Joſt, Peter, von Großſteinhauſen, 75 Fr.; Heidacker, Johannes, von Neunkirchen, 75 Fr. Für Stut-Fohlen: An Walſter, Heinrich, von Bitſchied, 300 Fr.; Failly, Guſtav, von Zweibrücken (hat den Preis nicht angenommen, weil er Mitglied der Verw.-Kommiſſion iſt); Neuberger, Johann, von Petersheim, 250 Fr.; Stalter, Joſeph, vom Oberſthof, 200 Fr.; Ochs, Adam, von Oſthofen, 175 Fr.; Failly, Guſtav, von Zweibrücken; Buchheid, Chriſtian, von Schmitshauſen, 140 Fr.; Hartmann, Friedrich, von Ilbisheim, 120 Fr.; Karcher, Chriſtian, von Kaiſerslautern, 100 Fr.; Brill, Heinrich, von Breitfurth, 90 Fr.; Stoll, Konrad, von Dörrenbach, 75 Fr.; Rohrbacher, Bernhard, von Althornbach, 50 Fr.; Emmerich, Wilhelm, von Kuſel, 50 Fr.; Stalter, Chriſtian, von Vickenaſchbach, 50 Fr.; Munſinger, Michel, von Gerhardsbrunn, 50 Fr.

Verordnung.

Preisvertheilung an die Eigenthümer der ſchönſten Pferde betreffend.

Die unterzeichnete Stelle findet ſich bewogen, zur Beförderung der inländiſchen Pferdezucht zu verordnen, wie folgt: 1) Die bisher in dieſer Beziehung beſtandene Vertheilung der Aufmunterungspreiſe ſoll beibehalten werden und für das laufende Jahr den 26. September zu Zweibrücken ſtatthaben. 2) Dieſe Preiſe ſollen an diejenigen Pferde-Eigenthümer vertheilt werden, deren in dem dieſſeitigen Länderbezirke geborene Pferde bei dem Konkurs, welcher auf oben bemeldetem Tage eröffnet wird, als die ſchönſten und vorzüglichſten anerkannt werden. 3) Soll die Vertheilung durch den Herrn Kreisdirektor in Zweibrücken geſchehen, welchem ein Jury, beſtehend aus dem Oberbürgermeiſter der Stadt Zweibrücken, den Mitgliedern der Verwaltungs-Kommiſſion der Stuterei, dem Herrn Wagner, Gutsbeſitzer, Hortal, Oberbürgermeiſter zu Pfeddersheim, und Taillard, Vieharzt, beigegeben wird. 4) Die vormals beſtandenen Verordnungen hinſichtlich der Vertheilung dieſer Preiſe ſollen auch bei der gegenwärtigen zur Darnachachtung gelten.

5) Die Preiſe werden in folgender Ordnung zuerkannt: Erwachſene Hengſte: 1. Preis 700 Fr.; 2. Preis 500 Fr. Erwachſene Stuten: 1. Preis 500 Fr.; 2. Preis 400 Fr.; 3. Preis 350 Fr.; 4. Preis 300 Fr. Hengſtfüllen: 1. Preis 400 Fr.; 2. Preis 350 Fr.; 3. Preis 300 Fr.; 4. Preis 250 Fr.; 5. Preis 100 Fr. Stutfüllen: 1. Preis 300 Fr.; 2 Preis 250 Fr.; 3. Preis 150 Fr.; 4. Preis 100 Fr.; 5. Preis 50 Fr., zuſammen 5000 Fr. 6) Der Oberbürgermeiſter von Zweibrücken iſt beauftragt, die nöthigen Vorkehrungen zur Einrichtung eines Lokals zu treffen. 7) Gegenwärtige Verordnung ſoll zur allgemeinen Kenntniß in das Amtsblatt und in die Zeitungen des dieſſeitigen Länderbezirks eingerückt werden. Kreuznach, den 8. Sept. 1814. Die k. k. öſterr. und k. bayer. gemeinſchaftliche Landes-Adminiſtrations-Kommiſſion. Knopp, p. t. praes. v. Moßhardt.

Mannigfaltiges.

(Wahrer Ausdruck.) Jemand bat den Demoſthenes, ſich ſeiner gegen einen Beleidiger gerichtlich anzunehmen. Er erzählte ihm den Vorfall der erlittenen Kränkung mit der größten Ruhe und Gelaſſenheit. „Guter Freund", ſagte der große Redner, „ich dächte, wir ließen die Sache gut ſein." — „Was!" ſchrie der Kläger nun mit wüthender Geberde und Stentor-Stimme, „ich ſollte dieſe grimmigen Blicke, dieſe Schimpfreden und Schmähungen ſo hingehen laſſen —!" „Nun," ſagte Demoſthenes, „nun glaube ich wohl, daß wirkliche Beleidigungen vorgefallen ſind."

(Die Schotten.) Eine Dame fragte einen etwas beſchränkten ſchottiſchen Edelmann, wie es käme, daß die Schotten, die ihre Heimath verließen, Leute von größeren Fähigkeiten wären, als die, welche zu Hauſe blieben. „O Madam," antwortete er, „die Urſache iſt leicht zu finden. An jedem Ausgange an der Grenze ſtehen Leute, welche alle Auspaſſirenden examiniren, damit zur Ehre des Landes Niemand es verlaſſe, der nicht ein Mann von Verſtande iſt." — „Da," ſagte ſie, „haben ſich Ihre Gnaden vermuthlich durchgeſchlichen."

* Lebensphiloſophie.

Die Wunden, welche die ſcharfen Maſchinen des Schickſals in uns ſchneiden, fallen bald zu; aber eine Wunde, die uns das roſtige, ſtumpfe Marterinſtrument eines ungerechten Menſchen reißet, fängt zu eitern an und ſchließet ſich ſpät.

Jean Paul.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Samstag, 25. Juni 1870.

Die Wundersteine.

(Fortsetzung.)

Als Schulze von seiner Krankheit halbwegs wieder hergestellt gewesen, war großer Rath gehalten worden, was nun mit ihm werden sollte. Wieder als Geselle zu arbeiten oder überhaupt in Erfurt zu bleiben, dagegen hatten Alle, das heißt Gottlob, Lene und Schulze gestimmt; die alte Müllern war wohl auch befragt worden, die hatte aber gesagt, sie hätten bisher gemacht, was sie wollten, nun sollten sie es auch ferner thun. Als aber Keins einen ordentlichen Rath gewußt, hatte sie doch gemeint, so ging es, wenn Jeder immer selber klug sein wolle und nicht auf alte, erfahrene Leute höre, am Ende bleibe er doch stecken. Was sie thäte, wolle sie sagen, und die Andern könnten's dann halten, wie sie wollten. In Erfurt bleibe sie nicht, die Rederei, die jetzt von Neuem losgehe, könne sie nicht noch einmal ertragen. Sie ziehe nach Ohrdruff zu ihrer Base, damit sie ihre alten Tage in Ruhe verleben könne. Ohrdruff sei aber ein Ort, der noch mehr Nahrung habe als Erfurt, wo Alles hinzöge, und wenn andere Leute gescheidt wären, versuchten sie dort auch ihr Heil. Den Großen könne man da freilich nicht spielen und das Herumludern bringe ebenso wenig ein, als an andern Orten. Da hatte Schulze die Lene und Lene Schulze angesehen, und der hatte endlich gesagt: „Mutter, ich hab's gesagt, ich will meine Dummheiten wieder gut machen, so viel ich kann. Das Nothwendigste ist doch, daß Lene meine Frau wird und dann ziehen wir mit. Großthun will ich, weiß Gott, nicht und arbeiten will ich auch, und hat die Base schon früher unsern Jungen zu sich genommen, so hilft sie mir wohl auch nach und nach zu einer Kundschaft. Zum Anfang habe ich schon noch was, der Gottlob hat gesorgt, daß mir noch so viel übrig geblieben ist — und nun, Mutter, machen Sie wenigstens ein einziges Mal ein freundliches Gesicht und sprechen Sie: 's ist recht so!"

„Und wenn ich's spreche, thue ich's doch nur, daß endlich einmal der Schandflecken zugedeckt wird," hatte die Alte gesagt; als ihr aber Lene um den Hals gefallen war und ganz schmerzlich gerufen hatte: „Mutter, denkst Du denn gar nicht mehr an mich?" da hatte sie gemeint: „Ja doch, Du dumme Trine, habe ich denn nicht Alles Deinetwegen gethan? Es ist ja recht, thut mir nur den Gefallen und weint nicht wieder!"

Als nun aber die große Berathschlagung zu Ende gewesen, auf welche Art die Hochzeit am kürzesten gemacht werden könnte und wie der ganze Umzug geschehen sollte, und was vorher der Base geschrieben werden müsse, da hatte Gottlob noch zuletzt ganz wehmüthig gefragt, was denn nun eigentlich mit ihm werden solle? Seit der verdammten Geschichte gefalle ihm Erfurt an keiner Ecke mehr, vollends da sie nun Alle fortzögen — und zum Wandern sei er doch schon gar zu alt.

Da stand aber Schulze auf und reichte ihm die Hand. „Gottlob," sagte er, „Du bist eine alte, treue Haut, und ich werde Dir Deine Freundschaft nicht vergessen, so lange ich lebe. Bleibe jetzt noch, wo Du bist und sieh' zu, wie Du aushältst, bis ich Arbeit in Ohrdruff habe. Der erste Geselle, den ich brauche, der bist Du, und hernach, denke ich, werden wir in diesem Leben nicht wieder von einander gehen." —

Dabei war es geblieben und an der gotha'schen Grenze hatten sie sich getrennt mit tausend frohen Wünschen, mit tausend neuen Hoffnungen für die Zukunft. —

Vier Wochen waren vergangen, seit Schulze sich mit seiner jungen Frau in Ohrdruff nieder-

Digitized by Google

gelaſſen. Er hatte das neue Leben mit den ernſthafteſten und beſten Vorſätzen angefangen, und als er in der kleinen Stube allein auf ſeinem Schneidertiſche ſaß und ſeine Lene ſtill und geräuſchlos wirthſchaften oder mit ihrer Weißnäherei neben ſich arbeiten ſah, war ihm wohler geworden, als es ihm je in ſeinem vornehmen Leben geweſen. Eine heimliche Angſt, wie das endlich auslaufen werde, hatte ihn damals nie verlaſſen. Ein Anfang zu einer Kundſchaft war auch ſchon da. Die Baſe war Hebamme, kam in die Häuſer reicher und armer Leute, und empfahl den neuen Vetter und ſeine Frau auf's Beſte; und daß ſie Beide aus Erfurt kamen und er viele Jahre in Paris gearbeitet hatte, that zu der Empfehlung auch das Seinige. Das Beſte aber war, daß in Ohrdruff die Leute noch wenig von langem Kredit und Schuldigſein wußten; wurde ein fertiges Stück abgeliefert, ſo gab es baares Geld. —

„Aller Anfang iſt ſchwer!" ſagt das Sprichwort. Oft genug iſt es aber auch umgekehrt, da iſt der Anfang das Leichteſte, und das Fortführen, die Ausdauer das Schwerſte, ganz beſonders, wenn es heißt: Beſſerwerden.

Vier Wochen waren vergangen, da wurde es Schulzen ſchon manchmal, als ob der Schneidertiſch ganz heiß wäre, als ob das Tuch zu feſt ſei und die Nadeln nicht ſtechen wollten, als ob er es bei der Arbeit nicht mehr aushalten könne. Das war aber natürlich. Wer Jahre lang den Freiherrn geſpielt, die Arbeit an den Nagel gehängt hat und ſpazieren gegangen iſt, dem ſchmeckt dann die Arbeit, beſonders wenn der erſte Trieb vorbei iſt, wie ſaures Bier, und möchte ihm Kopfſchmerzen und Bauchkneipen machen. Im Anfang überwand es Schulze und ſchämte ſich vor ſeiner fleißigen Frau; als ſich aber ſeine Unluſt von Tag zu Tag mehrte und es ihm an einem ſchönen Sommernachmittage abſolut unmöglich ſchien, in dem Augenblicke nur noch einen einzigen Stich zu thun, da gab er einen nothwendigen Gang zu einem Kunden vor und lief aus dem Hauſe, als brenne es hinter ihm. Wo er hin wollte, wußte er ſelbſt noch nicht, nur fort von der Arbeit; als er aber den Ort hinunterging und an den rothen Löwen kam, wo er zuerſt mit ſeiner Frau und Schwiegermutter abgeſtiegen war, da fiel es ihm ein, daß es doch eigentlich verteufelt heiß ſei und daß ein Glas Bier gar nicht ſchaden könne, und ohne ſich lange zu beſinnen, ſchwenkte er hinein. Im Löwen war allerliebſte Geſellſchaft. Wohlgemuth wie der Fiſch im Waſſer ſetzte ſich Schulze feſt, hörte erſt ein Weilchen zu, was geſprochen wurde, gab dann auch ſein Wort drein, erzählte von Erfurt, was dort für ein Leben ſei, von Erfurt kam er auf Paris, und als er endlich zufällig nach der großen Schwarzwälderuhr in der Stube ſah, waren zwei Stunden herum, er wußte nicht, wo ſie geblieben waren. Da dachte er aber doch daran, was wohl ſeine Lene ſagen würde, und machte ſich wieder auf den Heimweg. — Zu Hauſe hatte ſchon geraume Weile ein neuer Kunde gewartet und war endlich wieder fortgegangen, und als Lene fragte, wo Schulze denn ſo lange geblieben ſei, fuhr der heraus, daß ſie ganz erſchreckt zuſammenfuhr: „Trab könne er doch nicht laufen, ob es ihr etwa ſchon nicht recht wäre, wenn er die ganze Woche arbeite und dann ein paar Worte unterwegs rede?" —

Den Nachmittag darauf war's wieder heiß und Schulzen war in ſeinem Leben die Arbeit noch nicht ſo ſchwer angekommen. Wenn er an den rothen Löwen dachte, meinte er keinen Tag zu wiſſen, wo er ſo viel Spaß gehabt wie geſtern, aber die Scheu, was Lene denken müſſe, wenn er wieder fortgehe, hielt ihn diesmal zurück. Seine Arbeit an dem ganzen Nachmittage hätte aber ein Anderer in zehn Minuten gemacht, und er war froh, als es endlich dunkel wurde. Da nahm er ſeine Frau unter den Arm und beſuchte die Baſe und die Schwiegermutter, wie er's bis dahin immer gehalten hatte.

War es aber den zweiten Tag ſchlecht gegangen, ſo wollte es den dritten erſt nicht recht gehen. Ein um das andere Mal zuckte es in ſeiner Hand, um die Arbeit bei Seite zu werfen und nach ſeinem Rocke zum Fortgehen zu greifen, und immer noch hielt ihn eine gewiſſe Scham zurück; da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch in Erfurt ſeine beſten Kunden in den Tabagien und öffentlichen Lokalen bekommen habe, und daß es doch gar nicht wie ein rechter Mann wäre, wenn er erſt ſeine Frau bei jedem Gang fragen ſolle, und da hatte er auch ſchon den Rock auf dem Leibe, ſagte zu ſeiner Lene nichts als: „Ich komme gleich wieder!" und ſaß bald im Löwen hinterm Bier.

Das erſte Mal, als er hier geweſen, war es ihm mehr um die Unterhaltung und den Nachmittag, den er auf den Kopf ſchlagen wollte, als um das Bier geweſen, heute traf er nur zwei Männer an, die vermuthlich Stammgäſte ſein mußten, denn ſie hatten Beide Geſichter, denen das Wirthshaus an allen Enden herausſah. Das

Gespräch ging nur träge herüber und hinüber, und da fand denn Schulze, daß das Bier kein Erfurter Doppelbier, sondern infam schlecht sei. Die andern Beiden saßen beim Glase Nordhäuser, das war ihm aber doch zu ordinär — ein Glas Rum forderte er. Bald kam mehr Gesellschaft, und erst als es zu dämmern anfing, ging Schulze nach Hause.

Lene saß noch immer bei ihrer Arbeit und erwiederte seinen Gruß nur halb. Schulze mochte nicht nach der Ursache fragen und zog langsam seinen Rock aus. — „Michelis hat zweimal hergeschickt," sagte sie endlich, „und hat seine Hose haben wollen. Er hat sagen lassen, wenn Du ihn gleich das erste Mal im Stiche ließest, müßte er künftig seine Sachen wo anders machen lassen." — „Kann's nicht hexen!" antwortete er kurz.

„Wenn Du zu Hause geblieben wärst, könnte sie fertig sein," sagte sie halblaut, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen; „vorgestern, wie Du den halben Nachmittag weg warst, war Einer da, der ist auch nicht wiedergekommen." — Da wurde Schulze bitterböse. „Ich bin doch wohl kein dummer Junge," fuhr er in die Höhe, „daß ich jedesmal erst fragen soll, wenn ich weggehe? Oder wenn Du etwa denkst, Du willst ein Pantoffel-Regiment einführen, da will ich Dir zeigen, daß ich thun und lassen kann, was ich will! Ich lasse mir keine Vorschriften machen!"

„Aber, Fritz, was hast Du denn nur?" sagte Lene ganz ängstlich; „vorgestern hast Du mich schon angefahren und ich mein's doch gut. Du hast den ganzen Nachmittag im rothen Löwen gesessen, die Nachbar Schmidten hat Dich gesehen, und da ist mir ganz angst geworden, wenn ich an die viele Arbeit gedacht habe, die diese Woche noch geschafft werden soll."

„Und ich sag' Dir's ein- für allemal, ich lasse mir nichts befehlen und thue, was ich will!" schrie Schulze und warf den Rock gegen die Erde, daß der Staub in die Höhe wirbelte. Eigentlich fühlte er inwendig sein Unrecht nur zu wohl, aber das ist die gewöhnliche Art, je mehr sich Einer schuldig fühlt, desto mehr will er das durch Spektakeln verdecken. Ueberdies war Schulzen das Reden und Mahnen seiner Frau unbequem, und das wollte er mit einem Male abschneiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reseda.

Dieses schmucklose, aber duftreiche Pflänzchen, das aus Aegypten zu uns eingewandert ist, hat sich durch seinen Wohlgeruch eine so allgemeine Liebe erworben, namentlich auch bei dem schönen Geschlechte, daß wir hoffen, einigen Dank zu erwerben, wenn wir zeigen, wie man diesen Liebling bei nur geringer Pflege das ganze Jahr hindurch im blüthen- und duftreichen Zustande haben kann. Vom Juni bis spät in den Herbst bietet die Reseda uns ihren Wohlgeruch reichlich in jedem nicht gar zu trockenen Garten, in dem sie einmal angesäet wurde, da sie sich durch Samenausfall selbst fortpflanzt. Sicherer jedoch ist es, im zeitigen Frühjahr einige Samenkörnchen an sonnenreicher Stelle auszustreuen, den Boden feucht und die erstere Zeit rein von Unkraut zu halten. Sie lohnt diese geringe Mühe reichlich durch freudigen Wuchs und köstlichen Wohlgeruch, der, auf Zephyrs Flügeln getragen, selbst den am Garten Vorübergehenden einen „guten Abend" sagt und am Morgen in das nach dem Garten gelegene Schlafgemach durch das geöffnete Fenster der gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein bescheiden einen „guten Morgen" bietet, auch den gnädigen Herrn nicht vergißt, wenn dieser es nicht vorzieht, vor unserm Aegypter, wie Moses und die Kinder Israels vor Pharao, sich in eine Wolke zu hüllen — von duftiger Havanna. Auch den Geschmacksnerven zollt die Reseda ihren Tribut. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die zahlreichen Staubbeutel mit einer feinen Scheere abzuschneiden und auf Papier zu sammeln, hat in diesen ein Ingredienz zur köstlichsten Weinbowle in Händen, die von keiner Ananasbowle übertroffen wird. Um die übrige Zeit des Jahres blühende Reseda zu haben, muß man zur Topfkultur greifen. Diese hier ist eben so einfach wie die Freilandkultur. Das Pflänzchen ist zu bescheiden, um irgendwie andere Ansprüche zu machen, als ihre ordinärsten einheimischen Schwestern, die wir in Töpfen ziehen. Man füllt bis auf einen halben Zoll einen Blumentopf mit nahrhafter Erde. Das Abzugsloch muß durch eine Scherbenlage offen erhalten werden, denn sonst macht die „gute Pflege", worunter Laien gewöhnlich ein häufiges Begießen verstehen, die Pflanzen wurzelfaul. Hierauf streut man einige Samenkörner hinein, so daß sie möglichst in gleiche Entfernung zu liegen kommen, bedeckt sie mit etwas Erde, begießt dieselbe mäßig und stellt den Topf an einen Ort, wo er Luft und

Licht hat, ohne jedoch von der Sonne leicht ausgetrocknet zu werden. Das Begießen muß so oft wiederholt werden, als die Erde oben trocken zu werden beginnt. Diese Aussaat geschieht am besten von Mitte August bis Mitte September. Sobald kühle Witterung eintritt, stellt man den Topf an ein Fenster, und nach wenigen Wochen, wo Flora's Kinder sich meistentheils zur Winterruhe begeben, verbreitet die Reseda ihren köstlichen Duft, bis sie weit im Sommer von ihren Schwestern im Garten abgelöst wird. Je öfter man ihre Blüthen abschneidet, desto reichlicher erscheinen neue. Man kann sie an kleinen Spalieren in die Höhe ziehen oder auch an einem Stäbchen in Pyramidenform. Um Samen zu gewinnen, schneidet man die Blüthentrauben ab, sobald die untersten Samenkapseln bald reif sind, wenn auch an der Spitze sich noch Blüthen befinden, und legt sie an einen luftigen Ort auf Papier zum Nachreifen. Zur Topfkultur ist vorjähriger Samen dem frischen vorzuziehen; er liefert reichlichere Blüthen.

Mannigfaltiges.

(Altrussischer Gehorsam.) Wir erzählen auf Treu und Glauben einem Pariser Blatte Folgendes nach: Zu der Zeit, als der elektrische Telegraph noch nicht erfunden war, gebrauchte man, wie auch anderswo, sogenannte Armtelegraphen. Man baute in gewissen Entfernungen von einander Thürme und pflanzte von diesen aus mit Hilfe von Stangen und Fahnen die Signale fort. Der Czaar will eine Depesche in eine Provinz Sibiriens schicken und dieselbe gelangt auch ohne Aufenthalt bis an die Sibirische Grenze. Hier aber entsteht plötzlich eine Stockung. Der Aufseher eines Thurmes hat sich betrunken und ist eingeschlafen, so daß er das Signal weder sieht noch weitergibt. Nach längerer Zeit erwacht er und bemerkt sein Versehen. Er geräth in Verzweiflung, denkt an die Knute und die Bleibergwerke und beschließt, um der furchtbaren Strafe zu entgehen, sich aufzuhängen. An dem ersten besten Arm seines Telegraphen führt der Unglückliche sein Vorhaben aus. Der Wärter des nächsten Thurmes ist auf dem Posten: „Den Teufel", sagt er, „das ist ein häßliches Signal, aber der Czaar befiehlt es." Und fünf Minuten später schaukelt er lustig in der Frühlingsluft. Der Aufseher des dritten Thurmes ist nicht minder aufmerksam wie sein Kollege, auch er findet das Signal höchlichst unbequem, aber er gehorcht und überliefert seinen Körper gleichfalls dem Spiele der Winde. Und so wird in derselben Weise dasselbe Signal von Thurm zu Thurm wortgetreu bis nach Tobolsk gemeldet. Hier endlich setzt ein Machtspruch des Gouverneurs dem allgemeinen Aufhängen ein Ende.

„Nach Paragraph 2 des Anhangs zum Reglement heißen Honneurs diejenigen Ehrenbezeigungen, welche jeder Soldat seinem Vorgesetzten schuldig ist. Korporal Spundennudel, setzen Sie das den Leuten auseinander!" bemerkte ein Instruktionsoffizier. Korporal Spundennudel wendete sich gegen die Rekruten und sagte: „Seht Ihr, Leute, die Honneurs sind diejenigen Ehrenbezeigungen und die Ehrenbezeigungen sind Dasjenige für Diejenigen, was Denjenigen zukommt, daß der Soldat ihm Dasjenige zu erweisen schuldig ist."

„Wos host zu melden?" fragte ein Hauptmann einen diensthuenden Korporal. — „Herr Hauptmann," antwortete er, „i hob zu melden, daß nix zu melden is!"

Bei einer Verhandlung auf dem Kriminalgericht gab eine alte Bauersfrau, die als Zeugin erschienen war, gerade ihr Zeugniß ab, als der Vorsitzende des Gerichts zufällig niesen mußte. „Seheu Se, Se missens benieſen," endete die Alte ihre Aussage. Die laute Heiterkeit der ernsten Justiz ließ sich bei diesem komischen Zwischenfalle nicht unterdrücken. Selbst der Angeklagte, ein gefährlicher Spitzbube, mußte lachen.

Eine neue Idee ist in Berlin in's Leben getretea. Es hat nämlich Jemand sich den Ausschank von Selterswasser zum Muster genommen und darnach einen Ausschank von bayerisch Bier auf Eis, ein kleines Glas zu 6 Pfennigen, das stehend getrunken wird, eingerichtet.

Räthsel.

Bin ich fruchtlos, ist es bös,
Bin ich fruchtbar, krieg' ich Stöß';
Ein Jeder wirft nach mir den Stein:
Rathe, wer mag ich sein?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Dienstag, 28. Juni 1870.

Die Wundersteine.

(Fortsetzung.)

Lene schwieg und ging bald nachher in ihr Bett. Als am andern Morgen die Base mit vorsprach und fragte, warum sie denn gestern Abend nicht hingekommen wären, da sagte Lene, sie hätte nothwendige Arbeit gehabt, die habe sie abgehalten. Schulzen war es, als müsse er sich vor seiner Frau in die Seele hinein schämen, und er nahm sich vor, heute besser bei der Arbeit auszuhalten. Als es aber vier Uhr wurde und Lene bei jeder Bewegung ihres Mannes aufsah, da fing sein guter Entschluß an zu wanken. Die bewache ihn ja mit ihren Augen wie einen Baugefangenen, meinte er bei sich; sie denke wohl gar, das solle ihn am Weggehen hindern? Ne, da sei sie schief! und als Lene fragte: „Machst Du denn die Hose heut' noch fertig?" da war's bei ihm richtig. „Morgen ist auch noch ein Tag, ich will doch einmal sehen, ob ich mich zur Arbeit hetzen lassen soll!" sagte er und warf die Hose hin, wie sie eben war, kaum daß er die Nadel daran feststeckte, machte ein ingrimmiges Gesicht, das jede Einrede seiner Frau verscheuchen sollte, zog seinen Rock an und ging ohne Gruß zur Thüre hinaus.

Im rothen Löwen war wieder wenig Gesellschaft, wie es im Sommer gewöhnlich in den Wirthshäusern der Fall ist, und nur die beiden Männer von gestern saßen an ihren gewohnten Plätzen. In früheren Tagen hätte Schulze schon aus lauter Vornehmthun nicht mit ihnen verkehrt, denn der Eine war ein heruntergekommener Viehhändler mit blatternarbigem Gesichte, kupferrother Nase und einem Rocke, der von den allerhand Bierbänken und Nachtquartieren, mit denen er Bekanntschaft gemacht haben mochte, wie marmorirt glänzte, von dem Manne selbst wußte eigentlich Niemand, wie er sich jetzt sein tägliches Brod verdiente. Der Andere aber, der eben nicht viel besser aussah, war ein Oekonomie-Verwalter, der sich schon ungefähr zehn Jahre ohne Stelle herumtrieb. Jetzt indessen, wo es mit dem Großthun aus war, wo er noch gar nicht wußte, an wen er sich halten sollte, dachte er: Wer kein Pferd hat, reitet auf dem Esel, und ordinäre Gesellschaft ist besser als gar keine. Er forderte wieder sein Glas Rum, sprach vom Wetter und von den Geschäften, aber trotz des besten Willens, sich lustig zu machen, ward ihm das Gespräch mit der Zeit doch gewaltig langweilig; ein Billard gab es auch nicht, und verdrießlich dachte er endlich darum, wieder nach Haus zu gehen. Da kam der Wirth mit Karten herbei, setzte sich zu den Beiden und fragte Schulze, ob er mitspielen wollte. Das war doch wenigstens Unterhaltung und Schulze ließ sich nicht lange nöthigen. Dreikart oder Pochens wurde losgelassen und Schulze bekam Trümpfe auf Trümpfe, es war ordentlich, als hätte er sich ins Glück hineingesetzt. Einen Pot nach dem andern zog er ein, der Verwalter fluchte und der Wirth schüttelte den Kopf. Der Viehhändler trank ein Glas Schnaps nach dem andern. Es wurde dunkel und Schulze wollte aufhören, aber oho! damit war's nichts. Jetzt wolle er nun wohl mit dem Gelde davon? hieß es, und wollte Schulze sich nicht böses Blut machen, mußte er bleiben; der Wirth brachte Licht und es ging von vorn an, bis endlich um die neunte Stunde Schulze trotz alles Zuredens aufbrach. Er hatte die ganze Tasche voll Geld. „Wer aber morgen wegbleibt, ist ein schlechter Kerl!" sagte der Verwalter, und Schulze versprach wiederzukommen, um sich nur los zu machen.

Lene sagte kein Wort, als er nach Hause kam. Schulze hätte ihr gern von seinem Glücke erzählt,

Digitized by Google

aber er scheute sich, er wußte selbst nicht warum. Als aber am andern Morgen Lene schon zwei Stunden arbeitend neben ihm saß, ohne das Auge aufzuschlagen und nur ein einziges Wort zu sprechen, da wurde ihm das Schweigen doch lästig. „Lene, thue nicht dumm," fing er an, „Du machst mir nur böses Blut. Hier ist Geld, nimm's, das hab' ich gestern verdient, und nun sprich nicht wieder, daß es besser gewesen sei, wenn ich zu Haus geblieben wäre." — Lene sah nicht einmal hin. „Ich wollte lieber, Du hättest so viel eingebüßt und wärst nicht gewesen, wo Du gewesen bist," antwortete sie, „ich werde aber kein Wort mehr sagen." — „Nu, wenn Du denn mit Gewalt maulen willst, da maule," sagte er, „ich werde mich nicht mehr daran kehren!"

Abends saß Schulze wieder hinter den Karten und hatte schon drei Gläser Rum getrunken. Sein Gesicht glühte, der Gewinn von gestern Abend war fort und auch schon Geld von seinem eigenen. Diesen Abend war es Mitternacht, als er nach Hause ging, seine Füße zitterten und sein Kopf brannte von der Aufregung und vom Rum. Lene war noch wach und erwartete ihn. Sie hatte rothgeweinte Augen, aber Schulze sah es nicht und suchte, ohne ein Wort zu sprechen, sein Bett. Drei Uhr rief der Wächter ab, ehe er einschlafen konnte, und den andern Morgen war es schon zehn Uhr, als er aufwachte. Lene war schon ausgegangen. Mißmuthig setzte er sich an seine Arbeit, brummig empfing er seine Frau, daß sie ihn so lange habe schlafen lassen; mit Kopfschmerzen und ohne rechten Hunger setzte er sich zum Mittagessen. Nachmittags nahm er die Arbeit wohl wieder zur Hand, aber das ging schlechter als nie; es war ihm, als ob er sich mit der ganzen Welt prügeln möchte, und seine Frau, die wortlos mit trübem Gesichte an ihrer Arbeit saß, machte ihm seine Stimmung nur noch unerträglicher. Da stand Lene mit einem halbunterdrückten Seufzer auf, und das war, als ob damit Schulzens Geduldsfaden entzwei gerissen wäre. „Ne, so ein Leben im Hause mag lieber der Teufel holen!" schrie er, warf die Arbeit hin und machte sich davon. Er ging nach dem rothen Löwen.

Von dieser Zeit an arbeitete Schulze weniger und weniger. Es war auch nicht mehr nöthig, denn der Bestellungen wurden auch immer weniger. Wer einmal gewartet und den Schneider am hellen Nachmittag oder in später Nacht hinter den Karten gesehen, der brachte seine Sachen anderswo hin. Und das sprach sich weiter; es war nur kurze Zeit vergangen, so galt Schulze schon im ganzen Orte für einen liederlichen Kerl, der sich und seine brave Frau unglücklich mache. — Schulze aber ging zuletzt bisweilen schon Vormittags fort und kam selten vor Mitternacht zu Haus, und Lene schwieg noch immer. Ihre Mutter fragte, ihre Base fragte, was das mit ihrem Manne sei; Lene wies sie ab und sagte, sie sollten doch nicht auf allen Stadtklatsch hören, sie habe über ihren Mann nicht zu klagen; im Stillen aber weinte sie manche Thräne; Michaelis war vor der Thüre, die Hausmiethe fällig und noch wußte sie nicht, woher Geld nehmen. Was Schulze mit nach Ohrdruff gebracht, war längst fort, er selbst verdiente nicht mehr so viel, als zur Erhaltung der Wirthschaft nothwendig war, von dem Wenigen bekam aber Lene fast nichts zu sehen, und es hatte in der letzten Zeit ihres ganzen Fleißes bedurft, um drückenden Mangel von der Thüre zu halten.

Da konnte sie es eines Mittags, als Schulze sich eben wieder zum Fortgehen anschickte, nicht mehr auf dem Herzen halten. „Fritz," sagte sie, „willst Du denn keinen Tag mehr zu Hause bleiben, willst Du uns denn mit Gewalt zu Grunde richten?" — Schulze mochte das wohl nicht erwartet haben, denn einen Augenblick spiegelte sich eine Art von Verlegenheit auf seinem Gesichte. Das war aber schnell vorüber. „Hast Du noch immer nicht aufgegeben, mich zu kommandiren?" sagte er und that wunder wie zornig. „Und weil's Muckschen nicht hilft, willst Du's wieder mit dem Reden probiren? Ich thue, was ich will, dabei bleibt's!"

„Fritz, ich bitte Dich um Gotteswillen," rief Lene, als er nach der Thüre griff; „ich hab' geschwiegen bis jetzt und mich gegrämt im Stillen. Kaum ein paar Groschen hab' ich in dem letzten Vierteljahr von Dir zu sehen gekriegt, übermorgen soll die Hausmiethe bezahlt werden und mein bischen Verdienst ist Tag für Tag drauf gegangen. Sollen wir uns auf die Straße setzen lassen, oder was soll's werden?" — Schulze ließ die Thüre los und wurde blaß. „Was werden soll?" sagte er nach einer Weile; „ich weiß's nicht. Der Mensch ist kein Fuhrmannsgaul und will auch einmal sein Plaisir haben. Das kommt aber davon, daß ich mit nach dem verfluchten Neste gegangen bin, in Erfurt wäre mir's nimmermehr so ergangen!"

Da fing Lenens Auge an zu leuchten. „Sprich's nur aus!" rief sie; „das kommt davon, daß Du mich geheirathet hast, nicht wahr? Ich hab'

Dich lieb gehabt, so schlecht Du gewesen bist, hab' Noth und Schande Deinetwegen ertragen und hab' Dich doch in Deinem Elende nicht verlassen. Ich hab' keinem Menschen was gesagt, wie Du's jetzt getrieben hast, und habe gemeint, es würde von selber anders werden, und nun rennst Du Dich und mich mit Gewalt ins Verderben hinein, das ist der Dank davon! Geh' nur hin, ludere immer fort, laß mich meine Thorheit büßen — einmal kommt's doch zum Ende, und wenn ich einmal schon lange im Elend zu Grunde gegangen bin und Du mußt Dich von Dorf zu Dorf betteln, wenn Du keinen Menschen mehr hast und sich keins drum kümmert, ob Du im Walde oder hinter einem Zaune stirbst, nachher denke an die jetzige Stunde!" Damit lief sie zur Kammer hinein und warf die Thüre hinter sich zu, denn die Thränen waren ihr wie ein Strom aus den Augen gebrochen. Schulze stand an der Thüre und schien unschlüssig, ob er gehen solle oder nicht. Langsam schlich er endlich zum Hause hinaus.

Lene wälzte sich ohne Schlaf die ganze Nacht auf ihrem Lager, es wurde bereits wieder hell, Schulze war noch nicht nach Hause gekommen. Erst mit dem Morgen trat er in die Stube mit verwirrtem Haar und beschmutzten Kleidern. Er hatte die Grillen und Sorgen, die nach Lenens letztem Ausbruch in ihm aufgewacht waren, ins Schnapsglas versenken wollen, denn zum Rum fehlte ihm jetzt das Geld schon seit geraumer Zeit, hatte taumelnd den Heimweg angetreten, war aber in den Wald gerathen und hatte da die Nacht verschlafen. Lene warf nur einen Blick auf ihn und machte sich dann mit trüben, rothgeweinten Augen an ihre Nähterei. Schulze sah scheu nach ihr hin, reinigte sich dann und setzte sich ebenfalls an die Arbeit. Lene brachte ihm seinen Morgenkaffee, ohne eine Frage zu thun. Kein Wort ward den ganzen Morgen zwischen Beiden gewechselt, Schulze aber athmete ein- um das andermal schwer auf und sah nach seiner Frau; der morgende Miethstermin lag ihm in allen Gliedern, die gewaltige Sorge hatte ihn zum ersten Male aufgeschreckt und ihn einen Blick in seine Lage thun lassen; Lenens Worte aber waren für ihn wie ein Spiegel seiner eigenen Erbärmlichkeit gewesen und hatten sein übertäubtes Herz mehr aufgeregt, als es Lene wohl vermuthete.

Je näher der Nachmittag kam, je unruhiger wurde Schulze. Es lag ihm wie ein Stein auf der Brust. Hätte er in diesem Augenblicke den ganzen Tisch voll Bestellungen gehabt, er hätte genäht den ganzen Tag, die ganze Nacht durch; so aber hatte er die letzte Arbeit, die längst bestellte Jacke für einen Taglöhner in der Hand und that eben die letzten Stiche daran. Er hielt's kaum noch aus, sie nothdürftig zu bügeln, dann rannte er zum Hause hinaus, in den Wald hinein und lief ohne Ziel und Zweck wie ein halb Verzweifelnder darin umher, bis er sich endlich unter einen Baum warf und in ein dumpfes Hinbrüten verfiel. Sein ganzes früheres Leben ging in einzelnen Bildern an ihm vorüber; die Zeit, wo er nach Erfurt gekommen und als Wunder, als Sonntagskind angestaunt worden war — dann die trübe Zeit, wo Gottlob, die treue Seele, ihn gewarnt und ihm zum ersten Male vom Traumkönig erzählt hatte — dann die Alles vergessende Liebe seiner Lene, und das Sonntagskind hatte ihm nicht das Glück erhalten und der Traumkönig war nicht wieder zu ihm getreten, um ihm den neuen Abgrund zu zeigen, und Lenens sorgende Liebe hatte er fortgestoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der „Buffalo Advertiser" bringt folgende Anekdote über Fulton, welcher der Erste war, der den Dampf auf die Schifffahrt anwendete: Ich befand mich einer Geschäftssache halber in Albany an dem Tage, an welchem Fulton mit seinem außerordentlichen Fahrzeuge anlangte, das Alle zu sehen wünschten. Nachdem ich meine Geschäftsangelegenheit zu Ende geführt hatte und im Begriffe stand, die Stadt zu verlassen, begab ich mich an Bord des Schiffes und verlangte, mit Herrn Fulton zu sprechen. Man führte mich in ein Zimmer, wo ein Mann von vornehmem Aeußern an einem Tische saß und schrieb. Ich trat zu ihm hin und sagte: „Herr Fulton, wie ich glaube?" — Ich bin es, Sir, sagte er, mich begrüßend. — Ich habe vernommen, daß Sie nach New-York zurückkehren. — Wir werden unser Bestes thun, um dahin zurückzukehren. — Kann ich einen Fahrplatz an Bord haben? — Gewiß, wenn die Wagnisse dieser Fahrt Sie nicht zurückschrecken? — Ich fragte nach dem Fahrpreise, und es wurde nach einer kleinen Weile eine Summe bestimmt, sechs Dollars, wie ich glaube. Diese Summe legte ich in seine geöffnete Hand, er betrachtete sie aber schweigend und regungslos so lange, daß ich an ein Mißverständniß glaubte.

Digitized by Google

Ich sagte daher zu ihm: Ist das die Summe, welche Sie bestimmt haben, Sir? — Er schien aus seiner Träumerei zu erwachen und erhob sein Auge zu mir, in welchem eine Thräne glänzte. Dann sagte er mit bewegter Stimme zu mir: „Verzeihen Sie, Sir; meine Gedanken waren aber anderswo, während ich dieses Geld betrachtete, die erste pekuniäre Entschädigung, welche ich für meine Bemühungen, den Dampf auf die Schifffahrt anzuwenden, erhalten habe. Ich würde mich glücklich schätzen, diesen Anlaß zu feiern und Ihnen anzubieten, eine Flasche Wein mit mir auszustechen; allein, ich bin wirklich noch zu arm, um mir dieses Vergnügen zu machen, hege aber die Zuversicht, daß wir uns eines Tages unter günstigeren Verhältnissen begegnen werden." Ungefähr vier Jahre nach diesem Vorfalle, als das Dampfschiff „Clermont" und zwei andere vervollkommnete, die ebenfalls das Eigenthum Fulton's waren, regelmäßig zwischen New-York und Albany verkehrten, fuhr ich auf einem derselben nach der letztgenannten Stadt. Während ich auf dem Verdecke herumging, glaubte ich zu bemerken, daß ein Herr, welcher auf dem Vordertheile des Schiffes saß, mich mit einer gewissen Neugierde betrachtete. Ich ging an ihm vorbei, unsere Blicke begegneten sich, es war M. Fulton. Er erhob sich, ergriff meine Hand und sagte: „Ich wußte wohl, daß ich mich nicht täusche, Sie sind es! Seit dem Tage, an welchem wir uns zum ersten Male sahen, waren Ihre Züge meinem Gedächtnisse stets gegenwärtig. Nun, obgleich ich noch weit davon bin, Vermögen zu besitzen, so werden wir doch dieses Mal die Flasche leeren, von welcher wir gesprochen haben." Der Wein wurde gebracht und Fulton erzählte mir, während wir tranken, von den Hoffnungen, den Befürchtungen, Ermuthigungen, mit welchen er vom Beginne seiner Unternehmung bis zum endlichen Siege bestürmt worden. Aber inmitten aller dieser Schwierigkeiten, fügte er hinzu, erinnerte ich mich hundertmal an unsere erste Begegnung und an die Empfindungen, welche sie in mir geweckt hatte. Es schien mir damals, wie es mir noch jetzt scheint, daß dies der kritische Moment meines Geschickes war, die Linie, welche das Licht von der Finsterniß schied, der endliche Sieg, denn das Geld, welches Sie mir an jenem Tage gaben, war für mich das erste greifbare Unterpfand, daß ich meinen Mitmenschen nützlich bin.

Eine neue Art, sich bekannt zu machen, oder vielmehr sich dem Publikum aufzudrängen, hat das Haus „zum Nordstern", Faubourg Montmartre in Paris, erfunden. Statt die Prospekte seines großartigen Unternehmens — „Vente forcée-déballage", vulgo Losschlagen von Ladenhütern — bescheiden an die Vorübergehenden vertheilen zu lassen, wurden dieselben vom ersten Stocke aus förmlich herabgeschüttelt. Ganze Körbe voll wurden auf die vorüberfahrenden Wagen, namentlich Omnibusse, geworfen, so daß ein Jeder „Papier auf längere Zeit" haben konnte und man schließlich vor dem Hause im vollen Sinne des Wortes in gedruckten Papier-Preiscouranten des Hauses „Nordstern" watete. Schließlich wurde der Tumult zu arg, denn die Straßenjugend benutzte die Gelegenheit, um die Vortheile des Angebotenen geltend zu machen, indem sie die Prospekte zusammengeballt den Leuten an die Köpfe warf. Die Polizei schritt daher ein, um den Platz von Gassenbuben und Papier zu reinigen.

Wo der viele „Dorscht" herkommt, darüber hat sich wohl schon mancher gewundert. Jetzt wissen wir es. Eine Buffaloer Temperenz-Rednerin hat der Welt diese Erleuchtung verschafft. Bei einer kürzlich in Buffalo gehaltenen Temperenz-Versammlung, in welcher die beregte Dame ihr oratorisches Talent leuchten ließ, zog dieselbe ganz gewaltig gegen die Eltern los, die ihren Kindern gewürzte Speisen vorsetzten und ihnen erlaubten, Senf zum Fleisch zu essen. Daraus allein, rief die gescheite Frau aus, entsteht der verwünschte Durst nach starken Getränken! Da habt ihr's.

Technisches.

* (Neue Leuchtgasmaschine.) Ein Herr J. H. Smith in London hat sich eine Maschine patentiren lassen, in welcher karbonisirter Wasserstoff und Elektrizität erzeugt wird, zum Zweck der Darstellung von Leuchtgas.

(Frankf. Arbeitgeber.)

Auflösung des Räthsels in № 73:
Der Nußbaum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Donnerstag, 30. Juni 1870.

Die Wundersteine.

(Fortsetzung.)

Erst gegen Abend weckte den Schulze die zunehmende Kälte, schauernd stand er auf und schritt weiter; nach Hause zu gehen, graute es ihn; er wandte sich instinktmäßig nach dem rothen Löwen. Es war eine Merkwürdigkeit, daß Schulze erst so spät ankam; seine Busenfreunde, der Viehhändler und der Verwalter, hatten ihn schon längst erwartet, und ihre Verwunderung war groß, als er sich trübselig in eine Ecke setzte.

„Gott straf' mich, Brüderchen, wie siehst Du denn aus?" lachte der Verwalter, „haben Dir die Hühner das Brod genommen oder hat Dir Deine Frau eine Strafpredigt gehalten?" — Schulze sah die Beiden erst eine Weile an, als wäre er mit seinen Gedanken wo ganz anders, dann strich er sich mit der Hand über das Gesicht und stand auf. „Könnt Ihr mir Geld geben, so etwa zehn Thaler?" sagte er halblaut. — „Kerl, jage mir keinen Schreck ein!" rief der Verwalter mit einer hellen Lache. „Wir alle Drei zusammen sind keine zehn Thaler werth, mit Allem, was wir haben!"

„Ich brauch's morgen zum Miethzins, schaff' ich's nicht, werd' ich mit meiner Frau auf die Gasse gesetzt," sagte Schulze trübsinnig. „Ich kann heute nicht mitspielen." — „Nu, das ist doch wunderschön!" lachte der Verwalter wieder. „Du bist ein Esel, Schulze, setzen sie Dich morgen ins Kalte, so hast Du ein Vierteljahr umsonst gewohnt und ziehst wo anders hin. Das fehlte noch, sein Geld für den Miethzins wegzuwerfen!" — „Heran!" schrie der Viehmäkler; „stell' Dich nicht an wie's liebe Leiden, Schulze, trink' einen Schnaps, da wirst Du wieder fidel!"

Der Wirth hatte schon das gewöhnliche Glas Branntwein neben den Schneider gestellt, und der stürzte es hinunter, als wolle er damit alle Sorgen und Grillen todtschlagen. — „So," rief der Verwalter; „noch eins für Schulze, und nun setzt Du Dich her und spielst vernünftig, hast Du kein Geld, so borgen wir Dir, das gehört sich unter guten Freunden!"

Halb willenlos ließ sich Schulze zu den Karten ziehen, fing an zu spielen wie desparat, machte Gewinn auf Gewinn und trank ein Glas Schnaps nach dem andern, bis er mit gläsernen Augen auf seinem Stuhle saß und kaum die Karten mehr erkennen konnte. Es war Mitternacht und schon längst kein anderer Gast mehr da. „Ich höre auf," sagte er da endlich mit lallender Zunge, ließ die Karten fallen und hielt die Tasche zu, worin das gewonnene Geld war. Langsam wollte er sich vom Stuhle erheben, da ging aber plötzlich die ganze Stube mit ihm herum und wie ein Sack schlug er rückwärts zu Boden. Die beiden Saufbrüder schlugen ein helles Gelächter auf.

„Schafft mir den fort!" sagte der Wirth, „hier behalte ich ihn nicht; Gott weiß, was er mir noch für Geschichten hermachte!" Und mit neuem Lachen setzten die Beiden ihre Mützen auf, faßten den grunzenden Schneider unter die Arme und führten ihn zum Hause hinaus. — „Mich ärgert doch das schöne Geld, das uns der in seiner Besoffenheit abgenommen hat," sagte der Verwalter und sah seinen Kumpan an. — Dieser zog ein pfiffiges Gesicht. „Der Mond scheint hier zu hell," erwiederte er, „es könnte uns Jemand sehen." — „Nu, da kann er seinen Rausch im Walde ausschlafen," sagte der Erste; „da ist es dunkel." — Der Viehmäkler nickte und nach kurzem Gange betraten sie die Büsche.

„Halt' einmal," flüsterte jetzt der Verwalter stillstehend, „daß er nicht umfällt," und ganz kaltblütig leerte er Schulzens Taschen bis auf das kleinste Geldstück, das er darin finden konnte.

Digitized by Google

— „Du," lachte der Viehmäkler, „wenn Du ihn so leicht machst, fliegt er uns am Ende davon!" — „Nu, dafür ist Rath!" antwortete der Verwalter und steckte drei große Steine vom Boden in Schulzens Taschen. „So laß los!" und unter dem jolenden Gelächter seiner Führer stürzte Schulze zur Erde. „Da liegt er gut und fortfliegen wird er nun auch nicht!" sagte der Verwalter und lachend gingen Beide davon. —

Der Fall auf den harten Boden hatte Schulze aus seiner dumpfen Betäubung etwas aufgerüttelt, aber klar bewußt war er sich seines Zustandes nicht. Er setzte sich endlich auf, sah um sich und konnte sich durchaus nicht besinnen, wo er eigentlich sei.

Vor sich erblickte er eine Felsenwand, die er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, und als er die Augen schärfer hinrichtete, war es, als finge die mit einem Male an zu leuchten, wie es wohl faule Lichtbäume thun, und das wurde immer stärker, bis die ganze Wand zuletzt wie mattes, silberweißes Licht glänzte. Und darin wogte es und bewegte sich, wie das Wallen eines Vorhanges oder Wirbeln des Rauches und zog sich plötzlich wie weiße Wolken auseinander. Schulze saß da mit offenem Munde, dachte wohl eigentlich gar nichts, sondern starrte nur hin. Mitten in der Oeffnung stand eine helle Gestalt in leichte, luftige Gewänder gehüllt, eine flimmernde Krone auf dem Haupte und einen blühenden Mohnstengel in der linken Hand. Die Augen, aus denen es wie blasses Mondlicht herunterstrahlte, ruhten in tiefer Traurigkeit auf dem Schneider, daß es dem ganz weich und wehmüthig wurde, als hätte er weinen mögen, als wäre ihm das Liebste gestorben. „Kennst Du mich?" begann mit einem Male die Gestalt, und man wußte nicht, klang es wie das stille Rauschen des Baches oder wie das Säuseln des Windes in den Bäumen, die Worte waren so deutlich und es war doch kein Ton einer menschlichen Stimme darin. „Kennst Du mich? Ich bin der Traumkönig! Ich habe Dich dreimal gewarnt und Du hast nicht auf mich gehört. Du bist fortgegangen auf dem Wege, der zum Sumpfe des Elends oder zum Abgrund der Verworfenheit führt, aus dem keine Rettung ist. Du hast Dein Weib, Deinen guten Engel von Dir gestoßen, schon sinkt der Boden unter Deinen Füßen und Du achtest es nicht. Ich warne Dich noch einmal, zum letzten Male! Kehre um, da es noch Zeit ist, noch einen Schritt und Du bist verloren für alle Ewigkeit! Du bist klüger gewesen, als es gut für Dich war und hast nicht an mich geglaubt, stehe auf und folge mir!"

Und Schulze stand auf den Füßen, er wußte nicht wie und schritt dem vorangehenden Traumkönig nach in die helle, leuchtende Pforte hinein. Da stand vor ihm ein Land, wie es wohl nach ihm keines Menschen Auge wieder gesehen. Ein herrlicher, blühender Garten schien es, vom bläulichen Mondlicht übergossen, und so weit auch das Auge schaute, es konnte das Ende nicht sehen. Ringsum prangte und duftete es von Mohnblüthen, glühenden Rosen, weißen Lilien, Nachtviolen und tausend fremden Blumen, von denen Schulze in seinem Leben nichts gehört, leuchtende Johanniswürmchen zogen helle Kreise und dunkle, sammtne Nachtfalter flogen von Blume zu Blume. Zwischen den Sträuchern aber regte sich ein seltsames, geheimnißvolles Leben. Wie Nebel und Schatten tanzte und regte es sich und fuhr geschäftig durcheinander, hier stieg es empor und fuhr durch die Luft davon wie ein heller Rauchstreifen, dort wieder sank es nieder wie dünner Nebel. Und weiter hinein folgte Schulze dem Traumkönig. Da stand ein Thron aus grünen Mohnblättern erbaut, dessen Fundament bestehend aus Steinen von eitlem Golde, und dazwischen gesäet lagen strahlende Edelsteine und matt glänzende Perlen, der Thron selbst aber war von einer einzigen großen Mohnblume überwölbt. Und der Traumkönig stieg hinan, schwenkte seinen Mohnstengel, und wie der leise Klang einer Harfe zitterte es durch den ganzen Garten. Da zog und flog und rauschte es aus den Sträuchern herbei so eilig, als wollte Jedes das Erste sein, um den Thron her fing es an zu wimmeln von hellen, trüben und dunklen Gestalten. Am untersten Fuße des Thrones aber lag zusammengeballt eine schwarze, schwere Masse. Und der Traumkönig hob den Mohnstengel und sprach:

„Hebet die Schwingen, hurtig, geschwinde, Tröstung zu bringen dem Erdenkinde; wacht noch der Arme in Sorge und Pein, wiegt in vergessenden Schlummer ihn ein. Beach einem Kinde das blühende Herz, weint noch die Mutter im nagenden Schmerz, zeigt ihr den Liebling im strahlenden Kleid droben in himmlischer Seligkeit. Hurtig davon!"

Und davon flatterte und flog es wie Millionen glänzende, durchsichtige Schmetterlinge, und es klang, als wenn ein Sommerlüftchen durch die Bäume streicht. Und der König hob den Mohnstengel wieder und sprach: „Hebet die Schwingen, auf und davon! warnet den strauchelnden Erden-

sohn! Kämpft mit Versuchung der redliche Sinn, tretet mit kräftiger Mahnung hin, wo er der Sünde sich willig ergab, zeigt ihm den Weg ins Verderben hinab. Hebt euch davon!"

Und es hob sich empor wie eine Schaar dunkler Nachtvögel und stob auseinander, wie wenn der Wind durch eine Rauchmasse fährt. Und der König hob mit finsterem Auge den Mohnstengel wieder und sprach: „Hebet die Schwingen und säumt euch nicht, straft den versunkenen Böse-wicht, schreckt ihn vom nächtlichen Lager empor, haltet das Bild seiner Sünden ihm vor, streck' dich, du Alp, auf den Schlafenden hin, lege die Wucht seiner Schande auf ihn. Hebt euch davon!"

Und empor rauschte und schwirrte es wie Legionen schwarzer Eulen mit brennenden Augen und spitzen Schnäbeln, und die Masse am Fuße des Thrones regte sich, breitete ein paar riesige Fledermausflügel aus, peitschte die Luft und fuhr davon. —

Als nun alle die Gestalten hinweg waren, bog sich der Traumkönig hinab zur Erde, nahm drei goldene Steine von dem Fundamente des Thrones und sagte: „Du bist gewürdigt worden zu schauen, was noch kein sterbliches Auge gesehen; darum sollst du auch nicht von mir gehen ohne ein Zeichen von mir. Du hast das Gute gewollt, aber deine eigene Schwäche war der Feind, dem du unterlagst. Nimm diese Steine und verwahre sie wohl; es ist Gold, doch merke auf: nur in der Hand des Guten bleiben sie Gold. In der deinigen werden sie Steine aus schlechter Erde, und erst wenn du sieben Jahre, sieben Monde und sieben Tage gekämpft und deine Schwachheit überwunden hast, werden sie wieder glänzen, wie du sie jetzt siehst, werden sie dich jetzt zum wohl-habenden Manne machen. Ein einziger Tag, an dem du der Trunkenheit fröhnst, nur ein Tag, an dem du die Arbeit versäumst, wenn er nicht zum Dienste des Herrn bestimmt ist, macht all dein übriges Mühen fruchtlos und du wirst Schlamm und Schmutz statt Gold ernten. Darum schaue jeden Morgen mein Geschenk an, gib dir jeden Morgen Rechenschaft über dein Denken und Thun und stärke dich zur rüstigen Ausdauer. Jetzt geh' heim, dein treues Weib bangt um dich!" —

Und die ganze Gegend zerfloß in leichte Wol-ken, die den Traumkönig umhüllten und ihn lang-sam davontrugen. Weiter und immer weiter ent-floh er Schulzens Blicken, noch einmal blitzte die schimmernde Krone herüber, daß der Schneider geblendet die Augen schließen mußte, und als er sie vorsichtig wieder aufschlug, da sah er grüne Büsche über sich, da fühlte er harte Erde unter sich, durch die Blätter fielen eben die ersten Sonnenstrahlen und blendeten ihn von Neuem — er lag im Walde bei Ohrdruff.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Paris, im Juni. Die Salons unseres ade-ligen Faubourg zählen zu ihren bekanntesten Gästen einen gewissen Baron R., der, ob zwar Sieb-ziger, doch noch sehr rüstig ist und ein stattlicher Mann genannt werden kann. Obgleich er seine Jahre nach seinen Millionen berechnen kann, ist er doch ebenso geizig als reich. Das Merkwür-digste an ihm ist aber der Umstand, daß er sechs Frauen nach einander geheirathet und durch den Tod verloren hat, und daß er sich jetzt wieder nach einer passenden Partie, d. h. nach einer hübschen und jungen Vollblut-Aristokratin aus dem Viertel Saint-Germain umsieht. Vor einiger Zeit nun hieß es, Baron R. sei verlobt mit einer Dame aus dem ältesten Adel der Bretagne. Dann plötzlich aber am Tage, wo die öffentliche Verlobung gefeiert werden sollte, wurde das Ver-hältniß aufgelöst. Die Indiskretion der Diener-schaft des Barons hat denn auch bald den Grund dieses Vorfalls bekannt werden lassen. Der Bräutigam überlegte mit Schrecken, daß ihn die Brautgeschenke, welche er kaufen müsse, um einige Hunderttausend Franks ärmer machen würden. Er kam also auf den Gedanken, seiner siebenten Braut die Diamanten seiner sechs vorhergehenden Frauen zu schenken. Diese Diamanten hatte er aber zur Zeit, wo seine Gattinnen starben, von Schmerz über ihren Verlust erfüllt, ihnen mit in's Grab geben lassen. Alle sechs frühere Baro-ninnen R. lagen auf einem seiner Güter in der Nähe von Paris begraben. Er ließ also durch den Verwalter dieses Gutes die Gräber öffnen und den Leichnamen die Schmucksachen abnehmen, welche seine Braut zieren sollten. Der Verwalter brachte auch die verlangten Diamanten, sagte dem Baron aber, daß dies nur die Juwelen aus den Gräbern der Gattinnen 3—6 incl. wären. In den Ruhestätten der ersten beiden Gemahlinnen des Herrn Barons habe er nichts gefunden, weil die Körper der Todten schon verwest und in Staub zerfallen seien. „Hm! schade!" sagte Baron R., „diese Diamanten waren grade die

schönsten; ich würde Emmy gewiß eine große Freude bereiten, wenn ich sie ihr schenkte. Die Gebeine meiner ersten und zweiten Gemahlin sind zu Staub geworden, sagen Sie? Wissen Sie was, sieben Sie dieselben durch. Die Diamanten müssen sich finden." — Die Diamanten fanden sich in der That, aber die Dame, für welche sie bestimmt waren und welche inzwischen erfahren hatte, wo ihr Bräutigam sie bestellt hatte, weigerte sich entschieden, die Juwelen sowohl wie die Hand, welche ihr dieselben darbot, anzunehmen. Seitdem heißt Baron R. der Mann von Sechs und Sieben.

(Nicht immer ist Reden Silber.) Nach dem letzten Gastspiel der Frau Pauline Lucca in Petersburg bildete die Primadonna das Tagesgespräch der dortigen Gesellschaft. Auch in einem Coupé zweiter Klasse des am Südbahnhof von Petersburg abgehenden Zuges unterhielt man sich eifrig über die berühmte Sängerin, die am Abend vorher in der „Afrikanerin" ihre Abschiedsvorstellung gegeben hatte. Man moquirt sich; besonders äußert sich eine der Damen über die Lucca in so herben Ausdrücken, als dies in einer gebildeten Gesellschaft in der zweiten Klasse nur immer geschehen kann. „Sie ist viel zu alt für die Rolle, für die Bühne überhaupt, sie hätte derselben schon längst Lebewohl sagen müssen, früher mag sie bedeutend gewesen sein — aber jetzt! sie hat keine klassische Ruhe und, mein Himmel, wie unförmlich sie ist! Und Sie, mein Herr" — hier wendete die so scharf kritisirende Dame sich an einen ihr zur Seite sitzenden, völlig fremden Herrn — „Sie lächeln und sagen gar nichts, habe ich nicht Recht? Hat nicht die Lucca ganz ausgeblüht?" — „Wollen Sie das nicht der Frau Lucca selbst sagen? sie sitzt Ihnen gegenüber," entgegnete mit graziöser Handbewegung der Gefragte. — Alles erschreckt. Es traten für das ganze Coupé einige höchst peinliche stumme Augenblicke ein. Man sieht sich gegenseitig verblüfft an. Aus dem Munde der Dame kommen jetzt stückweise alle möglichen, unter so mißlichen Umständen nur irgend denkbare Entschuldigungen. „Ich bitte tausendmal um Verzeihung," stammelte sie. „Mein gestriges Unwohlsein mag wohl den größten Theil der Schuld tragen — und dann habe ich nur einen kleinen Theil der Rolle gehört. Gott, man ist voreilig, und dann bin ich auch schon vorweg gegen Sie eingenommen worden; ich fand Sie stets in der „Vossischen Zeitung", die meine Leibzeitung ist, so sehr getadelt, also verzeihen Sie mir! — Aber dieser Schmierer, dieser Rezensent der „Vossischen Ztg."; dieser unwissende Geck, er muß ein abscheulicher, frecher Mensch sein!" — „Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen," entgegnet mit einem feinen Lächeln Frau Lucca, auf den Herrn zeigend, „er sitzt ja gerade neben Ihnen."

(Die bevorstehende Sonnenfinsterniß.) Englischerseits wird jetzt schon eine rege Thätigkeit für die Vorbereitungen zur Beobachtung der im Dezember d. J. stattfindenden totalen Sonnenfinsterniß entfaltet. Die Royal Society und die königliche astronomische Gesellschaft in London haben jede für sich ein Comité zu diesem Behufe niedergesetzt und zur Bestreitung der Kosten eine bedeutende Summe bewilligt. Die Admiralität wird wahrscheinlich um den kostenfreien Transport der Beobachter und ihrer Instrumente nach den auserlesenen Beobachtungs-Stationen, als welche Gibraltar, Sicilien und Algier genannt werden, ersucht werden. Um die Vorbereitungs-Arbeiten zu erleichtern und die Beobachtung des Naturphänomens im Interesse der Wissenschaft so ergiebig wie möglich zu machen, arbeiten beide Comités mit einander. Da es sich bestätigt, daß der Port Laureatus, Tennyson, den Wunsch geäußert, an der Expedition theilzunehmen, so ist Aussicht vorhanden, das Schauspiel einer Sonnenfinsterniß zur Zeit in prächtigen Farben geschildert zu sehen.

Das Modell des kolossalen Standbildes des verstorbenen Prinzen-Gemahls für das Denkmal im Hydepark ist nunmehr vollendet und wird in nächster Zeit aufgestellt werden, um, falls das Urtheil der Betheiligten befriedigend ausfällt, in vergoldeter Bronze ausgeführt zu werden. Die Königin hat dem Künstler, Herrn Foley, dem Vernehmen nach ihre Anerkennung und die Hoffnung aussprechen lassen, daß das Werk baldmöglichst vollendet werde.

(Der größte Anstoß.) Ein witziger Mann vernahm, daß zwei seiner Verwandtinnen in einen ernstlichen Streit mit einander gerathen waren. Da fragte er die eine, ob etwa eins das andre häßlich genannt hätte. Als man dies verneinte, sagte er: „O da wird sich der Streit bald legen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. **Samstag, 2. Juli** **1870.**

Die Wundersteine.

(Schluß.)

Eine geraume Weile verging, ehe Schulze begriff, wie und wo er eigentlich war. „Schwerenoth!" sagte er endlich, sich aufsetzend und die Augen reibend; „solches Zeug zu träumen und so natürlich, daß, wenn's nicht gar zu verrückt wäre, Einer glauben könnte, er hätte es wirklich erlebt. Wenn ich aber nur wüßte, wie ich hierher gekommen bin!" Er stellte sich langsam auf die Beine und fühlte jetzt zum ersten Male die schweren Steine, die ihm der Verwalter in die Taschen gesteckt. Verwundert griff er zu und zog einen, zwei, drei Steine zu Tage; da fuhr ein Gedanke durch seine Seele, daß er dastand mit aufgerissenen Augen und offenem Munde. „Entweder ist mir das Alles wirklich passirt oder ich bin verrückt!" brach er mit einem Male los; „drei Goldsteine hat er mir gegeben und gesagt: In deiner Hand werden sie zu Steinen aus schlechter Erde werden, aber wenn du sieben Jahre —" Er redete nicht weiter — das ganze nächtliche Bild ging plötzlich wieder vor seiner Seele auf, und je länger er so dastand, je bestimmter trat eins nach dem andern vor ihn. Er hörte des Traumkönigs Abschiedsworte so deutlich, als spräche sie eben Jemand zu ihm: „Geh' heim, dein treues Weib bangt um dich!" und da stand Lenens Bild vor seiner Seele, wie sie die rothgeweinten Augen so trübe zu ihm aufschlug, und er hätte ihr um den Hals fallen und rufen mögen: „Lene, ich will ein anderer Kerl werden!" Und wie sein Blick nun wieder auf die Steine in seiner Hand fiel, da durchschauerte es ihn, da kam es ihm vor, als habe er ein anvertrautes Gut aus der Geisterwelt, für das er einmal Rechenschaft ablegen müsse, und eine Gewißheit, daß seine Steine gewiß und wahrhaftig des Traumkönigs Goldsteine seien, zog in ihn ein, die alle Weisheit der Welt nicht umgestoßen hätte.

Schulze hatte den Heimweg eingeschlagen, in der frühen Stunde war ihm noch Niemand begegnet; als er aber endlich seine Wohnung vor sich liegen sah, fiel es ihm wie ein Stein auf's Herz, daß heute der Termin zur Miethszahlung sei. Was es werden sollte, wußte er nicht, denn er hatte nicht einmal eine einzige Bestellung, und wenn er an seine arme Lene dachte, hätte er sich geradezu vor den Kopf schlagen mögen. Leise trat er in seine Stube, Lene schlief noch; auf seinem Schneidertische aber lagen mehrere alten Kleidungsstücke zum Ausbessern. Da ging ihm eine große Last vom Herzen herunter, er wußte selber nicht warum, denn verdienen konnte er an den alten Flickereien nicht viel. Es war doch etwas zu thun. Vorsichtig, als könne er sie zerbrechen, nahm er seine Steine aus der Tasche, besah sie noch einmal und schloß sie in den Wandschrank, wo er in früheren Zeiten sein Geld verwahrt hatte, dann zog er seinen Rock aus und setzte sich zur Arbeit. Aber Lene war von dem Geräusch erwacht und kam aus der Kammer geschossen, als habe sie die Zeit versäumt. „Ich hab's wohl verschlafen?" fragte sie. — „Ne," antwortete Schulze, „konntest noch liegen bleiben, hat erst fünf geschlagen." Lene blickte auf die menschenleere Straße hinaus und sah dann ihren Mann von der Seite an. Es war ihr doch wunderlich, was den mit einem Male so früh zur Arbeit treibe, denn vom Nachtschwärmen bringt Keiner große Lust dazu nach Hause; und Schulze machte ein so eifriges Gesicht und nähte, als wolle er alles Versäumte auf einmal nachholen.

Da klopfte es und mit einem herzhaften „guten Morgen" trat die dicke Base in die Stube.

Digitized by Google

„Schon auf dem Zeuge?“ fragte sie; „nu, ich sag's ja, kaum ist es Tag geworden, da sitzt der Vetter schon bei der Arbeit. Nehmt's nicht übel, Kinder, daß ich schon so früh vorspreche; des Brauer Heinzens Frau liegt in den Wochen und von dort komme ich eben her.“ Lene meinte, sie solle sich nur setzen, der Kaffee wäre gleich fertig, und als sie mit dem Kaffeetopfe davonlief, setzte sich die Base neben den arbeitenden Schneider und sagte: „Vetter, nehmen Sie's nicht übel, ich muß Ihnen was sagen, ich kann's nicht mehr für mich behalten. Es geht eine ganz abscheutiche Klatscherei in der Stadt herum und wenn Sie die nicht auf den Kopf schlagen, kann's Ihnen Brod und Alles kosten. Der Brauer Heinze will sich zur Kindtaufe ganz neues Zeug machen lassen, und wie ich nun sage, er solle Ihnen doch den Verdienst geben, Sie machten's besser und billiger als alle Andern, da fragt er mich, ob ich denn das im Ernst spräche? Die ganze Stadt wüßte doch, daß Ste sich auf die lüderliche Seite gelegt hätten, keinem Menschen die Sachen ordentlich und zu rechter Zeit machten, den ganzen Tag und die ganze Nacht im rothen Löwen tränken und spielten — ne, so eine Klatscherei! Na, ich hab' ihm meine Meinung gesagt und ich dachte: „Willst nur gleich mit 'ran gehen und dem Vetter sagen, der kann selber hingehen und das Uebrige thun. Und nun noch Eins: die Lene ist gestern bei mir gewesen wegen des Hauszinses. Nu ja, Sie sind noch nicht lange hier, und daß einmal Geld fehlt, kann schon vorkommen. Kann ich denn aber bestimmt darauf rechnen, daß ich's bis Weihnachten wieder habe, aber bestimmt, Vetter?“

Da athmete Schulze tief auf und in seinen Augen glänzte es naß. „Base, da haben Sie meine Hand,“ sagte er, „und nennen Sie mich den ärgsten Schuft, wenn ich nicht Wort halte!“ — „Na, es ist schon gut, da, hier ist's Geld und vergessen Sie mir den Brauer Heinze nicht. Adieu, Lene!“ rief sie zur Küche hinaus, und so sehr die auch zum Längerbleiben nöthigte und meinte, der Kaffee sei gleich fertig, die Base sagte, sie habe nothwendige Verrichtungen und lief davon. —

Die ganze darauffolgende Woche grübelte Lene vergeblich, was mit ihrem Manne vorgegangen sein müsse. Jeden Morgen war er zeitiger wach als sie und saß den Tag über auf seinem Schneidertische wie angenagelt. Von Heinzen hatte er richtig das Zeug zum Machen erhalten und ein Stückchen Arbeit geliefert, daß der Brauer mit allen fünf Fingern geschnippt hatte. Den Sonntag früh holte sich Schulze das Geld dafür und Heinze hatte ihn zu zwei von seinen Gevattern geschickt, die auch einen Versuch bei ihm machen wollten. Den Montag, kaum daß der Tag graute, saß auch Schulze schon wieder bei der Arbeit und wich nicht vom Platze bis Abends. —

Die Veränderung war zu plötzlich gekommen, als daß sie Lene hätte begreifen können, aber wie sie früher zu dem lüderlichen Leben geschwiegen, so schwieg sie auch jetzt, und nur die tausenderlei Freundlichkeiten, die Aufmerksamkeit, mit der sie ihn behandelte, zeigten Schulzen, was seine Frau im Herzen fühtte. Hätte sie aber manchmal in ihn hineinsehen können, es wäre ihr doch wieder bange geworden. Die ersten Tage hatte Schulze mit reger Lust gearbeitet, aber wie diese früher bald vergangen war, so verging sie auch jetzt. Keinen Morgen versäumte er seine Steine anzusehen und sich fest vorzunehmen, nicht von der Arbeit zu weichen; kam aber der Nachmittag, so war es doch gerade, als könne er bei dem besten Willen und bei aller Anstrengung nicht weiter arbeiten, als würden ihm die Arme matt und die Finger lahm. Und wenn er nun so dasaß und sich quälte, da fuhr es ihm durch den Kopf, wie doch im rothen Löwen ein ganz anderes Leben gewesen sei, lustig, ohne Sorge; und immer langsamer wurden seine Stiche, schon wollte er die Arbeit in den Schooß sinken lassen — da stand mit einem Male der Traumkönig vor seiner Seele, er wußte selbst nicht, woher er gekommen war: „Nur ein einziger Tag, an dem du die Arbeit versäumst!“ und die Steine funkelten goldig vor seinen Augen, wie er sie in Traumkönigs Reich gesehen, und das Leben als geachteter, wohlhabender Mann ging vor ihm auf, und eben kam auch seine Lene heran und sah ihm so lieb und freundlich in die Augen, daß er sie beim Kopfe nehmen und sie aus innerstem Herzen abschmatzen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Seinen ganzen Willen nahm er zusammen und fing wieder rüstig an, drauf los zu arbeiten, und wenn es auch nicht gleich recht vorwärts wollte, endlich ward die Versuchung doch überwunden, und als er erst einige schwere Tage hinter sich hatte, als der Teufel zum Oefteren ohne Erfolg abgefahren war, da ging es besser und besser. Mit jedem Morgen, wo Schulze seine Steine ansah, stieg immer mehr ein freudig-stolzes Gefühl in ihm auf, und als er den Sonnabend seine Arbeit fortgetragen hatte und mit dem wohlver-

dienten Gelde und neuer Bestellung heimging, da meinte er, alle Leute auf der Straße sähen ihn noch einmal so freundlich als früher an und müßten den künftigen reichen Mann in ihm vermuthen und seiner Frau, die schon mit dem Abendessen auf ihn wartete, hätte er geradezu um den Hals fallen mögen. „Lene," sagte er, „nimm das Geld und heb's auf. Wir sind der Base schuldig und der Winter kommt heran — es ist besser, Du hast's!" Das war nun freilich etwas, was die Lene nimmermehr erwartet hätte, und so sehr die Freude auch in ihr aufstieg, so sehr zwickte sie daneben doch die Neugierde. Sie hatte in den letzten Tagen Schulzens regelmäßige Gänge nach dem Wandschranke bemerkt, hatte gesehen, wie er jedesmal eine ganze Weile hineingeguckt hatte, und doch wußte sie, daß nichts darin war. Das plagte sie, daß sie's kaum aushalten konnte; so gut sie auch war, so war sie doch immer Eva's Tochter, und wenn sie an Schulzens plötzliche Veränderung dachte, so konnte sie es nicht los werden, daß diese mit dem Wandschranke zusammenhinge. Wie aber, das war's eben, was sie für ihr Leben gern gewußt hätte.

„Nu, Fritz, warum willst Du's denn nicht in den Schrank schließen? Der steht ja so leer, und wenn Du willst, kann ich den Schlüssel nehmen." — „Lene," antwortete der Schneider und sah zum Fenster hinaus, als gäb' es da wunder was zu schauen, „thue mir den Gefallen, nimm das Geld und sprich kein Wort. Willst Du's nicht und es geht wieder fort, dann gib mir keine Schuld!"

Lene fand es am gerathensten, zu schweigen. Den andern Morgen aber, als Schulze wie gewöhnlich nach dem Schranke ging, hatte sie ihr Strumpfband verloren und das mußte auch gerade neben dem Schranke liegen, und wie schnell Schulze die Thüre auch schloß, sie hatte doch das ganze Innere überblickt und nichts als drei schmutzige Feldsteine gesehen. Das ging über ihre Begriffe und die Gedanken fuhren ihr den ganzen Tag wirr und bunt durch den Kopf, daß Schulze Alles zweimal fragen mußte, wenn er nur eine Antwort von ihr haben wollte. Aber Schulze hatte auch den Tag über mit sich selbst zu thun. Er wußte, daß Lene in sein Geheimniß gesehen. Alle Tage drei schlechte Steine anzugucken, das mußte ihr doch gewaltig lächerlich vorkommen, wenn sie ihn nicht gar für einen Narren hielt, und es drängte ihn, ihr zu erzählen, welche Bewandtniß es damit habe. Hätte nur Lene davon angefangen, oder hätte er eine schickliche Gelegenheit dazu gefunden, aber Lene schwieg; und so gingen Beide aneinander vorbei, ein und dasselbe auf dem Herzen, und Keins mochte dem Andern das erste Wort geben. Als sie aber Abends zu Bette gingen, da konnte es Lene nicht mehr aushalten: „Gib mir doch den Schlüssel zu dem Schranke," fing sie an und bog ihren Kopf auf ihre Rockbänder, als müsse sie da lauter Knoten aufbinden; „ich will morgen die Kammer rein machen und in dem Schranke muß Alles voll Spinnweben sein." — Da drehte sich Schulze mit einem pfiffigen Gesichte nach ihr hin. „Du bist mir eine Feine," sagte er, „denkst wohl, ich weiß nicht, daß Du mir heute 'rein gesehen hast?" — „Nu ja," erwiederte Lene, „so was Verrücktes ist mir auch noch nicht vorgekommen!" — „Sei still," sagte Schulze geheimnißvoll; „blas das Licht aus und leg' Dich mit her, ich will Dir eine Geschichte erzählen, daß es Dir grausen soll, und dann sag' kein Wort mehr!" —

Den Morgen darauf hatte Lene im ganzen Hause keine Ruhe. Endlich nahm sie ihren Korb und ging nach dem Löwen. Sie wolle nur fragen, sagte sie dort, ob sie nicht ein paar Metzen Kartoffeln kriegen könnte, sie wären ihr ausgegangen, und als der Wirth meinte, er verkaufe keine Kartoffeln, fragte sie: ob denn ihr Mann das letzte Mal vielleicht sein Schnupftuch dagelassen hätte. Gefunden habe er nichts, berichtete der Wirth, und bei ihm komme auch nichts weg; ihr Mann sei aber das letzte Mal mit dem Verwalter Wohlgemuth und dessen Kameraden fortgegangen, sei ein bischen schwer gewesen, und die Beiden hätten ihm erzählt, daß sie ihn im Walde hätten liegen lassen müssen; da sei es wohl möglich, daß das Tuch unterwegs abhanden gekommen sei. Lene bedankte sich und ging. — Von der Zeit an zog sie jedesmal ein schlaues Gesicht, wenn ihr Mann nach dem Wandschranke ging, aber mit keiner Silbe erwähnte sie, was sie etwa errathen haben mochte.

Schulze arbeitete rüstig fort. Als die Weihnachtszeit herankam, konnte er zur Base gehen und ihr das geborgte Geld in lauter harten Thalern zurückzahlen, er hatte noch niemals sein Geld mit solcher Zufriedenheit und solchem Selbstgefühl fortgegeben. Jetzt mußte er auch den ersten Gesellen annehmen, und das war Niemand anders, als der alte Gottlob, dem schon die Zeit bis dahin viel zu lange gewährt hatte, der sich nun aber bei Schulze niederließ, um dazubleiben

bis an sein Lebensende — und an Ostern nahm er den zweiten. Was er aber die Woche an Geld übrig behielt, bekam Lene. Und es wurde bald nöthig. Der Sommer war noch nicht ins Land, da schrie ein derber Junge durch's Haus, und wenn auch die Base ihr Geschäft umsonst that und die alte Müllern eine Wärterin ersetzte, so ging doch manch' schöner Sparthaler in anderer Leute Taschen.

Das erste Jahr war herum und Schulze fühlte sich so wohl in seiner Häuslichkeit, daß es seiner Steine wohl nicht mehr bedurft hätte, aber er blieb treu seiner bisherigen Gewohnheit.

Im dritten Jahre hatte Schulze die halbe Stadt und auch einen Theil der Umgegend zur Kundschaft. Er war in eine größere Wohnung gezogen, beschäftigte fortwährend drei Gesellen und zur Weihnacht- und Osterzeit vier. Seine Steine wurden jetzt in einem schönen Schreibpulte verwahrt. Bald galt er schon als einer der angesehensten Bürger und war Gevatter von Manchem, der ein eigen Haus und den Kasten voll Thaler hatte.

Jahr für Jahr verstrich und auch das siebente war vergangen. Da stand an einem Morgen Schulze früher als gewöhnlich auf; aber auch seine Frau hatte das Bett schon verlassen und das schien ihm unangenehm. Mehrere Male strich er sich mit der Hand über das Gesicht, schloß dann sein Schreibpult auf und holte zweimal tief Athem. Heute mußten seine Steine in Gold verwandelt sein, er hatte treu ausgehalten. Das kleine Schränkchen, in welches er, seit er seine neue Wohnung bezogen, alle Morgen gesehen und sich Rechenschaft gegeben hatte, stand vor ihm, heute war es, als müsse sich mit dem Oeffnen ein Schicksal für ihn entscheiden. Entweder wurde er ein reicher Mann oder er war sieben lange Jahre genarrt. Da faßte er in raschem Entschlusse die Thüre, offen war der Behälter und — seine Augen blieben in ungeheuerstem Erstaunen darin hängen, die Steine waren da, wie sie seit sieben Jahren da gelegen hatten, hinter jedem aber stand ein Körbchen, mit harten Kronenthalern angefüllt. Was er denken sollte, wußte er eigentlich selbst nicht, da klang hinter ihm ein Ton, er drehte sich um — und Lene mit seinen Jungen, Beide sonntäglich geputzt, standen hinter ihm, aus ihren Augen brachen die Thränen, nur mühsam bis jetzt unterdrückt, hervor, und in hellem Weinen fiel sie ihm um den Hals. — „Fritz," rief sie, „der Traumkönig hat Dich nicht betrogen, wenn die Steine auch nur zu Silber geworden sind, haben sie Dir nicht viel mehr noch eingebracht als Gold?"

Da gingen dem Schneider die Augen auf, seine Täuschung floß auseinander wie der Nebel, auf den die Sonne drückt, und das Bewußtsein seines Glücks wallte in ihm in die Höhe, wie er es noch niemals gefühlt hatte. „Lene!" rief er und drückte seine Frau an sich, aber mehr konnte er nicht sprechen, die Thränen rollten ihm hell aus den Augen, er mochte wollen oder nicht, und eine lange Weile verging, ehe Beide zu rechtem Worte und ordentlicher Aussprache kommen konnten. — —

Die drei Wundersteine aber, die den Wohlstand der Familie begründet haben, sind noch jetzt vorhanden und werden von Schulzens Enkel aufbewahrt als ein Andenken an den Traumkönig und seinen Großvater, den reichen Schneider.

Mannigfaltiges.

Die Frauen sind immer gescheidter und praktischer als die Männer. Keine nimmt auf der Straße den Hut ab und wenn sie der Königin oder dem Herrn der Welt begegnet; sie macht ihren graziösen Knix mit den 100,000 Nüancen und läßt das Auge verbindlich spielen. Die Männer erkälten sich den heißen Kopf und arbeiten dem Hutmacher in die Hände. Das soll anders werden. In Lippsprünge grüßt kein Badearzt einen Kurgast mit Abnahme des Hutes; sie haben es den Kurgästen durch Circular bekannt gemacht und gebeten, es ebenso zu halten. Vorsichtig erinnern sie an Göthe: „Grüßet mit Neigen — grüßet mit Beugen — des bedeckten männlichen Hauptes."

(Die Sprachen.) Milton wurde von einem Freunde gefragt, ob er nicht seine Töchter in den verschiedenen Sprachen wollte unterrichten lassen? „Nein," sagte er, „eine Sprache ist für ein Frauenzimmer genug."

(Der stotternde Zeuge.) Ein Richter hatte einen Zeugen zu vernehmen, der sehr stotterte, als er sein Zeugniß ablegen sollte. „Ich glaube," sagte er zu ihm, „Sie sind ein großer Schelm." — „Kein so großer, als Sie, mein Herr, — sich — einbilden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Dienstag, 5. Juli 1870.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

Der Prinz von Lamballe? werden meine Leser verwundert fragen, und Manche mögen vermeinen, es sei ein Druckfehler, und es möchte die Prinzessin von Lamballe sein, von welcher ich reden wollte. Wer kennt nicht die Geschichte dieser armen Prinzessin, deren rührend schöne Gestalt sich aus dem Wust und Schmutz der großen französischen Revolution wie eine strahlende, weiße Lilie emporhebt, und deren Haupt noch lächelte mit diesem sanften, engelgleichen Lächeln, das ihr alle Herzen gewann, noch lächelte, als die entmenschten Kannibalen es von dem zerfleischten, blutigen Rumpfe abgetrennt und es auf eine Pike gesteckt hatten, um dies Haupt, von welchem das lange blonde Haar wie ein goldener Schleier herniederfloß, im Triumph durch die blutdampfenden Straßen von Paris zu tragen. Wohin zu tragen? Zu dem Temple, diesem düstern Gefängniß, in welchem die unglückliche Königsfamilie von Frankreich ihre schauerlichen Tage, ihre schlaflosen Nächte durchseufzte. Zu dem Temple trugen die jauchzenden, kannibalischen Horden, welche sich die „Retter Frankreichs", „das Volk von Brüdern" nannten, das Haupt der schönen Prinzessin von Lamballe, und mit wildem Gekreisch und Gebrüll verlangten sie, daß die königliche Familie an dem Fenster erscheinen sollte, um das blutige Schauspiel mit anzusehen.

Wie gesagt, Jeder kennt die tragische Geschichte der schönen Prinzessin von Lamballe, aber Wenige vielleicht kennen die Geschichte des Mannes, dessen Wittwe die Prinzessin war und der ihr seinen Namen gegeben hatte. Und doch ist die Geschichte des Prinzen nicht minder tragisch, nicht minder rührend, als die seiner Gemahlin. Diese ist ein lebendiger Akt aus dem großen Drama der Revolution, jene ist eine Scene aus dem Vorspiel derselben, aus welcher man schon den ganzen Verlauf des nachfolgenden Drama's ahnen konnte, und das, in wunderbarer Vorahnung, schon die großen Gegensätze und Reibungen, welche die blutigen Flammen der Revolution anfachten, als treibende Motive aufzuweisen hat. Denn es handelt sich in dieser Geschichte des Prinzen von Lamballe schon um die großen Gegensätze zwischen dem Adel, dem ersten Stande, und dem Volke, welches damals noch gar keinem Stande angehörte, und auch noch dann nicht zu einem Stande erhoben ward, als die Nationalversammlung den dritten Stand proklamirte, dem Volke, welches erst im Jahre 1830 als der vierte Stand in die Reihen der Geschichte eingetreten ist. Und dasselbe böse Prinzip, derselbe böse Dämon, der das Drama der Revolution durchschreitet, greift auch schon mit seiner blutigen, zerstörenden Hand in dieses Vorspiel hinein. Dieser Dämon der Revolutionstragödie, wer ist das anders als der Herzog von Orleans, als dieser Philipp Egalité, von dem seine Mutter schon lange vor der Revolution sagte: „Wenn ich in die Zukunft schaue, so schaudert meine Seele, denn das Schicksal meines Sohnes und seiner Kinder wird ein furchtbares, grauenerregendes, aber ein wohlverdientes sein."

Und jetzt möge der Vorhang aufgehen und das Vorspiel beginnen.

1.

Das Kind von Stande.

Es war immer ein träumerischer, seltsamer Knabe gewesen, der kleine Ludwig Stanislaus von Bourbon, Prinz von Lamballe und Sohn des reichen und edlen Herzogs von Penthièvre. Die Pracht und der Reichthum, welche ihn umgaben, hatten dem Kinde niemals ein Erstaunen

oder ein Lächeln abgewonnen, er hatte das Alles mit kalten Blicken, mit fast geringschätzender Gleichgiltigkeit betrachtet. Seine glänzende Geburt, seine Ausnahmestellung in der Gesellschaft schien das Kind zu bedrücken, statt es zu erfreuen, und wenn er mit seinem Gouverneur das stolze, prachtvolle Schloß Anot verließ, um einen Spaziergang durch das Dorf zu machen, das unweit davon in einem lieblichen Thale lag, so erröthete der Knabe vor Scham, wenn er sah, wie die Männer und Greise sich vor ihm tief bis zur Erde verneigten und den Segen Gottes herabflehten auf das Haupt ihres jungen gnädigen Heren.

„Warum nennen diese Leute mich ihren gnädigen Herrn?“ fragte der Knabe einst seinen Gouverneur, nachdem er still und schweigend durch das Dorf dahingeschritten war.

„Weil Sie der Sohn des Herzogs von Penthièore sind,“ erwiederte der Gouverneur, „und weil Sie dereinst der Erbe all' seiner Besitzungen, folglich auch des Dorfes hier sein werden.“

„Aber jetzt bin ich doch nur noch ein Kind,“ sagte der kleine Louis von Bourbon sinnend, „und mein Vater hat mir gesagt, daß Kinder bescheiden und ehrfurchtsvoll gegen alle erwachsenen Menschen, besonders aber gegen alte Leute sein sollen. Und doch hat mich vorher jener Greis mit dem schneeweißen Haare so ehrfurchtsvoll begrüßt, und er hätte mir die Hand geküßt, wenn ich sie nicht schleunig zurückgezogen hätte. Warum that der Greis das, Herr Gouverneur, und wie konnte er so seines ehrwürdigen Alters vergessen, einem Kinde die Hand küssen zu wollen, Herr Gouverneur?“

Der Gouverneur blickte mit einem halb verlegenen Lächeln auf den Knaben, der seine großen Augen fragend zu ihm emporgerichtet hatte.

„Sie fragen gar seltsam, mein Prinz,“ sagte er. „Der Greis bezeugte Ihnen seine Ehrfurcht, weil Sie ein Prinz sind und weil er Ehrfurcht empfindet vor Ihrem glänzenden Stande. Wenn Se. Hoheit, Ihr Herr Vater, Ihnen gesagt hat, daß Sie jedem Greise mit Ehrfurcht begegnen sollen, so hat er damit nur die Greise Ihres Standes und der vornehmen Gesellschaft gemeint.“

„Also ein Greis ist weniger ehrwürdig, wenn er kein Herzog ist,“ fragte der Knabe sinnend, „und ich brauche mich nicht vor ihm zu bücken, wenn er nicht von meinem Stande ist? Wer hat denn eigentlich die Stände gemacht, mein Herr? Hat Gott das gethan? Gott, von dem Sie mir gesagt haben, daß vor ihm alle Menschen gleich sind?“

Der Herr Gouverneur, Abbé von Florian, machte ein fast verdrießliches Gesicht und blickte ganz verwirrt auf den Knaben hin. Kinder besitzen wirklich die Eigenschaft, fürchterliche Fragen zu thun, murmelte er. Laut sagte er dann: „Mein Prinz, ich kann Ihnen heute diese Fragen nicht beantworten, denn Sie würden meine Antwort nicht verstehen. Warten Sie es ab, bis das Leben selbst Ihnen diese Fragen beantwortet, und je größer Sie werden, desto mehr werden Sie diese Antwort vernehmen.“

Seit dieser Unterredung war der kleine Prinz Louis noch sinnender und schweigsamer geworden, er vermied es, mit seinem Gouverneur seinen Spaziergang wieder nach dem Dorfe hinzulenken, mit einer ängstlichen Scheu wich er der Begegnung mit Menschen aus, mit schweigsamer Gravität ging er neben seinem Gouverneur, kaum die reizenden Wiesenblumen beachtend, an denen sie vorübergingen, kaum einen Blick hinüberwerfend zu diesen lieblichen grünen Bergen, die in malerischen Gruppen rings umher sich erhoben, ganz gleichgiltig gegen diese tausend Schönheiten, welche die Natur über das liebliche Thal ausgebreitet hatte!

Die Begleitung des Gouverneurs und des Lakaien in der goldbetreßten Livrée beängstigten den Knaben, denn das erinnerte ihn immer an seine Vornehmheit, und legte seinem jungen, empfänglichen Gemüthe Zwang auf. Wie ganz anders war es, wenn es ihm gelang, der Aufmerksamkeit seines Gouverneues sich zu entziehen und aus dem Schlosse sich fortzustehlen, um in den schönen Wäldern, welche rings auf den Bergeshöhen das Schloß Anot umgaben, umherzuschwärmen. Dann fühlte der Knabe sich frei, glücklich und ungebunden von dieser kalten Herrlichkeit, die sonst seinen jugendlichen Frohsinn hemmte, und ihn steif, kalt und gezwungen erscheinen ließ. Mit welchem Entzücken blickte er dann umher auf diese stille, schweigsame und doch so lebensvolle Natur, deren Schönheiten er jetzt mit trunkenen Blicken einsog, deren liebliche Zuflüsterungen er verstand und sie mit einem köstlichen Lächeln erwiederte, während sein Herz laut klopfte vor Freude und ein unaussprechliches Entzücken seine ganze Seele schwellte. Das Rauschen der Bäume, das träumerische Zwitschern oder das schmetternde Jauchzen der Vögel, die sich in dem dunklen Laubwerk bargen, das Murmeln des lustigen Waldbaches, und das Summen und Schwirren der schillernden Käfer und Insekten, Alles das waren für ihn melodische Laute einer Sprache,

die er verstand, die der, wie es ihm schien, Gott selber zu ihm redete. Oft saß er ganze Stunden lang am Rande eines Baches und blickte träumerisch den hüpfenden Wellen nach, und pflückte die blauen Vergißmeinnicht, die am Ufer standen, um sie hineinzuwerfen in die Fluth und zuzuschauen, wie die kräuselnden Wellen sie sich mit zärtlichem Gekose einander zuwarfen und sie von dannen trugen. Dann wieder eilte er mit hastigen, geflügelten Schritten, wie ein junges Reh, vorwärts, zuweilen auffauchzend in seliger Lust, zuweilen eines jener Liedchen summend, wie er sie von den Hirten und den Bauernjungen gehört. —

Aber nicht immer weilte der kleine Prinz auf seinen einsamen Wanderungen in den dunklen, schattigen Wäldern. Oft trat er, wenn er lange genug gewandert war, um sicher zu sein, daß die Menschen, welche ihm hier begegnen mochten, ihn nicht kennen würden, hinaus aus dem Walde und durchschritt die duftenden kleinen Thäler, und trat ein in die Hütte, welche am Wege lag, um sich ein Glas Milch und ein Stück Brod zu fordern, und das als sein Mittagsmahl zu verzehren, dann mit glücklichem Herzen weiter wandernd, um irgend einem seltenen Schmetterling nachzujagen, oder auf der Thalebene nach den köstlichen Pflanzen und Blüthen zu spähen, von welchen sein Gouverneur ihm erzählt, daß sie nur in diesen Thälern zu finden seien. Aber wie oft unterbrach er sich in diesen Forschungen, um mit den kleinen Hirtenknaben zu plaudern, die mit ihren Heerden die Thalgründe bevölkerten, und sich von ihnen die reizenden Märchen erzählen zu lassen, welche diese Wälder und Höhen mit allerlei lustigen und wohlthätigen Geistern und Kobolden beschenkten. Zuweilen auch geschah es, daß er dem Leichenzug eines armen Bauern begegnete, dann nahmen seine kindlich frohen Züge schnell einen ernsten Ausdruck an, und mit gefalteten Händen, und leise Gebete murmelnd, folgte er dem Zuge, bescheiden hinter den Leidtragenden hergehend, bis zu dem ländlichen Friedhof und zu der geöffneten Gruft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In voriger Woche trat ein ältlicher Herr mit zwei blühenden Knaben in eines der fashionabelsten Lokale des Berliner Thiergartens, ließ sich mit dem, den höheren Klassen eigenthümlichen Selbstgefühl die Speisekarte reichen und vertilgte mit seinen tapferen Hilfstruppen das Beste und Feinste, was dieselbe bot, natürlich ohne dabei eine Flasche vortrefflichen Rothweines zu vergessen. Der Wirth war natürlich entzückt über den riesigen Appetit des Kleeblattes. Als alle Drei endlich doch die Waffen strecken mußten, rief der alte Herr mit herablassendem Wohlwollen: „Kellner! Haben Sie Kuchen?“ „Bedaure, nein!“ — „Na, Kinder,“ fuhr der Herr fort, „dann wartet 'mal; ich werde euch selbst welchen von drüben holen!“ Das Gesicht der Knaben erglänzte vor Freude, soweit es ihnen eben das übermäßige Sattsein erlaubte. Der Herr ging und blieb sehr lange. Endlich fragte der Wirth die Kinder: „Aber wo bleibt denn Euer Papa?“ — „Unser Papa?“ erwiederte der älteste Knabe erstaunt, „det is ja jar nich unser Papa! Der hat uns man bloß uff de Straße gefragt, ob wir 'mal recht ordentlich uns satt essen wollen, und det haben wir nu besorgt und warten man bloß, bis der Kuchen kommt!“ — Der alte Herr muß wohl keinen Kuchen gefunden haben; er kam nicht wieder.

(Philister.) Bekanntlich pflegen Studenten jeden Nichtstudenten mit dem Namen Philister zu belegen, insbesondere wird der Ausdruck von engherzigen, kurzsichtigen Menschen gebraucht, welche sich beschränkt in Ansichten, Thun und Treiben zeigen. In studentischen Kreisen schenkt man meist jener Tradition Glauben, wonach die Entstehung des Namens auf eine im Jahre 1693 in Jena stattgefundene Prügelei zurückzuführen sei. Bei derselben seien die Studenten in der Minderzahl gewesen und hätten aus diesem Grunde den Kürzeren gezogen; am nächsten Sonntage darauf habe ein damaliger Pastor Götz das Vorkommniß in seine Predigt verflochten und derselben den Text: „Simson, Philister über dir!“ vorangestellt. Bei der akademischen Jugend seien diese Textesworte ein „geflügeltes Wort“ geworden und mit dem Worte Philister das Bürgerthum überhaupt bezeichnet worden. Nach Adelung und anderen Sprachlehrern wird die Entstehung dieses Namens auf einen anderen Umstand zurückgeführt. Balistarii oder Balistaei hieß die mit Armbrüsten bewaffnete Stadtmiliz. Durch Corrumpirung des Wortes wurde aus demselben Philistaei, wie nachweislich die Armbrustschützen in Ungarn zur Zeit des Mittelaliers genannt wurden. Ebenso bestimmt läßt sich nachweisen, daß die Stadtmiliz der Stadt Wien bereits im siebzehnten Jahrhundert den Spottnamen Philister führte.

Da nun die Stadtmilizen in ihren einseitigen Organisationen u. s. w. massenhaft Gelegenheit boten, Satyre und Spott Stoff zu geben, so wurde im Anfange nur die „ehrsame Stadtvertheidigung" mit diesem Namen belegt, bis derselbe später auch andern in Charaktereigenthümlichkeiten den Stadtsoldaten ähnlichen Bürgertypen zuerkannt wurde.

(„Gott, wie ist doch der Mensch so schön!") — Zu Jung-Stilling, dem weiland berühmten Augenarzt, kam einst ein Blindgeborener mit der heißen Bitte: ihn sehend zu machen. „Ja, wie glaubt Ihr, daß ich das kann?" fragte Stilling. „O," meinte der Blinde, „es steht geschrieben: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Seid Ihr ein gottesfürchtiger Arzt, so müßt Ihr's können." Das Wort traf gewaltig. Erst ein Gebet aus tiefster Seele und dann Aufgebot aller Kunst und Geschicklichkeit. Und siehe, die Augen wurden dem Blinden aufgethan. Da erblickte der Arme seinen Retter Stilling und jauchzte laut: „Gott, wie ist doch der Mensch so schön." Und der Arzt umarmte seinen Patienten mit Thränen der Rührung: „Dank, Dank für diese Erinnerung an das Ebenbild Gottes im Menschenantlitz. Wir Aerzte vergessen das am ehesten." Die Kur kostete dem Armen nichts und trug dem Herrn Doktor doch viel ein. Wie ist das wohl zugegangen?

(Die ABC-Schützen.) Die mangelhafte Organisation des Schulwesens im Mittelalter hatte eine besondere Art Lehrer hervorgerufen. Von Haus aus meist verkommene Studenten zogen diese Lehrer unter dem Namen „fahrende Schüler" von Ort zu Ort und unterrichteten die Wißbegierigen. Die jüngeren Kräfte, welche sie sich heranbildeten und welche den jüngeren Kreisen der Bewohner und denjenigen Erwachsenen, welche des Lesens und Schreibens noch ganz unkundig waren, die Anfangsgründe, das ABC, beibringen mußten, waren zugleich ihre Diener, welche, wenn Vorrath an Geld oder Lebensmitteln nicht mehr vorhanden war, ausziehen und das Fehlende ergänzen mußten. Als geborene Feinde der bestehenden Eigenthumsverhältnisse vermochten sie auf ihren Fouragierzügen die Grenze zwischen Mein und Dein nicht immer zu ziehen oder wollten es vielmehr in den meisten Fällen nicht thun. In ihren Ansichten galt ein derartiger Uebergriff durchaus nicht für Diebstahl, sondern nur für die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses und sie nannten deßhalb den Vorgang, in ihre Sprache übersetzt, „schießen", wie sie sich selbst „Schützen" nannten. Durch die Vereinigung der beiden Aemter als Unterlehrer und Diener, bezüglich Schütze, nannte man sie schlechthin ABC-Schützen. Daher die Entstehung dieses Namens.

(Der blaue Montag.) In früheren Jahrhunderten wurden während der Dauer der Fastenzeit Kanzeln und Altäre mit blauem Tuch bekleidet. Die Gesellen hatten gesetzlich das Recht, an diesen Tagen keine Arbeit verrichten zu müssen, um die Kirche besuchen zu können. Statt dessen trieben sie aber „allerlei Kurzweil" und kamen auch häufig „blau angelaufen" nach Hause. Daher die Entstehung des Namens.

Gegen dieses wüste Treiben richteten sich mehrfach Reichstagsbeschlüsse ohne Erfolg. Auch Friedrich Wilhelm I. richtete einen Erlaß dagegen, worin er auf die Unnützlichkeit dieser Einrichtung hinwies, allein auch hierdurch wurde nicht geholfen, denn nach wie vor wurde und wird zum Theil auch heute noch gebummelt, obwohl die Feier dieses eigenthümlichen Festes sehr im Abnehmen begriffen ist.

Marschall Canrobert, der sonst gar nicht wegen seines Witzes berühmt ist, gerieth in einen wissenschaftlichen Streit mit einem Obersten, der immer lebhafter wurde. Endlich rief der Oberst: „Dabei bleibe ich stehen, denn wenn ich auch nicht Marschall von Frankreich bin wie Sie, so bin ich doch von dem Holze, aus dem man Marschälle schneidet!" Canrobert antwortete: „Ja wenn man hölzerne Marschälle braucht!"

(Zeitung und Gazette.) Für gewöhnlich leitet man das Wort „Zeitung" von Zeit, ohne sich recht klar darüber zu sein. Mehrfache neuere etymologischen Untersuchungen haben ergeben, daß die Bezeichnung Zeitung aus dem alten, auch in der englischen Sprache noch enthaltenen Worte „Teiding", d. h. Begebenheit herkomme. Das italienische Wort „Gazette" für Zeitung ist in ähnlicher Weise einer italienischen Scheidemünze, Gazette, um welchen Preis die ersten Nachrichtsblätter verkauft wurden, entlehnt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Krauzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Donnerstag, 7. Juli 1870.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Es war indeß natürlich, daß diese tagelangen Ausflüge, welche das Entzücken des fürstlichen Knaben ausmachten, seinem Gouverneur, dem würdigen Abbé Florian, durchaus nicht gefielen, und daß dieser endlich, da seine Bitten und Verwarnungen bei dem kleinen Prinzen durchaus fruchtlos blieben, sich mit einer Klage an seinen Vater, den Herzog von Penthièvre, wandte.

Der Herzog lächelte mit jenem gütigen, sanften Lächeln, das ihm alle Herzen gewann. „Lassen Sie ihn, Herr Abbé," sagte er. „Ich habe Louis oft beobachtet, wenn er von seinen einsamen Streifereien heimkehrte, und ich habe ihn nie so schön und so strahlend von Zufriedenheit, Unschuld, Schönheit und Güte gesehen, als eben dann. Lassen wir ihn also ruhig seiner Neigung folgen und quälen wir ihn nicht. Denn er ist wild wie ein junges Reh und möchte dann leicht uns so weit entlaufen, daß wir Mühe haben würden, ihn wieder zu finden."

„Aber das Decorum, die Etiquette," wagte der Abbé zu bemerken. „Was würde die Welt dazu sagen, wenn sie wüßte, daß der junge Prinz sich hier allein ohne Gefolge, ohne Equipage in den Bergen umhertreibt!"

„Die Welt liegt glücklicherweise weit von hier," sagte der Herzog, „und ihre Etiquette hat noch nichts zu schaffen mit meinem Sohn. Früh genug wird er sich ihren Gesetzen beugen und ihre Fesseln sich anlegen müssen. Bis dahin gönnen wir ihm seine jetzige Ungebundenheit. Er hat einen unbestimmten Drang nach Bewegung, nach Freiheit, mit dem er nichts anzufangen weiß und der ihn indeß doch nicht mißleitet. Wissen Sie zum Beispiel, wo er gestern Abend gewesen ist? Oben auf dem Berge Thymerale, wo er mit dem Eremiten von La Chesnaye seine Abendgebete verrichtet hat! Beschränken Sie ihn also nicht, überwachen Sie ihn wohl, aber strafen Sie ihn nicht, ich verbiete es Ihnen."

Dank diesem Befehle seines Vaters hatte der junge Prinz von jetzt an für alle seine Mußestunden die vollkommenste Freiheit der Bewegung und durfte ungehindert in den Bergen, Wäldern und Thalgründen, die zu den Besitzungen des Herzogs gehörten, umherschweifen.

Diese langen, einsamen Spaziergänge, dieser zwanglose Verkehr mit der Natur stärkten nicht allein den Körper des schnell heranwachsenden Knaben, sondern erhielten seiner Seele die Frische, Reinheit und Unschuld eines wirklichen Kindes der Natur. Die verderbten und schlimmen Gedanken der Civilisation hatten nichts zu schaffen mit diesen lieblichen Thälern, diesen rauschenden Wäldern, diesen majestätischen Höhen, und nichts von dem Hochmuth der Welt konnte auftauchen in dem Gemüth des Knaben, der an dem heiligen Busen der Natur sich die Reinheit und Unschuld der Gedanken bewahrt hatte.

Die kleine Hirtin und der Prinz.

Es war ein wundervoller Sonntagsabend; die Sonne neigte sich eben zum Untergang und legte ihre purpurnen Schleier über die Wälder und Felsen, und machte die Fenster des Schlosses Anet, das da drüben auf dem Berge stolz über der Gegend sich erhob, wie in glühendem Golde funkeln.

Der kleine Prinz von Lamballe, der heute wieder einige schönen einsamen Stunden in dem schattigen Walde zugebracht hatte, trat jetzt aus demselben und kletterte geschickt und eilfertig wie eine junge Gazelle den Felsen von Thymerale empor, um von dort aus dem Untergang der

Sonne zuzuschauen. Er athmete hoch auf vor Entzücken, als er den Gipfel erreicht hatte und nun seine Blicke auf das reizende Panorama richtete, das sich vor ihm aufthat. Wie lieblich dieses Thal, in dessen Mitte das große Dorf Anot mit seinen dunkelrothen Dächern aus grüner Bewaldung hervorleuchtete, sich hinlagerte, und mit seinen duftenden Wiesen und seinen, die Ebene durchschlängelnden, hüpfenden Bächen das Herz erfreute! Und rings am Horizont diese schwellenden Berge, hier und dort Schluchten bildend, deren violette Färbung die Abendsonne mit purpurrothen Streiflichtern durchzog.

Louis von Bourbon hatte das Alles schon oft gesehen, aber immer wieder entzückte es sein Herz und füllte seine Augen mit Thränen der Freude. Die tiefe Stille, die ihn umgab, der heilige Gottesfriede der Schöpfung, welche unter den Scheideküssen der Sonne leise erbebte wie in seligem Schauer, stimmte sein frommes Gemüth zur Andacht und ließ unausgesprochene, aber tief empfundene Gebete in seiner Seele entstehen.

Aber was war es, was plötzlich diese heilige Stille unterbrach? Was war das für ein Schatten, der sich plötzlich lang über den Felsen hinwarf und sich wie mit einem Menschenhaupt zu seinen Füßen hinlegte? Ja, dieser Schatten trug eine Menschenform und dort drüben auf jener Felsspitze steht das Menschenkind, dem dieser Schatten angehört. Ein reizendes kleines Mädchen war es, mit einem lieblichen, engelgleichen Angesicht, das von langen blonden Locken, wie von goldenen Schleiern, umflossen war. Glühende Purpurrosen brannten auf ihren Wangen und wie Sterne glänzten ihre dunklen Augen. — Louis, welcher sie in athemloser Spannung, in sprachloser Ueberraschung anstarrte, würde sie für einen Engel gehalten haben oder für eine der Feen dieser Berge, wenn ihn nicht ihre ärmliche Kleidung, ihre nackten, braunen, von keiner Bekleidung geschützten Füße belehrt hätten, daß sie ein armes, kleines Menschenkind sei, eine kleine Hirtin, welche an einer Schnur ihre Ziege, vielleicht das einzige Besitzthum ihrer armen Eltern, geleitete.

Das Kind sah nicht diese großen, staunenden Augen, mit welchen Prinz Louis sie anschaute, ihre ganze Aufmerksamkeit war auf diese störrige, wilde Ziege gerichtet, welche in wildem Uebermuth bemüht war, sich von dem Bande, mit welchem das Mädchen sie hielt, frei zu machen, um seiner Natur folgen und auf den Felsspitzen umherklettern zu können. Aber das Kind widerstrebte dem wilden Thier, das jetzt ungestüm vorwärts springend, so heftig an dem Bande riß, daß das Kind, vorwärts gerissen, auf die Felsen niederstürzte.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte. Aber es war nicht das kleine Mädchen, welches ihn ausgestoßen, sondern der junge Prinz, welcher jetzt in eilendem Laufe über die Felszacken zu ihr hinstürzte und das Mädchen vom Boden aufhob.

Das zackige Gestein hatte ihr die Stirne verletzt, daß das Blut in perlenden Tropfen über ihr liebliches Gesicht hinfloß. Bei diesem Anblick füllten sich die Augen des Knaben mit Thränen, und hastig sein Batisttuch hervorziehend, wand er es mit der Zärtlichkeit und Sorgsamkeit einer Mutter um die blutende Stirne des Mädchens.

Sie hatte anfangs geweint, aber das Erstaunen über diese unerwartete Hilfe, über diesen fremden, schönen Knaben, der sich mit so tiefer Theilnahme um sie bemühte, machte ihre Thränen stocken. Mit staunendem Ausdruck heftete sie ihre großen, schwarzen Augen auf den Knaben, und wie sie in seinen Mienen seinen Kummer und seine Rührung über ihre Verwundung las, fand sie den Muth zu lächeln und ihren Schmerz zu verleugnen.

„Es ist nichts," sagte sie mit ihrer weichen, klangvollen Kinderstimme, „gewiß, es ist nichts. Ich habe keine Schmerzen mehr und ich kann jetzt mit meiner Ziege weiter gehen!"

„Damit dieses böse und eigensinnige Thier Dich noch einmal zu Boden zieht," sagte der Knabe eifrig. „Nein, nein, ich werde das nicht zugeben; ich werde Deine Ziege leiten, Du kannst mir den Weg zeigen, den ich gehen muß."

Das kleine Mädchen wagte nicht, ihm zu widersprechen, mit ehrfurchtsvollem Gehorsam reichte sie ihm das Band dar, an welchem sie die Ziege geleitet hatte.

„Gehen wir," rief der Prinz entschlossen, und alle seine Kraft zusammen nehmend, zog er mit einem ungestümen Ruck an dem Bande die Ziege von der Felsspitze fort, welche sie eben erklettert hatte. Aber das mürbe Band konnte dem Widerstreben der Ziege und dem Vorwärtsziehen des Knaben nicht lange Widerstand leisten, es zerriß und fast wäre Louis zur Erde niedergetaumelt von dem heftigen Ruck.

Das kleine Mädchen stieß einen Schrei aus und streckte ihre beiden Hände dem schwankenden Knaben entgegen. Louis wehrte sie fast ungeduldig zurück und stand wieder fest auf seinen Füßen.

„Glaubst Du, daß ich so leicht falle?" sagte er stolz. „Hole nur rasch die Ziege heran, damit wir ihr ein anderes Band anheften."

„Aber ich habe kein anderes Band," sagte das Kind traurig.

„Ich habe eins," erwiederte der Knabe gelassen, indem er die dunkelrothe seidene Schärpe mit den goldgestickten Enden, die seine Taille umschloß, ablöste. „Hole die Ziege; dies Band wird nicht zerreißen."

Die Ziege war bald herbeigelockt und mit gravitätischem Ernst befestigte sie der Prinz an seiner Schärpe. „Jetzt laß uns gehen," sagte er.

Hand in Hand gingen sie die steile Felswand hinunter und hinter ihnen mit lustigen Sprüngen folgte die schöne, schneeweiße Ziege.

Keins von den Kindern sprach ein Wort. Nur die fragenden und grüßenden Blicke, welche sie auf einander richteten, schienen die so schnell begonnene Bekanntschaft fortsetzen zu wollen.

Wie sie jetzt zu dem untern Felsplateau gelangt waren, von wo die Wege hier in sanfter Windung sich hinabsenkten in das duftende Thal, dort sich in den dunklen Schatten des Waldes verloren, blieben die Kinder, wie von demselben Impuls getrieben, stehen. — Die Sonne war untergegangen und hatte den Himmel in strahlende Purpurgluth gekleidet, die leuchtende Reflexe auf die Felsspitzen und die Gipfel der Bäume warf, und den breiten Bach, welcher das Thal durchschnitt, glühendroth färbte. Aus dem fernen Dorf tönte das Läuten der Abendglocke, und drüben von den grünen Höhen stiegen die Heerden der Schafe und der blökenden Rinder hernieder, um heimwärts zu gehen.

„Ach, wie schön das ist!" rief das Kind mit fröhlichem Händeklatschen.

Der Knabe blickte stumm auf das strahlende Antlitz des kleinen Mädchens. Er hätte ihr sagen mögen, daß das Alles nicht so schön sei, wie sie selber, aber es fehlte ihm der Muth dazu.

„Wie heißt Du?" fragte er nach langer Pause mit schüchterner Stimme.

„Geneviève Galliot," sagte sie lächelnd.

„Geneviève," wiederholte der Prinz. „Der Name klingt noch schöner wie die Abendglocke da drüben. Komm', Geneviève, laß uns weiter gehen." Er streckte ihr die Hand entgegen, aber dann schreckte er zusammen und eine dunkle Röthe übergoß sein Antlitz.

Dort von dem Waldweg her näherte sich eben eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft dem Plateau. Voran der Herzog von Penthièvre mit einigen der vornehmen Gäste, die sich seit einigen Tagen im Schlosse zum Besuch aufhielten. — Der kleine Prinz, obwohl er mit niedergeschlagenen Augen dastand, fühlte doch, daß die Blicke seines Vaters auf ihm ruhten, er meinte die lächelnden, verwunderten Gesichter seiner Gäste und Kavaliere zu sehen. Ein Gefühl von Scham und Angst überkam ihn, und dem ersten Eindruck folgend, war er schon im Begriff, die Schärpe, an welcher er die Ziege hielt, fallen zu lassen und zu entfliehen. Aber dann überwand sein Stolz diese Anwandlung von Feigheit; er drückte die Schärpe fester in seine Hand und schaute mit festem, entschlossenem Blick zu dem Herzog empor, der jetzt mit seiner Suite dicht vor ihm stand, während die kleine Geneviève sich schüchtern und angstvoll an den äußersten Rand der Terrasse zurückgezogen hatte.

„Was machst Du hier, mein Sohn?" fragte der Herzog mit gütigem Tone.

„Ich helfe der kleinen Geneviève ihre Ziege zu Hause treiben," sagte Louis fest, und das leise Gelächter der Kavaliere des Herzogs vernehmend, blickte er zu diesen mit stolzen und zürnenden Blicken hin. „Lachen Sie darüber," sagte er, „weil ich einem armen, kleinen Mädchen, die durch ihre störrige Ziege niedergerissen ward, zu Hilfe gekommen bin! Lachen Sie, weil ich ihre arme, blutige Stirne mit meinem Tuch verbunden habe und nun dem armen, von Schreck und Schmerz betäubten Kinde helfen will, das störrige Thier von den Felsen herunter zu treiben?"

Der Herzog blickte mit einem glückseligen, stolzen Lächeln auf seinen Sohn, der ihm nie so schön, so edel und liebreizend erschienen war, als in diesem Moment innerster Erregung. „Niemand hier wird sich erlauben zu lachen," sagte er, „Niemand wird es auffallend finden, mein Sohn, daß Du Dich einem armen, verlassenen Kinde hilfreich gezeigt. Geh', mein Sohn, ich zürne Dir nicht," fuhr er dann mit einem gütigen Lächeln fort. „Herr von Fénélon war wohl mehr werth als Du, und doch sah man ihn eines Tages in vollem Bischofsornat ein Stück großes Rindvieh in den Stall einer armen Wittwe, aus dem es sich verirrt hatte, zurücktreiben. Geh' also, mein Sohn, und vollende Deinen Liebesdienst. Nur wirst Du mir erlauben, Dir einen meiner Edelleute mitzugeben, damit ich so gewissermaßen auch Theil habe an Deinem Liebeswerk."

Er winkte einem der Herren seines Gefolges und hieß ihn, den Prinzen zu begleiten. Dann nickte er seinem Sohne freundlich zu und schlug mit seiner Gesellschaft den Weg zu der Spitze des Felsens ein. Geneviève, welche so weit abgestanden, daß sie nichts von der Unterredung

des Herzogs mit seinem Sohne vernommen, näherte sich jetzt schüchtern und bat mit leiser, zitternder Stimme, ihr ihre Ziege wiederzugeben, damit sie heimkehren könne zu ihrer kranken Mutter.

„So komm'," sagte der Knabe, aus tiefem Sinnen erwachend, „komm', laß uns weiter gehen!"

Er winkte den Kammerjunker, den sein Vater ihm mitgegeben, an seine Seite und dann, Geneviève zulächelnd, schritt er rüstig vorwärts, die Ziege an seiner Schärpe hinter sich herziehend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein junger Dichter.) In Schönenberg bei Zürich lebte ein Knabe unbemittelter Eltern, unbeachtet und aus der Sekundärschule als wenig fähig und unfleißig entlassen. Hinter dem scheinbar schwachen Schüler scheint aber ein Genie ersten Ranges zu stecken, das in der Heimath verkannt wurde. Der junge Sennhauser, so heißt der Knabe, verschaffte sich einige Lektüre, und an und mit dieser bildete er sich ganz im Stillen zum Dichter heran. Sonst fangen poetische Genie's gewöhnlich mit lyrischen Ergüssen oder kleineren Epen an und scheitern dann gewöhnlich, wenn sie sich an's Lustspiel oder gar an's Trauerspiel wagen. Unser Sennhauser wagte zu fliegen, ehe er gehen konnte, und siehe, die Flügel des Genies hoben ihn und bewahrten ihn auch vor dem jähen Sturze. Es existirt in Berlin eine Anstalt zur Ausbildung unbemittelter junger Talente. Für den Eintritt schreibt sie Konkursarbeiten aus. Sennhauser hörte von dieser Anstalt und beschloß, ohne Jemanden Etwas davon zu sagen, sich mit zu bewerben. Er sandte als Probearbeit ein Trauerspiel ein, das ein Stück römischer Geschichte zum Gegenstande hat, nämlich das „Triumphirat". Dieses Trauerspiel begleitete er mit einem Lustspiele, worin das Leben auf der Alp geschildert wird. Von 130 Eingaben erklärte die Prüfungs-Kommission die Arbeiten Sennhauser's nicht nur als die beste, sondern als diejenige, welche alle anderen weit hinter sich zurücklasse, und das Lustspiel mit seinen Erinnerungen des Sennenlebens entzückte die Berliner so sehr, daß es jetzt zur Aufführung auf einem öffentlichen Theater vorbereitet wird. Sennhauser ist bereits in Berlin, und die Schilderung seiner Reise dahin und die Aufnahme daselbst, die er nach Hause schrieb, sei bei großer Naivetät überaus anmuthig. Das Interessanteste ist, daß Sennhauser noch nicht korrekt orthographisch schreiben kann.

Sonst gab's nur einen Katechismus, der mit seinen 10 Geboten für Jedermann galt. Jetzt hat jeder Stand seinen eignen Katechismus, und seine eignen 10 Gebote. Im Katechismus des Landmanns z. B. stehen folgende 10 Gebote:

Geh' in die Schul' und lerne was!
Geh' in die Lehr' und lerne was!
Dien' in der Fremd', erfahre was!
Dien' als Soldat dem Vaterland!
Lern' auch gehorchen und befehlen.
Lern' in der Welt auch sehen was.
Denk' nach, wie, wo zu thun sei was.
Dann geh' auf's Feld und thue was.
Wend' an, was Du behalten hast.
Erhalt', was Du erworben hast.

Dr. Luther schon sagt: Ein Jeder lern' seine Lektion, dann wird es wohl im Hause steh'n.

(Nach zweiundzwanzig Jahren amnestirt.) Leopold Jansa, Violinspieler der Wiener Hofkapelle, der wegen Mitwirkung bei einem im Jahre 1848 zu Gunsten der Ungarn in London veranstalteten Concerte aus Oesterreich exilirt und seiner Stellung in der Hofkapelle verlustig wurde, ist kürzlich rehabilitirt und in den Genuß einer Pension von 1000 fl. eingesetzt worden. Nach so langer Verbannung kehrt der 78jährige Greis nach Wien zurück.

Auch die Schneider besitzen Logik, und was für welche! Man unterhielt sich in maßgebenden Kreisen in Paris über gute und schlechte Kunden. „Ich," sagte ein Maitre zu einem Fachgenossen, „ich mahne niemals einen feinen Mann." — „Wie aber, wenn er nicht bezahlt?" — „Wenn er nicht innerhalb einer gewissen Zeit bezahlt, ist er kein feiner Mann, und dann mahne ich ihn."

Lebensphilosophie.

Die Gefallsucht hat, wie die Habsucht, keine Grenzen. Gleichgiltig gegen Das, was schon gewonnen ist, wirft sie unaufhörlich ihre Netze nach Dem aus, was sie nicht hat, und zählt ihre Festtage nach ihren Eroberungen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Samstag, 9. Juli **1870.**

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Kennen Sie denn dieses kleine Mädchen, für das Sie sich so sehr interessiren?“ fragte der Kammerjunker den kleinen Prinzen.

„Wenn man sie ansieht, kennt man sie,“ sagte der Knabe glühend. „Sie sieht aus wie die Engel, die ich in meinen Träumen gesehen.“ Dann, beschämt über seine leidenschaftlichen Worte, fuhr er ruhiger fort. „Sonst weiter kenne ich sie nicht. Ich weiß nur, daß sie Geneviève heißt, und mir scheint, das ist ein sehr schöner Name.“

„Gewiß,“ sagte der Kammerjunker lächelnd, „es ist der Name einer lieblichen Heiligen. Geneviève, mein Kind, sage uns jetzt vor allen Dingen, wo Du wohnst und ob wir noch weit haben bis zur Hütte Deines Vaters?“

Das Kind schüttelte traurig sein Köpfchen. „Ich habe keinen Vater mehr,“ sagte sie, und sofort füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen. „Mein guter, lieber Vater ist von uns fort in den Himmel gegangen, und meine Mutter sagt, daß er es gethan hat, um dort oben für uns zu beten.“

„Und warum ist er nicht lieber auf der Erde geblieben, um hier unten für Euch zu arbeiten?“ fragte der Kammerjunker so leichtfertig und nachlässig, daß Prinz Louis erblaßte und flammende Blicke des Vorwurfs auf ihn richtete.

„Ach, mein Herr,“ sagte Geneviève mit strömenden Thränen, „er würde das so gern gethan haben, denn er liebte die Mutter und mich so sehr und arbeitete so fleißig, denn er war jung, kräftig und gesund, und die Leute nannten ihn immer den schönen Remy Galliot, und sie sagten immer, daß kein schönerer und stattlicherer Mann in der ganzen Grafschaft sei.“

„Ach, also Apollo unter den Hirten,“ rief der Kammerjunker mit einem spöttischen Lachen, das den jungen Prinzen erbeben machte vor Zorn.

Gleichsam, um das Kind zu entschädigen für dieses grausame Lachen, nahm der Knabe ihre Hand und sah ihr mit tiefer Theilnahme in das von Thränen überfluthete Angesicht.

„Und woran starb Dein lieber, schöner Vater?“ fragte er mit innigem Ton.

„Ein wüthend gewordener Stier, den er an den Pflug spannen wollte, stieß ihn todt,“ sagte Geneviève traurig. „Er hatte die Mutter am Morgen lachend und vergnügt verlassen, um auf das Feld zu gehen, und Mittags brachten sie ihn ihr auf einer Bahre als einen blutigen, zerfetzten Leichnam.“

„Arme Geneviève,“ rief Louis traurig, „wie viel Kummer Du damals gehabt haben mußt!“

„Ach, ich nicht,“ sagte sie trübe, „ich war noch ein ganz kleines Kind und verstand unser Unglück nicht, aber meine Mutter, meine arme Mutter, die hat meinen Vater immer beweint, und das ist der Gram, welcher sie tödten wird. O, wir hätten so vergnügt und glücklich mit einander leben können, meine Mutter und ich. Wir haben eine so hübsche kleine Hütte, einen Garten mit Obstbäumen und Bienenstöcken, und ein Stückchen Land, das wir mit Gerste und Hafer besäeten, und das unsere Nachbarn uns aus Freundschaft für meinen armen, lieben Vater immer bestellt haben. Und was wir sonst brauchten, das verdiente meine Mutter durch Nähen und Spinnen. Aber jetzt,“ fuhr das Kind mit lauter, jammernder Stimme fort, „jetzt ist Alles vorbei. Denn meine Mutter ist krank, und die Leute sagen, sie kann nicht wieder besser werden. Sie wird sterben und mich ganz allein auf der Welt zurücklassen!“ Geneviève schwieg und weinte still vor sich hin; der Knabe vermochte nicht, sie zu trösten,

Digitized by Google

denn wenn er hätte sprechen müssen, so würde seine Stimme gezittert haben vor Rührung, und er wollte nicht, daß sein Begleiter das merken sollte.

Der Kammerjunker indessen fand diese Klagen des kleinen Hirtenmädchens überaus langweilig und wünschte ihnen ein Ende zu machen.

Er neigte sich daher zu dem Prinzen nieder und flüsterte ihm zu: „Ich glaube, mein Prinz, es wäre jetzt an der Zeit, dem Kinde ein Almosen zu geben. Ich denke, das würde am besten geeignet sein, ihre Thränen zu trocknen und Geneviève wieder lachen zu machen. Befehlen Sie, daß ich ihr in Ihrem Namen ein Goldstück geben soll?"

Der Knabe schleuderte ihm einen verachtenden Blick zu und preßte die Lippen fest aufeinander, um seinem Unwillen keine Worte zu geben.

„Ich danke Ihnen," sagte er dann nach einer Pause, „ich bin selbst mit Geld versehen," und indem er dann hastig weiter schritt, sagte er leise zu sich selber: „Er soll nicht mit mir in die Hütte gehen. Wie fange ich es an, mich von ihm zu befreien?"

Dank seiner Ueberlegung wandte er sich nach einiger Zeit an seinen Begleiter. „Herr von Baudesson," sagte er, „ich fühle mich durchaus erschöpft und angegriffen. Haben Sie also die Güte, meinen Wagen zu holen, denn es wird mir nicht möglich sein, zu Fuß heimzugehen. Sie werden mich mit dem Wagen dort am Eingang der Allee, welche in das Dorf Fresnoy führt, erwarten, und dorthin werde ich in einer Viertelstunde kommen."

Er sagte das in einem so entschiedenen, bestimmten Tone, so ganz in dem Tone eines Prinzen, daß der Kammerjunker, welcher sehr wohl die Gewalt des Prinzen über das Herz seines Vaters kannte, nicht zu widersprechen wagte, sondern sich entfernte, um dem Wunsche des Knaben Genüge zu thun.

Der Knabe athmete erleichtert auf und blickte mit einem glücklichen Lächeln auf die kleine Geneviève hin, welche eben damit beschäftigt war, die störrige Ziege von den Wiesenblumen fortzutreiben, welche sie durchaus verzehren wollte.

„Komm', Geneviève," sagte er, „komm', gib mir Deine Hand und erzähle mir von Deiner guten Mutter und von Deinem eigenen Leben. Womit beschäftigst Du Dich den ganzen Tag? Hast Du schönes Spielzeug, womit Du Dir die Zeit vertreibst?"

Geneviève lachte trotz der Thränen, welche noch in ihren Augen standen. „Das da ist mein Spielzeug und meine ganze Beschäftigung," sagte sie, auf die Ziege deutend. „Morgens treibe ich sie hinaus in die Berge, und da bewache ich sie den ganzen Tag und suche ihr die schönsten Kräuter, damit sie recht schöne, süße Milch gibt, denn diese Milch ist die einzige Nahrung meiner armen, lieben Mutter, und die Leute sagen, daß meine Mutter schon todt wäre ohne die Ziege. Darum liebe ich die Ziege auch so sehr, obwohl sie so eigensinnig und störrig ist, darum umarme ich sie jeden Morgen und küsse ihr weißes Fell, das ich ihr jeden Morgen säubere und kämme, und bitte sie so recht inbrünstig, daß sie meiner kranken Mutter recht kräftige, schöne Milch geben soll, damit sie noch länger bei ihrer armen, kleinen Geneviève bleiben kann!"

„Und gewiß wird der liebe Gott Deine Bitte erhören und Dir Deine Mutter erhalten," rief Louis inbrünstig. „Ich werde ihn von heute an auch täglich darum bitten und werde Dir auch helfen, für Deine Ziege fette Kräuter zu sammeln."

Unter solchen Gesprächen hatten sie endlich die kleine entlegene, einsame Hütte erreicht, in welcher Geneviève mit ihrer Mutter wohnte. Das kleine Mädchen band die Ziege an den Lindenbaum vor der Hausthüre und reichte dann dem Knaben die Hand, um ihn zu ihrer Mutter zu führen, zu dieser bleichen kranken Frau, welche da auf dem Lederstuhl in dem kleinen, niedrigen Stübchen saß, und den eintretenden Knaben mit großen, von Fieber und Krankheit leuchtenden Augen ansah.

Geneviève flog zu ihrer Mutter hin und küßte zärtlich ihre eingefallene Wange, auf der diese verrätherischen Grabesrosen der tödtlichen Krankheit brannten, welche ihre Brust durchwühlte.

„Mutter," sagte sie, „Du mußt dem Knaben danken, denn er hat mir geholfen, die wilde Ziege von den Felsen herunterzubringen. Ich war dabei gefallen und hatte mich an einem Stein blutig geritzt, da ist der gute Knabe mir zu Hilfe gekommen und hat mich aufgerichtet und um die blutende Stirn mir sein schönes Tuch gewunden."

Frau Galliot erwiederte nichts, sie nahm nur mit einem leisen Schrei das Tuch von der Stirn des Kindes, um die Wunde zu untersuchen. Erst als sie sich überzeugt hatte, daß diese ganz ungefährlich und leicht sei, wandte sie sich an den Knaben, um ihm einfache, innige Worte des Dankes zu sagen.

„Ich habe ja nichts gethan, was nicht Jeder gethan haben würde und was nicht ganz natürlich ist," sagte Louis beschämt. „Auch bin ich nicht

Digitized by Google

hieher gekommen, um Dank zu empfangen, sondern" — er stockte und schwieg; er hatte ein Gefühl, als müsse es Geneviève beschämen, wenn er ihrer Mutter jetzt Geld gebe. Sie könnte glauben, daß er es thue, weil sie ihm ihr Unglück und ihre Noth geklagt habe. Er entschloß sich daher rasch, zu einer Lüge seine Zuflucht zu nehmen, und das war das erste Mal, daß der Knabe seinen Stolz so weit beugte, eine Unwahrheit zu sagen.

„Ich war schon auf dem Wege hieher, als ich Geneviève begegnete," fuhr er nach einer Pause fort. „Meine Mutter, welche von Ihrer Krankheit gehört hatte, schickte mich hieher, und in ihrem Namen soll ich Sie bitten, dieses Goldstück anzunehmen, und sich dafür kräftige und gute Nahrung und Pflege zu verschaffen. Auch läßt meine Mutter Ihnen sagen, Sie möchten gar nicht sparsam mit dem Gelde umgehen, denn sie würde Ihnen öfter durch mich eine ähnliche Summe schicken, und es Ihnen überhaupt an nichts fehlen lassen."

Geneviève blickte mit freudestrahlenden Augen zu ihm hinüber. Frau Galliot aber rief mit dankbaren Worten den Segen des Himmels auf ihre unbekannte Wohlthäterin herab.

„Und wie heißt denn Ihre gute Mutter?" fragte sie dann. „Sagen Sie mir ihren Namen, damit ich sie Gott in meinen Gebeten nennen kann!"

Der Knabe blickte verlegen vor sich nieder. Es schien ihm, als müßte, wenn er die Wahrheit sagte, dies zwischen ihm und der armen Familie eine Scheidewand aufrichten, einen unübersteiglichen Abgrund öffnen.

„Willst Du uns nicht sagen, wie Deine Mutter heißt?" fragte Geneviève mit ihrer süßen, klangvollen Stimme.

„Sie heißt Modena," sagte der Knabe, indem er geschickt die Wahrheit umging, und seiner Mutter, welche eine Prinzessin von Modena war, den Namen ihres Hauses als Familiennamen gab.

„Modena," sagte die Kranke, „ich habe nie eine solche Familie nennen hören. Aber freilich, wir wohnen so sehr weit entfernt von dem Dorf, und es wohnen dort so viele Bürgersleute, die wir nicht kennen."

„Ja, wir wohnen so weit vom Dorf und daher kommt es, daß wir Deine gute Mutter nicht kennen," sagte Geneviève, indem sie den Knaben mit einem so dankbaren und zärtlichen Blick ansah, daß sein Herz hoch klopfte vor Entzücken.

Aber er erinnerte sich, daß Herr von Baudesson ihn mit seinem Wagen erwarte, und daß, wenn er noch länger zögere, dieser hierher kommen möchte, um ihn abzuholen. Es schien ihm, als würden die kalten, spöttischen Blicke des Kammerjunkers dieses stille, ärmliche, kleine Zimmer entweihen, und dann auch fürchtete er, Geneviève und ihre Mutter möchten dann erfahren, wer er sei und wie seine Mutter eigentlich heiße.

Mit einigen freundlichen und herzlichen Worten verabschiedete er sich daher von der Wittwe, die ihm die zärtlichsten und dankbarsten Grüße für seine Mutter auftrug.

„Erlauben Sie," fragte der Knabe, „daß ich zuweilen wieder hierher komme?"

Die Frau nickte lebhaft. „Ich wollte Dich nicht darum bitten, mein Sohn," sagte sie, „denn es würde ausgesehen haben, als wollte ich Deine gütige Mutter zu neuen Wohlthaten veranlassen. Sage ihr, daß ihr reiches Geschenk von heute uns auf lange Zeit von aller Sorge befreit hat, und wenn Du kommst, so komme mit leeren Händen. Desto herzlicher und fester können wir Dir die Hand drücken."

Die kleine Geneviève begleitete den Knaben hinaus, und wie sie ihm zum Abschied die Hand reichte, blickte er ihr so tief und aufmerksam in ihr liebliches, erröthendes Angesicht, als wolle er sich dasselbe für alle Ewigkeit einprägen.

„Wirst Du es auch gern haben, wenn ich wieder komme?" fragte er stockend und verlegen.

Sie sah ihn mit ihren großen schwarzen Augen erstaunt an. „Darnach fragst Du noch? Ich werde jeden Abend den Weg hinauf sehen, und wenn Du kommst, so laufe ich Dir entgegen."

„Wirst Du wieder morgen Deine Ziege auf die Felsen von Thymerale treiben?"

„Gewiß werde ich das thun!"

„So erwarte mich dort. Ich werde auch dahin kommen."

Der Knabe wandte sich hastig ab, um Geneviève die glühende Röthe nicht sehen zu lassen, welche plötzlich sein Antlitz überflog, und ihr einen letzten Gruß zurufend, ging er eilig von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein alter reicher Wittwer in Canada griff zu einer eigenthümlichen List, um die Hand einer schönen Dame zu erringen, welche sein Herz gerührt. Er bestach eine alte Zigeunerin, welche dem jungen Mädchen wahrsagen sollte, wie er

es wünschte, welches sie in folgender Weise that: „Meine junge Dame, der Stern Ihres Glückes wird sich auf eine kurze Zeit verdunkeln, aber nachdem ununterbrochen glänzen bis an das Ende Ihrer Tage. Vor Ablauf einer Woche wird ein alter Wittwer, in schwarzem Rock und seinem Castorhut, Sie besuchen und um Ihre Hand anhalten. Nehmen Sie den Antrag ja an, denn noch vor Ablauf eines Jahres werden Sie Wittwe und dann im vollen Besitze seines großen Vermögens sein. Ihr nächster Gatte wird der junge Mann sein, von dem Sie jetzt immer träumen." — Ungefähr drei Tage nachdem erschien der Wittwer in der von der alten Zigeunerin beschriebenen Kleidung und stellte seinen Antrag, derselbe wurde acceptirt und die Heirath baldigst vollzogen. Mehr denn ein Jahr ist seit der Wahrsagung verschwunden und der Alte lebt immer noch zum nicht geringen Verdrusse seiner liebenden Gattin, die immer noch im Geiste die Wahrsagerin segnet.

Graf X., der soeben seine Frau durch den Tod verloren, bietet am Tage des Begräbnisses ein Bild so tiefer herzzerreißender Trauer, daß alle Welt davon ergriffen wird. Am andern Morgen macht ein Freund des untröstlichen Wittwers, besorgt um seinen Gemüthszustand, ihm in aller Frühe einen Besuch und findet ihn allein mit seinem Schmerze und — einer vorzüglichen Trüffelpastete. Etwas verblüfft erkundigt sich der Freund, wie es denn ginge. „Ach," entgegnete der verwaiste Gatte mit kläglicher Stimme, „der Appetit ist mir wohl etwas wiedergekommen ... aber meine arme, arme Frau ... O ich bin der unglücklichste, verlassenste der Menschen ... Mein Geschick ist zu traurig ... Du siehst, ich habe mir schwarze Trüffeln serviren lassen."

(Merkwürdig.) Während des Kreuzverhörs eines Zeugen wurde dieser gefragt, wer sein Vater sei. Auf diese Frage antwortete er mit einer melancholischen Stimme: „Todt, Sir, er starb ganz plötzlich, Sir." — „Wie ging das zu, daß er so plötzlich starb?" war die nächste Frage. — „Unredliches Spiel, Sir. Der Sheriff, der sich auf meines Vaters nicht argwöhnische Natur verließ, bestimmte ihn, auf eine Plattform zu steigen und nach einer auserwählten Zuschauermenge zu sehen, und dann schnellte er eine kleine Fallthür unter ihm weg und beim Herunterfallen blieb er an einem Stricke hängen, der ihn erdrosselte."

Die Züge der nordamerikanischen Eisenbahnen, namentlich jene der Pacific-Bahn, sind bekanntlich mit allem möglichen Komfort für die Reisenden ausgestattet. Jetzt wird sogar ein täglich erscheinendes Blatt, „Der Transkontinentale", in dem Zuge, der vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean geht, gedruckt. Die erste Nummer ist vom Niagarafall, 24. Mai, datirt. Dieses Journal, dessen Depeschenverkehr bewunderungswürdig organisirt ist, erhält auf allen Stationen Nachrichten und veröffentlicht alle Neuigkeiten, welche nicht allein Reisende überhaupt, sondern speziell die an dem betreffenden Tage in dem Zuge befindlichen Reisenden interessiren können. Die Redaktion trägt Sorge, sich bei der Abfahrt nach den Eigenthümlichkeiten und nach dem Stande der Passagiere zu erkundigen, und das Blatt bringt sodann Nachrichten von der Ernte, von der Armee, von der See ꝛc. ꝛc., je nachdem sich bei dem Zuge Banquiers, Landwirthe, Militärs, Schiffsrheder ꝛc. befinden.

(Philosophische Unabhängigkeit.) Kaiser Rudolf II. hatte gehört, daß in seinen Staaten ein berühmter Chemiker lebte. Er sandte daher einen Boten an ihn ab, und ließ ihn nach Prag einladen. Der Chemiker gab zur Antwort: „Wenn ich ein glücklicher Chemiker bin, so habe ich die Gönnerschaft des Kaisers nicht nöthig; bin ich es nicht, so wird mir sie der Kaiser nicht geben."

Einem Privatbriefe aus Java entnehmen wir folgende Notiz über ein Heilmittel, welches bei Pferden, die durch Reiten gedrückt worden sind, dort allgemeine Anwendung findet, und das wohl in Europa, obgleich sehr einfacher Art, noch nicht bekannt sein dürfte. Es besteht darin, daß man solchen Pferden ohne jedes Schneiden oder Brennen die Wunde unter fortwährendem Reinhalten zweimal täglich mit gebranntem und fein zerriebenem Kaffee bestreut. Trotz des javanischen Klimas, welches für jede Wunde schädlich ist, werden doch die auf solche Weise behandelten Pferde in kurzer Zeit wieder hergestellt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Dienstag, 12. Juli **1870.**

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

3.

Der Tod der Wittwe.

Drei Monate waren vergangen seit dem ersten Begegnen des jungen Prinzen und der kleinen Geneviève. Sie hatten sich seitdem jeden Tag gesehen, denn immer hatte das Mädchen ihre Ziege in die Felsen von Thymerale getrieben, und immer war der junge Prinz von Lamballe am Nachmittag gekommen, seine kleine Freundin dort aufzusuchen, um mit ihr in den Felsen umherzuklettern, oder Hand in Hand mit ihr auf einer Felsspitze sitzend, dem Untergang der Sonne zuzuschauen, oder ihr ausgewählte Märchen zu erzählen, denen Geneviève mit athemloser Brust und weit aufgerissenen Augen zuhörte, weinend, wenn die Geschichte ein trauriges Motiv enthielt, oder in fröhliches Gelächter ausbrechend, wenn das Märchenglück wieder die trüben Schicksalswolken zerstreute.

Aber nicht immer wurden die Stunden so tändelnd mit Plaudern und Spielen hingebracht, man wollte auch dem Ernst und der Pflicht seinen schuldigen Tribut opfern. — Geneviève war aufgewachsen wie die wilden Rosen der Berge, ohne Unterricht und ohne Lehre, und nichts kennend und nichts wissend, als die kleinen Gebete, welche ihre Mutter sie gelehrt, und die sie lächelnd zum blauen Himmel emporflüsterte oder in der Unschuld ihres Herzens sie den heiteren Melodieen, die sie von den Hirten gehört, unterlegend, als Jubellied zu den Wolken emporwirbelte. Prinz Louis hatte das nicht so bald entdeckt, als er es auch für seine Aufgabe hielt, das Kind in dem zu unterrichten, was ihr mangelte, und die wilde Rose der Felsen in eine durch Kultur verschönerte Gartenrose zu verwandeln. Er suchte daher aus seiner Bibliothek die Bücher hervor, aus denen er seinen ersten Unterricht empfangen, und mit ängstlicher Scheu, immer fürchtend, bemerkt zu werden, in die längst verlassene Kinderstube flüchtend, wo die Spielzeuge seiner ersten Kinderzeit standen, steckte er immer etwas dieser niedlichen Sächelchen zu sich, um das kleine Kind damit zu belohnen, wenn sie aufmerksam beim Lernen gewesen. — Der Prinz aber fühlte sich durch das Verhältniß als Lehrer der kleinen Geneviève gleichsam gewachsen und ein Mann geworden. Er hatte Pflichten übernommen, und das machte ihn ernst und ließ ihn sein Haupt stolzer emporheben. Auch sagte er sich selber, er müsse dem Mädchen mit einem guten Beispiele vorangehen, und darum war er jetzt in seinen Unterrichtsstunden aufmerksam und fleißig wie nie zuvor. Der Abbé von Florian hatte jetzt niemals Grund, über den Prinzen bei seinem Vater, dem Herzog von Penthièvre, Klage zu führen, sondern durfte immer versichern, daß Louis bald ein sehr gelehrter und vollkommen ausgebildeter Seigneur sein werde, und die einsamen Spaziergänge des Knaben erregten daher niemals mehr den Unwillen des guten Abbé. Hatte doch der Herzog ausdrücklich befohlen, daß man dem jungen Prinzen darin keinen Zwang auferlegen solle; Herr von Florian konnte also mit gutem Gewissen die späteren Nachmittagsstunden dem Prinzen zu seinen Spaziergängen lassen und diese glückliche Muße für sich selber benutzen. Indeß wäre der Herzog vielleicht selber neugierig geworden, das Ziel dieser regelmäßigen Spaziergänge des Prinzen zu kennen und würde darnach geforscht haben. Aber eine Einladung des Königs hatte ihn mit seiner Gemahlin an den Hof zurückgerufen, und er hatte sich wohl entschließen müssen, den Landaufenthalt aufzugeben, um seiner Pflicht als einer der ersten

Digitized by Google

Würdenträger des Hofes und als grand Seigneur zu genügen.

Der Prinz war also mit seinem Hofmeister und seinem kleinen Hofstaat allein auf Schloß Anot zurückgeblieben und man ließ den fast zum Jüngling herangewachsenen Knaben gern gewähren; der Gouverneur, weil er dem Charakter des Knaben vertrauen durfte und weil er gewiß sein konnte, daß er seine Freiheit niemals zu gefährlichen oder unvernünftigen Handlungen mißbrauchen würde. Die Dienerschaft aber wagte niemals ihm zu widersprechen, denn es lag in dem Wesen des jungen Prinzen etwas, was ihnen imponirte, und sie wußten außerdem sehr wohl, welche große Gewalt derselbe über das Gemüth des Herzogs, seines Vaters, ausübe. — Da der Prinz also einmal verboten hatte, daß irgend einer seiner Diener ihm auf seinen Spaziergängen folge, weil er nicht mehr wie ein kleiner Knabe überwacht sein wolle, so wagte Niemand seinem Befehle ungehorsam zu sein, und Niemand kannte daher das Geheimniß des Felsens Thymerale, Niemand ahnte, daß, während man glaubte, der Prinz schweife umher in den Bergen, derselbe dort oben bei der kleinen Hirtin saß und mit nie ermüdender Geduld ihr in der bildergeschmückten Fibel die Buchstaben wiederholte, welche der Flattersinn des kleinen Mädchens ihrem Gedächtniß nicht einzuprägen vermochte. Und doch wäre es ein schönes und liebliches Bild gewesen, dieses jugendliche Paar zu sehen, das da inmitten der Felsen, am Busen der Natur, beschützt von Gott und der Unschuld ihrer Herzen, seine ersten Studien machte. Wie oft, wenn die Sonne unterging, trafen ihre letzten Purpurstrahlen die hohe Felsspitze von Thymerale, auf welcher der junge Prinz saß, die aufgeschlagene Fibel auf seinen Knieen haltend, und neben ihm oder zu seinen Füßen in lieblichster Grazie, halb hingestreckt, die kleine Geneviève, das blonde Lockenhaupt sanft erhoben und auf die Buchstaben hinstarrend, die im Abendglanz vor ihren Blicken zu tanzen schienen, während unweit von ihnen die weiße Ziege graste, oder in ernsthafter Gravität ihr Haupt erhob und nach dem Himmel hinstarrte, dessen purpurne Gluthen selbst des Thieres Aufmerksamkeit zu erregen schienen. —

So waren, wie gesagt, drei Monate vergangen. Der Herbst ließ die Abende kürzer werden und begann schon seinen erkältenden Athemzug über den Felsen von Thymerale hinzuhauchen. War es darum, daß Geneviève heute ihren jungen Freund vergeblich warten ließ? Sie hatte Louis gestern ganz bestimmt versprochen, heute hier zu sein, und nun kam sie nicht. Louis erwartete sie, bis die Sonne unterging, bis die Schatten der Nacht sich über den Felsen niedersenkten, dann erst kehrte er traurigen Herzens und in fieberhafter Aufregung in das Schloß zurück. Aber Niemand durfte die Angst und Sorge ahnen, welche ihn peinigte. Mit anscheinender Gelassenheit nahm er sein Souper an der Seite seines Gouverneurs und seines Kammerjunkers ein und verfügte sich dann in sein Schlafgemach, um sich sofort zur Ruhe zu begeben.

Aber kaum hatten die beiden Kammerdiener sich entfernt, als der junge Prinz sich hastig von seinem Lager wieder erhob und leise auf den Zehen schleichend, sich wieder ankleidete. Es war zehn Uhr Abends und die Leute im Schlosse begannen schon zur Ruhe zu gehen. Vorsichtig und leise öffnete der Prinz das Fenster. Der Mond, welcher eben aufgegangen war, beleuchtete mit hellem Glanze den Park und das große, schweigende Schloß. Louis maß mit prüfenden Blicken den Weg, welchen er jetzt gehen wollte; es war ein seltsamer, gefahrvoller Weg, denn er führte an der Mauer des Schlosses hinunter, an dieser Mauer, deren Tiefe ihm wie ein Abgrund entgegengähnte. Aber Louis fürchtete ihn nicht. Leise und unhörbar schwang er sich aus dem Fenster. Mit den Händen, mit den Füßen, ja mit den Zähnen klammerte er sich fest an jedem Vorsprung, jedem Relief der Mauer, und erreichte glücklich und unverletzt die Erde. Bald war er zu der kleinen Pforte gelangt, welche hinaus führte in die Ebene von Thymerale. Er öffnete sie hastig und nun flog er in wilden Sätzen wie ein junges, wildes Pferd über die Ebene von Thymerale dahin, nicht anhaltend in seinem Lauf, bis er ganz nahe vor sich die kleine Hütte der Wittwe Galliot liegen sah.

Es war Licht in dem Zimmer, welches Geneviève mit ihrer Mutter bewohnte. Gewiß hatte dieses Licht etwas Außerordentliches zu bedeuten, denn sonst würde die arme Wittwe inmitten der Nacht ihre Hütte nicht erleuchtet haben. Aber der junge Prinz beachtete das nicht. Es schien ganz natürlich, daß Alles anders sei wie sonst, da ja auch Geneviève nicht auf den Felsen von Thymerale gekommen war.

Aber jetzt war er ihr doch nahe, dicht bei ihr, er konnte doch über die kleine Gartenhecke hinüberschauen und diese Pforte anstarren, hinter welcher Geneviève weilte; er war doch gewiß, daß, wenn der Morgen kam, sich diese Pforte öffnen und

Geneviève heraustreten würde; dann konnte er sie sprechen, dann würde sie ihm ohne Zweifel die Ursache ihres Ausbleibens erklären. Sie war da in ihrer Hütte und er nahe bei ihr! Das machte ihn ruhiger und sänftigte die qualvolle Angst seines Herzens. Aber er bedurfte dessen auch; hinter seiner Kinderbrust hatte er das Herz eines Mannes klopfen gefühlt, das war ihm gewesen, als würde es, wie die stürmende Woge an Felsenklippen, sich zerbrechen an seinen Rippen. Jetzt aber schien es ihm, als habe er nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu fürchten; zu seinem vollkommenen Glücke bedurfte es nichts weiter, als daß er sich bis zum Anbruch des Tages ruhig verhielt.

Aber wie er das eben dachte, sah er die Thüre der Hütte sich öffnen und eine gebückte alte Frau, mit einer Lampe in der Hand, die sie Mühe hatte vor dem Winde zu schützen, trat heraus; sie schritt zu der Hecke und kam dicht zu der Stelle, wo der Prinz jenseits der Hecke stand. Hier neigte sie sich nieder und pflückte einige grünen Zweige von der Hecke. — Ein finsterer, entsetzlicher Gedanke durchfuhr die Brust des Knaben. Was konnte diese fremde Frau in der Hütte wollen? Was konnte sie mit diesen Zweigen anders wollen, als sie über eine Leiche decken!

Mit einem Sprung stand er diesseits der Hecke und trat hinter der alten Frau in die Hütte ein, nur an Geneviève denkend, nur sie mit seinen Augen suchend. Da lag sie auf ihren Knieen neben dem Bett ihrer Mutter, welcher der alte Priester von Rouvres eben die letzte Oelung gab. Schweigend kniete der Prinz neben Geneviève nieder. Sie hatte für ihn nur einen flüchtigen, fast gleichgiltigen Blick. Ihre Augen starrten auf die bleiche Gestalt ihrer Mutter hin, in schmerzlichem Staunen, in Verzweiflung über das Unglück, was sie überkam, ohne daß das arme, unwissende Kind nur eine Ahnung davon gehabt. Jetzt begann der gute, alte Priester die letzten Sterbegebete, diese rührenden, flehenden Bitten, mit denen die scheidende Seele sich ihrem Schöpfer empfiehlt und ihn um Gnade und Vergebung anfleht.

Der Knabe lauschte ihnen mit heiliger Andacht, mit anbetender Scheu blickte er auf diese erstarrende Gestalt hin, die ihn zum ersten Male das erhabene Mysterium des Sterbens hatte kennen gelehrt. Als die Kranke nicht mehr athmete, erhob sich der Priester und mit wahrhaft erhabenem Ausdruck rief er: „Ich absolvire Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Schwinge Dich empor, Christenseele, schwinge Dich empor, um Dich wieder mit Deinem Schöpfer zu vereinigen.“ Prinz Louis schien es, als sähe er den Himmel sich öffnen, um die entflatternde Seele aufzunehmen. Mit lauter Stimme rief er: „Amen!“

Der Priester, welcher ihn bisher nicht bemerkt hatte, wandte sich zu ihm um. „Sie sind es, Monseigneur?“ fragte er erstaunt.

„Ja, mein guter Vater, ich bin es,“ sagte Louis, ihm die Hand darreichend. „Erbarmen Sie sich der kleinen Geneviève, nehmen Sie sie mit sich, Herr Pfarrer. Ich bitte Sie darum. Geneviève soll keine Waise sein. Werden Sie also Ihr Vater und Ihr Lehrer. Ich werde für sie die Pension bezahlen. Und nicht wahr, Sie nehmen Geneviève schon heute Nacht mit sich, damit sie nicht hier allein bei der Leiche bleibt?“

Der ehrwürdige alte Pfarrer wiegte sinnend sein Haupt. „Ich nehme willig diesen Vorschlag an,“ sagte er, „und verpflichte mich hiermit feierlich, dieses Kind zu erziehen. Aber ich werde kein Geld und keine Pension dafür annehmen. Vielleicht wäre mir die Idee nicht gekommen, das Kind zu mir zu nehmen, aber die Vorsehung hat ihre weisen Absichten, mit denen sie unsere Handlungen lenkt, sagt der heilige Thomas; also denke ich, Gott selber hat es so gefügt, daß Sie, mein Prinz, hierher kommen mußten, um mir Geneviève zu empfehlen, gerade in dem Moment, in welchem ihre Mutter gestorben ist, und neben den Reliquien dieser heiligen Frau, denn ihre Seele ist jetzt bei Gott, Monseigneur, und sie war ein Engel an Tugend. Geneviève also wird von dieser Stunde an meine Tochter sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Krebs.

Die Monate ohne r sind wieder eingetreten; wir sind in das Zeichen des Krebses eingetreten, das Krebsessen hat bereits angefangen: wen gelüstet es nicht, daran Theil zu nehmen? Und doch verstehen gar viele Menschen das Krebsessen im Grunde gar nicht. Einsender dieses hat oft schon gebildete Frauen und tüchtige Köchinnen gefragt, wo z. B. der Magen des Krebses zu finden sei? Sie konnten darauf keine Antwort geben. Wer aber Dies nicht weiß, der läuft Gefahr, wenn er Krebse verspeist, die ekelhaftesten

Digitized by Google

Dinge mit zu genießen; denn die Nahrung des Krebses besteht zumeist aus solchen, und auf Aas fällt er mit Heißhunger. — Erlauben Sie deßhalb, wenigstens theilweise, gütige Leserinnen, auf welche das Obige Anwendung findet, daß ich Ihnen hierinnen einige Winke gebe. Also: wo ist der Magen des Krebses zu finden? Antwort: im Kopf des Thieres. Da liegt er als ein Sack, der den ganzen Kopf ausfüllt, und von diesem läuft der Darm aus, welcher durch den Mittelkörper und sodann durch den ganzen Schwanz bis zur Mittelflosse des letzteren durchläuft. Es ist nun die Aufgabe, will man Krebse genießen, den Magen mit dem Darm, ohne daß dieser seinen Inhalt ausgießt, zu beseitigen. Das kann nur geschehen, wenn zuvor die Krebse erst gesotten werden. Dann nämlich nimmt man den Kopf des Thieres in die linke und den Schwanz in die rechte Hand und bricht — beide Hände zusammenziehend — den Mittelkörper aus seinem Panzer, mit einem Messer aber hebt man vom Schwanz die einzelnen Schienen ab. Bisweilen bleibt der Magen im Kopf zurück, öfters aber zieht er sich mit heraus und bleibt am Vorderkörper hängen. Mit Vorsicht gehe man nun um, ihn nicht zu zerreißen, und suche nach dem Darm, welcher, ist der Krebs gesotten, schwarz aussieht und sogleich unter der Rückenfläche liegt. Mit dem Messer hebt man etwas Fleisch an der obern Seite des Mittelkörpers und des Schwanzes ab, da ist der Darm leicht heraus zu nehmen. — Jetzt erst, nach Beseitigung des Darmes und Magens, bietet sich uns das kräftige, wohlschmeckende Fleisch zum appetitlichen Genusse dar. Wer's so gemacht, wird eine volle Befriedigung finden. — Auch um Krebssuppe zu bereiten, muß also verfahren, d. i. Magen und Darm erst gesondert werden. Außerdem genießt man mit, was das Thier in Magen und Darm gesammelt hat, das ist ekelhafte Brühe! — Daraus läßt sich auch bemessen, was geschieht, wenn lebende Krebse im Mörser gestampft oder in barbarischer Weise lebenden Krebsen die Mittelflossen, woran der Darm hängt, ausgerissen werden, um Krebssuppe zu kochen. Der größten Unreinlichkeit wird Thür und Angel aufgethan!

Mannigfaltiges.

(Abonnenten-Galgen.) Der erste Scharfrichter der Ver. Staaten ist wohl Hr. Löb, Redakteur des „Morgenstern" in Doylestown in Pensylvanien. Es vergeht keine Woche, wo er nicht einige Inkulpaten hängt. Allerdings sind es meist schwere Verbrecher, — solche, die ihr Abonnements-Geld nicht bezahlt haben. Was die Sache aber noch schlimmer macht, ist, daß Löb eine förmliche Wollust beim Ausüben seines Geschäfts entfaltet. Nicht allein bestraft er die Verbrecher, er verhöhnt sie auch noch. So schrieb er in einer seiner letzten Nummern: „Hiermit zappelt und zittert am schweren Galgen der noble John Sender, welcher seit Jahren sich den Morgenstern nach Milton, Jowa, schicken ließ, ohne dafür zu zahlen. Für John selbst lohnt's natürlich nicht, einen Strick zu verwenden, aber sein Fell, gut gegerbt und über eine Trommel gespannt, mit welcher man Jefferson Davis zum Galgen pfeift, ist vielleicht nicht ganz zu verachten. Der Lederbalg ist daher feil; aus dem Erlös wird der „Morgenstern" bezahlt."

Eine neue Kulturpflanze führt sich gegenwärtig unter dem Namen „Nordamerikanischer Wildreis" (Zizania aquatica) ein, dessen Anbau von bedeutendem Vortheil und jetzt eigentlich noch gar nicht zu schätzender Bedeutung ist. Teich-, See- und Flußufer nützlich auszubeuten, ist bis jetzt immer noch wenig oder gar nicht geglückt. Durch Anbau dieser Pflanze bietet sich eine äußerst günstige Gelegenheit. Der fleischige, fette Halm, im Sommer grün geschnitten, bietet ein willkommenes Ersatzmittel für anderes grünes Futter und sein im Spätsommer reifender Same steht an Schmackhaftigkeit dem ostindischen Reis gleich und erweist sich auch als ein sehr geeigneter Nahrungsstoff zum Fettmachen des Geflügels.

Zweisilbige Charade.

Die Erste.

Mit ihr hat ein Kleiner vordem einem Riesen
Das Prahlen mit ernstlichem Nachdruck verwiesen.

Die Zweite.

Wir sollten uns Alle recht ernstlich bestreben,
Die Zweite geheißen zu werden im Leben.

Das Ganze.

Mag Crösus aus gold'nem Pokal sich betrinken,
In welchem die edelsten Weine nur blinken;
Bei fleißiger Arbeit in sengender Gluth
Schmeckt uns aus dem Ganzen Dreimännerwein gut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 81. Donnerstag, 14. Juli 1870.

Sommernacht.

(Von Robert Prutz.)

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelland,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz in's dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land,
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steiget,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernen Liebchen neigt,
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote sein,
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen d'rein;
Und durch den Himmel geht ein Winken,
Und auf der Erde nah' und fern;
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh':
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie einander zu!

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Geneviève lag noch immer auf den Knieen neben der Leiche ihrer Mutter; sie lächelte unter Thränen zu dem Knaben empor; sie war gar nicht erstaunt und erfreut darüber, daß sie erfuhr, ihr Freund sei ein vornehmer Prinz; sie hatte ja immer gewußt, daß „Monsieur Louis kein Dorfbewohner, sondern ein Bourgeois" sei, und daß er außerdem noch ein Prinz sei, machte für sie keinen Unterschied.

Der alte Priester mußte sofort von dannen eilen, um noch zu einer andern Sterbenden zu gehen. Louis übernahm es, ihm die kleine Geneviève mit der alten Frau sogleich in das Pfarrhaus zu senden.

Aber Geneviève sträubte sich; sie warf sich laut schluchzend über die Leiche ihrer Mutter und erklärte, in der Hütte bleiben zu wollen.

„Das wirst Du nicht thun, Geneviève," sagte Louis mit fester Stimme, indem er entschlossen und stark das Kind von der Leiche emporhob. „Du wirst sogleich mit der alten Frau in das Pfarrhaus gehen. Ich will es so!"

Geneviève blickte schüchtern und mit versiegenden Thränen zu dem Prinzen empor. Er hatte dieses: „ich will es," mit solchem tiefen Ernst, mit solcher mannhaften Kraft gesagt, daß sie wohl fühlte, sie werde ihm gehorchen müssen.

„Ich werde gehen," flüsterte sie demüthig. „Kommen Sie, Frau Annicot, führen Sie mich ins Pfarrhaus!"

Mit einem schmerzvoll zuckenden Lächeln reichte sie dem Prinzen ihre Hand dar und hauchte mit zitternder Stimme ein letztes Lebewohl.

Louis nahm diese Hand und drückte sie in der seinen, und nicht eine Thräne stand in seinen

Augen, als Geneviève mit der alten Frau die Hütte verließ. Eine vollständige Umwandlung war in seiner Seele vorgegangen; er war sich bewußt, daß er fortan für Geneviève zu sorgen habe, daß die Waise Niemand auf der Welt habe, als ihn allein. Dieser Gedanke machte den Knaben von vierzehn Jahren plötzlich zu einem willensstarken, ernsthaften Jüngling, der die Zukunft mit festem Blick anschaute und sich bereit und gewaffnet fühlte, ihr die Stirne zu bieten.

Er war jetzt allein mit der Leiche, allein in diesem düstern kleinen Zimmer, in welches die Lampe ein fahles, dämmerndes Licht warf, während draußen der heulende Wind die Sparren des Daches krachen machte und mit den kleinen, von lockerem Bleidraht zusammengehaltenen Fensterscheiben klirrte.

Prinz Louis trat mit festem Schritt dicht zu der Leiche heran, aber nicht um zu beten; es schien ihm, als habe er eine andere heiligere Pflicht gegen die Mutter seiner kleinen Geneviève zu erfüllen.

Er neigte sich über die Leiche und küßte ihre marmorkalte Stirne, und nahm in seine lebenswarme Hand die kalte, schwere Hand der Leiche.

„Ruhe in Frieden," sagte er laut, und mit einer Stimme, die so stark und männlich war, daß er selber davor erschrack. „Ruhe in Frieden! Ich liebe Deine Tochter, ich liebe sie! Ich werde sie achten und hoch halten mein ganzes Leben lang. Ich werde sie lieben, wie man die Engel des Himmels liebt, mit denen vereint Dein seliger Geist jetzt über uns Beiden wachen wird. Ich liebe Dein Kind und werde sie heirathen. Ja, ich werde Geneviève heirathen," fuhr er in einer Art fieberhafter Extase fort, „Geneviève Galliot soll meine Gemahlin werden, die Gemahlin Ludwigs von Bourbon, Prinzen von Lamballe Coventin. Ich schwöre Dir das, Mutter Galliot, ich schwöre Dir das auf dieses Kruzifix, mit welchem ich jetzt Deine Lippen berühre, nachdem ich meine Hände zum Schwur darauf gelegt habe. Schlafe also in Frieden, Mutter meiner Geneviève, denn Deine Tochter wird meine Gemahlin werden!"

Es schien ihm, als habe die kalte Hand der Gestorbenen den Druck der seinen erwiedert; er neigte sich nieder und drückte einen letzten Abschiedskuß auf die Spitzen ihrer Finger, und dann erst kniete er nieder, um zu beten und Gott anzuflehen, er möge ihm Kraft verleihen, den Schwur zu erfüllen, welchen er eben der Leiche dargebracht.

4.

Das Bild.

Die Marquise von Créqui feierte heute ihr Namensfest, das heißt, nicht sie feierte dasselbe, sondern die ganze vornehme Welt von Paris beeiferte sich, das zu thun, und von der Frühe des Morgens an sah man die Equipagen der höchsten französischen Aristokratie, sowie der königlichen Prinzen vor dem Hotel Créqui vorfahren. Die Marquise gehörte nicht allein selbst zur höchsten französischen Aristokratie, sondern sie galt auch für die geistreichste Frau von Paris, und Jeder beeiferte sich daher, zu beweisen, daß er hinlänglich befreundet mit ihr sei, um bei den Familienfesten in ihrem Salon erscheinen und von sich sagen zu können, daß er zu den „Intimen" des Hotels Créqui gehöre. — Aber die Marquise selbst legte wenig Gewicht auf diese Aufmerksamkeiten, die ihr nur als ein ganz natürlicher Tribut der Höflichkeit erschienen, sie war daher seit einer Reihe von Jahren an diesem Tage immer „unwohl" gewesen, und ihre Thüre war demzufolge nur den allernächsten und vertrautesten Freunden geöffnet.

Die Marquise war also auch heute für alle diese Besuche ihrer Freunde „unwohl" gewesen und hatte sich begnügt, ihre Karten zu empfangen. Jetzt indessen fand man das schon begreiflicher, denn die Marquise hatte schon ihr siebenzigstes Jahr zurückgelegt, und das war wohl ein Grund, um jeden Namenstag sorgenvoll zu begrüßen und ihn zu fragen, ob er auch nicht der letzte sein werde.

Aber die Marquise fragte das gar nicht; sie empfand nichts von der Last ihrer Jahre. Ihr Rücken war noch ungebeugt, ihr Auge hatte noch den feurigen Glanz der Jugend, das feine Lächeln ihrer Lippen hatte noch immer etwas Bezauberndes und noch immer war sie der Mittelpunkt der guten Gesellschaft. Wer sie gesehen hätte, wie sie eben mit leuchtenden Augen und belebten Zügen vor diesem Bilde stand, das da auf einer vergoldeten Staffelei in ihrem Salon aufgestellt war, der würde es für unmöglich gehalten haben, daß diese so lebensvolle, so stolz aufgerichtete Frau schon siebenzig Jahre zähle. — Sie war so ganz im Anschauen des Bildes versenkt, daß sie kaum darauf achtete, wie ein Lakai hereintrat und den Herzog von Penthièvre anmeldete. Der Herzog gehörte zu den vertrautesten Freunden der Marquise und für ihn war die Thüre niemals geschlossen. Er hatte daher auch keinen weiteren Bescheid des Lakaien abge-

wartet, sondern war demselben auf dem Fuße gefolgt und dicht hinter ihm in den Salon eingetreten. Er sah die Marquise noch vor dem Bilde stehen und ein feines Lächeln der Genugthuung umspielte seine schmalen Lippen, als er zu ihr hinschritt und sie mit verbindlichen Worten begrüßte.

Die Marquise ging ihm lebhaft entgegen und ihm ihre kleine, recht aristokratische Hand darreichend, geleitete sie ihn zu dem Bilde hin.

„Betrachten Sie das," sagte sie, „und dann sagen Sie mir, Herzog, ob Sie jemals ein schöneres Antlitz gesehen haben!"

„Sie haben Recht, Marquise," sagte der Herzog, „es ist der Kopf eines wunderschönen Mädchens."

„Eines Mädchens?" rief sie vorwurfsvoll. „Sagen Sie eines Engels! Ich habe niemals auf Erden ein Mädchen gesehen, welches ein so reines, unschuldiges, kindliches und doch geistdurchleuchtetes Antlitz gehabt; sehen Sie nur, welches köstliche, zugleich überirdische und doch üppige Lächeln diese vollen Purpurlippen umspielt; und diese langen blonden Locken, welche zu beiden Seiten dieser hohen, stolzen Stirne herniederfallen und das herrliche Oval des Kopfes wie mit einem Rahmen einfassen oder, wenn Sie wollen, wie mit einem Heiligenschein."

„Ich möchte wissen, ob dieses Bild eine Erfindung ist oder ein Porträt," sagte der Herzog sinnend. „Ich weiß nicht, wenn ich alle meine Erinnerungen zusammenfasse, so ist es mir, als hätte ich einmal vor langer Zeit ein Antlitz gesehen, welches diesem Bilde glich."

„Es wird in einem Traum gewesen sein, wo Sie Engel sahen," rief die Marquise lebhaft, „ich wünsche wenigstens, daß es so sein möge. Denn wenn dies das Porträt eines lebenden Wesens wäre, so beklage ich sie."

„Und weßhalb, Marquise?"

Sie deutete leicht mit dem Finger auf das lange blonde Haar hin. „Habe ich dies Haar nicht mit einer Glorie verglichen? Nun denn, wenn dies Mädchen lebt, so wird sie entweder eine Heilige oder eine Märtyrerin sein. Sie ist aber von einer zu verlockenden Schönheit, als daß die profanen Männer ihr gestatten sollten, eine Heilige zu bleiben; demzufolge wird sie eine Märtyrerin werden."

„Oder ein Weib, das auf ganz gewöhnliche Weise glücklich ist," lachte der Herzog, „und deren Schönheit nach dem ersten Wochenbette einen ganz gewöhnlichen Charakter annimmt."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Audienz beim König der Kannibalen.

Ein bekanntes Mitglied der ehemaligen österreichisch-ostasiatischen Expedition erzählte neulich im kleinsten Kreise ein ergötzliches Zusammentreffen mit einer tropischen Majestät. „Es war schon Abend," so erzählt unser Reisender — „als unser sturmgepeitschtes Schiff in den Hafen von Honolulu auf der Sandwichinsel Hawaii einlief. Ein dort ansässig gewordener Europäer, seines Zeichens Schnapsfabrikant, holte uns ans Land und geleitete uns in unsere Wohnungen. Was fängt man aber spät Abends in der Metropole der Kannibalen an? Seitdem das P. T. Publikum derselben Anno 1786 den Entdecker Cook bei „Putz und Stingel" aufgespeist, ist die Stadt an unschuldigen Amusements viel ärmer geworden und solche polynesische Zweckessen finden nicht mehr statt. Man hat jetzt einen konstitutionellen König, eine parlamentarische Verfassung, ein Einkammersystem, ein verantwortliches Ministerium, ein excellentes Gesetzbuch, dessen erster Paragraph lautet: „Alles, was die Bibel verbietet, ist verboten" ꝛc. Und notabene, wird ein Ministerium, wenn es etwa abtreten muß, vom Könige durchaus nicht mehr aufgespeist, wie es wohl vor 70 Jahren noch geschehen wäre, sondern einfach pensionirt. Nun denn, der honoluluanische Schnapsfabrikant machte den Vorschlag, in den englischen Klub zu gehen. Drei von uns entschlossen sich dazu, und wir machten uns sogleich auf den Weg. Wir wurden in den eleganten Lokalitäten des Klubs von den Mitgliedern sehr liebenswürdig aufgenommen und die Zeit verfloß ganz angenehm. Da plötzlich öffnete sich die Thüre und herein trat ein großer, etwas korpulenter Herr von sehr dunkler Gesichtsfarbe, ohne Handschuhe, in einem schwarzen Gehrock, der schon lange dieses Ehrenamt und seinen Träger bekleiden mußte, denn er war von bedenklicher Schundigkeit. — „Wissen Sie, wer dieser Herr ist?" frug mich mit einem Ellenbogenstoß der Schnapsfabrikant. — „Nein." — „Es ist Seine Majestät Kamehamea V., König der Sandwichinseln." — Ich muß gestehen, ich war etwas überrascht, den König so sans façons mit seinen Unterthanen zu verkehren und in deren Klub erscheinen zu sehen, wo man bei seinem Eintritt nicht einmal Eljen schrie und nicht die geringste Notiz von ihm nahm. — „Was thut denn der König hier?" frug ich. „Er ist Stammgast im Klub und kommt jeden Abend her, um seine Kartenpartie zu machen, à 1 Cent den Point." „Das ist nicht übel. Kennen Sie

ihn persönlich?" — „O ich bin sehr gut mit ihm. Wollen Sie, daß ich Sie ihm vorstelle?" — „Es wird mir ein Vergnügen sein." Und der Schnapsfabrikant nahm mich unter den Arm, führte mich ohne Umschweife zum Selbstherrscher aller Menschenfresser hin und präsentirte mich ohne alle vorhergegangene Anfrage mit den Worten: — „Majestät, ich habe die Ehre, Ihnen hier die Herren X, Y und Z, Mitglieder der Austro-Hungarian-Expedition vorzustellen." Der König war „sehr erfreut", drückte uns allen auf's Herzlichste die Hand und wir waren sofort alte Bekannte. Anfangs hielt er uns für Australier, es gelang uns jedoch, ihm schließlich doch noch begreiflich zu machen, daß „Austria" mit „Australier" nicht das Mindeste gemein hätte. Das freute ihn dann desto mehr und er nahm uns beim Knopfloch (was hier nicht, wie in Europa, die Verleihung eines Ordens bedeutet) und führte uns an einen unbesetzten Esstisch, wo wir alle fünf Platz nahmen. Er rief den „boy", d. i. Kellner und ließ „a bottle of champaigne" mit fünf Gläsern auftragen, schenkte uns Allen allerhöchsteigenhändig ein, stieß mit uns an, kurz, er erwies sich als der fidelste Kannibale, der je einen schäbigen Rock getragen und „how do you do" gesagt. So plauderten wir denn ganz lustig miteinander, bis die Flasche geleert war, da stieß mich der Schnapsfabrikant wieder am Ellbogen und raunte mir ins Ohr: „So, nun lassen Sie eine Flasche Champagner bringen." Ich sah ihn fragend an, — durfte ich mich denn wirklich unterstehen, dem König ein Glas Wein anzubieten, und war das kein Majestätsverbrechen, das wenigstens mit Gefressenwerden gesühnt werden mußte? Aber der Mann sprach ganz ernsthaft, ich trug also kein Bedenken, auch meinerseits den „boy" zu rufen und eine zweite Flasche bringen zu lassen. Wenig fehlte, so hätte ich mit Sr. Majestät dem König Kamehamea V. von Sandwich-Insulanien Bruderschaft getrunken. Dies ist die Geschichte meiner „Audienz" bei dem König der Kannibalen."

Gemeinnütziges.

Die „Volks-Zeitung" schreibt: „Die Erhöhung des Kaffeezolles hat erklärlicher Weise Viele veranlaßt, auf Mittel zu sinnen, die neue Last zu erleichtern. Und ein Mittel dazu gibt es; denn bisher wurde fast in allen Haushaltungen der Kaffeegenuß in einem von den wenigsten geahnten Grade vertheuert, nämlich durch das unvollständige Vermahlen der Bohnen. Genaue Versuche, welche man jüngst machen ließ durch den vereidigten Chemiker Herrn Schädler, haben ergeben, daß man von ganz fein gemahlenen Kaffeebohnen nur halb so viel braucht, als von grob gemahlenen, um die gleiche Menge gleich starken Kaffee's zu erhalten; und wenn man noch den gemahlenen Kaffee in einem Mörser bis zur Feinheit des Mehls zerstößt, wie bei den Orientalen gebräuchlich, so braucht man nur zwei Fünftel so viel, als von dem grob gemahlenen Kaffee. Wenn also die Steuererhöhung das Loth gerösteter Kaffeebohnen, welches 6 Pf. kostet, um etwa ¼ Pf. oder 4 pCt. vertheuert, so kann man durch sorgfältiges Mahlen oder gar noch Zerstoßen der Kaffeebohnen seinen Labetrunk von gewöhnlicher Güte um den mehrfachen Betrag des Zollaufschlages wohlfeiler sich verschaffen, als bisher in den meisten Fällen zu geschehen pflegte. Aber man muß sich um die Sache bekümmern; denn eine fein mahlende Kaffeemühle geht schwer, und die Dienstboten haben es gern, wenn die Mühle recht leicht geht; sie schonen lieber ihre Mühe als die Wirthschaftskasse der Hausfrau. Versuche wurden auch gemacht in Betreff der Art der Zubereitung. Es zeigte sich indessen, daß man ein gleich starkes Getränk erhält, ob man auf die gemahlenen Bohnen das Wasser aufgießt und eine Weile ziehen läßt oder den Aufguß noch über dem Feuer einmal aufstoßen läßt, oder ob man ihn durch einen Kaffeebeutel durchfiltrirt. Nur ist bei dem durchfiltrirten Kaffee das Aroma auffallend stärker, als bei den beiden anderen Zubereitungsarten."

Mannigfaltiges.

(Die Leichenklassen in Siam.) Der Reiche läßt in jenem Lande seine Todten verbrennen; wer arm ist, muß sie begraben lassen, was als weniger ehrenvoll gilt. Hat nun Jemand nicht die Mittel, einen theuren Verwandten den Flammen übergeben zu können, so bestattet er ihn zur Erde und läßt den Leichnam später, wenn er Geld genug zusammengespart, wieder herausholen und auf vornehme Weise verbrennen.

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 80:

Steingut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

Nº 82. Samstag, 16. Juli 1870.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Ach, Sie lästern, Herzog!" rief die Marquise. „Die Seele, welche aus diesen Augen leuchtet, ist zu zart besaitet, um auf gewöhnliche Weise glücklich sein zu können. Ich habe daher dieses Bild, welches heute Morgen auf geheimnißvollem Wege als eine schöne Festgabe zu mir gekommen ist, auch nicht für einen meiner Salons, sondern für meine Kapelle bestimmt; es ist der Kopf eines Erzengels und deßhalb viel zu heilig für irdische Wohnungen. — Aber, Hoheit, Sie forschen gar nicht, wie ich zu diesem Bilde, das mich so glücklich macht, gekommen bin?" fragte die Marquise mit einem schelmischen Lächeln.

„Nun," sagte der Herzog gleichgiltig, „was kümmert mich der Weg, auf dem dies Bild in Ihren Salon gekommen ist, Marquise, mir genügt es, daß es da ist und Ihnen gefällt."

„Vraiment, Herzog! Sie sind also gar nicht neugierig mehr? Soll ich Ihnen die Geschichte dieses Bildes erzählen?"

„Ah, Frau Marquise, Sie erzählen zu fein und pikant, als daß man Ihnen nicht immer mit Freuden zuhören sollte."

„Nun denn, hören Sie also," sagte die Marquise, indem sie sich auf dem hochlehnigen vergoldeten Divan niederließ und dem Herzog winkte, ihr gegenüber auf dem großen Fauteuil Platz zu nehmen. „Hören Sie! Herr von Tessé, welcher sich einbildet, daß man selbst ein Genie ist, wenn man geniale Leute unterstützt, Herr von Tessé protegirt den jungen Maler Greuze und schickte ihn mir mit einigen seiner Gemälde zu. Es waren drei Gemälde, ein großes Landschaftsbild, eine Muse der Geschichte, und ein drittes Bild, das entweder Fantasie oder Porträt war. Ich hielt es für ein Fantasiebild, denn ich konnte mir nicht denken, daß eine zugleich so edle und so fromm naive Schönheit existiren könne. Ich wollte daher dies Bild kaufen, aber der Maler Greuze verweigerte es mir. Es sei ein Porträt, sagte er mir, ein bestelltes Bild. Während ich mit ihm darüber unterhandelte, trat ein Freund von mir in meinen Salon, dem ich meinen Unmuth klagte, dieses schöne Bild nicht besitzen zu können. Ich war wirklich traurig darüber; die Idee, daß ich dieses reizende Gesicht niemals wieder sehen sollte, erfüllte mich mit wirklichem Kummer, ich hatte eine Art melancholischer und peinlicher Empfindung, etwa wie ein junges, romantisches Mädchen, das zum ersten und zum letzten Mal einen schönen Jüngling sieht, dessen Namen sie nicht kennt, und von dem bemerkt zu werden sie nicht einmal den Trost hat. — Mein Freund las vielleicht diese Traurigkeit in meinen Zügen, aber er hütete sich wohl, mich zu bedauern. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf mein Lieblingsbild und kaufte dann dem hocherfreuten Maler sein großes Landschaftsbild für tausend Louisd'ors ab, und als der Maler sich entfernte, eilte mein Freund ihm nach, wie er sagte, um ihm einige Anordnungen über das gekaufte Bild zu geben. Heute nun, wie ich in meinen Salon trete, finde ich hier mein schönes Engelsantlitz, die schöne Kopie des schönen Bildes. Gestehen Sie, Herzog, daß man nicht auf zartere und graziösere Weise mir eine Galanterie darbringen konnte, als es mein Freund gethan, denn Sie begreifen gleich mir, daß Niemand, als Er, mir diese Freude bereiten durfte. Nun, Herzog, wollen Sie ihn nicht ein wenig loben? Wollen Sie nicht mit mir diese ächt chevalereske Aufmerksamkeit, welche ein Mann einer Frau von siebenzig Jahren erzeigt, anerkennen?"

„Marquise, eine Frau Ihrer Art hat gar kein Alter," sagte der Herzog lächelnd, „man ist immer jung, wenn man ein heißes Herz und einen frischen Geist hat, und keine unserer jungen Damen von heute fühlt so warm und denkt so frisch, wie die Marquise von Créqui. Reden Sie mir also nicht von Ihren siebenzig Jahren, Sie sind jung und lebensvoll, und Ihr Taufschein kümmert mich nicht. Hat Ihnen die Somnambule Defreuzo nicht prophezeit, Sie würden ein Jahrhundert lang die Zierde unserer Salons sein?"

„Nun denn, ich glaube an diese Prophezeiung." *)

„Sie schmeicheln mir, um auf meine eigentliche Frage nicht zu antworten," sagte die Marquise lächelnd. „Sind Sie so gar nicht neugierig, nicht einmal den Namen meines Freundes wissen zu wollen? Dann muß ich denselben ungefragt nennen. Dieser edle Freund ist der Herr Herzog von Penthièvre."

Sie reichte mit einem unbeschreiblich anmuthigen Lächeln dem Herzog ihre beiden Hände dar, welche dieser an seine Lippen zog. „Sie haben mich also errathen, Marquise," sagte er, „und Sie zürnen mir nicht, daß ich es wagte, Ihnen diese kleine Ueberraschung zu bereiten? Sie wissen es wohl, daß ich Ihnen mit unwandelbarer Freundschaft ergeben bin. Mein Herz und meine Bewunderung ist Ihnen immer geblieben, und zu Ihnen bin ich immer geflüchtet, wenn mein Geist des Rathes, mein Gemüth der Tröstung bedurfte."

Er neigte sich über die Hände der Marquise und küßte sie zärtlich. Frau von Créqui sah mit einem scharfen, prüfenden Blick in das edle erregte Antlitz des Herzogs.

„Sollte ich mich doch nicht getäuscht haben?" sagte sie. „Es schien mir, als sähe ich bei Ihrem Eintreten einen leichten Schatten auf Ihrer Stirne, und ich fühlte es, wie mein Herz ängstlich klopfte. Mein Gott, Sie schweigen, Herzog, Sie widersprechen mir nicht! Sie haben Kummer und Sie verschweigen ihn mir!"

„Nicht doch, Marquise, ich habe keinen Kummer gehabt," sagte der Herzog schwermüthig, „es ist nichts Positives geschehen, das mich beunruhigen könnte, und dennoch, ich will es Ihnen gestehen, dennoch fühle ich mich beklommen, angstvoll, und wie an dem Vorabend eines großen Unglücks, dem ich noch keinen Namen zu geben weiß, aber dessen Nähe ich fühle, wie man über sich den Flügelschlag des Geiers fühlt, ehe man von seinen Fängen gepackt wird."

„Und Sie sagen, es ist nichts geschehen, nichts Positives," rief die Marquise. „O, lassen Sie uns ganz offen mit einander reden, denn Sie wissen wohl, daß Sie keine treuere Freundin haben als mich. Sagen Sie mir also, Freund, ist es für Ihre Tochter, die Herzogin von Chartres, daß Sie Furcht hegen?" *)

„Nicht für diese," sagte der Herzog, „und dennoch geht von ihrem Gemahl das Unheil aus. Ah, Marquise, es war eine schwere und harte Pflicht, welche mich nöthigte, diesem bösen und leichtfertigen Herzog meine reine, unschuldsvolle, schöne Tochter Louise zur Gemahlin zu geben. Meine ganze Seele, mein ganzes Herz sträubte sich dagegen, wie gegen ein Verbrechen. Aber ich mußte mein Vaterherz beugen; denn der König und die Königin wünschten diese Verbindung, sie ließen sich sogar herab, mich um meine Einwilligung zu derselben zu bitten, also mußte ich wohl gehorchen, denn der Gehorsam gegen den König mußte wohl die finstern Ahnungen des Vaters unterdrücken. So ward denn meine Louise die Gemahlin des Herzogs von Chartres, die weiße Taube hat sich dem Geier vermählt, und Gott gebe, daß er sie nicht zerreiße. Louise ist wenigstens zu edel und zu wahrhaft rein, um von dieser schmutzigen und unheilvollen Berührung ihr edles Selbst befleckt zu sehen, denn wenn es ihr auch nicht gelingen wird, ihren Gemahl zu sich empor zu heben, so darf ich doch auch nicht fürchten, daß er sie zu sich herabziehen kann. Wegen meiner Tochter also fürchte ich nichts, aber wegen meines Sohnes."

„Wie? Wegen des Prinzen von Lamballe?" rief die Marquise fast zürnend. „Ah, Herzog,

*) Die Marquise, welcher allerdings eine berühmte Somnambule in den achtziger Jahren das Alter eines Jahrhunderts prophezeit hatte, erreichte dieses fast. Sie starb im Jahre 1803, in einem Alter von 98 Jahren, und hatte sich bis zum letzten Tage ihres Lebens noch eine solche Geistesfrische und Lebenskraft zu bewahren gewußt, daß sie in der Einsamkeit ihres verödeten Alters bis zum Tode an den Memoiren fortarbeiten konnte, welche sie seit zwanzig Jahren in ihren Mußestunden beschäftigten, und die auf der letzten Seite noch dieselbe Geistesfrische zeigen, wie auf der ersten. Ihr Leben war ein glänzendes und vielbewegtes, reich an Auszeichnung und Ehren. So empfing sie zum Beispiel den ersten Handkuß von Ludwig XIV., den letzten von Napoleon, welcher ihr die größte Aufmerksamkeit bewies.

*) Die einzige Tochter des Herzogs von Penthièvre war an den Herzog von Chartres, Prinzen von Orleans, den nachmaligen unter dem Namen Philipp Egalité so berüchtigten Herzog von Orleans vermählt.

Sie läſtern Ihren Sohn, wenn Sie für ihn von dem böſen Herzog Gefahr ahnen. Was Sie von ſeiner Schweſter ſagten, gilt auch von ihm; der Prinz von Lamballe iſt rein und unſchuldig, er lebt in einer Sphäre, wohin der vergiftende Athem des Herzogs nicht dringen kann. Unter allen unſern jungen Kavalieren ſtrahlt der Prinz von Lamballe als der geiſtvollſte, edelſte und ſittenreinſte hervor. Was können Sie nun alſo zu fürchten haben für einen Sohn, der ſo erzogen iſt wie der Ihrige, und dieſer Erziehung ſo ſehr Ehre macht!"

„Ich ſagte Ihnen ſchon, Marquiſe, ich weiß nicht, was ich fürchte, aber ich fürchte!"

Er ſchaute mit forſchenden Augen um ſich, als wolle er ſich vergewiſſern, daß Niemand außer der Marquiſe ihn hören könne. Dann rollte er ſeinen Fauteuil dicht an die Seite der Marquiſe und ſich ganz nahe zu ihr beugend, flüſterte er: „Ich fürchte, daß der Herzog meinen Sohn verderben oder tödten will!"

Die Marquiſe ſtieß einen leiſen Schrei aus und blickte entſetzt in das bleiche, erregte Antlitz des Herzogs. „Sie haben da einen furchtbaren Gedanken, Herzog," ſtammelte ſie, „und ſicher geht Ihre Vaterangſt hier zu weit. Der Herzog von Orleans iſt ein grauſamer und kaltherziger Wüſtling, das iſt wahr, aber er wird doch den Bruder ſeiner eigenen Gemahlin nicht verderben wollen."

„Warum ſollte er mit ihm mehr Mitleid haben, als mit ſeinem eigenen Bruder?" fragte der Herzog mit einem bittern Lächeln. „Er hat dieſen edlen Jüngling, den Grafen de la Marche, mit hineingezogen in ſeine wüſten Kreiſe, er hat ihn zu dem roheſten Wüſtling gemacht und er freut ſich deſſen. Denn er haßt ſeinen Bruder, er haßt Jedermann, welcher glücklich, zufrieden und tugendhaft iſt, und er ſtrebt daher, ihn zu verderben. Er haßt auch den Prinzen von Lamballe, und dieſen nicht blos, weil er tugendhaft, gut und von Jedermann geachtet und geliebt iſt, ſondern weil er ihm außerdem noch im Wege ſteht und der einzigen Leidenſchaft, welche er wirklich beſitzt, dem Geize des Herzogs, gefährlich erſcheint."

„Herzog," flüſterte die Marquiſe, unter ihrer Schminke erblaſſend, „wiſſen Sie, daß Sie mich ſchaudern machen mit Ihren fürchterlichen Hypotheſen."

Der Herzog legte ſeine Hand auf ihren Arm und fuhr mit leiſer, zitternder Stimme fort: „Sie wiſſen, daß Monſieur de Fourcy der vertrauteſte Freund und Genoſſe der Orgien des Herzogs iſt. Nun, ich weiß, daß dieſer ſich bei dem Arzt des Prinzen erkundigt hat, ob die Geſundheit meines Sohnes wohl ſo ſolid und feſt ſei, daß er mich überleben könne, und als dieſer ihm erwiederte: daß der Prinz im Stande ſei, ſehr lange zu leben, hatte dieſer Freund des Herzogs die Unverſchämtheit zu ſagen: das iſt wirklich beklagenswerth, denn das große Vermögen des Herzogs von Penthièvre wäre weit beſſer verwandt, wenn es der Herzog von Orleans allein erbte und nicht die größere Hälfte deſſelben an den Prinzen von Lamballe überlaſſen müßte."

„Entſetzlich!" murmelte die Marquiſe.

„Sie haben Recht, es iſt entſetzlich!" ſagte der Herzog traurig. „Sie ſehen alſo wohl, der Herzog denkt an den Tod meines Sohnes und er wünſcht ihn, weil er ihm zum Vortheil gereichte. Nun aber pflegt dieſer kühne und gewiſſenloſe Libertin jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, welches zwiſchen ihm und ſeinem Vortheil ſteht, und es gilt ihm ganz gleich, ob dabei ein Menſchenleben gefährdet oder verloren wird."

„Aber in dieſem Falle wird er es nicht wagen, ein ſo theures und koſtbares Menſchenleben zu bedrohen und ſeine Bosheit gegen den nahen Anverwandten des königlichen Hauſes zu richten," rief die Marquiſe. „Der Herzog, welcher allerdings kühn iſt in ſeinen Laſtern, er iſt dennoch ein Feigling und fürchtet vor allen Dingen, dem König zu mißfallen. Nein, nein, Herzog, der Prinz von Lamballe iſt ſicher vor ſeiner habgierigen Berechnung, und er wird es nicht wagen, ſich durch einen Mord in den Beſitz dieſer Erbſchaft ſetzen zu wollen. Denn das unſchuldige Blut ſeines Schwagers würde zu Gott empor ſchreien und ihm einen Rächer wecken; und der feige Herzog wird das fürchten und wohl bedenken, daß er dadurch um den Theil der Erbſchaft, welcher ihm ſonſt durch ſeine Gemahlin zufallen müßte, betrogen werden könnte."

(Fortſetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Auſtraliſches Fleiſch in England und Deutſchland.) Es werden ungefähr drei Jahre her ſein, als in London zum erſten Male gekochtes und gepökeltes „Hammelfleiſch aus Auſtra-

…n" zum Verkauf ausgeboten wurde. So große Hoffnungen die Spekulanten durch die enorme Billigkeit des Fleisches auf den Absatz desselben gesetzt hatten, so mußten sie dennoch bald erfahren, daß hier erst ein gewaltiger Feind der Konsumtion, das Vorurtheil, besiegt werden mußte. Nachdem aber die Importeure das Fleisch an die Arbeiter der City verschenkt und öffentliche Mahlzeiten von ausschließlich australischem Fleisch veranstaltet hatten, lernte man die Voreingenommenheit beseitigen und die Nachfrage nach derartigem Fleische stieg nach und nach so bedeutend, daß die Importation dieses Fleisches im laufenden Jahre bereits auf ½ Million Pfd. Sterling veranschlagt wird. Auch in Deutschland scheint man mit der Einführung dieses Fleisches beginnen zu wollen, denn in Berlin wird bereits in einigen größeren Handlungen frisches und gekochtes Hammelfleisch um sehr niedrige Preise verkauft. Das Fleisch selbst wird meist in luftdicht verschlossenen, zinnernen Kisten, auf verschiedene Weise verpackt, nach dem Kontinent gesandt. So geht, theils gekocht, theils frisch, mit geschmolzenem Fett übergossen, theils eingepökelt Hammelfleisch in Vierteln blos mit Schenkelknochen, in Beinstücken, in Fleisch ohne Knochen, in Hammelzungen, Schafzungen, in Fleischextrakt, in geräucherten Hammelschinken; Rindfleisch in Keulen roh und gepökelt, ebenso ohne Knochen, sowie Würste, in deutscher Manier verfertigt, aus Australien von den jetzt wie Pilze aus der Erde schießenden „Preserved Meat Companies" („Gesellschaften für Ausfuhr konservirten Fleisches") nach England. In neuerer Zeit bildet die Ausfuhr des Fleisches in gepökeltem und mit Fett übergossenem Zustande in hölzernen Fässern die gebräuchlichste Art der Versendung. Für uns Deutsche bietet die Massen-Einfuhr dieses Fleisches nach England den Vortheil, daß die Fleischausfuhr nach England unsererseits bedeutend verringert werden und dadurch der Preis für dasselbe ein geringerer werden wird. Ergreift aber erst die Privatspekulation diesen neuen Erwerbszweig in ähnlicher Weise wie in England, so dürfte dadurch gerade den niederen Volksklassen ein genügendes Aequivalent für das entbehrte oder doch wenigstens ungenügende Fleischmahl geboten sein. In London z. B. bietet ein gewisser Mr. Winterbotham, Corner of Fetter Lam, City, unter Anderem für 2—3 d (= 1 Sgr. 8 Pf. — 2 Sgr. 6 Pf.) seinen Mittagsgästen „den billigsten Mittagstisch mit Fleisch von der Welt" und bemerkt dabei, daß ausschließlich australisches Fleisch verabreicht würde.

(Vergiftung durch Herbstzeitlose.) Die Insassen der Gemeinde Kriva hatten, wie man aus dem Arvaer Komitate schreibt, von einer angrenzenden Gemeinde im Liptauer Komitate eine Alpe gepachtet, um darauf ihr Zugvieh (Ochsen) weiden zu können. Auf einer Stelle dieser gepachteten Alpe wuchs auffallend viel Herbstzeitlose — Colchicum autumnale — und obwohl der betreffende Hirt zu wiederholtenmalen darauf aufmerksam gemacht und gewarnt wurde, darüber zu wachen, daß das Vieh, so lange es hungrig sei, nicht in der Nähe jener Stelle gewaidet werde, so hat doch der Hirt diesen wohlgemeinten Rath unbeachtet gelassen. Die Folge davon war, daß die Ochsen gierig an den üppig wachsenden Blättern der Herbstzeitlose sich sättigten. Die Wirkung war eine sehr betrübende; fünfzehn Stück Ochsen erkrankten und davon verendeten binnen wenigen Stunden acht Stück. Der über Anzeige herbeigekommene Bezirksphysikus erklärte, daß der Tod des Viehes lediglich durch den reichlichen Genuß der Herbstzeitlose veranlaßt worden sei und untersagte die Ausschrottung und den Verkauf des blau gewordenen Fleisches der umgestandenen Thiere.

(Der Weg zum Glück.) Der deutsche Kaiser Sigismund wurde gefragt, was das sicherste Mittel wäre, in dieser Welt glücklich zu bleiben. Er antwortete: „Wenn man nur in gesunden Tagen das immer thut, was man so oft in kranken angelobt hat."

* Der Seufzer.

Von Jeremias Holzappel.

Im Garten einst ein Mädchen saß,
Schaut' nach des Himmels Bläu';
Und auf der Straße nebenan
Ein Fuhrmann fuhr vorbei. —

Und wie sie in Gedanken tief,
Sich ihrer kaum bewußt,
Da stieg ein Seufzer, ach so schwer,
Empor aus ihrer Brust.

Und lächelnd droht die Mutter ihr:
„Wohin, Kind, eilt der nur?!"
„„Ei, Holz zu holen, Mütterchen,
Er in den Wald dort fuhr!""

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Dienstag, 19. Juli 1870.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Ach," sagte der Herzog mit einem bittern Lächeln, „ich meine auch nicht, daß der Herzog meinen Sohn auf eine gewaltsame Weise tödten wird, daß er ihn mit Gift oder durch einen Dolchstoß morden wird. Gewiß, dazu ist er zu feig. Aber er wird ein Gift wählen, welches keine Spuren zurückläßt und dessen man ihn daher nicht überführen kann. Er wird ihn moralisch vergiften. Er wird ihn mit Blumen ersticken, wie es Heliogabal mit den römischen Senatoren gethan. Er wird ihn mit Festen und Vergnügungen tödten. Daß er das versteht, beweist sein Bruder, der Graf de la Marche. In zwei Monaten hat er aus diesem blühenden, von Jugend, Gesundheit und Unschuld strahlenden Jüngling einen lebensschwachen, zitternden, blasirten Greis gemacht. In vier Monaten vielleicht schon wird er todt und der Herzog sein Erbe sein. Wissen Sie, wie er das angefangen hat? Er hat seinem Bruder nichts als Liebe und Freundschaft erwiesen, er hat ihm jeden Abend Feste gegeben, Orgien, wie sie nur im Palais Royal möglich sind, und wie sie nur der Kopf des wüsten und üppigen Herzogs ersinnen kann. Er hat ihm Wein und Getränke eingeflößt, welche wie Feuerströme sein Blut durchrast und ihn wahnsinnig gemacht haben! Und wer weiß, was Alles diesen Weinen beigemischt war; denn man weiß, der Herzog besitzt allerlei Geheimmittel und Dekokte, mit welchen er nach Belieben Krankheit oder Tollheit bewirken kann."

„Aber zum Glück wird der Prinz von Lamballe niemals an diesen fürchterlichen Festen seines Schwagers Theil nehmen wollen," rief die Marquise. „Denn man weiß ja, wie traurig Ihr Sohn über diese Vermählung seiner geliebten Schwester war, und wie sehr er den Herzog von Orleans haßt!"

„Haßte!" seufzte der Herzog. „Dieser Haß ist verschwunden, der Herzog von Orleans hat es verstanden, ihn zu sänftigen. Seit einem Jahr schon vermied es der Prinz nicht mehr, mit dem Herzog zusammen zu treffen, und jetzt — jetzt nimmt er schon seine Einladungen an und geht zu den Festen, welche der Herzog im Palais Royal gibt."

„Aber Sie dürfen das nicht zugeben," rief die Marquise. „Ihre Pflicht als Vater gebietet Ihnen, den Prinzen von dem Besuch dieser Feste zurückzuhalten."

„Mein Sohn ist majorenn," sagte der Herzog, „und so weit reicht meine väterliche Autarität nicht mehr, daß ich seine Umgebung bestimmen oder gar ihm Etwas verbieten könnte. Auch möchte ich nicht einmal, daß es so wäre, denn ich würde dann fürchten, daß es dem Prinzen an Männlichkeit und Selbständigkeit fehle. Begreifen Sie jetzt, meine Freundin, daß ich mich vor einem Schreckniß fürchte, dem ich freilich noch keinen Namen zu geben weiß, das aber dennach existirt?"

Die Marquise reichte ihm mit einem sanften Lächeln ihre Hand dar. „Armer Freund," sagte sie, „ich begreife alle Ihre Befürchtungen und mein Herz zittert, als ob eine Lawine eben zu meinen Füßen niedergefallen wäre."

„Morgen," flüsterte der Herzog zusammenschauernd, „morgen gibt der Herzog von Orleans ein Abendfest in seinem schönen und berüchtigten Garten Mousseaux; alle unsere berühmten Libertins und die schönsten und bekanntesten Damen des Ballets, an ihrer Spitze die schöne Duthé, werden dabei gegenwärtig sein."

„Und der Prinz von Lamballe auch?"

„Ich fürchte, ja. Denn ich weiß, daß er eine Einladung erhalten hat."

„Wir wollen ihn mit Bitten, ja, wenn es sein muß, mit Gewalt zurückhalten," rief die Marquise mit flammenden Augen. „Wenn Sie es nicht thun wollen, Herzog, nun wohl, so werde ich es versuchen!"

„Sie werden dazu heute noch Gelegenheit haben," sagte der Herzog aufstehend, „denn ohne Zweifel wird der Prinz sich bemühen, Ihnen seine Glückwünsche darzubringen."

„Nun, er hat mich oft genug seine bonne maman genannt, jetzt soll er sehen, daß ich wirklich die Rechte einer Mutter beanspruchen will."

5.

Der Prinz von Lamballe.

Der Herzog hatte Recht gehabt. Es war kaum eine Stunde vergangen, seit er den Salon der Marquise von Créqui verlassen hatte, als der Lokai den Prinzen von Lamballe meldete.

Die Marquise befahl, ihn einzulassen und rollte dann den Fauteuil, auf welchem sie soß, ein wenig seitwärts, um gleich bei seinem Eintreten den Anblick des Prinzen zu haben und ihn beobachten zu können.

Sie wor kaum mit dieser kleinen Vorbereitung fertig geworden, als die Portière sich öffnete und der Prinz auf der Schwelle erschien.

Frau von Créqui hatte ihn seit einigen Wochen nicht gesehen, und sie fühlte sich fast überrascht von seiner imponirenden Erscheinung, seiner männlichen und durchaus eigenthümlichen Schönheit. Seine Gestalt war schlank, schön gebaut und kräftig, sein etwas blasses Antlitz hatte den Ausdruck seines bewegten, großmüthigen, leidenschaftlichen und aufrichtigen Herzens. Seine großen ausdrucksvollen Augen indeß waren von verschiedener Farbe, und dies verlieh seiner ganzen Physiognomie etwas Räthselhaftes, Unbegreifliches und darum Fesselndes, welches noch durch den etwas schwermüthigen und ernsten Ausdruck seines sanften Lächelns erhöht ward.

Mit hastigen, leichten Schritten durcheilte der Prinz den Salon, um der Marquise seine Huldigung darzubringen. Aber plötzlich, und noch bevor er die dargereichte Hand seiner „bonne maman" hatte an seine Lippen drücken können, zuckte er zusammen und starrte hinüber nach dem Bilde, welches da auf der vergoldeten Staffelei stand.

„Meine theure Maman," stammelte er athemlos und fast taumelnd, „von wem erhielten Sie dieses Porträt und wie kommt es hierher?"

„Monseigneur, es ist ein Geschenk des Herrn Herzogs von Penthièvre!"

„Meines Vaters! Ah, mein Gott, meines Vaters!" schrie der Prinz, und wie vom Blitz getroffen, ohne nur erst zu schwanken oder zu erblossen, stürzte er ohnmächtig zur Erde nieder.

Die Marquise erhob sich mit jugendlicher Hast von ihrem Lehnstuhl und eilte zu ihm hin. Sie war eine so energische und entschlossene Natur, daß dieses überraschende Ereigniß ihr nicht einmal einen Ausruf des Entsetzens entlockte und sie nicht einmal zittern machte. Sie hotte in ihrem langen und ereignißreichen Leben zu Vieles erlebt, gesehen und erfahren, um sich von irgend Etwas überrascht zu fühlen. Auch war sie eine zu vollkommene, aristokratische Weltdame, um über irgend Etwas erstaunt und verwundert sein zu können.

Als sie sah, daß der Prinz wirklich ganz starr und ohne Besinnung sei, klingelte sie dreimal, auf welches Zeichen Niemand anders als ihr Haushofmeister, der treue Dupont, in ihren Salon eintreten durfte. Er folgte hastig ihrem Ruf und mit seiner Hilfe gelang es, den ohnmächtigen Prinzen auf die Chaise longue zu bringen.

„Jetzt," sagte die Morquise, „jetzt, Dupont, holen Sie mir mein Flacon und etwas englischen Essig, und donn gehen Sie hinaus und bewachen Sie meine Thüre, damit Niemand hier eintrete. Es versteht sich von selbst, daß ich für Niemand zu Hause bin."

Dank den sorgfältigen Bemühungen der Marquise, erwachte der Prinz aus seiner Ohnmacht und war bald im Stande, seiner gütigen, mütterlichen Freundin seine Entschuldigungen zu sagen und ihre Verzeihung zu erbilten.

„Um mich vor Ihnen zu rechtfertigen," sagte er, „und um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Ihnen vertraue, Frau Marquise, bitte ich Sie, doß Sie mir erlauben, Ihnen zu erzählen, weßhalb der Anblick jenes Bildes und die Nachricht, daß mein Voter es Ihnen gegeben, mich so zerschmettern konnte. Aber es wird eine lange Geschichte sein und ich muß Sie bitten, wenn Sie dieselbe anhören wollen, Ihre Thüre für Jedermann zu schließen."

„Ich habe das schon gethan, Monseigneur," erwiederte die Marquise, „denn ich konnte wohl begreifen, daß eine solche Ohnmacht ihre seltsamen und geheimnißvollen Ursachen haben müßte, und ich hoffte, daß Sie mir dieselben mittheilen würden, mir, Ihrer guten Maman, welche immer für Sie nur Theilnahme und Liebe haben wird."

„Hören Sie also, meine Mutter! Dieses Bild, welches mein Vater Ihnen geschenkt hat, — es ist das Porträt meiner Gemahlin!“

„Ihrer Gemahlin!“ rief die Marquise, welche trotz ihrer aristokratischen Gewohnheiten zusammenschrack.

„Meiner Gemahlin, meiner geliebten Geneviève, welche ich so sehr liebe, daß ich um ihretwillen den Gesetzen der Welt, den Gebräuchen unseres Hauses, und was noch mehr sagen will, dem Willen meines Vaters Hohn gesprochen habe. Ah, Marquise, Geneviève ist das Kind einer Bäuerin, aber schauen Sie sie an! Sehen Sie, welche Grazie und Noblesse in diesem Antlitz liegt. Mein Gott, sie ist ein Engel, und Sie wissen wohl, die Engel bedürfen keines Stammbaums.“

„Sie ist so schön,“ sagte die Marquise traurig, „und es spricht eine so schöne Seele aus diesen reinen Zügen, daß ich Ihre Liebe begreifen kann, obwohl ich sie tief beklage. Und Sie sagen, diese Geneviève, das Kind einer Bäuerin, sei Ihre Gemahlin, Ihre rechtmäßige Gemahlin?“

„Meine rechtmäßige Gemahlin, und ich bin stolz und glücklich, sie so nennen zu dürfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen und Bilder *).

Was eigentlich die Sternschnuppen sind.

Standrede gehalten auf freiem Felde.

(Phantasiestück.)

„Ach, herrlich entzückend! Eine, zwei, dort die Dritte! Ih, mein Florentinerhut, er verbrennt!“ Oh, schreien Sie nicht, Fräulein Agathe, die Sternschnuppen sind zwar weiblichen Geschlechtes, aber sie beneiden Sie nicht um Ihren eleganten Strohhut; denn da oben tragen sie noch keine Strohhüte! Aber, was sagen Sie zu diesem himmlischen Feuerwerke? Nicht nur, daß die Sterne so galant sind, uns die von einem Ausfluge über Land Zurückkehrenden, nach Hause zu leuchten, sie senden uns noch ihre Kußhändchen zu; sie möchten unsern Pfad mit Himmelslicht pflastern, nur damit wir uns nicht in die Kraut- und Erdäpfeläcker verirren sollen.“

„Was lispeln Sie, meine Schätzbarsten, untereinander von Erklären, Auseinandersetzen, Sternschnuppen, Physik und Astronomie? Ich soll Ihnen jetzt erklären, was die Sternschnuppen eigentlich sind. Ich? In dieser Verfassung? umgeben von einer Agathe, Adelaide, einer Camilla und einer Sidonie, und hinter mir die polternde, cigarrenrauchende Männerschaar, auf freiem Felde soll ich Ihnen eine astronomische Vorlesung halten, ohne geziemende Wachsbeleuchtung, ohne Katheder? Ja, meine Liebenswürdigen, Sie stellen mich zum Finale auf eine harte Probe! Ich habe schon heute Nachmittag viel ausgehalten, ich habe vier Shawls, drei Parasols, und sechs Arbeits-Beutel drei Meilen weit nachgetragen, mein rittlicher Sinn hat mich zur Uebernahme dieser Nebenrollen bestimmt, aber in diesem Momente, in dem ich zu Allem eher als zu physischen Experimenten gestimmt wäre, eine logische Definition der Sternschnuppen abzugeben, das ist wirklich eine Herkulesaufgabe. Vor allem Andern erfahren Sie mit Schrecken und Schaudern, daß ich in der Physik und Astronomie immer die allerletzte Censur erhalten habe, anstatt auf die Sternwarte um Mitternacht zu gehen, bin ich immer zu den Kinderwart-Anstalten und Wärterinnen gegangen; anstatt durch Fernröhre nach Oben, habe ich immer durch Nahröhre zu meinen Nachbartöchtern vis-à-vis geblickt; aus der Physik ist mir nur vom dynamischen Theile etwas ankleben geblieben, das Bewußtsein, daß vier Hausknechthände ein starker Hebel sind, um Lasten weiter zu befördern. Dennoch will ich Ihnen einen freien Vortrag über die Sternschnuppen halten, so frei wie es nur immer auf einem Dach- und wandlosen Krautacker möglich ist, die Sterne selbst seien mein Cahier, aus dem ich Ihnen tradiren will, und wenn es bisweilen darunter und darüber, wie Kraut und Rüben melangirt, in meiner Standrede zugeht, entschuldigen Sie mich; bedenken Sie nur, daß meine ganze Abhandlung auf — Krautköpfen fußt.“

„Was sind also eigentlich die Sternschnuppen? Wie viel tausend und tausend Mal läßt sich dieser überirdische Stoff in's Irdische übersetzen. Sind diese Sternschnuppen die Seufzer verliebter Sterne vor dem Schlafengehen? Sind die Sternschnuppen vielleicht der Lichtfunken, wenn oben bei einer Whistpartie die Wachskerzen geputzt werden? oder die Witzfunken der Sternhumoristen, wenn sie oben beim Nektar sitzen, und bisweilen der Becher überschäumt? sind die Sternschnuppen die Correspondenzbehelfe, die kleine Post zwischen

*) Unter dieser Bezeichnung werden wir eine Reihe interessanter, humoristisch gehaltener kleiner Essays folgen lassen. D. R.

ihrem und unserm Planeten, sind sie vielleicht die drolligen Laternbuben, welche die fürsorgenden Sterne der nach Hause wandelnden Menschheit schicken, damit sie keinen Fehltritt in irgend einem Chausseegraben mache? Sind dies Alles die Sternschnuppen? So viele tausend und tausend Uebersetzungen aus der Ursprache der Wolken und Lüfte erleiden diese ätherischen Vaudevilles; ob aber durch eine solche freie Uebersetzung nicht das Eigenthümliche der Nationalität einer Sternschnuppe verloren geht, ob nicht jener poesievolle, metaphysische Hauch, der diese Sternschnuppen umfluthet, von dem Sirocco-Staube eines solchen Uebersetzer-Lexikons zu Boden gedrückt wird, das ist die Frage? Die Sternschnuppen sind nichts anders als Thränen, aber nicht die hundertmal von Humoristen verarbeiteten und verrenkten Liebe-, Lust- und Freudenthränen der Sterne; nicht dieses ordinäre verbrauchte Genre von Thränen; sondern eine höchst sonderbare erst in neuester Zeit entdeckte Thränenkaste, die Schnupfenthränen. Kennen Sie, meine Liebenswürdigen, den Schnupfen der neuesten Zeit, das Geschwisterkind von der Grippe, der unbarmherzigen Rothfärber neckischer Stumpfnäschen, den Stimmmeister menschlicher Kehlen, der ihren glockenreinen Sopran zu einem zerbrochenen Hefenbasse herabsetzt, kennen Sie diesen modernen Schnupfen? Schade, daß unter Ihnen, meine Schätzbarsten, sich keine Primadonna befindet, die könnte Ihnen doch gleich Vorlesungen halten, wie man einen wohl konditionirten Schnupfen bekommt, und ihn durch Monate konservirt! Wie oft hat Ihnen, herrliche Sidonie, als Sie mit Ihrem jetzigen Gemahl im Garten auf Maikäferjagd gingen, die besorgte Mama (sie ruh' in Frieden), nachgerufen: „Sidonchen nimm Dir den Shawl, Du bekommst sonst den Schnupfen!" Sidonchen hat aber nicht den Shawl genommen, sondern flatterte ihren brummenden Maikäfern nach! — Was waren die Folgen? Als nach einigen Tagen der Maikäfer und Liebhaber zu ihren Füßen lag und lispelte: Sidonie, lieben Sie mich? da nießten Sie; als er fortfuhr: Sidonie, schenken Sie mir Ihre Hand, da nießten Sie wieder; und das Wasser, das salzige, stieg Ihnen in die Augen; als er Ihre Hand ergriff und sie küßte, da nießten Sie zum dritten Male — ein schwerer Tropfen sank auf seine Manchetten und der taube Gärtner sagte im Hintergrund: „Zur Genesung!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Luthers Stammbaum.) Der Rittergutsbesitzer K. Luther zu Rudersdof bei Wittenberg, ein Nachkomme des Reformators Martin Luther, hat durch Nachforschungen in den fuldaischen, hennebergischen, hersfeldischen, mannsfeldischen und sächsischen Chroniken und Archiven urkundlich nachgewiesen, daß Martin Luthers Vorfahren nicht Bauern waren, wie bisher von einem Geschichtschreiber den anderen nachgewiesen worden ist, sondern, daß er aus einem alten Adelsgeschlechte stammte, das den Namen Luther oder richtiger geschrieben: Luter, von dem Nebenfluß der Fulda Lutera (lauteres Wasser), später Lüder und Lutter und einem daran gelegenen gleichnamigen Döefchen geführt hatte. Die zwei ältesten nachweisbaren Mitglieder dieser Familie sind die Brüder Almud und Gottfried de Lutero, die in einer Urkunde von 1137 genannt sind. Seinen Höhepunkt erreicht das Geschlecht in Fabian Luther, des Reformators Urgroßvater, der von 1370 bis 1473 lebte und kaiserlicher Pfalzgraf in Mähra war, unter dem aber die Güter der Familie von den Hussiten verwüstet wueden und ihr Wohlstand zu Grunde ging. Deßhalb gab Martin Luthers Geoßvater den Adel auf und sein Vater verließ Mähra, worauf er sich in Eisleben, Martins Geburtsort, ansiedelte.

(Unvorhergesehenes Hinderniß.) Vater (seinen kleinen Sohn ermahnend): „Schreib' dir die Lehren, die du von deinen Eltern und Lehrern erhältst, ja in dein Herz."

Sohn: „Aber, lieber Papa, ich kann ja noch nicht schreiben."

Räthsel.

(Vierfilbig.)

Seh' ich, wo die ersten Beiden,
Möcht' ich immer den beneiden,
Der sie hat; wär' so was mein,
Müßten drin die Letzten sein. —
Doch das will ich nicht verhehlen,
Blumen dürften auch nicht fehlen,
Denn die Blumen lieb' ich sehr,
Gäb' auch manches Sträußchen her. —
Säß' dann oft in Mußezeiten
In dem Ganzen; von den beiden
Letzten manchmal einen Band,
Oft auch 's Ganze in der Hand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Donnerstag, 21. Juli **1870.**

An Frankreich.

(Aus der Elberfelder Zeitung.)

Ein Krieg, ein Krieg! Noch einmal Blutvergießen?
Wer hat entfacht der Völker wilden Zorn? —
Wir seh'n die Saat in volle Garben schießen —
Wer tritt zu Boden unser gold'nes Korn?
Wir konnten kaum die alten Wunden heilen,
Noch wächst das Gras ob den Gefall'nen kaum,
Und wiederum ein Spiel mit Donnerkeilen
Und um ein Nichts, um einen tollen Traum!

Du Volk im Westen, stolzes Volk der Franken,
Ist's deine Stimme, die nach Waffen schreit?
Du warst ein Streiter ew'ger Lichtgedanken,
Warst einst Prophet der hohen Menschlichkeit,
Und du willst Kampf und Noth und Blut und Leichen,
Willst allen Jammer, dem die Nachwelt flucht?
Laß ab! Wir wollen Bruderhände reichen
Dem Volk von Frankreich, das die Freiheit sucht! —

Ist Elsaß nicht beim deutschen Reich gewesen?
Singt nicht von Straßburg manches deutsche Lied? —
Wir fordern nicht die Kämme der Vogesen
Und du, du schielst nach deutschem Rheingebiet?
Nein, nimmer du! Was an der Seine Borden
Die Schlacht begehrt mit übermüth'gem Ton,
Ist ein Despot mit seinen Söldnerhorden
Und nicht das Volk der Revolution!

Sei fest und ruhig! Auf den Ruf nach Waffen
Entgegne du mit tausendfachem Nein!
Wir wollen ernst des Friedens Arbeit schaffen;
Die freien Völker sollen Brüder sein!
Gib nicht der Ehrsucht Raum, der ewig blinden!
Wie weit auch heut' der Spalt der Meinung klafft,
Ein fremder Feind wird nicht Parteien finden,
Nur eine deutsche Waffenbrüderschaft!

Die Hand vom Schwert! — Noch lacht des Sommers Segen.
Weh, wenn der heiße Völkersturm erbraust!
Doch sind geschliffen noch die deutschen Degen
Und noch ist markig deutscher Männer Faust!
Noch fühlen wir's im Busen feurig klopfen!
O, schüret nicht des Krieges grimmen Brand,
Doch muß es sein — des Blutes letzten Tropfen
Für unser liebes, deutsches Vaterland!

E. Rittershaus.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie jetzt, Maman," sprach der Prinz, „die Geschichte meiner Liebe!" Und jetzt erzählte er der Marquise in flammenden und beredten Worten die Geschichte oder die Idylle seiner Jugend, welche wir schon kennen, bis zu dem Tage, an welchem Geneviève's Mutter starb und die Waise in die Obhut des ehrwürdigen Pfarrers von Rouvres kam. — Der weitere Verlauf seiner Geschichte und seiner Liebe glich ganz genau allen übrigen Romanen dieser Art, wie sie sich im Leben täglich wiederholen und stets die Wonne der Kinder das Entsetzen der Eltern ausmacht. Ihre Liebe war mit ihnen erwachsen, sie hatte sich genährt an dem Geheimniß, den unübersteiglichen Hindernissen, dem Reiz des Verbotenen und Unmöglichen. Geneviève hatte unter der Leitung des ehrwürdigen Pfarrers eine sorgfältige und durchaus aristokratische Erziehung erhalten. Sie war dabei in der Zurückgezogenheit und dem Frieden des Pfarrhauses das unschuldige und von keinem schlechten Gedanken nur angehauchte Kind der Natur geblieben, und als der alte Pfarrer gestorben war und Geneviève allein und schutzlos zurückgeblieben war, da hatte der Prinz von Lamballe den Schwur erfüllt, welchen er auf die kalte Leichenhand ihrer Mutter geleistet, da hatte er Geneviève Galliot zu seiner Gemahlin

erhoben. Aber freilich hatte dies nur heimlich und ohne die Beistimmung seines Vaters geschehen können, denn der Prinz fürchtete den Herzog von Penthièvres und er wagte es nicht, ihn seine Liebe zu der schönen Geneviève nur ahnen zu lassen, denn er kannte die strengen Grundsätze seines Vaters und wußte, daß er niemals seine Einwilligung geben werde zu einer Vermählung mit der Tochter der Bäuerin.

Geneviève, obwohl die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen von Lamballe, hatte deßhalb seinen Namen und die Rechte ihres neuen Standes nicht erhalten können. Der Prinz hatte ihr, unweit dem Schloß Neaux-Penthièvre, ein Landhaus gekauft, und dort lebte sie als Frau von St. Paër, welchen Namen ihr der Prinz nach einem seiner Güter gegeben hatte.

„Und jetzt," endete der Prinz seine Erzählung, „jetzt betrachten Sie noch einmal Genevièvens Porträt und dann sagen Sie mir, ob sie es nicht werth ist, so geliebt zu werden?"

„Ich antworte Ihnen nicht auf diese Frage," erwiederte die Marquise traurig. „Ich denke nur an den Kummer Ihres Vaters, an den Zorn des Königs, des Chefs Ihrer Familie, wenn jemals dieses traurige Geheimniß bekannt würde, und, indem ich das denke, beklage ich nicht so sehr Sie, mein Prinz, als diese arme, junge Frau, die ich nach Ihrer Schilderung und diesem Bilde liebe, ohne sie zu kennen."

„O, ich liebe sie mit aller Kraft meiner Seele," rief der Prinz leidenschaftlich, „und die echte Liebe überwindet alle Schwierigkeiten. Ich liebe Alles an ihr, selbst die Niedrigkeit ihrer Geburt! Wenn ich an den Abgrund denke, welcher uns eigentlich trennen sollte, liebe ich sie noch zärtlicher, noch stärker. Wenn man es wagen sollte, Hand anzulegen an die Frau meiner Wahl, die Frau, die ich nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet bin, zu vertheidigen, so würde ich mit unerschütterlicher Starrheit mich auflehnen gegen diese Vorurtheile des Ranges und der Geburt, und selbst der Zorn des Königs würde nicht im Stande sein, mich zu erschrecken. — Aber der König ist kein Tyrann und er wird sich versöhnen lassen. Und dann kenne ich auch den Edelmuth meines Vaters und ich kenne Sie, Marquise. Wenn die Verfolgungen uns wirklich erreichen und gefährden, dann würde ich Ihnen Beiden mein Weib anvertrauen, und ich weiß, Sie Beide würden die Ersten sein, sie zu schützen!"

„Gott gebe," seufzte die Marquise, „daß es nie zu diesem Aeußersten kommen möge! Und ist Geneviève, Ihre Gemahlin, sind Sie selbst denn glücklich?"

Der Prinz schlug vor den scharfen, durchdringenden Blicken der Marquise die Augen nieder. „Wir lieben uns," sagte er dann nach einer Pause, „und nicht einen Moment bereue ich, was ich gethan. Wir sind glücklich, wenn wir bei einander sind, traurig und unglücklich, wenn wir von einander getrennt sind. Aber es ist so selten, daß wir uns sehen, und wir sind so viel, so lange und oft getrennt. Urtheilen Sie also, ob wir glücklich sind! Geneviève ist fast immer allein, immer einsam, denn nur selten kann ich zu ihr kommen, nur selten ihre Briefe, welche ich täglich erhalte, beantworten. Es fehlt mir an Zeit, an Muße dazu. Die Pflichten meines Ranges, die Arrangements meines Vaters legen mir zu viel Zwang auf. Geneviève lebt also wie eine Gefangene. Sie ist einsam, sie sehnt sich nach mir, sie langweilt sich. Sie lebt in beständiger Sorge, daß unser Geheimniß verrathen und ich dadurch bedroht werde, und dann, zartbesaitet und schüchtern, wie sie ist, traut sie ihrer eigenen Schönheit nicht genug und fürchtet immer, daß ich, fern von ihr, sie vergessen könnte. Ich finde sie, so oft ich komme, mit verweinten Augen: statt sich meines Kommens zu freuen, klagt sie, daß ich sie bald wieder verlassen muß, und wenn nicht so oft, als sie erwartet, Briefe von mir kommen, so fürchtet sie, ich sei entweder gefangen oder krank, oder ich liebte sie nicht mehr. So ist ihr Leben eine fortgesetzte Angst und Sorge, und ich leide grenzenlos mit ihr, und bin doch außer Stande, uns Beiden zu helfen. Nein, Marquise, wir lieben uns, aber eben, weil wir uns lieben, sind wir nicht glücklich."

Er schlug seine beiden Hände vor sein Antlitz und weinte bitterlich.

Die Marquise ließ ihn eine Zeit lang ruhig gewähren, dann, als seine Thränen milder flossen, legte sie leise ihre Hand auf seine Schulter. „Leiden Sie und seien Sie geduldig, Monseigneur," sagte sie. „Man verletzt niemals ungestraft die Pflichten seines Standes. Hätten Sie Geneviève wahrhaft geliebt, so würden Sie sie vermieden und geflohen haben, statt ihr das traurige Geschenk Ihrer Liebe und Ihrer Hand zu einer Ehe ohne Namen zu geben. Sie haben nur an Ihre Wünsche, nicht aber an die Zukunft gedacht, und das werden Sie Beide jetzt büßen müssen."

„Ich werde Geneviève nie verlassen, und sollte ich sterben und man sie bedrohen, so hat sie die

vollgiltigen Beweise und Papiere, um sich als meine Gemahlin legitimiren zu können. Auch habe ich beim Parlament mein Testament niedergelegt, in welchem ich Geneviève zur alleinigen Erbin meines ganzen Privatvermögens einsetze."

„Sie sagen, daß Geneviève sich als Ihre Gemahlin legitimiren kann, mein Prinz. Aber Sie vergessen, daß es dazu nicht genügt, daß ein Priester Ihre Trauung vollzogen hat, sondern daß Sie, als Prinz des königlichen Hauses, dazu auch einen Ihres Ranges ebenbürtigen Zeugen bedürfen."

„Ich habe einen solchen. Denn, um Ihnen Alles zu sagen, wissen Sie, wo meine Trauung vollzogen ward und wer mein Zeuge war? Der Abbé Maguire hat uns getraut!"

„Der Kaplan des Herzogs von Orleans," rief die Marquise entsetzt.

„Eben der. Und der Herzog selber ist mein Trauzeuge gewesen. Ein Zufall hatte ihm meine Liebe zu Geneviève verrathen, er sah sie und ihre Schönheit machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich bereit erklärte, mir in jeder Art hilfreich zu sein und die Abgründe auszufüllen, welche mich von meiner Geliebten trennten. Er hat redlich Wort gehalten; seinem Eifer und seiner redlichen Freundschaft allein verdanke ich es, daß ich Geneviève mein Weib nennen kann, und jetzt werden Sie begreifen, Marquise, was mein armer Vater nicht begreifen kann, daß ich mich mit meinem Schwager, dem Herzog von Orleans, ausgesöhnt habe!"

„Unglücklicher," rief die Marquise, verzweiflungsvoll die Hände ringend, „Sie sehen also nicht, daß dies eine neue Unthat, eine neue furchtbare Bosheit des Herzogs ist. Sie errathen nicht, welche furchtbare und egoistische Berechnung dieser Bereitwilligkeit des Herzogs, Ihnen zu helfen, zum Grunde lag? Er hat Ihnen geholfen, daß Sie mit Geneviève eine vollgiltige Ehe eingingen. Nun denn, er hat sehr wohl gewußt, daß die Kinder dieser Ehe niemals als legitime Erben angesehen werden dürfen und daß sie daher niemals sicher sein werden, die Erbschaft des Herzogs von Penthièvre anzutreten. Der Herzog von Orleans hat Sie mit Geneviève vermählt, weil er berechnet hat, daß alsdann die ganze Erbschaft, die reichen Besitzungen des Hauses Penthièvre an seine Frau übergehen."

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen und Bilder.

Was eigentlich die Sternschnuppen sind.

Standrede, gehalten auf freiem Felde.

(Phantasiestück.)

(Schluß.)

„Das war ein solider Hausschnupfen! Wären Sie damals, schöne Sidonie, in der Phantasie Ihres Geliebten ein Stern gewesen, und nicht ein schlichtes, liebenswürdiges Mädchen mit wenig Poesie, aber viel sehr schöner Prosa — dieser Tropfen, der beim dritten Mal Niesen ihren blauen Augen entschlüpfte, er wäre eine Sternschnuppe gewesen. Leider haben die Sterne keine Mama's, die ihnen nachrufen: „Du, nimm den Shawl, sonst bekommst Du den Schnupfen," und dennoch müssen die Sterne als patentirte Nachtwandler ihre nächtliche Wolkenrevue halten! Glauben Sie, daß diese leuchtenden Punkte oben, deren Anblick uns so unerklärlich das Herz bewegt, ebenfalls Weltkörper wie unsere Erde — todte gefühllose Klumpen sind? Glauben Sie gewiß, daß diese Fixsterne auch ihre fixen Parthien haben, mit denen sie Abends die Milchstraße auf und ab promeniren; sein Sie überzeugt, daß der Mars und die Venus da oben, diese herrlichen Wesen der Sterngeneration, auch Hand in Hand noch an manchem kühlen September-Abend vor dem Thorzusperren kosen und schäkern; daß die Nebelsterne auch bisweilen benebelt, wenn es schon herbstlich schauert, nach Hause kehren — und die Sterne sollten keinen rheumatischen Schnupfen bekommen in einem Lande, in welchem man noch nicht die Boas, die Bajaderen, — und die türkischen Shawls kennt? Wenn diese Sterne heraustreten, echauffirt vom innern heiligen Feuer, vor das Firmamentportal, — und ihnen nun der kalte Luftzug unsers Erdengrabes entgegen strömt, — der Hauch kalter Herzen, der Frost eisiger Konvenienz, der Nachtreif kühler, halb gefrorner Gefühle, sind sie da nicht dem gräßlichen Schnupfen exponirt, wenn alle Gattungen Dämpfe, die Branntweindämpfe, die Tabaksdämpfe und die Gedankendämpfe, wenn diese Myriaden Gase, Schwefelgase der Erdenwirthshäuser, — die Wasserstoffgase moderner Poesien und die Stickstoffgase menschlicher Thorheiten den armen Sternen in die Nase stechen dürfen, sollten sie da nicht mehr niesen? Anstatt aber, daß wir ihnen ein höfliches zur Genesung wünschten, müssen sie uns zur Genesung zurufen, aber

was hilft ein frommer Wunsch der Unheilbaren? Wie oft müßten den Sternen die Augen übergehen in Thränen bei all' dem dummen Zeug, das die Menschen da unten in einer sternenhellen Nacht vollbringen? Aber sie stehn zu erhaben über unsern Erdenhändeln, und so wie wir prosaisch gegen diese Kinder des Lichtes handeln, indem wir sie mit schlechtem Tabak anbampfen, teleskopisch analysiren und sogar kritisch maltraktiren; wenn wir von einer Tänzerin oder Sängerin sagen: sie ist ein Stern erster Größe; eben so prosaisch behandeln uns jetzt selber — sie senden uns jetzt nur ihre Thränen, diese Sternschnuppen, wenn sie an einem chronischen Schnupfen laboriren. Jede Thräne, selbst die der glücklichen Liebe, hat einen salzigen Beigeschmack, wie bitter muß aber erst jene sein, die den Schnupfen in unsern Augen emporsteigen läßt? In diesen Sternschnuppen, den Schnupfen-Thränen der Sterne, liegt ein salzig-bitterer Sarkasmus, eine beißende Ironie auf unsere menschliche Ohnmacht, — daß die Menschheit in so sternhellen Nächten und bei so sonnenerleuchteten Tagen im Dunkeln herumtappt.

Und dennoch ist die Sternschnuppe eine höhere Mittheilung aus einer andern Welt; auch der Blitz ist eine solche Mittheilung, aber eine verderbende Diatribe, die Sternschnuppe ist das freundliche „Gute Nacht," das sich durch Welttheile getrennte Freundesplaneten zuhauchen! Aber sie sehen ja selbst, wie die profane Erde diese geweihten Mittheilungen einer fernen Welt empfängt; kaum fällt ein solcher geistiger Lichtblick von Oben ins Menschenleben hinein, so hat ihn schon die dunkle Erdenscholle verschlungen! Die Rakete, diese menschliche Pulverfabrikation, wirbelt von Unten nach Oben, und verhaucht in den himmelnahen Lüften ihren Geist; aber die Sternschnuppe, die eigentlich jener Geist fabrizirt, welcher der Erfinder des Weltpulvers in heiliger Achtung genannt werden muß, die von Oben zu uns herab nur wie zu einem Krankenbesuche kommt, muß ihre schöngeistige Seele in einem Kartoffel- oder Krautacker, oder auf dem Gramittrottoir ausathmen. Es ist gräßlich, wenn man bedenkt, daß solch' ein ätherisches, poesievolles, zartes Wesen wie eine Sternschnuppe, eines solchen Martertodes sterben muß. Von diesem Kraute, auf welchem die beiden früher gefallenen Sternschnuppen aushauchten, wird Morgen der Bettler und der Prasser genießen; aber sie werden dieses Sauerkraut verschlingen, als wenn es nie eine Sternschnuppe im Sterben zu etwas Höherem sanktionirt hätte. Sauerkraut mit Sternschnuppengarnirung, das wäre wieder etwas für die modernen Gasthöfe, da würde noch auf die todten Sternschnuppen von Seite der Speistarifffabrikanten enorm darauf geschlagen, und nur auf diese Art könnten die Sternschnuppen in der Achtung der Menschheit gewinnen, wenn sie zu Entremots zu gebrauchen wären. Auch etymologisch kann ich Ihnen beweisen, daß die Sternschnuppen nur die Schnupfenthränen der Sterne sind; schon die Aehnlichkeit des Wortes: Schnuppen und Schnupfen, sagt Ihnen das Ganze. Schnuppen soll im altdeutschen Dialekte der Sternspeache so viel bedeuten als Schnupfen, da haben sie die Herleitung. Aber was seh' ich sie gähnen, meine Liebenswürdigsten? ist das der Lohn, daß ich mir die Seele aus dem Leibe herausrede, um Ihnen eine ruhige Nacht zu verschaffen? Wenn ich Ihnen diese Sternschnuppenanalyse nicht gehalten, hätte sie ja die böse Alp-Neugier zu Tod gedrückt. Aber mit Schaudern bemerke ich, daß auch ein Stern nach dem andern davon gelaufen, sollte meine Rede so bedeutend kräftig auf sie eingewirkt haben? Schon drei Uhr? Nun gute Nacht! Morgen soll ich um 8 Uhr schon in der Kanzlei sein. Ich bitte, meine Herrn, nehmen Sie jeder Ihren Stern unter'n Arm und geben Sie Obacht, daß Sie im Dunkeln kein Unstern trifft.

Aber wissen Sie, meine geehrten Herrn und Frauen, welchen Nutzen wir wenigstens aus dieser Standrede im Freien ziehen weeden. Ein neun Wochen dauernder Schnupfen wird uns sehr freundschaftlich an die heutige Landpartie erinnern, die so angenehm begonnen und so traurig geendet!"

Mannigfaltiges.

„Sie wollen also eine Schule übernehmen?" sagte eine junge Dame zu ihrer alten Tante. „Ich meinerseits würde weit lieber, ehe ich das thäte, einen Wittwer mit neun Kindern heirathen." — „Das würde ich auch vorziehen", lautete die Antwort, „aber wo ist der Wittwer?"

Auflösung des viersilbigen Räthsels in № 83:
Die Gartenlaube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Samstag, 23. Juli 1870.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Ich habe das wohl gedacht, Maman," sagte der Prinz sorglos, „aber das konnte meinen Entschluß nicht ändern. Ich wollte Geneviève zu meiner Gemahlin machen! Was kümmerte es also mich, aus welchen Gründen mir der Herzog seinen Beistand lieh. Und dann, Marquise, beziehen sich diese klugen Berechnungeu erst auf das, was nach meinem Tode geschieht, denn ohne Frage bin ich selbst doch der rechtmäßige Erbe des Herzogs von Penthièore, und erst, wenn ich gestorben wäre, könnte meine Schwester daran denken, die ganze Erbschaft anzutreten. Aber ich bin, Gott sei Dank, gesund, und es fragt sich, wem das Schicksal ein längeres Leben verleiht, dem Herzog von Orleans oder mir!"

„Aber der Herzog könnte wohl daran denken, dem Schicksal zu Hilfe zu kommen," rief die Marquise. „O, Monseigneur, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie im Namen Ihres Vaters, weichen Sie dem Herzog aus, vermeiden Sie jede Berührung mit ihm, besuchen Sie ihn nie, oder wenn Sie es thun, lassen Sie alle Speisen und Getränke unberührt, seien Sie mißtrauisch gegen jeden seiner Händedrücke, gegen jede Blume selbst, die er Ihnen darreicht. Der Herzog von Orleans ist zu Allem fähig, bedenken Sie das wohl, mein Prinz. Wenn er mit Ihnen zusammen ist, so steht der Tod hinter Ihnen und belauert jede Ihrer Bewegungen, und hat immer die Hand ausgestreckt, um Sie dann zu packen und zu erwürgen."

Der Prinz lächelte sorglos. „Wirklich, Maman," sagte er, „Sie halten den Herzog für romantischer und kühner als er ist, und, ich hoffe, auch für boshafter und schlechter! Er ist ein entsetzlicher Wüstling und Libertin, das ist wahr, aber er hat im Grunde ein ganz gutes Herz und ist jedenfalls ein geistreicher Kopf."

„Unglücklicher Prinz," seufzte die Marquise, „es ist ihm schon gelungen, Sie zu umgarnen, und ich sage Ihnen, Sie sind verloren, wenn Sie nicht jetzt noch einen kühnen Entschluß fassen und schleunig und mit einem kühnen Ruck diese Netze durchreißen, welche er um Sie gelegt. Man hat mir gesagt, daß der Herzog von Orleans ein großes Fest veranstalte, zu dem er alle seine Freunde geladen. Gehören Sie auch zu diesen Freunden?"

„Ja, Marquise, ich gehöre auch dazu!"

„Und Sie werden hingehen?"

„Ich werde hingehen, denn ich habe es versprochen!"

Die Marquise erbebte, und heftig auf den Prinzen zuschreitend, faßte sie seine beiden Hände und sah ihm mit einem Ausdruck tiefer und schmerzlicher Sorge ins Antlitz.

„Hören Sie mich, Prinz," sagte sie, „und kehren Sie sich nicht daran, daß ich eine alte Frau bin. Meine Seele ist jung, kräftig und muthvoll. Ich sage Ihnen aber, sie zittert vor Entsetzen, wenn ich daran denke, daß Sie morgen zu diesem Feste gehen wollen. Der Herzog will Sie verderben, ich fühle das, ich weiß das, es steht mit blutigen Lettern auf Ihrer Stirne gezeichnet. Das Böse ist für ihn eine diabolische Freude und der Geiz ist seine einzige Leidenschaft. Er hat Ihnen zu einer illegitimen Ehe verholfen, damit Sie keine ebenbürtigen Kinder haben sollten, und jetzt, da er dessen gewiß ist, will er Sie tödten, um durch seine Gemahlin der einzige Erbe des Herzogs von Penthièore zu sein, welcher kränkelt und vielleicht uns bald genommen wird. Denken Sie nicht, daß ich übertreibe! Es ist so, wie ich Ihnen sage. Denn ich weiß, daß

der Herzog sich vor einigen Tagen zu Baudret, dem Leibarzt Ihres Herrn Vaters, begeben und sich theilnahmvoll nach dem Gesundheitszustand des Herzogs von Penthièvre erkundigt hat. Baudret hat ihm gesagt, daß der Herzog leidend und nicht ganz ohne Gefahr ist, und nun veranstaltet der Herzog ein Fest und ladet Sie zu demselben ein. Nennen Sie mich nicht eine Kassandra, Prinz, aber ich sage Ihnen, Sie sind verloren, wenn Sie zu diesem Feste gehen!"

Des Prinzen Antlitz hatte einen ernsten Ausdruck angenommen, und tief ergriffen und sinnend schaute er in das erregte Antlitz der Marquise. Dann neigte er sich auf ihre Hände nieder, die er an seine Lippen drückte.

„Maman," sagte er, „ich werde die Güte und Theilnahme, welche Sie mir heute bewiesen, nie vergessen, und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie wichtig mir Ihre Worte und Rathschläge sind, verspreche ich Ihnen, niemals wieder eine Einladung des Herzogs anzunehmen."

„Und auch morgen nicht zu ihm zu gehen?" rief die Marquise lebhaft.

„Morgen muß ich hingehen, denn der Herzog hat mein Wort, und Sie wissen wohl, ein Gentilhomme hält sein Wort!".

6.

Die Katastrophe.

Drei Tage waren seit jener Unterredung vergangen und die Marquise von Créqui fing fast schon an, ihre dunklen Ahnungen zu belächeln und für grundlos zu halten, denn keine schlimme Kunde war aus dem Hotel Penthièvre zu ihr gekommen und sie mußte daher annehmen, daß das Fest des Herzogs von Orleans ohne schlimme Folgen verlaufen sei. Da erhielt sie am Morgen des vierten Tages ein Billet vom Prinzen von Lamballe. Es war mit zitternder Hand geschrieben und enthielt nichts als die Worte: „Ich beschwöre Sie, Maman, kommen Sie zu mir. Ich sterbe und muß Sie sprechen."

Die Marquise ließ sogleich ihre Equipage vorfahren und eilte nach dem Hotel Penthièvre. Dort trat ihr der Herzog bleich und gramvoll entgegen.

„Sie sehen wohl," sagte er, „meine schlimmen Ahnungen sind eingetroffen. Am Morgen nach dem Feste brachte man den Prinzen besinnungslos aus dem Hotel des Herzogs von Orleans hierher und bis gestern Abend hat er ohne Bewußtsein gelegen. Er hat zu viel von diesen glühenden, ungarischen und spanischen Weinen getrunken, sagen die Aerzte, und diese übermäßigen und ungewohnten Genüsse haben eine fieberhafte Erregung des Gehirns zur Folge gehabt. Ich wage nicht, den Aerzten zu sagen, was ich fürchte, ich darf meinen Schwiegersohn nicht kompromittiren; aber ich fühle, daß meine grausenhaften Befürchtungen Wahrheit geworden sind. Mein Sohn hat von den Dekokten des Herzogs getrunken und wird sterben."

„Er wird nicht sterben," rief die Marquise begeistert, „Gott wird ihn schützen und ihn genesen lassen. Führen Sie mich zu ihm, Herzog, er hat mich zu sprechen gewünscht und die Wünsche der Kranken sind heilig!"

Der Herzog reichte ihr den Arm, aber vor der Thüre des Krankenzimmers angelangt, verabschiedete er sich. „Der Prinz hat gewünscht, Sie allein zu sprechen, Marquise," sagte er. „Vielleicht hat er ein Geheimniß, das er lieber durch Sie mich wissen lassen will. Gehen Sie zu ihm, und was es auch sei, versichern Sie ihn meiner Verzeihung, meiner Liebe. Er soll nur leben, leben; alles Uebrige gilt mir gleich."

Der Prinz von Lamballe lag bleich und hochächzend auf seinem Lager, die starren, fieberhaft glühenden Augen mit einem Ausdruck wahrer Angst auf die Thüre gerichtet. Als diese sich jetzt öffnete und die Marquise eintrat, flog ein leises Lächeln durch seine ermatteten Züge und er reichte seiner mütterlichen Freundin seine beiden Hände entgegen.

„Gelobt sei Gott, daß Sie da sind, Maman," flüsterte er, „nun kann noch Alles gut werden," und sich dann an den Arzt wendend, der neben seinem Lager stand, sagte er: „Baudret, legen Sie nun noch neue Eisumschläge um meinen Kopf, damit er kühl bleibe und meine Gedanken sich nicht wieder verwirren, dann geben Sie mir noch von Ihrer Medizin, welche diese fürchterlichen, brennenden Schmerzen in meinen Eingeweiden lindert, und dann, mein Freund, verlassen Sie uns. Die Marquise wird die Güte haben, Sie zu rufen, wenn ich Ihrer bedarf."

„Und jetzt, Maman," sagte der Prinz, nachdem Baudret hinausgegangen war, „jetzt hören Sie mich an! Sie haben Recht gehabt mit Ihren Befürchtungen, der Herzog wollte mich tödten. Er hat mir Weine gegeben, welche vielleicht mit Opium oder vielleicht mit noch schlimmern Dingen gemischt waren und welche mich rasend machten vor Aufregung. Mein Blut war wie Feuer, aus meinen Augen sprühten Flammen, ich tobte und raste gleich den Uebrigen. O, es war eine wilde, entsetzliche Orgie, und wenn ich jetzt daran

denke, erröthe ich vor Scham und Entsetzen. Mitten in dieser Orgie kredenzte mir der Herzog einen neuen Becher, ich fühlte noch, daß dieser Trank wie glühendes Oel durch meine Kehle niederfloß, und was dann weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Erst gestern erwachte ich hier auf meinem Lager."

„Und Sie werden sich wieder gesund und stark von diesem Lager erheben," sagte die Marquise zuversichtlich. „Ihre gesunde Natur hat diesen unheilvollen Trank überwunden, Sie werden genesen!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Folgende Geschichte, welche augenblicklich die Runde durch alle amerikanischen Blätter macht, wird vielleicht als ein sprechender Zug der amerikanischen Sitten gelten dürfen. Eine im Staate Maine wohnende Dame war eingeladen worden, der Hochzeit einer in Cincinnati ansässigen Freundin beizuwohnen, und hatte daher schon einige Zeit zuvor Modistin, Juweliere und Schneiderinnen in Thätigkeit gesetzt. New-York hatte die aus Paris ankommenden neuesten Erfindungen auf dem Gebiet der Toilette geliefert. Kurzum, als der große Tag der Abreise erschien, wurden 15 Kisten zum Eisenbahnhof geschleppt und daselbst einregistrirt. Die glückliche Eigenthümerin dieser zahlreichen und kostbaren Verschönerungsmittel nahm ihr Billet, stieg in den Waggon und fuhr ab. Sie kam in Cincinnati an, aber, ach! sie kam allein an und ohne von dem Arsenal begleitet zu sein, auf welches sie rechnete, um die ganze weibliche „Fashion" des Ortes in Schatten zu stellen. Ihr Gepäck war aus Versehen nach Florida geschafft worden. Die also um ihren Triumph betrogene Schöne strengte gegen die Eisenbahnverwaltung eine Klage an und gewann ihren Prozeß. Die Direktion wurde verurtheilt, die abhanden gekommenen Gegenstände zu ersetzen. Indeß mußte die Dame ein Verzeichniß derselben einreichen. Da standen nun auf der Liste: acht Shawls, zehn Roben, vier Hüte, fünf Paar Stiefelchen, sieben Spitzentaschentücher, mehrere Halsketten und Kettchen, Armbänder, Manchetten und Krinolinen; genug, die Ziffer der Schätzung kam auf 2500 Dollars. Und unter all diesen Erzeugnissen der Mode und der Phantasie befand sich ein einziges jener „intimen" Kleidungsstücke, von welchen der Deutsche behauptet, daß sie ihm näher liegen als der Rock. Der äußere Prunk hatte wenig an ein Kleidungsstück gedacht, welches bestimmt ist, nicht gesehen zu werden. Die Eisenbahndirektion bezahlte die Forderung bis auf den letzten im Verzeichniß aufgeführten Dollar, und glaubte sodann das Recht zu haben, das Publikum zu belustigen, indem sie die von der Reklamirenden aufgestellte Liste wörtlich in die Zeitungen einrücken ließ. Das intime Kleidungsstück und seine Vereinzeltheit haben die Lacher auf die Seite der indiskreten Bahnverwaltung gebracht.

In den letzten Tagen war viel von Warschauer Polizeiverordnungen zu lesen, die die Bestimmung hatten, für den Kaiser Alexander einen warmen Empfang zu arrangiren und die nöthigen Volksmassen dazu in Bewegung zu setzen. Wir nahmen davon keine Notiz, denn die angeblich in Szene gesetzten Maßregeln sind geradezu lächerlich. Daß aber die Warschauer Polizei in Bezug auf Lieferung von Kuriosa wirklich leistungsfähig ist, geht aus folgender Verordnung über das Tragen von Trauerkleidern hervor. Bekanntlich gehen die polnischen Damen in Warschau vorzugsweise in schwarzer Kleidung umher und geben bei erfolgender Nachfrage als Grund dafür „Familientrauer" an. Dies hat soeben die Polizei zu nachstehender Verfügung veranlaßt: „§. 1. Nur nach dem Tode der nächsten Verwandten darf man Trauerkleider tragen. §. 2. Adeligen Familien ist die Trauerkleidung auf ein ganzes Jahr nach dem Tode der Betrauerten gestattet. §. 3. Personen bürgerlichen Standes dürfen sechs Monate Trauerkleider anhaben. §. 4. Personen niederen Standes, wie Dienstboten, Lastträger, Arbeiter u. s. w., haben auf das Tragen von Trauerkleidern keinen Anspruch."

In einer eben veröffentlichten Korrespondenz zwischen dem verstorbenen Minister Lord Clarendon und dem britischen Gesandten in Konstantinopel wird erwähnt, bei dem letzten großen Brande habe ein derartiger Wind geweht, daß in einer Entfernung von elf englischen Meilen Notenblätter aufgefunden wurden, die der Wind aus dem niedergebrannten Boudoir der Tochter des Gesandten entführt hatte, und daß in weiterer Entfernung auf der See ein Schiffszelt von den fliegenden Funken in Brand gesteckt wurde.

(Mädchen-Wettſpringen.) Das „Newyorker Journal“ berichtet: Ein Spring-Wettkampf nicht etwa zwiſchen Knaben, ſondern zwiſchen zwei jungen Mädchen, Fräulein Maggie Fiſher und Grace White, fand neulich im Beiſein vieler Herren und Damen auf einem an Vanderbilt's Landung grenzenden Wieſenplan ſtatt. Es handelte ſich um einen Gewinn von 1000 Dollars, eine annehmbare Mitgift für die Gewinnerin. Beide junge Damen waren in Flannel Inexpreſſibles, Merino-Hemdchen, Knieſtrümpfe und enge Stiefelchen gekleidet, und hatten ſich, da überall ein demonſtrativer Beigeſchmack beliebt wird, mit amerikaniſchen Fähnchen geſchmückt. Die Dämchen hopſten dreimal; Fräulein Fiſher gewann den Preis durch einen Sprung von 10 Fuß und 3 Zoll, während die andere ſchöne Springerin um 3 Zoll zu kurz war. Das Köſtlichſte war dabei, daß wie bei einem Pferderennen Wetten bis zu einer Höhe von 10,000 Doll. gemacht wurden. Es herrſchte in der kleinen gewählten Geſellſchaft große Aufregung und die Damen mögen, da ſie wohl nichts Beſſeres zu thun zu haben ſcheinen, mit dem Wettkampf zufrieden ſein. Die eine hat die Ehre und die andere das Geld. Recht amazonenhaft!

Die Angler in Paris ſind ſehr aufgebracht. Man ſpielt ihnen allerlei Poſſen. Seit einiger Zeit fangen ſie ſtatt der Fiſche nur noch Blechdoſen, in denen man Briefe von ungefähr folgendem Inhalt findet: „Ich ſterbe, um meine Schande nicht zu überleben,“ oder auch: „Ich ſterbe für Dich, grauſame Clariſſa! O, warum haſt Du mich nicht mit anderen Augen angeſehen!“ Wie es ihre Pflicht iſt, laſſen die Angler ihr Geräth am Ufer liegen und beeilen ſich, ihren Fund bei dem nächſten Polizeikommiſſär zu deponiren, der unverzüglich eine Unterſuchung einleitet, welche neun Mal unter zehn nur zu einem beträchtlichen Zeitverluſt führt.

Ein Buchhalter in Ohio, der einen Antheil am Geſchäfte ſeines Prinzipals hatte, zog das Engros-Geſchäft, mit der ganzen Kaſſe durchzubrennen, vor und nahm — wahrſcheinlich aus Zufall — die Frau des Prinzipals mit. Der Letztere holte ſie ein, ſchoß ſie aber nicht todt, wurde auch nicht wahnſinnig, ſondern belaſtete das Conto ſeines Buchhalters mit ſämmtlichen aus der Vergnügungsreiſe deſſelben, ſowie aus ſeiner eigenen Jagd nach dem Pärchen entſtandenen Unkoſten auf das genaueſte.

(Die letzte Spekulation.) Reb Baruch liegt im Sterben. „Rebekka!“ ſagt er zu ſeiner Frau, „hol' Der 'mal Deine ſchönſten Kleider und putz' Dich ſo heraus, wie zur Hochzeit!“ — „Worum? Wozu? Was haſte davon, jetzt im Sterben?“ — „Ich will Dir ſagen: Wenn jetzt der Todesengel kommt und ſieht Dich hier in ſolcher Schönheit ſteh'n, gefällſt Du ihm vielleicht beſſer und er nimmt Dich!“

Ein Einwohner von New-Hampſhire hatte ein Paar junge Hunde von ausgezeichneter Race gekauft und ſie einem Hundeliebhaber zur Aufzucht übergeben. Unlängſt verreiſte er einige Tage und wunderte ſich ſehr, bei ſeiner Rückkehr ſeine Frau in Krämpfen zu finden, die durch folgendes Telegramm veranlaßt worden waren: „Die beiden Kleinen befinden ſich wohl und ſehen ſehr hübſch aus. Senden Sie gefälligſt das Koſtgeld.“

(Der weiße Ueberzug auf den getrockneten Pflaumen.) Vielſeitig iſt man noch jetzt der Meinung, daß der weiße Ueberzug auf den getrockneten Pflaumen aus einem Gemiſch von Zucker und Mehl beſteht, worin Milben in unzähliger Menge ſich aufhalten. Die neueſten Unterſuchungen haben aber nachgewieſen, daß der weiße Ueberzug ausſchließlich durch Fruchtzucker gebildet iſt, der von den genannten Thieren ganz frei iſt und der von dem ausgetrockneten Saft auf der Pflaumenſchale zurückgelaſſen wurde. Die urſprüngliche Meinung, daß das Weiße auf der Schale der Pflaumen natürlicher Zucker ſei, war demnach die richtige.

Charade.

(Dreiſilbig.)

Die erſte Silbe, ſie gewährt
Viel Kleinen und Großen Entzücken;
Doch wer die letzten Zwei entbehrt,
Wird nimmer dieſelbe erblicken;
Im Ganzen erblickte das Licht der Welt
Ein Kämpe der Freiheit, ein deutſcher Held.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Dienstag, 26. Juli 1870.

An Deutschlands Söhne!

Auf zum Kampfe! deutsche Brüder!
Auf! es ruft die schwere Zeit;
Unserm Erbfeind gilt es wieder,
Seiner Gier und seinem Neid!

Deutschland, rüste dich zum Streite!
Deutschland, reiche dir die Hand!
Donnernd schall' es in die Weite:
„Deutsche! knüpft ein Bruderband!"

Deutschland, streite! schall' es wieder,
Deutschland, kämpfe! tön' es laut
Fort und fort durch alle Lieder,
Bis der holde Morgen graut,

Wo uns All' ein Band der Liebe
Inniger — als je — vereint!
Großes schaffen kann die Liebe;
Jener Morgen, er erscheint!

Doch bis dahin — Gott empfohlen —
Kämpfet deutsch in jeder Schlacht!
Wenn die Wälschen fühlen sollen
Unsers Deutschlands große Macht,

Müßt ihr freudig geh'n zu Werke,
Deutsch muß fühlen jedes Herz!
Einigkeit schafft doppelt Stärke;
Drum seid einig allerwärts!

Gott wird segnen uns're Schritte,
Er verläßt sein Deutschland nicht!
Er wird lenken uns're Tritte,
Führen uns durch Nacht zum Licht!

Nur mit dir, Herr! wird's gelingen;
Drum sei unser Reichspanier.
Uns're Losung soll sich schwingen
Von der Erde auf zu dir!

Chr. Grund.

Der Prinz von Lamballe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Schluß.)

„O, es ist nicht für mich, daß ich sorge," rief der Prinz, „denn nicht mir zunächst droht jetzt Gefahr, sondern Geneviève. In dieser langen, schlaflosen Nacht ist mir Alles klar geworden. Der Herzog von Orleans liebt Geneviève und von ihm allein sind jene anonymen Briefe gekommen, welche Geneviève zuweilen empfing und in denen man ihr sagte, daß ich ein Treuloser, der sie als Gefangene halte, während er selbst in den Armen einer andern Geliebten sie vergesse. Ja, der Herzog liebt Geneviève, er ist oft in meiner Abwesenheit zu ihr gekommen und hat versucht, sie zu trösten, und hat mit gleißnerischer Theilnahme sie um ihr hartes Geschick und ihr Leben einer Gefangenen beklagt. Er hat mich vielleicht nicht tödten, sondern nur krank machen wollen, damit ich nicht zu ihr könnte, damit Genevièvens Argwohn zur Gewißheit werde, damit er allein und ungehindert bei ihr sein könnte. Er wußte, daß Geneviève mich am Tage nach dem Feste erwartete, und er hat mich krank gemacht, damit ich mein Versprechen nicht erfüllen könnte. Er aber ist bei ihr gewesen, er hat ihr gesagt, daß ich heiter und gesund sei, daß kein äußerer Grund mich könne verhindert haben, zu kommen."

„Das ist indessen nur eine Vermuthung Ihrer krankhaften Phantasie," sagte die Marquise.

„Nein, es ist Wahrheit. Sehen Sie da Genevièvens Brief, den ich heute empfangen habe. Sie schreibt mir in der leidenschaftlichsten Aufregung. Sie beschwört mich bei Allem, was mir heilig ist, dieses fürchterliche Schweigen zu brechen, wenn ich nicht will, daß sie sterben soll. O, ich

kenne ihre leidenschaftliche, glühende Natur; wenn sie glaubt, daß ich sie verlassen habe, wird sie sich den Tod geben. Und ich kann nicht zu ihr, ich liege gefesselt hier auf meinem Lager, zerquält von fürchterlichen Schmerzen und kann ihr nicht einmal schreiben; ich habe Niemand, dem ich meinen Brief anvertrauen könnte, denn mein Kammerdiener Champagne, mein einziger Vertrauter, der mich zu diesem Fest des Herzogs auf dessen ausdrücklichen Wunsch begleitete, ist gleich mir krank von demselben heimgebracht."

„Aber ich bin da," sagte die Marquise, „und ich werde sogleich zu Geneviève eilen, ich werde sie beruhigen, ich werde sie trösten und vor allen Dingen werde ich sie vor dem falschen Herzog von Orleans warnen!"

„O, ich wußte es wohl, daß Sie großmüthig mir beistehen würden," flüsterte der Prinz mit einem glücklichen Lächeln. „Aber eilen Sie, Maman, eilen Sie, jede Minute des Verzugs kann Gefahr bringen. O mein Gott, mein Gott, es ist mir, als sähe ich Geneviève todt, mit gebrochenen Augen vor mir. Eilen Sie, retten Sie meine Geneviève. Sagen Sie ihr, daß ich sie grenzenlos liebe, daß ich ihr niemals untreu war!"

Frau von Créqui, selber von unheimlicher Angst gefoltert, verließ den Prinzen und eilte schweigend fort, ohne dem Herzog von Penthièvre auf seine angstvollen Fragen genügende Auskunft zu ertheilen.

„Ich komme bald wieder, Herzog," sagte sie, in ihre Karosse steigend, „und dann sollen Sie Alles erfahren!"

Dann flüsterte sie dem Lakaien die Straße zu, welche sie zu fahren hatten, und in gestrecktem Lauf gingen die Pferde vorwärts.

Nach zwei Stunden hielt ihre Equipage vor der Villa der Madame Saint-Paër. Niemand beachtete sie, Niemand trat aus dem Hause, sie zu empfangen, aber Jammern und Wehklagen erschallte aus dem Innern desselben.

Hastigen Schrittes eilte die Marquise hinein. Auch das Vorzimmer war leer, aber da in dem zweiten Zimmer, da auf dem Bett dieses bleiche, schöne Marmorbild mit den geschlossenen Augen, dieser schöne Engel des Todes, das war sie, das war Geneviève.

Zu ihren Füßen knieten ihre Frauen und Diener, weinend vor Kummer und mit lauten Klagen sie beschwörend, noch einmal die Augen zu öffnen und ihnen Lebewohl zu sagen.

Die Marquise schritt geräuschlos zu dem Lager hin, sie neigte sich über Geneviève, und da sie fühlte, daß sie noch athmete, trat sie zurück und winkte ihrem Lakaien.

„Jetzt kehren Sie, so rasch die Pferde laufen können, nach Paris zurück," sagte sie. „Fahren Sie vor dem Hotel Penthièvre vor und sagen Sie dem Herrn Herzog, ich ließ ihn beschwören, meine Equipage zu besteigen und hierher zu kommen. Auch möchte er die Güte haben, seinen Arzt, Herrn Baudret, mitzubringen."

Dann, als der Lakai das Zimmer verlassen, trat die Marquise wieder an das Lager Geneviève's. Mit leiser Stimme bat sie die Diener, sie allein zu lassen mit Frau von Saint-Paër, und einen Priester zu holen, damit er der Sterbenden die heiligen Sakramente gebe.

„Ach, Madame," sagte die Kammerfrau Geneviève's mit hervorstürzenden Thränen, „er wird vielleicht nicht einwilligen zu kommen, weil meine arme Herrin die Schuld an ihrem Tode trägt. Sie stirbt an Gift, das sie genommen."

„Sagen Sie dem Herrn Pfarrer, daß der Herzog von Penthièvre und die Marquise von Créqui ihn bitten, hierher zu kommen."

Die Diener gingen hinaus und die Marquise setzte sich an das Lager Geneviève's, die noch immer mit geschlossenen Augen, leise athmend, schön und lieblich wie ein Engel, dalag. — Plötzlich schlug sie die Augen langsam auf und ihr großes, wunderbar leuchtendes Auge blickte erstaunt zu der Marquise empor.

Diese legte leise ihre Hand auf Genevièvens Stirne, auf welcher schon der kalte Schweiß des Todes stand. „Fürchten Sie nichts, Geneviève," sagte sie zärtlich, „ich bin die Marquise Créqui, ich bin hier, um Ihnen, wenn ich kann, zu helfen, und vertrauen Sie sich mir, sagen Sie mir, was Sie quält und Sie zu diesem entsetzlichen Schritt verleitet hat."

„Er liebt mich nicht mehr," flüsterte sie mit leiser, tonloser Stimme. „Er hat mich verlassen, aufgegeben. Sehen Sie da diese beiden Briefe, welche ich heute Morgen empfing."

Sie deutete matt auf diese zusammengeknitterten Papiere, welche neben ihr auf dem kleinen Tische lagen. Die Marquise nahm sie, und zitternd vor Aufregung, oft sich mit einem Ausruf des Zorns und der Verwünschung unterbrechend, las sie. Der erste Brief enthielt nur in schüchternen, allgemeinen Ausdrücken eine Anklage gegen den Prinzen, welcher die „göttliche, bezaubernde Madame de Saint-Paër in der Einsamkeit schmachten lasse, während er in einem Strom von Vergnügungen schwelge". — Der zweite Brief, nur einige Tage später datirt, ent-

hielt eine furchtbare, detaillirte Schilderung jenes Festes im Garten von Monceaux, dem der Prinz von Lamballe mit seiner Geliebten, der Frau von Bautour, beigewohnt habe. Es ward darin gesagt, daß der Prinz auf dem Feste seiner Geliebten versprochen habe, nicht zur Frau von Saint-Paër zu fahren, sondern sich krank zu melden und auch in acht Tagen ihre Briefe unbeantwortet zu lassen, und daß Frau von Saint-Paër also nicht erstaunt sein solle, wenn sie erführe, der Prinz sei krank.

„Unglückliches Kind!" rief die Marquise, nachdem sie zu Ende gelesen, „und Sie haben das geglaubt. Sie durchschaueten nicht die infernalische Bosheit, welche dieses Märchen ersonnen? Hören Sie! Ich erkenne diese Handschrift, es ist der Herzog von Orleans, der diese Briefe geschrieben, und er hat es gethan, weil er Sie liebt und Sie mit dem Prinzen von Lamballe, mit Ihrem Gemahl, entzweien wollte."

„Meinem Gemahl," rief Geneviève zusammen zuckend, „o mein Gott, Sie wissen es also, er hat es Ihnen gesagt, daß ich seine Gemahlin bin, er hat mich nicht verleugnet! — Ach, ach, welche furchtbare Schmerzen mich durchwühlen. Das Gift beginnt schon zu wirken. Ich werde sterben und ich fühle jetzt, ich sehe jetzt, daß ich Unrecht habe. Und ich werde sterben wie eine Verbrecherin, ohne den Segen der Kirche, ohne meinen Geliebten noch einmal wieder gesehen zu haben!"

„Ich komme von ihm. Er ist ebenso leidend wie Sie, Geneviève."

„Desto besser," ächzte sie, „so werden wir bald wieder vereint sein."

Und auf ihr Lager zurücksinkend, schloß sie ihre Augen und versank wieder in jene dumpfe, bewußtlose Betäubung, welche oft dem Tode vorherzugehen pflegt.

Jetzt rollte ein Wagen vor die Thüre, und als die Marquise zum Fenster eilte, sah sie, wie der Herzog von Penthièvre eben aus dem Wagen stieg und dem Hause zuschritt. Sie verließ daher leise das Zimmer Geneviève's, um den Herzog zu empfangen und ihm das traurige Geheimniß seines Sohnes mitzutheilen.

Eine halbe Stunde später stand der Herzog, sein Antlitz überfluthet von Thränen, mit der Marquise an dem Lager Geneviève's, die noch immer in starrer Ruhe, ein schönes Bild des Todes, dalag.

Die Marquise neigte sich über sie und küßte ihre Stirne. „Geneviève, hören Sie mich? Erkennen Sie meine Stimme? Der Herzog von Penthièvre ist hier. Er sagte zu mir: Wie? Sie ist die Frau meines Sohnes, meines armen, vielgeliebten Kindes? Ich will sie sehen, ich will sie segnen, seine Frau!"

„Seine Frau!" wiederholte sie nur mit den Lippen, ohne einen Ton der Stimme, aber wie sie langsam die Augen aufschlug, sah man an ihrem Blick wohl, daß ihr Geist noch nicht entflohen war, daß sie noch verstand, was um sie her vorging Dieser Blick war mit einem Ausdruck rührenden Flehens auf den Herzog gerichtet.

„O, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie Ihrem Sohne," ächzte sie mit schwerer Zunge. „O, ich liebe ihn und ich sterbe! Ihrem Sohne Vergebung! Und auch mir — mir — Vergebung!"

„Vergebung?" wiederholte der Herzog. „Hat mein Sohn Sie nicht in Gegenwart Gottes zu seinem Weibe erwählt? Haben Sie nicht den Segen des allmächtigen Vaters empfangen? Ich segne Dich also auch, meine Tochter, ich segne Dich, und will mit Dir und für Dich beten!"

Der Herzog kniete nieder und betete mit lauter Stimme. Geneviève aber hatte schon ihre Seele ausgehaucht, bevor sein Gebet beendet war. Ein strahlender, wundervoller Ausdruck war über ihr schönes Antlitz ergossen, ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen; man hätte glauben können, sie sei vor Freude gestorben! — —

Geneviève Galliot ward in der Kirche von Dreux, an der Seite der Mutter des Prinzen von Lamballe, der Herzogin von Penthièvre, Maria Therese von Este und Modena, begraben. Der Herzog von Penthièvre und die Marquise von Créqui geleiteten die Leiche zur Gruft.

Dem Prinzen von Lamballe war dieser letzte Trost versagt. Eine lange und peinliche Krankheit fesselte ihn an das Lager. Als er körperlich genesen war, blieb seine Seele noch lange krank und von Trauer und Schwermuth umdüstert. Aber er ertrug das Leben und war bereit, es den Wünschen seines Vaters gemäß zu gestalten, denn seine Resignation war seinem Schmerze gleich. Er widerstand daher nicht, als sein Vater zehn Jahre nach Genevièvens Tod ihn bat, sich wieder zu vermählen, nur überließ er dem Herzog die Sorge, ihm eine Gemahlin zu wählen. Dieser wählte für ihn Marie Louise Therese von Savoyen und Carignan, und in der Kapelle des Hotels Penthièvre ward diese Vermählung gefeiert.

Es war eine traurige und melancholische Feier. Die Kapelle war herrlich ausgeschmückt mit tau-

senden von Lichtern, mit Blumen und Teppichen, und vor dem Altar kniete das Brautpaar. Das Antlitz des Prinzen war bleich und melancholisch wie immer, und in seinen Augen standen Thränen; ihm zur Seite kniete die schöne Braut, weinend vor bitterem Weh, weil sie ihren Verlobten weinen sah, und rings umher standen die beiden Familien, mit traurigen und düstern Gesichtern, und die Ahnung im Herzen tragend, daß es eine unheilvolle und nicht vom Glück und von der Liebe gesegnete Verbindung sei, welche man hier schließe.

Als der Prinz das verhängnißvolle „Ja" ausgesprochen, überdeckte eine Todesblässe sein Gesicht und seine Mienen nahmen einen verzweiflungsvollen Ausdruck an. — Nicht bleicher und entstellter sah er aus, wie er zwei Monate später als Leiche in derselben Kapelle und auf derselben Stelle auf der Bahre lag, und seine Familie und seine junge Gemahlin ihn wieder umgab, um von ihm den letzten Abschied zu nehmen. — Sein Herz war gebrochen, wo er seiner Geneviève in seiner Seele die Treue brechen und einer Andern sich vermählen sollte. War sein Tod die natürliche Folge seines Kummers, oder hatten Diejenigen Recht, welche behaupteten, der Herzog von Orleans habe den schnellen Tod des Prinzen veranlaßt, weil er jetzt legitime Erben des Prinzen zu fürchten gehabt und sich die Erbschaft seines Schwagers habe sichern wollen?

Mannigfaltiges.

(Atmosphärischer Depeschen-Beförderungsapparat.) Seit einem Jahre wird in Paris der von Mignon und Rouart erfundene „Atmosphärische Depeschen-Beförderungsapparat" in 8 Exemplaren auf verschiedenen Stellen der Stadt mit bestem Erfolge benutzt. — Sämmtliche telegraphische Depeschen des In- und Auslandes gelangen an das Central-Telegraphen-Bureau in der Rue Grenelle. Von hier aus wurden sie früher per Lokal-Telegraphen an die, in allen Stadttheilen befindlichen Filial-Bureaux expedirt, welches natürlich bei dem immer steigenden elektrischen Korrespondenzverkehr einen großen Zeitverlust mit sich brachte. Jetzt werden alle einlaufenden Telegramme, nachdem sie durch den Hughe'schen Schreib-Telegraphen ausgefertigt sind, in kleine, je 50 Depeschen aufnehmende lederne Cylinder vertheilt und diese Cylinder durch den Mignon und Rouart'schen atmosphärischen Apparat in die Filial-Bureaux, welche durch unterirdische Röhrenleitungen von 7,950 Metres Länge mit dem Centralbureau verbunden sind, befördert. — Der Apparat beruht auf Benutzung verdünnter oder komprimirter Luft und wird der Luftdruck und das Vakuum durch das den gewöhnlichen städtischen Wasserleitungen entnommene Wasser erzeugt.

Zur Zeit der französischen Revolution verlangten die Machthaber von Jedem den vierten Theil seines Vermögens als patriotische Beisteuer. Die Auflage wurde von den Säumigen exekutivisch eingetrieben. Zu einem damit Rückständigen kam deßhalb die Exekution. „Nun, ich will mich einmal patriotisch zeigen," sagte dieser, sein Weib hinstellend, „indem ich Euch sogar meine Hälfte gebe."

Eine New-Yorker Zeitung stimmte kürzlich folgendes Klagelied an, das auch in anderen Städten ganz passend sein dürfte: „Die Jagd auf den Hippopotamus an den Ufern des Nil, auf den Alligator in der Bai von Louisiana, auf den Löwen in Numidien, auf den Gorilla in Afrika, auf den Tiger in Bengalen, den Bären in Schweden und den Wolf in den Steppen Rußlands — solche Jagd ist ein reines Kinderspiel gegen eine Jagd nach einem treuen, fleißigen und bescheidenen Dienstmädchen."

* Ein Traum!

Von Jeremias Holzappel.

Ich träumte, du seist mir begegnet,
Und habest die Hand mir gedrückt!
Wie war mir der Tag so gesegnet,
Wie war ich doch da so beglückt! —
Doch wie ich erwache vom Traume,
Da war es schon hellichter Tag;
Erstaunt schau' ich um mich im Raume,
Verschwunden der Traum wie so jach!

Auflösung der dreisilbigen Charade in № 85:

Die erste heißt Eis, die letzten zwei Leben,
Im Ganzen ward „Luther" das Dasein gegeben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 87. Donnerstag, 28. Juli 1870.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

In der Faubourg St. Antoine, unweit des prächtigen place du trône, hielt die Wittwe Rudière eines jener weiblichen Pensionate, welche in diesem Stadttheile häufig sind. Madame Rudière war eine ältere Dame und unterschied sich von der gewöhnlichen Sorte der Institutshalterinnen durch eine heitere, allem Steifen, Pedantischen vollkommen fremde Erscheinung. Ihr Benehmen, fein, gewandt und herzgewinnend, schien dem ordinären Beobachter ebenso sicher einem durch und durch guten, menschenfreundlichen Gemüthe, als einem reichen, gebildeten Geiste zu entspringen. Die jungen Mädchen, die ihr zu leiblicher und geistiger Pflege anvertraut wurden, — und sie hatte Elevinnen aus den besten Familien der Stadt und der Provinz — beteten sie an; sie war für die jungen Töchter das Urbild aller mütterlichen Sorge und Liebe, und dabei gleichsam der menschgewordene Inbegriff aller providentiellen Weisheit. Solche Vergötterung ist in Erziehungsinstituten gewöhnlich, nur daß sich nicht immer die Liebe der Zöglinge für die leitenden Personen damit verbindet, wie dies in der Anstalt Rudière der Fall war.

Unter den wirklich ausgezeichneten Lehrern und Lehrerinnen des Institutes zeichnete sich ein schöner und kräftiger Mann aus. Derselbe mochte wohl das vierzigste Jahr überschritten haben; man fühlte dies mehr, als man bestimmte Merkmale dafür angeben konnte, denn Herr Pellier — so hieß der Lehrer — zeigte ein durchaus frisches, faltenloses Antlitz und sein Haupthaar kräuselte sich braun und voll über der hohen weißen Stirn und den tiefblauen Augen, deren Blick einen fast magischen Glanz hatte. Dabei war ein Ernst und eine Ruhe über das ganze Wesen des Mannes ausgegossen, und that sich in der ganzen Erscheinung eine solche geistige Ueberlegenheit kund, daß ihm von allen Seiten das Gefühl der Verehrung und Unterordnung entgegen kommen mußte. Auch behandelte Madame Rudière Herrn Pellier mit sichtbarer Auszeichnung; benahm sie sich gegen das übrige Lehrpersonal mit vollendeter Artigkeit, so legte sie in ihr Benehmen gegen Herrn Pellier den Ausdruck hoher Achtung und fast geschäftiger Zuvorkommenheit, welche dieser seinerseits mit einer Höflichkeit und Ehrerbietung erwiederte, die an Unterwürfigkeit grenzte.

Herr Pellier war vor etwa einem halben Jahre plötzlich in der Anstalt erschienen, wie vom Himmel geschneit. Sonst hatte Madame Rudière jede Veränderung in ihrem Lehrpersonal schon Monden vorher ihren Zöglingen angekündigt. Diesmal geschah es nicht, sondern eines schönen Morgens erschien eben Herr Pellier, um statt der Leiterin der Anstalt den Geschichtsunterricht und sodann auch die Religionsstunden zu ertheilen. Madame Rudière, die ihn bei den Klassen einführte, ermahnte die Schülerinnen, den Worten des neuen Lehrers dieselbe Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden, die sie bisher ihrem Unterrichte gezollt, und Herrn Pellier mit derselben Achtung zu begegnen, die sie auch für sich anspreche. Der neue Lehrer machte es den willigen Töchtern in der That nicht schwer, den Weisungen der Prinzipalin zu folgen, denn bald fand er sich von einem Lehreifer und einer Verehrung umgeben, die ihm nichts zu wünschen übrig ließen.

Unter den Pflegetöchtern der Madame Rudière war eine, welche sich eben so sichtbar von ihren Mitschülerinnen unterschied, wie Herr Pellier von

seinen Mitlehrern. Rosalie Chaurigny, ein Mädchen, wie zur Königin geschaffen — eine untadelige Gestalt voll Hoheit, mit einem Antlitz, in welchem Anmuth und Kraft sich mischten — überragte auch durch ihre innern Vorzüge ihre Mitschülerinnen so mächtig, daß diese sich wie Dienende zu ihr verhielten. Rosalie war die einzige Tochter eines reichen Edelmannes aus Burgund; ihre Mutter war früh gestorben, und ihr Vater, ein guter, schwacher Mann, hatte das kräftige Mädchen, das er vergötterte, gewähren lassen. Rosalie benutzte in dieser Lage das Uebermaß ihrer Freiheit, indem sie den letzten Rest der väterlichen Willenskraft zurückdrängte und überall in ihrer Umgebung die Fahne ihres Willens aufpflanzte, wie es jeder Eroberer thut. Der Vater gab sich gerne überwunden, fand er doch Alles schön und gut, was sein Kind that. Nicht so der Waise Vormund, welcher nach dem plötzlichen Absterben des Herrn von Chaurigny bei Rosalien Vaterstelle vertrat. Dieser, ein alter, jähzorniger Knasterbart aus der Kaiserzeit, war weit entfernt, sich den Launen des eigenwilligen, verwöhnten Mädchens zu fügen, noch minder war er fähig, die edlere Natur in ihr zu entwickeln und zu kräftigen, und sie wider die angewöhnten Unarten ins Feld zu führen, vielmehr faßte er sich nach einer stattgehabten Scene kurz und gut, und brachte die widerspenstige Mündel mit Extrapost nach Paris und in die Erziehungsanstalt der Dame Rudière. Diese verstand es, Rosalie an den rechten Stellen zu fassen und bald war die junge, wilde Thunichtgut, unter welchem Titel der Vormund sie der Anstalt übergeben hatte, die Krone der letztern.

In der Zeit, von der wir sprechen, hatte Rosalie ihr achtzehntes Jahr erreicht. Sie glich einer aufgeblühten Centifolie; in dem feurigen Kelche ihres Gemüthes glühte die erste Liebe, wie ein erster Thautropfen. Und die Sonne, deren Bild in diesem Thautropfen brannte? Pellier war's, ihr Lehrer. Die junge Enthusiastin war rasch von der Verehrung zur Bewunderung, von der Bewunderung zu einer tiefern und wärmern Empfindung übergegangen, die das Bild des geliebten Lehrers mit den hellsten und süßesten Strahlen umspann. Pellier war, wie gesagt, kein junger Mann mehr und man fühlte ihm das an; denn sein Ernst war der Ernst der Erfahrung, und sein Wort das Wort ruhiger Weisheit. Doch war etwas Götterhaftes in seiner Erscheinung, dem die Jahre nichts anzuhaben vermochten; aus seinem Auge und seinem Lächeln leuchtete ein Paradies ewiger Jugend. So schien es mindestens Rosalien, deren Herz einen allgläubigen Götzendienst mit dem Bilde des Geliebten trieb.

Es geschieht sehr häufig, daß junge Mädchen ihre erste und heiße Liebe Männern von gesetztem Alter zuwenden; der Grund dieser Erscheinung läßt sich psychologisch unschwer erklären: das junge schüchterne Leben verlangt einen festen Halt zum Vertrauen, einen klaren, ruhigen Spiegel für seine drängenden Gefühle; das Epheu will die Ulme, die keusche Scheu den Hort der Erfahrung. Das reifere, männliche Alter sagt den Bedürfnissen des Herzens und des Geistes zugleich zu, während die eitle und stürmische Jugend sich ausschließlich an's erstere wendet. Ein schöner Mann in der Zwischenzeit vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre kann einem aus der Kindheit ins Jungfrauenalter hinübergetretenen Mädchen weit gefährlicher werden, als ein unbesonnener Jüngling, der die Gefahr auf der Stirne trägt. Ohne Zweifel sind es die sinnigern und tiefern jungfräulichen Gemüther, die so fühlen, so lieben; Rosalie von Chaurigny fühlte und liebte so.

Lange schien Pellier die besondere Zuneigung des Mädchens gar nicht zu beachten. Ruhte auch sein glänzender Blick oft mit Vorliebe und länger auf ihren engelgleichen Zügen, als auf den minder schönen Gesichtern ihrer Mitschülerinnen, so schien dies mehr dem auch geistig begabtern Wesen, als den körperlichen Reizen Rosaliens zu gelten, und nie verleugnete der stattliche Mann den Ernst und die Meisterschaft des Lehrers.

Diese Ruhe und Unbefangenheit konnte, wenn sie blos scheinbar war, nur das Ergebniß einer außerordentlichen Kraft der Selbstbeherrschung und einer vollendeten Verstellungskunst sein; bestanden sie aber wirklich, so war Pellier unstreitig ein über alles irdische Wünschen, über alle persönliche Eitelkeit erhabener Mensch. Als solchen verehrte ihn eben unsere junge Enthusiastin — und je weniger der angebetete Lehrer das warme Gefühl seiner Schülerin zu gewahren schien, desto unverhüllter und heißer trat es hervor.

Es konnte nicht fehlen, daß der Unterricht, welchen Herr Pellier den Mädchen der Anstalt Rudière ertheilte, Manches mit sich brachte, was mit den Gefühlszuständen Rosaliens verwandt war. Mit welcher Begeisterung hing sie an den Lippen des geliebten Lehrers, wenn er von der hochherzigen Sophonisbe, oder von Maria, der Schwester Lazari, sprach, welche — zu Jesu Füßen

sitzend — den bessern Theil erwählte denn Martha, ihre Schwester! Und mit welcher Innigkeit schaute sie ihm in die leuchtenden Augen, wenn er von den Gefühlen der Liebe und Treue sprach, deren die heilige Geschichte und die profane in hundert edlen Beispielen erwähnt! Und was ihre Bewunderung und ihre Hingabe für Pellier steigerte, war das gänzliche Aufgeben und Verleugnen aller engherzigen Dogmatik und Erklärerei. Da waren Irrthum und Sünde vor einem verdammenden Urtheile sicher, da galt der Satz: „Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe auf den Sünder den ersten Stein," am meisten, und die verzeihende Liebe, welche dem Schächer am Kreuz die Pforten des Paradieses öffnete, wurde in einer Weise ausgelegt, welche sogar den Begriff des Verbrechens in einen weiten, schonenden Mantel hüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Wr. Med. Presse" erhält von Hrn. Dr. Sommerbrod folgenden ihr zugesendeten Brief: „Verehrter Freund! Sie wollen meinen „Beitrag zur Lehre von den Muttermälern" schriftlich haben? Ich fürchte, Sie glauben nicht recht daran, bis Sie ihn Schwarz auf Weiß, mit gebührender Unterschrift in Händen haben, und ich kann es Euch so sehr nicht übel nehmen, ich weiß, wie es um diese Lehre steht, es steckt darin zwar kein verborgenes Gift, aber doch viel Aberglauben, und die Dichter in Poesie und Prosa haben das Ihrige gethan, alle Muttermäler in Mißkredit zu bringen. Also:

Am 16. Oktober 1865 wurde zu Brieg der Kaufmann Wienskowitz nebst seiner Köchin ermordet und beraubt, und am 27. März 1866 der Tagarbeiter Sinner als Thäter verhaftet. Der größte Theil des geraubten Gutes fand sich bei seiner Geliebten, der Frau eines Veteranen aus den Freiheitskriegen, Emilie Trautmann, geb. Gaßmeier, einem fünfundbreißigjährigen üppigen Weibe von mehr als zweideutigem Rufe vor, und sie wurde deßhalb an demselben Tage gleichfalls festgenommen, und weil wir — ich war damals Staatsanwalt in Brieg — sie anfangs in Verdacht hatten, an dem Morde thätigen Antheil genommen zu haben und sie auch Selbstmordgedanken geäußert hatte, wurde sie gefesselt, d. h. es wurde ihr um das rechte Handgelenk ein etwa drei Finger breiter eiserner Ring gelegt, von dem eine leichte Kette nach dem rechten Fußgelenk herabging. Dies machte auf das leichtsinnige Weib den tiefsten Eindruck. Der Schwere des ihr zur Last fallenden Verbrechens der Hehlerei war sie sich kaum bewußt; in Betreff des öfter zur Erwähnung kommenden Ehebruchs äußerte sie sehr unbefangen, das gehe doch eigentlich nur ihren Ehemann etwas an; das Schicksal ihres hauptsächlich durch ihre Geständnisse überführten Geliebten, der sich nach kurzer Zeit im Gefängniß erhenkte, schien ihr ziemlich gleichgiltig; sobald sie aber den Untersuchungsrichter oder mich sah, jammerte sie, daß sie gefesselt sei, daß sie die Kette tragen müsse. Nur hierüber klagte sie gegen ihre Zellengenossinnen, und ein Zettel, den sie an ihren Geliebten schrieb, lautete etwa: „Du wirst Dir ja schon Rath wissen, gestehe nur und befreie mich von der Kette, Du weißt ja, was ich unter dem Herzen trage." Ueber körperliche Schmerzen, die ihr die Fesselung auch kaum verursachen konnte, hat sie nie geklagt, und nach einigen Wochen wurden ihr die Ketten abgenommen. Am 28. August 1866 wurde sie im Gefängnisse von einem Mädchen entbunden. Um das linke Handgelenk des Kindes, genau der Stellung entsprechend, an welcher der Kettenring die Hand ihrer Mutter umschlossen hatte, zog sich ein etwa fingerbreiter, scharf abgegrenzter rostbrauner Ring, in geringer Entfernung täuschend jenem unheimlichen Geschmeide gleichend, dessen Anlegung ihre Mutter so tief erschüttert hatte. Sie können denken, welches Aufsehen diese Erscheinung allgemein verursachte, und es wird kaum einen Gerichts- oder Gefängnißbeamten, der damals in Brieg fungirt hatte — und es gab starke Skeptiker unter ihnen — geben, der sich nicht durch eigene Anschauung von der überall besprochenen Thatsache überzeugt hätte. Das Kind ist etwa ein Jahr alt geworden und hat das Mal bis zum Tode getragen. Ob eine Theorie über die Entstehung der Muttermäler und welche hiedurch bestätigt oder widerlegt wird, überlasse ich Ihnen und Ihren Herren Kollegen zu entscheiden; für die Richtigkeit der Thatsache stehe ich ein als

Ihr ergebener
Hecker, Staatsanwalt zu Breslau."

Jedermann weiß, was ein Luftschloß bedeutet, oder vielmehr, was es seit Erschaffung der Welt bis jetzt bedeutet hat. Amerika, das Land der Wunder, scheint diesem Worte einen andern Begriff unterschieben zu wollen, und in der That,

nahe bei New-Orleans gibt es bereits ein wirkliches Luftschloß, welches sich, von vier am Boden befestigten Ballons getragen, anmuthig im hohen Aether schaukelt. Der geistreiche Erfinder, der diese neue „Yankee-Idee" verwirklicht hat, heißt Goldsmith, und ein hübsches Stücklein Gold wird er sich zusammenschmieden, falls seine Idee den gehörigen Anklang findet. Und warum sollte sie nicht? Haben wir doch Venedig, die Lagunenstadt, warum sollten wir nicht eine Stadt in der Luft haben? Während jetzt der Krösus seinen Landsitz erst nach mehrstündigem Schütteln in einem Eisenbahncoupé erreichen kann, könnte er sein Luftschloß geradezu über der rauchgeschwärzten Stadtresidenz anbringen und zu jeder Zeit einen gemüthlichen Abstecher dorthin machen. Die geschwundene Zeit der Romantik würde zurückkehren. Wie hübsch, wenn die elegante Welt einander in ihren Luftpalästen vermittels ätherischer Gondeln Besuche abstatiete, wenn man die schmutzigen Straßen, die schmutzigen Droschken, die umherziehenden Musikbanden und andere Anhängsel der modernen Zivilisation los werden könnte, wenn man der Mutter Erde nur alle vierzehn Tage oder so einen „Anstandsbesuch" zu machen brauchte, wenn man für sein Luftschloß keine Grundsteuer zu zahlen hätte oder einen unhöflichen Gerichtsvollzieher mit Erfolg „an die Luft setzen" könnte! Wie reizend würde es ferner für ein junges Ehepärchen sein, die Flitterwochen in einem einsamen Luftschlosse, fern von der bösen, neugierigen und neidischen Welt zuzubringen! Man sieht, die Idee ist prachtvoll und verdient, von Erfolg gekrönt zu werden. Bisher scheint das letztere der Fall zu sein, denn das Modellschloß, welches, wie bereits erwähnt, über einem großen Garten nahe bei New-Orleans schwebt, ist in ein Hotel eingerichtet und erfreut sich bei den überaus mäßigen Logirpreisen — 20 Cents für 24 Stunden — eines ungemein zahlreichen Besuches.

Was man in Amerika unter „alten Zeiten" zu verstehen hat, dazu liefert folgende, der „Pittsburgh Gazette" vom Jahre 1793 entnommene Ankündigung eine hübsche Illustration. Dieselbe lautet: „Zwei Boote fahren abwechselnd zwischen Pittsburgh und Cincinnati, so zwar, daß jedes derselben innerhalb eines Monats eine Thal- und eine Bergfahrt macht. Passagiere brauchen keine Furcht vor den Indianern zu haben. Jede Person an Bord wird durch geeignete Deckung gegen Büchsen- oder Flintenkugeln geschützt sein; auch sind Oeffnungen angebracht, aus denen auf die Indianer gefeuert werden kann. Jedes Boot führt sechs kleine Kanonen mit, welche einpfündige Kugeln schießen. Es sind genug Musketen an Bord nebst Munition, um alle Passagiere wehrhaft zu machen. Die Schiffsleute sind ausgesuchte tapfere Burschen. Für weibliche Passagiere und deren Gepäck ist ein besonderer Raum eingerichtet. Da eine Landung unterwegs nicht immer ohne Gefahr bewerkstelligt werden kann, so sind Vorkehrungen getroffen, wodurch Landungen unnöthig werden." So reiste man damals auf dem Ohio. Jetzt wimmelt es auf der genannten Strecke von prächtigen Dampfern, die, schwimmenden Palästen ähnlich, den Passagier kaum fühlen lassen, daß er sich auf einer Reise befinde.

Gemeinnütziges.

(Bewährtestes Mittel zur Entfernung verschiedener Flecken aus ungefärbten leinenen und baumwollenen Stoffen) Nach Prof. Dr. Böttger ist als das bewährteste Mittel zur Entfernung der von Rothwein oder Heidelbeeren herrührenden Flecken auf Tischdecken, Servietten u. dgl. zu empfehlen, die befleckten Stellen mit fein pulverisirter Weinsäure dünn zu bestreuen und dann mit Javelle'scher Lauge, die in jeder Apotheke zu haben ist, zu überschütten. Zur Vertilgung von (selbst Jahre alten) Rostflecken ist Nichts geeigneter, als die befleckte Stelle in eine siedendheiße gesättigte Lösung von Sauerkleesalz einzutauchen und dann mit recht feinem Zinnstaub zu bestreuen.

Lebensphilosophie.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd allmälich zu ihr, unüberwindlich ist sie.

Wo des Menschen schönste und liebste Gedanken weilen, da ist der Mensch; — er ist nicht, wo er lebt, sondern wo er liebt. Jean Paul.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Samstag, 30. Juli 1870.

In schwerer Zeit.

Die Mutter steht am Eichenschrank,
Er ist gefüllt mit weichem Linnen,
Die Laken aufgeschichtet blank,
Betrachtet sie in tiefem Sinnen;
Denn einstens, ach, bei Scherz und Schwank
Saß emsig sie daheim am Spinnen,
Um für des eignen Hausstands Zeiten
Dies weich' Gewebe zu bereiten.

Die Zeiten haben sich gewandt,
Es gehen höher ihre Wogen,
Von Bajonetten starrt das Land,
Der Liebling ist ihr fortgezogen,
Ob auch gezittert ihre Hand
Beim letzten Gruß am Fensterbogen,
Sie möcht', und müßt ihr Herz verschmachten,
Den Sohn als Feigling nicht verachten! —

Nun holt sie Linnen zart und fein,
Gewärtig jeder Schreckenskunde,
In treuer Sorgfalt aus dem Schrein,
Und betend leis mit frommem Munde
Rollt manche Thräne ihr hinein.
Wie sollte nicht auf heißer Wunde
Sich, reich benetzt von Liebeszähren,
Als Balsam solch' Gespinnst bewähren?

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Einen sonderbaren Gegensatz zum Lehrer Pellier bildete der Schreibmeister, ein altes, buckeliges, häßliches Männchen voll Leben und Lustigkeit, ganz das Bild eines heitern und sorglosen Franzosen mit dem besondern Ausdruck unendlicher Gutmüthigkeit. Meister Ramus war immer in Sprüngen und mit seinen Beinen hielt seine Zunge Schritt. Durch hundert heitere Scherze wußte er, ohne seiner Autorität etwas zu vergeben und ohne dem Erfolg seines Unterrichtes Eintrag zu thun, vielmehr das trockene Fach zu beleben und das Geschick seiner Schülerinnen unmerklich, aber sicher zu fördern. Vater Ramus war somit ein sehr beliebter Lehrer, welcher sich trotz seiner Drolligkeit Achtung, ja Ehrfurcht zu verschaffen und zu bewahren wußte. Wollte in seiner Gegenwart etwa der Pilz leichtsinniger Ausgelassenheit emporschießen, so war ein Blitz seines stark überbuschten Auges genügend, dem Versuche den Garaus zu machen. Wenn wir also von einem Gegensatze sprachen, den Vater Ramus zu Herrn Pellier bildete, so hat dies blos auf den körperlichen Unterschied Bezug; als Lehrer war der Erstere in seiner Art so beliebt, wie der Letztere. Inzwischen war das Maß des Eindrucks, den diese beiden Männer auf die Pflegetöchter der Dame Rudière hervorbrachten, schon nach den Lehrfächern verschieden. Der Schreiblehrer hat natürlich unendlich minder Mittel, sich seinen Schülern interessant zu machen, als der Lehrer der Religion und der Geschichte. Weiß dieser, wie Pellier es wußte, diese Mittel gewandt und geistreich zu handhaben, so hat er — zumal wenn er ein schöner Mann ist — Herz und Geist seiner Zöglinge in der Hand, zumal wenn dies Pensionärinnen sind in der ersten Blüthe des jungfräulichen Alters.

Merkwürdig war es, daß die beiden Männer, trotz der Mühe, die sie offenbar sich gaben, einander näher zu kommen, diesem Bestreben fruchtlos oblagen. So oft Pellier dem Vater Ramus unter der Thüre, auf dem Korridor, in der Schulstube oder auf der Gasse begegnete, ergriff und schüttelte

er des Greises Hand und freute sich, ihn gesund zu sehen; seinerseits entgegnete dieser mit einer ähnlichen Phrase. Aber wie er seinen scharfen Blick in das Auge seines Kollegen tauchte, bekam dieses plötzlich etwas Starres, Belegtes, in sich hinein Schielendes. Dann ließ Vater Ramus, wie von einem plötzlichen Schauder ergriffen, die Hand seines Mitlehrers fahren, oder schleuderte sie, wenn dieser die seinige festhalten wollte, heftig und kräftig von sich, etwa wie man ein Reptil von sich schleudert, das sich unmerklich um's Gelenke geschlungen, dabei aber gab sich der alte Franzose doch alle erdenkliche Mühe, verbindlich zu lächeln und die allerhöflichsten Kratzfüße zu machen. Dennoch verfehlte der Schreibmeister nicht, seinen Kollegen Pellier überall als einen ausgezeichneten Mann und Lehrer zu rühmen; dieser seinerseits versäumte auch keine Gelegenheit, Papa Ramus und dessen Verdienste in den siebenten Himmel zu erheben.

Eines Tages — es war in der zweiten Hälfte des Juni — trafen sich die beiden Männer im Vestibüle des Hauses. Die Stunden waren für den Vormittag beendigt und bis zum Mittagessen blieb noch Zeit. Als darum Papa Ramus seinen Kollegen Pellier, aus dem Klassenzimmer tretend, auf sich zukommen sah, stand ihm keine Ausflucht zu Gebote und er mußte in Gottes Namen her- und aushalten.

„Guten Tag, mein guter Papa!" rief Pellier, schon von Weitem seine Hand darstreckend.

„Ein dito, mein werther Herr Kollege!" erwiederte Ramus, die Augen niederschlagend und die gebotene Hand mit fast sichtbarem Widerwillen ergreifend.

„Nichts Neues, mein Freund?"

„Nur zu viel!" entgegnete Papa Ramus, eine rückgängige Bewegung machend, und links und rechts aus den Augenwinkeln nach einer Gelegenheit zum Entwischen schielend.

„Und was wissen Sie denn, Vater Ramus?" fuhr der unbarmherzige Frager fort, indem er die Hand des Greises fester drückte. „Ich habe die Mittagsblätter noch nicht gelesen."

„O mein Herr, man braucht keine Blätter zu lesen, um zu wissen, was die Glocke geschlagen hat. Offenbar sind wir am zweiten Aufzuge der Revolutionstragödie. Die Herren von heute werden auszueffen haben, was sie gestern eingebrockt."

„Wie so?"

„Wie so! Als ob Sie nicht besser wüßten denn ich, Herr Pellier, daß die Arbeiter Herren sein wollen über Paris und Frankreich. Haben nicht Tausende sich bereits erhoben?"

„Nun ja, ich weiß, daß die Arbeiterklasse, seit sie den König aus den Tuilerien verjagt, den Kopf höher trägt denn sonst, und das ist begreiflich, zumal man ihr eine gänzliche Entfernung aller Noth, ein ewiges de quoi vivre zugesagt hat."

„Freilich hat man ihnen dies zugesagt und noch viel mehr, das heißt: à peu-près Alles, auch das Unvernünftigste: Nationalwerkstätten, welche den Privatwohlstand unmöglich machen und dadurch den Staat seiner nothwendigsten und stärksten Stützen berauben; Theilung des Gewinns und der Arbeit, oder mit andern und wahren Worten: gesetzliche Anerkennung des Müßiggangs, unentgeltliche Aetzung und Kleidung der Lumpen und Schreier, weiter ausgeführt durch Versorgungsanstalten der „Invaliden der Industrie".

„Sie malen grell, Papa Ramus; Sie tauchen Ihren Pinsel in Galle! Ich gebe zu, daß man sich im ersten Anlauf der Februarrevolution auf dem Felde der Versprechungen zu weit treiben ließ und jetzt die Spitze der Unzufriedenheit wider die gerichtet ist, welche jene glänzenden Versprechungen affichirten. Ich denke aber, die Bourgeoisie wird sich im rechten Moment der Hungerleider schon zu erwehren und den Inhalt jener Plakate und Proklame einer improvisirten Regierung, im Interesse der öffentlichen Ordnung, gehörig zu mäßigen wissen."

„Ob dies geschehe oder nicht — das Unglück wird immer ein entsetzliches sein und bleiben! Was geschrieben ist, steht geschrieben, was versprochen ist, bleibt versprochen, und der unsinnige Jubel derselben Bürger, welche jetzt nach Büchse und Säbel greifen und Kartätschen bereiten wider die Helden des Februar, hat jene Proklamationen feierlich sanktionirt. Nicht diese armen Teufel, die man so lange stupfte und hetzte, bis sie in der Ueberzeugung, für ihr gutes Recht und für ihr täglich Brod zu fechten — vom Leder zogen, verdienen eine blutige Korrektur, sondern ihre Hetzer und Beschwätzer, die von gar mancherlei Beweggründen mögen geleitet und zu gar mancherlei Volk mögen gerechnet werden. Ich wollte sogar nicht schwören, daß die Jesuiten der neuen Bewegung fremd wären, ja, mir ist, ich sehe sie die besitzende Seite der Nationalversammlung zur Auflösung der Nationalwerkstätten und Bannisirung der Unglücklichen, das Proletariat zum blutigen Widerstand und zur Enthüllung wilder Bestialität antreiben."

Mit diesen Worten erhob Vater Ramus sein scharfes Auge, begegnete aber, wie früher auch schon, einem starren, nach innen lügenden Blicke, über den es wie eine dünne Flordecke gelegt war; im Uebrigen waren Pelliers Züge ruhig lächelnd, und ohne die sonderbar und unheimlich starrenden Augen hätte der Ausdruck vollkommenster Unbefangenheit in seinem Gesichte gelegen. Sehr ernstlich versicherte hierauf Pellier den Papa Ramus: er sei mit wahrer Verehrung für seinen Scharfsinn erfüllt, könne ihm aber doch — mindestens mit Hinsicht auf die Jesuiten — nicht recht geben. Diese hätten in der Schweiz ihren Todesstoß bekommen; überdies müßten sie ja Thoren sein, wenn sie einen allgemeinen Umsturz der gesicherten Verhältnisse anstrebten, eine allgemeine Unordnung und Verwirrung stifteten und förderten; ein wildgewordenes Pferd sei nicht zu zähmen und nicht zu reiten!" —

„Aber im trüben Wasser sei gut fischen," meinte Papa Ramus kichernd, indem er, unter zahlreichen Bücklingen rückwärts gehend wie ein Seiler, mit einer plötzlichen Wendung durch die Thüre schlüpfte. Herr Pellier hingegen stieg, ein höhnisches Lächeln auf den gekrümmten Lippen, die Treppe zum zweiten Stocke hinan, in welchem sich die Wohngemächer der Dame Rudière befanden. —

Das Verhältniß der Herrin des Hauses zu Herrn Pellier war von jener Art, die Vertrauen und Achtung erheischt, um keinen üblen Vermuthungen Raum zu geben. Da nun, wie wir bereits gesehen haben, die Dame von fast abgöttischer Verehrung umringt war, wie auch Herr Pellier, so erschienen die häufigen Privatbesuche des Letztern bei Madame Rudière den weiblichen Zöglingen höchst unschuldig. Es hieß: Mama vervollständige bei Herrn Pellier ihre Studien in der Physik und Naturgeschichte, und diese Angabe, die — direkt und unbefangen genug — aus der Erzieherin eigenem Munde kam, genügte, um selbst ein ungewöhnlich langes Verweilen des schönen Lehrers im Boudoir der verehrten Frau vollkommen erklärlich zu machen.

Selbst Rosalie war über diesen Punkt keines Zweifels oder Argwohns fähig. Wohl konnte sie die liebe Dame wegen ihres vertrautern Umgangs mit dem Vergötterten beneiden, wohl wünschte sie an ihrer Stelle zu sein, wenn Pellier sich im Boudoir befand, das war aber auch Alles. Jeder andere Gedanke lag der reinen Jungfrau fern. Sie folgte mit aufmerksamem Ohre dem treppauf schreitenden Lehrer, sie begleitete ihn im Geist in das Kloset ihrer Erzieherin und erging sich dann, als sie die Thüre schließen hörte, im Blüthenschnee ihrer Gefühle und Gedanken. Das Leben umgab sie wie ein buntes Märchen, in welchem Pellier als allmächtiger Zauberer waltete, und ihr war so wohl und so weh, und sie wiegte sich so sehnsuchtsselig im Lenz ihres Herzens, und blickte so verehrungsvoll und auch so dankbar zu dem auf, dessen Erscheinung ihr die Fülle ihres innern Reichthums erschlossen — zu ihm, den sie, jedes Mangels baar, für ein verkörpert Urbild hielt, daß jedes Mißtrauen zur Unmöglichkeit ward. Sobald sich dieses einschleicht, ist die Liebe auf der Neige; es ist der Mehlthau, der die Blüthe vom Kelch aus verdirbt.

Aus ihren süßen Träumen weckte sie Pelliers Weggehen; sie lauschte seinem Niedersteigen und schaute ihm nach, als er das Haus verließ, bis er, um die Ecke in die Straße Montreuil beugend, in welcher er wohnte, ihren Augen entschwand. Noch stand sie und starrte nach der Stelle, als sie plötzlich einen leisen Schlag auf die Schulter verspürte und, erschrocken sich umwendend, in das wohlwollende Antlitz der guten Madame Rudière schaute. Rosalie erröthete bis an die Scheitel, erholte sich aber gleich wieder, als sie bemerkte, daß die Züge der verehrten Frau den Ausdruck vollkommener Arglosigkeit trugen. — „Du hast Herrn Pellier nachgesehen?" fragte die Dame mit behaglichem und anmuthigem Lächeln.

„So ist es, theure Mama!" entgegnete das Mädchen, unwillkürlich zum zweiten Male erröthend.

„Nun, was ist sich da zu schämen?" fuhr die Erzieherin freundlich fort. „Komm' hinauf zu mir, ich habe eine Viertelstunde zu verschwatzen!"

Mit diesen Worten ergriff Madame Rudière traulich die Hand ihrer Pflegetochter und führte sie hinauf in ihr Boudoir, wo sie sich behaglich im Lehnstuhl zurechtsetzte und es litt, daß Rosalie ihr zu Füßen auf den weichen Teppich kniete und ihr Lockenhaupt auf die gefalteten Hände stützte, welche sich auf das rechte Knie der Dame gelegt hatten.

Und nun begann die Letztere folgendermaßen: „Ist Dir Herr Pellier immer noch recht lieb?"

„O recht, recht lieb, theure Mama!"

„Ja, er ist ein vortrefflicher Lehrer, ein herrlicher Mensch, ein vollendeter Christ! Wenn ich je an die Unfehlbarkeit eines Staubgeborenen glaubte, an eine gänzliche Makellosigkeit auf der höchsten Stufe menschlicher Entwicklung, so ge-

schießt dies jetzt gegenüber diesem theuern Mann Gottes. Welche Vollendung ist über seine ganze Erscheinung ausgegossen — nicht wahr, Rosalie?"

Das Mädchen verbarg ihr glühendes Gesicht mit den Händen, ein Seufzer, der sich aus den Tiefen des Herzens rang, war ihre ganze Antwort.

„Er ist auch überaus wohl zufrieden mit Dir," fuhr die Erzieherin fort, indem sie mit der durchsichtig weißen Hand streichelnd über den weichen, glänzenden Scheitel der Jungfrau fuhr; „er rühmt Dich nicht, aber er freut sich von ganzem Herzen Deines innern Sinnes, der — aufgethan und kräftig — seinen Sinn zu fassen und fruchtbar zu machen wisse in Wort und That. Freu' auch Du Dich in Demuth der Gnade Gottes und der Anerkennung eines derer, die er vom Himmel auf die Erde gesandt, den Menschen Muster, Vorbild und Lehrer zu sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Preußen im Jahre 1866 mobil machte, mußte auch ein blutarmer Landwehrmann der Fahne folgen. Kurz vor dem Ausmarsch kam die Frau des Landwehrmanns zum General gestürzt und klagte, sie werde sammt ihren Kindern von ihrem Hauswirthe an die Luft gesetzt, sie schulde ihm noch 5 Thlr. Miethe. Der General griff in seine Tasche und schenkte ihr fünf Thlr. Nach ein paar Stunden kam die arme Frau wieder: sie werde doch auf die Straße geworfen. — Wie so? — Der Hauswirth hat die 5 Thlr. genommen für die rückständige Miethe, aber hinzugesetzt: 'rans müssen Sie doch; denn das neue Quartal Miethe können Sie ohne Ihren Mann noch weniger bezahlen als vorher! — Der General schüttelt den Kopf über diese unbarmherzige Logik und schickt seinen Adjutanten zu dem Manne. „Ists so, wie die Frau gesagt hat?" — Ja, es war so und nichts zu machen; der Adjutant greift in seine Tasche und erlegt 5 Thlr. Hausmiethe für das nächste Quartal. — Apropos, fragt er im Weggehen den Hauswirth, Sie sind wohl nicht mehr dienstpflichtig? — Nein, antwortete verlegen zögernd der Mann. — Die Verlegenheit fällt dem Offizier auf, „ganz durch?" fragt er. — Ja, eigentlich, es fehlt kaum noch ein halbes Jahr! — Hm! — Der Adjutant erstattet Bericht, es wird in den Listen nachgeschlagen, richtig, ein halbes Jahr hat der Mann noch zu dienen. — Selbigen Tages noch erhielt er seine Marschordre und hat den ganzen Feldzug mitgemacht. Es ist eine wahre Geschichte, da Namen genannt werden können.

(Eier-Oel, ein vorzügliches Hilfsmittel für Wunden.) Ein vorzügliches Mittel zur Heilung aller und jeder Art Riß-, Stoß- und Schnittwunden ist bei den deutschen Ansiedlern im südlichen Rußland sehr gebräuchlich. — Es ist dieses ein aus Eidottern, am besten von Hühner-Eiern, gewonnenes Oel, welches als Salbe präparirt, schmerzlos und mit erstaunlicher Schnelligkeit die damit bestrichenen Wunden heilt. — Die Zubereitung ist einfach und leicht. — Man legt die Dotter von gekochten Eiern zu zweien, dreien und noch mehr, je nach der Quantität der Salbe, die man erzielen will, in eine Schmelzpfanne, zerquetscht sie darin mit einem Löffel und röstet sie so lange über einem Kohlenfeuer, bis die ganze Substanz verbrannt ist. — Die Materie klebt sich hierauf von selbst wieder zusammen und das Oel läuft fertig zum Abgießen heraus. — Schon ein Dotter liefert volle zwei Theelöffel Oel. — Natürlich muß man während des Röstens die Masse fortwährend umrühren.

(Englisches Senfrezept.) Um einen guten Senf, ohne gewürzigen Nebengeschmack, zu erhalten, empfiehlt Herr Professor Artus folgende Methode. Man pulvert 1 Pfd. gelben (auch weißen genannt) und 1 Pfd. schwarzen Senf recht fein, gibt ihn in eine irdene Schale, nimmt 1 Pfd. weißen Zucker, mit welchem man das Gelbe von einer Citrone abreibt, gießt hierüber 2 Maß leichten Wein und setzt ihn mit zeitweiligem Umrühren so lange der Wärme aus, bis die Masse eine dicke Breigestalt angenommen hat. Hierauf gießt man so viel guten, starken Weinessig hinzu, bis der Senf die nöthige dicke Konsistens erhalten hat. — Durch dieses Verfahren erlangt man einen vorzüglich schönen, reinen und wohlschmeckenden Senf.

Lebensphilosophie.

Frühe Reue ist Herzens-, späte Reue ist Verstandesreue; wenn beide zusammen sind, wird es göttliche Traurigkeit, die Niemand gereuet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. **Montag, 1. August** **1870.**

Fortan mein Gruß!

„Deutschland, Deutschland über Alles!
Ueber Alles in der Welt!"
Dein nur bin ich, will dein bleiben,
Bleiben dein in Ewigkeit!
Deutsche Sprache, deutsche Sitte
Lieb' ich mehr als Gut und Geld,
Kenne nur als Gruß die Worte:
„Deutschland — höher als die Welt!"

„Deutschland, Deutschland über Alles!
Nirgend auf der Erde Rund
Kann es mir so wohl gefallen,
Als wo singt der deutsche Mund.
Deutschland, einzig und alleine
Bist du schön auf dieser Erd';
Nirgends lebt sich's so zufrieden,
Als am lieben deutschen Herd!

„Deutschland, Deutschland über Alles!"
Fremde Sitten acht' ich auch;
Aber nie könnt' ich's ertragen,
Müßt' ich thun nach fremdem Brauch.
Deutschland, Deutschland über Alles!
Deine Sprache — hold und mild,
Sollt' ich sie nicht sprechen dürfen,
Stürb' ich arm und schmerzerfüllt!

„Deutschland, Deutschland über Alles!"
Deutsche Brüder zagen nicht,
Werden gerne für dich streiten,
Bis das deutsche Herze bricht.
„Kämpfen für die deutsche Sache
Bis zum letzten Athemzug
Wird wohl jeder ächte Deutsche,
Kämpfen gegen fremden Trug!"

„Deutschland, Deutschland über Alles!"
Wenn uns gleich der Franzmann droht,
Wird doch nie ein deutsches Herze
Dein vergessen; bis zum Tod
Werden deutsche Brüder fechten
Treu für Deutschlands Recht und Ehr'.
„Deutschland, Deutschland über Alles!"
Sei mein Gruß — ich lieb' es sehr!

Chr. Grund.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Rosalie erhob ihr begeistertes Antlitz und schaute ihre Freundin und Lehrerin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Rührung und Dankbarkeit durch Thränen an. Madame Rudière aber fuhr in gehobenem Tone fort: „Dieses Wohlwollen des Herrn Pellier, meine Tochter, ist ein großer Vorzug, für den Du Deinem Schöpfer und Vater im Himmel nicht warm genug danken kannst. Erkennst Du das auch, meine Rosalie?"

„Ob ich es erkenne!" rief die Jungfrau mit verzücktem Blicke, „ob ich's erkenne! Wahrlich, ich erkenne es und meine Seele ist ganz Jubel und Dank! Was er spricht, ist ein Strahl ewigen Lichts, in dem sich mein inneres Leben verklärt; jeder Blick seines Auges ist ein zündender, wärmender, leuchtender Funke, eine vom Himmel gefallene Blüthe, die ihren Duft in Leib und Seele streut. Gott, was ist das für ein herrlicher Mann!"

„Das ist er!" bestätigte Dame Rudière ernst.

„Seit ich ihn kenne," fuhr Rosalie in ihrer Extase fort, „ist in, vor und neben mir Alles anders geworden; Alles leuchtet und blüht, duftet und klingt. Die Bäume im Garten und die Blumen alle reden recht verständlich mit einander in einer Sprache, zu welcher blos das Herz den Schlüssel hat. Mir ist auch, mein Gehen

Digitized by Google

sei kein Gehen mehr, sondern ein Schweben, und all das Werk meiner Sinne habe sich in ein großes, unaussprechliches Schauen aufgelöst."

„Aber, liebes Kind!" rief jetzt plötzlich Madame Rudière mit einem Tone des Erstaunens, der schneidend gegen den frühern Anschein von Arglosigkeit und Unbefangenheit abstach, „Du redest ja ganz und gar die Sprache jenes innigern Gefühls, das der Verehrung bedarf, um zwei Herzen einander näher zu rücken."

Rosalie fuhr, wie aus Träumen gerüttelt, einen Augenblick hastig auf und ließ dann, nachdem sie in ein Gesicht geschaut hatte, das eine vollständige Hieroglyphe war, das Haupt wieder in die bergenden Hände zurücksinken, aus denen bald ein leises Schluchzen tönte.

Ein seltsames Lächeln zuckte über die Züge der Dame Rudière, als sie, abermals das weiche Haar ihrer Pflegetochter streichelnd, mit weicher Stimme sprach: „Grämе und schäme Dich nicht, mein Kind, auch ich habe geliebt!" — Es lag eine solche Melodie, ein so tiefer und inniger Ausdruck in diesen wenigen Worten, daß Rosalie verwundert und getröstet ihr Antlitz erhob und mit einem Blick voll Frage und Entzücken zu ihrer theuren Pflegemutter emporsah.

„Ja, so ist es!" fuhr diese mit glänzenden Augen fort. „Wenn ich so reden höre, wie Du eben redetest, meine Tochter — dann rollt der Vorhang meiner eigenen Vergangenheit auf; ich schaue die Geschichte meiner eigenen Erfahrungen in einer unendlichen Reihe von Thatsachen, gleich einer Sphynxenallee, sich hinziehen und höre alte Stimmen reden, alte Glocken läuten, aber aus weiter, sehnsüchtiger Ferne. Ja, mein Kind, ich wiederhol's: auch ich habe geliebt, darum eben versteh' ich Dich. Als meine Züge zum Bilde meines Geliebten paßten, das dort an der Wand hängt, da, mein Kind, lenzte und lachte es auch mitten im Winter um mich her, und war mein Herz ein grüner Wald voll dornenloser Moosrosen, singender Vögel und klingender Bäche. Aber wie ist mir? Zum ersten Mal in meinem Leben vielleicht vergesse ich über der Freundin die Erzieherin. Gott und die Heiligen verzeihen mir, daß ich Dich zu fragen vergaß, was Dir diese Liebe soll, die nimmermehr zu den Ansichten und in die Pläne Deines gnädigen Oheims und wohl eben auch nicht in Deine Verhältnisse, in Deine gesellschaftliche Lage paßt?"

Rosalie schnellte empor wie eine zurückgebogene Gerte, die plötzlich freigelassen wird: was denn ihr Oheim von ihr wolle? fragte sie scharf und fest. Er habe keinen Theil an ihr; sie sei von Gott frei und frank hingestellt worden; Vater und Mutter hätten sie und die Erde verlassen und sie anerkenne auf der Welt Niemand als berechtigt, ihr das Maß zu geben und den Willen zu bestimmen, als ihre mütterliche Freundin, Mama Rudière."

„Und wollte ich auch," sprach diese kopfschüttelnd, „von meiner Stellung absehen und vergessen, daß das Vertrauen Deines Oheims Dich mir übergab und ich fürchten muß, dieses zu mißbrauchen, wenn ich auf Deine Neigung eingehe, so kann ich diese doch kaum billigen, schon wenn ich an den Unterschied des Alters denke. Herr Pellier zählt sicherlich über vierzig Jahre."

„Was geht das mich und mein Gefühl an?" rief das herrliche Mädchen, das nun da stand in der Kraft seines Vermögens wie eine gebietende Königin, den stolzen Nacken hin- und herwiegend. „Für mich ist dieser Mann ewig jung. Wer hat je nach dem Geburtsjahr Jupiters gefragt?"

„Aber er ist niedrigen Herkommens und Du bist die Trägerin eines uralten Namens."

„Was macht das?" lautete Rosaliens Antwort. „Es ist längst an der Zeit, daß man mit dem wurmstichigen Holz der alten Stammbäume die bürgerlichen Oefen heize. Wahrlich, der Adel, der heutzutage nach Ahnen und nicht nach Bessern zählt, ist die leibhaftige Thorheit, welche im Winter einen Sommerpalast aus Eisblöcken zusammenfügt. Jene Anschauungen sind vorüber, und die Don Quixottes, welche zur Zeit noch auf ihren Rosinanten und Steckenpferden die neue Welt durchreiten, und die Sancho Pansas, die ihnen folgen, werden mit Recht als Narren verlacht."

„Du bist aber reich und Pellier ist arm."

„Pellier arm? Wo gibt's einen reichern Mann als Pellier? Was ist all das schnöde Gold der Erde gegen das Gold, das er in den tiefen Schachten seines reichen Geistes birgt? Ach, dahin muß es eben kommen, und dahin drängt auch, trotz ihrer Verirrungen, die Zeit, daß Geld und Gut in den Besitz der Würdigen, unter die Herrschaft des Geistes gelangen. Nur dadurch wird das Vermögen etwas und erhält Sinn und Bedeutung, Leben und Fruchtbarkeit."

Madame Rudière umarmte gerührt ihre Pflegetochter: „Du hast mich überwachsen, sprach sie; Gott helfe mir, ich kann nicht anders, als Dir recht geben! Die Wahrheit ist überall und immer stärker als selbst die Pflicht unserer persönlichen Stellung, unsers Amtes und Berufs. Gehe hin,

muß ich zu Dir sagen, wie der erste Lehrmeister zu Rafael dem Maler, ich kann Dich nichts mehr lehren, Du stehst in Wahrheit höher denn ich!"

„O Mama!" rief Rosalie, verschämt und demüthig ihr Gesicht an der Brust ihrer mütterlichen Freundin bergend; „o Mama, machen Sie's gnädig mit einem Kinde, das nicht werth ist, Ihnen die Schuhriemen zu lösen!" —

Von dieser Unterredung an, welche die Lektionenglocke rasch endigte, war in Rosaliens Erscheinen und Benehmen eine mächtige Veränderung eingetreten. Sie ging hoch und stolz einher wie eine Siegerin, oder mindestens wie eine, die sich eines großen Glücks, aber auch der Kraft bewußt ist, es durch alle Kämpfe zu bewahren. Als Pellier wiederkam, empfing ihn Rosalie, die ihn im Vestibule erwartet hatte, mit einer gewissen hingebenden Würde, mit einer Mischung von Demuth und Selbstgefühl, die sie doppelt reizend machte. Pellier schien es gleich gewahr zu werden, daß ihn nicht blos die Schülerin erwartete, und zum ersten Male nahmen Miene und Blick bei ihm den besondern Ausdruck eines von gewaltiger persönlicher Regung ergriffenen Gemüthes an; zum ersten Male trat aus dem Mysterium seines Wesens die Liebe zu dem Wesen, das vor ihm stand, mit dem Willen hervor, ein Begriffenes zu sein. Worte wurden keine gesprochen; ein Blick, in welchem eine ganze Geschichte, ein Händedruck, in welchem die ganze Innigkeit und Wärme des Herzens lag, genügten zum Verständniß. Und als die Stunde vorüber war und Herr Pellier sich entfernte, erklärte ein dem Anschein nach an alle Schülerinnen, in der That aber blos an Rosalien gerichtetes Schlußwort, dieser den seligen Zustand seines Herzens.

Wiederum stieg er, nach vollendeter Unterrichtsstunde, zu den Zimmern der Dame Rudière hinauf und bemerkte leider den Papa Ramus nicht, welcher, ebenfalls aus seiner Klasse kommend und noch zu rechter Zeit den Gegenstand seiner Antipathie gewahrend, sich hinter einen dicken Pfeiler verborgen hatte, um einer abermaligen Unterredung mit Herrn Pellier zu entgehen. Als dieser nun, wie gesagt, die Treppe hinanstieg, guckte das bewegliche Runzelgesicht des Schreiblehrers lauschend hinter seinem Verstecke hervor. Als nun oben die Thüre geöffnet und blos nachlässig angelehnt wurde, legte Papa Ramus sinnend den Zeigefinger an die große Nase und murmelte: „Soll ich oder soll ich nicht? — Das Horchen — lautete das Selbstgespräch weiter — ist zwar eine ekelhafte Sache und mir bis dato fremd geblieben; aber parbleu! die Fische fängt man in Netzen und die Vögel in Schlingen; wider die Pistole streitet man nicht mit dem Degen, und den Teufel besiegt man nicht anders, als daß man ihm ein Bein unterschlägt!"

Mit dieser Beschwichtigung seines Gewissens folgte der gelenkige Alte der Spur seines geheimnißvollen Kollegen, und er vollführte sein Manöver mit einer solchen Virtuosität, daß keine Kirchenmaus es geräuschloser gethan hätte. Papa Ramus hielt jetzt sein feines Ohr an die Thürspalte und horchte. Er trieb es lang, selbst auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden. Der vorsichtige Alte hätte sicherlich gleich wieder die Flucht ergriffen, wäre das, was sein Ohr vernahm, von minderem Interesse gewesen. Sein bewegliches Gesicht gab getreulich alle Eindrücke wieder, die es empfing, und diese Eindrücke mußten wirklich schauderhaft sein nach den Mienen des Horchers zu urtheilen, die Grimm, Ekel, Abscheu in allen Stadien wiederspiegelten. Endlich, mit einer plötzlichen Bewegung, verließ Papa Ramus seinen Standort und eilte mit Elfentritten die Treppen hinunter und hinaus auf die Straße. Hier setzte er sich sogleich in Trab und lief geradeaus nach der Straße von Montreuil. „Er wohnt in Nr. 18," murmelte er; „gut, gegenüber ist der Trödlerladen des Gevatter Martin — warte, Fuchs, ich habe Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Liebhabereien großer Männer.) Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, auf welche verschiedene Weise große Männer in einzelnen Schwächen und persönlichen Liebhabereien mit den übrigen Sterblichen zusammenhingen. Wer sollte es wohl glauben, daß der ernste Philosoph des alten Griechenlands Vergnügen daran fand, so oft als möglich zu tanzen, obgleich ihn dann seine Frau Xantippe jedesmal mit einem ganz extra ordinären Donnerwetter empfing. Ja, Sokrates war ein leidenschaftlicher Tänzer. — Die Zahl der Musikliebhaber unter großen Männern ist sehr bedeutend. Der berühmte Epaminondas sang auf Dörfern und zu festlichen Gelegenheiten. Der gräßliche Nero spielte Harfe, während Rom auf sein Geheiß brannte, um zu sagen, die damaligen Demokraten, die Christen, hätten es angesteckt. —

Digitized by Google

Luther und Friedrich der Große spielten sehr oft Flöte, um aufgeregte Stimmungen „flöten gehen“ zu lassen. — Milton, der Sänger des verlor'nen Paradieses, war ein leidenschaftlicher Orgelspieler und komponirte mehrere Psalmen, die jetzt noch in englischen Kirchen gesungen werden. Bentham hatte das ganze Haus voll Orgeln und Forte-piano's, Gainsborough der Maler war Virtuose auf der Violine. Die leidenschaftliche Blumenliebhaberei Byron's ist sprichwörtlich geworden. Auch liebte er manche Thiere ganz besonders und machte einmal einen Bär zu seinem Busenfreunde. Goethe hielt sich im Ofenwinkel kleine Schlangen, die er in Mußestunden hätschelte wie Goldkinderchen. Der römische Kaiser Tiberius hielt sich ebenfalls lange ein solch ekelhaftes Thier als Busenfreund. Der große Kaiser Augustus hatte zu seinem intimsten Vertrauten einen gemeinen Spatz vom Dache, dessen Tod er jämmerlicher beweinte als die Legionen, die er unter Varus verlor. Honorius, unter dessen Regierung Alarich Rom eroberte, klagte so bitterlich über den Verlust seiner Lieblingshenne, daß er den Verlust Rom's ganz darüber vergaß. Ludwig XI., der große fromme Tyrann und Heuchler, der einst über Frankreich herrschte, fand auf seinem Krankenlager blos noch Vergnügen an dem Tanze aufgeputzter und für ihn speziell dressirter Schweine. — Als einen der liebenswürdigsten Liebhaber von allerlei zahmem Geflügel wird uns Jean Paul geschildert. In seiner Arbeitsstube amüsirten sich stets eine Menge Tauben, Hühner und Sperlinge, bei deren Unhöflichkeiten er über Unsterblichkeit schrieb.

(Eine Sünde kann auch eine Tugend werden.) Der Kornhändler Bär hat auf Ostern gebeichtet, daß er hie und da schlechtes Korn unter das gute mische. „Das ist eine schwere Sünde“, sagte der geistliche Herr, „wenn Ihr das wieder thut, kann ich Euch nicht mehr absolviren.“ — Der Bär läßt das Mischen nicht, beichtet aber das nächste Mal: „Ew. Hochwürden, ich hab' meine Sünd' wieder gut g'macht und gutes Korn unter das schlechte gemischt.“

(Mit gleicher Münze gezahlt.) Er: Weißt Du, wann Kerzen und Frauen am angenehmsten sind.

Sie: Nun?

Er: Wenn sie nicht geputzt zu werden brauchen.

Sie: Und weißt Du, Karl, wann Oefen und Männer am unausstehlichsten sind?

Er: Nein.

Sie: Wenn sie fortwährend rauchen.

Ein Manchester Blatt enthält folgendes ebenso kuriose wie amüsante Inserat: „Ein Herr wünscht Aufnahme in einer ruhigen und anständigen Familie mit zwei oder drei jungen, schönen und gebildeten Töchtern, die seine Gesellschaft als hinreichendes Aequivalent für seine Beköstigung, Logis, Feuerung und Wäsche betrachten würden. Adressen bittet man unter Beifügung von Referenzen abzugeben bei u. s. w.“

Gemeinnütziges.

Die Schafgarbe hat man in neuerer Zeit als Ersatz des Gartenrasens für sehr geeignet gefunden und bietet dieselbe in der That mehrere beachtenswerthe Vortheile. Sie gedeiht ganz besonders auf allen der Sonne stark ausgesetzten, trockenen Plätzen, hat eine in jeder Hinsicht bedeutendere Widerstandsfähigkeit, kann trockene Hitze und andauernden Sonnenbrand sehr gut vertragen und wintert nicht aus. — Man kann sie außerdem ganz niedrig halten, braucht sie wenig zu jäten, und ist ihre Anlage äußerst wohlfeil. — So wird sie sich wohl bald bei uns einbürgern.

(Papier aus Hopfenstengeln.) Ein neues und äußerst brauchbares Material zur Papierfabrikation soll ein Marseiller Haus aufgefunden haben. Dasselbe kauft nämlich alle bisher als unbenutzbar und werthlos fortgeworfenen Hopfenstengel auf. — Diese werden nach einem neuen, geheimgehaltenen Verfahren behandelt und sollen ein Papier liefern, welches an Glanz, Weiße, Biegsamkeit und Festigkeit allem anderen gleichkommt, ja sogar bei weitem übertrifft.

Räthsel.

Wenn dich, was Eins ist, niederzieht,
So mag das Zweite dich erheben,
Bewahr' es dir, daß nicht, wenn es entflieht,
Des Ganzen Trauerflöre dich umweben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Mittwoch, 3. August **1870.**

Zum Kampfe.

(Melodie: „Erhebt Euch von der Erde" ꝛc.)

Von Otto Roquette.

Die Kriegstrompeten klingen,
Bald ist der Streit entbrannt.
Nun gilt's mit Recht zu singen
Von Freiheit, Vaterland!
Und wär' ein Lied auch wenig,
Durchzuckt's doch jede Faust,
Wenn es millionentönig
Voran dem Kampfe braust.

Der Franzmann trägt Gelüsten
Nach unserm deutschen Rhein,
Sein Prahlen und sein Brüsten
Soll sein Verderben sein!
Der Väter Stolz und Ehre,
Der Jugend Lust und Muth
Beflügle Kampf und Wehre,
Zerschlag' die Lügenbrut!

Schreibt's kühn auf Eure Fahnen,
Tragt's mächtig im Gemüth,
Daß Ihr auf Siegesbahnen
Für eine Freiheit glüht!
Für Deutschland, das verstanden
Den Ruf der Einigkeit,
Und heut' mit Bruderhanden
Sich grüßet kampfbereit!

Und wär' in deutschem Lande
Unräthlich wo ein Sinn,
Den Schlechten werft der Schande,
Den Feindeskugeln hin!
Wir wollen ihn nicht suchen
In Tagen rein und groß,
Er mag sich selber fluchen,
Der Ehre bar und bloß.

Wohlauf, ihr deutschen Streiter,
Mit Gott zu Felde geht,
Ihr habt zum Kampfbegleiter
Des ganzen Volks Gebet!
Ihr schwingt in jedem Schwerte
Des ganzen Volkes Gluth,
Das sich den Sieg begehrte
In einem Sinn und Muth.

Wohlauf, ja müßt ihr siegen,
Denn heilig ist der Streit!
Es muß der Feind erliegen,
Der Deutschland stets entzweit.
Er soll nicht mehr entfachen
Die Welt mit Hohngeschrei,
Drum schlagt dem blut'gen Drachen
Das gift'ge Haupt entzwei.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Wie der Hagel in die Halme, fuhr Vater Ramus in den Allerleiladen des alten Martin, der in einem erschacherten Lehnstuhl aus der Zeit Ludwigs XIV. sitzend und sein Pfeifchen rauchend, im Stillen über die schweren Zeiten seufzte und über die leichten Beutel. Meister Martin, das wußte das ganze Stadtviertel, war ein freisinniger Mann, ein alter Braver des Kaiserreichs, der sich in den Barrièren oft und ernstlich genug über Ludwig Philipp und Guizot ereifert hatte. Aber an eine Entthronung und Verjagung des Erstern hatte er während der Februarrevolution mit keinem Gedanken gedacht; die Flucht des Königs war ihm mindestens so unerwartet gekommen, wie der stürmische Eintritt seines alten Bekannten in das Heiligthum seiner bescheidenen Industrie.

„Gevatter, eine Blouse!“ schrie Papa Ramus den wackern Krämer an, als wäre dieser taub; „aber eine recht schmutzige, alte muß es sein,“ setzte er, wenn nicht minder hastig, doch leiser und vorsichtiger sprechend hinzu.

„Aber um aller Liebe willen!“ begann der verdutzte Gevattersmann. — „Eine Blouse! eine Blouse!“ wiederholte Vater Ramus dringend.

Der Inhaber des Ladens, als er so bittern Ernst sah, machte sich nun stracks auf die Beine und holte ein Halbdutzend Ueberhemden aus dem Hintergrund des dunklen Magazins hervor, von denen jedes einzelne Exemplar die Sehnsucht des alten Schreibmeisters nach einer alten und schmutzigen Blouse vollkommen befriedigen konnte.

Papa Ramus ergriff die erste beste und eilte damit ins Ladenstübchen, aus welchem der Krämer bald wieder seinen Namen rufen hörte. — „Was ist gefällig?“ fragte Meister Martin in die Thüre tretend. — „Eine Perücke, eine recht niederträchtig häßliche, rothe Perücke!“ klang Papa Ramus' hastige Antwort.

Und wieder kramte Gevatter Martin in seinen Siebensachen, bis er dem im Stübchen ungeduldig Harrenden wieder eine Auswahl Haarwülste vorlegen konnte, von denen eine schäbiger war als die andere. Nacheinander verlangte Papa Ramus Kleidungsstücke von derselben üfirten saubern Sorte, und der Gevatter sah zu seinem maßlosen Erstaunen, wie der sonst so heikle und gepützelte Alte sich vom Kopf bis zu Fuß in die Uniform eines jener Hallunken steckte, welche die neue Republik in den bekannten guten Geruch brachten und nun, nach den Zusammenrottungen und drohenden Reden zu urtheilen, die an jeder Straßenecke und vor Allem in den Kneipen der Vorstadt St. Antoine und des Quartier latin gehalten wurden, fest entschlossen waren, noch ein Uebriges zu thun, d. h. Paris in eine große Mord- und Raubhöhle zu verwandeln.

Wirklich hatte Paris in diesen Tagen bereits wieder ein düsteres Ansehen genommen. Wie eine schwarze Gewitterwolke stand das Klubwesen am politischen Himmel; hatte doch die Februarrevolution das Associationsrecht in unbeschränkter Ausdehnung gewährleistet und dadurch dem in den Nationalwerkstätten untergebrachten und auf den Gassen regierenden „Souverain“ das Recht der Verewigung der Anarchie feierlich zugesagt. Daß dieses Recht nicht den armen Arbeitern, sondern blos ihren geheimen Hetzern und Treibern, die durch diese Putschinstitute stets willfährige Werkzeuge für ihre verruchten Plane erzielen wollten, zu gute kommen sollte, versteht sich ohne Zweifel von selbst. Diese geheimen Leiter wußten gar wohl, daß jene Faullenzeranstalten die arbeitende Klasse, die dadurch zum Gefühl ihrer korporativen Stärke kam, nicht blos demoralisirten, sondern auch, daß der Staat nicht vermögend sein würde, in die Länge die erforderlichen Opfer zu bringen, und dies um so weniger, da durch jene Werkstätten der ehrliche Erwerb von tausend und tausend industriellen Bürgern zerstört werden müsse. Und in der That hatte die Nationalversammlung schon unterm 20. Juni den Beschluß gefaßt, zwar neue drei Millionen für die Nationalwerkstätten noch zu bewilligen, aber mit der bestimmten Beifügung, daß in Zukunft nicht mehr denn je eine Million gefordert werden dürfe, und ferner, daß die Regierung unverzüglich Einleitungen zu treffen habe, die Auflösung jener übereilt aufgestellten Louis Blanc'schen Anstalten zu bewirken, was nach des Ministers Caussidière Antrag am besten durch Entfernung der überflüssigen Kräfte nach den Departementen, und namentlich auch durch Kolonisationen in Korsika und Algerien und durch Werbungen für die Armee geschehen könnte. Diese Werbungen hatten eben begonnen, Jeder, der Arbeit suchte oder in den Werkstätten faullenzte, wurde aufgefordert, sich einschreiben zu lassen und sich zur Verfügung der „Arbeitskommission“ zu stellen, um Paris auf den ersten Ruf verlassen und anderwärts mit Nutzen verwendet werden zu können. Mehr als zwölftausend Arbeiter erklärten sich bereit, dem Beschlusse Folge zu leisten; aber plötzlich ward unter ihnen das Gerücht verbreitet, sie seien verkauft und verrathen, man werde sie in den Departements, in die sie vertheilt, zersplittert, wodurch sie aller Widerstandsmittel beraubt, verbannt werden würden, mit Prügeln empfangen. Heute, am 22., war dann eine Deputation von vierhundert Mann nach dem Luxemburgpalast gezogen, um dort von dem Präsidenten der Exekutivkommission nähere Erklärungen zu holen. Der Anführer dieser Schaar war ein großer, kräftiger Mann in einer sehr schmutzigen und sehr zerrissenen Blouse, sein Gesicht war mit Bart und Schnauz reichlich ausgestattet und seine Füße staken in schweren Holzschuhen, welche auf dem feinen Parket des Palastes wie zwei Hämmer auf einem Ambos gar geräuschvoll wirthschafteten. Keiner wußte so recht, wer dieser Mensch war, was er trieb und woher er kam; er hatte sich eben bei den Verhandlungen der Arbeiter durch jene wilde Beredtsamkeit her-

vorgethan, welche, obwohl nur auf wenigen klaren und halbklaren Begriffen herumreitend und mit stereotypen Phrasen und Schlagwörtern fechtend, doch ihren Eindruck auf eine hier von Noth bedrängte, dort von Bestialität getriebene Menge nie verfehlt. So war denn der gewandte Demagog einhellig an die Spitze der besagten Deputation gestellt worden und er entledigte sich, bei dem Minister Marie vorgelassen, seiner Mission dadurch, daß er sogleich in heftige Verwünschungen wider das Februarregiment und die Nationalversammlung ausbrach, welche auf perfide Weise diejenigen verleugne und beseitige, die für Freiheit und Gleichheit ihr Blut geopfert und ihre Arme und Beine hergegeben hätten, damit sie den Herren von heute als Stufe dienten zur Höhe einer gerechten und menschlichen Verwaltung, welche die Verdienste und Bedürfnisse, die Befugnisse und Ansprüche des bisher zertretenen vierten Standes gehörig zu würdigen wüßte. Er berufe sich im Namen der Arbeiter auf das gleich nach der glorreichen Februarrevolution affichirte Programm und wünsche und wolle eben nichts Anderes, als die ehrliche und getreue Aus- und Durchführung desselben von Seite der administrativen und gesetzgebenden Gewalten. Geschehe dies nicht, dann möge ein Kampf auf Leben und Tod entscheiden! — Obgleich dies nun eigentlich nicht in Uebereinstimmung mit dem Auftrage stand, welcher der Deputation gegeben worden war, so ging doch ein Gemurmel des Beifalls durch die Begleitermenge. Der Minister aber, empört über den anmaßenden Ton und das beleidigende und drohende Wesen des Chefs, wandte sich an dessen Kameraden und fragte: ob sie denn Sklaven seien, daß sie nicht reden dürften? — Der Anführer, schnell die leise Stimme des Ministers benutzend, welcher nur den Ausdruck „Sklaven“ stark accentuirte, fiel Herrn Marie plötzlich ergrimmt in die Rede, stampfte mit seinen gräulichen Holzschuhen heftig auf den schönen Fußboden, daß ein paar Tafeln sprangen und donnerte, daß die Scheiben zitterten: „Brüder, dieser Mensch, der durch unsere Tapferkeit und Hingebung groß geworden, hat uns Sklaven genannt, Sklaven! Sklaven! Marsch!“

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin.

Wer noch einen Augenblick zweifeln könnte, wie das Herz des ganzen Volkes an diesem Kriege betheiligt, wie Alt und Jung, Krieger und Bürger, Mann und Weib voll Enthusiasmus ist, — der brauchte nur eine Stunde dem Treiben und Leben auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin zuzusehen, um die Ueberzeugung zu haben, daß ein *solches* Volk nicht überwunden werden kann! Die Truppendurchzüge haben auf dieser Linie begonnen. Schon mehrere Tage vorher waren von dem kleinen, aber thatkräftigen und energischen Komite, das die Versorgung der Truppen mit Erfrischungen auf dem Potsdamer und Anhalter Bahnhofe übernommen hat, alle Vorbereitungen getroffen. Mit der größten Freundlichkeit und thätigster Hilfe waren die Direktion und die Beamten der Bahn, trotz des ohnehin jetzt bis auf's Aeußerste angestrengten Dienstes dem Unternehmen zu Hilfe gekommen. Eine Abtheilung des geräumigen Güterschuppens an dem südlichen Geleis, auf welchem die von der Verbindungsbahn kommenden Züge anfahren, ist zur Hauptstation eingeräumt und von den wackeren Feuerwehren rasch eingerichtet worden. Dort lagern die großen Tabakfässer, die vielen hundert Cigarrenkisten, die Vorräthe an geräucherter Wurst und durchwachsenem Speck, an den täglich frisch gelieferten Schrippen, an Wein, Liqueuren u. s. w. Ein Soda-Ausschank ist in der Halle errichtet. Hier auch werden die Bierfässer abgeladen — der Bedarf ist täglich etwa 20—22 Tonnen. Ueber dem Hauptbüffet prangt die Büste des königlichen Kriegsherrn unter Blumen und Fahnen und den bunten Flaggen der Provinzen; von dem Dach des Perrons wehen lustig die schwarzweißen und die norddeutschen Fahnen in die blaue Sommerluft. Der Perron selbst ist in sechs Stationen getheilt, deren jede ihr bestimmtes Personal hat, vier, fünf Damen und ebensoviele Herren, von denen einer die Aufsicht führt. Hierhin werden eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges die Fässer gerollt und die Schänker halten sich bereit. In langen Reihen stehen auf jeder Station die leeren Seidel. Die Damen schaffen die Körbe mit Schrippen und geschnittener Wurst oder Speck, die Päckchen Tabak und Kistchen Cigarren, die alle in bestimmter Zahl von der Hauptstation ausgegeben werden, nach ihren Plätzen. Sobald das Signal der Ankunft gegeben ist, beginnt das Einschänken. Unter dem

Hurrah der Soldaten aus den Waggons rollt der Zug in den Bahnhof. Kaum hält derselbe, so eilt Alles zu den Wagen. Den durch Abzeichen kenntlichen Damen und Herren des Komite's hilft willig das Publikum und bringt trotz des geschicktesten Kellners ganze Arme voll schäumender Seidel zu den Waggons, welche die Truppen nicht verlassen dürfen. Unterdeß eilen die Damen mit den Körben von Wagen zu Wagen und vertheilen die sehr willkommenen Lebensmittel und Cigarren. Ein Hurrah dankt ihnen. Die Musikkorps in den Wagen spielen: den Pariser Einzugsmarsch, die Nationalhymne, das Preußenlied, den Düppelmarsch, Arndts deutschen Volksgesang — diese Töne brausen gewaltig über all das Leben und Treiben. Frauen, Männer, Kinder eilen am Zuge entlang, in den einzelnen Kompagnieen die Freunde und Verwandten aufzusuchen. Schmerzliche Scenen des Abschieds und doch Alles voll Begeisterung! Ein Mann, den das Hurrah des Willkommens bereits heiser gemacht, schreibt mit Kreide in Fraktur an den Waggon die bekannte Berliner Losung: „Haut ihm!" und wie Sturm braust unter Jubel und Gelächter das neue Feldgeschrei den Perron entlang. Die Offiziere haben ihren Waggon verlassen, sie sammeln sich um den Obersten, um den Major, der mit herzlichen, dankenden Worten Berlin ein Hoch bringt. „Nicht die Gaben an meine Soldaten sind es, die unser Herz erfreuen, wofür wir danken, es ist der Geist, der sich in diesem Empfange ausspricht, der Patriotismus, der uns das Geleit gibt! Wir wissen, was wir hinter uns lassen! Der patriotische Sinn der Hauptstadt hoch!" Und aus den Waggons donnert es in tausendfachem Jubel: Hoch Berlin! — In die flüchtigen Minuten des Haltens drängt sich eine Welt voll Empfindungen, von Bundesbrüderschaft zwischen Armee und Volk! — Da pfeift und läutet das Signal! „Kommt bald zurück von Paris! Lebt wohl! lebt wohl! Glück und Sieg!" — Die Musik spielt, die Tücher, die Hüte wehen durch die Luft, aus den mit grünen Reisern geschmückten Waggons strecken sich die Arme, schon ist der Zug in Bewegung und noch will die Hand nicht von der Hand lassen — neben den Wagen her eilen Männer und Frauen — bis weiter und weiter hinaus der Train in rascherem Lauf braust, und nach und nach der Preußenmarsch, das Hurrah Derer verhallt, die gen Westen ziehen zum Kampf für König und Vaterland. Und dieses Volk wollt Ihr besiegen, Ihr Unsinnigen an der Seine?! — An die Stationen! hallt der Ruf, und Alles eilt wieder an seinen Platz, die Gläser zu spülen, die leeren Fässer und Körbe fortzuschaffen und die Vorräthe zu ersetzen. — So geht es Stunde auf Stunde vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Die Unermüdlichkeit, mit welcher die Damen jeder Anstrengung sich unterziehen, die Freudigkeit und Hingebung, mit der Jeder Hand anlegt, haben — etwas Hinreißendes.

Gebet!

Verlaß uns nicht! o du, zu dem wir flehen,
Zu dem das Auge hoffend schaut!
Herr, steh' uns bei in diesen schweren Tagen,
Verlaß nicht, die auf dich gebaut!
Schenk' uns im Kampfe
Freudigen Muth!
Nehm' du uns schützend
In deine Hut!

Verlaß uns nicht! du großer Herr der Schlachten,
Auf dessen Wort der Donner rollt!
Verlaß uns nicht! o Gott, hilf du uns streiten,
Weil uns der Feind gar furchtbar grollt!
Laß uns nicht zagen;
Laß fest uns steh'n!
Dann wird die Palme
Uns bald umweh'n!

Verlaß uns nicht! o Vater, hilf uns siegen!
Wir fleh'n empor zu deinen Höh'n!
O hilf der Feinde Reihen uns durchbrechen!
Erhör', Allmächt'ger, unser Fleh'n!
Gib unserm Arme
Kraft in der Noth!
Hilf du uns halten
Treu bis zum Tod!

Verlaß uns nicht! Wenn unser Leben endet,
Wenn wir erliegen in dem Streit,
So nimm den Geist in deine Vaterhände
Und labe ihn mit sel'ger Freud'!
Trockne die Thränen,
Lind're den Schmerz
All' unsrer Lieben!
Tröste ihr Herz!

Chr. Grund.

Berichtigung. In dem Gedichte „Fortan mein Gruß" in Nr 89 der „Pfälz. Bl." in der zweiten Zeile oben soll es heißen: statt Ueber Alles in der Welt, Ueber Alles weit und breit.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Freitag, 5. August 1870.

Graf Albert von Tyrol.
Vom Jahr 1158.

Der Krieg im wälschen Land begann.
Held Friedrich *) kam mit Roß und Mann,
Die stolze Mailand zu gewinnen,
Er bot Verzeihung ihr als Freund;
Doch seiner spottete der Feind
Herab von seiner Wälle Zinnen.

Einst flog auf blangezäumtem Roß
Ein Gallier frech, wie der Koloß
Den David schlug, aus Mailands Thoren.
Nah an der Deutschen Lager, kühn
Schwenkt er sein Roß bald her, bald hin;
Es seufzte unter seinen Sporen.

Jetzt flog er hin und jetzt zurück,
Schnell wie ein Pfeil, in seinem Blick
Verachtung, Trotz in allen Mienen;
Er schwang den hellpolirten Speer,
Gleichgiltig sah der Deutschen Heer
Das Knabenspiel des jungen Kühnen.

Doch bald trieb er das Spiel zu weit,
Er hatte deutsche Kraft im Streit
Noch nie gefühlt, mit bittern Scherzen
Schalt er der Deutschen Volk und Heer:
„Wer wagt's mit mir, ihr Feigen, wer?
Den wird der Rücken nie mehr schmerzen!"

Der deutschen Männer Busen schwoll,
Der junge Albert von Tyrol
Ergriff voll edlen Zorns die Lanze;
Den jungen Mann der Spott verdroß,
Er schwang sich hastig auf sein Roß
Und flog hinaus zum ernsten Tanze.

Schnell, wie der Blitz die Luft durchzückt,
Warf er ihn aus dem Sattel, drückt'
Mit starkem Arm zur Erd' ihn nieder.
„Da lieg', Hochmüth'ger!" rief er, kehrt,
Ihm dünkt' er keiner Wunde werth,
Zurück ins Heer der Deutschen wieder.

Dem Gallier schlimm der Scherz bekam;
Er lag bedeckt mit Hohn und Scham,
Und fühlte Schmerz an allen Rippen;
Doch mehr als Rippenschmerz und mehr
Als alles fiel dem Prahlhans schwer
Der kalte Spott von deutschen Lippen.

Wer thöricht Männerrache reizt
Und klein nach Ehr' und Größe geizt,
Der fühlt mit Recht der Männer Fäuste,
Und erntet den verdienten Lohn,
Verachtung, Rippenschmerz und Hohn;
Der Hochmuth macht die Buben dreiste!

Blieskastel.

*) Kaiser Friedrich I.

Der Geheimnißvolle.
Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Vergebens bemühte sich Herr Marie, die Menge zu besänftigen und zu belehren. Als ob er sie Alle am Schnürchen führte, folgten sie unter dem wilden Rufe: „Nieder mit Marie! Nieder mit der Exekutivkommission! Nieder mit der Nationalversammlung!" ihrem voranschreitenden Chef, der sie auf die Place St.-Sulpice zurückführte, woselbst der große Schwarm den Bericht der Deputirten erwartete. Dieser Bericht bestand in den wenigen Worten: „Man hat uns Sklaven genannt; laßt uns sehen, ob wir als freie Männer wider diese Verräther kämpfen mögen! Nieder mit ihnen!" — Und wie wenn der Blitz in ein Strohdach fährt, loderte stracks die tilgende Flamme auf: „Vorwärts! Auf den Bastillenplatz!" donnerte die Stimme

des Anführers in die Menge hineln. Und sich wieder an die Spitze des Zuges stellend, führte dieser die unübersehbare Heeresschlange, die einer entknäuelten Riesenschlange glich, über den Quai, und instradirte sie dann, den Oberbefehl einem Andern übergebend, durch die Straßen Vieux-Colombier, St.-Dominique und Bac auf den Bastillenplatz, hart an den Eingang zur Vorstadt St. Antoine. Am Spätabend kamen die Massen dorthin und bivouakirten.

Es ist nun Zeit, nach der Straße Montreuil in den Trödlerladen Nr. 18 zurückzukehren, woselbst Papa Ramus in seiner Verkleidung am Fenster sitzt, mit seinen guten Augen aufmerksam die Vorbeigehenden mustert und seinem Gevatter nebenbei mit leiser, wispernder Stimme wichtige Mittheilungen macht. Kein Mensch hätte in dieser gräulichen Metamorphose Jemand Anders gesucht, als einen lumpigen Chiffonier aus der Gegend des Champ-de-Mars.

„Zählt darauf, Gevatter!“ begann er, „der 22. Juni wird in den Annalen von Paris und ganz Frankreich mit unvertilglichen Blutlettern in grober Fraktur eingetragen werden. Und da mir bei diesem großen Trauerspiele auch meine kleine Rolle zugetheilt werden und mein Loos so gut der Tod sein dürfte, wie er dies Hunderten, ja Tausenden sein wird, so möchte ich Euch, lieber Gevatter, in der Eile noch einiges entdecken, was mir schwer auf dem Herzen liegt. Hört, im Hause der Dame Rudière, bei der ich seit Jahr und Tag den Schreibunterricht ertheile, lebt als Elevin eine vater- und mutterlose Waise, Namens Rosalie von Chaurigny. Sie ist sehr reich und sehr alten Geschlechtes, eine Partie, wie es in unserer erlauchten Republik wenig bessere gibt. Auf diese Jungfrau haben es die Jesuiten abgesehen. Ja, die Jesuiten — glotzt mich an wie Ihr wollt, Gevatter! Denn wenn dieser Pellier, mein Kollege im Institut, kein Jesuit, und die Rudiere, diese Heuchlerin, nicht seine Bundesgenossin ist, so will ich meine drei Schreib- und Schwörfinger verlieren, die mir doch für meinen Lebensunterhalt unumgänglich nothwendig sind. Wie ich zu dieser Entdeckung gelangt bin, gehört nicht zur Sache; genug, ich bin überzeugt und möchte nicht blos das arme Mädchen aus den Klauen der Propaganda retten, sondern auch wo möglich des Raubvogels selber habhaft werden, der, wie ich nicht zweifle, bei diesem neuen Aufstande eine Hauptrolle spielt. Ich hoffe, dies holde Kind, das ich retten will, soll der Köder werden, wenn nur wir beide rechte kräftige Schlingen sind, die ihn zu fassen und zu halten wissen. Schließt Euern Laden, Alter; ohnehin würdet Ihr bald Abnehmer bekommen, die nicht anders als mit Prügeln und noch Aergerem bezahlen. Aber unthätig dürft Ihr darum nicht bleiben. Ein alter Knasterbart des Kaiserreichs, wie Ihr, Gevatter, hat heute und morgen Besseres zu thun, als hinter den schmutzigen Fleischtöpfen zu sitzen. Macht Euch unkenntlich, Ihr habt ein lebendes Beispiel vor Euch, denn meine eigene Frau würde mich nicht mehr kennen, wenn sie noch lebte, was gottlob nicht mehr der Fall ist — denn glücklich sind jetzt die Todten.“

„Und was soll?“ — fuhr der alte Martin heraus, während sein guter Freund bei der Erinnerung an seine Frau frischen Athem schöpfte.

„Was soll! was soll! Das werdet Ihr gleich vernehmen, unterbrecht mich nur nicht mehr. Ihr sollt um das Haus der Rudière herumrodiren, das sollt Ihr! Sollt, sobald der Teufel losgeht, nicht blos Eure Nase, sondern Euern ganzen vierschrötigen Leib hineinstecken, ohne Euern gesunden Menschenverstand draußen zu lassen; sollt, wenn Ihr von den Insurgenten, welche in wenigen Stunden Herren des ganzen Quartiers sein werden, angerufen werdet, entgegenbrüllen: „Sieg! Plünderung! Niederlage! Brandstiftung!“ So lautet nämlich die Losung der Kanaillen — sollt, sobald Ihr merkt, daß im Hause Gewaltthätiges vorgehen soll, es zu verhindern suchen.“

„Aber —“

„Kein Aber, parbleu! kein Aber! Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Sucht Euch ein paar zuverlässige Burschе aus und laßt sie die Maskerade mitmachen. Habt Ihr nicht des Trödels genug, um eine ganze Kompagnie Citoyens in eine Bande Hallunken zu verwandeln, und wohnen nicht hier herum ein Halbdutzend ehrenfester Bürger, die den Teufel von dieser neuen Revolution wissen wollen, da sie ihnen eine Freiheit ohne Hemd und Hosen in Aussicht stellt? Da ist der Metzger Michelet, welcher eine ferme Faust führt, der Schmied Bourdon, der die Kommunisterei längst gern in's Pech gebracht hätte.“

„Und der Gerber Gigot, der das Fell des Abrameleh in ein Paar Stiefelschäfte verwandeln möchte, und der Sattler Bourrü, welcher —“

„Schon gut!“ unterbrach der neumodische Blousenmann den in Zug gerathenden Gevatter; „ein handfestes Halbdutzend ist mehr als genug, die Taube zu retten und den Geier zu fangen, wenn es nur treu zusammenhält und sich dabei klug benimmt.“

„Dafür laß mich sorgen!“ entgegnete der militärische Trödler, sich in die Brust werfend und seinen schneeweißen Schnurrbart streichend; „ich bin in eine gute Schule gegangen. Wenn der Kaiser noch lebte — ah, wenn der noch lebte!“ — Er wischte sich die nassen Wimpern und stöhnte aus tiefster Brust.

„Ich bin kein Bonapartist,“ entgegnete der metamorphosirte Schreiblehrer, „mit allem erdenklichen Respekt vom Kaiser gesprochen — und ich hoffe, wir werden mit den Aufrührern schon ohne die Majestät im Dome der Invaliden fertig werden. Mich erbarmt nur des armen verführten Volks, das, während es für die Herrlichkeiten zu kämpfen wähnt, die man ihm im Februar leichtfertig und gewissenlos genug versprach, nur für ein paar Dutzend Schelme in die Schranken tritt, die Ball mit ihm spielen. Auch hier wird es gehen wie überall und immer: die großen Schurken werden ungestraft davon kommen und die kleinen gehängt werden. Aber Einen hoffe ich zu fassen! so wahr Gott lebt. Siehe, dort kommt er. Wer sollte in diesem schmutzigen und schlampigen Lakirer den feinen Pellier wieder erkennen mit dem ängstlich rasirten Bart, den weißen, fast durchsichtigen Händen und einer Wäsche, die blendender ist, denn frisch gefallener Schnee? Und nun, Gevatter, Gott befohlen und auf Wiedersehen im Hause der Dame Rudière. Vergeßt die Losung nicht: Sieg! Plünderung! Niederlage! Brandstiftung!“

Wie ein Blitz schoß der kleine Blousenmann aus dem Laden des Papa Martin auf die Straße, blieb aber wohlweislich auf dem Trottoir, ohne jedoch den Mann, der auf dem andern ging, einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Es war eine hohe, kräftige Gestalt, die aber mit wiegendem Gange und in cynischem Aufzuge dahin schlenderte, scheinbar völlig gleichgiltig und stumpf gegen die politische Gewitterschwüle, die sichtbar auf sonst Jedermann drückte, der des Weges ging oder kam. Mochten sich nun Alle im Begegnen über das eigentliche Wesen und Wollen dieses Mannes täuschen — das scharfe Auge des Blousenmannes auf dem andern Trottoir ward nicht irre. Dieser Blousenmann, unser Papa Ramus, schritt mit heiterer Sorglosigkeit — so schien es — zugleich aber durch das Summen der Marseillaise seine Gesinnung verrathend, vorwärts, dem Bastillenplatze zu, immer darauf bedacht, seinen Nachbar auf der andern Straße in den Augen zu behalten.

Eine ungeheure Menschenmenge bedeckte den Platz und alle Zugänge desselben. Fast alle diese Leute waren bewaffnet und die meisten gut. Ihr Aussehen war verhängnißvoll; man sah schreckliche Gesichter, furchtbare in Lumpen gehüllte Gestalten. Offenbar hatte sich das Volkselend mit seinen Emblemen schmücken wollen, um sie bei dieser Gelegenheit zur Erregung von Muth und Wuth vor Augen zu haben. Und was diese Masse noch entsetzlicher machte, das war ihr düsteres, wetterschwüles Summen und Murmeln, das sich jeden Augenblick in wildes, viehisches Gebrüll umtauschen konnte. Rings herum waren die Laden, Magazine und Weinhäuser geschlossen; es mochte gegen acht Uhr Abends sein. Offenbar befand sich diese gewaltige Masse in den Geburtswehen gräßlicher Ereignisse und harrte blos des Nothhelfers, der dem dunklen Drang die Richtung, dem Gefühle durch das Wort die That geben sollte. Dieser Geburtshelfer war nun da.

Hochaufgerichtet schritt er durch die zurückweichenden Blousen der Juliſäule zu, deren Basis er rasch erstieg, und plötzlich donnerte seine Stimme über den weiten Platz hin, also daß auch die Hintersten jedes Wort verstehen konnten. Er redete die Anwesenden als „Leidensbrüder“ an; er beklagte, daß die Freiheit immer, wie Herkules schon in der Wiege wider die umstrickenden Schlangen der Knechtung, kämpfen müsse. Zum Glück sei ihr die Kraft verliehen, die Reptile zu erwürgen, wenn sie die wirkliche, nicht blos eine Scheinfreiheit ist. In wenigen Stunden werde sie die Prüfung bestehen müssen, wie Jene sie bestehen mußten, als vor bald einem Jahrhundert das Volk sie glorreich auf dieser Stelle bestanden, an der sich die Bastille, die schauerliche Zwingburg von Paris, erhob. „Dort,“ rief der Redner, zuversichtlich nach einer Stelle hinweisend — „dort erhob sich das finstere Thor, durch welches so Mancher eintrat, ohne je wieder herauszukommen. Ihm rasselte eine Brücke entgegen, über die er wandeln mußte — o wenn es je eine Seufzerbrücke gab, so war es diese; es war die berüchtigte Brücke de l'Avancé. Dort jenseits der zweiten Zugbrücke ragten die sechs schrecklichen Thürme gen Himmel, die aus der Hölle der Tyrannei emporgestiegen waren; die beiden zunächst stehenden hießen Liberté und Chapelle, höhnende Namen für Freiheit und Religion, welche hier beide mit Füßen getreten wurden. Kennt Ihr die Dicke der Bastillemauern? Sie betrug noch zu oberst an den Dächern drei Ellen! Und wißt Ihr, daß jene

Thürme und Mauern der Unterdrückung mit ihren wohlgespickten Kanonenlucken diese Stadt überragten, so daß es unmöglich schien, sie im Sturme zu nehmen? Und dennoch wurden sie genommen und wären genommen worden, wenn die Dicke sechs Ellen gemessen und die Thürme in die Wolken gereicht hätten! Von der Bastille blieb kein Stein auf dem andern! Kartätschenhagel fuhr hinein ins stürmende Volk. Aber seit wann beschwichtigt der Hagel die brandende Woge? Ueberall drang die Gewalt der entfesselten Freiheit hinein — und die Köpfe Jener, die ihr Kanonenkugeln statt Brod — Tod statt Leben — Spott statt Wohlwollen gegeben hatten, zierten wenige Stunden nach dem Angriff die Spitzen patriotisch gehandhabter Piken. Wir haben nun keine Bastille mehr; aber die Feinde des Volkes sind nie um Mittel verlegen, der Freiheit den Garaus zu machen; sie brauchen dazu keine Bastille mehr, das Luxemburg und die Deputirtenkammer thun's auch, und die Advokaten und Geldmäkler kommen zum Verwundern schnell mit ihrer Schergen- und Henkersarbeit zu Hilfe. Während sie sich vom Blut und Schweiße der Bürger mästen, bauen sie gefährlichere Bastillen aus Gesetzen und Dekreten auf, welche die Privilegirten und Reichen wider die gerechten Ansprüche der Armen und Rechtlosen schützen; die Feudalherren der alten begrabenen Zeit haben Schlösser gebaut mit Kerkern, Verließen und Oublietten, in denen das Leben des Niedriggeborenen, sobald er den Menschen, den gottgeschaffenen, freien Menschen in sich fühlte, jämmerlich zu Grunde ging; aber was sind die dumpfen Fabriken, in denen schon die Kinder ihrer Jugend beraubt werden, anders als Mordhöhlen, in denen gefesselte Sklaven für unersättliche Herren arbeiten müssen, die in unermeßlichem Luxus schwelgen?

Schaut hin auf die Börse, auf die Deputirtenkammer, auf die Paläste der Geldwechsler, in denen Schacher und Betrug die große Mehrheit des Volks systematisch aussaugen und die freie Strömung des Vermögens, das Allen gehört, böswillig und räuberisch gehemmt wird! Wie ist's, wollt ihr länger diesen Molochen opfern? Wollt ihr länger am Gängelbande dieser Rabulisten und Leuteschinder laufen, die, durch Euer Vertrauen groß geworden, sich mit kriegerischer Gewalt umgürten, nnd, die Lunte in der Hand, bereit sind, euch mit Kartätschen, statt mit Brod, aufzuwarten, wie der schändliche Launoy, der Gouverneur der Bastille, vor fünfzig Jahren gethan? Wollt ihr das?" —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Bereitung des Pfeilgiftes bei den Tschoqua Indianern geschieht nur einmal im Jahre, und zwar zur Nachtzeit. In ein großes irdenes Gefäß, unter dem ein Feuer angezündet, werden die schädlichsten Pflanzen- und Schlangengifte gethan, darüber hängen eine Menge gelber Kröten, denen der Bauch aufgeschlitzt ist, damit das Fett herabträufele. Zum Kochen des Giftes wird das älteste Weib des Stammes ausersehen, das in den giftigsten Dünsten seinen ehrenvollen Tod findet. Alle Uebrigen tanzen mit Gesang um den Topf; die Alte singt mit, bis sie ihren Geist aufgegeben. Am andern Morgen ist das Gift erkaltet und wird mit Kassadasaft zum Gebrauch angewendet.

Als Torquato Tasso gegen den Willen seines Vaters zu Padua Philosophie studirte und Letzterer dem ungehorsamen Sohne vorhielt, was ihm denn die Philosophie helfe, antwortete Tasso in ruhigem Tone: „Sie hat mich gelehrt, die Härte Ihrer Vorwürfe in Geduld zu ertragen."

(Werth des Beifalls.) „Bravo! Bravo! Da capo!" — „Verzeihen S', Herr Nachbar, was war des für ein Stück?" — „Schaun S', des weiß i selbst net!" — „Warum schreien S' dann nachher so?" — „Weil ma sunst glaub'n könnt, i verstünd nix von der Musik!"

Lebensphilosophie.

Die schlimmsten Schmerzen sind auf Erden,
Die ausgeweint und ausgeschwiegen werden.

Auflösung des Räthsels in № 89:

Schwermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Montag, 8. August **1870.**

Vertrauen und Hoffnung.

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen!"
Ihm trauen wir in Noth und Tod,
Ihm, der die Welt geschaffen.
Sein Arm ist Kraft und Macht,
Er lenket jede Schlacht.
Wir trauen ihm, dem Herren,
Er wird uns helfen gern;
Gelobet sei sein Name!

„Ein feste Burg ist unser Gott!"
Er ist ein Feind der Lüge,
Hilft uns gewiß aus aller Noth
Und führet uns zum Siege.
Er ist der Wahrheit Hort
Und bleibt es immerfort;
Die Lüge hasset er,
Den Lügnern zürnet er
Und wird auch jetzt sie strafen!

„Ein feste Burg ist unser Gott!"
Er ist ein Freund der Treue,
Der Treue, die in schwerer Noth
Bewährt sich stets aufs Neue.
Traut ihm, dem besten Freund,
Der immer gut es meint;
Empfehlet seiner Hand
Das deutsche Vaterland;
Er weiß es zu beschützen!

„Ein feste Burg ist unser Gott!"
Er wird die Feinde schlagen
Und wechselnd stürzend in den Tod,
Wie einst Pharaons Wagen.
Wir trauen unserm Gott,
Dem Herren Zebaoth,
Er ist der rechte Held,
Der tut, was ihm gefällt
Und seinen Kindern frommet.

„Ein feste Burg ist unser Gott!"
O hört es, blut'ge Franken!
Wir trauen ihm in Noth und Tod;
Er läßt uns nimmer wanken,
Wird schützen uns im Streit
Trotz eurem Haß und Neid.
Wir trauen unserm Gott,
Dem Herren Zebaoth!
Gelobet sei sein Name!

Chr. Grund.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Ein zwanzigtausendfaches Nein wirbelte todverkündend in die Lüfte: „Nieder mit der Nationalversammlung! Nieder mit den Advokaten! Nieder mit den Reichen! Nieder mit dem Militär! Wohlstand für Alle! Reichthum und Gewalt für Keinen!" Diese Ausrufe drängten sich. Wie zündende Funken wurden sie von Einzelnen in die ergrimmte Menge geworfen und brüllend wiederholt. Dann donnerte es: „Zum Angriff! zum Angriff!"

„So sei's, meine Freunde!" fuhr der Redner mit sichtlicher Befriedigung fort. „Erwägt aber wohl, daß Ihr's mit einem wohlgerüsteten und überlegenen Feind zu thun habt; auch verlaßt Euch nicht auf die Sympathieen der Pariser Bourgeoisie, die jetzt schon, aus Furcht, ihren Mammon zu verlieren, mit beiden Händen ihre Hosentaschen zuklemmt! Verlaßt Euch blos auf Euch selber, auf Euer Recht, auf Euern Muth und auf den Erfolg eines wohldurchdachten und umsichtig geleiteten Kampfes. Gehorcht noch ein paar Tage, um dann unumschränkt zu regieren und Eure Errungenschaften nie wieder zu verlieren!"

Ein tausendstimmiger Jubel antwortete dieser Rede; ihm folgte der Ruf: „Führe uns, leite uns! Wir folgen Dir durch Noth und Tod!“

„Gut denn!“ erwiederte der Redner, „so stellt Euch reihenweise auf, damit Ordnung zu bringen ist in Eure Massen!“

Das Manöver ging fast augenblicklich von statten, und nun rief der geheimnißvolle Lenker dieser Tausende zwanzig Männer beim Namen auf und lud sie ein, zu ihm zu treten. Offenbar war seine Wahl auf lauter Individuen gefallen, die sich bereits einer gewissen Autorität bei ihren Kameraden erfreuten, auf entschlossene und verwegene Menschen, die das Gepräge des kommenden Treibens auf den ehernen Stirnen trugen.

„Das sind Eure Bataillonschefs! Seid Ihr's zufrieden?“

„Wir sind's!“

Rasch wurden jetzt die Schlachthaufen gebildet, welche sich dann ihre Hauptleute, Offiziere und Unteroffiziere selbst wählten. Rothe Abzeichen verschiedener Art und Größe bezeichneten den Rang. Woher diese Abzeichen kamen und die blutrothen Fahnen dazu? Sie erschienen wie durch Zauberhand herbeigeschafft. In unglaublich kurzer Zeit war die Organisation der Massen vollendet. Alles war offenbar schon vorher in wenigen Köpfen geordnet und vorbereitet gewesen. Dann wurde von den Bataillonschefs unter Vorsitz des Anführers in einem nahen Weinhause bei verschlossenen Thüren Kriegsrath gehalten, der aber kaum eine Viertelstunde dauerte. Offenbar hatte der Rebellenhäuptling, statt weitläufigen Rathes zu pflegen, blos Befehle gegeben und Anordnungen getroffen, die jetzt mit einer Pünktlichkeit, die einer bessern Sache werth war, alsogleich ausgeführt wurden. Unter Trommelschlag und Absingung der Marseillaise besetzten die Arbeiter rasch das Quartier der Vorstadt und zogen sich in lichten Säulen durch die Rues planchette, Contr'escarpe, Morçau, Lacuée nach der Brücke von Austerlitz. Bald wimmelte das ganze Quartier latin von Blousenmännern, die sodann das Pantheon, als Festpunkt, in Besitz nahmen. Die eingebrochene Nacht fand diese ganze Riesenarbeit gethan. Was aber während dieser Nacht (vom 22. auf den 23.) geschah, war noch wunderbarer, unglaublicher. Woher kam dieser Ueberfluß von Waffen, diese Fülle von Pulver und Blei? Niemand schien das so recht zu wissen; aber Jeder ward wie durch Geisterhände zur Genüge mit allen Kampfmitteln versehen, und dabei ward Jeder zu einem Geschäft verwendet. Hier mußten Barrikaden errichtet, dort die Zwischenwände der Häuser durchbrochen werden. Die Bewohner derselben waren entweder mit der Bewegung einverstanden und halfen ihre eigenen Wohnungen gleichmüthig verwüsten, die ausgebrochenen Bausteine als Wehrmittel an den Fenstern aufhäufend, oder sie sahen verdutzt und zitternd zu und ließen ohnmächtig geschehen, was sie nicht hindern konnten. In den Lärm der Weiber und Kinder tönten die einförmigen Hiebe der Axt oder des Spitzhammers — hie und da ein wilder Kriegsgesang. — Gegen Morgen waren alle die genannten Quartiere vom Pantheon bis zum Bastillenplatz und drüber hinaus bis gegen die Place-du-trône von der Rue-de-Chaudronnes bis zum Faubourg-Pissonnière mit den beiden Vorstädten St. Denis und St. Martin in ein großes wimmelndes Heerlager verwandelt. Ein gewaltiger Geist hatte das ganze erstaunenswerthe Werk geleitet und überwacht.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Papa Ramus umsehen. Derselbe hatte den Mann, welchen er für seinen Kollegen im Institut Rudière hielt, keine Sekunde aus den Augen gelassen. Auch ihm war eine tüchtige Büchse in die Hände gedrückt, Munition in die Tasche geschoben worden. Er hatte aber wohlweislich nicht gewartet, bis die militärische Eintheilung der Massen vor sich ging, sondern sich unbemerkt in einen Häuserwinkel zurückgezogen, von dem aus er das ganze Treiben übersehen und zugleich den Haupttreiber fortwährend beobachten konnte. Dies war ihm auch noch recht gut möglich, nachdem die Dämmerung eingebrochen war; denn unter Trommelschlag war allen Hausinhabern im ganzen Umkreis des Bastillenplatzes bei Lebensstrafe geboten worden, Lichter vor die Fenster zu stellen, wodurch eine Helle entstand, die den entschwundenen Tag beschämte.

Nachdem der Bastillenplatz bis auf einige Rotten, welche den Schutz des Hauptquartiers bildeten, wieder frei war, wagte der Alte sich aus seinem Versteck heraus, glitt um die Ecke der Rue-de-la-Roquette herum und kehrte, das Haus des Corps-de-Garde umgehend, mit festem und zuversichtlichem Schritt auf den Platz zurück und auf die Weinschenke los, welche, wie er mit Grund vermuthete, zur Aufnahme des Oberanführers bestimmt war. Mit ernster und sicherer Miene schritt er, seine Büchse auf der Schulter, bei der Thüre auf und nieder, immerfort die

Julisäule im Auge behaltend, um deren Wächterhäuschen, das einstweilen als Audienzlokal des Chefs diente, die ab und zu eilenden Rapporteurs summten. Endlich lichtete sich der Haufe der letztern, der Befehlshaber trat hervor, besichtigte im Vorbeigehen noch die an den Straßenmündungen sich erhebenden Barrikaden, an denen mit Eifer gearbeitet wurde, als ob wirklich das Wohl der Welt von diesen schrecklichen Verschanzungen abhinge. Sein Auge blitzte mächtig durch die Nacht und seine gebietende Stimme, die mehrere Aenderungen und Verbesserungen befahl, fand raschen, militärischen Gehorsam.

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte Einer den Andern. „Das ist ein zweiter Bonaparte.“

„Aber wie heißt er denn eigentlich?“

„Was weiß ich? Wir nennen ihn Er — und das genügt.“

Wie Papa Ramus vorausgesetzt hatte, trat der improvisirte General in das Weinhaus, vor welchem er Schildwache stand. Der Alte präsentirte respektvoll; die Hand an den weißen Filz hebend, salutirte Jener flüchtig. Kaum war er im innern Schenkzimmer verschwunden, als Papa Ramus in den Weinladen trat. Er stellte sein Gewehr in einen Winkel, ließ sich mit großer Gemüthsruhe und Behaglichkeit am nächsten Tische nieder und verlangte vom hereinrennenden Garçon eine Flasche Macon. Die äußere Stube war von Gästen fast leer, nur ein paar wartende Ordonnanzen saßen, das Kinn in die Hände oder die Stirne auf die über den Tisch gelegten Arme gestützt, schlaftrunken oder wirklich schlafend umher, während es im innern Zimmer desto lebhafter zuging. Der einzige Kellner schoß, wie bemerkt, aus und ein wie eine Bremse und vermochte dennoch den heftiger sich drängenden Befehlen der Gäste drinnen nicht zu genügen. Der arme Teufel wischte sich mit der Serviette Schweiß und Schlaf vom Gesichte und ließ ein que le Diable vous emporte! durch die knirschenden Zähne ertönen. Jetzt erhob sich der improvisirte Blousenmann rasch, schnitt ein Gesicht wie Hagelwetter und schnauzte den erschrockenen Garçon an: „Junge, Du bist nicht werth, die da drinnen zu bedienen; thust Du's doch mit sichtbarem Unwillen; das macht Dich verdächtig. Junge, gib her die Serviette und stelle Dich hier an die Thüre, damit Du bei der Hand bist und gleich holen kannst, was ich Dir im Auftrage der edeln Bürger da drinnen gebiete. Hörst Du, blanc-bec?“

Die Anrede des vermeintlichen Ouvriers war so à-propos angebracht, hatte so den rechten Anlaß und den rechten Mann getroffen, daß sie gleich die erwünschte Wirkung hervorbrachte. Vater Ramus war offenbar ein praktischer Psycholog und dabei ein couragirter Mann. Bleich, wie wenn er schon unter der verhängnißvollen Laterne stände, lieferte der junge Mensch das Zeichen seines Amtes, die Serviette, aus, holte in Eile, was im innern Schenkzimmer verlangt wurde, und übergab es mit großer Zerknirschung ebenfalls unserm Blousenmann, welcher sofort damit hineinging.

Er fand in der innern Schenkstube etwa ein Dutzend Burschen vom wüstesten Aussehen. Ihre Ueberhemden waren wenn möglich noch schmutziger und zerrissener als die der elendesten Bauernlapiers draußen, und was darunter hervorkam und durchschien, war nicht viel besser, als was der Chiffonier in seinem Korbe davonträgt. Im seltsamen Widerspruch jedoch mit diesen Aufzügen standen die zarten, wenn auch schmutzigen Hände, denen eine unwillkürliche Eleganz der Haltung und aller Bewegungen sowie auch die Gewandtheit und Zierlichkeit der Rede widersprach. Ueberhaupt stellte sich diese Armseligkeit, dieses schmutzige lumpige Gesindel mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit zur Schau und die Idee einer Maskerade hätte hier, wo sich die Verschworenen minder zusammennahmen und weniger vorsichtig waren, weil sie sich vollkommen sicher fühlten, auch bei einem minder scharfen Beobachter, als Vater Ramus war, unwillkürlich zur Geltung kommen müssen. Der Leiter des nächtlichen Unternehmens saß oben in der Sorgenecke, das eine Bein nachlässig auf der Wandbank, die Arme auf der Brust verschlungen, das Haupt gegen die Brust geneigt, wie von Erschöpfung — wahrscheinlich aber mehr, um die Reden der Anwesenden ungestörter und unbeachteter hören und prüfen zu können, was ein zeitweiliges rasches Aufblitzen der gesenkten Augen schließen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zwanzig Dollars Belohnung.) Auf folgende humoristische Weise wurde, Dank dem Talente eines New-Yorker Taschendiebes, einem ältern Herrn zweimal ein und dieselbe Uhr gestohlen. Nachdem dieselbe ihm das erste Mal auf eine ihm unerklärliche Weise entwendet worden war, hat er öffentlich zwanzig Dollars Belohnung demjenigen, der sie ihm wiedergäbe, er wolle selbst

dem Diebe keine Unannehmlichkeiten bereiten. Bald darauf redete ihn ein anständiger Herr auf der Straße an: „Sir, Sie sind um Ihre Uhr gekommen?“ — „Das bin ich!“ — „Sie versprachen dem Wiederbringer zwanzig Dollars Belohnung?“ — „Versprach ich.“ — „Versprachen, kein Aufhebens davon zu machen?“ — „Kein Aufhebens.“ — „Sind Gentleman?“ — „Bin ich.“ — „Well then, hier ist Ihre Uhr.“ — Der Gentleman bezahlte seine zwanzig Dollars, steckt seine Uhr ein und murmelt im Abgehen: „Möchte doch wissen, wie er's angefangen!“ — „Möchten Sie?“ — ruft ihm der anständige Herr nach; „soll ich's Ihnen zeigen?“ — „Yes, zeigen!“ — „Nun passen Sie auf,“ sagt der anständige Herr, „Sie erinnern sich vielleicht, wie an dem Tage, an welchem Sie Ihre Uhr verloren, Jemand heftig gegen Sie aus Versehen anrannte und Sie um Entschuldigung bat?“ — „Ist mir so.“ — „So, nun sehen Sie, das war ich.“ — „Freut mich, Ihre werthe Bekanntsch — aber, wie war's möglich?“ — „Erlauben Sie, ich werde es Ihnen zeigen.“ — „Yes, zeigen!“ — Und jetzt rannte der anständige Herr wieder gegen den ältlichen Herren an, bat um Entschuldigung und entfernte sich. — „Dank Ihnen!“ rief ihm der ältliche Herr nach und ging seiner Wege, wobei ihm einfiel, daß es wohl bald Essenszeit sein könnte. Aber um das zu erfahren, mußte er einen andern Herrn fragen, denn seine eingelöste Uhr war inzwischen eine Flöthenuhr geworden, sie war „flöten gegangen“, wie bei dem ersten Stoße des anständigen Herrn.

(Was die Damen nie eingestehen.) Es gibt Dinge, welche eine Dame nie eingesteht, mag sie nun alt oder jung, häßlich oder hübsch, groß oder klein, mager oder stark sein. Sie gibt nie zu, daß sie sich zu fest geschnürt hat, daß die Schuhe, welche sie trägt, viel zu enge sind; daß sie jemals auf dem Balle eher müde ist als ihr Tänzer; daß sie gerade so alt aussieht, wie sie wirklich ist; daß sie mehr als höchstens zehn Minuten zu ihrer Toilette gebraucht; daß sie jemals habe auf sich warten lassen; daß sie irgend etwas gegen ihre Ueberzeugung ausspricht; daß sie ein wenig Klatscherei nicht ungerne hat; daß sie, die Unverheirathete, sehr gern heirathen möchte; daß sie sich mehr Kleider wünscht als ihre beste Freundin hat; daß ihre Geduld recht oft zerreißt, — mit einem Worte — daß sie überhaupt wirklich Unrecht haben kann, ohne einen sehr triftigen Grund dafür zu haben.

Die Menschenopfer der Druiden und die Verbrennung der Wittwen in Indien, wie die der Hexen in der finstern Zeit des Mittelalters, haben nicht so viel Menschenleben gekostet, als durch die Krinoline bereits gefallen sind. Nach einer hoffentlich sehr übertriebenen — statistischen Angabe hat die Krinoline von 1850 bis 1869 in England allein 89,000 Frauen das Leben gekostet. — Also täglich acht Krinolinenopfer.

Ein Journalist sagte jüngst zu einem Landpächter: „Im Allgemeinen haben die, welche das Land kultiviren, nicht viel Geist.“ — „Dafür aber haben die, welche den Geist kultiviren, gewöhnlich keine Ländereien“, antwortete der Andere.

Charade.

(Zweisilbig.)

Ein munterer Bursch' ging über Land,
Als flotter Tänzer wohlbekannt;
Der Rock, die Stiefel nagelneu,
Die Vatermörder tadelfrei,
Das Gold geputzt auf's Beste;
So ging's zum Kirchweihfeste.
Schon sieht er vor sich auf der Höh'
Das Dorf, das Kirchweihdorf, Juchhe!
Vom Kirchthurm blinkt die Erste hell.
Doch ach — das Unglück schreitet schnell,
Dem Wege fehlt's an Breite;
Der Held — fällt in das Zweite.
Den Kühnen haßt nie ganz das Glück,
Der Edle brach nicht das Genick;
Und auch, o Wunder — sein Gebein
Blieb unversehrt; — allein, allein
Was ist's mit allem Glanze!
Am Rock zerreißt das — Ganze.
Doch hilft mit Zwirn und Nadel aus
Ein Mütterchen im ersten Haus;
Und kunstgerecht, mit flinker Hand
War bald das Unheil weggebannt.
Juchhe! dann gings zum Tanze.
Sagt an, was war das Ganze?

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Mittwoch, 10. August **1870.**

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

„Also bleibt's dabei," schloß ein als übertriebener Schmierfink gekleideter und mit schrecklichem Bart und Höcker behafteter Mensch. „Morgen nehmt Ihr sämmtliche Quais und Brücken vom Pont d'Austerlitz bis zum Pont de la Concorde dies- und jenseits der Seine in Besitz und sprengt die Nationalversammlung auseinander. Daß Ihr, statt Muth und Besonnenheit, Furcht und Verwirrung im Palais Bourbon und keinerlei Widerstand finden werdet, dafür soll von guter Hand gesorgt werden. Nicht wahr, Claude?"

Der also Angeredete gab aus einer Wulst von Haaren eine beistimmende Antwort und fügte dann mit einigem Zaudern die Frage bei: ob aber auch sicher darauf gerechnet werden dürfe, daß die Aufstellung der provisorischen Regierung sodann in treuer Uebereinstimmung mit der soeben geschehenen Namsung stattfinden werde?"

„Sie sollten „Thomas" heißen, nicht Barbès!" fuhr der bisher schweigsame Mann im Sorgenwinkel plötzlich auf; „Sie sind ein Ungläubiger, ein Zweifler, bei Gott, das sind Sie!"

Der Haarwülstige ließ ein ärgerliches Brummen hören und meinte, indem er einen unruhigen Blick umhersandte, es sei nicht nöthig, hier mit Namen um sich zu werfen; die Wände hätten Ohren und die Fenster Augen — worauf sein schmutziger Nachbar ihn tröstete: der Mann, welcher eben gesprochen, wisse, was er thue, und es sei eben sein Werk, daß man hier unbesorgt sich aussprechen dürfe."

„Gewiß dürfen wir das!" bestätigte der Geschmeichelte lächelnd, „und wären wir Alle Cocitoyères, zu deutsch: Höllenbursche, wie Sie, mein Freund. Seien Sie ohne Sorgen, meine Herrn! Der ganze Stadttheil des heiligen Antonius, der bekanntlich Schweine gehütet, ist — sammt der Brücke von Austerlitz und der Partie, welche zwischen der Rue St.-Jacques und den südwestlichen Barrièren jenseits der Seine liegt — in der Gewalt der Insurrektion, — d. h. in der unsrigen. Hier würde die Späherei und Horcherei, selbst wenn sie sich herwagen sollte, zur ohnmächtigen Neugier. Und so bleibt es denn dabei: Ihr kämpft im Schooße der Nationalversammlung und bringt babylonische Wirrniß und Rathlosigkeit hinein; wir hingegen kämpfen auf den Straßen und Plätzen, senden Tod aus Häusern und Kirchen, bis wir zu Euch durchgedrungen sind, um Euch auf den breiten Nacken der Volksgewalt zu laden, als Kornaks des aufgestachelten Elephanten! Dann schleudert Ihr eine Proklamation in die Menge hinein, eine kurze, bündige, im bonapartistischen Styl, etwa so: Bürger! die Welt sieht und bewundert Euch; die ewige Vernunft sprach durch Euch ihr zweites Werde! Ihr seid die wahren Helden, denn Ihr habt für keine Tyrannen, sondern für freie Männer gekämpft und gesiegt — nämlich für Euch selber. Das Programm der Februarrevolution soll fürder eine Wahrheit sein. Vertrauet Euch und uns — Amen!"

„Bon! Merveilleux!" schrie derjenige, welchen der Redner einen „geborenen Considérant" genannt hatte. „Mit solchen Worten jagt man eine Welt ins Feuer."

„Eine zweite Parisienne!" sagte bewundernd der Haarwulst.

„Sei sie meinethalben eine Marseillaise oder eine Roule Britannia! Das gilt mir gleich, wenn sie nur wirkt und rasch!" entgegnete kalt der Anführer der Blousenmänner. „Und nun Gott befohlen, meine Herrn, ich habe zu thun! He, Garçon, noch ein Glas Rum!"

Vater Ramus war schnell bei der Hand. Während er das Glas hinstellte, überflog der Blick des Chefs mit einer Mischung von Mißtrauen und Verwunderung das Antlitz des improvisirten Aufwärters. — „Wer seid Ihr, mein Freund?“ fragte der Rebellenhäuptling.

„Ein Mann!“ entgegnete der Befragte rasch und mit einer Stimme, die trotz ihrer Verstellung so natürlich klang, als wäre sie der gewöhnliche Ton der schreibmeisterlichen Lunge. „Ein Mann!“ wiederholte der Alte, „der das Februarprogramm der provisorischen Regierung besser auswendig weiß als den Katechismus und bereit ist, seinen Inhalt mit dem Flintenkolben auf den Köpfen derer auszulegen, die es verrathen haben!“

„Gut, mein Freund! Aber wer hat Dich hier als Kellner angestellt?“

„Das habe ich selbst gethan,“ lautete die brüske Antwort. „Der Gelbschnabel von Kellner pfiff ein Lied, das mir nicht behagte, es ging nach der bekannten Melodie: „Hol' Euch der Teufel!“ und da der Teufel blos die Reichen, die Vornehmen, die Verräther und nebenbei etwa auch die alten Betschwestern zu holen und sich nicht mit Euer- und Unsereinem zu befassen hat, so stellte ich den Kerl auf den Vorposten der äußern Schenkstube und ich selber nahm diesen ein, damit die Luft rein sei.“

„Ich zweifle sehr,“ entgegnete der hartnäckige Frager mit einem seltsamen Gesichtsausdruck, der nichts Gutes erwarten ließ, „daß die Luft durch Deine Erscheinung gereinigt worden sei, und sind Deine Absichten nach der Falschheit Deines Bartes und Haupthaares zu beurtheilen, so haben wir wenig Gutes von Dir zu erwarten. Laß einmal sehen, wie der Kern ohne Hülse sich ausnimmt!“

Während dieser Worte war der Sprecher unserm verdutzten Schreibmeister ohne Umstände in die Haare gefahren, welche ihm denn auch richtig in beiden Händen zurückblieben, worauf das kahlköpfige Haupt eines Mannes zum Vorschein kam, der in diesem Augenblick sicherlich zu sein wünschte, wo der Pfeffer wächst.

Keine Miene, keine Bewegung des Anführers ließ indessen merken, daß Papa Ramus erkannt sei. Er sagte weiter nichts als: „Ihr seid wahrlich zu alt, mein Freund, um den Kampf mitzumachen, der sich vorbereitet. Alte Leute, wie Ihr, müssen sich schonen, und an den Jüngern ist es, sie zur Ruhe zu nöthigen, wenn ihr Eifer ihren schwankenden Kräften Gefahr droht. Verfügt Euch also in dieses Gemach bis nach Austrag der Sache; Ihr werdet darin zwar keine Bequemlichkeit, aber auch keine Gefahr finden. Hinein!“

Der gebieterische Schlußruf stand in grellem Widerspruch zu der süßlichen Vorrede. Zugleich fühlte Papa Ramus sich gewaltig bei beiden Schultern gepackt und in einen dunklen Verschlag gestoßen, der zur Aufbewahrung von Fäßchen, Flaschen, Gläsern, Käse, Brod und andern Utensilien diente, wie sie ein Weinhaus der Vorstadt bedarf. Außen ward sodann der Riegel vorgeschoben und zum Ueberfluß ein schwerer Tisch an die Thüre gestellt, und so war denn Papa Ramus ein wirklicher Staats- und Kriegsgefangener der Blousenmänner. Inzwischen verlor er, trotz seines Unsterns, den Muth keineswegs; französisches Blut ist auch noch im Alter frisch und muthig, und französische Herzen hoffen, so lange sie schlagen. Er näherte sein Ohr einer Spalte, nachdem er vergebens alle Sehkraft seines rechten Auges darauf verschwendet hatte, durch dieselbe mit einiger Genauigkeit wahrzunehmen, was in der Schenkstube vorging; der Riß war für das Auge zu schmal, für das Ohr aber vollkommen breit genug. Und so hörte er denn, wie die beiden Blousenmänner von vorhin die Stube verließen und wie der Anführer ihnen nachrief: „Grüßet mir schönstens Euern Ludwig den Weißen, der eher Louis Rouge heißen sollte, denn seine Hoffnung ist auf Roth gestellt und über seiner Zukunft flattert die Blutfahne!“

Kaum waren die beiden Männer fortgegangen, so ließ sich eine weiche Stimme also vernehmen: „Erlauben Sie, mein Herr, Ihnen zu gestehen, daß ich nicht recht begreife, wie Sie die Hoffnungen Seiner königlichen Hoheit, des Grafen von Chambord, in Mitte der rothen Republik aufrichten und verwirklichen wollen?“

„Und warum nicht?“ fragte der Insurgentenchef. „Wäre es denn etwa das erste Mal, daß die Bourbons ihre weiße Fahne blutroth gefärbt haben, um den Thron des heiligen Ludwig wieder aufzurichten? Wer den Zweck will, mein Herr, muß auch die Mittel wollen. Die wilden Banden, die ich befehlige, sind weiter nichts als Donnerwolken, die die Luft von bösen Dünsten segen, um dann als erfrischender Regen auf die Hoffnungen des Faubourg St. Germain niederzufallen, zumal wenn ich ferner, wie bisher, darauf zählen darf, daß die königliche Großmuth des Herrn Grafen von Chambord, Ihres Gebieters, es nicht an Subsidien fehlen läßt, die gerade jetzt nothwendiger sind denn je.“ — Der Abgesandte der Bourbons erging sich in Schwierig-

Digitized by Google

leiten, denen der Blousenanführer mit zunehmender Kälte und mit jenem ruhigen Trotz entgegnete, der klar bewies, wie vollkommen er seine Unentbehrlichkeit kannte. Endlich hörte der Horcher das Abstellen eines klirrenden Geldsackes auf den Tisch und das Versprechen, daß binnen ein paar Stunden eine zweite Rata folgen werde.

„Mais mon dieu!" schrie eine gellende Stimme, nachdem der Geldlieferant sich entfernt hatte, „mon dieu, mon cher Monsieur! wie soll ich denn all' Ihre Zusagen mit den Ansprüchen Seiner Hoheit des Prinzen Louis zusammenreimen, für dessen Avènement Sie sich verbürgt haben? Hat er etwa minder geopfert für seine Zwecke, als diese elenden Bourbons mit dem Puder der Renaissance? Was gilt das schimmlige Andenken all' dieser Ludwige und Karle gegen die einzige Erinnerung an den großen Kaiser? Und was wiegen jene paar tausend Goldstücke gegen die Hunderttausende, welche der großmüthige Neffe Napoleons spendete, dessen Name allein schon eine Macht ist?"

„Nichts gelten sie dagegen, das weiß ich wohl," entgegnete der Bandenchef gleichmüthig; „aber viele Flüsse machen den Strom und viele Kräfte heben den Stein des Helden vom Grabe, was vereinzelte Stärke nicht vermöchte! Geduld also, mein Lieber, und Vertrauen! Der glänzende Name Napoleons wird sich aus dem Staube des Grabes und aus der Asche brennender Städte erheben, um unvergänglich — ein ewiges Gestirn am Himmel der Gewalt zu leuchten und zu regieren! Aber der Kreislauf der Dinge verlangt vorerst eine kurze Rekapitulation des großen Drama's, das seiner Krönung vorherging. Der Keil, den wir geschmiedet, hegt vorn die Schärfe des Jakobinismus, der die Reaktion folgt. Diese muß dann, weil sie morsch und nichtsnutz ist, der Herrschaft der Kanonen und Bajonette weichen, und Alles wird seinen raschen Verlauf nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Glücklich wie ein König!) Mag diese Redensart in andern Ländern mit Recht ihre Anwendung finden, so wird man dies doch in Beziehung auf Frankreich nicht behaupten können, wenn man — ganz abgesehen von den Gräueln, die in den früheſten Zeiten des Reiches den Thron befleckten — sich in das Gedächtniß zurückruft, wie viele, ja beinahe die meisten Könige der neueren Dynastien starben: Karl VI. wahnsinnig; — Karl VII. ließ sich verhungern, aus Furcht, von seinem Sohne vergiftet zu werden; — Ludwig XI. starb in seinem freiwilligen Gefängnisse zu Plessis-les-Tours, umgeben von seinen Opfern, gemartert von Reue und Gewissensbissen; — Karl VIII. wurde in seinem zwanzigsten Jahre vergiftet; — Franz I. starb an den Folgen seiner Ausschweifungen; — Heinrich II. an einem, in einem Turniere empfangenen Lanzenstoße; — Franz II. wurde durch seine Mutter vergiftet; — Karl IX. ebenfalls, und starb unter gräßlichen Qualen und blutiger Reue über die Pariser Bluthochzeit; — Heinrich III. wurde durch einen Dominikaner und Heinrich IV. durch einen Jesuiten ermordet; — Ludwig XIV. wurde unter dem dumpfen vorwurfsvollen Schweigen — Ludwig XV. unter den lauten Verwünschungen begraben; — Ludwig XVI. endete auf dem Blutgerüste; — Ludwig XVII. unbekannt, vielleicht im Elend; — Ludwig XVIII. starb nach einer Verbannung von zwanzig Jahren und einer zweiten von hundert Tagen; — Napoleon I., Karl X. und Ludwig Philipp starben in der Verbannung; — und — Napoleon III., lebt er glücklich? — Wird er glücklich sterben in der Gewißheit, daß sein Sohn nach seinem Tode die Krone trägt? — — Glücklich wie ein König!!! — —

Folgende reizende Geschichte, welche uns zeigt, daß Graf Bismarck einen guten Scherz wohl aufzunehmen versteht, wurde uns von dem Aufenthalte des Königs Wilhelm in Wien im Jahre 1864 berichtet. — Das königliche Gefolge wurde von Seiten des Publikums einer kritischen Musterung unterworfen und besonders begierig war man auf den Anblick des Mannes von „Blut und Eisen". — Die meisten bekamen ihn aber nicht zu sehen, denn bei der Ankunft des Königs auf dem Bahnhofe hatte Bismarck, wie man sich erzählte, im Eifer, Alles zu arrangiren, seinen eigenen Wagen übersehen und war genöthigt, der übrigen Suite in einem rasch herbeigerufenen Fiaker von Penzing nach Schönbrunn nachzufahren. — Dort angelangt, gab Bismarck dem Fiaker, der mit ehrfurchtsvoll gezogenem Hute den Schlag öffnete, zwei Gulden. „Aber E'r Gnaden," meinte der Fiaker, „dös ist doch a bissel zu wenig für so an Herrn. —" Erfreut über seine Popularität in Wien, fragte der preußische Minister: „Kennst du mich denn, mein Sohn?" — O, schon lang,

E'r Gnaden," antwortete der Fiaker. — „So, woher denn? —" „Na, halt aus dem Kikeriki!" entgegnete mit verschmitztem Gesicht der „fesche Fiaker". Bismarck lächelte, warf ihm eine Fünfguldennote hin und hat sich später nach dem Kikeriki erkundigt, einem Kollegen des Kladderadatsch, der ihm bisher noch unbekannt war.

Ein Engländer rühmte im Gespräch mit einem Amerikaner die Gastfreundschaft seines Vaterlandes und erzählte unter anderm auch die bekannte Geschichte mit der Punschbowle des Herzogs von Rutland bei der Taufe seines Erstgebornen. Diese Bowle bestand aus einem marmornen mit der heißen Flüssigkeit gefüllten Bassin, auf welchem ein Knabe in einem Boot von Mahagony herumfuhr und den Punsch an die im Kreise herumsitzenden Gäste mittelst einer langen Kelle austheilte. „Wenn's weiter nichts ist," entgegnete der Amerikaner, „bei der Taufe meines Bruders war die Punschbowle so tief, daß, als wir jungen Leute sagten, der Punsch sei nicht süß genug, mein Vater einen Mann in einer Taucherglocke auf den Boden hinunterschickte, um den Zucker aufzurühren."

(Eine gute Dividende.) Kürzlich erhielt ein Kapitalist einen Brief folgenden Inhalts: „Geehrter Herr! — Beigeschlossen empfangen Sie vier Postmarken à 1 Sgr. als den Betrag Ihrer diesjährigen Dividende von unserm gemeinschaftlichen Aktienunternehmen. — Hochachtungsvoll und Ergebenst rc."

Eine der neuesten kommerziellen Erfindungen ist das frisch patentirte Düten- und Packpapier. Das erfinderische Genie hat auf den spekulativen Krämergeist gefußt und das Ziel sich gesteckt, die Emballage so schwer als möglich herzustellen. Schon vor einiger Zeit erschien ein Papier, das durch Steinpulver ein besonderes Gewicht erhielt. Die neue Sorte Papier wird, da die vorige Zuthat nicht genügt zu haben scheint, durch einen Zusatz von Eisenfeilspänen beschwert. Englische und amerikanische Zeitungen preisen durch lange Reklamen dieses Fabrikat als vortheilhaft und lukrativ für Kaufleute an. Aufgeklärte Kaufleute begreifen sehr leicht, daß viele Gewürze, Thee, Kaffee rc. höheren Werth haben als Eisenfeilspäne, und legen bei Benutzung dieser Erfindung ein neues Besteuerungsmittel den Konsumenten auf die Wagschale der Gerechtigkeit.

Gemeinnütziges.

Ueber eine neue praktische Art, gefrorne Kartoffeln zu konserviren, welche ein Herr Krause-Wolka probirt und bewährt gefunden hat, berichtet man uns Folgendes. Man schüttet die gefrorenen Kartoffeln zum Aufthauen und Durchsammeln auf eine Tenne, wäscht sie, nachdem sie aufgethaut, und läßt sie dann mit Spreu in eine Grube bringen und zwar so, daß zuerst eine Lage Spreu durch zwei Männer gehörig festgetreten wird, hierauf eine ungefähr 4 Zoll hohe Lage der Kartoffeln, die mit etwas Salz bestreut werden müssen, ebenfalls festgetreten, dann wieder eine Schicht Spreu und so abwechselnd weiter. Herr Krause fand bei kürzlicher Revidirung der Grube die Kartoffeln nicht gefault, sondern von gutem Aussehen und eine schöne Weinsäure enthaltend, so daß er glaubt, dieselben, ohne zu kochen, zum Viehfutter benutzen zu können.

Lebensphilosophie.

Lieb' und Pflicht, vergänglich beide,
Der ist selig, der euch eint,
Bitt're Reue folgt der Freude,
Wo im Zwiespalt ihr erscheint;
Der schon ist beglückt zu nennen,
Der im schweren Kampf geübt,
Wenn sich Pflicht und Liebe trennen,
Fromm der ersten sich ergibt.

Scherzräthsel.

I.

Ein in willkürliche Theile zerlegtes Sprichwort:

Lie	ge	in
ro	essen	B
dich	essen	D
dich	esse	W.

Welches?

II.

Wer hat es besser, der Kaffee oder der Thee?

Auflösung der zweisilbigen Charade in № 92:
Knopfloch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Freitag, 12. August 1870.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

„Aber wenn Sie an den Kreislauf aller Dinge glauben, Verehrter," warf die scharfe Stimme des Unterhändlers ein, „so müssen Sie wohl auch dem Throne der Bonapartisten keine lange Dauer prognostiziren?"

„Alles auf der Welt nimmt mindestens für eine Zeit lang ein Ende," erwiederte der Führer des Aufstandes vollkommen gefaßt, „und dies geschieht jedesmal, wenn die eherne Gewalt zur Herrschaft gelangt und die „Ruhe von Warschau" hergestellt ist. Daß endlich auch die Gräber grünen, die Ketten sich abschleifen und die Kerkerwände Risse bekommen, versteht sich von selbst, sonst wäre der Spruch: „Sic transit gloria mundi!" eine Lüge. Weltbewegende Systeme, mein Herr, können selten durch die großen Männer, die sie — von einer erhabenen Berufung und Idee getragen — aufgestellt und gehalten haben, auf die Nachkommen vererbt werden, wie Geld und Gut, denn der Geist ist's, der lebendig macht. Möge Seine Hoheit, der Prinz, sich mit dem bescheiden, was ihm zugetheilt ist; vermag er seiner Familie die Zukunft zu sichern — wohl und gut, ich habe nichts dagegen."

„Ha, meine Freunde!" fuhr der Redner fort, nachdem der Abgesandte des Prätendenten das Zimmer verlassen hatte, „diese Tröpfe meinen, die große Strömung der Weltgeschicke sei nur Wasser auf ihre Privatmühle. Selbst Männer wie Napoleon, in dessen Riesenrüstung sich jetzt ein Zwerg spreizt, konnten, von ihren eigenen Erfolgen überwältigt, die Idee der Weltherrschaft nicht vom ertödtenden Wurme kleinlicher Eitelkeit rein halten, womit sie alsbald aufhörten, ins System und unüberwindlich zu sein. Jenen höhern Ehrgeiz, der seine Idee, das Ziel seines Strebens, nicht an Erbärmlichkeiten vertrödelt, und — genießend, ohne im Genusse zu versinken — selbst in den Armen der Liebe nicht aufhört, ganz und vollkommen ein Jünger jener wahren Ehre zu sein, die ihre Siege in Niederlagen, ihren Ruhm im Verfolgtsein, ihren Stolz in ihrer Unsichtbarkeit zu feiern weiß — jenen höhern Ehrgeiz, der ein wahrhaft göttlicher ist, haben nur wir, nur wir! Was thut es uns, daß die Schweiz uns austrieb, und die Welt, die wir am Gängelbande leiten, uns anspeit, ohne uns zu treffen? Wir sind Geist, und die Hand, die nach uns langt, greift in Luft. Wohl können sie Häuser erobern, die sie unsere „Nester" heißen; aber unsere Wohnungen sind überall, und wir wohnen ungesehen selbst in den Wohnungen unserer grimmigsten Verfolger und theilen ihr Lager und ihren Tisch. Sie vermögen nicht, uns auszurotten; wir können nicht sterben, denn der Geist stirbt nicht." —

Der Redner hielt hier inne, denn es wurde gar säuberlich an die Thüre geklopft, die sich nach einem barschen „Herein" öffnete. Die Hauptperson der im Zimmer Versammelten empfing den frischen Ankömmling mit höflicher, aber auffallender Kürze: „Was wollen Sie? Was bringen Sie, mein Herr? Haben Sie die Güte, sich kurz zu fassen; meine Zeit ist gemessen."

„Seine Majestät, der König —"

„Wie, Sie wagen es, hier mit „königlichen Majestäten" um sich zu werfen? Hier sind, wie mir dünkt, lauter Leute, welche blos die Majestät des Volkes anerkennen."

„Erlauben Sie mir, in meiner Weise zu sprechen," entgegnete der Ankömmling, indem er etwas auf den Tisch sinken ließ, das wie ein Sack voll Fünflivrethaler klang. „Sie empfangen

hier, Bürger! ein Scherflein in den Gotteskasten Ihres Unternehmens. Es ist in Wahrheit nur ein Scherflein, wie ich mit Bellemmung gestehen muß. Nehmen Sie den Willen einer erhabenen geplünderten Familie für's Werk an und empfangen Sie eine desto reichere Anweisung auf jene Zukunft, die Sie im Interesse Frankreichs herbeiführen werden. Der Oheim des Neffen fürchtet nicht, daß dem Neffen des Oheims*) die Pazifikation dieses unglücklichen Volkes übertragen werde, dessen Elend mit dem Augenblicke begann, da der Salomo der Fürsten seine Krone niederlegte."

„Legen Sie in Gottes Namen dieses Scherflein immerhin in den Gotteskasten meines Unternehmens!" entgegnete der Blousenchef mit leichter Ironie. „Hätten Sie Gold gebracht statt Silber, Sie wären durch diese Kleinigkeit minder beschwert gewesen. Was die Hoffnungen der Familie Orleans betrifft, so mögen dieselben ungefähr in gleichem Cours stehen, wie ihre Anweisungen auf eine glücklichere Zukunft. Versichern Sie den, der Sie gesandt, meiner vollkommenen Verehrung und sagen Sie ihm, ich beklage die Entbehrungen, die er erfahre, und würde sie noch schmerzlicher bedauern, wenn ich nicht wüßte, daß die amerikanischen Fonds nicht im Fallen sind."

Damit drehte der Sprecher dem Gesandten der exkönniglichen Familie den Rücken zu und ließ den Sack zu andern Säcken fallen. Als er aber im Umkehren bemerkte, daß der Ueberbringer des Geldes immer noch da war, entfuhr ihm eine Geberde der Ungeduld: „Sie haben gehört, mein Herr, daß die Zeit drängt; machen Sie, daß Sie fortkommen — es dürfte bald zu spät sein."

Dieser Weisung, die barsch genug gegeben wurde, war nichts entgegenzuhalten. Der Unterhändler entfernte sich mit einem hörbaren Seufzer. Der Anführer sandte ihm ein verächtliches Va-t-en nach und sprach dann: „Der Entscheid naht; in wenigen Stunden kann die Blutfahne von allen Thürmen der Stadt wehen, oder diese Tausende und Tausende, die unter meinen Befehlen stehen, werden von Blutwellen und Kerkern verschlungen. Wie sich's wende — uns kann das gleich sein; wir werden, so oder so, ins Blutmeer niedertauchen und die Perlen unseres Triumphes heraufholen. Dieses Volk muß mit Skorpionen gepeitscht, muß hinfällig und mürbe geschlagen und halb zermalmt werden, damit es nach Hilfe lechze und nach einer Kraft, um die es sich ranke."

„Wohl, mein hochwürdigster Bruder, und diese Kraft werden wir sein, wenn nicht die Eifersucht der Klerisei, wie auch schon geschah, sich wie ein Damm zwischen uns und das Volk stellt, das dem Erzbischof folgen wird, sobald derselbe als Friedensprediger erscheint. Und er wird als solcher erscheinen, wenn das Wetter losbricht, ich weiß es sicher!"

„Dann mag Gott ihm gnädig sein!" rief der Vorsitzer der „Wissenden". „Hier thut Krieg noth, nicht Frieden. Die Welt ist eine Arena geworden, auf der sich die Bestien selber zerreißen müssen, und wehe dem, der sie vor der Zeit hinter ihre Gitter zurückführt. Erst wenn die üppige Menschheit aus tausend Wunden blutet und in hilfloser Qual zu vergehen meint, ist sie für unsere Zwecke reif — und wehe und aber wehe dem, der dem rollenden Wagen in die Speichen, der erziehenden Macht in den Arm fällt! Und nun auf, meine Brüder! Mischen wir uns zu den Andern in die glühenden Massen, die ihren Feuerregen über dies Babel ergießen soll. Führen wir den Sohn wider den Vater, den Bruder wider den Bruder in den Kampf und halten wir den für unsern hassenswerthesten Feind, der diesen Kampf verhindern will, welchen wir ja blos ad majorem dei et sanctæ virginis gloriam entzündet haben." —

Damit eilten die verkappten Mitglieder der Gesellschaft Jesu aus der Trinkstube. Doch vernahm der gefangene Horcher deutlich, wie draußen der Anführer Jemandem befahl, getreulich Wache zu halten und, bei seinem Leben, den Arrestanten eher zu erschießen, als entrinnen zu lassen! — Kehren wir nun von diesem zum Institut Rudière zurück.

Hier sitzen, einem Schwarm verschüchterter Tauben gleich, einige und zwanzig Mädchen verschiedenen Alters um ihre zweite Mutter her, die sie zu trösten und zu ermuthigen strebt. Vergebens! Die Aufregung, welche den ganzen Stadttheil ergriffen hat, ist auch in diese stille und friedliche Wohnung gedrungen und hat sich der jungen, furchtsamen Gemüther bemächtigt. Seltsam, fast unnatürlich sticht die kalte Ruhe der Mattone gegen die Angst ihrer Pfleglinge ab,

*) Anspielung auf eine Karikatur, welche mehrere Wochen vor den Juniereignissen im Charivari erschien. Das Bild stellt Louis Napoleon und den Herzog von Nemours vor, welche beide, auf Adlern reitend, über den Thürmen von Notre-Dame zusammenstoßen, bei welchem Anlaß Louis Napoleon ausruft: „Ich bin der Neffe meines Onkels!" worauf der Herzog von Nemours erwiedert: „Und ich bin der Oheim meines Neffen!" (des Grafen von Paris).

die — ebensoviel theure Pfänder eines unbeschränkten Vertrauens derer, die sie übergaben — nun mitten in die Wogen eines Bürgerkrieges versetzt sind, der an Gräßlichkeit Alles zu übertreffen droht, was bisher Aehnliches in Paris geschehen ist. Man hört erschütternde Schläge an die Zwischenmauer, welche das Haus der Matrone vom Nachbarhause scheidet. Jeder dieser Schläge hat ein erneuertes und gesteigertes Angstgeschrei zur Folge — und als sodann wilde Gestalten in den Salon dringen, schmutzige und bärtige Blousenmänner — da verläßt selbst Rosalien der mühsam gehaltene Muth, und der Name „Pellier" gleitet, ein gellender Nothruf, über ihre Lippen.

Statt des Gerufenen springt durch die Oeffnung ein hoher Mann in einem Ueberhemde, das an Schmutz und Zerrissenheit jedes andere zurückläßt. Eine Kappe mit tiefschattendem Schirm deckt sein ohnehin finsteres, in einem Schwall von Haaren verstecktes Gesicht: „Daß Niemandem hier ein Leides widerfahre!" donnerte er befehlend; „jedes Haar auf den Häuptern dieser Damen gilt mir den Kopf dessen, der es berührt! Bürger Flotte, Du stehst mir mit Deinem Leben dafür, daß mein Wort eine Wahrheit bleibe!" — Als dieses Wort gesprochen war, sahen sich die jungen Damen vergebens nach dem um, von welchem es ausgegangen. Im Herzen Rosaliens hatte die Stimme des Unbekannten seltsame Ahnungen geweckt, die sie aber selber von sich wies: Pellier und dieser scheußliche Chiffonier? — Sie mußte selbst unter so schrecklichen Umständen über die Zusammenstellung lächeln.

Bürger Flotte, welchem die Sicherheit der Damen so nachdrücklich empfohlen worden war, trug sich etwas reinlicher als seine Kameraden; er war ein blühender Mann mit ausdrucksvollem Gesichte. Mit Artigkeit und in gewählten Ausdrücken entschuldigte er die Störung, die leider ein Werk der Nothwendigkeit sei, und beruhigte dann die zitternden Kinder mit der Betheuerung, daß Schönheit und Unschuld in keinen Händen sicherer, als in denen der Vertheidiger der Menschenrechte. Diese würden an die Damen der Anstalt Rudière nie eine andere Zumuthung wagen als höchstens die: Charpie zu zupfen. Für jetzt möchten sie, da Mitternacht vorüber, ruhig zu Bette gehen und sich für die Aufregung der nächsten Tage stärken. Diesem freundlichen Winke wurde sofort Folge gegeben. —

Ruhig wird der Schlummer der guten Kinder kaum gewesen sein, doch lagen sie länger als sonst in den Federn, denn die Glocke, die sie sonst frühzeitig zum Aufstehen und zur Arbeit rief, zögerte diesmal, sich hören zu lassen. Dafür krachten plötzlich aus der Gegend der Vorstädte St. Martin und St. Denys her Gewehrsalven, ihnen antworteten donnernde Kanonenschüsse — wer hätte da länger im Bette bleiben mögen, zumal nun auch von den Thürmen St. Marguérite und St. Paul die Sturmglocken erklangen und auf den Straßen ein furchtbares Gewirre und Gebrause entstand?

Es liegt weder in unserer Aufgabe, noch in unserem Willen, die Kämpfe der vier Junitage zu beschreiben, welche Paris und mit Paris ganz Europa an den Rand des Abgrundes brachten. Tausend Blätter enthalten die Schilderung jenes gräßlichen Blutbades, dessen Gräuel ihresgleichen in der Weltgeschichte suchen. Der friedliche Theil der Bewohner jener Stadttheile, durch welche die aufgehetzten Ouvriers ihre rothe Fahne trugen, wird noch lange davon zu erzählen wissen, wie die schönsten, breitesten Straßen während einer einzigen Nacht unwegsam gemacht und durch eine Reihe von Barrikaden unterbrochen wurden, die aus dem aufgerissenen Straßenpflaster, aus umgestülpten Fuhrwerken, aus Balken und allen Arten von Hausrath geschichtet waren, den die Horden aus den Wohnungen der theils wehrlosen, theils einverstandenen Bürger hinausgeschleppt hatten. Noch lange werden jene Bewohner der Vorstädte St. Martin, St. Denys, Poissonière, St. Antoine, des Lazare, des Quartier-latin — kurz der verschiedenen Standorte des Bürgerkrieges davon zu berichten wissen, wie es auf und zwischen diesen improvisirten Wällen von gräulichen Gestalten wimmelte, wie von Riesentermiten; noch lange nicht werden sie vergessen, wie durch die eingebrochenen Zwischenwände der Häuser finstere Rotten drangen, Kisten und Schränke, Klaviere und Schreibtische — ohne sich im Mindesten um den Werth der Gegenstände zu kümmern — aus den Fenstern auf die Straße warfen, um mangelndes Barrikadenmaterial zu ergänzen. Es gab Galgengesichter unter diesen „Vertheidigern der Menschenrechte", die das Blut in den Adern gefrieren machten, Verbrecherphysiognomieen, die ohne Mühe das T F auf dem Rücken errathen ließen. Dennoch wurde nichts geraubt; den Bewohnern der Häuser, sofern sie sich der Zerstörung ihres Eigenthums nicht widersetzten, geschah persönlich nichts Leides, und vor Allem wurde der Frauen geschont, denen überall nichts zugemuthet wurde, als Charpie zu zupfen und die Verwundeten zu pflegen, welche in die

Häuser geschafft wurden und in vielen derselben alle Stuben und Gänge füllten. Ein gewaltiger Wille schien, wie den Enthusiasten, so auch den Auswurf menschlicher Gesellschaft, der in den Reihen der Ouvriers focht, zu beherrschen und zu leiten; Jeder schien zu wissen, daß ein Abweichen von der kriegerischen Ordnung dem Unternehmen seine Einheit und seinen möglichen Erfolg rauben und mit dem Ganzen auch den Einzelnen verderben würde. Aber in diesen gierigen Blicken war auch deutlich zu lesen: daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei und man sich später für den Zwang des Augenblicks zu entschädigen wissen werde. Ununterbrochen knatterte während des Tages das Kleingewehrfeuer, in welches der Kanonendonner seinen erschütternden Baß lieferte. Alle Straßen und Plätze waren in dichten Pulverdampf, wie in Wetterwolken, gehüllt, aus denen Tod und Verderben blitzte und krachte. Erst die späte Nacht unterbrach den Kampf. Dann aber arbeitete statt des Feuerrohrs Schaufel und Hacke, und der Schütze ward zum Barrikadier, der, sein ça ira singend, neue Wälle aufwarf gegen die Angriffe des nächsten Tages. Allein trotz der heldenhaften Tapferkeit der Insurgenten und der musterhaften Ordnung, die in ihren Reihen herrschte, sahen sich dieselben am vierten Morgen nach ihrer Schilderhebung größtentheils in den Stadttheil zwischen dem Bastillenplatze und der Barrière du trône zurückgedrängt, und da die Anstalt Rudière mitten in dieser Gegend lag, so läßt sich die trostlose, entsetzliche Lage der jungen Mädchen denken, die sich in derselben befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der redende Stein.) Unterhalb Paris liegt im Seinefluß ein Felsen, welcher vom Volke der „redende Stein" genannt wird. Dieser Felsen kömmt nur in höchst trockenen Sommern zum Vorschein und ist jetzt — bei der großen Trockenheit — wieder sichtbar. Das Letztemal sah man den redenden Stein im Jahre 1756, unseligen Andenkens; denn in diesem Jahre wurde Lissabon durch ein Erdbeben zerstört und begann der schreckliche siebenjährige Krieg. Auf diesem Felsen sind folgende Worte eingehauen und darum heißt er auch der redende Stein: „Diejenigen, so mich gesehen haben, die haben geweint; und diejenigen, welche mich wieder sehen werden, die werden abermals weinen."

(Zeitgemäß.) In den letzten Tagen, als schon der Krieg von Frankreich erklärt war, disputirten einige Herren über die verschiedenen Parteistandpunkte in Deutschland. Ein Dabeisitzender, der des unerquicklichen Wortstreites satt war, sagte: „Meine Herren, entschuldigen Sie, ich meine, es wäre nicht zeitgemäß und höchst ungemüthlich, heute von Rückschritt und Fortschritt ꝛc. zu reden; wenn Sie Anklang finden wollen, so dürfen Sie von nichts anderem reden als von Feldschritt." Allgemeines Bravo erfolgte diesem Einfall.

(Das sicherste Mittel.) Oberstin: „Da soll jetzt den Soldaten der Friedensdienst so schwer gemacht werden, daß sie den Krieg als eine Erleichterung betrachten und mit Jubel in's Feld zieh'n; wie werdet Ihr denn Das anfangen?" — Oberst: „Wir werden alle Soldaten heirathen lassen."

Die nachfolgenden Zeilen so zu lesen, daß sie sich reimen.

Zum Krösus kam der Grieche Solon —
Da gab er ihm die weise Lehre;
Nicht Reichthum, König, machet dich
Zum Glücklichsten —
Wenn Geld und Gut einst von dir weichen,
Was bleibt dir dann noch?

(Man muß je bei der zweiten Zeile die Interpunktionszeichen mitlesen).

Lebensphilosophie.

Die Dümmsten putzen sich am meisten; so sind die dümmsten Thiere, die Insekten, am buntesten.

Jean Paul.

Räthsel.

Der König hat's nach altem Brauch;
Im andern Sinn der Bauer auch
Und selbst dem Städter fehlt es nicht;
Viel Damen zürnen, macht man's nicht.
Am Himmel Nachts es oft erscheint —
Jetzt saget mir, was ist gemeint?

Auflösung des Scherzräthsels in № 93:

1) Wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe. 2) Der Kaffee, weil er sich setzen kann, während der Thee ziehen muß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Montag, 15. August 1870.

Vier Vaterlandslieder.

1) Kriegslied.

(Melodie: Was blasen die Trompeten ꝛc.)

Wohlan, mein Volk, ergreife dein zweischneid'ges Schwert,
Daß unter die Franzosen, dem Blitz' gleich, es fährt!
Sein altes Gelüsten, Sadowa dazu,
Sie lassen dem wüsten Wälschthum kein' Ruh'.

Drum hat es frech begonnen den mörd'rischen Krieg,
Als hätt' es schon gewonnen den glänzendsten Sieg.
Treff' Fluch es und Schande! den Feind find't es Eins
Zum Schutz seiner Lande, des Rheins und des Mains.

Wir Alle steh'n für Einen und Einer für All'!
Solch Deutschland auf den Beinen ist Wälschlandes Fall.
Es hat sich vermessen in toll'm Uebermuth,
Mög's nie mehr vergessen, was Deutschland dann thut!

Deutschland macht dann jubilirend sich auf und herfür,
Bis Wälschland es gebührend gewiesen die Thür;
Denn deutsch ist sein Glauben, frei sein Regiment,
Wer dies ihm will rauben, sucht sicher sein End'.

Napoleon glüht vor Rache. Weßhalb? — Doch hört an!
Für die gerechte Sache steht Gott auf dem Plan.
Drum frisch dran, ihr Lieben, das Schwert in die Faust,
Zur Seine ihn getrieben, wie Sturm hingebraust!

Ein Melac neuster Sorte — Algiers Barbarei —
Will über dich man hetzen, steh' Gott dir dann bei!
Doch hast gut Gewissen, gerecht ist dein Gott,
Der Frevler muß büßen all Noth, allen Tod!

Wer ist bei Waterloo auf den Leib ihm gerückt,
Hat jämmerlich aus Rußland ihn heime geschickt?
Das waren die Germanen, vor Gottes Gefüg —
Du Geist deutscher Ahnen, hilfst wiedrum zum Sieg!

Drum frisch, mein Volk, ergreife dein zweischneid'ges Schwert,
Daß unter die Franzosen, dem Blitz' gleich, es fährt!
Sein altes Gelüsten, Sadowa dazu,
Sie lassen dem wüsten Wälschthum kein' Ruh'.

2) Elsaß-Lothring'n werde wach!

(Melodie: Schleswig-Holstein ꝛc.)

Elsaß-Lothring'n reich gesegnet,
Deutscher Sitte stammverwandt,
Schritt für Schritt bei dir begegnet
Jeder gutächt deutschem Land.
Elsaß-Lothring'n werde wach,
Bist von ächtem deutschem Schlag!

Ist nicht deine Sprach' die meine?
Wo versteht der Franzmann sie?
Ihre Mutter, ihre reine
Find'st du nur in Deutschland hie.
Elsaß-Lothring'n werde wach,
Bist von ächtem deutschem Schlag!

Deiner Städt' und Dörfer Namen,
Thun sie dies nicht alle kund,
Daß sie alle, alle stammen
Aus der deutschen Sprache Mund?
Elsaß-Lothring'n werde wach,
Bist von ächtem deutschem Schlag!

Singt von deiner Stadt am Rheine,
Deiner alten Münsterstadt,
Nicht manch deutsches Lied so feine,
Wie's sonst kein's gesungen hat?
Elsaß-Lothring'n werde wach,
Bist von ächtem deutschem Schlag!

O du deutscher, Deutschlands Krone
Durch der Wälschen Räuberei'n,
Durch den Neid gewisser Throne
Ausgebrochner Edelstein —
Elsaß-Lothring'n werde wach,
Bist von ächtem deutschem Schlag!

Elsaß-Lothring'n reich gesegnet,
Deutscher Sitte stammverwandt,
Schritt für Schritt bei dir begegnet
Ueberall sich deutsches Land.
Elsaß-Lothring'n werde wach,
Grüße deiner Freiheit Tag!

3) Wer möchte nicht ꝛc.

Wer möchte nicht ein Deutscher sein
Just grod' in unsern Tagen,
Mog er am Belt, mag er am Rhein
Des Toges Hitze trogen?
Wie hot des Fronzmanns kecktes Wort:
„Der Krieg ist euch erklärt!"
Uns Lieb' und Einigkeit sofort
Als wie im Teoum beschwert!

Wie hat dies Wort dem Funken gleich
Gezündet oller Orten,
Entzünd't im ganzen deutschen Reich
In Lied, in Thot und Worten
Die falte Lieb', die olte Treu'
Zum theuren Voterlonde,
Gonz ungeahnt geknüpft ouf's Neu'
Die olten, ew'gen Bonde!

Ja, unsere Sproche ist uns werth,
Lieb sind uns unsre Lieder;
Wir schützen sie mit deutschem Schwert,
Dos ficht noch wacker, bieder.
Und deutsche Sitte, deutschrs Hous —
Mon woge sie zu knechten —
Donn steht bewaffnet Mann und Maus
Zu seinen alten Rechten.

Jo, jo den olten Voter Rhein,
Den möchten sie wohl hoben,
Sie möchten on dem deutschen Wein
Sich einmol weidlich loben!
Doch mögen sie nur kommen on —
Die guten Herrn Franzosen —
Wenn deutsche Wichs sie woll'n empfah'n
Die frechen, rothen Hosen.

Sie sollen ihn nicht hoben, nein!
So schollt's durch alle Lande
Bei jedem, der im Herzen drein
Verroth nicht hegt, noch Schande.
Wir streiten nicht für Dynostie'n,
Für eitlen Ruhms Chimäre, —
Doch opfern wir gern Alles hin
Für Deutschlonds Recht und Ehre.

Du hoher Geist der olten Zeit
Der mächt'gen Freiheitskriege
Bist wiederum erwacht, o leit'
Uns wiederum zum Siege!
Ohn' ihn zieh'n wir nicht aus dem Feld,
Und gingen wir zu Scherben;
Für's Voterland kann als ein Held
Ein Jeder von uns sterben!

4) Gebet in Kriegszeit.

Es dannern die Kanonen, es dröhnet die Erd',
Wir hoben uns versündigt und ab von Gott gekehrt,
Wir haben nicht gehalten, o Gott, dein heilig Recht,
Wir hoben uns verirret von Jesu, deinem Knecht.

Wir konnten's oft vernehmen und haben's nicht gehört,
Wos du zu unsrem Heile uns täglich hast gelehrt,
Wie du durch deine Güte uns leiten wollt'st zur Buß',
Damit dein Tag des Zorns uns nicht verderben muß.

Drum suchst du uns so heime, drum dröhnet die Erd',
Drum host du deine Gnade so weg von uns gekehrt,
Drum hast du, wie einst Moab gen Israel erregt,
So heute die Franzosen zum Krieg gen uns bewegt.

Doch lieber Gott und Herre, der du einst deinem Land
So gnädig bist gewesen und hast mit starker Hand
Der Wohrheit Bahn gebrochen, der du oll' Missethat
In Gnoden host vergeben, so groß in Rath und Gnad' —

O tröste uns nun wieder, loß ob von deinem Zorn,
Und stelle die zurücke, die stets sich drücken vorn,
Die frechen Uebermuthes uns überziehn mit Krieg,
Und hoffen von dem Schlosse und ihrer Kunst den Sieg!

O Herr oller Herren, voll Macht in Noth und That,
O gib, doß er nun ernte, was er gesäet hat,
Der Feind deines Volkes, der Feind deines Worte
Trotz Spanier und trotz Dänen, trotz mancher hohen Lords.

O du Herr, ja du kannst es, du bist und schirmst dos Recht;
Hörst in der Noth das Wort, eh' ouf die Zung' sich's legt.
O gib, doß bold wir hören, was du uns zugedacht,
Doß du uns Sieg und Frieden host glorreich zugesagt.

Denn deine Hilf' ist nahe üb'roll dem, der dich liebt
Und der dir Furcht und Ehre in allen Landen gibt.
Drum gib, daß Güt' und Treue sich wieder baldig nah'n,
Und Redlichkeit und Friede sich küssen und umfah'n!

Doß bald sich wieder freue dein Völklein über dich,
Und rühmen olle Lande von der Gerechten Sieg,
Daß lobe dich und preise, wer deutsch nur lallen kann,
Für das, was du so herrlich an allen uns gethan!

Homburg. U.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Die Leiterin des Erziehungsinstituts schien indessen die Angst ihrer Eleven durchaus nicht zu theilen. Die Sorge um dieselben war einer seltsamen, fast wahnsinnigen Aufregung zu Gunsten der Insurgenten gewichen. Sie verhehlte es nicht im Geringsten, daß sie diesen den Sieg wünsche, und je hoffnungsloser die Sache derselben wurde, desto rückhaltloser streifte sie die Maske von sich, hinter der sie ihre Sympathie bisher verborgen hatte. Ohne Rückhalt suchte sie ihren kriegerischen Eifer auf ihre Pflegetöchter überzutragen und entblödete sich nicht, dieselben anzuhalten, das Steinpflaster des Kellers aufzureiben, und es in die obern Stockwerke des Hauses zu tragen. Die liebe, feine, gewandte Matrone war in eine Bellona, um nicht zu sagen in eine Furie, umgewandelt. Selbst Rosalie war erstaunt und fühlte sich abgestoßen über diese Verwandlung; eine düstere Ahnung stieg in ihr auf, der sie nicht

Herrin wecken konnte. Unwillkürlich mußte sie immer wieder das Bild des Blousenmannes mit Pelliers Bild zusammenstellen und dann des traurlichen Verhältnisses ihres Geliebten zu Madame gedenken. Daß Pellier seit dem ersten Kampfmorgen nicht wieder in der Anstalt erschienen war, hatte sie erst mit Angst und Kummer, dann mit Mißtrauen erfüllt, das sich an der vollständigen Sorglosigkeit der Instituthalterin über diesen Punkt nur um so zuversichtlicher entwickelte. Der reinen Seele des jungen Mädchens dämmerte ein schreckliches Licht auf. Mit Abscheu blickte die Tochter des Edelmannes, die Angehörige höhern Standes — aufgewachsen in den Regionen feiner Lebensart und aristokratischen Klimas — auf diese wilden, wüsten Rotten, die unter ihren Fenstern wehrlose Gefangene marterten und metzelten, Parlamentäre erschossen, ohne von jenem Manne abgehalten zu werden, welcher das Haupt der Verschwörung zu sein schien, und in dem sie gleich den Blousenchef wieder erkannte, der in jener verhängnißvollen Nacht auf den Ruf „Pellier!" ihr zu Hilfe geeilt war. Dieses Gefühl des Abscheus, welches Rosalien erfüllte, theilte ihre Erzieherin offenbar nicht; in ihren Augen funkelten Wuth und wilde Mordlust. Der Blousenmann, welcher oft im Hause und noch öfter vor demselben erschien, hatte freien Zutritt bei ihr. Mit Rosalien sprach er nie; oft aber fühlte sie, ohne aufzusehen, wie sein Blick sie umspann. Das Alles erfüllte sie mit Grauen. Je inniger sie ihre Erzieherin verehrt und sich in ihrer milden Weisheit gesonnt und verklärt hatte, desto heftiger fühlte sie sich jetzt von der zur Megäre Gewordenen zurückgestoßen. Diese schien nichts davon zu merken; der schreienden Angst ihrer Pflegetöchter stellte sie die rauhe Aufforderung entgegen, Heldenmädchen zu sein, und Rosalien wollte sie nöthigen, unter dem Krachen der Gewehrsalven und dem Donner der Geschütze das Blutlied: „Allons enfans de la patrie!" anzustimmen, was jene jedoch entschieden ablehnte.

In diesem Augenblick trat der Blousenmann herein, Gesicht und Hände vom Pulverdampfe geschwärzt. Sein Blick, unter buschigen Brauen hervortretend, ruhte mit einem eigenen unheimlichen Ausdrucke auf der zitternden Mädchenschaar. Das Schießen hatte seit einer halben Stunde etwas nachgelassen. Klirrend stieß er den Kolben seines dampfenden Gewehrs auf den Boden. Das mußte ein Zeichen gewesen sein, denn rasch öffnete sich die Thüre und ein feingekleideter, aber übel zugerichteter Mann trat zwischen vier bewaffneten Ouvriers herein. Die Stirn des Insurgentenchefs zog sich schauerlich zusammen, seine Augen schossen Blitze. — „Herr Lazabit," sprach er knirschend, „danken Sie es den Umständen, aber nicht mir, daß Sie noch leben. Fast wäre der Spruch an Ihnen erfüllt worden, daß wer sich muthwillig in Gefahr begibt, darin umkommt. Eilen Sie zu Ihren Kameraden zurück, zu den Knechten der Gewalt, die sich Abgeordnete der Nation nennen. Vier meiner Leute werden Sie begleiten. Sagen Sie Ihren Genossen: die Ouvriers in St. Antoine verlangen, wenn sie abziehen sollen, daß man ihnen vorerst eine zweistündige Plünderung gestatte, ihnen dreißig Millionen Franken zum Vertheilen unter sich anweise und ihnen den Kopf des Verräthers Cavaignac ausliefere. Nur unter diesen drei Vorbedingungen werden sie kapituliren. Und nun gehen Sie und melden Sie im Vorbeigehen den Generalen Lamoricière und Perrot, welche uns von der Bastille und von der Place du trône her im Schach zu halten suchen: in unsern Händen seien die Töchter der reichen Pariser — Sie sehen hier vorläufig ein hübsches Häuflein beisammen — und es sei geschworen, daß die Ouvriers sie als lebendige Palissaden vor sich auf die Barrikaden stellen würden, sobald ein einziger Schuß gegen sie fiele. Und nun Allez-vous-en, Monsieur!"

Der Nationaldeputirte, welcher sich im Bestreben, dem Blutbade Einhalt zu thun und die Ouvriers zur Unterwerfung zu bereden, in's Bereich der Barrikaden gewagt hatte und gefangen genommen worden war, verließ schweigend das Zimmer, in welchem jetzt der Blousenchef, auf ein Kanapee sich streckend, bequem seine Büchse wieder lud. Kaum war er mit dieser Arbeit fertig, als ein Genosse hereinstürzte und meldete, General Brea und sein Adjutant Mangin hätten mit der Parlamentärfahne nahebei eine Barrikade bestiegen und redeten nun beweglich für Unterwerfung und das Volk höre ihnen ruhig zu.

„Ich," schrie der Vandenchef, vom Sitze aufschnellend, „ich will ihnen das saubere Handwerk der Verrathspolitik auf immer legen! Kommt sie herüber, und sind sie in unserer Gewalt, so zwingt sie, ihre Soldaten zum Rückmarsche zu kommandiren. Weigern sie sich, so machen wir kurz! Nachher rapportirt. Ich bin todtmüde, sonst käme ich selber!"

Der Untergebene legte, militärisch salutirend, die Hand an die Mütze und eilte fort. Der Chef aber, seine Büchse in die Beuge des linken Armes stellend, lehnte sich auf's Divankissen

zurück und schloß die Augen. Madame Rubière bewachte sorgfältig seinen Schlummer und — statt ihre Elevinnen zu entlassen — gebot sie ihnen blos, die „Ruhe des Tapfern“ nicht zu stören. Bald aber entstand auf der Straße gewaltiger Lärm. Die muthigern Mädchen gewahrten, durch's Fenster blickend, einen Menschenhaufen sich zum Hause eines Hafners drängen, welches der Anstalt gegenüber lag. Man konnte dem Manne gerade in die Werkstätte und in die Mündung des ungeheuern Ofens sehen, in welchem ein mächtiges Feuer loderte. Dieses wurde durch Gestalten verdunkelt, die — von Bajonetten zurückgehalten — sich darin regten und wanden und ein herzzerreißendes Geheul ausstießen. — „Gott im Himmel! sie verbrennen Menschen da drüben!“ schrie Rosalie.

Bei diesem Ausruf erhob sich der Bandenchef und trat ebenfalls an's Fenster, das er öffnete: „Was gibt's da drüben? Was treiben sie bei Bürger Leloup?“

„Sie braten dreißig gefangene Nationalsperlinge!“ lautete die Antwort der befragten Schildwache; „es sind aber von unsern Leuten dabei, die sich der Röstung wiedersetzen.“

„Die haben recht. Hier ist nicht der Ort zu derlei Auto-dafés; so was ertragen die feinen Nasen junger Damen nicht. Sage den Burschen, sie sollen die schreienden Vögel gleich heraus lassen, oder ich lasse gleich das Haus umzingeln und es Allen, die drinnen sind, über dem Kopf zusammenbrennen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einem on dit zufolge soll der Selbstliebe des Kaisers Napoleon der Umstand einen gewaltigen Stoß versetzt haben, daß, während sein Oheim von einem Canova gemeißelt wurde, er selbst nur von einem „Steinmetz“ ausgehauen werden soll.

Saarbrücken.

(Mel.: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!“ ꝛc.)

Sie setzten Napoleon auf sein Pferd.
Hurrah!
Das machte dem Kaiser gar viel Beschwerd'.
Hurrah!
Und auch der Loulou war mit dabei,
Auf daß die Gloire vollkommen sei.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Der Louis ist nun da.

Saarbrücken, die große Festungsstadt —
O je!
Ihn länge schon weidlich geärgert hat —
O je!
Der wollt' er jetzt zeigen in großer Schlacht,
Wie die „Grande-Nation“ Gloire sich macht.
O je, o je, o je!
Thät's Reiten nur nicht so weh!

Er hielt auf dem Berge in sicherer Hut.
So, so!
Er dreht sich den Schnauzbart voll grimmer Wuth.
So, so!
Und Dreißigtausend marschirten voran,
Er führte sie alle von hinten an —
So, so! — So, so! — So, so!
Mit ihren Chassepots.

Nur seine famose Kugelspritz',
Ei, ei!
Die hat er vergessen in großer Hitz',
Ei, ei!
Doch dreiundzwanzig Kanonen sind da:
„Wir siegen, und Loulou schreibt's der Mama.“
Ei, ei! — Ei, ei! — Ei, ei!
Das gibt ein groß' Geschrei.

Und bis sie geschossen das Nest in Brand —
Ja, ja!
Das Häuflein Deutsche, sie hielten Stand.
Ja, ja!
Drauf rückte nun ein die Grande-Nation,
Der Louis, er telegraphirte schon:
„Ja, ja! — Ja, ja! — Ja, ja!
„Die alte Gloire ist da!“

In Paris aber noch in selbiger Nacht —
Eh bien!
Las man an den Ecken: „Die große Schlacht!“
Eh bien!
Deß freute die Grande-Nation sich sehr;
Die Jungen schrie'n mörderlich: „Vive l'Empereur!“
Eh bien! Eh bien! Eh bien! —
Wenn's immer so leicht nur geläng'!

Ferdinand Roch.

Auflösung des Räthsels in № 94:
Der Hof.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Mittwoch, 17. August **1870.**

Auch eine Frauenfrage.

Möchten wohl in unsern Tagen
Deutsche Frauen ferner tragen
Noch die Moden aus Paris?!
Auf, entsagt dem fremden Tande,
Weist ihn aus dem deutschen Lande,
Heute und für alle Zeit!

Fort mit Chignon und mit Röckchen,
Riesenpuffen, falschen Löckchen,
Wulsten à la Eugénie;
Brauchen keine fremde Waare,
Haben auch noch eigne Haare,
Blond und schwarz und dunkelbraun.

Fort mit Paniers und mit Bändern,
Mit Frisuren und Gewändern
Vom Pariser Karneval —
Fort mit all den fremden Dingen,
Deren Namen lockend klingen,
Weil sie kommen von Paris!

Seide können selbst wir spinnen,
Blendend weiß lockt unser Linnen,
Wohlbekannt in aller Welt,
Und die schönsten Spitzen wachsen
Billiger im nahen Sachsen,
Als im fernen Alençon. —

Baden, Württemberg und Bayern
Sollen jetzt Triumphe feiern
Mit Gewerben deutscher Hand,
Und aus Oesterreichs Fabriken
Wird man uns nicht Schlechter'res schicken,
Als uns Frankreich hat gebracht!

Wollen Alle uns mit Freuden
Schlicht in deutsche Stoffe kleiden
Aus dem großen Vaterland: —
Auf dem theuren deutschen Boden
Tragen wird nur deutsche Moden
Jede ächte deutsche Frau!

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Der Befehl wurde stracks ausgerichtet und eben so rasch befolgt. Einige der Opfer waren schon todt oder tödtlich verletzt, für diese kam die Ordre zu spät. Die halbverkohlten Leichen wurden auf die Straße geworfen. Als der Zug der Gefangenen vorübergeführt ward, um in einen der tiefen Keller der Vorstadt geworfen zu werden, sprang eine der Megären, welche zu Hunderten herumschwärmten, auf den Hintersten, einen feindlichen Dragoner, los, der — verwundet wie er war — sich mühsam fortschleppte. Sie kreischte: „Hâlte-là! Du bist einer von denen, die meinen Sohn niederritten. Gevatter Leloup, komm' und hilf mir ihn mindestens an diesen Bratspieß stecken, wenn er auch nicht geröstet werden darf!"

Sie wies auf einen spitzigen Pfahl, welcher aus der nächsten Barrikade empor ragte. Und Gevatter Leloup begriff sie gleich und legte willig Hand an. Vergebens schrie der Todtwunde und rief Gottes Barmherzigkeit an. Tiger hätten sich erbarmt; diese Menschen fühlten kein Erbarmen. — Ein Schrei des Entsetzens ertönte im Saal der Madame Rudière. Rosalie sprang auf den Bandenchef zu, der sich wieder gemächlich auf's weiche Kanapee gestreckt hatte. „Um Gottes und der Jungfrau Barmherzigkeit willen!" schrie sie, „rettet Herr, helfet!"

In diesem Augenblick drang ein gräßliches, übermenschliches Geheul in die Ohren der Anwesenden. Unwirsch über die neue Störung, trat

der Angerufene wieder ans Fenster, sah hinaus, zuckte die Achseln und sprach: „Bei Gott, sie haben ihn gepfählt. Meine Damen," sprach er dann, „hier ist nichts mehr zu retten. Ich bedaure sehr, Ihnen nicht dienen zu können."

Damit streckte er sich neuerdings auf die weichen Kissen. Aber er sollte keine Ruhe finden. Die Ordonnanz von vorhin trat ein und rapportirte: der General Brea und sein Adjutant Mangin seien erschossen worden, nachdem sie sich geweigert, ihre Leute zum Abzug zu kommandiren. Die Einzelheiten des Berichtes waren so entsetzlich, daß bei Anhörung derselben mehrere der jungen Mädchen in Ohnmacht sanken.

Die Ordonnanz lachte: „Hätten diese Dämchen," sprach er, „gesehen, was ich auf dem kurzen Wege von Marché Beauveau bis hieher sah, sie wären kaput gegangen, auf Ehre! Da war eine alte dicke Bürgerin, ich denke eine Fischverkäuferin, oder was dergleichen — diese hackte an der Ecke der Straße Lenoir einem gefangenen Dragoner beide Beine, just unter den Schenkeln, mit einem beilartigen Instrumente ab, setzte und band ihn mit Hilfe einiger Gamins wieder auf sein Roß, und trieb dieses mit Ruthenhieben in die feindlichen Reihen zurück. Das war ein famoser Einfall! Eine andere ältere Dame hatte einem Offizier der Gardes mobiles, die Gott verdammen möge, den Kopf abgesägt und diesen, wo ein Loch sich fand, mit Pulver und Werg gestopft; dann steckte sie das ganze Ding auf eine hohe Pike und das Werg an — die Explosion ging los — potz Donner, wie der Kerl aussah, als sie vorüber war! — Am Eingang in's Hospital St. Antoine waren einige andere Damen gerade beschäftigt, einem halben Dutzend Nationalgardisten mit scharfen Küchenmessern die Bäuche aufzuschlitzen, und zwar bei lebendigem Leibe. Was die Kerle zappelten! Aber es half ihnen Alles nicht! sie waren geknebelt und an Händen und Füßen festgebunden. Weiterhin —"

„Ça suffit babillard!" unterbrach ihn der Chef in seiner prompten Weise. „Gut mag es schon sein, meine schönen jungen Damen, wenn Sie für das, was Sie nun gleich selber sehen werden, einigen Vorbereitungsunterricht genießen. Madame Rudière!" fuhr er gegen die Institutrice gewendet fort, „Sie werden nun ohne Zeitverlust den bewußten Spaziergang zur Barrikade der Rue de Reuilly mit diesen lieben Kindern unternehmen. In einer Viertelstunde ist der Waffenstillstand abgelaufen; wir dürfen nicht zaudern. Aber halt, was gibt's da?"

Eine lautlose, gegen den bisherigen wilden Lärm grell abstechende Stille war plötzlich auf der Straße entstanden. In demselben Augenblicke trat eilig ein neuer Bote in die Stube, welcher dem Bandenchef einige Worte in's Ohr flüsterte. Dieser gab ihm eben so leise eine Weisung zurück, worauf der Untergebene rasch wieder von dannen eilte. Der Mann jedoch, der hier Alles beherrschte, wandte sich mit leichter Verbeugung gegen den zitternden Kinderkreis und bat, noch einige Augenblicke zu verziehen. Damit schritt er, den Karabiner nachlässig in der niederhangenden Hand wiegend, ins Nebenzimmer, dessen Fenster, wie die des Salon, auf die Straße gingen. In demselben Augenblicke ließ sich unten ein betäubender Trommelwirbel und eine halbe Minute später ein Schuß hören, welchem ein unermeßliches Jammergeschrei folgte.

Dieses Geschrei tönte nicht blos von der Straße herauf, sondern erfüllte auch den Salon nebenan. Neugierig war, als der Bandenchef in's Kabinet ging, Rosalie von Chaurigny mit einigen der muthigern Mädchen an's Fenster getreten, um sich das Räthsel der plötzlich eingetretenen Stille lösen zu lassen. In ihrem unermeßlichen Erstaunen sahen sie die große Mehrzahl des wüsten Barrikadenvolks, andächtig auf den Knien liegend, den Ermahnungen eines greisen Priesters horchen, in welchem sie den Erzbischof von Paris erkannten. Ein ächter Apostel des Herrn, stand der ehrwürdige Kirchenfürst, von seinen beiden Vikaren begleitet, auf der dem Hause zunächst sich erhebenden Barrikade und sprach Worte der Liebe und der Weisheit zu der verirrten Heerde, die in ihm den treuen und bewährten Hirten anzuerkennen schien. Da wirbelten plötzlich die Trommeln, eine blitzende und krachende Rauchwolke qualmte nebenan — die hohe Gestalt des Prälaten brach zusammen und seine Begleiter ergriffen die Flucht. Einen Moment drückten die Schauer der schrecklichen That jeden Hauch in die Kehlen zurück — dann aber machte das Entsetzen sich in einem Aufschrei Luft, in welchen jedes noch nicht ganz entmenschte Wesen einstimmte.

Gleichzeitig trat der Blousenmann aus dem Nebenzimmer. „Es ist da unten ein großes Unglück begegnet," sagte er mit bewegter Stimme. „Ich beklage den guten alten Mann, der sich so unbedacht in Gefahr begab. Warten Sie einen Augenblick, Madame Rudière!" Damit eilte er hinunter, und bald sah man ihn die Menge zertheilen und an den Ort vordringen, an welchem

Digitized by Google

der sterbende Erzbischof lag. Im Nu war eine Bahre bei der Hand und ein benachbarter Arzt, in dessen Wohnung der Verwundete sorgsam getragen wurde. Während dies geschah, war der Bloufenchef sinnend auf der Höhe der Barrikade stehen geblieben, und kaum war der traurige Zug hinter der nahen Hausthüre verschwunden, als der Chef nun seinerseits die Banden haranguirte. Die Mädchen hörten wohl den Klang seiner gewaltigen Stimme; seine Rede konnten sie nicht verstehen, doch war sie mit so ausdrucksvollen Geberden und von einem solchen Gepräge entschiedener Kraft begleitet, daß sie sich über das donnernde Hurrah, das der kurzen Ansprache folgte, nicht im mindesten wunderten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein paar Kraftworte aus alter Zeit, zu Nutz und Frommen der süddeutschen Armee.

Ein im Frieden aufgewachsenes Geschlecht findet nicht sogleich die Kraftsprache jener Zeiten, die im Kriege gehärtet wurden, und denen der Kanonendonner zur Gewohnheit geworden war. Ich kann nicht zweifeln, daß ein paar gewaltige Worte, einst von gewaltigen Menschen in solchen Zeiten gesprochen, jetzt Wiederhall finden müssen. — Der jesuitische Charlatanismus, mit welchem die Franzosen erklärten, daß sie den Krieg gegen Deutschland im Namen der Civilisation führen, während sie zu gleicher Zeit die Turkos in den Reihen ihrer Armee mit aufführten, gehört gewiß zum Stärksten, was wir in diesen Tagen erlebt haben. Wie dankbar müssen wir doch den Franzosen sein, daß sie uns die Bildung der afrikanischen Race bringen wollen! Da gilts, zu wissen, in welcher Weise sich früher gute Deutschen für so treffliche Absichten dankbar bewiesen haben, sich jetzt wieder etwas gründlicher jenes schwäbischen Ritters und des Schwabenstreichs zu erinnern, den er an einem Türken verübte. Uhlands humoristische Darstellung kennt Jedermann. Dagegen ist gewiß die kurze und schlagende Weise, wie Abraham a. St. Clara die Geschichte erzählt, den meisten neu. „Ruhmwürdig, sagt er, ist die Courage, welche jener deutsche Soldat gehabt in dem Kriegsheer Barbarossae; dieser tapfere Alemann und Schwab konnte wegen seines abgematteten Pferds der Armee nicht folgen, hatte also ziemlich weit nach derselben seinen müden Schimmel an dem Zaum geführt, ganz alleinig, denne aber fünfzig starke Türken begegneten, vor welchen er sich allein ganz nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Roß gehalten, mit der anderen also gefochten und einen solchen Streich geführt, daß er einen Türken vom Kopf hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel bis auf die Haut des Pferds von einander zerspalten, ob welchem die andern dergestalt erschrocken, daß sie eilends die Flucht genommen. Dergleichen tapfere Courage, setzt der treffliche Abraham hinzu, gebühren einem rechtschaffenen Soldaten." Ja dieser Feldprediger im großen Styl, der in Wien die schweren Türkenkriege durchmachte, wußte, was man in solchen Zeiten zu predigen hat. „Den Feind schlagen, den Türken jagen, den Mahometaner zwagen, die Muselmannen plagen! Es ist nicht genug das Gotteshaus, sondern Gotteshaus und Zeughaus müssen bei einander sein. Es ist nicht genug der Rosenkranz, sondern Schanzen und Rosenkranzen müssen bei einander sein. Es ist nicht genug, die Händ' zu Gott aufheben, sondern die Händ' aufheben und die Händ' anlegen müssen bei einander sein. Auf Mirakel müssen wir uns nicht steifen, weilen noch menschliche Hilfe bei Handen, sondern mit Segen und Degen bringen wir Viktori zuwegen. Gott wird uns bewahren, also hoffen wir Christen insgesammt, aber wir müssen uns auch wehren!" Sind das nicht lauter goldene Worte? Das Fürstenhaus, das an der Spitze der deutschen Armee steht, erfreut sich eines hohen Rufes der Frömmigkeit. Aber es hält sich an unseres Abrahams Regel: Händ' aufheben und Händ' anlegen müssen bei einander sein. Solche Heerführer sind geeignet, den Muth des Heeres auf's Aeußerste zu steigern. Das Haus der preußischen Hohenzollern hat in den unvergeßlichen Freiheitskriegen mehr für Deutschland geduldet und mehr geleistet, als irgend ein anderes. Wie oft standen damals die Glieder dieses Hauses auf blutigem Schlachtfeld für Deutschlands Befreiung. In der heißen Schlacht bei Großgörschen kämpften der König Friedrich Wilhelm III., sein Bruder Wilhelm, der damalige Kronprinz und Prinz Friedrich mit, und damals schrieb Schenkendorf seine schönen Strophen auf den Kronprinzen von Preußen, die in unsern Tagen von selbst ihre Anwendung finden:

Wer sprenget auf dem rothen Roß
Bis in die vordersten Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das munt're Leben weihen?

Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron!

Du wirst uns lang im Ehrenfeld,
Mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werther Held,
Ein frommes Scepter führen;
Du rascher, lieber Königssohn,
Wir retten Dir den deutschen Thron.

Mannigfaltiges.

(Marschall Canrobert's werthvolle Erinnerung.) Im letzten „Vaterland" findet sich folgendes verfängliche Geschichtchen: Auf einem der Tuilerienfeste wurde Marschall Canrobert von einer Dame gefragt: „Wie gefalle ich Ihnen in der Krinoline, welche ich heute Abend trage?" — „Ganz vortrefflich, Madame," erwiederte lächelnd der Marschall. „Uebrigens hat diese Tracht für mich etwas ganz besonders Anziehendes; sie erweckt in mir die Erinnerung an einen Gegenstand, der mir einst sehr werth gewesen und das Ziel meines irdischen Strebens umschloß." — „Halten Sie ein!" fiel ihm die Dame in das Wort, „oder kommen Sie schnell zum Schluß Ihrer Rede; Sie stellen meine Neugierde auf eine zu harte Probe. Ich brenne darauf, den Gegenstand zu kennen, der Sie mit solchem Feuer zu erfüllen vermag und durch meine unschuldige Krinoline in Ihr Gedächtniß zurückgerufen wird. Geschwind, Herr Marschall, nennen Sie den Gegenstand!" — Und wieder lächelte der Marschall, dann sagte er trocken: „Es ist mein ehemaliges Zelt als Oberbefehlshaber in der Krim. Einer Dame in der Krinoline darf nur noch ein Fähnlein auf das Haupt gesetzt werden, und ich würde glauben, mein Zelt sei lebendig geworden und zu mir hergewandelt nach Paris."

(Katzenmusik.) Ein Schreiben, welches der „Hess. Mgztg." aus Marburg (Kurhessen) zugeht, berichtet von großer Entrüstung, welche sich dort in Folge der Bettagspredigt des Superintendenten Kümmel kundgegeben habe. Es heißt in dem Schreiben unter Anderm: „Kümmel begann mit den Worten, daß er auf Befehl Sr. Majestät Gottesdienst halten müßte, und stellte die jetzige Kriegszeit als Strafgericht Gottes für 1866 dar. Die allgemeine Erbitterung zeigte sich in einem großen Zuge Marburger Studenten und Bürger, die nach Absingung patriotischer Lieder vor der Wohnung des betreffenden Herrn demselben ein „pereat" nebst Katzenmusik brachten. Der Herr suchte eine Rede zu halten, aber da er sich in weiten Anläufen bewegte und die Beantwortung der Frage, ob er Deutschlands Sieg und Einigkeit durch die Hohenzollern wünsche, zu umgehen suchte, wurde er durch die allgemeine Kundgebung unterbrochen, nie wieder die schönen Räume der deutschen Elisabethkirche durch irgendwelche Reden zu entweihen und Marburg Lebewohl zu sagen." Die Marburger, heißt es weiter, wollten einfach aussprechen, daß für Bilmarianer hier kein Boden ist.

Eine in Besançon erscheinende Zeitung „Le jour" bringt folgende die französische Prahlerei kennzeichnende Aufforderung: Eine Million Franken demjenigen Soldat, der den König von Preußen lebend in die Hände des Kaisers liefert. Hunderttausend Franken für jeden andern deutschen Fürsten. Die Redaktion jener Zeitung bemerkt, daß alsdann die ganze Gesellschaft in Cayenne einquartiert würde.

— Marseillaise und „Marseillaise".

ER lächelt: Singt die Marseillaise,
Das Lied, das Euch begeistern kann!
Doch Roch'forts Zeitung „Marseillaise"
Belegt ER mit dem stärksten Bann.
So will die Stimmung ER erzwingen
Bei seinem Volk, in seinem Heer.
Man darf die Marseillaise singen,
Doch lesen? — Niemals! Nimmermehr!

(Na, Vater Moltke, nu mach'n Plan.) Graf Moltke wurde ein paar Tage vor seiner Abreise, aus dem Palais des preußischen Königs kommend, von einem Trupp Jungen mit einem „Hoch" empfangen. Als er sich grüßend umwendete, rief Einer aus der Gesellschaft: „Na, Vater Moltke, nu mach'n Plan!"

Lebensphilosophie.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Freitag, 19. August 1870.

Aufruf *).

Von der Nordsee zu den Alpen
Sammelt sich die deutsche Macht,
Deutsche Frauen! Allenthalben
Steht auf des Gebetes Wacht.
Arbeit hilft uns nicht allein,
Segen muß erbeten sein.

Deutsche Frauen! Nasse Blicke
Sehen die Geliebten ziehn;
Vor dem Lenker der Geschicke
Sinkt in euren Thränen hin!
Frauenthräne weiht die Wehre,
Die da kämpft für Deutschlands Ehre.

Deutsche Mütter! Für die Söhne
Laß uns Gottes Schutz erfleh'n,
Daß der heil'ge Sieg sie kröne
Daß sie fest beisammen steh'n.
Mutterherz hat große Kraft,
Fleht, daß Gott den Sieg uns schafft.

Deutsche Bräute! die ihr ringet
Mit des Abschieds heißer Pein,
Auf zu Gott die Herzen schwinget,
Und Er wird euch Trost verleih'n.
Im Gebete wächst die Kraft:
Gott ist's, der den Sieg uns schafft.

Deutsche Jungfrau'n, reine Herzen!
Bittet für das Vaterland!
Auf der Wunden heiße Schmerzen
Legt den heilenden Verband!
Deutsche Jungfrau'n, steht bereit!
Hand und Herz verlangt die Zeit.

Von der Nordsee zu den Alpen
Sammelt sich die deutsche Macht ꝛc.
(Wie Strophe I.)

Louise von Plönies.

*) Vorstehendes Gedicht, das zunächst für einen kleineren, der Verfasserin befreundeten Kreis im Manuskript hierher gelangt war, verdient wohl in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Die zu Darmstadt lebende, noch nicht überall nach Verdienst gewürdigte Dichterin hat bereits in vortrefflichen Hervorbringungen auf dem Gebiete der lyrischen, epischen und dramatische Poesie ihr schönes Talent bekundet (Abälard und Heloise; Maria Magdalena; die hl. Elisabeth ꝛc.). L. L.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Während dieses Gerufs und Gelärms richtete der Mann auf der Barrikade seine Blicke nach den Fenstern der Anstalt und winkte mit der Hand, worauf Madame Rubière sich an die Schaar ihrer Zöglinge wandte und ihr zu folgen befahl. Nur Rosalie von Chaurigny sollte zurückbleiben, so lautete ihre Weisung.

„Es ist ein schwerer Gang, den wir thun müssen," schloß die würdige Dame, „aber ein gefahrloser, wie ich hoffe. Jedenfalls theile ich denselben mit Euch als eine Mutter, die ihre Kinder nicht läßt. Denkt an die Frauen des Alterthums, die Schweres gethan, wenn der Ruf der Freiheit, des Vaterlandes, der Menschheit an sie erging. Dieser Ruf ergeht nun auch an Euch. Euer Erscheinen wird Tausende von Menschenleben retten. Dieser Stadttheil ist rings von den Feinden der wahren Republik eingeschlossen: dort auf dem Bastillenplatze kampirt der Mordknecht Perrot, auf dem Thronplatz der Bluthund Lamoricière; ihre Legionen umgürten St. Antoine als undurchdringliche Kette, ihre Todesröhre sind auf diese Häuser und Plätze gerichtet, ihre Mineurs haben dieses Erdreich unterwühlt und die Höhlen mit Pulver gefüllt. Euer Erscheinen, meine Kinder, wird die Mordwuth

dieſer Philiſter lähmen, welche die Revolution verrathen haben. Was Ihr freiwillig thut, müſſen die Töchter der andern Anſtalten gezwungen thun. Auch ſie werden, wie Ihr, gekleidet in die Farbe der Unſchuld, die Barrikaden beſteigen und die Herzen der Mörder erweichen, daß die Gewehre ihren Händen entſinken, die Lunten in ihren Fäuſten erlöſchen, und den Männern, die hier eingeſperrt ſind, wie Löwen im Käfig ein Ausgang zur Flucht geöffnet wird. Allons, meine Engel! Partons, mes enfants!"

Damit trieb die „Erzieherin" ihre Heerde vor ſich her; die Mädchen folgten der Weiſung lautlos wie Lämmer zur Schlachtbank. Roſatie wollte ihr Schickſal theilen, aber Madame Rudière wiederhotte ihr ſtreng den Befehl, zu bleiben und das Haus zu hüten. Die Jungfrau wäre tauſendmal lieber mitgegangen, ihr ahnte die Gefahr, welche ſie draußen und auf den Barrikaden erwartete, ſei unendlich geringer als die, welche ihr hier im Hauſe drohte. Weinend ſah ſie ihre Freundinnen durch die aufgeregten Maſſen ziehen, welche ſich vor der holden Schaar reſpektvoll theilten, ihr und ihrer militäriſchen Eskorte eine weite Gaſſe machend. Der Bandenchef war von der Höhe der Barrikade verſchwunden. Andere dienſtfertigen Hände halfen den guten Kindern und ihrer Führerin hinüber, und bald war der Zug den Augen der Jungfrau entſchwunden, die, im Gefühl ihrer Verlaſſenheit und der ihr drohenden Gefahren, die heiße Stirne an die kühle Glasſchribe lehnte. —

Plötzlich fühlte ſie einen leiſen Schlag auf die Schulter. Aufgeſchreckt wandte ſie ſich um und ſtand vor dem Bandenchef, der raſch ihre Hand ergriff: „Folge mir," ſprach er mit gepreßter Stimme; „wir haben keine Zeit zu verlieren. Lamorcière muß die Straße nach Charonne öffnen, ſonſt ſind Deine Gefährtinnen Kinder des Todes!" — Doch mit Abſcheu wandte Roſalie ſich von dem Blutmenſchen ab, der ihre Hand nur um ſo feſter hielt.

„Roſatie von Chaurigny!" flüſterte er heftig, „erkennt mich denn Dein ahnendes Herz nicht? Erräth Deine Liebe das Räthſel meiner Erſcheinung nicht? Bin ich denn, trotz dieſer ſchmutzigen Lappen, nicht derſelbe, deſſen Bild Deine Seele füllt?"

„Fort, Ungeheuer!" ſchrie, mit einem plötzlichen Rucke ſich losreißend, das erglühende Mädchen. „Meine argloſe Seele war nur dem Lichte zugewandt, in deſſen glänzender Hülle Du mir entgegen trateſt, nicht Dir, Du Satan! der die Hölle mit verrathenen Seelen füllt und die Erde mit dem Blute der Gerechten düngt. Hebe Dich von mir!"

„Mir bleibt keine Zeit," entgegnete der Abgewieſene rauh, „Dir zu beweiſen, daß der Zweck die Mittel heiligt und dem kurzſichtigen Menſchenwitz Manches kohlſchwarz erſcheint, was vor Gott heller glänzt denn die Sonne. Noch einmal: willſt Du mir folgen?" — „Nie!" lautete die feſte Antwort des Mädchens.

„Nun, ſo vollbringe Gewalt, was liebende Mitde nicht erreichen konnte!" Mit dieſen Worten umſchtang er ſie mit ehernen Armen und trug ſie, trotz ihres Sträubens und Schreiens, federleicht der Thüre zu. Doch ehe er dieſe erreicht hatte, ward ſie von fremder Hand aufgethan und herein draugen fünf gräuliche Blouſenmänner. — „Sacré bleu! Was gibt's hier?" rief der vorderſte, ein ſchneeweißer Knaſterbart. Ich glaube gar eine Entführung?"

„Gebt Raum!" ſchrie der Bandenchef befehlend, „und geht an Euren Poſten!" — „Unſer Poſten iſt hier, parole d'honneur! Aber ich kalkulire, der Deine iſt anderwärts, Kamerad!" entgegnete der Alte mit gemüthlichem Spott.

„Mein Poſten iſt überall! Kennſt Du dies Abzeichen?" fragte, den Schlitz der Blouſe öffnend, der Häuptling ſtolz.

„Ich kenne es," lautete des Andern kaltblütige Antwort; „dies rothe Band mit dem goldgeſtickten Belle iſt das Abzeichen des größten Schurken, der innerhalb der Mauern von Paris iſt!"

Der Verbrecher erbleichte; ein Zittern der Wuth und Angſt flog über ſeine Lippen — raſch aber faßte er ſich wieder und ohne ſeine ſchöne, ohnmächtige Beute fahren zu laſſen, richtete er, rückwärts gehend, ſich ſtolz auf und donnerte: „Wer ſeid Ihr, Burſche? — Die Parole!" —

„Ich will Dir ſie auf den Rücken ſchreiben, Deine Parole, verfluchter Böſewicht!" ſchrie der unerſchrockene Alte, in welchem wir trotz der Verkleidung unſern Gevatter Martin aus der Straße Montreuil wieder erkennen; ſie heißt: „Sieg — Plünderung! Niederlage — Brandſtiftung!" Solche Paroten und Loſungen geben ſich blos Mordbrenner, Meuchler und Räuber, nicht ehrliche Kriegsleute. Und nun gib Deine Beute her und Dich gefangen; an ein Entrinnen iſt nicht zu denken, wie Du wohl ſiehſt."

Des alſo Bedrohten Geſicht nahm einen unbeſchreiblich gräßlichen Ausdruck an, während ſeine Zähne knirſchten, als zerbiſſe er Eiſen, ſchweifte ſein wetterleuchtender Blick ſpähend über die fünf

Angreifer. Das Ergebniß seiner Forschung war kein tröstliches. Die feindliche Rotte hatte sich zu einem Halbkreise formirt und drohte ihn zu umzingeln. Rechts vom alten Martin stand der stämmige Gerber Gigot mit einem schweren Karabiner, links der riesige Metzgermeister Michelet mit einer gewaltigen Schlagaxt, ihm zur Seite der vierschrötige, muskelkräftige Meister Bourdon, seinen gewichtigsten Schmiedhammer in der rußigen Faust; neben Gigot hatte sich der gelenke Sattler Bourru mit einer Reiterpistole hingepflanzt und erwartete mit sichtbarer Ungeduld das Kommando zum Feuern. Diesem zu begegnen, deckte der Bandenchef sich mit dem regungslosen Mädchen, indem er dasselbe aufrecht vor sich hin hielt. Zugleich gewann er, plötzlich rückwärts springend, den Eingang ins Kabinet und schleuderte dann die leblose Gestalt Rosaliens mitten unter seine verdutzten Verfolger, deren Aufmerksamkeit dadurch einen Augenblick von ihm abgezogen wurde, um sich dem liebenswürdigen Wesen zuzuwenden, das ihrer Theilnahme so nachdrücklich empfohlen worden war. In demselben Augenblicke schmetterte der Flüchtling die Kabinetsthüre zu und verriegelte sie inwendig. — „Das ist ein Teufelskerl, aber er wird uns doch nicht entwischen!" rief der militärische Trödler, die Ohnmächtige sanft auf den nächsten Divan legend. Frisch, meine Jungen! brecht die Thüre zusammen!"

Es bedurfte hiezu kaum des vereinten Zuschlagens der Herren Michelet und Bourdon. Der Schwarm drang ein, sah und suchte — der Verbrecher war verschwunden. Die fünf ehrenwerthen Bürger der Vorstadt St. Antoine glotzten sich mit einem unaussprechlich possierlichen Ausdruck dummen Erstaunens an, welches der Gevatter Martin mit der Frage unterbrach: „Hat ihn wirklich der Teufel geholt?"

„Nein, hier durch ist er, bei meinem Leben!" schrie der Sattlermeister Bourru, welcher zuerst eine Verkleidung der hintern Wand bemerkte, die ein Luftzug bewegte. Man hob die Scheintapete auf, entdeckte den durchgebrochenen Paß ins Nachbarhaus, in welches die fünf Männer wüthend eindrangen. Sie fanden dasselbe leer bis auf eine alte Frau, welche nichts gesehen und nichts gehört haben wollte. Eine lange Zeit ging mit Suchen verloren. Endlich kehrten sie auf demselben Wege, auf welchem sie sich entfernt hatten, in das Zimmer der Wittwe Rudière zurück. Dort fanden sie Rosalien aus ihrer Ohnmacht erwachend. Mit dem Ausdruck wilder Seelenangst betrachtete sie die bärtigen Gesichter der sie umgebenden Blousenmänner, deren Anführer sich's angelegen sein ließ, die junge Dame zu beruhigen. Während er dies mit treuherzigen Worten that, öffnete sich die Thüre und herein trat — fein gekleidet und mit der gewöhnlichen Eleganz seiner äußern Erscheinung — Herr Pellier. —

Kaum erblickte ihn das Mädchen, als es, von Entsetzen geschüttelt, mit einem gellenden Aufschrei wieder auf das Kissen zurücksank. Neue Ohnmacht umnebelte ihre Sinne und Bewußtsein. Pellier aber trat mit dem Ausdruck inniger, von jedem andern Gefühl völlig unbefangener Besorgniß zu dem Lager seiner schönen Schülerin, als deren Lehrer er sich den wackern Bürgern ankündigte. Respektvoll wichen diese zurück.

„Wolltet Ihr wohl," wandte Herr Pellier sich an den ehrlichen Trödler, „die Güte haben, ein Glas frisches Wasser zu reichen, guter Freund? Ihr seht, die Freude über mein Erscheinen ist dem guten Kinde gefährlich geworden. — Und Ihr, mein Bester, könntet mir vielleicht etwas Hirschhorngeist in der nächsten Apotheke holen," fuhr er, gegen Meister Bourdon gewendet, fort, nachdem Gevatter Martin sich dienstwillig entfernt hatte. „Besser aber, es gehen ihrer zwei; der wackere Herr da mit der Schlachtaxt wird wohl die Güte haben, Euch zu begleiten und Eurem Verlangen bei dem Apotheker Nachdruck zu geben, nicht wahr? Aber eilt Euch, ehe es zu spät ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Weißenburg.

Der berühmte Geograph A. Petermann in Gotha veröffentlicht folgende Beschreibung: Weißenburg, der Preis des ersten deutschen Sieges im gegenwärtigen Krieg, und bis zum 4. August 1870 eine französische Festung dritten Ranges, ist eine sehr alte deutsche Stadt, die im Jahr 1247 zu einer der 10 freien Reichsstädte des Elsasses erhoben, aber von Ludwig XIV. im Jahr 1673 erobert und im Ryswijker Frieden Frankreich zuerkannt wurde. 1744—1793 wurde sie von den Deutschen zurückerobert, beidemal aber später uns von Frankreich wieder geraubt.

Frankreich legte stets den größten Werth auf den Besitz Weißenburgs und der berühmten Weißenburger Befestigungslinien, Verschanzungen, welche dazu bestimmt sind, das Elsaß gegen einen

Angriff von Norden her zu decken. Frankreich legte so großen Werth auf den Besitz Weißenburgs, daß, als es am 13. Oktober 1793 die französische Armee unter Beauharnais gegen die deutsche Armee unter General Wurmser und dem Prinzen von Waldeck verlor, und wegen anderer Niederlagen, Beauharnais auf Befehl des französischen Konvents auf das Schaffot geführt und guillotinirt wurde.

Der General Beauharnais war der Großvater mütterlicherseits von Louis Napoleon. Was werden die Franzosen jetzt sagen, wenn sie hören, daß anstatt der angekündigten „Promenade à Berlin" der Enkel jenes Beauharnais die so hoch gehaltene Position sofort verloren hat, trotz aller Chassepots, Turkos und Mitrailleusen. Auch damals, am 20. April 1792, hatten die Franzosen aus nichtigen Gründen den Deutschen den Krieg erklärt, um die belgischen Provinzen Oesterreichs zu rauben, aber mit Oesterreich verbündete sich damals Preußen, welchem Bündniß auch England beitrat, ja sich an die Spitze der europäischen Mächte gegen Frankreich stellte, nachdem Frankreich am 1. Febr. 1793 auch Holland und England den Krieg erklärt hatte. Die französische Armee unter dem Großvater des jetzigen Oberbefehlshabers unserer raubsüchtigen Erbfeinde entkam am 13. Oktober 1793 bei Weißenburg nur in Folge der Uneinigkeiten der deutschen Alliirten, doch wurden die Linien sammt Lager, Feldgeräth und Artillerie der französischen Armee genommen. Gottlob, daß jetzt wir Deutschen einig und unter einem Oberbefehlshaber kämpfen.

Weißenburg liegt an dem Grenzfluß zwischen Deutschland und Frankreich, der Lauter, welche in der bayerischen Pfalz entspringt und bei Lauterburg in den Rhein fließt. In einem schönen fruchtbaren Thale der Vogesenausläufer gelegen, 500 Fuß über dem Meer, ist die Stadt nur 3½ deutsche Meilen von der französischen Festung Hagenau und 7 Meilen von Straßburg entfernt. Zum Unterschied von anderen gleichnamigen Städten wird es auch Kranweißenburg genannt, unter der französischen Herrschaft kotrumpirt in Wissembourg, wie in ähnlicher Weise so viele ehrliche deutsche Namen. Es bildet die Hauptstadt des Arrondissements gleichen Namens, und den Anschlußpunkt der Straßburg-Weißenburger Eisenbahn an die pfälzische Maximiliansbahn.

Weißenburg hat nach dem Zensus von 1866 5570 Einwohner, welche Weinbau, Strumpfweberei, Woll- und Baumwollspinnerei, Loh- und Weißgerberei, Ziegelbrennerei, Buchdruckerei, Brauerei, Fabrikation von Filz- und Strohhüten, Zink- und Messingwaaren, Töpferwaaren, Kleidungsstücken und Handschuhen, Kämmen, chemischen Zündhölzchen, Seife und Lichtern, sowie Handel mit Korn, Leder, Wein, Essig und Branntwein treiben. Es hat ein Kommunalkollege, zwei ehemalige Komthureien des Johanniter- und des Deutschritter-Ordens, zwei ehemalige Klöster, zwei katholische und eine lutherische Kirche, eine Synagoge und ein Theater. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: die katholische Kollegiatkirche, das Rathhaus mit einem Glockenthurm und die Unterpräfektur. Die Umgegend ist reich an Weinbergen.

Die Festungswerke rühren aus dem 18. Jahrhundert her, und vor den Stadtthoren beginnen am Fuße des Scherrhof oder montagne du Pigeonnier die 1705 auf Anordnung des Marschalls Villars an der ganzen Lauter entlang bis nach Lauterburg errichteten Redouten der berühmten Weißenburger oder Lauterburger Linien (les lignes de la Lutter), eine 2½ Meilen lange zusammenhängende Reihe von Gräben, Wällen und Schanzen, welche namentlich im spanischen Erbfolgekrieg und im französischen Revolutionskrieg wiederholt der Schauplatz blutiger Gefechte waren. Die Weißenburger Linien laufen zickzackförmig nach den Bedingungen des Terrains, werden von Strecke zu Strecke durch Redouten flankirt, bestehen aus Brustwehr und Graben, und galten vor der Erstürmung durch die Deutschen im Jahr 1793 für sehr fest. Der von dem Kronprinzen und seiner braven Armee ebenfalls genommene Geisberg liegt ½ d. Meile im Süden von Weißenburg in der Richtung auf Straßburg, und ist 757 P. Fuß über dem Meeresniveau.

Mannigfaltiges.

Ein Ehemann stellte in Gegenwart seiner besseren Hälfte Betrachtungen darüber an, daß so viele Menschen liebenswürdig gegen Andere und brummig im Innern ihrer eignen Häuslichkeit seien. „Guter Gott," seufzte die Frau, „ich wollte, ich gehörte zu den Andern."

(Wie weit ist's nach Berlin.) Der „Sole" erzählt eine Geschichte von einem französischen Rekruten, der unlängst einen Sergeanten fragte, wie weit es bis Berlin sei. „Berlin, Rekrut, ist 350,000 Preußen weit," belehrte der Sergeant.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. **Montag, 22. August** **1870.**

Wie es kam und noch kommt!

In seinem Rath beschloß Napoleon,
Den König Wilhelm zu besuchen;
Schon schien's, als zittere der Zollernthron
Ob des Gewalt'gen Droh'n und Fluchen.
Doch ach! der Weg zum deutschen Land
Ist schlechten Geographen nicht bekannt.

Um ganz gewiß zu kommen über'n Rhein,
Der Corse sich an Oest'reich wandte.
Er hoffte, Kaiser Franz werd' Führer sein,
Als er „Sadowa blutig" nannte;
Doch nie, Freund Corsikaner, nie
Führt Habsburg dich, spar' alle deine Müh'!

Rex Wilhelm dacht' auf seinem deutschen Thron:
Ich will ersparen ihm die Mühe,
Dem alten, guten Freund Napoleon;
Drum wird's am besten sein, ich ziehe,
Den großen Helden zu empfah'n;
Er wird sich freu'n, wenn's heißt: die Deutschen nah'n!

Und Wilhelm ruft: „Hurrah ihr Deutschen! auf!
Uns hat Napoleon gerufen!"
Hurrah! man eilt dahin in flinkem Lauf;
Es dröhnt die Erd' von kräft'gen Hufen.
Cäsar, die Deutschen nahen sich!
Napoleon, die Deutschen suchen dich!

Doch nun, wo bleibst du, großer Friedensmann?
Willst nicht mit uns die Feste feiern,
Die du ersehntest längst in deinem Wahn?
Du willst doch wohl den alten Ruhm erneuern?!
Komm', Freund, die deutschen Fahnen weh'n;
Komm', Corse, du sollst deutsche Männer seh'n!

Wir suchen dich, du vielgepries'ner Held,
Und werden endlich dich auch finden.
Hast wohl gemeint, dich scheu' die ganze Welt?!
Ach nein, sie haßt blos deine Sünden!

Tyrann! bald ist es mit dir aus;
Napoleon, wo willst du dann hinaus?

Helena winkt! Cayenne dort öffnet schon
Die Thore, um dich einzulassen —
Dort kannst du träumen dann, Napoleon,
Indeß die Welt dich ewiglich wird hassen!

* * *

„Du aber, liebes Vaterland —
Bleibst ewig deutsches — ewig deutsches Land!"

Chr. Grund.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Die beiden wackern Bürger beeilten sich, dem Begehren des liebenswürdigen und zuvorkommlichen Herrn nachzukommen. Dieser legte seine Hand prüfend auf Stirne und Herzgrube des Mädchens und sprach: „Da thut ein ungesäumter Aderlaß noth. Mein Werthester, Sie sind wohl so gut und holen mir oben, zwei Treppen hoch, aus dem Arbeitssaale eine recht scharfe und spitze Scheere, deren dort einige herumliegen müssen?" — Meister Gigot, an den diese Bitte gerichtet wurde, rannte sogleich polternd fort und die Treppe hinauf.

„Nun, mein Lieber, ist es an Ihnen," redete Herr Pellier den Sattler Bourrü an. „Tragen wir zusammen das arme Kind ins Nebenzimmer, dort steht ein gutes Bett. Doch halt, wer kommt da?" — Mit diesen Worten eilte der geschäftige Helfer zur Thüre, öffnete sie, schloß sie aber schnell wieder und schob leise den Riegel vor. „Es ist Niemand!" sagte er. „Allons! Fassen Sie das Fräulein sanft an den Füßen."

Der Sattler that es. In demselben Augenblicke aber versetzte Pellier, der hinter ihm stand,

als ob er das Manöver des Meisters überwachen und leiten wollte, diesem mit der geballten Faust einen so wohlgezielten und gewichtigen Schlag ins Genick, daß der Getroffene lautlos zu Boden stürzte wie ein geschlachteter Ochse. Dann ergriff Pellier rasch, einem Wirbelwinde gleich, seine noch immer wie todt daliegende holde Beute, rannte mit ihr in's Nebenzimmer und dem geheimen Durchgang zu, als sich plötzlich vor ihm die Wandverkleidung verschob und in der Maueröffnung die Gestalt unsers alten Freundes, des Papa Ramus, erschien.

Die Gewalt einer furchtbaren Ueberraschung machte sich jetzt selber an dem kalten und verhärteten Bösewicht geltend. Es gibt im Leben jedes Verbrechers eine Schlußstation mit der Ueberschrift: Mene Tekel, d. h. bis hierher und nicht weiter! Bei dieser Schlußstation war Pellier angelangt; er las sein Mene Tekel auf der drohenden Stirne des alten Mannes, wie einst Belsazar es an der Wand seines Prunksaales las. Er sah die Mündung einer Pistole wider seine Stirne gerichtet, und statt wie vorhin den Leib der Jungfrau als Schild zu benutzen, entglitt sie seinen erschlaffenden Armen.

„Stirb, Ungeheuer!" — Ruf und Schuß waren Eins. Mit zerschmettertem Schädel sank Pellier zu Boden.

„Gott hat gerichtet, nicht ich!" murmelte der Alte, zog das auf den Schuß sich regende Mädchen unter dem zuckenden Leichnam hervor und trug es in die Stube zurück. Hier hatte sich der Sattlermeister Bourrü bereits wieder insoweit erholt, daß er, auf dem Boden sitzend, die Stelle betasten konnte, welche Pelliers Faust getroffen. Er begleitete diese Bewegung mit einem halb verwunderten, halb geistesabwesenden Glotzen seiner großen Augen. — Jetzt wurde heftig an die Thüre gepocht: „So macht doch auf in Dreiteufels Namen, hier ist die Scheere!" — „Und hier das Wasser!" — Neues schmetterndes Klopfen. — „Wir schlagen die Thüre ein; hier ist der Hirschhorngeist!"

Papa Ramus glaubte eine dieser Stimmen zu erkennen und eilte aufzumachen. Es wäre ein vergebliches Unterfangen, die freudige Ueberraschung der beiden Freunde und das Erstaunen der Uebrigen zu schildern, die, statt des kräftigen, blühenden Mannes, welcher sie auf Reisen schickte, ein bejahrtes Männlein vor sich sahen, das sich ihnen ebenfalls als Lehrer des jungen Mädchens auf dem Kanapee ankündigte.

„Aber wo ist denn der Andere?" fragte Gevatter Martin, seinen Arm mit dem Glase wie ein Fragzeichen emporhebend. —

„Ja, wo ist er denn?" wiederholte Meister Gigot, eifrig mit der Scheere arbeitend, als wollte er die Luft zu Hemden und Unterhosen zerschneiden. — „Nun?" fragte Nachbar Michelet, den gekauften Hirschhorngeist zwischen den Fingern trillernd. — „Nun?" wiederholte Meister Bourdon, seinen Schmiedehammer von der Schulter hebend.

„Kommt, Ihr sollt ihn sogleich sehen!" flüsterte Vater Ramus vorangehend. Er führte sie zu der Leiche Pelliers und nun erzählte er ihnen, was er von dem Todten wußte, und schilderte die Doppelrolle, welche der Schändliche im Leben gespielt. Mit Entsetzen vernahmen die rauhen Männer die Geschichte dieser gleißenden Schlange, die mit zerschmettertem Kopfe zu ihren Füßen lag, und noch starrten sie hin auf diese verzerrten und blutigen Züge, als ein herzzerreißender Schrei sie aus ihrem stummen Sinnen aufschreckte. Sie erblickten Madame Rudière, die, von ihrer schauerlichen Expedition zurückgekehrt, leise ins Nebenzimmer getreten war, wohin die aus ihrer Ohnmacht erwachte Pflegetochter sie stillschweigend gewiesen hatte. Mit dem Ausrufe: „Mein Sohn! mein Sohn!" warf sich die Matrone auf den Leichnam nieder, dessen Blut ihre Stirne und Wangen netzte.

(Schluß folgt.)

Deutschlands Länderverluste an Frankreich seit dreihundert Jahren.

In der in Berlin erscheinenden Wochenschrift: „Der Volksfreund", eröffnet der Herausgeber L. Parisius in Nr. 30 unter der Ueberschrift: „Vom künftigen Frieden" einen Cyklus von Artikeln, denen wir für unsere Leser nachstehende gedrängte Darstellung der Verluste von Land und Leuten, welche Deutschland in der traurigen Zeit seiner Unmacht und Wehrlosigkeit durch französische Raubgier erlitten hat, entnehmen.

Welche Theile des gegenwärtigen Frankreichs sind es, die in den letzten Jahrhunderten dem deutschen Vaterlande von den Franzosen entfremdet wurden? Diese Frage wollen wir nach Zusammenstellungen eines zuverlässigen Geographen beantworten:

Digitized by Google

Heinrich Berghaus *) unterscheidet vier Perioden:

I. Entfremdungen durch den westphälischen Frieden 1648 und bald nach demselben. Hierzu rechnet er auch die Reichsstädte Metz, Toul und Verdun in Lothringen, welche der König Heinrich II. von Frankreich schon 1552 in Besitz nahm, und welche erst im westphälischen Frieden förmlich an Frankreich abgetreten wurden. Außerdem die Grafschaft Clermont am Argonner Walde, und von Lothringen mehrere zum Herzogthum Bar gehörige Aemter, sowie das Gebiet des Bisthums Metz, die Landgrafschaft im Oberelsaß, die Herrschaft Belfort daselbst und einen Theil des deutschen Oberelsaß (darunter Thann, Bitschweiler, Hüningen). Ferner die 1659 im pyrenäischen Frieden, 1661 im Frieden von Vincennes, 1659 im Frieden zu Nimwegen abgetretenen Landestheile.

II. Entfremdungen durch die Reunionen, die Vereinigungskammern von Breisach, Metz und Bisenz, durch welche Ludwig XIV. sich 1680 große Zubehörungen der Landgrafschaft Elsaß, die Reichsstädte Hagenau, Rosheim, Ober-Ehnheim, Weißenburg, Schlettstadt, Colmar, mehrere reichsfreie und andere Stifte zusprechen ließ und sofort gewaltsam in Besitz nahm, sowie 1681 die freie Reichsstadt Straßburg nebst ihrem Gebiete.

III. Erwerb der Lothringischen Lande 1735, von Oesterreich eingetauscht gegen Toskana.

IV. Die in Folge der Revolution von 1789 zum Theil 1793, zum Theil erst durch den Lüneviller Frieden 1801 einverleibten Besitzungen deutscher Landesherren, sowie die freie Reichsstadt Mühlhausen im Oberelsaß.

Berghaus zählt bei seinen Zusammenstellungen nicht mit die 1659 erfolgte Abtretung von Theilen des Herzogthums Lützelburg, indem dieses damals unter spanisch-österreichischer Oberhoheit und thatsächlich nicht mit dem deutschen Reiche in Verbindung gestanden habe. Jene Gebiete umfassen 9½ Q.-M. mit 46,000 Einwohnern im deutschen Sprachgebiet (darunter Diedenhofen-Thionville) und 13 Q.-M. mit 34,000 Einwohnern im französischen Sprachgebiete. — Indem wir nun nachfolgend die von Berghaus veröffentlichten, meist auf Berechnungen von Richard Böckh sich stützenden Zahlen mittheilen, bemerken wir noch, daß die Einwohnerzahl der deutschen Reichslande nicht auf diejenige Periode zurückgeführt ist, in welcher sie dem deutschen Vaterlande entfremdet sind, sondern daß sich nur die Zahl derjenigen Einwohner ermitteln ließ, welche nach der Volkszählung von 1856 auf jenen Flächen wohnten,

I. Entfremdungen durch den Westphälischen Frieden 1648, und bald nach demselben.

Im heutigen Departement	Deutsches Sprachgebiet:		
Hoch-Rhein	34½ Q.-M.	182,000	Einw.
Mosel	14 „	63,000	„
Meurthe	4½ „	15,000	„
Vogesen	— „	—	„
Maas	— „	—	„
Ardennen u. Marne	— „	—	„
Zusammen	53 Q.-M.	260,000	Einw.

Im heutigen Departement	Französisches Sprachgebiet:		
Hoch-Rhein	12½ Q.-M.	62,000	Einw.
Mosel	22 „	137,000	„
Meurthe	25 „	81,000	„
Vogesen	7½ „	26,000	„
Maas	41 „	110,000	„
Ardennen u. Marne	7 „	17,000	„
Zusammen	115 Q.-M.	433,000	Einw.

II. Entfremdungen durch die Reunionskammern 1682.

Im heutigen Departement	Deutsches Sprachgebiet:		
Hochrhein	10½ Q.-M.	90,000	Einw.
Niederrhein	30½ „	276,000	„
Vogesen	1 „	4,000	„
Zusammen	42 Q.-M.	370,000	Einw.

Im heutigen Departement	Französisches Sprachgebiet:		
Hochrhein	—	—	
Niederrhein	½ Q.-M.	2,000	Einw.
Vogesen	—	—	
Zusammen	½ Q.-M.	2,000	Einw.

III. Erwerb der lothringischen Lande 1735 **).

Im heutigen Departement	Deutsches Sprachgebiet:		
Hoch-Marne u. Hoch-Saar	—	—	
Maas	—	—	
Vogesen	—	—	

*) Kritische Studien zur Weltlage 1859. Erstes Heft. Berlin, Verlag von Ferdinand Riegel, 1859.

**) Die wirkliche Einverleibung mit Frankreich erfolgte erst 1766 nach dem Tode des Königs Stanislaus Leczinski, dem in dem Wiener Frieden von 1735 Lothringen zum lebenslänglichen Besitz als Entgelt für seinen Verzicht auf die polnische Krone überlassen worden war.

Meurthe	15½ Q.-M.	47,000	Einw.
Mosel	39 „	164,000	„
Hochrhein	1 „	9,000	„
Niederrhein	1 „	7,000	„
Zusammen	56½ Q.-M.	227,000	Einw.

Im heutigen Französisches Sprachgebiet:
Departement

Hoch-Marne u. Hoch-Saar	6½ Q.-M.	17,000	Einw.
Maas	59½ „	166,000	„
Vogesen	92 „	344,000	„
Meurthe	62½ „	270,000	„
Mosel	20½ „	72,000	„
Hochrhein	½ „	8,000	„
Niederrhein	—	—	
Zusammen	241½ Q.-M.	877,000	Einw.

IV. Einverleibungen von Besitzungen deutscher Landesherren in Elsaß und Lothringen in Folge der Revolution von 1789.

Im heutigen Deutsches Sprachgebiet:
Departement

Doubs- u. Hoch-Saone	—	—	
Vogesen	1 Q.-M.	5,000	Einw.
Meurthe	2½ „	8,000	„
Mosel	2½ „	15,000	„
Hochrhein	14 „	128,000	„
Niederrhein	51 „	279,000	„
Zusammen	71 Q.-M.	435,000	Einw.

Im heutigen Französisches Sprachgebiet:
Departement

Doubs- u. Hoch-Saone	10½ Q.-M.	50,000	Einw.
Vogesen	6 „	19,000	„
Meurthe	1 „	3,000	„
Mosel	—	—	
Hochrhein	2 „	20,000	„
Niederrhein	—	—	
Zusammen	19½ Q.-M.	92,000	Einw.

V. Uebersichtliche Zusammenstellung.

	Flächeninhalt des Gebiets deutscher Sprache:	Flächeninhalt des Gebiets französischer Sprache:
1648	53 Q.-M.	115 Q.-M.
1682	42 „	½ „
1735	56½ „	241½ „
1789	71 „	19½ „
Summa	222½ Q.-M.	376½ Q.-M.
	599 Q.-M.	

	Einwohnerzahl des Gebiets deutscher Sprache:	Einwohnerzahl des Gebiets französischer Sprache:
1648	260,000 E.	433,000 Einwohner.
1682	370,000 „	2,000 „
1735	227,000 „	877,000 „
1789	435,000 „	92,000 „
Summa	1,292,000 E.	1,404,000 Einwohner.
	2,696,000 Einwohner.	

Mannigfaltiges.

Aus Solingen, 8. Aug., wird berichtet: „Als Samstag Abend 10 Uhr die Siegesnachricht hier eintraf, verbreitete sich dieselbe mit Blitzesschnelle in der Stadt! Recht lebendig ging es in den öffentlichen Lokalen her. In einer vielbesuchten Bierwirthschaft hielt ein Redner eine begeisterte Rede über Deutschlands Einigkeit. Er bemerkte, wie Fanny Lewald kürzlich die Frauen Deutschlands aufgefordert, die Chignons wegzuwerfen — — an uns Männern wäre es jetzt, auch die französischen Bärte, die sogenannten Henri quatre, abzuschaffen! Die Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen und sofort unter den Anwesenden eine Umschau gehalten, wer im Besitze eines solchen Bartes sei. Es fanden sich Verschiedene, darunter der Wirth selbst — ein Barbier war rasch zur Stelle, und unter dem Jubel der Anwesenden fielen die französischen Bärte, um, wie die Ex-Träger versicherten, nie mehr zu erstehen!!"

Unter den vielen Liedern dieses Krieges ist entschieden das beste der Heldengesang, den der Füsilier Kutschke vom 40. preußischen Regiment auf dem Vorposten bei Saarbrücken dichtete. Dieser Dichter sah die Franzosen am Waldrande vor sich hin und her laufen, da sang er: „Was kraucht da in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napoleum!"

Für die Thränen, welche nach dem Bericht der Franzosen die Soldaten vergossen, als sie das Kind von Frankreich die Mitrailleuse auf die Preußen abfeuern sahen, hat ein Engländer 1200 Pfd. Sterl. à Thräne geboten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Mittwoch, 24. August **1870.**

Gebet eines deutschen Kriegers.

Vom Blut bedeckt — dem Tode nahe —
Auf ödem Hügel lag ein Held;
Rings um ihn her gefallne Brüder,
Von deren Blut gefärbt das Feld.

Sein sterbend Auge blickt nach oben;
Er faltet noch zum letzten Mal
Die matten Hände zum Gebete
Und fleht zu Gott in seiner Qual.

Doch nicht der Lindrung seiner Schmerzen
Und nicht der Feinde Untergang
Gilt sein Gebet, sein letztes Sehnen;
Nicht vor dem Tode ist ihm bang.

„Laß dir, o lieber Vater droben,
Empfohlen sein mein Heimathland;
Blick du in Liebe auf es nieder,
Schirm' es mit deiner starken Hand!

Laß einig bleiben meine Brüder
In dieser Zeit und immerfort;
Laß, Vater, alle Welt erfahren,
Daß fest und treu des Deutschen Wort!"

So betet er — es bricht sein Auge;
Die Lippe steht — kalt ist die Hand;
Sein Geist entschwebet still der Erde
Und haucht: „Leb wohl! lieb Vaterland!"

Chr. Grund.

Der Geheimnißvolle.

Erzählung aus den Pariser Junikämpfen im Jahre 1848.

(Schluß.)

Es war ein Schauspiel, das den Festesten erbeben machte, geschweige die Mädchenschaar, welche auf den Nothschrei ihrer Erzieherin hereingedrungen war und nun durch ihr Schluchzen und Wehklagen das Schreckliche der Scene mehrte. Eine Einzige blieb still: das war Rosalie von Chantrigny, welche bleich, doch gefaßt auf das gottgerichtete Paar starrte.

„Das ist des Herrn Hand!" sprach Vater Ramus feierlich. „Diese Frau, deren Mutterſorge das Wohl so vieler Kinder fremder Eltern anvertraut war, hat nun das am eigenen Herzen erfahren müssen, womit sie die Herzen so vieler zärtlichen Mütter bedrohte."

Auf diesen Ausspruch erhob die Wittwe Rudière ihr blutbesprengtes Antlitz und schaute mit verglasten Augen um sich her. Endlich blieb ihr Blick an Rosaliens bleichen Zügen hängen, und mit einer Stimme, die so hohl klang, als käme sie aus einem tiefen Abgrund, sprach sie: „Ja, ja, die Taube war des Adlers Tod! Er wollte nicht von ihr lassen, nicht von ihren silbernen Federn, nicht von ihrer anmuthigen Gestalt. Ja, ja, die Taube war des Adlers Tod! Um ihretwillen hat er sich muthwillig in Gefahr begeben und ist darin umgekommen. O, er war aber doch ein Aar, der nach der Sonne flog und das niedere Geflügel tief unter sich ließ, wenn er's zusammengehetzt, daß es sich selber zerfleischte. Er hat die Welt überschaut von seiner Höhe, darum auch waren seine Bahnen nicht Eure Bahnen. Er konnte die Welt regieren, wenn er nur wollte. O mein Sohn, mein Sohn! Du warst so wohl geborgen, so heimlich am trauten Mutterherzen, das Dich auf der weiten Welt am besten begriff, weil es Dich am treuesten liebte; hier hattest Du Deinen Hort und Deinen Horst! Und nun umsteht Dich und mich das Alltagsgeschmeiß und mißt uns mit Schneiderellen und wägt uns nach Krämergewicht. O mein Sohn, mein Sohn!"

In diesem Augenblick erklang die Heermusik der siegreichen Nationalgarde, welche — die

Barrikaden wegräumend — die Straße daherzog. Die unglückliche Mutter erhob sich mehr und mehr, die Trübe ihrer Augen wich dem Feuer des Wahnsinns und ihre bleichen Wangen färbten sich roth in Fiebergluth. Sie packte mit fast übermenschlicher Kraft eines der Quaderstücke, welches bei Durchbrechung der Mauer abgefallen und nebst andern an die Fensterbrüstung gelegt worden war, und warf es durch den offenen Kreuzstock auf die vorbeiziehende Truppenmasse hinunter. Ein Sergeant wurde zerschmettert. Gellendes Gelächter von oben herab feierte seinen Tod. Ein Karabinier schaute hinauf, sah das grinsende Gesicht der Wahnsinnigen, zielte, schoß und traf. — —

Als die erschreckten Zeugen der That, die aus Furcht, von der ergrimmten Soldateska für Mitschuldige des rasenden Weibes gehalten zu werden, die Durchgänge benutzend, in die Nachbarhäuser geflohen waren, auf die blutige Stelle zurückkehrten, fanden sie in dem Kabinet zwei Leichen statt einer: eine weibliche und eine männliche. Die letztere trug keinerlei Papiere oder Ausweisschriften bei sich; doch erkannten ihn die Töchter der Anstalt Rudière als ihren verehrten und geliebten Lehrer, den Herrn Pellier. Das war aber auch Alles, was — mit Ausnahme des vom alten Ramus Gesagten — über dieses merkwürdige Individuum in Erfahrung gebracht werden konnte. Doch nein! Ein Merkzeichen trug der Leichnam auf der Brust; diese war nämlich auf der Herzseite tätowirt: man entdeckte dort das bekannte Herzbild mit den drei Nägeln und mitten drin die Initialen des Wahlspruchs der Jesuiten: In hoc salus. Der weibliche Leichnam war die sterbliche Hülle der Wittwe Rudière. In welchem Verhältniß sie zu dem Jesuiten gestanden hatte, fand sich in keinen Papieren, wie denn überhaupt die kluge Frau zeitlich für Vertilgung jeder diesfälligen Spur gesorgt zu haben scheint. Doch war der Ausbruch mütterlicher Verzweiflung wohl das untrüglichste Argument, daß der geheimnißvolle Leiter der Junirevolution wirklich ihr Sohn gewesen sei, obgleich das Taufregister eines solchen unter der Rubrik der Ehe „Rudière" nicht erwähnt. Das Privatleben mancher Pariser Frau und Jungfrau enthält eben verdeckte Abgründe, in welche kein Richter schaut, als das eigene Gewissen.

Wir sind unsern Lesern noch zweierlei Aufschlüsse schuldig; erstens, wie Papa Ramus seinem Verschlage neben der Schenkstube auf dem Bastillenplatze entrann, und endlich, was aus Rosalie von Chaurigny geworden. Unserer Pflicht kann mit wenigen Worten Genüge gethan werden. Papa Ramus war nämlich so glücklich gewesen, seinem Wächter Geschmack an einer Flasche Franzbranntwein beizubringen, die sich in seinem Besitz befand. Der gute Mann, ein Bürstenbinder aus der Roquettenstraße, ein Adamskind so gut wie jeder Andere, öffnete dem treuherzigen Gefangenen, der sich im Punkte der Unschuld mit den eintausend Jungfrauen verglich, ebenso treuherzig den Kerker, aber akkurat nur so weit, daß mehrbesagte Flasche genugsamen Raum zum Durchpaß erhielt. Allein Papa Ramus zog vor, die Flasche in den Händen zu behalten, dagegen aber vermittelst eines wohlgezielten Schwungs circa drei Viertheile des Inhalts derselben in das mißbegierig vorgestreckte Antlitz seines Hüters zu schleudern, welcher den Branntwein in die Kehle, nicht in die Augen hatte haben wollen. Der wackere Schreibmeister benutzte jetzt die Muße, welche ihm durch die momentane Erblindung seines Gegners gegeben war — der unbändig schrie und sich ausschließlich mit Augenreiben beschäftigte, um sich ins Freie zu salviren und als Freiwilliger der Heeresabtheilung des republikanischen Generals Perrot anzuschließen, welcher vorläufig die Place royale mit dem sie umgebenden Quartier von den Insurgenten gesäubert und in Besitz genommen hatte, um von dort aus gegen den Bastillenplatz und die Vorstadt St. Antoine zu operiren. Mit großer Tapferkeit hatte er die darauffolgenden Schlachttage mitgemacht und war dann — die Oertlichkeiten genau kennend — in das an die Anstalt Rudière stoßende Haus eingedrungen, als die Nationalgarde den mit unschuldigen Kindern und Jungfrauen besetzten Barrikaden moralisch entwaffnet gegenüberstand. Das Uebrige weiß der geneigte Leser. — Was aus Rosalie von Chaurigny wurde, nachdem ihr Oheim sie in die Heimath zurückgeholt hatte, konnte der Erzähler bisher nicht in Erfahrung bringen; hoffentlich ist es irgend einem jungen frohsinnigen Burgunder gelungen, das durch die Erfahrungen der jüngsten Zeit in seinen Grundfesten erschütterte und verdüsterte Herz wieder aufzurichten und zu erheitern. Sobald Schreiber dieses durch Papa Ramus, mit dem er in Briefwechsel steht, etwas Näheres über die Schicksale der liebenswürdigen Burgunderin vernimmt, wird er nicht ermangeln, seine neugierigen Leser und Leserinnen gebührend davon in Kenntniß zu setzen. Bis dahin Gott befohlen.

Marschall Bazaine.

Der gegenwärtige Oberkommandant der französischen Armee, Marschall Franz Achill Bazaine, ist 59 Jahre alt und stammt aus einer sehr ehrenwerthen bürgerlichen Familie, von der viele Mitglieder sowohl in der Armee, wie in der Magistratur ziemlich bedeutende Stellungen einnehmen.

Im Jahre 1832 verließ der Lieutenant Bazaine die polytechnische Schule und wurde nach Afrika geschickt, wo er drei Jahre später für besondere Tapferkeit das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. In demselben Jahre (1835) ward er der Fremdenlegion zugetheilt, und als dieses Regiment von Ludwig Philipp der Königin Christine, Regentin von Spanien, geborgt wurde (!), ging er nach dieser Halbinsel und erwarb sich in zwei Feldzügen das Kapitäns-Patent. Als solcher kehrte er nach Algerien zurück und übernahm hier die Leitung eines arabischen Bureaus. Die Araber fürchteten diesen wenig redenden Mann mit dem durchdringenden scharfen Blick und fügten sich ihm stets gehorsam. 1843 zum Major, 1848 zum Oberstlieutenant, 1850 zum Obersten befördert, erhielt er als solcher das Kommando des 1. Regiments der Fremdenlegion. Der frühere Kommandant Mellinet hatte die Legion, die allerdings vielen Auswurf der Gesellschaft in sich birgt, lieb gewonnen und die Legion verehrte in ihm den gerechten, wohlwollenden Kommandanten. Unter Bazaine, mit seiner furchtbaren Strenge, ward das nun allerdings Alles anders. Im Jahre 1852 kamen in einer Garnison der Legion, in Sidi Bel Abbes, in einer Woche 23 Selbstmorde vor! Der damalige Kriegsminister, Marschall St. Arnaud, ließ über diesen exorbitanten Fall sogar eine Untersuchung einleiten.

Während des Krimfeldzuges wurden die zu einer Brigade vereinigten beiden fremden Regimenter unter das Kommando des zum General beförderten Bazaine gestellt. Die Leistungen dieser Brigade waren außerordentlich, freilich wurde sie häufig nur um die Wege zu bahnen, d. h. als Kanonenfutter, gebraucht und hatte deßhalb auch enorme Verluste. 1855 wurde Bazaine General-Lieutenant, und nach dem Sturme Gouverneur des eroberten Theils von Sebastopol. Als solcher unternahm er die Expedition nach Kinburn, das er am dritten Tage eroberte; 175 Geschütze und mehrere tausend Gefangene fielen dabei in seine Hände. Doch der Glanz- und zugleich Schattenpunkt seiner militärischen Carrière ward die mexikanische Expedition. Der Name dieses Generals ist oft genug während jenes unheilvollen Dramas, dessen letzter Akt auf der Ebene von Queretaro so blutig schloß, genannt und geschmäht worden. Die Kritiken und Anschuldigungen seines ehemaligen Adjutanten, des Deputirten Grafen Kératry, haben Bazaine (seit 1864 Marschall) in der öffentlichen Meinung sehr geschadet und das eiserne und blutige Regiment dieses Mannes allüberall verhaßt gemacht. Indessen, er hat das Land verlassen, ohne vom Feinde geschlagen worden zu sein. Auf alle gegen ihn gerichteten Anklagen setzt er seit drei Jahren das verächtlichste Schweigen entgegen. Man bezeugt ihm deßhalb weder Achtung noch Mißachtung, er erregt weder Sympathie noch Antipathie.

Wir können es uns nicht versagen, die höchst interessante Charakteristik dieses Generals, wie sie das Berliner Montagsblatt in wenigen Worten gibt, hier anzuschließen. Es sagt wörtlich:

„Marschall Bazaine ist ein kalter, scharf berechnender, und wenn die Physiognomik nicht täuscht, von einem Alles beherrschenden Ehrgeiz verzehrter Mann. Er ist, was bei den Franzosen — wie man weiß — eine wunderbare Ausnahme ist, wortkarg — fast schweigsam, von einer Ruhe, die einem Jeden als einstudirt vorkommen muß, und die ihn — so seltsam das auch erscheinen mag — selbst dann nicht verläßt, wenn seine Worte wie vom Hauch des Enthusiasmus und der Begeisterung durchweht klingen. So hat ihn Schreiber dieses vor dreiundzwanzig Jahren als Major gesehen — und ebenso sah er ihn als Marschall von Frankreich wieder; schon damals leuchtete sein Blick herrisch und kalt, entschlossen und scharf .... Der Blick, der eine fixe Idee verräth! — und nach einem Vierteljahrhundert, während der ganze Mann der Zeit seinen Tribut gezahlt, seine Schläfe gebleicht waren und Runzeln sein von der afrikanischen Sonne gebräuntes Gesicht durchfurcht hatten, war es noch derselbe Blick mit all seinem durchdringenden Feuer, war es noch dieselbe Idee, die Niemand kennt, welche stechend daraus hervorleuchtete!“

Mannigfaltiges.

Der französische Bericht über das Treffen bei Weißenburg lautet nach dem „Journal Offiziel“: Franzosen, unsere glorreiche Armee des rechten Flügels hat einen Sieg erfochten, wie nicht leicht

ein zweiter in den Annalen der Geschichte Frankreichs eingetragen ist, einen Sieg der Humanität. Nachdem die Preußen aus dem stark befestigten Saarbrücken längere Zeit unsere Vorposten geneckt hatten, wagten sie es, mit drei Divisionen und starker Artillerie gegen Weißenburg vorzugehen, wo General Froffard vom Korps des Marschalls Mac Mahon Stellung genommen hatte. Am 4. August griffen die Preußen die heldenmüthige Stadt an und da unser Kommandant sie schonen wollte, zog er sich daraus zurück auf den sie beherrschenden Geisberg. Aber was sollte uns dieser? Sollten wir von ihm die Stadt in Brand schießen? Pfui, die Zeiten Melacs sind vorbei. Allgemeine Entwaffnung — dieser Ruf der Civilisation, an deren Spitze unsere Turkos marschiren, durchfuhr unsern Obergeneral und als die Preußen unter einem Scheinfeuer der Unsrigen den Berg erstiegen, befahl er, die Gewehre wegzuwerfen, ließ eine Kanone als Zeichen freundlicher Zuneigung stehen und eilte unter dem Klange der Marseillaise den Berg hinunter, auf dem nun die Preußen friedlich sich lagerten. Diese Hochherzigkeit unserer Truppen hat die altfranzösische Stadt Weißenburg vom Untergange gerettet. Noch ein paar solche Siege und der freche Feind flieht in seine ausgehungerten Länder zurück.

Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!

Die Besatzung der Ostsee-Festung Colberg singt seit der Siegesnachricht von Wörth ein vom dortigen Hofprediger A. Stumpff verfaßtes und in der „Ztg. für Pommern" abgedrucktes Lied, aus welchem wir eine Probe mittheilen:

König Wilhelms einz'ger Fritze
Stellt sich tapfer an die Spitze
Von der Armee jenseits des Mains.
Denn zu der Franzosen Aerger
Hessen, Badner, Württemberger,
Bayern sind mit Preußen Eins.

Er thät kommandir'n: Schnellfeuer!
Und der Preuße mit dem Bayer
Sie erstürmen Weißenburg.
Donay wird ganz todtgeschossen
Und die Andern, schwer verdrossen,
Machen Kehrt und reißen durch.

Trotz der Sonne und der Hitze
Stürmt der Kronprinz gleich dem Blitze
Kühn bei Wörth auf Mac Mahon,
Haut den Herzog von Magenta
So total, daß Alles rennt da
In gar eil'ger Flucht davon.

Und es machen unsre Leute
Bei Wörth große Siegesbeute:
Böse Mitrailleusen sechs,
Adler zwei, Kanonen dreißig,
Viertausend Gefangene weiß ich;
Darob freut sich Wilhelm Rex.

Beim Anblick der Turkos.

Napoleon sprach ein Frevelwort:
Gesittung breit ich aus —
Und sieh, er schickt des Türken Mord
Ins deutsche Land und Haus.

Der Wälsche droht, er ruft mit Hohn,
Die Freiheit bring' er mit;
Er bringt den schwarzen Wüstensohn,
Es trieft von Blut sein Schritt.

Nun trifft die alte Sage ein:
Es kömmt ein böser Tag,
Wo seine Roß' im deutschen Rhein
Der Türke tränken mag.

Schon ist zum Rhein mit Riesenmacht
Der Franzmann angerückt;
Da steht er wie Gewitternacht;
Das Schlachtschwert ist gezückt.

Doch halt, er zögert wie erstarrt;
Es hemmt ihn Gottes Hand;
Und wie er sinnt und wie er harrt,
Steht auf mein Vaterland.

Der Bayern Löw', der Preußen Aar
Ist da mit Sturmeseil',
Es stürzt zum Kampf die Heldenschaar
Gleich wie ein Donnerkeil.

Und heut', was seh' ich, schwarzer Mann,
Was führt dich bis hierher? —
Als Kriegsgefang'ner kömmt er an,
Zerlumpt und ohne Wehr.

Nun, ist er hungrig, ist er wund,
Steht ihm mitleidig bei.
So macht den Afrikanern kund,
Was deutsche Sitte sei.

Augsburg, im Aug. 1870.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. **Freitag, 26. August** **1870.**

An Wolfgang im Felde *).

Daß bald dies Blatt dich finde,
Wohl wünsch' ich's, lieber Sohn!
Drum werf' ich's in die Winde,
Die bringen es dir schon.
Die werden es zu dir tragen,
Wo immer auch du weilst;
Wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
Du treu zur Walstatt eilst.

Du wolltest im heil'gen Kampfe
Mitkämpfen, Deutschlands werth;
Nun stehst du im Pulverdampfe,
Doch ziehst du nicht das Schwert.
Nun übst du im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

Dich trieb dein Herz, das warme;
Aus England trieb's dich her;
Das rothe Kreuz am Arme,
Bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruh'n,
Die Sterbenden, die Wunden,
Erquickst du freundlich nun.

Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verweh'n;
Der Mond taut über die Höhen —
Und du wirst sterben seh'n.

Sei stark, mein Wolf, nicht beben!
Schwerentrinnt ist deine Pflicht;
So grimm' sah'n Tod und Leben
Dir nie noch ins Gesicht;
Im Frieden still befriedet,
Blieb weich dein gutes Herz —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!

Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf auf's Messer; —
Lern' du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser,
Als Wunden schlagen, ist!

Durch Sterbende und Todte
Geh' deines Weges treu;
Halt' hoch das Kreuz, das rothe,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Knabe!
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf dir!
Und kehrst du mit im Schwarme
Der Sieger — Knabe, dann
Fliegst du in uns're Arme,
Kein Knabe mehr: ein Mann!

12. Aug. 1870. Ferdinand Freiligrath.

*) Wolfgang Freiligrath, der Sohn des Dichters, war auf die Kunde von dem Ausbruche des Krieges von England nach Deutschland geeilt, um gegen Frankreich zu kämpfen. Seinem Eintritt in die Armee stellten sich aber Hindernisse entgegen, weßhalb er sich einem Sanitätskorps anschloß. An ihn ist nun das vorstehende Gedicht seines Vaters gerichtet.

Auf dem Schlachtfelde von Wörth.

Aus Soultz-sous-Forêts, 11. August, Vorm. 11 Uhr, wird der „Wien. Presse" geschrieben: Soeben von Wörth, Niederbronn und Froschweiler zurückgekehrt, wo am letzten Samstag das mörderischste Gefecht dieses Jahrhunderts stattgefunden, melde ich Ihnen von meinen dortigen Erlebnissen. Zwei

Tage nur fehlen noch zu einer Woche, und doch ist es bisher nicht möglich gewesen, das Schlachtfeld zu säubern. Es ist über 1½ Meilen lang und mehr als 2 Meilen breit. Ich durchfuhr es theils, theils ritt ich es ab. Man muß die Positionen, die die Franzosen bei Niederbronn, Wörth und Froschweiler innehatten, gesehen haben, um sich von den fürchterlichen Schwierigkeiten einen Begriff machen zu können, welche von den deutschen Truppen zu überwinden waren. Zu allermeist in Anspruch genommen waren die Preußen. Sie erstürmten die Höhen bei Wörth, die, gestern und heute kaum passirbar, in langgestreckten Steigungen nahe an dreihundert Fuß betragen. Gerade diese allmäliche Höhenerklimmung setzte das preußische Centrum der ganzen Wucht der französischen Defensive aus. Turkos und Zuaven, Kavalerie und sechs Regimenter Infanterie setzten auf französischer Seite sich zur Wehr, und die wunderbar günstige Position des Feindes macht es dem Augenzeugen begreiflich, wie in rascher Folge die Preußen zurückgeworfen werden mußten, bis die Bayern um 1 Uhr Mittags, also nachdem die Preußen von fünf Uhr früh mit drei Regimentern Württemberger und ein paar Bataillonen Badenser allein gekämpft hatten, mit aller Wucht eingriffen und den linken Flügel der Franzosen von Froschweiler nach Wörth warfen. Die Bayern haben, wenn man will, die Schlacht gewonnen, obwohl sie weniger Mühe und auch weniger Verwundete und Todte hatten, denn von den 11,000, die im Ganzen geblieben sind, kommen drei Viertel allein auf die Preußen. Noch gestern und heute früh sah ich Todte liegen. Nicht zu zählen waren die Gewehre, die ringsherum lagen, Chassepots auf Zündnadeln, Werder auf Podewils; das ganze Deutschland lag bunt durcheinander, Frankreich unter sich haltend. So kolossal ist die Beute an französischen Geschützen, Gewehren und Fahrzeugen, daß nur die Geschütze vollständig weggeführt werden können. Ich zählte mehr als hundert und vierzig Fahrzeuge, die am Wege stehen geblieben waren, vom fliehenden Feind im Stich gelassen. Die Franzosen haben so gut wie keinen Gefangenen gemacht. Ein einziges Geschütz ist bis heute vermißt worden, doch wird sichs wohl noch vorfinden, da es möglich ist, daß die Bayern oder die Württemberger bei der Räumung des Schlachtfeldes es an sich genommen haben. Die von den Preußen eroberten Geschütze, die gestern früh hier auf dem Bahnhofe standen, sind unterwegs nach Berlin, die bayerische Beute ist nach München, die württembergische nach Stuttgart abgegangen.

Am blutigsten ging es im Froschweiler Wald zu, den die Bayern stürmten, und noch blutiger in den Weinbergen bei Wörth. In den Furchen der letzteren lagen bis gestern Mittags noch schwerverwundete Franzosen und Preußen, neben- und übereinander, von Hunger geplagt und von den Schmerzen der Wunden angstvoll gepeinigt. Dies Alles war möglich, obwohl von Sonntag früh bis heute Morgens ununterbrochen die Todten begraben und die Verwundeten fortgeführt wurden, noch dazu mit staunenswerther Sorgfalt und dem unermüdlichsten Eifer. Es war eben des Kummers und des Elends zu viel.

Den Rückzug trat ich an, als der letzte Transport Verwundeter nach Soultz abging. Ich ritt neben einem bayerischen Baron, der zur freiwilligen Krankenpflege gehörte. Plötzlich rief aus einem Leiterwagen eine matte Stimme: „Doktorchen, wie gehts? kommen Sie her!“ Ich stieg ab und sah vor mir einen Professor der Philosophie, der freiwillig mitgegangen war. „Eine einzige Cigarre! Seit drei Tagen nichts genossen, habe eine Kugel im Leib und am Arm einen Streifschuß!“ Ich gab, was ich hatte, Cigarren, einen Schoppen Wein. Wir saßen vordem oft zusammen, im Reading Room von British Museum, in Berlin; jetzt gab ich ihm nach der Station Soult das Geleite, von wo er nach Landau ins Lazareth geht. Seiner Mutter habe ich noch heute zu schreiben, wie es um ihren einzigen Sohn steht. Die Scenen mehr zu erzählen, die Einem das Herz zerreißen, unterlasse ich, schon weil der Eindrücke zu viele und zu mannigfaltige sind, die man hier empfängt, wo ganz Deutschlands Söhne zusammentreffen, um in die Schlacht hineinzuziehen, um zu sterben, oder um eine Kugel in der Brust oder im Leib zu haben. Ein preußischer Offizier starb hier im Lazareth. „Sagen Sie Allen,“ war sein letztes Wort, „daß eine Kugel mich im Rücken traf, als ich meine ermattete Kompagnie anfeuerte. Es stirbt kein Schuenburg auf der Flucht!“ Unter den Qualen des Gedankens, daß Einer wähnen könnte, seine Verwundung könnte gemißdeutet werden, gab er seinen Geist auf. —

Das ganze Terrain von Weißenburg bis nach Hagenau, rings um Soultz, Froschweiler, Wörth und Niederbronn herum ist ein großes Feldlager. Alle Dörfer und Städtchen sind mit Einquartierung überfüllt, von Dorf zu Dorf bivouakiren Preußen, Bayern, Badenser und Württemberger

Digitized by Google

bunt durcheinander. Die Armee läßt ihren ganzen Bedarf nachkommen, denn hier gibt es so gut wie nichts mehr. Den Schoppen Wein bezahlen wir mit drei Gulden, und er ist kaum trinkbar. Die Brunnen sind ausgeschöpft. Man nährt sich nur von Brod und Wein. Vorgestern erstand ich mit einem Offizier zusammen eine Speckseite für zehn Gulden; sie wurde uns von einem Badener Marketender verkauft. Der Elsässer Bauer ist sehr zurückhaltend. Die Soldaten bekamen, als sie einrückten, die Weisung, nichts zu genießen, ehe nicht die Verkäufer davon gekostet hätten.

Seit drei Tagen haben wir ununterbrochen Regen, bei Tag und bei Nacht. Die Wege sind grundlos geworden. Doch nichts stört die Konzentrirung der Truppen. Die drei Armeen haben Fühlung zu einander, sie können bei jeder großen Aktion kooperiren, und eine Menge von großen Schlachten wartet unser noch, wenn nicht plötzlich die Diplomatie Frieden schließt. Die Armeen würden jedes vorzeitige Aufhören des Krieges ungemein beklagen. Sie sind durch und durch siegesbewußt, gerade so wie der Kronprinz, der schon von der Affaire Wörth sagte: Mit Blumenthal muß mir Alles gelingen, so vorzüglich versteht er sich auf's Kriegshandwerk!

Mannigfaltiges.

Eine amüsante Geschichte von einem Regimentshunde erzählt die „N. G. Ztg.": Es war zu Ende des Krieges 1866, da bivouakirte eines Abends die Regimentsmusik des ersten Posener Infanterieregiments Nro. 18 in der Nähe des ungarischen Fleckens Teltsch, als sich ein niedriger, starknochiger Hund zu ihr fand. Die Hautboisten theilten ihre Mahlzeit mit dem Thiere und der Graue schlug seine Klinge. Beim Aufbruche des andern Morgens geht der Graue mit, schließt sich den Hautboisten an, wie ein jahrelanger Bekannter nnd hat bis hentigen Tages die Regimentsmusik nicht verlassen; kamen damals Flintenkugeln, so achtete er auf deren Pfeifen nicht, krepirten jedoch Granaten in der Nähe, so schlug er heftig an. Der graue Musikfreund erhielt den Namen „Teltsch"; zur Hundesteuer und Menage trägt jeder Hautboist seinen Theil bei; was fehlt, legt der Direktor zu. Beim Parademarsch marschirte Teltsch mit gehobener Schnauze rechts oder links beim Halbmondträger, beim Abschwenken schlug er regelmäßig einmal an, bei anderem Marschiren hielt er sich immer zu dem Hautboisten, mit welchem er zusammen im Quartier war. Wurde zum Spiele der Kreis geschlossen, so war Teltsch vor dem Direktor Zikoff postirt, und wehe irgend welchem Hunde, der sich in diesen Kreis wagte, selbst wenn er dem kommandirenden General gehört hätte, er würde ohne Gebell im Fluge aus dem Kreise gejagt worden sein. Teltsch wurde Weihnachten 1866 Kapitulant, 1868 wurden ihm Treffen an das Halsband genäht, und nun wird er den Feldzug gegen Frankreich mitmachen und bekommt dann, nach glücklicher, siegreicher Heimkehr, jedenfalls die Sergeantenknöpfe angenäht. Sein Halsband hat folgende Inschrift:

„Von Oesterreich bin ich bis hierher gekommen,
Die Regimentsmusik hat mich von dort mitgenommen,
Drum bleib' ich ihr auch treu bis an mein End';
Mein Name ist „Teltsch" vom 18. Regiment."

Das Merkwürdigste jedoch ist, daß Teltsch mit niemand Anderem gehen mochte, als mit Mitgliedern der Kapelle; mit andern Militärs oder Zivilisten ging er auch keinen Schritt trotz aller Verlockungen.

(Aus einem Privatbriefe ans München.) Eine Pfälzerin überreichte ein Köfferlein voll lauter guten neuen Sachen im Odeonssaale in München der Vorsteherin des Hilfvereins, der Königin-Mutter, mit folgenden Worten:

Hochherz'ge Königin,
Mit hohem, edlem Sinn,
Krone der Frauen!
Wo es zu helfen gilt,
Wo man je Noth gestillt,
Bist Du zu schauen.

Nimm von der Pfälzerin
Mit ächtem, deutschem Sinn
In Gnad', Herz und Hand.
In Lieb' und Treue rein
Steht fest der Pfälzer ein
Für König nnd Land.

Und an das Komite richtete dieselbe Pfälzerin Folgendes:

Motto: Der Wälsche blies die Flamme an,
Sie leuchte uns zur Siegesbahn.

Noch nie wünscht' ich recht reich zu sein
Und viele Tausend zu besitzen,
Jetzt — möcht' ich Gold und Edelstein,
Um dir, mein Vaterland, zu nützen.
Doch selbst verlassen und allein,
Kann ich die rechte Hilf' nicht sein.

So bitt' ich, diese kleinen Gaben
Zu nehmen so, wie sie gegeben.
Ist's Noth, soll Freund und Feind sie haben,
Ein Jeder setzt ja ein sein Leben.
Ob ächt, ob treulos ist das Ziel,
Soldat muß fort ins Kampfgewühl.

(Eine Schneider Rechnung.) Der Schneidermeister F. U. in Sandersleben sandte kürzlich dem dortigen Frauenverein zur Unterstützung Verwundeter ꝛc. drei paar Hosen, welche er im Auftrage des Vereins gefertigt hatte, mit folgendem Gedichte statt der von ihm eingeforderten Rechnung:

Ich fertige drei Hosen
Euch Deutschlands Söhnen wohl,
Nur bläuet den Herrn Franzosen
So recht den Rücken voll.

Das Geld will ich verlangen
Nicht von dem Frauenverein,
Nein, von den rothen Rangen
Dort drüben über'm Rhein.

Für mich sollt Ihr's quittiren
Nicht mit dem Kiel nach Sitte;
Nein mit der stählern Feder,
Die haut und schießt und trifft.

Und kehret vom Franzosen
Als Sieger Ihr zurück,
So mach' ich noch drei Hosen
Mit freudig nassem Blick.

Daß es auf den Vorpostenlinien an scherzhaften Zwischenfällen nicht fehlt, möge folgendes Geschichtchen zeigen, das von einem bayerischen Offizier als bis in die Einzelheit wahr erzählt wurde. In einer dunklen Nacht fällt in der Vorpostenkette ein Schuß. Alles wird lebendig, man glaubt, der Franzose wolle einen Ueberfall versuchen; der kommandirende Offizier stürzt herbei und examinirt den Posten, der den Schuß abgegeben. „Warum haben Sie geschossen?" — „A Franzos wollt' sich ebe auf alle Vier ranschleiche, da hab' i ihn g'schosse!" — „Haben Sie ihn angerufen, und was hat er gesagt?" — „Er konnt' nur antworte: „Oui, oui," und da hab' i g'schosse!" Das Terrain wird genau abgesucht, die Patrouillen gehen hin und her, und endlich findet man den „Oui oui"-Sager. Mit Triumphgeschrei wird er erfaßt, hochgehoben, zum Lager gebracht und — als kostbarer Leckerbissen verspeist. Der „Oui oui"-Sager war nämlich ein schönes, feistes Wildschwein.

Vor dem Schaufenster einer größeren Kölner Buchhandlung standen am 19. Aug. zwei holländische Matrosen und studirten höchst angelegentlich die dort ausgelegten und durch Nadeln mit farbigen Fähnchen erläuterten Karten des Kriegsschauplatzes. Als einem dieser eifrigen Forscher der Stand der Dinge endlich klar geworden, brach er lebhaft in die Worte aus: „Goddome, de franchen hebben een slechte pijp tabak gerookt!" Zu Deutsch: Gott verdamm' mich! die Franzosen haben doch eine schlechte Pfeife Tabak geraucht. Die „pijp tabak" ist dem echten Holländer ein großes Stück seines irdischen Daseins und muß deßhalb vielfach zu figürlichen Redensarten herhalten.

(Eine patriotische That, nicht auf dem Schlachtfelde vollführt.) Ein Münchener Manufakturwaarenhändler erbietet sich, sofort mehrere aus Frankreich ausgewiesene junge Kaufleute zu beschäftigen. Vivat sequens!

Ade!

Drei Krieger ziehen zum Thor hinaus;
Drei Frauen grüßen beim letzten Haus.
Die Thränen sagen ein stilles Ade;
Ach, Scheiden und Meiden, wie thut es so weh!

Der jüngste der Dreien, ein schmucker Blut,
Er schwenkte so freundlich den flotten Hut,
Leb' wohl, mein Schätzchen, du traute Maid,
Ich werde dich lieben zu jeder Zeit!

Ich seh's in den blauen Aeuglein so klar,
Auch du willst mich lieben unfehlbar;
Und kehr' ich zurück vom Vater Rhein,
Führ' ich zum Altar mein Mägdelein!

Der Zweite der Dreien legt d'Hand auf's Herz:
Vom Weibe zu scheiden, wie herb ist der Schmerz;
Und steh' ich als Wache am fernen Rhein,
Sei du ein Schutzgeist den Kindern mein!

Der Dritte verhüllt sein Angesicht;
Denn Braut und Gattin hat er nicht:
Sterb' ich für die Heimath drunten am Rhein,
Dann schirme dich Gott, mein Mütterlein!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Montag, 29. August **1870.**

Dem deutschen Heere.

Noch ist das große Werk nicht ganz vollbracht,
Noch darf nicht voll der Siegesjubel tönen.
Wer weiß, wie viel des Bluts in heißer Schlacht
Es noch bedarf zum Frieden und Versöhnen?
Zu Einem aber ist es jetzt schon Zeit,
Zu einer Pflicht, darin kein Deutscher wanke,
Zu einer Schuld aus diesem heil'gen Streit,
Die Keiner je vergessen darf — zum Danke!
Denn bald wird enden wälsches Gaukelspiel,
Und wird der schmachbefleckte Vorhang fallen.
Dem Friedensbrecher ist gesetzt sein Ziel,
Und des Gerichts Posaunen, sie erschallen.
Im Schlachtendonner hört die Welt erschreckt
Den Urtheilsspruch zur Warnung und zur Lehre.
O Dank den Siegern, die's mit Blut vollstreckt,
Dank unserm todesmuth'gen deutschen Heere!

O wär' geglückt ihm seine list'ge Gier,
Dem kaiserlichen Gleißner sondergleichen,
Mit seinem Räuberschwarm, halb Mensch, halb Thier,
Des Würgers Melac Lorbeer zu erschleichen —
Weh' dann den deutschen segensreichen Gau'n,
Geplündert und verheert von Mord und Bränden!
O Schmach dann unsern Töchtern, unsern Frau'n,
In roher Lust erfaßt von Turkoshänden!
Wie hätte der Verzweiflung Noth und Schrei
Zum Aeußersten den Bürger dann getrieben! —
Doch, o Triumph, das deutsche Land ist frei!
Vom tiefsten Elend ist's verschont geblieben.
Wohl sahen wir zu uns die Turkos zieh'n,
Doch wund nur und gefangen, ohne Wehre.
O Dank den Rettern, Dank auf unsern Knie'n
Dem unvergleichlich tapfern deutschen Heere!

Und nicht die Grenzen nur hat's treu bewacht,
Wie drang's gleich erz'nem Keile weit und weiter!
Die ganze Welt erstaunt ob solcher Macht,
Flucht und Verwirrung faßt die wälschen Streiter.
O deutsches Volk, wie tönt dein Siegesklang!
Du erst im vollen Sonnenaufgang strahlend,
Indeß das and're halb im Niedergang
Verzweifelnd starrt, vor Kurzem noch so prahlend!
Wie siegt des Wissens und der Sitte Kraft
In unsrer Stärke und der Feinde Weichen!
Wie flattert jetzt an unsrer Fahnen Schaft
Des einsgewordnen Volkes Siegeszeichen!
Nun wurde Nord und Süd vermählt durch Blut,
Vom hohen Alpenland bis tief zum Meere.
O Dank euch für dies längst ersehnte Gut!
Des ganzen Volkes Dank dem deutschen Heere!

Doch sieh, des wälschen Kaiserreiches Sumpf,
Wie trat er häßlich, grundlos nun zu Tage!
Der wälschen Bildung gleißender Triumph,
Zur Lüge ward er und zur Niederlage.
Sieh zu, du einst die „große Nation",
Daß dein verdorb'nes Blut sich bald erneue!
Und du erst, lüsternes Wälsch-Babylon,
Im Büßerkleid auf's Haupt dir Asche streue! —
Sieh auf dein Heer, du morsch geword'nes Reich!
Was frommt sein Muth, wenn's tolle Führer äffen?
Doch sieh auf uns, wer kommt den deutschen gleich,
Dem Heldenkönig sammt dem Sohn und Neffen?
Dem greisen Schweiger mit dem Adlerblick,
Und all den Namen, längst schon Deutschlands Ehre? —
O Dank für unser gnädiges Geschick,
Das solche Führer gab dem deutschen Heere!

Wohl ist das Elend tief; wer's messen mag?
Denn Tag um Tag wird dessen Abgrund größer.
Doch hofft, des Völkerfriedens goldner Tag
Steigt bald aus blut'ger Dämm'rung als Erlöser.
Dann wird zerrinnen frevler Lüge Schein,
Doch neu erstarken Wahrheit, Recht und Sitte.
Das deutsche Volk wird deren Hüter sein,
Geehrt, gefürchtet in der Völker Mitte. —
O darauf hoffet, denen dieser Streit
Nur Trübsal brachte, und sie wird sich stillen.
Die ihr in Wunden stöhnt, tragt euer Leid
Um eures Siegs, um unsres Volkes willen!

Digitized by Google

Und ihr, die ihr verwittwet und verwaist,
O weint versöhnet aus des Schmerzes Schwere! —
O Dank auch euch für euren Opfergeist,
Und eure Todten in dem deutschen Heere!

München, 18. Aug. 1870. Oskar v. Redwitz.

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

Ein Korrespondent der franzosenfreundlichen österreichischen Wehrzeitung sendet eine lebhafte Schilderung des in wilde Flucht ausgearteten Rückzugs der Franzosen nach ihrer Niederlage bei Wörth. Wir entnehmen dem Schreiben folgende Stellen:

Ich konnte es in Hagenau nicht mehr aushalten. Trotz der Warnung des Wirths, mich nicht hinauszuwagen, „da das Landvolk gegen die Fremden mißtrauisch und erbittert sei", eilte ich bei dem nördlichen Thore hinaus und nahm die Richtung gegen den Hagenauer Forst, gegen Niederbronn zu. Der Kanonendonner war stark. Rauchsäulen waren im Nordwesten und selbst in der Richtung gegen Saarburg zu bemerken. Ich schätzte das Gefecht in der Nähe von Niederbronn — und habe mich nicht geirrt.

Unweit der Stadt gerieth ich mitten in einen Schwarm von Landleuten, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Ein Mann, der sich dann als Flurschütz auswies, hielt mich an, und ich war genöthigt, abermals Peüfung als österreich. Staatsbürger abzulegen.

Nun blieb ich wohl in der Nähe des Orts und habe gut daran gethan.

Um 4 Uhr galoppirte ein lediges Pferd, den Sattel unter dem Bauch schleppend, zum Stadtthore hinein. Bald darauf ein zweites, ein drittes.

Dann folgte ein Küraſſier auf blut- und schaumbedecktem Pferde, ohne Küraß, ohne Waffen, dann ein Artillerist auf ungesatteltem Pferde; auf den Gesichtern lag unaussprechliche Angst.

Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber, worunter mir 2 Zuaven auf einem Pferde besonders aufgefallen sind.

Die Andern waren Küraſſiere in allen Stadien der Furcht, des Schreckens, einige ihre Säbel schwingend, andere wie wahnsinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinschlagend, viele ohne Sattel, die meisten ohne Waffen.

Dann erfolgte eine etwa fünf Minuten lange Pause. Die Einwohner waren alle in das Innere der Stadt geflohen. Der Flurschütz und ich standen allein an dem Punkte, wo die Niederbronner Zweigbahn die Chaussee durchschneidet.

Jetzt sauste ein Feldgendarm heran, hielt das halbtodte Pferd an und meinte: „Schließen Sie eiligst die Stadtthore, die Preußen sind sur mes trousses!"

Der Feldhüter wurde bleich. Ich ermahnte ihn, den Unsinn sein zu lassen, „Hagenau sei eine offene Stadt, Vertheidiger seien keine da, und wenn die Preußen wirklich da wären, so gäbe es in diesem Moment für die Stadt nichts Besseres als recht weit offene Thore."

Dem Flurschützen leuchtete das ein. In solchen Momenten der Panique thut es einer armen Menschenseele so wohl, die Unthätigkeit als den besten Theil zu erkennen. Er blieb, offenbar beruhigt, an meiner Seite und wir ließen dann mitsammen im besten Einvernehmen die Trümmer der einen Division des 1. Korps defiliren.

Die Scene, die nun folgte, ist unbeschreiblich. Ich klammerte meine Sinne an alles Einzelne, Charakteristische, wollte die markanten Punkte im großen Gewühle festhalten, um es Ihnen so lebhaft vor die Augen zu bringen, wie ich es selbst erlebte. Es war unmöglich. Jedes einzelne Individuum trat wieder hervor, nachdem die einförmige Ordnung, die militär. Disziplin ganz und gar gebrochen war; es waren keine Soldaten, die da vor uns vorbeirasten, es waren arme Menschenkinder, einzig und allein mit der Sicherung ihrer mehr oder minder schadhaften Haut beschäftigt.

Immer größer war der Tumult. Unter die Haufen der Küeaſſiere mischten sich einzelne Lanciers, dann kam die Husarenuniform, wenn auch selten genug, zum Vorschein; sie drängten sich in der Straße; ledige Pferde liefen, als wären sie von gleicher Furcht getrieben, an allen Orten mit dem Schwarme; Artilleristen im bloßen Hemde kamen heran, und sehr häufig Zugpferde mit abgeschnittenen Zugsträngen, von Infanteristen oder Artilleristen geritten.

Unter dem ganzen Vortrab der Flucht habe ich keinen Offizier bemerkt. Das muß ich konstatiren. Als der Schwarm am dichtesten war, sauste plötzlich ein Eisenbahntrain vom Norden herüber.

Ein im Schwarm der Flucht mitgerissenes Bauernmädchen mit einem Karren war eben auf den Schienen. Sie konnte nicht vor, nicht zurück; sie schien verloren. Da packten wir, der Feldhüter und ich, den Barrièrebaum, wiesen die

sinnlosen Flüchtlinge zurück, schloffen die Barrière, halfen der Bäuerin hinüber und so passirte der Zug ohne Unfall.

Der Eisenbahnzug sollte das Material bergen, welches noch bei Niederbronn gewesen war, er sollte wohl Verwundete transportiren, es war lediglich ein Mittel der Flucht. Es waren die ersten Infanteristen, welche da sich retteten. Alle Waggons überfüllt, auf den Dächern, an den Handhaben hängend, mit halbem Leibe in der Luft, auf den Trittbrettern, einige mit voller Rüstung, einige halb nackt, Verwundete keine — so zog da ein neues Bild von Verwirrung vorüber und kreuzte den Unglücksstrom auf der Heerstraße. Wir ließen den Balken fallen und eilten seitwärts. Wie die wilde Jagd eilten die Reiter der Stadt zu und passirten dieselbe ohne Aufenthalt.

Um 5 Uhr versiegte der Strom der Kavalerie.

Nach einer Pause kam Fuhrwerk. Ich habe 4—5 Protzen gesehen, alle noch komplet bespannt, aber ohne Geschütze; dann sauste und polterte ein zerbrochener Munitionskarren, mit Turkos bepackt, einher, dann kam ein Bauernwagen mit Bettzeug und allerlei Habseligkeiten bepackt, ohne ihre Besitzer. Ein Zuave leitete die Pferde, zwei gräßlich verstümmelte Turkos lagen oben quer über, ein Haufen unbewaffneter Soldaten aller Waffen klammerte sich oben an.

Nun kam Infanterie zu Fuß — etwa um halb 6 Uhr. Noch immer kein Offizier.

Im dichten Schwarme Kanzleikarren, die Wagen von drei Brigade-Generalen, das „Archiv" einer Truppendivision, 4—5 leere Munitionskarren, sodann allerlei „Ambulancewagen" — aber mit Gesunden bepackt. Auf einem Karren lagen drei Todte, während ein paar jämmerlich zugerichtete Turkos im Gewühle mit jener stumpfen Resignation einhergingen, welche diese Wüstensöhne in Wahrheit auszeichnet. Dann kamen verschiedene Marketenderwagen.

Diese Marketenderinnen, eine Eigenthümlichkeit der französischen Armee, habe ich jüngst für recht kokett und niedlich gehalten, als ich sie inmitten einer enthusiasmirten Truppe im Momente der Abreise beobachtete. Heute, in den Scenen der Verwirrung, ihre Kleider beschmutzt, ihre Gesichter mit zerrauftem Haare eingerahmt, von Schmutz starrend und von Angst verzerrt — schienen sie mir recht ekelhaft. Das macht der Eindruck des Augenblicks.

Von den Infanteristen hatten alle ihr Gepäck weggewoesen, viele ihre Gewehre, viele gingen im Hemde, die meisten hatten von Allem nur eiliche Brodlaibe an einem Säbel gespießt über der Schulter.

Weitaus der größte Theil der Flüchtigen waren „des vieux soldats", denen General Trochu jüngst jeden Werth abgesprochen hat.

Unvergeßlich ist mir ein armer schwitzender Infanterist des 50. Regiments, der vollkommen nett adjustirt, den gepackten Tornister auf dem Rücken, mit breitem, geröthetem Gesichte auf mich zukam und mich ängstlich frug, „wo sein Regiment sei?"

Ich sagte ihm, „er möge immer gerade ausgehen, bis er nach Straßburg käme, dort werde er Bescheid finden. Im Uebrigen solle er sich an seine Kameraden halten." Er marschirte brav und vorschriftsmäßig von hinnen. Es war ein Elsässer.

Um halb 7 Uhr kam ein geordneter Trupp Kürassiere unter Kommando eines Kapitäns mit zwei Subalternen, etwa 40 Mann stark. Sie waren fast alle ordentlich gerüstet und kamen im Schritte an.

Ich hatte den letzten Zug nach Straßburg versäumt. Mitten im Strome eines aufgelösten Armeetheiles, ohne Möglichkeit von hinnen zu gelangen, hätte ich wohl recht ängstlich werden können, wenn ich mir zu Betrachtungen Zeit genommen hätte. Ich verleugne nicht, daß ich mit ganzer Kraft dem Eindrucke einer solchen Deroute entgegenarbeiten mußte.

Von 4—7 Uhr zog ein aufgelöster Schwarm Menschen vorüber, so ganz mit sich selbst und mit ihrer elenden Existenz beschäftigt — in dem ganzen Zuge blos 40 Mann geordnet — im Ganzen wohl 8- bis 10,000 Mann, verhältnißmäßig wenig Verwundete und blos 3—4 Kavallerie-, 2 Artillerie- und etwa 8 Infanterie-Offiziere im ganzen Schwarme; eine solche Deroute weist weder das Jahr 1859 noch 1866 auf. Mir war das Ganze etwas unverständlich. Ich hielt die Hagenauer Chaussee für die Hauptrückzugslinie und konnte nicht begreifen, erstlich warum Mac Mahon dem preußischen Plane der Trennung in die Hände arbeite und noch dazu der Festung Straßburg mit einer demoralisirten Soldatenmasse moralische und physische Schädigung bringe. Nun weiß ich freilich, daß die durch Hagenau Gekommenen von der anbefohlenen Rückzugslinie abgedrängt, oder da die meisten derselben kurz vorher in Hagenau oder Straßburg gelegen hatten, von ihren alten Kasernen und Stallungen angezogen worden sind. Was ich über das Treffen erfuhr, schöpfte ich aus trüber

Digitized by Google

Quelle; aber es stimmt, nachdem ich alle Widersprüche entfernt und meine eigenen Erfahrungen über die preußische Kampfweise mit den Eindrücken, welche mir die französische Armee gegeben, zusammengehalten hatte, ziemlich zusammen. Die Absicht des Erzählers, die Flucht durch Uebertreibung der Gefahr zu beschönigen, habe ich bereits abgezogen. Vor Allem steht fest: die Niederlage Mac Mahons ist lediglich einem strategischen Fehler zuzuschreiben. Dieser Fehler ist: Langsamkeit der Vorbereitung, Sorglosigkeit und vor Allem Unkenntniß über den Stand der gegnerischen Rüstung und schließlich vollkommene Unwissenheit über den feindlichen strategischen Aufmarsch. Beweis dafür ist der Befehl Leboeufs, „mit der Division Douay die Höhen von Weißenburg zu halten und den Rest südlich davon zu konzentriren."

Die Linie Thionville-Weißenburg ist ungeheuer ausgedehnt, umsomehr, wenn man durch die Umstände auf die Defensive gestellt werden kann.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der gute Wille der Berliner, dem Feinde Großmuth zu erweisen, hat einen drolligen Unfall erlitten. Bei der Entwerfung der Speisekarte für den niederschlesischen Bahnhof hatte, wie die „Zuk." meldet, die Leiterin der Volksküche, Frau Lina Morgenstern, einen kleinen kulturgeschichtlichen Schnitzer gemacht und vergessen, daß der Islam ebensogut wie das mosaische Speisegesetz das Schwein für ein unreines Thier erklärt, und so war, zum Pech für die armen Turkos, diesen in der Reissuppe ein gar stattliches und appetitliches Stück Speck aufgetischt worden, das die Meisten, in der Noth eingedenk geworden des Glaubens der Väter, mit wehmuthsvollem Blicke beschauten und liegen ließen.

(Heiteres.) In Privatkreisen zirkulirt der Parolebefehl eines deutschen Regiments-Kommandeurs, der folgendermaßen lautet: „Se. Exzellenz der Herr kommandirende General befehlen, morgen mein unterhabendes Regiment zu sehen. Ich empfehle den Parademarsch und die höchste Propretät, besonders die Aufrichtigkeit des Gewehrtragens und die Weißheit des Lederzeuges." — Fürwahr, höher kann man die gebildete Sprache nicht treiben. — Das „Vaterland", das trotz Konkordat und „Wahnkrieg" seinen Humor nicht verloren hat, erzählt folgende Bonmots: Warum können die Franzosen den Rhein nicht übersetzen? — Weil sie für ihn keine Uebersetzung haben, Rhein bleibt übersetzt Rhin. — — Bis wann werden die Preußen mit dem Einzug in Paris warten? — Bis zu Egydi, weil sie da am ersten hineinkommen. (An diesem Tage ist nämlich der erste September.)

Nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth fanden die Deutschen in allen Tornistern der Mac-Mahon'schen Soldaten rothweiße Bändchen von Seide und gestickte weiße Handschuhe. Wozu? fragten sie ihre Gefangenen. — Die Bänder waren für die Orden und Medaillen nach der Schlacht bestimmt. — Aber die weißen Handschuhe? — Man hat sie uns mitgegeben! — Aber wozu? — Zum Parade-Einzug in Berlin. — Nun, die tapfern deutschen Soldaten sind Ihm glänzend durch die Parade gefahren.

Das Vertrauen zu den deutschen Waffen Seitens der deutschen Bevölkerung in der Pfalz ist so unbedingt, daß beispielsweise ein Bauer bei Schweighofen, einem Dorfe in der unmittelbaren Nähe von Altstadt, wo die feindlichen Geschosse lustig genug umherfausten, sich in seinen ländlichen Beschäftigungen nicht unterbrechen ließ. Gefragt, ob er sich denn nicht vor den Franzosen fürchte, erwiederte er treuherzig: „Die Preuße sein jo do, da kumme die Franzleut nit zu uns!" und pflügte ruhig weiter.

(Geschäftsnoth.) Ein Leipziger Zeitungskolporteur beantwortete kürzlich die Frage, wie sein Geschäft gehe, mit den Worten: „Ach, mit de Extrablätter is es jetzt ooch faul! Wenn man dem Publikum jetzt nich in jedes Blatt en dodten Franzosen eingewickelt bringt, denn koofen se's nich!"

Lebensphilosophie.

Wie die Blumen sich entfärben,
Wenn ein Hauch den Schmelz entführt,
Muß der Liebe Blüthe sterben,
Von der Sünde Hauch berührt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Mittwoch, 31. August 1870.

Heil dir, Germania!

Barbarossa, Heldenkaiser,
Wache auf, du trauernd' Herz,
Deutschlands Söhne, all' vereinet,
Steh'n gehüllt in blinkend' Erz.

Schon die Raben nicht mehr schwirren
Um des Berges öden Rand,
Nord und Süd umschlingt ja endlich
Ein geheiligt' Bruderband.

Vaterland, so lang noch Eisen
Birgt der Berge tiefer Schacht,
Und so lang noch Eichen grünen,
Deutsche Kraft dich treu bewacht!

Wo sind, Frankreich, deine Heere?
Falscher Korse, wankt dein Thron? —
Ha, zermalmt von deutschen Mannen
Liegt die Brut Napoleon!

Doch wie manches junge Leben
Ist zerknickt, — entknospet kaum,
Und im Herzblut ist zerronnen
Mancher gold'ne Jugendtraum.

Wildes Weh' durchtobt den Busen
Mancher Mutter, mancher Braut;
O, auf blutgedrängter Erde
Deutschlands Einheit ward erbaut!

Söhne Teut's, drum bleibt vereinet,
Stets von deutschem Sinn durchglüht,
Dann wird an des Rheins Gestaden
Nie verhallen deutsches Lied!

Doch der Braven, die geblutet
Fern vom lieben Heimathland,
Deren Faust im Tod' erstarrte,
Ohne Druck von Freundes Hand;

O, gedenkt der treuen Todten,
Haltet stets sie theuer, werth;
Schlummert süß, ihr deutschen Degen,
Dort in ferner, fremder Erd'!

Zweibrücken. Karl Leyser.

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

(Schluß.)

Was die taktischen Fehler betrifft, so kann davon bei einem Stärkeverhältnisse von 5 zu 14, vielleicht selbst von 5 zu 20 nicht die Rede sein. Kein Taktiker der Welt vermag im modernen Kriege auf dem Schlachtfelde diesen Unterschied auszugleichen.

Was ich hundertfach, besonders von den als brav geschilderten Chasseurs hörte, ist der Umstand, daß die Preußen das Terrain eben geschickter zu benützen wissen, als die Franzosen.

„Wir haben sie nie gesehen," gestand mir ein verwundeter Brigadier einer Chasseur-Kompagnie, „sie legen sich stets in Wälder, diese Verräther; kämen sie in die Ebene, wir würden es ihnen schon zeigen!"

Die preußische Artillerie muß ungeheuer überlegen gewesen sein. Die Franzosen reden jetzt unter dem Eindrucke der „Défaite" viel von der Superiorität der preußischen „Gattling-Geschütze".

Das Treffen vom 6. Aug. begann bei Froschweiler mit einer Art Ueberfall. Die auf ungesattelten Pferden Angekommenen wurden durch den ersten Angriff eben im Satteln ertappt: so haben sie nämlich behauptet.

Alle, welche ich sprach, theilten den preußischen Geschützen große Treffsicherheit zu. Es mag das Geschütz seit 1866 verbessert worden sein.

Das Zündnadelgewehr hat den Franzosen imponirt trotz ihrer Chassepots. Der Grund ist

leicht einzusehen. Die preußischen Kompagnieen sind im Stande stärker, sie gehen im Einklange vor und entwickeln daher ein stärkeres Feuer.

Ich habe eine große Anzahl Gewehre in der Hand französischer Infanteristen ohne Spur von Pulverschmutz gesehen. Sie waren von verschiedenen Regimentern und Kompagnieen und sind evidenterweise nicht zum Feuern gekommen.

Das Kürassierregiment ist durch preußische Kavalerie zersprengt worden.

Die Turkos haben unendlich muthig gekämpft; das sagen alle andern Truppen. Sie allein haben mehr Verwundete, als alle andern Truppen zusammen, wurde behauptet. Wir wollen diesen schweren Ausspruch einstweilen in susponso lassen. Im Allgemeinen ist klar, daß die Franzosen lediglich ihre Stoßtaktik geübt haben und der wahren, vernünftigen Taktik unterlegen sind.

Es war 7 Uhr Abends. Der Strom der Flüchtigen floß spärlicher.

Es wäre Allerlei zu erzählen. Von einer Mutter, welche ihren Sohn erwartete und glücklich wieder fand; von hübschen Mädchen, welche hin und wieder frugen, wie es dem „Willem" und dem „Anderl" gehe; von herumeilenden Weinspenderinnen und von barmherzigen Schwestern, welche von Haus zu Haus eilten, um Verwundete zu suchen. Ich war zu unmuthig, um dem viel Rührung abzugewinnen. Nicht unmuthig über den Sieg der Preußen — denn der geht mich ja eigentlich so wenig an, wie die Niederlage der Franzosen. Es war Unmuth über das Schauspiel selbst. So schwach also, dachte ich, sind die „rein militärischen Antriebe" einer Armee! So leicht ist es, einen alten eisenfressenden Zuaven in ein zitterndes Kind zu verwandeln! Lächerlich kamen sie mir vor die in Eisen gehüllten Kürassiere, welche vor dem Namen „Preußen" flohen. Als ich in später Dämmerung nochmals vor die Stadt eilte, um zu erkunden, ob nicht doch noch ein Bahnzug gesendet würde, führten 5—6 Soldaten mehrerer Truppengattungen einen gefangenen Preußen in ihrer Mitte — stolz, als hätten sie die ganze preußische Armee mit sich.

Dem armen Manne zitterten die Kniee. Als er vor mir vorbeikam, blickte er mich flehend an; er mochte Mitleid bemerkt haben. Vielleicht hat für ihn mein rother Bart deutschen Schimmer. Ich zuckte leicht mit den Achseln. Ich konnte ihm ja nicht helfen, ohne mich selbst Mißhandlungen, ja einer Massacre auszusetzen.

Aber ich konnte mich nicht enthalten, die Scene mit einiger Ironie zu betrachten. In solcher Verwirrung mit einem Gefangenen zu paradiren!

Im Wirthshause war es sehr belebt geworden. An mehreren Tischen zehrten Soldaten, und was mich wunderte, sie zahlten ruhig ihre Zeche. Keinerlei Unordnung ist im Laufe des Tages und der Nacht vorgekommen. Der Krieg hat noch zu kurze Zeit gewährt.

Neben mir verdrehte ein altes Fräulein die Augen und wollte im allgemeinen Unglücke noch „ihre kranken Nerven" geltend machen. Ich entrann der Gefahr, ihr Vertrauen zu erwerben, durch die Flucht.

Im Nebenzimmer tranken vier Infanterie-Offiziere still und gedrückt ihren Wein. Fünf Kürassiere saßen um eine gebratene Gans und machten tolle Witze.

Früh Morgens den 7. glückte mir's, einen Wagen nach Straßburg zu gewinnen. Ich wußte, daß mich die Marodeurs ganz einfach auf die Erde setzen, daß man mich nicht in die Festung lassen würde, wenn ich nicht für eine Sauvegard sorgte. Sie war bald gefunden. Ein Korporal des 30. Regiments, ein Gascogner vom reinsten Wasser, und ein bläßlicher Rekrut des 81. Regiments waren recht froh, als ich ihnen Plätze auf meinem Karren anbot. Sie waren entzückt über mein Anerbieten und halten mich heute noch für den edelsten der Menschen zwischen Hagenau und Straßburg.

Ich habe auf der Fahrt viel zu erleiden gehabt, die Route war von armen Fußgängern besäet. Alle wollten sich aufsetzen, obwohl kein Platz war. Da sagte ich meinem Gascogner, er möge krank scheinen, und dem Rekruten, er möge wimmern, so oft wir an einem Schwarm von Nachzüglern vorbeikamen; der Kutscher, ein vorlauter elsässischer Bube, hieb jedesmal in die Pferde, und so gelangten wir glücklich bis Brumath. Dort kamen neue Hindernisse. Eine neue Panique hatte die Flüchtigen ergriffen. Wir waren bald von einem Haufen von Reitern umgeben, die Einwohner stellten sich entgegen und wollten Neuigkeiten von den Preußen, ob sie schon in Hagenau seien, ob es wahr sei, daß sie Weiber und Kinder morden. Endlich langten wir auf dem Glacis vor Straßburg an. Heillose Verwirrung! Alles von Wagen, Karren, Fußgängern, weinenden Weibern angefüllt. Das Thor war eben geöffnet worden; mein Gascogner verzog sein Gesicht wie im Schmerz, der Rekrut winselte, und so gelangte ich in die Festung, ohne Paß, ohne Frage, ohne Antwort; ja, barmherzige

Digitized by Google

Weiber eilten mit Wein herbei und meine beiden Schlingel mußten sich noch laben lassen. Welchen Eindruck mir Straßburg im Augenblicke gemacht hat, habe ich bereits erwähnt. Alle Postverbindung, aller Eisenbahnverkehr war abgeschnitten, die Thore wieder geschlossen, ich war oder schien gefangen.

Zum Glück ging noch ein Train um 10 Uhr Vormittags und nach kurzem Nachdenken entschloß ich mich, nach Paris zu eilen.

In Zabern fand ich das Mac Mahon'sche Korps. Es war noch nicht ganz gesammelt (12 Uhr Mittags des 7. Aug.). Die Heerstraße, soweit sie vom Bahnzuge aus übersehen wird, mit Versprengten angefüllt, keine gesammelte Truppe, Reiter, Fußgänger bunt durcheinander, alle zu Tode matt und entsetzlich niedergeschlagen.

In Zabern erfuhren wir, daß bei Saargemünd ein französischer Lebensmitteltransport und viel Geld von den Preußen genommen sei.

In Barleduc wußten wir die Niederlage des französischen Korps bei Saarbrücken.

Das erste Korps ist ohne Arrièregarde zurückgewichen. Es ist keine Abtheilung geschlossen. Ich habe in Zabern kein Geschütz entdecken können.

Im Bivouak vor Metz, 17. Aug.

Das war ein erhabenes Schauspiel, unsere Truppen vorgestern auf dem blutgetränkten Schlachtfelde bivouakiren zu sehen. Tausende von Lagerfeuern sendeten ihre rothe Glut zum Himmel und warfen ihren Schein auf die abziehenden französischen Kolonnen, welche mit Sack und Pack Metz verlassen, und sich auf Verdun zurückziehen. Im Lager wird Wirbel geschlagen, es erfolgt das Gebet und gleich darauf bricht mit Donnersgewalt, vieltausendstimmig gesungen, „die Wacht am Rhein" los. Es war ein erhebender Moment, ein Augenblick der hellsten Begeisterung und gleichzeitig ein Lobgesang, dem Genius der deutschen Waffen gewidmet, der uns so treulich zur Seite gestanden.

Unvergeßlich wird mir dieses imposante und erhebende Schauspiel bleiben. Im Mondlicht ragen in der Richtung auf Courcelle die Gebäude der Schlösser Chateau de Colombe und Compigné (?) empor. Der Wald, welcher beide umrahmt, liegt im tiefsten Frieden und doch hatte erst unlängst dort ein blutiger Kampf stattgefunden. Hunderte von Todten, meist Franzosen, füllten die Gräben der Chaussee, auf der sie das Vorbringen der Deutschen vergeblich aufzuhalten bemüht gewesen waren. Sie hatten ihren Eifer mit dem Tode bezahlen müssen. Wenn ihre Stellung eine auch noch so gedeckte gewesen, sie konnten den Kugeln unserer Schützen nicht entgehen. Die Mehrzahl der getödteten Franzosen hatte Schußwunden am Kopfe. Auch in der Ebene und im koupirten Theile des Terrains war erbittert gekämpft worden. — Massengräber am Fuße der Schlösser, in denen viele Hunderte schlummerlen und welche noch für neue Gäste offengelassen waren, lassen die ganze Größe des Kampfes erkennen, wenn man nicht schon aus den weggeworfenen Waffen, die den Boden bedecken, auf den Umfang der Schlacht schließen kann.

Zerschossene Bäume, Karren und Wagen hindern oft die Passage, und hat man diese Schwierigkeiten überwunden, stößt man wieder auf Leichenhügel, welche hinweggeräumt werden müssen. Von den Schlössern wehen die Fahnen der Johanniter; alle Räume der elegant möblirten Gebäude füllen Verwundete, und endlose Wagenzüge führen immer noch neue Opfer des blutigen Kampfes herbei, deren Unterbringung kaum noch möglich ist und dabei fehlt es am Nothwendigsten; erst in einigen Stunden können wir die dringendsten Wünsche der Verwundeten befriedigen.

Die Franzosen glaubten unbemerkt das jenseitige Ufer der Mosel erreichen zu können. Die Wachsamkeit unserer Posten hat dies vereitelt. Ein heftiger Angriff der Brigade Goltz warf den Feind in alle Winde. Nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt, führte er sofort frische Truppen ins Feuer, und es schien fast einen Augenblick, als ob die Hauptschlacht, der Anfang des Endes, beginnen sollte; doch unsere Führer hatten den richtigen Augenblick zum Angriff abgepaßt; es war unmöglich, die ganze französische Armee wieder aufs Schlachtfeld zu führen; wäre dies den Franzosen gelungen, hätten sie das Goltz'sche Korps vernichten können. So aber stand ihnen kaum die Hälfte ihrer Armee zur Verfügung.

Preußischerseits griffen jetzt noch die Brigaden Gluner, Kamecke und Wrangel in den Kampf ein und ohne Rettung wurden die Franzosen nach Metz hineingetrieben, dessen Besatzung alarmirt war und auf den Wällen stand. Der Kampf war ein fünfstündiger und blutiger, wie alle bisherigen Kämpfe des Krieges. Man wußte französischerseits, was auf dem Spiele stand, und mit einem wahren Heldenmuthe wurde auf einzelnen Plätzen von den Franzosen gekämpft; der Begeisterung unserer Truppen vermochten sie jedoch keinen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen.

Position um Position wurde genommen, freilich auch unsererseits unter furchtbaren Verlusten.

Details folgen. Den Brief muß ich einem nach der Pfalz gehenden Leichtverwundeten mitgeben, da eine Postbeförderung von Nanzy unmöglich ist. Angekommen bin ich erst vor zwei Stunden.

Mannigfaltiges.

Edmund About, der bekannte französ. Schriftsteller, welcher einige Tage nach der Schlacht von Wörth spurlos verschwunden war, tauchte glücklich in Zabern wieder auf und war gegenwärtig, als die Preußen daselbst einige große Kontributionen ausschrieben. In einem offenen Briefe nun, in dem er seine Erlebnisse beschreibt, sagt er u. A. (veröffentlicht im „Soir" vom 16. Aug.):

„Pariser! Meine guten Freunde! Ihr seid 400mal zahlreicher, als die Bevölkerung von Saverne. Das 2. Korps, welches allein uns mit seinem Besuche beehrte, repräsentirt nur 1/60 der preuß. Armee. Wenn ihr eine Invasion eurer Stadt zugebt, so steht euch Tag für Tag eine Requisition bevor, die 6400 Mal größer ist, als die unsrige hier, d. h. ihr habt täglich 64 Millionen 6pfündige Brod, 384,000 Ochsen, 8,000,000 Kilogramm gerösteten Kaffee, 1,150,000,000 Cigarren ꝛc. zu liefern. Deßhalb habt ihr ein großes Interesse daran, der Annäherung des Feindes euch muthig zu widersetzen."

Da nun die ganze preuß. Armee, die nach Paris kommen könnte, ungefähr 500,000 Mann stark ist, so käme nach Herrn Edm. About's Rechnung auf den Mann täglich ca. 7 1/2 Centner Brod, 3/4 von einem Ochsen, wozu er sich 32 Pfund Kaffee kochen und 2304 Stück Cigarren rauchen dürfte. Herr About scheint der Ansicht zu sein: wer viel arbeitet, muß auch viel essen.

Ein in Berlin in Pflege befindlicher Verwundeter erzählt nach der „Tribune" folgendes Ereigniß aus der Schlacht bei Weißenburg. Er war mit einem Berliner Freunde und Landsmanne, einem Portier seines Zeichens, ansehnlichen und wohlbeleibten Manne, in einer Kompagnie bei einem Grenadierregiment. Als es in die Schlacht ging, bemerkte der Dicke, daß sein Zündnadelgewehr einer Reparatur bedurfte, und bat seinen Freund, da er wegen seiner Korpulenz nicht schnell genug bei der Hand sein konnte, die leichte Reparatur vorzunehmen. Da ward zum Angriff geblasen und der Dicke sagte lakonisch: „Na, denn nich! wenn ick nich schießen kann, dann muß ick stechen!" — Die Schlacht ging zu Ende, unser Erzähler liegt verwundet auf der Wahlstatt, da sieht er von fern seinen Freund munter einher schreiten, er ruft ihn und Jener kommt nach kurzem Bedauern sofort wieder auf die Reparatur zurück, die er partout nicht allein herzustellen vermochte. Der Verwundete macht sich dran, so gut es gehen will, zu helfen, da — springt ein Turko — der in der Nähe gelegen, plötzlich auf und will auf die Beiden anlegen. Der Dicke ist schnell entschlossen, er läuft spornstreichs auf ihn zu und rennt ihm das Bajonett in den Leib, dann kehrt er zum Freunde mit den Worten zurück: „Siehste wohl, wenn Du mir die Geschichte gleich in Ordnung gebracht hättest, dann hätte ick mir jetzt nich so abzulosen brauchen un die Sache von hier aus abgemacht i". Damit drückte er dem Verwundeten die Hand und nahm Abschied. Hoffentlich hat ihm das reparirte Gewehr so gute Dienste gethan, daß es ihm gelingt, wohlgemuth in die Heimath zurückzukehren.

(Eine richtige Prophezeihung.) Als Kaiser Napoleon den jetzigen muthwilligen Krieg begann und in seiner Proklamation beim Abgang zur Armee auch der Siegesthaten der Franzosen in Mexiko gedachte, da machte einer unserer ungetauften Landsleute die prächtige Bemerkung: „In Mexiko hat der Napoleon gehabt Pech — und am Rhein kriegt er „Wichs". — Er hat die Wichse wirklich bekommen, wenn auch nicht am Rhein, denn seine sogenannte Rheinarmee hat diesen Fluß nicht zu sehen bekommen; es war auch für Deutschland besser, daß an der Lauter, der Sauer, der Saar, Mosel, Marne und Seine die Sache ausgefochten wird, als wenn dies am Rheine geschehen wäre. Der Witz bleibt aber deßwegen doch immer gut.

Die „Indep". bringt folgendes Bonmot, welches angeblich in Bezug auf sie selbst in Paris gemacht worden. Jemand sagte in einem Kaffeehause: „Die „Independance" kann nicht mehr nach Paris herein." Darauf wurde geantwortet: „Es ist das erste Mal, daß sie eine Aehnlichkeit mit dem Kaiser der Franzosen hat."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Freitag, 2. September **1870.**

Verlaßt, die Euch vertrauen, nicht!

Wie stolz am Rhein die deutschen Fahnen
Im ersten Siegessturm gerauscht,
Wie habt daheim mit bangem Ahnen,
Mit froher Hoffnung Ihr gelauscht;
Nun seht Ihr's herrlich sich gestalten,
Lobsingt und preist die Helden laut,
Sie haben treu den Schwur gehalten,
Auf den ihr ganzes Volk vertraut.
Doch dankbar übt auch Eure Pflicht:
Verlaßt, die Euch vertrauen, nicht!

Soll hell des Sieges Sonne scheinen,
Muß sie durch blut'ge Wolken geh'n;
Bald werdet Ihr die Waisen weinen,
Verlass'ne Wittwen trauern seh'n;
Und möcht Ihr sie voll Rührung schonen,
Thatkräftig eilt zum raschen Lohn,
Sie sind des ganzen Volkes Frauen,
Die Kinder sind es der Nation,
Die sie mit starkem Arm umflicht —
Verlaßt, die Euch vertrauen, nicht!

In feindem Land liegt er zerschossen,
Vorüber rauscht der Schlachtlärm wild,
Doch eh' sein Auge sich geschlossen,
Erscheint ihm noch der Heimath Bild:
„Gott sei, Ihr Lieben, mit Euch Allen,
Ich sehe Weib und Kind nicht mehr,
Für's Vaterland bin ich gefallen,
Kein Ruhmeskranz ist mein Begehr,
Doch Ihr — wie das mein Herz zerflicht —"
Verlaßt, die Euch vertrauen, nicht!

Das deutsche Schwert darf nimmer rosten,
So lang' ein Feind noch auf dem Plan,
Noch schwere Opfer muß es kosten,
Bis wir das ganze Werk gethan;
Die heut' im Mannesmuthe strotzen,
Sie liegen morgen schon im Blut,
Das aber läßt dem Tod sie trotzen:
Die Ihren sind in treuer Hut;
Daß ruhig das Heldenauge bricht —
Verlaßt, die Euch vertrauen, nicht!

Ob jählings jetzt des Hasses Triebe
Im Sturm zusammen Euch gewebt,
Seid einig auch im Werk der Liebe,
Die länger, als der Haß, besteht,
Und fraget nicht, ob Eure Gaben
Der Wittwen und der Waisen Noth
Im Norden oder Süden laben;
Der alte Fluch sei ewig todt!
Ganz Deutschland ist's, das mahnend spricht:
Verlaßt, die Euch vertrauen, nicht!

Albert Träger.

Der Einmarsch der zweiten deutschen Armee in Frankreich.

Der Berliner „Staatsanzeiger" bringt nachfolgende interessante Details über den Vormarsch der zweiten Armee aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl:

Der Höchstkommandirende der zweiten Armee hat von Homburg (Rheinpfalz) aus folgenden Armeebefehl erlassen: „Hauptquartier Homburg, den 6. Aug. 1870. Soldaten der zweiten Armee! Ihr betretet den französischen Boden. Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt, er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wollte, ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber, zeigt ihnen, daß in unserem

Jahrhundert zwei Kulturvölker, selbst im Kriege mit einander, die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen. Denkt stets daran, wie Eure Eltern in der Heimath es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwemmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmüthig dem Feinde gegenüber ist. Friedrich Karl, Prinz von Preußen."

In der Nacht vom 7. zum 8. Aug. ist die Avantgarde der zweiten Armee in Saargemünd eingerückt. Der Höchstkommandirende, Prinz Friedrich Karl, war vom ersten Hauptquartier Mainz aus am 30. Juli, Morgens 8 Uhr, aufgebrochen und auf der von Mainz nach Paris führenden Kaiserstraße, die Napoleon I. in den Jahren 1810 bis 1812 hatte herstellen lassen, mit seinem militärischen und persönlichen Gefolge gegen Westen vorgegangen. Zunächst wurde das Hauptquartier nach Alzey verlegt, wo dasselbe vom 30. Juli bis 3. Aug. verblieb. Am letzteren Tage wurde es in Kirchheimbolanden aufgeschlagen, am 4. Aug. in Winnweiler, am 5. in Kaiserslautern, am 6. in Homburg, am 7. in Blieskastel, kleinen, etwa zwei bis vier Meilen auseinander liegenden Städten der bayerischen Rheinpfalz; je weiter nach Westen, desto dichter wurden die militärischen Kolonnen.

Prinz Friedrich Karl sah alle durch das jeweilige Hauptquartier durchziehenden Truppenabtheilungen, die ihren Führer mit großer Begeisterung begrüßten. Von Homburg aus hatte der Höchstkommandirende den Armeebefehl an die Soldaten der 2. Armee erlassen, in demselben Hauptquartier empfing der Prinz auch die Meldung von dem siegreichen Erfolge bei Saarbrücken, an welchem ein größerer Truppentheil der seinem Kommando untergebenen Armee Theil genommen hatte. Der Erfolg war, abgesehen von der glorreich errungenen Position, vermöge deren unsere Truppen am nächsten Tage bis Forbach vorrückten, auch an Kriegsgefangenen und erbeutetem Kriegsmaterial bedeutend. In Kaiserslautern hatte der Prinz die Nachrichten von dem ersten Siege der 3. Armee bei Weißenburg, in Homburg von dem bei Wörth errungenen erhalten, in Blieskastel die näheren Details derselben. Die Depeschen waren an die durchziehenden Truppen vertheilt und von denselben mit nicht minderem Enthusiasmus als im Hauptquartier aufgenommen worden.

In der Nacht vom 7. zum 8. Aug. marschirte die Avantgarde der 2. Armee von der Rheinpfalz aus über die französische Grenze; der Durchmarsch der nachrückenden Truppen währte bis zum folgenden Tage tief in die Nacht. Das letzte deutsche bayerische Dorf heißt Habkirchen, jenseits desselben ist der französische trikolore Grenzpfahl mit dem französischen Adler und der Ueberschrift: „Empire français". Das erste französische Dorf heißt Frauenberg; die Stadt Saargemünd liegt eine Stunde von der französischen Grenze. Am Tage zuvor hatte eine Rekognoszirung preußischerseits stattgefunden und war die betreffende Patrouille bis vor Saargemünd vorgedrungen, welche Stadt verschanzt war. Auf die Aufforderung des patrouillirenden Offiziers, v. König, waren die gefällten Bäume und Erdaufwürfe weggenommen worden, worauf der Bürgermeister von Saargemünd, de Geiger, bat, die Stadt als eine offene zu behandeln und zu schonen. Beim Einmarsch unserer Truppen wurde alle Civilgewalt dem zum Kommandanten von Saargemünd ernannten Obersten v. d. Becke übertragen und der französische Adler vom Palais de Justice abgenommen. An demselben Tage erschien beifolgende Bekanntmachung deutsch und französisch:

„Auf Veranlassung der königl. Kommandantur der Stadt Saargemünd wird Folgendes zur Beachtung bekannt gemacht: 1. Die Einwohner der Stadt haben sofort alle in Händen habenden Waffen auf der Hauptwache, in der Mairie, gegen Quittung der Mairie, abzuliefern; 2. die Einwohner sind verpflichtet, den durchmarschirenden Truppen Wasser zum Trinken zu reichen; 3. die Fenster, Hausthüren, sämmtliche Kaufläden und Handwerksstätten sind sofort zu öffnen und die Thüren die Nacht über offen zu halten; 4. von 9 Uhr Abends ist den Einwohnern der Stadt der Aufenthalt in den Wirthshäusern nicht gestattet; 5. die Zusammenrottungen der Einwohner auf den Straßen sind untersagt; 6. den Militärpatrouillen ist sofort Folge zu leisten; 7. die in der Stadt quartierenden Truppen sind mit Verpflegung einquartiert. Der Mann hat zu erhalten täglich ein Pfund Fleisch mit Zuthat, Bier oder Wein, des Morgens Kaffee. Dieses wird den Einwohnern bei Androhung von Strafe anempfohlen."

Die Einwohner verhielten sich ruhig; es hatte sich eine große Zahl auf der Straße versammelt, um den Einmarsch der Feinde zu sehen. Viele Häuser in den Dörfern und der Stadt Saargemünd waren geschlossen, wie man später erfuhr, aus Schreck vor den Preußen, der sich jedoch bald legte, als die strengste Mannszucht sich kundgab,

alle Bedürfnisse bezahlt wurden und die einquartierten Mannschaften sich freundlich und entgegenkommend erwiesen. Saargemünd ist eine hübsche Stadt von 8000 Einwohnern und das Aeußere ist reinlich und deutet auf Wohlhabenheit. Die Bevölkerung spricht einen pfälzischen mit französischen Wörtern gemischten Dialekt. Sogleich nach Beschlagnahme der Stadt durch unsere Truppen wurden die Verkehrsanstalten, als Post, Eisenbahn und Telegraph, militärisch besetzt. Auf dem Eisenbahnhofe fand man kolossale Vorräthe von englischem Hafer, wenigstens 40,000 Zentner Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback, Schuhen, Käppis, Gamaschen, Vorräthe, die erst vor zwei Tagen aus Paris angekommen waren und nun durch den Intendanten der Armee als preußisches fiskalisches Eigenthum erklärt wurden. Wenn außer der vorzüglichen Haltung unserer Truppen noch eine Beruhigung für die Einwohnerschaft nöthig erschien, so wurde diese durch den Armeebefehl des Königs hervorgebracht, welcher am 9. Aug., Vormittags, in französischer Sprache an den Straßenecken angeschlagen wurde. Die Stimmung unserer Truppen ist eine gehobene; den französischen Grenzpfahl grüßten sie mit dem Gesang: „Heil unserm König, Heil!“ und unter patriotischen Gesängen zogen sie auch in Saargemünd ein.

Literarisches.

Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. — Unter allen bereits erschienenen oder angekündigten Sammelwerken von deutschen Kriegsliedern der Jetztzeit nimmt das vorliegende unbestritten den ersten Rang ein, der ihm auch wohl für immer verbleiben wird, da es zum großen Theil Original-Beiträge unserer ersten Dichter bringt. Wir nennen darunter die Namen: Ludwig Bauer — Roderich Benedix — Friedrich Bodenstedt — A. E. Brachvogel — Eduard Brauer — Friedrich Bücker — M. Carriere — Felix Dahn — C. Draexler-Manfred — Wilhelm Dunker — J. G. Fischer — Ernst Förster — Ferdinand Freiligrath — Emanuel Geibel — Rudolf Gencé — Rudolf Gottschall — Julius Grosse — Klaus Groth — O. F. Gruppe — Karl Gutzkow — Wilhelm Herz — Georg Herwegh — Geo. Hesekiel — Nikolaus Hocker — Heinrich Hoffmann von Fallersleben — E. v. Holtei — Ignaz Hub — Wilhelm Jensen — Alex. Kaufmann — H. Kletke — Franz von Kobell — Gustav Kühne — Hermann Kurz — Hermann Lingg — Franz von Löher — Feodor Löwe — Oswald Marbach — H. F. Maßmann — G. v. Meyern — Melchior Meyr — Wolfgang Müller von Königswinter — Müller von der Werra — M. Ant. Niendorf — W. Osterwald — Adolf Peters — Franz Graf von Pocci — H. Pröhle — Gustav zu Putlitz — Oskar von Redwitz — Emil Rittershaus — Julius Rodenberg — Christian Schad — Georg Scherer — Georg Scheurlin — Levin Schücking — C. Schultes — Gustav Schwetschke — K. Simrock — Karl Stelter — Adelheid von Stolterfoth — Julius Sturm — Emil Taubert — Albert Traeger — Heinrich von Treitschke — H. Viehoff — Robert Waldmüller-Duboc — Feodor Wehl — K. Woermann — Julius Wolff — Heinrich Zeise — Karl Zettel ꝛc.

Außer den Original-Beiträgen wird diese Sammlung aber auch alles Bedeutende, schon anderswo Veröffentlichte aus der Kriegslieder-Poesie unserer Zeit enthalten.

Die Ausstattung der Sammlung ist die eines Prachtwerks, die Herstellung eine ganz originelle, denn die Manuskripte werden, wo eine deutliche Handschrift, sowie der vorhandene Raum es erlauben, in Holzschnitt getreu faksimilirt wiedergegeben. Gern werden die Leser die eigenen Schriftzüge unserer längst bekannten und allgeliebten Sänger sehen und ein autographisches Album besitzen wollen, wie es bisher noch nicht existirt hat. Um zugleich auch den höchst gespannten Ansprüchen an Deutlichkeit zu genügen, werden die autographirten Gedichte am Schlusse jeder Lieferung nochmals in kleinerer Druckschrift wiederholt.

Auch gute Kompositionen vaterländischer Gesänge aus unserer Zeit werden Aufnahme finden.

Man pränumerirt bei jeder Buchhandlung, sowie auch bei der Verlagshandlung, Franz Lipperheide in Berlin, Potsd. Str. 116a, stets auf 3 Lieferungen à 48 Quartseiten mit 1 Thlr. oder 1 Guld. 48 Kr. rh.; alle 10 Tage erscheint eine Lieferung, die erste liegt uns bereits vor. Je 3 Lieferungen, sammt Titel und Inhalts-Verzeichniß, bilden immer ein Ganzes.

Der Preis ist ein verhältnißmäßig billiger; aus dem reichen Inhalte der ersten Lieferung theilen wir das nachstehende Gedicht von Wilhelm Jensen mit.

Ein altes Wort.

Eine halb verschollene Sage
Was wacht sie heute auf?
Was nimmt über Leichen der Zukunft
Sie heut' den Walkyrenlauf?

Wer gedenkt's noch?: „Es wird ein Kaiser
Auf's Neu' um Germania frei'n,
Wenn zum letztenmale die Türken
Ihre Rosse tränken im Rhein."

Zweideutig seit grauen Zeiten
War stets der Orakel Wort;
Lang' wälzen die Türken gen Westen
Nicht mehr den Völkermord.

Gen Osten mit schwirrender Geißel
Treibt die Völker ein Tamerlan,
Und siehe, an seine Fersen,
Da heften die Turkos sich an.

So winket Erfüllung dem Worte —
Schon blitzen die Schwerter zum Streich,
Zum Werben schon reitet der Kaiser —
Steig' auf, du heiliges Reich!

Hört auf, zu flattern, ihr Raben,
Um des Kyffhäusers Gestein!
Die Türken tränken die Rosse
Zum letztenmale im Rhein!

Der ganze Reinertrag ist für die Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger des gesammten deutschen Heeres bestimmt.

Auch nach dem Kriege wird der Verleger das Werk, an dem er sich noch durch die Uebernahme der ganzen, nicht unbedeutenden Kosten der Expedition und des Vertriebes betheiligt, nur zu vaterländischen Zwecken verkaufen. Er betrachtet den Erlös desselben durchaus und für immer als National-Eigenthum.

Wir können nach Allem die „Lieder zu Schutz und Trutz" als ein echt patriotisches Werk, als einen Schmuck unserer Literatur bezeichnen und wünschen denselben auch schon ihres edlen Zweckes willen den reichsten Erfolg.

Mannigfaltiges.

(Humor auf dem Schlachtfelde.) Oberst v. Colomb, ein tapferer äußerst beliebter Stabsoffizier der preußischen Armee, Kommandant des 80. Infanterie-Regiments (Nassauer und Kurhessen), der mit seinen braven Soldaten in der Schlacht bei Wörth fest im Kampfe war, hat nach Wiesbaden an die dortige beliebte Opernsängerin Fräulein Löffler durch die Feldpost folgendes Briefchen geschickt: „Bivouak bei Sulz, 5. August 1870. Sollte Herr Philippi (Philippi singt in Wiesbaden den Nelusco in der „Afrikanerin") helfer werden und Sie, hochgeehrtes Fräulein, eines anderen Afrikaners bedürfen, so steht der ganz ergebenst Unterzeichnete mit einer gestern eingefangenen kleinen Kollektion Turkos, worunter einige recht hübsche Exemplare wirklicher Afrikaner, zur Unterstützung bereit. v. Colomb, Oberst."

(Französische Sympathie.) Der „Berliner Hilfsverein", dessen Unterstützungen bekanntlich ausschließlich der Pflege der im Felde Verwundeten gewidmet sind, erhielt kürzlich unter den zahlreich eingehenden Liebesgaben auch das sonderbare Geschenk von — zwei Kinderhemden. Da diese Hemdchen wohl schwerlich in irgend einem Lazareth Verwendung finden dürften, so hat man dieselben einstweilen im Bureau des Vereins im neuen Rathhaus aufbewahrt, und zwar mit einem Zettelchen, mit welchem sie eingeliefert wurden. Auf diesem Zettel aber steht deutlich zu lesen: „Für Lulu".

Vor 60 Jahren reisten ein Franziskaner und ein Kaufmann in Gesellschaft und kamen auch auf die Religion zu sprechen. Beim Abschied überreichte der Kaufmann, der Lutheraner war, dem Franziskaner sein Stammbuch mit der Bitte, ihm zum Andenken auch Etwas hineinzuschreiben. Der Franziskaner schrieb:

Freund! die Stände sind verschieden,
Doch die Pflicht ist einerlei;
Mir ist die Kapuz' beschieden,
Dir Gewicht und Kauffartei.
Beiden rollt der Strom des Lebens
In das Meer der Zukunft fort;
Leben wir dahier vergebens,
O! so geht's uns übel dort.
Römisch oder Lutheraner,
Jedem bleibet sein Gewicht,
Kaufmann oder Franziskaner,
Das verkehrt die Waage nicht.
Den von ganzem Herzen lieben,
Der uns zu dem Himmel schuf,
Wahre Menschenliebe üben,
Das ist mein, ist Dein Beruf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Montag, 5. September **1870.**

Unsere Mainbrücke.

Das war zu Wörth der heiße Tag,
Als wir die Blutschlacht schlugen;
Wie krachte vor ihrem Donnerschlag
Das Kaiserreich aus den Fugen!
Das war zu Wörth der heiße Tag —
Die Höhen waren erstürmet,
Auf blut'ger, glühender Haide lag
Des Todes Saat gethürmet.

Und drunten im Grund, am einsamen Tann,
Wo roth die Wellen heut' rauschen,
Da hob sich empor ein gefall'ner Mann,
Den Donnern des Sieges zu lauschen.
Und neben ihm hebt sich ein Andrer empor,
Die Rechte gepreßt auf die Wunde,
Mit brennendem Aug' und lechzendem Ohr
Einsaugt er die jubelnde Kunde.

Der Erste, ein Preuße vom nordischen Strand,
Vom bayrischen Hochland der Zweite,
Sie waren gefallen am waldigen Rand —
Da lagen sie Seit' an Seite.
Gerächt, gerettet das Vaterland,
Der Räuber zu Boden gerungen!
Und selig umklammert sich Hand und Hand,
Und hielten sich glühend umschlungen.

Viktoria! klang's, — mit flüchtigem Roth
Auf's Neu' die Wangen sich färben:
Willkommen nun, heiliger Schlachtentod!
Das nenn' ich ein selig Sterben!
Und der Preuße: „Gott segn' euch die Waffenthat;
Heut' zahltet ihr heim in Treuen
Den angesonnenen deutschen Verrath
Dem Franken, ihr bayrischen Leuen!"

Und der Bayer darauf: „Geschmiedet in Eins
Sind heut' im Feuer wir worden!
Heut' ward sie geschlagen, die Brücke des Mains,
Geschlagen von Süden nach Norden!
Und wie hier sterbend zum Bunde die Hand,
Zum Schwur der Treue wir fassen,
So reichen die Rechte sich Land und Land,
Im Tode sie nimmer zu lassen." —

Und als erglommen um Felsen und Wald
Des Abendroths glühende Brände,
Da ruhten die Tapfern friedlich und kalt,
Im Tod verkettet die Hände.
Wir hörten den Schwur, und wir halten ihn euch
Bei dem rinnenden Herzblut im Sande!
Und die Kunde vom wiedererstandenen Reich,
Sie donn're von Lande zu Lande!

Kladderadatsch.

Zur Charakteristik der deutschen Armeen.

(Von einem k. k. Stabsoffizier, der den gegenwärtigen Feldzug mitmacht.)

— 15. Aug. Wie hoch die Stimmung einer zur Eröffnung des Krieges vereinten Armee anzuschlagen ist, hat Napoleon I. in seinen Memoiren durch folgenden markanten Ausspruch gekennzeichnet; der alte Eroberer sagte: „Achilles war der Sohn einer Göttin, er repräsentirt das Prototyp der Kriegskunst, welche ebenso aus einem irdischen und einem göttlichen Theile besteht; zu dem ersteren gehört Alles, was die Kombination der materiellen Dinge betrifft, als nummerische Stärke, Bewaffnung, Befestigung und taktische Ausbildung eines Heeres; der göttliche Theil hingegen beruht auf dem Talent des Feldherrn und dem Geiste, welcher die Truppen beherrscht, — welche befürchten, besiegt zu werden, oder mit einem noch unerschütterten Selbstvertrauen aus dem bevorstehenden Kriege als Sieger hervorzugehen hoffen." — Nachdem Sie nun schon von der

nummerischen Ueberlegenheit des irdischen Theiles der deutschen Armeen hinreichend unterrichtet sind, und durch die Siege derselben bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken-Forbach (welche das französische Heer so in Deroute brachten, daß es sich, ohne eine Hauptschlacht verloren zu haben — elends in das Innere Frankreichs zurückzuziehen genöthigt ist) — es auch ziemlich augenscheinlich wurde, daß die Ueberlegenheit der Führung nicht im französischen Lager zu suchen ist, glaube ich, es nicht unterlassen zu dürfen, über den Geist, d. h. die moralische Stimmung der deutschen Truppen, welche ich während der Vorbereitung zum Kriege zu beobachten Gelegenheit hatte, Einiges zu berichten, da vorzüglich sie es war, welche in erster Linie auf den Entschluß der deutschen Heerführer bestimmend einwirken mußte, die Initiative zu ergreifen und dem so rasch vollzogenen strategischen Aufmarsch sofort die offensive Aktion folgen zu lassen. Der eklatante Erfolg derselben, das Ungestüm im Bajonettangriff, welches der in der Regel mit besonnenerem Muth als der Franzose kämpfende deutsche Soldat dabei entwickelte, — sind eben nur die natürlichen Konsequenzen jenes moralischen Motors gewesen, der diesmal die große Masse des deutschen Heeres zu glänzenden Waffenthaten anspornte. — Dem entschiedenen „Druff", in einem oft dreifachen Kreuzfeuer, sind namentlich bei Weißenburg die unverhältnißmäßig großen Verluste zuzuschreiben, welche die Erstürmer des Gaisberges, der nach dem Erscheinen des 11. preußischen Korps in der rechten Flanke der Franzosen auch ohne so große Opfer durch die Uebermacht genommen werden mußte — alldort erlitten.

Ich sah keinen Militärzug in Dresden, Leipzig, Berlin und Frankfurt auf den Bahnhof in der Stille ankommen, immer ertönte aus den vollgepfropften Waggons das von kräftigen Kehlen angestimmte „Arndt'sche" Lied, oder „Die Wacht am Rhein", in welches zum Theile das auf den Perrons und außerhalb desselben massenhaft angesammelte Publikum einfiel; unter Hüte- und Tücherschwenken fuhr der Zug dann, nach reichlichster Bewirthung, begleitet von dem tausendstimmigen Zuruf: „Hoch die deutschen Krieger!" „Hoch ihr tapfern Söhne Deutschlands!" seiner Bestimmung zu. Auf mich als neutralen Zuseher machten diese Scenen einen eigenthümlich erhebenden Eindruck, und ich gestehe es, daß meine subjektive Neutralität einigemal ins Schwanken gerieth und ich in diese begeisternden Rufe, welche seit dem Jahre 1813 in Deutschland nicht gehört worden sind, mit ganzem Herzen einstimmte. „Wir werden ihnen (den Franzosen nämlich) schon zeigen, daß sie in Deutschland nichts zu suchen haben," erwiederten die Soldaten, auf müßige von den Anwesenden an sie gestellte Fragen: „Wenn die Franzosen hierher kommen, dann sind wir Alle todt," waren die Abschiedsworte eines von seinen Lieben sich trennenden bayerischen Unteroffiziers. Aus dieser Gemüthsstimmung und aus diesem Vertrauen in die eigene Kraft und den unbezwingbaren Muth jedes Einzelnen mögen die launigen Epigramme entstanden sein, welche auf den die Truppen befördernden Packwaggons mit Kreide geschrieben zu lesen waren, so z. B. „Eilgut nach Paris", oder „Eine Parthie Zündnadel für Paris, presst", oder „Nu, Louis, freue Dich, jetzt kommen die Berliner!" ꝛc. ꝛc.

Eine Folge dieser patriotischen Begeisterung, von welcher diesmal alle Stämme des deutschen Volkes erfaßt schienen, war es auch, daß die Regimenter aller Staaten, besonders aber jene Norddeutschlands, immense Zuzüge von Freiwilligen auf die Kriegsdauer erhielten, welche es möglich machten, daß ältere minder kriegstaugliche Mannschaft in die Landwehr übersetzt oder verabschiedet werden konnte. Aber selten war es der Wunsch solcher Leute, die Reihen ihrer Kameraden zu verlassen. So kam es vor, daß der Kompagniechef einer Landwehrkompagnie, wegen Ueberschreitung des effektiven Standes, einen älter gedienten Soldaten beim Appell aufforderte, sich wegen seiner Verabschiedung zu melden. Lange Zeit trat bei dieser Kompagnie Niemand vor, erst nach wiederholter Aufforderung des Kompagniechefs meldete sich ein Veteran derselben zur Verabschiedung, indem er dieselbe damit begründete, daß er Weib und Kinder, aller Existenzmittel entblößt, zurückzulassen genöthigt sei. Aber schon des andern Tages kam er reuevoll zur Kompagnie zurück und erklärte, seinen alten Platz in Reih und Glied wieder einnehmen zu wollen, weil er gehört habe, daß sich ein Comité gebildet, welches die Unterstützung der zurückbleibenden Soldatenfamilien zum Zwecke hat; — seinem Wunsche ward entsprochen. Sonach ist es auch erklärlich, wenn ein in der Schlacht bei Wörth schwerverwundeter und im Sterben liegender Soldat dem ihn um seine letzten Wünsche befragenden Lieutenant antwortete: „Herr Lieutenant, ich will nunmehr gern sterben, weil wir gesiegt haben," oder ein anderer dortselbst verwundeter bayerischer Soldat gegen die ihn um

seine Schmerzen fragenden Personen geäußert: „Mich schmerzt jetzt nichts mehr, weil die Franzosen laufen.“

Wenn nun diese Episoden es in unwiderlegbarer Weise offenbaren, daß die deutschen Truppen ein eminent kriegerischer Geist beseelt, welcher die sie befehligenden Generale zu den kühnsten Unternehmungen berechtigt, gibt andererseits auch die Vollkommenheit des Materials, namentlich der norddeutschen Armee, denselben eine gewisse Bürgschaft für das Gelingen der Aktion. Zuerst sind es die wahrhaft gigantischen Gestalten der preußischen Garden, welche den an französische und österreichische Infanterie gewöhnten Blick frappiren; nur selten findet man das Maß derselben unter 5′ 9″ vertreten, oder die körperliche Konstitution nicht der ungewöhnlichen Entwicklung in die Höhe entsprechend; das Zündnadelgewehr, mit welchem sich ein französischer Soldat kaum eine Meile weit mühsam fortschleppen könnte, wird von jenen Halbriesen wie ein Spazierstock gehandhabt. Wenn nun auch die übrigen Truppenkorps an Körpergröße den Garden nicht gleichkommen, so sind sie doch bezüglich ihrer physischen Entwicklung weit über die Soldaten Oesterreichs, Frankreichs und Italiens zu stellen, die sie denn auch gewiß in intellektueller Beziehung überragen dürften. So viel Regimenter und Korps vor diesem Kriege an mir vorüberzogen, ich habe keine Schwächtinge in ihren Reihen gesehen, von welchen die französischen und österreichischen Bataillone nicht wenig aufzuweisen haben, namentlich solche, die sich aus den Städten ergänzen.

(Schluß folgt.)

Die Opfer der Schlachten.

Die „Kölnische Ztg.“ hat angesichts der großen Opfer, welche die Schlachten um Metz bis jetzt gekostet haben, eine Reminiscenz an die Kriegsjahre 1813 und 1814 zeitgemäß gefunden. Aus Beitzke's „Geschichte der Freiheitskriege“ stellt sie alle Schlachten und die Gesammtverluste zusammen, um daraus zu deduziren, daß die jetzigen Verluste nicht als unerhört bezeichnet werden können. — Wir nehmen aus dieser traurigen Statistik Folgendes:

„Schlacht bei Leipzig. Es kämpften 300,000 Verbündete (wovon 56,000 Mann Reiterei) mit 1384 Geschützen gegen Napoleon, der 171,000 Mann (wovon 24,000 Reiterei) mit 700 Geschützen zur Verfügung hatte. Am ersten Tage, 16. Oktober, hatten die beiden ersten Angriffssäulen der Verbündeten bei Wachau so furchtbar gelitten, daß über die Hälfte ihrer Mannschaft verloren gegangen und fast alle ihre Geschütze unbrauchbar geschossen waren. Das 7. schlesische Landwehr-Regiment z. B., 1800 Mann stark, wurde bis auf 160 Mann aufgerieben. An demselben Tage büßte das 21,429 Mann starke York'sche Korps bei Möckern, obschon es den Sieg behauptete, doch 172 Offiziere und 5508 Verwundete ein (die Leichtblessirten ungerechnet). Im ganzen Kriege hat es keinen blutigern Kampf gegeben als diese Schlacht bei Möckern. Die darauffolgte eigentliche Leipziger Völkerschlacht am 17., 18. und 19. Oktober hat nicht weniger als 85,000 Opfer gefordert. Die Franzosen verloren 15,000 Todte, 15,000 Verwundete und außerdem ließen sie noch in den Lazarethen von Leipzig 23,000 Mann, darunter 3000 Offiziere und 27 Generale zurück. Der Verlust der Streitkraft bei den Verbündeten betrug 1761 Offiziere und 45,775 Unteroffiziere und Soldaten, und zwar bei den Preußen 495 Offiziere und 15,935 Mann, bei den Russen 864 Offiziere und 21,740 Mann, bei den Oesterreichern 399 Offiziere und 8000 Mann u. s. w.

Schlacht bei Hanau am 30. und 31. Okt. Auf bayerisch-österreichischer Seite (Wrede) wurde der Verlust auf 9237 Mann angegeben, Napoleon hatte ebenfalls 10,000 Mann eingebüßt. Wie die Lazarethverwaltung damals beschaffen war, möge man bei Beitzke (Schluß des zweiten Bandes) nachlesen. Eine große Zahl tapferer verwundeter Krieger ging durch die große Häufung in Folge der Leipziger Schlacht, aber auch in Folge des bösen Willens der Regierungen verloren. Im Herbst 1813 starb in einigen Hospitälern der zweite, in den meisten der dritte und vierte Verwundete und Kranke. Von je 100 leidenden Kriegern sanken 25, 34, 50 doch ins frühe Grab. Da nun in einer Schlacht von 100 Mann nur 5, höchstens 8 getödtet werden, so ging im Hospital hinterher eine noch vier- bis fünfmal größere Zahl zu Grunde. Darin sind wir jetzt gegen unsere Väter doch unendlich besser gestellt. Wird auch mancher Schwerverwundete noch trotz liebreichster, sorgsamster Pflege erliegen müssen, die übergroße Mehrzahl wird sicher genesen.

Die Schlacht um Paris am 30. März 1814. Die Verbündeten zählten 100,000 Mann, und zwar 53,000 Russen, 22,000 Preußen, 15,000 Oesterreicher und 10,000 Württemberger und

Badenser. Die schlesische und die böhmische Armee mußten nach der Schlacht bei Laon, am 11. März, noch zusammen 200,000 Mann stark gewesen sein; seitdem hatten sie in 18 Tagen ohne Schlachten und erhebliche Gefechte 35,000 Mann eingebüßt. So gewaltig ist der Menschenverbrauch im Kriege. Der Tag um Paris kostete den Russen 6000, den Preußen 2000 (wovon 69 Offiziere und 1286 Mann der Gardebrigade), den Württembergern 183 und den Franzosen circa 4000 Todte und Verwundete.

Rückblick. Napoleon hatte in Rußland durch Hunger, Kälte, Strapatzen und Gefechte in Allem 500,000 Mann, 150,000 Pferde, 1200 Geschütze, sodann in Deutschland bis zum Waffenstillstand, 4. Juni 1813, gewiß 40,000 Mann verloren. Nach der Leipziger Schlacht brachte er von den 300,000 Mann, die er seit Juni wieder gesammelt, nur noch 70,000 über den Rhein; die übrigen waren todt, verwundet, krank, gefangen oder auch abgefallen. Zu Ende 1813 und zu Anfang 1814 starben in Frankreich von den über den Rhein geretteten Heeresten und von den neu eingezogenen Konskribirten 100,000 Mann am Nervenfieber. Weit über 100,000 Mann fraß der Feldzug von 1814. Die drei Kriegsjahre 1812—1814 haben Frankreich allein 700,000 seiner kräftigsten Söhne gekostet, die in Italien und Spanien gefallenen Opfer ungerechnet. Zählt man die Verluste im Jahre 1815 hinzu, so kommt eine Million zusammen, welche vernichtet werden mußte, bevor Napoleon vollständig unschädlich gemacht war. Und nicht viel geringer, vielleicht nur 100,000 Mann weniger, kann der Verlust der übrigen Völker Europas, seiner Gegner, gewesen sein.

Jetzt steht ganz Deutschland, so schließt die „Kölnische Ztg.", ohne alle fremde Verbündete, wieder gegen Frankreich in Waffen, wieder sind die Kämpfe schwer und gewaltig, groß und schmerzlich die Verluste. Aber dieser heilige Kampf gegen ein Volk voll Herrschsucht und Uebermuth wird nicht wieder vergebens gekämpft werden, wie von unseren Vätern. Wie sie, vergießen die Söhne ihr Blut fürs Vaterland, aber unsere heutigen Opfer sollen nicht vergeblich fallen. Das walte Gott!"

Mannigfaltiges.

Ein Reservist im 2. Garde-Dragoner-Regiment hat einen Bericht über seine Erlebnisse in der Schlacht von Mars-la-Tour erstattet. Er erzählt, daß von seiner Eskadron (150 Mann) nur 60 Mann übrig geblieben seien, und nachdem er mehrere getödtete Offiziere namhaft gemacht, fährt er wörtlich also fort: „Es war aber auch ein Kugelregen, daß man seines Lebens nicht sicher war."

(Am Bahnhofe.) Wortgetreue Scene. Eine Berlinerin liegt weinend in den Armen ihres Landwehrmannes. „O Wilhelm, leb' wohl! Aber versprich mir das Einzige: wenn Du fällst, schreib' mir's!"

Der deutsche Fabrikant Köchli in Mühlhausen im Elsaß hat Napoleon eine Anzahl Freischärler auf eigene Rechnung gestellt. Kladderadatsch rief ihm schon im Luxemburger Handel zu:

Köchli, Köchli,
Kriech' ins Löchli,
Schon zerklopft man dir die Knöchli.

Lied der deutschen Soldaten im Elsaß.

(Nach der Singweise: „Ich hatt' einen Kameraden.")

1.

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
:,: Was wir einander sein! :,:

2.

Mein armer, guter Bruder!
Hast du dich denn verwälscht?
Geraubt von dem Franzosen,
Trägst du die rothen Hosen —
:,: Ist auch dein Herz verfälscht? :,:

3.

Horch auf! Sie ist nun kommen
Die lang ersehnte Zeit,
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
:,: Vorbei ist Zank und Streit. :,:

4.

Dich auch nun haben wir wieder,
Komm', Bruder, komm' nur her,
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
:,: Wir trennen uns nimmermehr! :,:

* * *

Wer hat das Lied gemacht?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
:,: In der Schlacht und auf der Wacht! :,:

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Mittwoch, 7. September 1870.

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich,
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend und siegend, preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Theodor Körner.

Zur Charakteristik der deutschen Armeen.

(Schluß.)

Wenn nun auch die „neue Taktik" von dem Soldaten nicht mehr physische Kraft beansprucht, als daß er seine Waffe und sein Gepäck mit heiterem Muth fortzuschaffen geeignet ist, kann man sich doch nicht verhehlen, daß das Marodiren und Trainiren, welches eine mobile Truppe im Felde mehr zu dezimiren pflegt als die feindlichen Kugeln — nur ein Attribut solcher Armeen sind, welche viele schwächlich konstituirte Mannschaft in ihren Reihen zählen. Oft erweist sich kein Mittel als ausreichend, dieses Uebel zu bannen. Die preußische Armee scheint davon verschont zu sein, denn das allerdings schwerere Gewehr und Gepäck wird von den kräftigen Leuten mit der gehörigen Elastizität der Muskeln fortgetragen, und ein heiterer Sinn beherrscht während der beschwerlichsten Märsche die Gemüther der Soldaten. Abgesehen von dem äußerst günstigen kriegerischen Exterieur, welches an den norddeutschen Soldaten auffällt, ist es zunächst auch die Adjustirung und die stete Sorgfalt, welche derselbe der Instandhaltung der Waffe und der Pflege des Pferdes zuwendet, die dem militärischen Auge so wohlthut. Weder bei den österreichischen noch bei den französischen Truppen ist eine Spur dieser so nothwendigen Eigenschaften bemerkbar. Ueber die äußere Erscheinung der österreichischen Truppen hier zu urtheilen, wollen Sie mich dermalen entheben, die fortwährenden Adjustirungs-Aenderungen bezeugen es zur Genüge, daß man in dieser Beziehung noch immer nicht das Richtigste herausgefunden hat. Der französische Soldat aber, welcher, nebstbei gesagt, in diesem Feldzuge sein Chassepot ebenso verrosten läßt, wie seinen Vorderlader in der Krim und Italien, hat als Gefangener neben der preußischen Eskorte —

um mich eines lokalen Vergleiches zu bedienen — das Ansehen wie ein durch ehemalige österreichische Gendarmen (mit Pickelhaube) arretirter bummelnder Akrobat, dessen Kostüm durch die schlechten Geschäfte eben etwas fadenscheinig geworden ist.

Uebrigens so nervig auch die Faust des norddeutschen Soldaten sein mag und wie kräftig auch seine Schultern und sein Nacken der Last des Gepäcks trotzen, mich bedünkt es doch, als wenn derselbe viel zu schwer beladen ins Feld zöge; von dem Gewicht des Gewehrs hängt wahrhaftig nicht dessen Brauchbarkeit im Kriege ab, so wenig wie die gute Verpflegung von dem großen Tornister, und die besonders für einen Sommerfeldzug wenig geeignete Pickelhaube wird bezüglich ihrer Unzweckmäßigkeit nur noch von dem bayerischen Helm übertroffen. Einen überaus befriedigenden Anblick gewährt jedoch die preußische Artillerie-Bespannung wie nicht minder die Pferde der Kavalerie; es läßt sich nicht leicht ein kräftigeres und zugleich schöneres Pferd für den Kriegsgebrauch denken, als es die norddeutsche Zucht der Armee liefert, besonders fällt das günstige Fundament, die starke Gruppe und der schöne Hals der Thiere auf, die Pflege läßt nichts zu wünschen übrig, das glänzende Haar und die wohlgerundeten Formen geben einen sprechenden Beweis hiefür, auch sucht die ruhige Führung derselben durch den Reiter seinesgleichen in anderen Armeen.

Daß die deutsche Artillerie der französischen sich in jeder Hinsicht überlegen gezeigt, wird selbst vom Marschall Mac Mahon zugestanden; es ist aber nicht die Bespannung allein, durch welche die französische Artillerie an Manövrirfähigkeit der deutschen nachsteht, sondern es scheint der ersteren auch an jener theoretischen und praktischen Instruktion zu mangeln, welche für die Artillerie unumgänglich nothwendig ist, wenn sie dem Gegner imponiren soll, denn die Fehlschüsse derselben ermuthigen nur zum kühneren Vordringen, und so war es auch bei Weißenburg und Wörth. Der Umstand, daß die Franzosen bei ihrer Artillerie statt der beim Aufschlagen krepirenden Hohlgeschosse temprirbare Projektile verwenden, beweist aber auch, daß sie sich keine richtige Vorstellung von der Wirkung der ersteren machten. Die Preußen räumten mit den Mitrailleusen tüchtig auf und brachten sie meistens schon durch die vordringenden Tirailleurs zum Schweigen. Die preußischen Infanterie-Divisionen sind mit je vier Batterieen versehen, während die französischen deren nur drei haben, ein Vortheil, der in einem Kriege, wo die Entscheidung der Schlachten mehr durch die Kanonen, als jede andere Waffengattung herbeigeführt wird, nicht zu unterschätzen ist. Der Ernst und die anerzogene Pünktlichkeit, mit welcher der innere Dienst bei den norddeutschen Truppen betrieben wird, erzeugt bei der Mannschaft eine ganz ungewöhnliche Willfährigkeit für die Befehle der Vorgesetzten; es läßt sich dieser sogenannte Appell der Soldaten des norddeutschen Heeres auch nur durch die bedeutendere militärische Bildung und geistige Ueberlegenheit der Offiziere und der moralischen Führung und Geschicklichkeit der Unteroffiziere erklären, welche dazu berufen sind, dem rohen Material die ersten Feilstriche zu geben: „Det is nischt, det is nischt, det muß sind, als wenn der Blitz unter Euch ringefahren wäre," hörte ich in Potsdam einen Unteroffizier die Rekruten-Abtheilung belehren, als sie bei seinem Kommando: „Richtung" nicht gleich wie ihres Druckes entledigte Stahlfedern emporschnellten. Dann: „Der Fuß der muß mal raus wie ene olle Kanonenkugel," sollte andeuten, daß der linke Fuß rasch vorzusetzen kommt.

In der That sah ich auch eine bei 60 Rotten starke Rekruten-Abtheilung, welche 8—12 Tage in Abrichtung war, ohne Hornisten und ohne Tambour, bei fortwährendem Wagengerassel und anderem Straßenlärm, in vollkommen gleichem Schritt und Tritt marschiren, als wenn's zum Defiliren ginge, und die Gewehrgriffe wurden mit einer Präzision ausgeführt, als handelte es sich um eine Produktion. Die in Norddeutschland allgemeinere und ungleich bessere Schulbildung trägt nebst dem ambitiösen Sinn der jungen Soldaten dazu bei, daß die Abrichtung der Rekruten bei den Depots bis zu ihrer Einreihung in die Feldarmee selten mehr als 4 Wochen in Anspruch nimmt.

Wenn man nun berücksichtigt, daß die aus so exquisiten Elementen bestehenden Truppen von den unterrichtetsten Offizieren Europa's, welche ebenso von Patriotismus als militärischem Ehrgeiz durchdrungen sind, befehligt werden, kann man an dem endlichen Erfolg des so glänzend begonnenen Feldzuges nicht zweifeln. Auch ist in den taktischen Reglements des norddeutschen Heeres, im Gegensatze zu den französischen, darauf Rücksicht genommen, daß der Offizier, namentlich der Kompagniechef, im Gefechte sich zur Geltung bringen kann; beim französischen Bataillon ist nur dem Chef de Bataillon freier Spielraum gegönnt, allen anderen Offizieren ist eine mehr marionettenartige

Thätigkeit während des Kampfes zugewiesen. Die Offiziere der norddeutschen Armée (sowie die des übrigen Deutschland) duzen sich nicht, dessenungeachtet leben sie in bester Kameradschaft und verkehren unter einander ohne alle Steifheit; die vorzügliche militärische, sowie soziale Bildung derselben trägt vermuthlich dazu bei, daß alle kleinlichen Nergeleien, die durch Rangsvortheile oder außertourliche Beförderungen überall in den Offizierkorps zu entstehen pflegen, aus höheren Dienstesrücksichten von der Oberfläche des kameradschaftlichen Lebens verschwinden.

Was die preußischen Generale betrifft, sprechen für sie wohl besser als ich ihre Thaten im Jahre 1866 und in diesem Kriege; sie verstehen es, ohne vorläufige und weitschweifige Dispositionen den Sieg an die deutschen Fahnen zu fesseln, indem sie mit ihren Kolonnen dem Kanonendonner zueilen und in das im Gange befindliche Gefecht mit Energie eingreifen — dieses Verfahren involvirt den Geist der „Neuen Taktik"; die preußischen Generale scheinen dies begriffen zu haben, die französischen sind von derselben noch wenig berührt worden — sie verspüren bereits die Folgen davon. Rivalität und Zwietracht hat sich bei der preußischen Generalität bisher nicht bemerkbar gemacht wie anderswo, sie verfolgen im Kriege nur Ein Ziel: „den Sieg".

Französische Thronerben.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß in Frankreich seit mehr als 200 Jahren der zuerst geborene Erbe des Thrones diesen nie bestiegen hat. Seit dem Jahre 1643 hat niemals ein Herrscher Frankreichs seine Krone auf seinen Sohn direkt vererbt und noch 100 Jahre weiter müssen wir zurückgehen, um auf einen Dauphin zu gelangen, der im volljährigen Alter seinem Vatee in der Regierung folgte. Als der „ritterliche" Franz I. an jener ekelhaften Krankheit gestorben, die nach ihm und seinem Volke den Namen führt, folgte noch zunächst volljährig (29 Jahre alt) sein ältester Sohn Heinrich II. Dieser fiel als Don Quixote im Turnier (1559) und sein Dauphin, ein an Geist und Leib unmündiger und welker Knabe, starb bereits am 5. Dezbr. 1560. Ihm folgte sein zehnjähriger Bruder Karl IX., der Held der Bartholomäusnacht; diesem (1574) sein jüngerer Bruder, der durch seine brutale Sittenlosigkeit selbst den Franzosen unerträgliche Heinrich III. Nachdem derselbe durch den Dolch des Dominikaners Clement gefallen, ging nach heftigen Kämpfen die Krone an einen entfernten Vetter, Heinrich von Bourbon, den Scheinkönig von Navarra über, der sie mit Verleugnung und Abschwörung seines protestantischen Glaubens erkaufte. Er selbst, Heinrich IV., an dem die Franzosen Vieles, aber nichts so sehr bewundern als den Gedanken, daß er jedem Bauer alle Sonntage ein Huhn in den Suppentopf wünschte, fiel dennoch durch des Jesuitenzöglings Ravaillac Messer. Ihm folgte sein neunjähriger Sohn Ludwig XIII., auch später als Mann nichts mehr als ein geist-, herz- und willenloses Werkzeug des schlauen und energischen Pfaffen Richelieu, dessen Bemühungen es ohne Zweifel zuzuschreiben ist, daß dem König nach 22jähriger kinderloser Ehe von seiner Gemahlin Anna von Oesterreich endlich ein Thronerbe geschenkt wurde (der Kardinal wollte denselben Dieudonné getauft wissen). Fünf Jahre nur genoß der König noch die Vaterfreude und nach seinem am 14. Mai 1643 erfolgten Tode bestieg sein fünfjähriges Söhnlein den Königsstuhl der Merowinger, der letzte Sohn, der in Frankreich seinem Vater unmittelbar gefolgt ist, kein anderer als der „grande monarque" Ludwig XIV.; insofern nicht mit Unrecht als echter Repräsentant des französischen Volksgeistes angestaunt, als er die Fehler, Sünden und Verbrechen der vergangenen, wie der zukünftigen Dynastieen, der Bourbonen wie der Napoleoniden, auf das Glänzendste in seiner Person vereinigte. Er sah in seiner 72jährigen Regierung Sohn, Enkel und Urenkel vor sich hinsterben, und nur der zweite Urenkel überlebte ihn: Ludwig XV., der (wiederum als fünfjähriges Kind) im Jahre 1715 den Thron bestieg. Dieser „Vielgeliebte", wie sein dankbares Volk ihn nannte (der „Vielverliebte" wäre ein richtigerer, doch immer noch zu edler Name für den schamlosen Wollüstling gewesen), hatte zwar auch einen legitimen Sohn, der aber vor ihm an der Fettsucht starb, so daß er das Reich seinem Enkel, dem zwanzigjährigen Ludwig XVI., hinterließ, dem unglücklichen Sühnopfer für die Thorheiten, Laster und Verbrechen seiner Vorfahren. Auf seinem Nacken rasselte das Beil der Guillotine am 21. Jan. 1793 hinab. Nun folgt die Schreckenszeit der Revolution, deren Erbschaft der Mann des 18. Brumaires antrat. Als Napoleon I. am 22. Juni 1815 zum Zweitenmale seine Abdankung unterzeichnete, war sein Söhnlein, der König von Rom, vier Jahre alt. War der legi-

time Erbe des enthaupteten Ludwig in Schmutz, Elend und Dunkelheit verkommen und verschollen, so endete der Herzog von Reichstadt als lebensmüder Jüngling von 17 Jahren in kaum würdigerer Weise. Von den Königen der Restauration, den Brüdern des sechzehnten Ludwig, starb Ludwig XVIII. im Jahre 1824 ohne Leibeserben; von Karls X. Söhnen ward der jüngere, Herzog von Berry, 1820 ermordet, der ältere folgte als Dauphin (Herzog von Angouleme) dem Vater in die Verbannung (1830). Ihr entfernter Vetter Louis Philipp, der Julikönig, sah sich seines ältesten trefflichen Sohnes durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde beraubt. Ohne dies wäre ihm vielleicht sein und seines Hauses jäher Sturz (1848) erspart geblieben. Er regierte 18 Jahre. Nach dem kurzen Zwischenspiel der Februarrepublik ließ sich Napoleon, der sich den Dritten nennt, am 1. Dez. 1852 zum Kaiser proklamiren. Er saß im 18. Jahre auf dem französischen Thron. Das „Kind von Frankreich" ist 14 Jahre alt.

Mannigfaltiges.

(Gärtneranwort.) Ein Originalmanuskript aus dem Jahre 1813 enthält folgende sehr hübsche Persiflage. Napoleon verlangt von seinem Hofgärtner ein Bouquet und dieser antwortet:

Erhabner, mächtig großer Herr,
Ich habe keine Blumen mehr,
Denn die Granaten sind verloren,
Die alten Lorbeer'n sind erfroren,
Die Immortellen sind geraubt,
Die Palmen hat der Wind entlaubt,
Die Kaiserkrone will verdorren,
Verwelkt sind auch die Rittersporen,
Die Königsblum' und Löwenmaul
Sind längst schon in der Wurzel faul,
Der Rebenblumen Eisenhut
Zerstörte jüngst des Nordwinds Wuth,
Und Wunderblumen gibt's nicht mehr,
Nur Tollkraut wuchert noch umher,
Und Kreuzdorn treibet einzig Blüthen,
Drum kann ich Dir nichts Bessres bieten.

Der „Schlesischen Zeitung" ging folgende Zuschrift zu: „Es dürfte Ihnen die Mittheilung nicht uninteressant sein, daß 1866 acht meiner Brüder gegen Oesterreich kämpften, und daß den jetzigen Feldzug gegen Frankreich neun meiner Brüder mitmachen. Darunter sind 2 Hauptleute beim 18. und beim 83. Inf.-Reg., 3 Rittmeister beim 7. (Königs-) Hus.-Reg., beim 15. Uln.-Reg. und beim 3. Reserve-Hus.-Reg., 2 Premier-Lieutenants beim 47. und beim 7. Inf.-Reg., 2 Seconde-Lieutenants beim 2. Garde-Regiment und beim Kaiser-Alexander-Grenadierregiment. 7 von ihnen sind Offiziere bei der Linie, zwei Offiziere bei der Reserve. Wäre ich nicht wegen Verstümmelung meines rechten Armes Invalide, so wäre ich gewiß auch dabei, den französischen Hochmuth dämpfen zu helfen. R. v. Treskow, zur Zeit im Wasserbade Gräfenberg."

Ein Oberst der deutschen Armee, Frd. v. Holstein, hat einen Brief an Emil Girardin gerichtet, in welchem er sagt: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort dafür, daß ich Ihnen 20,000 Fr. bezahlen werde, wenn mein Regiment nicht vor dem 15. September nächstkommend vor Ihrem Palais in der Avenue du Roi de Rome vorbeimarschiren wird." Emil Girardin hat, in der bestimmten Voraussetzung, daß ihm die 20,000 Fr. werden, sie für die Verwundeten bestimmt.

Heiter auch in ernster Zeit, hat der „Temps" folgendes Stücklein geleistet. Unter den deutschen Handelsschiffen, welche von französischen Kriegsdampfern weggenommen wurden, befanden sich zwei Barken, „Die Perle" und „dee Brillant". Dies erfahren und ankündigen, es sei ein mit Perlen und Brillanten beladenes Schiff aufgebracht worden, war für den „Temps" nur das Werk eines Augenblicks.

Ein französischer Pfarrer predigte zu seinen Bauern: „Meine Brüder in Christo! In dem Mangel an Regen erkennt Ihr eine Züchtigung Gottes, den Eure Sünden bekümmern und betrüben. — „Hr. Pfarrer," sagte ein Bauer zu ihm nach Beendigung des Gottesdienstes, „ich glaub's nicht, was Ihr gesagt habt. Wenn der gute Gott so bekümmert wäre, würde er weinen, und seine Thränen würden unserm Klee gar nicht schlecht bekommen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Freitag, 9. September **1870.**

Es gilt der deutschen Ehr'!

(Von einer deutschen Frau.)

Jetzt, deutsches Mädchen — deutsche Frau —
Jetzt gilt's des Landes Ehr' —
Nun zeige, daß du Deutsche bist,
Ob dir auch bang und schwer,

Laß Bräut'gam, Sohn und Gatten zieh'n,
Bezwing' dein eigen Herz,
Wein' einsam, weine ungeseh'n,
Doch — zeige keinen Schmerz.

Die Thräne — dies sei der Tribut,
Den du der Liebe gibst,
Den höchsten zahl' dem Vaterland,
Den Mann gib — den du liebst.

Als Schützer wird zur Seite steh'n
Dem Theuern in der Schlacht
Gebet und Thräne, die du weinst
In banger, finstrer Nacht.

Und hat auch dich am Kampfplatz nicht
Das Schicksal hingestellt,
Du kämpfst doch mit für's Vaterland
Und bist als Frau — auch Held!

Drum, deutsches Mädchen, deutsche Frau,
Ist dir auch bang und schwer,
Verschließ' die Lieb' in deiner Brust,
Es gilt der deutschen Ehr'!

Die Kriegsereignisse.

Pont-à-Mousson, 22. Aug. Die „elegante Landpartie" nennen unsere Offiziere jetzt den Krieg von 1866 gegenüber den furchtbaren Blutbädern bei Wörth und vor Metz, die in der Kriegsgeschichte kaum Ihresgleichen in den schrecklichsten Gefechten des amerikanischen Bürgerkrieges finden. Ich habe gestern die Schlachtfelder des 16., 17. und 18. Aug. von Vionville bis St. Hubert, von der Straße Nanzig-Metz bis Pagny abgeritten; ein ehrwürdiger Oberst des Generalstabes, der den Geschützdonner bei Waterloo, in der Krim, bei Magenta und in Mexiko hörte, war mein Mentor bei dem ebenso schauerlichen Ritte über die Höhen, die mehr als das Doppelte des Leipziger Schlachtfeldes umfassen; er versicherte mich, daß ein solches hartnäckiges Streiten die Welt noch nicht gesehen. Das Gros der französischen Armee war am 16. früh bis nach Gorze, einem 15 Kilometer südwestlich von Metz entfernten Landstädtchen, in einem tiefen Gebirgskessel gelegen, gedrungen. Dort brachte sie das 3. preußische Armeekorps zum Stehen und warf sie am ersten Tage 3 Kilometer bis nach dem Dorfe Gravelotte auf der Chaussee von Metz nach Verdun zurück. In einem dichten Laubholzwalde unmittelbar hinter Gorze, am Fuße der schroff aufsteigenden Höhen, hatte sich die französische Avantgarde festgesetzt und hier wüthete der Kampf am fürchterlichsten. Das Gestrüpp ist so dicht, daß wir unsere Pferde am Saume zurücklassen mußten, und so weit wir durch das Holz vordrangen, überall stießen wir auf blutige Leichen, Helme, Czakos, Tornister, Gewehre, Kleidungs- und Ausrüstungsstücke. Mitten durch das Gehölz zieht sich ein Graben mit steilen Rändern, der an einer Stelle bis zum Rande mit Leichen angefüllt war. Auf der Höhe, die sich in scharfen Wellenlinien bis nach Metz hinzieht, zeigen lange Spuren frischer Erde die emsige Thätigkeit der Todtengräber an, aber noch immer liegen viele Todte, Preußen und Franzosen, in Reihen neben einander auf dem Felde. Ein Unteroffizier des 73. Regiments, das hier besonders stark engagir

gewesen war, liegt dicht am Wege durch einen Schuß ins Herz kerzengerade hingestreckt; die Fäuste halten noch krampfhaft das umgekehrte Gewehr mit dem zersplitterten Kolben umschlossen, und der zerschmetterte Schädel des neben ihm liegenden Franzosen vervollständigt das Bild. Am 17. war nur ein kleines Gefecht in und bei Gravelotte, um den Feind festzuhalten, jedes einzelne Haus ist hier vom First bis zum Kellergeschoß durchschossen. Am 18. erfolgte dann der gemeinsame Angriff der ersten und zweiten Armee, welcher die französische Streitmacht bis in die Forts Mont St. Quentin und Plappeville dicht vor Metz zurückwarf. Am härtesten wurde an diesem Tage um das Gehöft St. Hubert gestritten, dort gelegen, wo die Chaussee etwa eine Stunde vor Metz im rechten Winkel nach der Festung abbiegt. Die von der Natur schon sehr begünstigte Position war durch künstliche Verhaue und Schanzgräben außerordentlich befestigt, und so wacker auch die Franzosen sich zur Wehre setzten, sie konnten auf die Dauer dem ungestümen Andringen der Unseren nicht widerstehen. Das Feld sieht auf dieser Stelle noch chaotischer aus wie bei Rezonville und Gravelotte; jetzt haben sich deutsche Krieger in den von den Franzosen aufgeworfenen Schanzgräben festgesetzt und von hier aus die Zernirung der Festung Metz vervollständigt. Gefangene, Kanonen, Mitrailleusen, Gewehre und Proviant fielen in unsere Hände; die Noth in Metz ist dadurch so gestiegen, daß man stündlich einen Ausfallsversuch erwartet, der die Reste der französischen Armee noch mehr schwächen, wenn nicht ganz aufreiben wird. Die Sachsen hielten sich in diesen schweren Schlachttagen so tapfer, daß in Anerkennung dafür der Kronprinz von Sachsen mit dem Oberkommando einer besondern Armee betraut worden ist und das eiserne Kreuz erhalten hat. Unter den wenigen Gefangenen, welche den Franzosen in die Hände fielen, befinden sich unter Andern die dem Hauptquartier attachirten Reporter einer englischen und einer amerikanischen Zeitung, Mrs. Russel und Hansee, wenigstens werden dieselben seit dem 16. vermißt. — Die Forts Mont St. Quentin und Plappeville werden von den Franzosen für uneinnehmbar gehalten, sie wurden erst vor einigen Jahren von Napoleon nach dem Muster von Ehrenbreitstein erbaut; ob sie auch dem Hunger widerstehen können, wird sich bald zeigen.

Aus dem kgl. Hauptquartier schreibt der Generalkorrespondent der Berliner „Presse“: Bar-le-Duc, 25. Aug. Nach kurzem Aufenthalt in Commercy brach das Hauptquartier schon gestern früh von dort nach hier auf. Es ist nicht gut möglich, die Stunde zu bestimmen, wann Aufbruch oder Ankunft erfolgen, da die Reise immer in einzelnen Staffeln gemacht wird, die Fouriere in ziemlich großem, mindestens mehrstündigem Abstand voran, Se. Maj. der König fast zuletzt. So war es auch gestern wieder und der König wird Commercy etwa um 1 Uhr verlassen haben. Gleich hinter diesem Orte beginnen die Forêts de Commercy, eine ausgedehnte prächtige Waldung. An mächtigen Eichen rankt der Epheu hinauf und das Gebüsch zwischen den einzelnen starken Stämmen ist so undurchdringlich dicht, daß es fast unbegreiflich scheint, wie hier, wo eine Verfolgung fast unmöglich wäre, die Straße so still und sicher ist wie in der Heimath. Die Gegend hinter Commercy ist ärmer, als die bisher durchschrittene zwischen der Mosel und der Maas, die Dörfer sind sehr dünn gesäet und weithin schweift der Blick, ohne ein Haus, eine menschliche Wohnung zu treffen, mit Ausnahme der jetzt freilich leer stehenden, aber hübsch gehaltenen Wächterhäuschen am Wege. Auf dieser Strecke sieht man zuerst auf den Meilensteinen die Entfernungsweisungen nach Paris. In Saint-Aubin vereinigen sich die Straßen von Commercy und von Toul auf Ligny. Die Entfernung nach Paris beträgt dort nur 240 Kilometer. Man sieht auf der Straße (nicht etwa der Dörfer, sondern auf der Heerstraße) einzeln gehende Frauen und Kinder, ja sogar eine Diligence, die von Bar-le-Duc nach Nanzig fährt. Der Hauptstationspunkt auf dem Wege von Commercy nach Bar-le-Duc, ungefähr der halbe Weg, ist Ligny, ein ansehnlicher, schöngebauter Ort, tief in einem Thalkessel liegend. Die Hügel ringsum sind wieder mit Wein bepflanzt. Hier erst fängt es wieder an, lebendig zu werden. Der Kronprinz hat hier sein Hauptquartier und in den Straßen wimmelt es von Truppen. Rechts vom Marktplatz in der Straße, welche nach der Richtung von Bar-le-Duc führt, weht die große Fahne, welche das Hauptquartier des Kronprinzen, des Oberbefehlshabers der dritten Armee, kennzeichnet. Vor dem Hause stehen in dichten Gruppen die Offiziere des Stabes der dritten Armee und des kronprinzlichen Gefolges. Bayerische Truppen stehen längs des Trottoirs als Ehrenwache für den Empfang des Königs. Endlich tritt auch der Kronprinz aus dem Hause heraus. Ein Theil des Hauptquartiers passirt allmälich; der Kronprinz unterhält sich namentlich sehr lange mit

dem Kriegsminister v. Roon; dann kommt der König, der nach kurzer Begrüßung sogleich an die bayerische Ehrenwache herangeht und dann sich zu den Offizieren aus der kronprinzlichen Armee wendet. Besonders herzlich war die Begrüßung des jüngsten Prinzen von Hohenzollern. Unter den Offizieren befand sich auch der sehr jugendliche Sohn des Prinzen Luitpold von Bayern, der mit dem Regiment, dem er angehört, rüstig zu Fuß marschirt. Der König blieb mit seinem Gefolge etwa eine Stunde bei dem Kronprinzen, dann wurde die Fahrt hierher fortgesetzt. Die Entfernung beträgt nur 16 Kilometer und Stockungen gab es unterwegs nicht, so daß die Ankunft hier noch in früher Abendstunde erfolgte. Bar-le-Duc ist die erste größere Stadt, welche wir berühren; sie zählt 15,000 Einwohner (gegenwärtig vielleicht noch mehr, da die franz Angaben nicht immer neu sind) und hat ganz das Aussehen einer Provinzialhauptstadt. Die Bevölkerung ist ungemein höflich und entgegenkommend. An den Ecken war noch folgende charakteristische Bekanntmachung des Maire angeschlagen (selbstverständlich französisch): „An die Einwohner von Bar-le-Duc! Meine lieben Mitbürger! Man kündigt die Annäherung preußischer Plänkler an. Unsere Stadt ist vollkommen offen. Jeder Widerstand würde also unnütz sein: er könnte selbst gefährlich werden. Was unsere braven Soldaten nicht sollten haben thun können, wer möchte wagen, es zu versuchen? Was uns betrifft in dieser Stunde, schließen wir unsere Reihen zusammen mit Vertrauen und Muth, um würdig das vorübergehende Unglück zu tragen. Helfen wir uns, einer dem andern, als gute Bürger. Halten wir das Herz hoch, aber vergessen wir nicht, daß das Interesse der Stadt Bar-le-Duc, die uns so theuer ist, gebieterisch Ruhe, Klugheit und männliche Resignation befiehlt. Der Maire Henri Bompard."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Kronprinz von Preußen als Taufpathe bei einem Franzosen.) Als der Kronprinz von Preußen am 20. v. Mts. mit seiner Armee über St. Mihiel vorrückte, nahm er mit einem Theil seines Stabes Wohnung im ersten Stock des Rathhauses, in welchem in der Belle-Etage der Maire wohnte. Der Zufall wollte es, daß die Frau des Maire gerade einem Knaben das Leben gegeben hatte. Als der Kronprinz dies hörte, drückte er dem Maire gegenüber sein Bedauern aus, eine solche Unruhe ins Haus bringen zu müssen und ließ der Wöchnerin seine Gratulation vermelden. Als der Kronprinz sich Abends beim Maire um das Wohlbefinden seiner Frau erkundigte, sagte der Maire: „Meine Frau dankt für die huldreiche Gnade und wir würden es als das höchste Glück betrachten, wenn königliche Hoheit es erlauben würden, daß mein erstgeborenes Kind den Namen des edelmüthigen Siegers führen darf." Der Kronprinz erwiederte lächelnd: „Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mich als Taufpathen Ihres Kindes ins Taufbuch setzen lassen, und wie sich das Geschick auch wenden möge, werde ich mich stets meines Pathen erinnern." Als Andenken ließ der Kronprinz — wie man weiter schreibt — der Frau eine werthvolle Nadel und seinem Pathenkind 50 Dukaten zurück.

Aus der Zeit der Besetzung Straßburgs durch die Franzosen unter Ludwig XIV. erzählt die „N. Fr. Pr." folgende heldenmüthige That eines Schusters. Als die französischen Schaaren dort ihren Einzug hielten und in vollem militärischem Schmucke auf der Hauptstraße frech vorbeimarschirten, welche heutzutage Rue des grandes Arcades genannt wird, knallte plötzlich ein Schuß aus dem Fenster einer Dachstube herab, der einen Füsilier leicht an der Schulter verwundete. Der Thäter wurde auf der Stelle ermittelt und unter furchtbaren Mißhandlungen vor den kommandirenden General geschleppt. Es war ein armer Schuster, der ohne zu zögern oder sich schwachmüthig zu zeigen, sogleich gestand und auf Befragen, warum er dieses schwere Verbrechen begangen, die eines Spartaners würdige Antwort gab: „Ich lud meine Büchse und feuerte diese mörderische Kugel auf euch ab, damit es dermaleinst bei unseren Nachkommen nicht heiße: diese altberühmte freie Reichsstadt wäre eine Beute unseres Erbfeindes geworden, ohne daß ihre Bürger einen einzigen Schuß dagegen gethan. Haben auch so viele hier erbgesessene hochadelige Herren und angesehene Rathsmänner ihren Nacken demüthig gebeugt und das Unerhörte schweigend hinweggenommen, ich konnte diese ewige Schmach für Straßburg, ja, für das ganze deutsche Vaterland nicht ertragen. Macht kurzen Prozeß und führt mich hinaus auf die Richtstätte, wo ich den Tod mit Freuden erwarte!"

Ein Berliner Blatt theilt aus einer Privat-Handschriftensammlung einen Brief des Generals Gneisenau, d. d. Paris, 23. Aug. 1815, mit, in dem folgende Stelle zur Zeit von Interesse ist: „Wir sind im Begriff, einen neuen Utrechter Frieden zu schließen. Frankreichs Integrität soll bewahret werden. Diesen Grundsatz verficht England und Rußland; das heißt, die unruhige französische Nation soll ewige Freiheit haben, zwischen ihren Festungen heraus Ausfälle auf ihre schwachen Nachbarn zu thun, und wenn solche etwa, durch einen für Deutschland außerordentlich günstigen Glücksfall, nicht gelingen, so geht sie auf ihr Gebiet zurück; das heißt ferner, sie zu ewig wiederkehrenden Kriegen reizen, denn sie hat ja keine Gefahren einigen Verlustes ihres Gebietes zu bestehen, wohl aber, beim Gelingen, die Aussicht auf Eroberungen. Das ist schmerzlich." Die deutsche Diplomatie wird die Interessen des Vaterlandes diesmal jedenfalls besser wahren, als dies zu jener Zeit geschehen.

Die „Mainzer-Ztg." theilt das ganze Kutschke-Lied mit. Es lautet:

„Was krauchst dort in dem Busch herum?
Ich glaub' es ist Napolium?"
Was hat der 'rum zu krauchen dort?
D'rauf Kameraden, jagt ihn fort!

„Dort haben sich im off'nen Feld
Noch rothe Hosen aufgestellt!"
Was haben die da 'eum zu steh'n?
D'rauf los, wir müssen sie beseh'n!

Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n."
Was haben sie da 'rum zu knall'n?
D'rauf Kameraden, bis sie fall'n!

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!"
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit seiner ganzen Kaiserei!

„Und die französ'sche Großmaulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft!"
Auf nach Paris! den richt'gen Lohn,
Dort geben wir'n der gerrrande Natiohn!

Da die in dem Briefe des Königs Wilhelm an die Königin erwähnten „historischen Granaten von Königgrätz, aus denen mich diesmal der Minister v. Roon entfernte," nicht überall bekannt zu sein scheinen, tragen wir die betreffende Notiz des Bismarck'schen Biographen Hesekiel über jenen Vorfall nach. Es heißt dort: Bismarck begleitete seinen König weiter auf dem Schlachtritt. Mitten ins feindliche Granatfeuer hinein sprengte der kriegsfreudige König, da hielt ihn Bismarck an und sagte ungefähr: „Als Major habe ich nicht das Recht, Euer Majestät auf dem Schlachtfelde einen Rath zu ertheilen, als Ministerpräsident aber habe ich die Pflicht, Euer Majestät zu bitten, nicht die augenscheinliche Gefahr aufzusuchen." Freundlich lächelnd entgegnete der königliche Held: „Wie kann ich denn davonreiten, wenn meine Armee im Feuer steht?"

Weßhalb dem gesetzgebenden Körper Frankreichs alle Nachrichten vom Kriegsschauplatz vorenthalten worden? — Damit sich die Franzosen später mit Recht rühmen können, während des ganzen Krieges keine Niederlage erfahren zu haben.

Zur Vertheidigung von Paris sind alle Pompiers herangezogen. Vermuthlich wollen die Generäle verhindern, daß ihnen so viele Mobilgardisten durchbrennen. (Berl. Wesp.)

Folgende Notiz mag darthun, welch werthvolles Material auf deutscher Seite im Kampfe steht: Das zweite preußische Garde-Landwehrregiment, das dem Belagerungskorps vor Straßburg zugetheilt ist, hinterließ in der Heimath nicht weniger als 7003 Kinder!

Welche kolossale Massen die Verproviantirung der Truppen und Lazarethe verschlingt, wird man aus der einen Thatsache abnehmen können, daß neulich allein 30 Wagen nur mit Zwieback für den Lazarethverbrauch nach Nancy dirigirt worden sind.

Ein etwas ungalanter alter Arzt ward zu einer Dame gerufen, die sich einen Dorn in den Fuß getreten hatte und nun fürchtete, daß sich bei ihr, wie sie meinte, die Symptome der Maulsperre zeigten. Sie ängstigte sich darüber und schrie und weinte. „Ach was," sagte er derb, „Sie haben Nichts zu fürchten; in meiner ganzen langjährigen Praxis ist es mir noch niemals vorgekommen, daß ich ein Frauenzimmer an der Maulsperre hätte sterben sehen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. **Montag, 12. September** **1870.**

An die preußische Armee *).

Unüberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
Im Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh, Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Zieh'n gegen dich und droh'n mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spei'n, sowie des Osts, Barbaren
Und Ungeheu'r, dich zu verschlingen, aus.

Verdopple deinen Muth, o Heer, der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit versagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und deine Rücken bluten.

Die Luft wird deinem Ruhm zur späten Nachwelt wehen;
Die klugen Enkel ehren dich,
Zieh'n dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und blut'ge Felsen sind dir ewige Trophäen!

Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Thaten
Den Landmann, der dein Feind nicht ist;
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten!

Ich seh', ich sehe schon — freut euch, o Prometheus Freunde! —
Die Tage deines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern zieh'n die Wilden stolz heran;
Doch winkt der König dir; wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein.
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreu'n,
Die jauchzend dich empfah'n und ihre Retter preisen.

*) Von Ewald Christian v. Kleist, geb. 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern, Sänger des berühmten „Frühlings", wurde 1757 Oberstwachtmeister und focht 1759 unter dem preuß. Prinzen Heinrich in der Schlacht bei Kunersdorf, wo er zuerst mehrere Kontusionen erhielt, dann an der rechten Hand so stark verwundet wurde, daß er den Degen in der Linken führen mußte, eroberte bereits 3 Batterieen, wurde durch eine Kugel am linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor und wurde ihm endlich durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert; 11 Tage nach der Schlacht starb der Held zu Frankfurt a. d. O. am 24. Aug. 1759. — Unser pfälzischer Dichter K. J. Schuler hat den Tod des Unsterblichen in einem Epos „Kleist", Zweibrücken bei Ritter, besungen, wofür ihm von König Friedrich Wilhelm ein eigenhändiges Anerkennungsschreiben zugekommen ist. Friedrich der Große sagt (in Schulers Epos) von Kleist: „Aus jedem Busche ist kein Kleist zu klopfen!" — Solche Helden haben wir wieder 100 Jahre später gesehen; und die bayerischen Kameraden sind als Helden von 1870 ebenbürtig geworden, um, ohne gegenseitige Eifersucht, ein einiges, großes, starkes, deutsches Vaterland mit Elsaß und Lothringen gründen zu helfen. So muß auch vorstehende Ode jeden bayerischen Helden mit stolzer Freude erfüllen.

Die Kriegsereignisse.

(Schluß.)

Die Stadt Bar-le-Duc (in welcher die ersten deutschen Truppen am 17. erschienen sind — die zitirte Proklamation ist ohne Datum) ist noch ziemlich reich an Vorräthen, es gibt sogar noch kleine Reste von Tabak und Cigarren, der Zucker ist bis auf 2 Frks. per Pfund gestiegen. Nur das Fleisch ist reichlich, ganz wie in den bisher passirten Städten und Ortschaften, aber nur, weil alles Vieh geschlachtet wird, theils des Futtermangels wegen, theils weil man fürchtet, es könne sonst doch dem Feinde in die Hände fallen. Nach allen Seiten ist die Verbindung abgeschnitten und man versichert allgemein, daß in wenigen Wochen eine furchtbare Noth ausbrechen werde. Glücklicherweise wird die deutsche Armee wenigstens schon in viel kürzerer Zeit reichlich mit Provisionen versehen sein. Es ist bisher nirgends, als eben ganz vorübergehend, wirkliche Noth eingetreten. Auch ist der Gesundheitszustand so befriedigend, wie er nur sein kann,

wozu das, für den August etwas kühle, Wetter das Meiste beiträgt. Auf dem Hauptplatze der Stadt, place Reggio, steht die Statue des berühmtesten Sohnes derselben, des Marschalls Oudinot, Herzog von Reggio, von Herrn Debay im Jahre 1850 gefertigt, von Le Quesnel gegossen. An dem Sockel lagen Kriegsgenien, Lorbeerbündel mit den Namen der Schlachten, welche Oudinot gewonnen oder gewinnen half, der Festungen und Städte, welche er genommen. Darunter befindet sich auch Berlin. Die Erinnerung ist heute für uns eine angenehme, und es scheint zweifelhaft, ob ein Franzose im Schmerz oder ein Deutscher in Freude der Statue einen vertrockneten Zweig in die Hand gegeben hat. Schon gestern auf dem Wege von Ligny hierher war Alles blau von bayerischen Uniformen gewesen. Heute marschirten vom frühen Morgen an Bayern aus und auch der König stand gegenüber dem Hause, in welchem er wohnt, einer Filiale der Banque de France, in der Rue de la Banque, zu seiner Seite die bayerischen Generale von der Tann und Stephan, diese zu Pferde, der König ganz einfach im Ueberrock, nur mit dem bayerischen Hubertusorden im Knopfloch geschmückt, zu Fuß. So stand er viele Stunden lang, jeden Offizier begrüßend, und die Truppen zeigten die höchste Begeisterung. Das Hurrahrufen nahm kein Ende, und viele Offiziere, nicht zufrieden mit dem Schwenken der Säbel, schwenkten auch die Czakos. Die Franzosen sperren hier, wie sie es überall gethan haben, nur Mund und Nase auf. Was ihnen neben den ungeheuren Truppenmassen, die sich wie eine Sündfluth über das Land ergießen, am meisten imponirt, ist die Stattlichkeit der einzelnen Leute. Welche schöne Leute! hört man überall, nicht blos die Frauen, sondern selbst die Männer sagen. Der Blindeste muß freilich auch sehen, wie viel größer und stärker diese Leute sind als die Franzosen. Dabei sind sie in der ungeheuren Mehrzahl außerordentlich freundlich und sogar höflich. Der König und Graf Bismarck sind die beiden Personen, welche überall das größte Aufsehen erregen. Wahrscheinlich kennt die Bevölkerung sie aus den Beschreibungen und Bildern, denn erkannt werden sie überall. Die jugendliche Frische des Königs und seine Einfachheit erregen großes Erstaunen. Der Haß und die Verachtung gegen den Kaiser Napoleon persönlich sind unglaublich groß.

Ueber die bevorstehende Regelung der Civilverwaltung in den besetzten fremden Landestheilen wird der „Nat.-Ztg." geschrieben: Nanzig, 25. Aug. Seit vorgestern weilt hier Graf Renard, welcher zum Präfekten für das Departement der Meurthe (Murth, wie wir jetzt sagen) ernannt ist, und obgleich sein Patent noch nicht unterzeichnet, doch einstweilen dem Drang der Umstände folgend, in Funktion getreten ist. Ueber ihm wird General Bonin als Gouverneur von ganz Lothringen stehen, und zwischen beiden noch ein Civilgouverneur, Graf Villers, dessen Attributionen noch nicht genau definirt sind. Im Elsaß wird eine ähnliche Hierarchie bestehen. Graf Bismarck-Bohlen Gouverneur, Präsident v. Kühlwetter Civilgouverneur, Graf Henkel-Donnersmarck Präfekt in Saargemünd, Graf Luxburg irgendwo in einem provisorischen Sitz für Straßburg. General Bonin ist heute hier angekommen und begibt sich zum König nach Barle-Duc, um Instruktionen einzuholen und dann zurückzukehren. Er wird im Palast wohnen, den zuletzt General Failly inne hatte und vor demselben die hier residirenden Marschälle! Graf Renard ist bereits in die Präfektur eingezogen. Den französischen Autoritäten ist nachzurühmen, daß sie alle auf ihren Posten geblieben sind, um ihren Mitbürgern in dieser drangvollen Zeit beizustehen (vielleicht auch auf Umwegen zu berichten). So der Präfekt Herr Podewin, so der Maire Herr Welche. Mit allen diesen Herren haben unsere Kommandanten und Civilbehörden die besten Beziehungen und man muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie sich in die harten Prüfungen der Lage mit so viel Fügsamkeit, als ihre innere Empfindung es nur zulassen mag, hineinbequemen. Andererseits freut man sich, allen höheren Offizieren und namentlich auch dem Kronprinzen die verdiente Anerkennung für ihr höchst humanes Auftreten zollen zu dürfen. Jeder thut, was er kann, um die entsetzliche, moralische Pein — materielle Noth, welche der Krieg über das Land gebracht, zu lindern; nur, wie Sie sich denken können, gelingt es leider nicht immer. Einzelne Soldaten begehen immer rohe Exzesse und einzelne Detachements stellen immer unsinnige Anforderungen. Die Stadt und Gegend hat schon viel geleistet und muß täglich noch unendlich viel zu leisten gefaßt sein, und dabei fehlt es an allen Kommunikationsmitteln. Wir hoffen aber auch, daß letztere bald wieder einigermaßen in Stand gesetzt sein werden, denn heute hatten wir auch das Vergnügen, den Generalpostdirektor für die okkupirten Lande, Hrn. Oberpostdirektor Roßhirt, in Begleitung von Oberpostrath Walther, zu begrüßen,

die hier ihren Sitz nehmen und einen großartigen Dienst einzurichten im Begriff stehen. Sobald die Herren ausgepackt haben, werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen ein Exemplar der neuen Postmarken zu schicken, welche ganz eigens für die okkupirten Lande geschaffen wurden, um darüber für die Gesammtkasse der verbündeten deutschen Mächte Rechnung ablegen zu können. Die sämmtlichen französischen Postbeamten haben sich geweigert, den Revers zu unterzeichnen, welcher sie ohne Eidesleistung und unter Vorbehalt aller ihrer Rechte in Dienst nehmen sollte. Auch der Postverkehr wird übrigens ungenügend sein: wenn nicht Noth an Allem entstehen soll, so muß auch der Eisenbahndienst von Deutschland uns für Waaren geöffnet werden, denn alle Hafenplätze Frankreichs, aus denen hier Kolonialwaaren und eine Menge anderer Bedürfnisse bezogen wurden, sind jetzt abgesperrt, und die hiesigen Kaufleute müssen sich aus Deutschland oder weiter her aus Belgien Vorräthe verschaffen können. Die Preise von Kaffee, Zucker u. dgl. m. sind bereits auf's Doppelte gestiegen. Es ist von höchstem Interesse, daß Zufuhrwege geöffnet werden, vielleicht würden Reisende mit Waaren ein gutes Geschäft machen. Dies wird dann auch dazu beitragen, daß überhaupt wieder etwas regelmäßiges Leben in die Stadt und Umgegend kommt. Bis jetzt sind noch Dreiviertheile aller Läden geschlossen, und bei aller äußern Gefälligkeit, der man von allen Seiten begegnet, ist natürlich die Stimmung innerlich furchtbar verbissen. Wehe uns, wenn es unserer Armee — unmöglicher Weise schlecht ginge! Wir würden Alle todtgeschlagen. Auch hoffen sie Alle noch, daß wir schließlich doch unterliegen und daß die französische Armee vor Paris Alles wieder gut machen wird. Den Gedanken einer endlichen Niederlage Frankreichs hat noch Keiner von ihnen in sich aufgenommen. Lassen Sie mich diesen kurzen Bericht nicht schließen, ohne Ihnen eine schreiende Klage der Eingesessenen wie der Eingewanderten an's Herz zu legen: das ist der Heuschreckenzug, welcher unter dem Schirm des Genfer Kreuzes das Land verheert. Die Genfer Konvention ist einer der zahlreichen Belege, daß mit dem Dilettantismus nirgends in der Welt etwas auszurichten ist. Auf Einen der Herren, die etwas leisten, kommen 25, die als Gaffer mitlaufen wollen — dabei alle erdenkliche Ansprüche erheben. Jeder französische Ort von einiger Bedeutung, namentlich aber die anziehende Stadt Nanzig ist angefüllt von Schwärmen solcher Touristen, daß es den Anschein hat, als wäre ein Train de plaisir aus Deutschland zum niedrigsten Preis im Gange. Die Herren fahren umsonst, quartieren sich von Staatswegen ein, requiriren nach Lust und amüsiren sich darauf los. Wenn statt jedes derselben ein Strohsack für einen Kranken da wäre, würde man dem Himmel danken. Der erste Ruf der Verwaltung, wohin man kommt, lautet: „Befreien Sie uns von den Kreuzrittern!" In der Armee hat man ihnen bereits den Namen „Schlachtenbummler" gegeben. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie vor einem Nachschub warnen und um Zurückberufung der Entfernten bitten. Die, welche in der That etwas nützen, und es sind deren nicht wenige, werden schon hier bleiben. Von jetzt an ist wenigstens dafür gesorgt, daß diese Herren nicht mehr vom Bürger Wohnung und Kost gratis erhalten, wenn die Armeekommandanten es nicht ausdrücklich befehlen. Wer mildthätig sein will, soll sich auch selbst verköstigen. Wer den Unfug dieser Bummelei unter dem Schein der Thätigkeit gesehen hat, brennt vor Ungeduld, hier etwas aufgeräumt zu sehen.

Vor tausend Jahren.

870 und 1870.

Es ist gewiß eines der seltsamsten und interessantesten Zufallsspiele der Weltgeschichte, daß wir genau vor tausend Jahren, nämlich im Jahre 870 n. Chr., dieselben Vorgänge und Verhältnisse gehabt haben, die uns jetzt, im Jahre 1870, so vollständig in Anspruch nehmen. — Es verhält sich damit folgendermaßen:

In dem Vertrage von Verdun (843 n. Chr.) theilten die nachbenannten drei Söhne des fränkischen Kaisers, Ludwig I., des Frommen, das gesammte fränkische Reich ihres Großvaters Karls des Großen unter sich.

Lothar bekam nächst der Kaiserwürde Italien und das sogenannte mittlere Franken, nämlich den von der Nordsee bis zum Mittelmeere gehenden Landstrich, welcher im Osten vom Rhein und den Alpen, im Westen aber von der Schelde, Maas, Saone und Rhone begrenzt ist.

Ludwig erhielt Ostfranken, welches seit dieser Zeit Deutschland genannt wurde und seinem ersten Könige den Beinamen des Deutschen gab.

Karl, mit dem Beinamen des Kahlen, bekam Westfranken, von da ab vorzugsweise das Frankenreich oder Frankreich genannt.

Digitized by Google

Schon dieser erste Herrscher Frankreichs zeichnete sich durch eine große Ländergier aus. Eine Gelegenheit zu ihrer Befriedigung glaubte er nach dem im Jahre 855 erfolgten Tode seines Bruders Lothar, des römischen Kaisers, zu finden; denn dieser hatte seine Reiche Italien und Mittelfranken unter seine drei Söhne dergestalt vertheilt, daß der älteste, Ludwig, Italien nebst der Kaiserkrone, der zweite, Lothar, das nördliche Mittelfranken bis zur Saone, seitdem und nach ihm Lotharingen, später Lothringen, der jüngste, Karl, das südliche Mittelfranken, von der Saone bis zum Mittelmeere, unter dem Namen eines Königreichs Provence erhielt.

Die Versuche Karls des Kahlen, die beiden letztgenannten Nachbarländer sich anzueignen, schlugen anfangs fehl, bis nach der bald erfolgten Wiedervereinigung der Provence mit Lothringen der Herrscher derselben, Lothar, im Jahre 869 ohne Nachkommen verstarb. Jetzt schien Karl dem Kahlen von Frankreich die Gelegenheit günstig genug, um die beiden vereinigten Länder in Besitz zu nehmen; denn sowohl der römische Kaiser Ludwig, des verstorbenen Lothar Bruder, als auch Ludwig der Deutsche, waren anderweitig vollauf beschäftigt. Der Herrscher Frankreichs bemächtigte sich daher mit Gewalt, aber ohne Mühe, der beiden Länder und ließ sich zu Metz zum Könige derselben krönen.

Da aber erschien im Jahre 870, also genau vor 1000 Jahren, Ludwig der Deutsche an der Spitze seiner deutschen Heere auf dem Kampfplatze, und zwar gleich anfangs mit einem so großen Erfolge, daß Karl der Kahle, der Herrscher Frankreichs, den Frieden anbot. Es kam noch in demselben Jahre (870) zu der Uebereinkunft von Mersen, nach welcher Karl der Kahle an Ludwig den Deutschen den östlichen Theil der genommenen Länder abtreten mußte, wodurch der ganze heutige Elsaß, das östliche Lothringen und die Gebiete von Trier, Aachen, Köln, Mastricht und Utrecht bis zur Rheinmündung hin zu Deutschland kamen.

Wir hatten also im Jahre 870, d. h. genau vor 1000 Jahren, ganz das, was wir heute, im Jahre 1870, haben, einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, hervorgerufen von der Ländergier des Beherrschers Frankreichs, geführt in kurzer Zeit mit dem günstigsten Erfolge für die Deutschen unter ihrem ersten Könige und endend mit dem Anfalle des Elsaß und Lothringens an Deutschland, wodurch dies letztere Land seine national-politische Westgrenze erhielt.

Gibt es wohl ein ähnliches Zufallsspiel in der Weltgeschichte? — Wir glauben nicht!

Ein Gedicht von Heine.

Angesichts der „Neutralität", welche England in dem gegenwärtigen Kriege behauptet, dürfte es wohl von Interesse sein, an ein Gedicht von Heinr. Heine zu erinnern, in welchem unser großer Landsmann seinem Unmuth gegen das englische Leben und Treiben freien Lauf läßt:

Daß ich bequem verbinten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld —
O laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreu'n sich ihres Maulwurfsglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß,
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ',
Auch die Verdauungskraft ist gut,
Wer sie nur selbst verdauen könnt'! —

Sie handeln mit den Spezerei'n
Der ganzen Welt; doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O daß ich große Laster säh',
Verbrechen blutig, kolossal —
Nur diese satte Tugend nicht
Und zahlungsfähige Moral! —

Mannigfaltiges.

(Ein Mißverständniß.) Als die Nachricht von Prenzlau kam, daß in Berlin Viktoria geschossen sei, und die Druckerei des „Prenzlauer Wochenblatts" den Auftrag erhielt, Depeschen zu drucken, die zur Publikation in der Stadt bestimmt waren, befand sich zufällig eine alte Bauernfrau in der Druckerei. Als sie Kenntniß von dem Inhalt der Depesche erhielt, vergoß sie Thränen, rang die Hände und konnte sich gar nicht beruhigen. Sie brach verzweifelnd in die Worte aus: „O, mein Gott! Die arme Viktoria hat so viel Gutes gethan, und nun soll sie erschossen werden."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 108. Mittwoch, 14. September **1870.**

Den Kämpfern ohne Schwert.

Es toset der Kampf, und die Wolken zum Streiter
Entladen sich krachend in tödtlichem Strahl
Und blutigem Regen; nun stürmen die Reiter
Einher, in der Rechten den schneidigen Stahl;
Sie mäh'n, was verschont noch das tückische Blei,
Der Hufschlag zermalmet die Schädel — vorbei!
Es sauset die Windsbraut, die schreckliche, weiter,
Und hinter ihr röchelt Verzweiflung und Qual.

Wer nahet zum Troste, zur Hilfe den Beiden?
Sind's Engel? O, wären die Engel beschwingt!
Sie neigen sich, wo auf den Wiesen und Haiden
Ein Leben noch flackert — und Rettung gelingt.
Sie laben die Armen, sie pflegen sie mild —
So lieblichen Bild auf dem Schreckensgefild,
Wie mit dem unendlichen menschlichen Leiden
Unendlich das menschliche Mitleid ringt!

Den kämpfenden Helden wird Lorbeer gewunden,
Er schmücke den Sarg und den lebenden Mann,
Und durch die Jahrtausende hallen die Kunden,
Wer tapfer erlag und wer glorreich gewann!
Euch aber, ihr Frauen, ihr Helfer in Noth,
Bescheiden und still und getreu bis zum Tod:
Euch lohnet ein Wort, wenn die Kranken gesunden,
Ein Blick, wenn die Zunge nicht lallen mehr kann!

Wilhelm Fischer.

Deutsche Denksteine im Elsaß.

Weißenburg — Wörth — Hagenau — Straßburg.

Seitdem die Waffen deutscher Heere im Elsaß glänzen und daselbst bereits ruhmreiche Siege erfochten haben (und das unter Fürsten, der an die Spitze des gesammten Deutschlands zu treten berufen scheint: des echten Gemahls der Victoria), ist die Aufmerksamkeit aller deutschen Leser auf das schöne Grenzland Elsaß gelenkt, das, zu den Füßen des Wasgau, des „Riesen Vogesus" gelagert, in tausend Lebenszeichen, vor Allem an der Sprache der großen Mehrheit seiner Bewohner, noch heute die unvertilgbaren Spuren seiner Zusammengehörigkeit mit Deutschland trägt. Welcher Partei, welcher Glaubensform das deutsche Gemüth des einen oder des andern Betrachters auch angehören mag, wer auf den Namen eines Deutschen Werth legt, dessen Herz schlägt höher bei Erwähnung der Stätte, welche im Mittelalter bis tief in die Neuzeit hinein die höchsten Triumphe deutscher Art und Kunst, deutscher Mannes- und Strebenskraft geschaut hat!

Blicken wir hinüber nach Weißenburg an der Lauter, nach der ersten Siegerwahlstatt des preuß. Kronprinzen, da erinnern die gothischen Bogen der uralten St. Peter-Paulskirche (in ihrer jetzigen Gestalt aus dem 13. Jahrhundert) an die einstige gefürstete Reichsabtei Weißenburg, in deren Klostermauern der Benediktinermönch Otfried um 870 nach Christus die althochdeutsche Evangelienharmonie (genannt: „Der Christ") verfaßt hat. Weißenburg ist also durch Otfrieds Verdienst die Geburtsstätte der hochdeutschen Schriftsprache!

So singt der letzt lebende elsässische Dichter Friedrich Otte (mit seinem wahren Namen Georg Zetter, ein Mühlhausener) in dem ersten seiner „Elsässischen Denksteine", einem Sonettenkranze, von welchem man die schönsten Perlen in seiner Gedichtsammlung „Aus dem Elsaß" (St. Gallen 1862, Scheitlin und Zollikofer) vereinigt findet:

Der geistigen Befreiung unsrer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagtest du's, die deutsche Kunst zu pflegen,
Ein deutsches Lied zu singen den Germanen!
Sprich, hattest du wohl ein geheimes Ahnen,
Daß diese Sprache, allen überlegen,
Berufen sei, einst in ihr Gold zu prägen

Der Dichtkunst Höchstes und es anzubahnen?
Noch war die Sprache nur ein kindisch' Lallen,
Die jetzt, befreit von allen läst'gen Banden
Weithin erklingt, vollklönig und metallen.
Mich aber freut's, daß in Alsatiens Landen,
Daß in den Weißenburger Klosterhallen
Die Wiege deutscher Poesie gestanden.

In solchem Tone singt der kerndeutsche Otte-Zetter von Ofried, dem ersten deutschen Sänger Alsatiens. Und in Weißenburg selbst auch ist der deutsche Sinn nicht ausgestorben, was die pietätvolle Sorgfalt beweist, mit welcher der wackere Prof. Ohleyer, ein Schriftsteller in deutscher Sprache, den ehrwürdigen Denkmälern der Peter-Paulskirche seiner Vaterstadt Pflege und Herstellung angedeihen läßt.

Und weiterhin ins Elsaß hinein, wenn man südöstlich von Weißenburg über Sultz unterm Wald (d. h. unter dem Hagenauer Walde, der sich in meilenweiter Ausdehnung zwischen dem Fischbach-Flusse und der Moder hinzieht), einen Bogen beschreibt, begegnet man dem Städtchen Wörth oder Werde, wo der Kronprinz seinen zweiten größeren Sieg erfochten hat, ebenfalls einer für die Geschichte des Elsasses hochwichtigen Oertlichkeit. Denn wie die Habsburger von jeher mit der Landgrafenwürde des Oberelsaß bekleidet waren, hatte im Niederelsaß das von Wörth stammende Dynastengeschlecht die Landgrafschaft inne; um 1196 war das Werdische Haus von Kaiser Heinrich VI. mit dem niederelsässischen Oberrichteramte betraut worden. Daß aber das Haus Wörth schon 1336 abdankte, war die Ursache der immer wachsenden territorialen Zersplitterung der Provinz. Die Grafen von Oettingen, denen die von Wörth ihr Landgrafenamt übertrugen, wußten wegen der Entfernung ihrer Stammsitze mit der erkauften Würde nichts anzufangen; sie traten sie ihrerseits dem Fürstbischof von Straßburg ab, der ungeachtet seiner hohen Stellung im Niederelsaß doch nicht die Macht besaß, dem Reichsamte des Landgrafenthums Ansehen und Geltung wieder zu gewinnen. „Landgraf vom Elsaß," eigentlich zwar nur vom niedern Elsaß, nannten sich, zumal seit dem Aussterben des Hauses Wörth, die Straßburger Bischöfe bis auf den letzten, „ancien régime:" Louis René Edouard, Prinz von Rohan-Soubise, dessen Proteste gegen die Einziehung der Güter des Bisthums noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts „Fürst-Bischof von Straßburg, Landgraf vom Elsaß, Fürst und Stand des heiligen Römischen Reiches" gezeichnet waren. Die wirkliche Reichsstandschaft haftete in der Franzosenzeit freilich nur auf den rechtsrheinischen Besitzungen des Straßburger Bisthums.

Während das Landgrafenthum in den Händen der Straßburger Kirchenfürsten zum bloßen Titel und Wappenschmuck herabsank (ähnlich wie die Herzogswürde von Franken in den Händen der Bischöfe von Würzburg), kam Wörth mit seinen Dependenzen nach etlichen Wechselfällen an die Grafen von Hanau-Lichtenberg, nämlich an eine Linie der fränkischen Grafen von Hanau, welche die esf. Reichsgrafschaft Lichtenberg erworben und dergestalt den Namen Hanau von Main und Kinzig nach dem Elsaß verpflanzt hatten. Zu Buchsweiler am Vastberge, dem Hauptorte des reformirten Kultus im Niederelsaß, residirten noch unter den Bourbons deutsche Fürsten mit gedeihlicher Wirksamkeit; als 1736 die Grafen von Hanau ausgestorben, waren es die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welche bis 1790 unter Oberlehnshoheit der Krone Frankreich hier ein nicht ganz unbedeutendes, wenn schon zersplittertes Territorium am linken Rheinufer inne hatten. Man hieß es im Elsaß das „Hanauer Ländchen", und diesen Namen hat die Gegend noch heutigen Tages beim Volke. Die Wasenburg (eigentlich Wasgauburg), die beiden Windstein, Ruine Hohenfels, der Falkenstein, Schöneck, Wineck und Wittelschloß sind am Vogesen-Rande gethürmt worden und blicken noch in ihren Trümmern stolz auf die moderne Welt und auf die Dampfschlote der Eisenindustrie herab.

Um jener territorialen Zersplitterung der Provinz, die wir oben erwähnten, einigermaßen entgegen zu wirken, bestätigte Kaiser Karl IV. (der Luxemburger) 1354 den Bund der zehn vereinigten Reichsstädte des Elsasses unter einem in Hagenau eingesetzten kaiserl. Landvogte, der aber die Reichsunmittelbarkeit der einzelnen Glieder dieser „alsatischen Dekapolis" in Nichts beschränkte. Die pfälzischen Kurfürsten und dann das Erzhaus Oesterreich selbst waren nach einander mit der Landvogtei belehnt. Hagenau, dessen gewaltige Kämmereibesitzungen, zumal an Hochwald, der Stadt noch heute eine weit über ihren Umfang hinausragende, mit ihrer jetzigen Volkszahl von 12,000 Seelen in gar keinem Verhältniß stehende Bedeutung sichern, war lediglich der Sitz des Landvogteigerichts oder des „Kaiserlichen Landgerichts auf der Lauben". Es war wohl der Vorort des alsatischen Städtebundes, nicht aber dessen Hauptstadt, obgleich die langen Aufenthalte der Hohenstaufen in Hagenau und die Thürme des alten Staufenschlosses, von welchem jetzt nur

einige Unterbauten im Bett des Moder-Flusses übrig geblieben sind, das Ansehen der waldumkränzten Reichsveste seiner Zeit nicht wenig gefördert hatten.

Auch nicht alle freien Reichsstädte des Elsasses gehörten der Landvogtei Hagenau an. Um diese schaarten sich (außer dem Vororte) Weißenburg, Schlettstadt, Colmar, Ober-Ehnheim, Rosheim, Kaisersberg, Türkheim und Münster im Gregorienthal; dagegen hatte sich Straßburg, die mächtigste Freistadt des ganzen südlichen Deutschlands, stets ausgeschlossen, und Mühlhausen im Oberelsaß, das anfangs dem Bunde angehörte, hatte schon früher zur Schweiz hinübergeneigt und war 1515 definitiv (als „zugewandter Ort") zur Eidgenossenschaft übergetreten. Landau, nebst Selz und Hagenbach bald nach der Stiftung dem Bunde beigesellt, verblieb jedoch bei dem Bunde, und zum Glück seiner Selbständigkeit, indem Selz und Hagenbach mit der Bundesmitgliedschaft auch die Reichsstandschaft verloren. Bekanntlich hat der zweite Pariser Friede (1815) die elsässischen Städte Landau und Hagenbach mit dem Landstrich zwischen Queich und Lauter Deutschland zurückgegeben.

Das stolze Straßburg, das erst ein volles Menschenalter nach dem westphälischen Frieden, am 29. Sept. 1681, den Franzosen die Thore öffnete, steht mit goldenen Lettern in der Geschichte Deutschlands verzeichnet. Mit der Erinnerung an die „Deutsche Art und Kunst", welche der Münsterbau Erwin's von Steinbach, das erhabenste Denkmal der Gothik, dem staunenden Auge eines Goethe, eines Herder enthüllte, begann um 1770, nach Herders und Goethes Zusammentreffen in Straßburg, das Aufblühen der neudeutschen Klassifizität; in Straßburgs Mauern hat Goethe die Grundidee seines Faust entworfen; in Straßburgs Mauern war zwischen 1420 und 1440 von Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden worden, und wenn nicht diesem das ausschließliche Verdienst der Erfindung gebührt, so gehört es doch sicher neben ihm dem Elsässer Mentelin von Schlettstadt, der diese dem Lichte geweihte, „schwarze Kunst" von Deutschland aus durch seine Schüler über Frankreich und Italien verbreitet hat. In Straßburgs Mauern haben die ersten Geister der deutschen Nation gewirkt und geschaffen; hier hat Jakob Twinger von Königshofen mit seiner Straßburgischen Chronik die Grundlagen der deutschen Geschichtschreibung gelegt; von hier war Meister Gottfried, der Sänger des Tristan, also die höchste Blüthe mittelalterlicher Dichtkunst, ausgegangen; hier haben Johann Tauler im vierzehnten und Geiler von Kaisersberg im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche Kanzel-Beredtsamkeit begründet; hier schuf Rulman Merswin um 1349 das wunderbar gewaltige „Buch von den neun Felsen"; hier haben die Satyriker Sebastian Braut (Verfasser des Narrenschiffs), Thomas Murner, Johann Fischart, der deutsche Rabelais, gescherzt, gegeißelt und geeifert; hier umfaßten die Breiten des Lebens, die Eigenartigkeit und die Tiefe der deutschen Natur Hans Michael Moscherosch und Kaspar Greifenfohn von Hirschfeld, genannt Grimmelshausen, der Verfasser des Simplizissimus. Wo man den Blick hinwendet auf den bunten Feldern der Thätigkeit von deutscher Art und Kunst, überall wird man in der Geschichte des deutschen Geistes wie der deutschen That den Namen „Straßburg" und „Elsaß" begegnen. Die vornehmste der alten Reichsstädte Deutschlands, vor deren Thoren auch ein preußischer Freiheitskämpfer von 1813, der Vater des Schreibers dieser Zeilen, geboren war, hat auf den Römerzügen der Kaiser ihr großes Stadtbanner allen Freistädten des Reichs vorangetragen; ja, die Fahne von Straßburg hat den Kaisern oftmals zur Reichsfahne gedient; diese Stadt hat das Reich in den Zeiten seiner Schwäche und Erniedrigung sich entreißen lassen, der herbe Verlust war eine Frucht der deutschen Uneinigkeit: — möge die Eintracht aller deutschen Stämme das Symbol der Wiedergeburt des deutschen Geistes, der Auferstehung des Deutschthums auch auf dem gesegneten Boden des Elsasses, auch in den Mauern von Straßburg sein! (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannigfaltiges.

(Der Ulan.) Obschon alle größeren europäischen Staaten ihre Ulanen-Regimenter haben, und so auch namentlich Frankreich seine Lanciers, so ist doch den Franzosen unerklärlicher Weise der preußische Ulan weit mehr als ein einfacher Lanzen-Reiter. Er ist ihm, seit den Revolutionskriegen, eine Personifikation des preußischen Heeres, wie der Kosake die des russischen. Die kühnen Streifzüge unserer Reiterei, von welcher sich die Ulanen vielleicht zufällig am meisten hervorgethan haben mögen, sowie auch die schwarz-weißen Lanzenflaggen dem spähenden Auge der französischen Vedetten immer zunächst in's Auge fallen mußten, haben nothwendig jene Auffassung begründet.

Im gegenwärtigen Kriege lebt diese Anschauung wieder auf, um so mehr, als die Franzosen zuerst bei Saarbrücken wirklich auch Ulanen vor sich hatten, welche in der That, trotz ihrer winzigen Anzahl, mit einem Häuflein unserer braven Vierziger durch ihre kühnen Unternehmungen es vermocht haben, den Einfall der französischen Uebermacht bis zur Vollendung unserer Mobilmachung vom vaterländischen Gebiete abzuhalten.

Wie groß der Respekt der Franzosen vor unsern wackern Lanzen-Reitern ist, beweist folgender Artikel aus dem „Figaro," vom 25. v. M., welchem trotz ironischer Anflüge, doch offenbar der bitterste Ernst zu Grunde liegt.

Der „Hulan" gehörte bereits zum Gebiete der Sage; er ist aber wieder auferstanden. Unsere Väter haben den Ulan zu würdigen gehabt, damals machte ihm aber der Kosake seinen Ruhm streitig. Heute ist er der Mann des Tages. Er unterscheidet sich dadurch, daß er allenthalben ist.

Man sieht ihn überall, er erscheint, verschwindet, erscheint wieder, verbirgt sich, zeigt sich und jagt blitzschnell davon. Er ist der wahre Ueberraschungs-Soldat. Ein Baum, eine Terrain-Falte, ein Stein, ein Grasbüschel Alles genügt ihm, um zu verschwinden. Er ist ein reitender Clown auf dem Kriegstheater. Eine armsdicke Tanne genügt einem Dutzend Ulanen, um ihre Gegenwart zu verbergen. Mit dem besten Fernrohr untersucht man den Horizont, ohne eine sterbliche Seele zu erkennen; plötzlich bricht ein Wirbelwind hervor: es ist der Ulan, der vorbeijagt. Er rennt gerade aus, wohin ihn der Bügel trägt, unter dem Vorwande, die Landschaft auszukundschaften. Begegnet er einem Dorfe, so legt er ihm eine Kriegskontribution auf; begegnet er einer Stadt, so erobert er sie.

Tapfer, entschlossen, unerschrocken, übrigens nicht eigensinnig, fordert er 100,000 Rationen und nimmt sie, wenn man sie ihm gibt. Gibt man sie ihm nicht, so reitet er davon. Morgen, sagt er, komme er wieder in Begleitung von 3000 Mann; er kommt aber überhaupt nicht wieder. Indessen wird man in acht Tagen den Witz kennen, und selbst der Maire von Nancy wird sich nicht mehr damit fangen lassen.

Einverstanden! In einigen Tagen mögen die französischen Schreier erkennen, welche gewagten Reiterstückchen unsere Ulanen auszuführen im Stande sind. Dann sind wir aber vor Paris!

Das „Siecle" erzählt: Ein Ulan, ein einziger preußischer Ulan, sprengte in Vitry, eine befestigte Stadt, hinein, ritt wohlgemuth auf den Markt, rief dort: „Ich bin ein Preuße und erkläre diese Stadt für preußisch!" (?) Nach dieser summarischen Erklärung machte er Kehrt und während die verblüffte Bevölkerung ihm noch staunend nachsah, war er längst verschwunden.

(Ein eskamotirter Gefangener.) Man erzählt ein heiteres Geschichen aus einer Stadt des Regierungsbezirks Düsseldorf. Der Wirth der fraglichen Stadt, welcher sich durch Vertheilung von Cigarren ꝛc. bei einem daselbst haltenden Bahnzuge bei Verwundeten und Gefangenen liebenswürdig machte, wußte einen der Letzteren aus dem betreffenden Coupé zu locken, brachte ihn schnell in einem Omnibus und auf diese Manier glücklich nach seinem Hause. Unser spekulativer Wirth hatte nichts Eiligeres zu thun, als in seinem Lokal eine Estrade herzustellen, auf welcher der rothbehoste Franzmann Platz nehmen mußte. Diese eigenthümliche Industrie-Ausstellung lockte überaus viele Besucher an; das Lokal wurde überfüllt. Leider dauerte das Vergnügen nicht lange. Ob durch neidische Geschäftsgenossen oder wie sonst, die Behörde erhielt Kenntniß von der Sache und schritt ein. Zur Klarstellung des Hergangs sind bereits die Schaffner des betreffenden Zuges vernommen worden.

(Wie die Deutschen nach Paris kommen.) Die „Rigaische Zeitung" schreibt: Selbstverständlich nimmt der Einzelne auch hier in Riga für die eine oder die andere kriegführende Seite Partei, ohne gerade politische Erwägungen zur Grundlage seiner Hoffnungen oder Befürchtungen zu machen. Es kommen hierbei überraschende Sympathieen und Antipathieen zu Tage. Neulich war in einer besuchten Restauration unserer Stadt ein neues Telegramm affichirt, das den zweiten Sieg der Deutschen meldete. Ein Mann von französischen Sympathieen rief bei dessen Lesung aus: „Die preußische Regierung gibt falsche Berichte, sie lügt!" „Ja wohl," rief ein Anderer, „die verdammten Kerls lügen sich so durch bis Paris!"

(Soldatenchemie.) Offizier: „Warum wird zur Bereitung des Schießpulvers außer dem Salpeter und der Kohle auch noch Schwefel genommen?" — Gemeiner: „Damit's stinkt."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Freitag, 16. September **1870.**

Gefangene Herrscher von Frankreich.

Das Schauspiel der Gefangennehmung des Kaisers der Franzosen, wie gewaltig es auch die gesammte Mitwelt berühren und wie tief es auch das Nationalbewußtsein des französischen Volkes, abgesehen von dessen Mißstimmung gegen seinen gestürzten Monarchen, treffen mag, ist doch in der Geschichte kein neues oder unerhörtes, vielmehr hat es sich noch in der Geschichte keines Landes (man nehme höchstens das byzantinische Kaiserreich aus) so häufig schon wiederholt, wie in jener Frankreichs. Ohne bis auf das Herrschergeschlecht in dem alten großen Frankenreiche, auf die Merowinger, zurückzugehen, welch' Letztere eigentlich sämmtlich von ihren Hausmaiern nur in einer schmählichen, haftartigen Abhängigkeit gehalten worden sind, und ohne des vergeltenden Schicksals zu gedenken, das dem Karolinger Ludwig dem Frommen durch die eigenen Söhne bereitet worden ist, finden wir, daß die Geschichte des eigentlichen Frankreichs, seit dessen Gründung um die Mitte des neunten Jahrhunderts uns fast in einem jeden Jahrhundert bis ins neunzehnte mindestens Einen Herrscher nennt, welcher in die Gefangenschaft siegreicher Feinde oder aufständischer Vasallen gerathen ist.

Der erste französische Herrscher, den das Schicksal der Gefangennehmung und Absetzung durch die Großen des eigenen Reiches ereilte, war Karl der Dicke, der als König der Deutschen und Westfranken noch einmal das große karolingische Erbe vereinigt hatte. Die Eroberung von Paris durch die Normannen im Jahre 885, der schimpfliche Friede, den er 886 mit ihnen schließen mußte, brachte ihn um die Krone. Er wurde durch seinen früheren Freund und Günstling, den Bischof Lintward von Vercelli, gestürzt und auf die Insel Reichenau gebracht, wo er 888 starb. Noch ein zweiter Karolinger, Ludwig IV. Outremer (936 bis 954), der in seiner Jugend von seiner Mutter nach der Niederlage seines Vaters, Karls des Einfältigen, wider den Gegenkönig Robert I. bei Soissons „über's Meer" nach England geflüchtet worden war, mußte die Schmach der Gefangenschaft über sich ergehen lassen. Als er sich der Normandie durch Gefangennehmung des jungen Herzogs Richard I. bemächtigen wollte, erhoben sich die Normannen gegen ihn unter Führung des Dänenfürsten Harald, der ihn zu einer Zusammenkunft verlockte, gefangen nahm und an Herzog Hugo von Francien, den alten Gegner der Karolinger, auslieferte, dem Ludwig IV. für seine Freiheit die Grafschaft Laon abtreten mußte.

Für zwei französische Könige wurden die Kreuzzüge verhängnißvoll. Ludwig VII., der Jüngere, führte mit Kaiser Konrad III. den zweiten Kreuzzug unter sehr unglücklichen Verhältnissen, indem griechischer Verrath ihm nicht nur den größten Theil seines Heeres, sondern auf der Rückkehr 1149 auch die Freiheit kostete. Diesmal war es normännische Hilfe, nämlich die Flotte Roberts von Sizilien, die den König von Frankreich befreite. Noch schlimmer erging es gerade ein Jahrhundert später dem König Ludwig IX., dem Heiligen, der auf seinem Kreuzzuge nach Egypten 1250 bei Damiette sammt seinen zwei Brüdern und dem ganzen Heere vom Sultan Turan-Schah gefangen genommen wurde und nach einunddreißigtägiger Gefangenschaft Damiette herausgeben und 400,000 Livres für seine und der Seinen Freiheit zahlen mußte.

Johann II., der Gute, stand im Sept. 1356 den Engländern, welche unter dem „schwarzen Prinzen" in der Normandie eingefallen waren, mit einem sechsfach überlegenen Heere in der günstigsten Position gegenüber; den Engländern war der Rückzug abgeschnitten, der „schwarze

Prinz" bot einen siebenjährigen Waffenstillstand für freien Abzug an, Johann schlug aber jeden Vergleich ab und erzwang die Schlacht, in der das Heer des persönlich verhaßten Königs von Frankreich am 19. Sept. durch die verzweifelte Tapferkeit der Engländer vollständig geschlagen wurde und Johann selbst in Gefangenschaft gerieth. Er wurde von dem Sieger sehr ritterlich gehalten, und der Prinz von Wales leistete ihm als seinem Lehensherrn in der Bretagne, bei der Tafel neben seinem Sitze stehend, den Lehensdienst. In noch ritterlicherer Weise hat sich aber Johann der Gefangenschaft gefügt; erst 1360 sollte er seine Freiheit gegen die Abtretung von der Normandie, Anjou, Touraine, Maine, Calais und noch vieler anderer Territorien und gegen Zahlung von drei Millionen Goldgulden erlangen; da aber das schwer erschöpfte Frankreich diese Summe nicht aufzubringen vermochte, begab sich Johann, seinem Versprechen gemäß, nach London in die Gefangenschaft zurück, in der er am 8. April 1364 starb.

Als die Gemahlin Karls VI., Königin Isabella, für ihren kranken, geistesgestörten Gatten und für den minderjährigen Dauphin die Regentschaft führte und nach der unglücklichen Schlacht von Azincourt (25. Okt. 1415) dem wegen seiner Kriegstüchtigkeit, aber zugleich auch wegen seiner Grausamkeit gefürchteten Grafen v. Armagnac die oberste Gewalt übertrug, wandte er diese gegen die Königin selbst, die er, um von ihr in seinem Schreckensregiment nicht gestört zu werden, 1417 in Tours in ein sehr strenges Gewahrsam bringen ließ. Isabella mußte sich an ihren bisherigen Feind, den Herzog von Burgund, wenden, der mit seinem Heere und mit Hilfe des über Armagnacs Grausamkeit erbitterten Volkes die Königin durch die Eroberung von Tours befreite.

Von romantischem Nimbus ist bekanntlich die Geschichte der Gefangenschaft des ritterlichen Königs Franz I. umgeben, obgleich gerade dieser nichts weniger als ritterlich sein Loos und die Konsequenzen desselben zu ertragen wußte. Viel bewundert wurde die lakonische Botschaft, die er seiner Mutter gesendet hatte, als er am 25. Febr. 1525 bei der Karthause von Pavia von einem kaiserlichen Heere unter der Führung eines französischen Feldherrn, des Connetable von Bourbon, gefangen genommen worden war: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht" — obgleich die Phrase falsch und außer der französischen Waffenehre für Frankreich und dessen leichtsinnigen Monarchen eigentlich noch nichts verloren war. Nur durch kindischen Trotz verlängerte er seine Haft in Madrid und provozirte selbst die demüthigenden Bedingungen des Madrider Friedens, den er nur beschwor, um ihn — zu brechen. Nach seiner Freilassung an der französischen Grenze angelangt, gab er daselbst unter dem Ausrufe: „Nun bin ich wieder König von Frankreich!" seinem Pferde die Sporen und eilte nach Paris, um sich vom Papste des dem Kaiser Karl V. geleisteten Eides entbinden zu lassen und mit diesem die „heilige Liga" gegen Karl zu schließen.

Von hier ab haben wir — wenn wir nicht etwa Maria Stuart als die Gemahlin Franz' II. und Maria von Medici, die ihr eigener Sohn Ludwig XIII. zur Wahrung seiner königlichen Macht in Haft halten ließ, anführen wollen — durch dritthalb Jahrhunderte keine Gefangennehmung eines französischen Herrschers zu verzeichnen. Desto öfter dagegen in den letzten achtzig Jahren. Ludwig XIV. wurde am 13. Aug. 1792 als Gefangener seines Volkes in den Tempel geführt, um denselben nur als „Angeklagter Louis Capet" auf dem Wege vor das Gericht des Konvents und zur Guillotine zu verlassen. Hier im Gefängniß begann und endete auch das nominelle Königthum Ludwigs XVII., dessen Name von getreuen Royalisten ebenso in der Reihe der Könige verzeichnet wurde, wie später der Herzog von Reichstadt den Bonapartisten als Napoleon II. galt.

Vom Tode Ludwig's XVI. an schwebte das Damoklesschwert über allen späteren Herrschern Frankreichs und fiel auf alle, bis auf den Einen Ludwig XVIII., der schon 1789 dem Schicksale seines Bruders entflohen war, nieder. Schon Napoleons I. Aufenthalt in Elba war eine Haft, die ihm durch den Machtspruch der Sieger geboten worden war; nach der kurzen Herrlichkeit der Hundert Tage flüchtet er in Englands Schutz, um in dessen Gewahrsam als Gefangener der europäischen Mächte auf Helena sein Leben zu beschließen.

Karl X. entrann nach seinem Sturz durch die Juli-Revolution und nach dem Abfall der Truppen nur mit genauer Noth durch die Flucht von Rambouillet am 3. August 1830 der Gefangennehmung durch das ihm nachfolgende Volk von Paris. Nicht ganz acht Jahre später war Ludwig Philipp sein Nachfolger auch auf dem Wege der Flucht. Napoleon III. sieht sich nun zum Drittenmale in seinem Leben seiner persönlichen Freiheit beraubt. Im Oktober 1836 machte er in Straßburg den

ersten Versuch, den Thron des Julikönigthums zu stürzen und an das Glück der Napoleoniden in Frankreich zu appelliren; er wurde gefangen genommen. Die Großmuth Louis Philipps ordnete aber an, daß er nach Brest gebracht und dort nach Amerika eingeschifft werde. Im Oktober 1840, gerade als in Frankreich der von Thiers provozirte Ruf nach der Rheingrenze und nach dem Kriege gegen Deutschland erscholl, erschien Prinz Louis Napoleon zum Zweitenmale als Prätendent in Boulogne, um das Kaiserreich zu proklamiren, wanderte aber als Staatsgefangener nach der Festung Ham. Und heute, dreißig Jahre später, ist Kaiser Napoleon III., nach einer Herrschaft von zwanzig Jahren, seit dem 2. Sept. 1870 Kriegsgefangener des Königs Wilhelm I. von Preußen. (Bohemia.)

Preußische Kriegskosten-Berechnung.

Einen Vorschmack von den Summen, die Preußen von Frankreich als Kriegsentschädigung zu begehren gedenkt, mag die folgende Darlegung geben, welche Professor Dr. Holtzendorff in Berlin durch die „Spener'sche Zeitung" macht:

„Bleiben wir bis zum Ende des Krieges siegreich, wie bisher, so ist der volle Ersatz der Kriegskosten an Deutschland außer Frage. Von Wichtigkeit ist es, schon jetzt wenigstens die Hauptpunkte anzudeuten und eine passende Berechnungsweise der Kriegskosten vorzubereiten.

In alter Zeit hatten die Dynasten für die Kriegführung eine doppelte Buchung der Einnahmen; sie ließen sich die Kriegssteuern von ihren Unterthanen und die Kriegsentschädigung von dem unterliegenden Theile entrichten. Heute kommt es darauf an, daß das Volk für seine Verluste durch den unterliegenden Feind voll entschädigt werde.

Allerdings müssen wir davon ausgehen, daß selbst die reichlichste Entschädigung niemals allen Schaden zu ersetzen vermag, den uns der Krieg verursachte. Unersetzliche Güter sind in dem Leben unserer Brüder vernichtet; die Schmerzensgelder an unsere Verwundeten wären nicht zu berechnen, und unmöglich ist es, allen Einzelnen wieder zurückzuerstatten, was sie durch Arbeitslosigkeit und Störungen des Geschäftsbetriebes einbüßten.

Weil es unmöglich ist, den indirekten Schaden einzeln zu liquidiren, muß aber um so mehr ein Theil der Kriegsentschädigungsgelder als Kapital zur Hebung der Volksbildung und Volkswohlfahrt von vornherein bestimmt werden.

Im Uebrigen setzt sich unsere Forderung an die französische Nation aus folgenden Hauptposten zusammen:

I. Tilgung sämmtlicher deutscher Kriegsanlehen, soweit sie bereits emittirt sind. Die wirkliche Verausgabung der Summen ist dagegen von unserer Seite nicht nachzuweisen. Der nicht verausgabte Theil der Kriegsanlehen ist gleichfalls zu erstatten auf Grund jener allgemeinen materiellen ökonomischen Schädigungen, die während der Kriegszeit die Steuerkräfte des Staates lähmen und noch für längere Zeit in unserem Volksvermögen fühlbar bleiben müssen. Auch versteht sich von selbst, daß die beschädigten und verbrauchten Kriegsmaterialien aus den noch nicht verausgabten Kriegsanlehen ersetzt sein müssen, ehe sich ein Ueberschuß ergeben kann.

II. Entschädigung der hinterbliebenen Familien getödteter Krieger und sämmtlicher invalid gewordener deutscher Soldaten. Wir dürfen nicht wieder, wie 1866, die Besorgung der Invaliden von der Privatwohlthätigkeit ergänzen lassen, sondern müssen darauf bestehen, daß dieser Posten auf das Conto des unterliegenden Theiles falle. Am sichersten geschieht dies durch Zahlung eines Kapitals von französischer Seite, welches demnächst in Rentenverschreibungen an die Hinterbliebenen und Invaliden ausgegeben und von den deutschen Staaten für die durchschnittliche Lebensdauer der Berechtigten berechnet wird.

III. Ersatz für die auf der See weggenommenen Prisen und den durch die Wegnahme entstandenen Schaden.

IV. Ersatz für die während des Krieges begangenen Zuwiderhandlungen gegen das Völkerrecht. Dahin gehört: 1. die Beschießung offener, von uns gar nicht vertheidigter Städte (Saarbrücken, Kehl); 2. die Ausweisung deutscher Staatsangehöriger aus Frankreich durch die Regierung.

V. Die Entrichtung von Strafgeldern für die im Kriege von französischen Staatsangehörigen verübten Verbrechen, z. B. Mißhandlung und Unterstützung deutscher Staatsunterthanen auf französischem Gebiete oder die nachweisbar von französischen Truppen gegen verwundete Krieger begangenen Mordthaten. Solche Fälle dürfen mit dem allgemeinen Schadenersatz nicht vermischt werden. Daß solche Greuel als grobe Verbrechen zu einer besonderen Genugthuung in einem höherem Ersatz verpflichten, muß festgehalten werden. Die

französische Regierung muß die Verantwortlichkeit tragen, obgleich sie nicht, wie unter IV., den Auftrag dazu gegeben. Ihre Verschuldung liegt in ihrem Verhalten gegenüber den planmäßig aufreizenden Lügen ihrer Preßorgane.

VI. Die Kriegs-Kommunal-Lasten (ausnahmsweise Einquartierung, Unterstützung der hinterbliebenen Frauen eingezogener Landwehrmänner und Reservisten, Pferdegestellung).

Auch diese Kommunal-Lasten sind nach einem gewissen Durchschnitte leicht zu berechnen und vom Feinde zu ersetzen. Ob dabei die Leistungen der Einzelnen in jedem Falle zurückvergütet werden sollen, kommt nicht in Betracht. Jedenfalls müssen die Summen wiedererlangt und zu gemeinnützigen Zwecken durch Staat und Kommune verwendet werden.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß auch in irgend einer Form die Königsberger, dem Befreiungskampfe gegen Napoleon den Onkel entstammende Kriegsschuld aus demselben Gerechtigkeitsgefühle gemeinsam von Deutschland übernommen werden sollte, welches gegenwärtig sich gegen die Rheinpfalz und die deutschen Grenzdistrikte in so schöner Weise bethätigt hat.

Auf eine Ausrechnung der nach obiger Aufstellung erforderlichen Summen ist gegenwärtig umsomehr zu verzichten, als der Krieg noch im Gange befindlich und eine Uebersicht nicht möglich ist. Damit eine einmischungssüchtige Diplomatie durch die Höhe unserer Rechnungen nicht überrascht werde, scheint es aber ganz angemessen, wenigstens die Rechnungsposten festzustellen, die wir zur Geltung bringen müssen.

Eine Schlußbemerkung: Die Zahlung der Kriegsentschädigung in Gold setzt uns in den Stand, die deutsche Münzwährungsfrage zu lösen."

Mannigfaltiges.

Wilhelmshöhe. Die Wilhelmshöhe bei Kassel, der dermalige Aufenthaltsort des Kaisers Napoleon, ist von einem prächtigen Hochwaldpark mit den schönsten Wasserkünsten umgeben. Durch eine Lindenallee, an welcher viele nette Häuser sich befinden, gelangt man zu dem Schlosse, an dessen Seiten prachtvolle Blumenanlagen sind, welche vorzüglich dem Landgrafen Karl († 1730) und dem Kurfürsten Wilhelm († 1821) ihre Entstehung verdanken. In der Nähe des Marstalles führen durch den Wald bequeme, zum Theil aus Felsen gebildete Schlängelwege nach dem neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch, 50 Fuß breit; von da links hinein zum Tempel des Merkur, dann auf Waldwegen zum Riesenschloß oder Oktogon, auf dem höchsten Punkte der Anlagen, 1213 Fuß über der Fulda. Das Oktogon besteht aus drei mit großer Kühnheit über einander gestellten Tonnengewölben, von denen das oberste von 192 gekuppelten 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der eine herrliche Rundsicht gewährenden Plattform desselben ist eine 96 Fuß hohe Spitzsäule, von welcher die 31 Fuß hohe Nachbildung des farnesischen Herkules („der große Christoph") aus geschlagenem Kupfer herabschaut. In seiner Keule haben neun Personen Raum. In der Grotte vor dem Oktogon rechts ist ein Vexirwasser. Vom Oktogon ziehen sich die Kaskaden den Berg hinab. Ihre Länge beträgt 900 Fuß, ihre Breite 40 Fuß; von 150 Fuß zu 150 Fuß werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Auf schönen Waldwegen gelangt man rechts bergab, etwa auf halber Berghöhe, bei dem Steinhöfer'schen Wasserfall vorbei zur Löwenburg, einer 1793 vom Kurfürst Wilhelm I., der auch hier beigesetzt ist, erbauten Ritterburg mit allem Zubehör, Burgkapelle, Rüstkammer u. dgl. Unterhalb der Löwenburg ist die Fasanerie und nächst dieser das chinesische Dorf, welches aus Häuschen mit chinesischer Bauart besteht. Vor dem Schloß ist ein Teich mit der großen Fontaine, einem 12 Zoll starken, 190 Fuß hohen Wasserstrahl, dem höchsten in Europa, dem Wunder der Wilhemshöhe. Nicht fern von dieser liegt links die Teufelsbrücke, rechts der Aquädukt mit einem hohen prächtigen Wassersturz. Die Umgebungen eines andern großen Teiches, östlich vom Schlosse, sind besonders schön.

Würzburg. Unsere bayerischen Soldaten haben sich den Turkos gegenüber in gehörigen Respekt zu setzen gewußt und sich den Namen „blaue Teufel" erworben. Noch fürchterlicher aber sind den Turkos die Kaminfeger erschienen, denn als vor einigen Tagen ein solcher Schwarzer in voller Ausrüstung in das Zimmer der verwundeten Turkos kam, erhoben dieselben ein furchtbares Geschrei um Hilfe und Rettung vor dem Teufel, der gekommen sei, sie zu holen, und es kostete viele Mühe, sie von der harmlosen Absicht des schwarzen Gesellen zu überzeugen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Montag, 19. September **1870.**

Auf Wilhelmshöhe.

Der König zu dem Kaiser sprach:
„Auf Wilhelmshöhe sei Dein Sitz!"
Noch bebt die Welt der Botschaft nach,
Mit Donnerrollen auf den Blitz.
Doch dort, in jener Zauber-Au,
Voll Waldespracht und Blumenduft,
Anstatt in Mauern öd' und grau,
Soll athmen er Gefängnißluft?
Für all des Frevels Uebermuth
Ist's nicht des Edelsinns zu viel?
Für all das Sterben, all das Blut
Nun noch solch reizendes Exil? —
Und dennoch, wie ward's klug gewählt,
Da mit der Stärke sich vermählt
Die Großmuth auf dem Königsthron! —
Auf Wilhelmshöh' — Napoleon!

Wo einst des Kaisers Ohm gehaust
Zur Zeit der tiefsten deutschen Schmach;
Wo er nach Nächten, wild durchschmaust,
Sein: „morgen wieder lustig" sprach —
Wird er nun sitzen in der Hast,
Nur traurig morgen so wie heut,
Indeß des deutschen Schwertes Kraft
Zu ew'gem Ruhm sich stets erneut.
Wo jener Schattenkönig toll
Aus Herz jedwedem Taumel sauk,
Trinkt, innerer Verzweiflung voll,
Der Schattenkaiser Gallentrank.
O gönnt ihm dort die Waldespracht,
Die Herz und Aug' nur trüb ihm macht!
Sie rauscht ihm zu mit bitt'rem Hohn:
„Auf Wilhelmshöh' Napoleon!"

Vier Wochen erst und Jahre schon,
Unzählbar nach des Siegs Gewinn!
Auf Wilhelmshöh' Napoleon!
Welch' wunderbarer Doppelsinn! —
Da König Wilhelms Ruhmesstern
Auf seiner höchsten Höhe steht,
Hat er, gefangen, ihn als Herrn
Um milde Großmuth angefleht.
Der König sah durchs deutsche Reich
Und „Wilhelmshöhe!" rief sein Mund.
Aus aber thue sich zugleich
Ein zweiter Sinn des Namens kund!
Kein anderer Gefängnißort,
Demüthigend, wie jener dort! —
Auf Wilhelms Höhe — welch' ein Lohn! —
Erniedrigt sitzt Napoleon.

München, am 5. Sept. 1870. **Oskar v. Redwitz.**

Ein deutsches Symposion.

(Aus der Wiener „Presse".)

München, 6. Sept.

Es gibt gegenwärtig in Deutschland keine Tafelrunde, an der nicht der Triumph der deutschen Waffen gefeiert und Deutschlands Zukunft im Tone stolzester Zuversicht besprochen würde. Mit Fragen von ewiger Bedeutung beschäftigten sich die Symposia der Griechen, wenigstens nach dem Zeugnisse ihrer größten Denker; wer jetzt einem deutschen Trinkgelage beiwohnt, wird zwar die klassische Ruhe und Formfeinheit vermissen, auch minder vielleicht an den Urgrund der Dinge gemahnt werden, aber er wird, ohne sich dessen erwehren zu können, hineingezogen werden in die Besprechung der wichtigsten und brennendsten Tagesinteressen und sich von dem Flügelschlage einer Begeisterung angeweht fühlen, der antike Glätte und stoischer Gleichmuth weichen muß. Da herrscht nicht philiströse Kannegießerei — da waltet ob und macht jede Brust höher schlagen das Interesse einer Nation, die sich seit einem

halben Säkulum zum Erstenmale wieder einig, ganz und groß fühlt.

Man erzählt sich, ein Rechtsfreund habe seinen Klienten so glänzend vertheidigt, daß derselbe nach dem entscheidenden Plaidoyer ihm, dem Doktor, zu Füßen fiel und ausrief: „Ich hätte selbst nicht geglaubt, daß ich so unschuldig bin!" Eine ähnliche Ueberraschung erlebte und erlebt gegenwärtig das deutsche Volk an sich selbst. Als der Franzose den Krieg vom Zaune brach, erwachten allenthalben traurige Erinnerungen an die napoleonische Wirthschaft in Deutschland, zugleich aber auch das erhebende Andenken an den glorreichen Befreiungskrieg; allenthalben sah man insoweit klar, daß es unzweifelhaft erschien, des Erbfeindes Gelüste gehe nach dem deutschen Rhein und es sei Pflicht und Ehrensache der ganzen deutschen Nation, die Grenzen zu wahren; allenthalben im Süden Deutschlands überwog das nationale Gefühl alle anderen Rücksichten so sehr, daß man über 1866 und dessen Nachwehen hinwegging. Aber all' dies erklärt noch lange nicht den riesigen Aufschwung des deutschen Gemeingeistes, den freudigen Opfermuth des deutschen Volkes, der gegenwärtig die Verwunderung der Welt erregt. Begreiflich ist es, daß jeder neue siegreiche Waffentanz mit dem Feinde die patriotische Stimmung in Deutschland erhöhen mußte — aber selbst diese Zauberkraft des Erfolges löst noch nicht das lebendige Räthsel, welches wir derzeit vor Augen haben. „Es ist wie ein neuer, ungeahnter Geist über uns gekommen" —.gestand mir eine edle, patriotische Seele — „unbewußt und unwillkürlich übertraf der Eine das Beispiel des Andern, manch' Einer findet seine ehemaligen Zweifel und kleinlichen Bedenken geradezu unbegreiflich und schämt sich ihrer; das ganze deutsche Volk, es mußte freudigst erstaunen, als es gewahr wurde, welchen Nibelungenhort nationalen Gefühls und patriotischer That es so lange ungekannt und darum auch unfruchtbar in seinem Busen trug!"

Nun ist aber die Zeit schlummernder Gesinnung und Thatkraft für Deutschland vorüber. Deutschland ermißt nun die Tragweite seiner Kraft und ist sich des Zieles seiner Siege, seines Wollens bewußt. Höchstens die endgiltige Form, keineswegs mehr das Wesen des Anzustrebenden liegt im Dämmerscheine. „Die Errungenschaften unserer Siege dürfen uns nicht geschmälert werden und auf Grund geeinigter Kraft nach außen hin muß sich auch die innere Einheit und Wohlfahrt Deutschlands aufbauen!" Dahin spricht sich die vox populi in allen deutschen Gauen aus.

Die Errungenschaften liegen auf der Hand; bezüglich ihrer kann ein Zweifel, eine Meinungsverschiedenheit nicht mehr obwalten. Eine Heeresorganisation und Leitung, die zum Siege führt, gesicherte und erweiterte Grenzen, eine Machtstellung, die selbst dem stärksten auswärtigen Gegner, ja sogar einer Koalition neidischer Mächte imponiren muß und dauernden Frieden verbürgt, und mehr als Alles dies: der nachhaltige moralische Werth und Einfluß dessen, daß Deutschland endlich einmal sich wieder einig fühlte und zu einigem Handeln sich aufraffte — das ist ein Fazit, welches der deutschen Nation nicht mehr bestritten, nicht mehr verkümmert werden kann.

Was aber die einheitliche innere Neugestaltung Deutschlands anbelangt, die gibt noch viel zu denken und viel zu thun. In dieser Beziehung läßt sich vorerst nur ein Gemeinsames in allen deutschen Herzen konstatiren, und das ist der ernste Wille, sich nicht wieder wie nach dem Befreiungskriege die Früchte höchster nationaler Begeisterung und Leistung vorenthalten zu lassen. Deutschland, einig bereits in den Waffen und durch eine ununterbrochene Reihe von Triumphen, muß nun auch zu einheitlicher, staatlicher Gestaltung gelangen, das ist das Drängen der ganzen Nation. Aber im Punkte des Wie gehen die Ansichten, Strebungen und Vorstellungen noch vielfach auseinander. Der häusliche Parteikampf ruht, so lange es, den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, gilt; ist derselbe aber vollends zu Boden geworfen, dann gehen die heimischen Meinungsfehden von Neuem an, bis Deutschland politisch gestaltet ist, wie es der geeinigten Nation zusagt.

Ich nahm an einem deutschen Symposion Theil, das sich die Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes lebhaft zu Herzen nahm. Als deutschem Oesterreicher stand mir weniger ein Propositionsrecht als die Rolle eines diabulus Boteæ zu. Es machten sich vornehmlich drei Meinungsgruppen geltend.

Ein Annexirter vom Jahre 1866 fand die Lösung der großen Frage sehr einfach. Eintritt der Südstaaten in den Nordbund — und Deutschlands Einheit ist fertig! So lautete sein politisches Arcanum. Wo das Centrum der Macht, da ist auch der natürliche Sitz der Einheit. Hat sich Preußen nicht sattsam als Vor- und Präsidialmacht, als wachsames, rächendes Schwert Deutschlands erwiesen? Es weht in unseren Tagen kein siegreicheres Banner auf dem Kon-

tinent als Schwarz-weiß-roth; ich habe mich bereits an diese Farben gewöhnt, ohne daß es mich sonderlich viel Ueberwindung gekostet hätte. Doch nicht über Nacht preußisch zu werden, muthe ich den Südstaaten zu; es handelt sich nur um den Eintritt in den Nordbund, dem sie durch das gemeinsame Zollparlament ohnehin schon zur Hälfte angehören. Ich sage Ihnen, Schwarz-weiß-roth ist auch eine schöne Trikolore, die sich in Ehren bereits in verschiedenen Wässern hat sehen lassen dürfen, während Schwarz-roth-gold immer nur durch Träume und Utopien rauschte. Der Gewinn des Eintrittes in den Bund, der nothwendigen Unterordnung des Südens, ist, daß Deutschland einig wird, einig und stark verbleibt. Was die Südstaaten dabei einbüßen, ist der Schatten einer Souveränetät, die durch die jetzt so herrlich bewährten Schutz- und Trutzbündnisse schon zur Hälfte gebunden ist und immer mehr auf die Anlehnung an eine größere Macht, auf eine fremde Stütze angewiesen sein würde. Nachdem Oesterreich aus Deutschland hinausgedrängt, Frankreichs angemaßte Hegemonie vernichtet ist, was bleibt den Südstaaten, von ihrer nationalen Pflicht abgesehen, für ein anderer Anschluß übrig, als der an den bereits einheitlich organisirten deutschen Norden? Endlich, Deutschland muß sich sicher stellen; gegenwärtig haben die südlichen Brüder allerdings den besseren Theil erwählt, wer aber, wenn das lose nationale Band fortbesteht, bürgt für die Zukunft? —

Weiter konnte der Annexirte nicht kommen. Ein Bayer, in dem es sichtlich schon längere Zeit gekocht, fuhr dazwischen: Mein Herr, Sie insultiren den deutschen Süden, Sie verdächtigen seine nationale Gesinnung, Sie muthen ihm als Siegespreis, als Ersatz für sein heldenmüthig vergossenes Blut Knechtung zu! Was ist denn Ihr gefeierter Nordbund? Ein kärgliches Provisorium! Was ein echtes, vollkräftiges Parlament sein soll, ist getheilt zwischen Zoll- und Bundesparlament, so daß kein Theil genug hat, keiner die konstitutionelle Aufgabe erfüllen kann. Ihre Trikolore hat uns wahrlich nicht zum Ausrücken begeistert, ebenso wenig als das Muß der Allianzverträge. Uns wenigstens war es um die nationale Sache zu thun und wir wenigstens glauben noch an die Möglichkeit einer Verwirklichung unserer schwarz-roth-goldenen Träume. Ebenso ist unsere Souveränetät, unser autonomer Wille noch selbständig, noch stark genug gewesen, im ganzen Süden den Ausschlag zu geben und elektrisirend selbst auf den Norden zurückzuwirken. Und diesen spontanen Akt reinster Hingabe an das Vaterland will man uns damit lohnen, daß man uns für die Zukunft mißtraut und unsern Entschluß im vorhinein in Fesseln legt? Wie gesagt, was Bayerns heldenmüthige Söhne gegen Frankreich führte, war die nationale Sache, obgleich wir nicht verkannten, daß Napoleons Plan in erster Linie gegen Preußen gerichtet war. Preußen nennt uns seinen Bundesgenossen, wir lassen uns dies gefallen, obwohl wir uns mehr Ehre daraus machen, zu Deutschlands Rächern, zur unbezwinglichen Wacht am Rhein gezählt zu werden. Ich frage aber, wie kann es Preußen beikommen, uns, seinen Bundesgenossen, damit lohnen zu wollen, daß es uns „den Schatten" unserer Souveränetät nimmt und uns in ein Abhängigkeitsverhältniß nöthigt, welches wir nimmermehr als die mustergiltige Verfassung anzusehen vermögen? Das hieße uns ja wie Besiegte, nicht wie Mitsieger, behandeln. In Summa, wir sind zu allen Opfern für ein einiges, großes, freies Deutschland bereit, aber keineswegs zur Abdizirung lediglich zu Gunsten einer deutschen Macht, eines Theils Deutschlands, und sei derselbe auch der stärkste und bestverdiente.

Sprecher der dritten Gruppe war ein Rheinländer. Er sprach mit großer Ruhe und der Gehalt seiner Worte machte sichtlichen Eindruck. Wir — so hob er an — die Hüter der alten Reichsinsignien, denken begreiflicherweise häufiger und wärmer an die Möglichkeit einer Wiederherstellung des Kaiserreichs. Soll das zweite Interregnum kein Ende nehmen? fragen wir uns. Es hat nun schon länger gedauert, als die erste kaiserlose, die „schreckliche" Zeit. Die Süddeutschen sind zu allen Opfern bereit für ein einiges, großes Deutschland — der deutsche Norden rückt mit Recht das Verdienst Preußens, die preußische Führung in den Vordergrund. Eine bedeutsame Losung aber geht durch ganz Deutschland und diese lautet: Preußen soll in Deutschland, nicht umgekehrt Deutschland in Preußen aufgehen. Sind dies unvereinbare Begehren, unversöhnliche Gegensätze? Ich glaube nicht. Denken wir uns einen neugewählten Träger der Krone Karl des Großen, so muß sich demselben Preußen als Preußen so gut unterordnen, als jeder andere deutsche Staat; es wird für keinen Theil ein anderes größeres, ein demüthigendes Maß der Unterwerfung gefordert. Preußens Macht und Verdienst wird, wie billig, bei der nächsten Kaiserwahl hinsichtlich der Person des Reichsoberhauptes den Ausschlag geben, aber gleichwohl wird nicht

Digitized by Google

gesagt werden können, daß es Preußen sei, das sich ganz Deutschland einverleibt oder abhängig gemacht habe. Preußen würde die Hausmacht des nächsten und vielleicht auch einer größeren Reihe deutscher Kaiser bilden, und mit je mehr Macht, mit je größerer Prärogative das Reichsoberhaupt bekleidet würde, desto weniger könnte von einem spezifisch preußischen Systeme die Rede sein. Einem machtlosen Kaiserthum, das, wenn nicht mit einer überwiegenden Hausmacht ausgestattet, lediglich ein Spielball der übermüthigen Kur- und Reichsfürsten wäre, rede ich nicht das Wort. —

Sie wollen doch auch nicht die goldene Bulle, so wie sie ist, zu neuem Leben erweckt sehen? —

Ein kräftiges deutsches Parlament müßte doch auch etwas dreinzureden haben. —

Allerdings, meine Herren! Ich schmeichle mir durchaus nicht, die neue Reichskonstitution bereits fix und fertig in der Tasche oder im Kopfe zu haben. Ich wollte nur einen Gedanken anrathen, in welchem die von Ihnen stark accentuirten Gegensätze ihre Ausgleichung und Versöhnung finden könnten. In der deutschen Kaiserkrone sehe ich Deutschlands Einheit, Macht und Größe gewährleistet, sowie den Widerstreit zwischen Norden und Süden ausgeglichen.

Ich hatte dem letzten Sprecher schweigsam zugehört und entfernte mich unbemerkt. Ich gedachte der langen Jahrhunderte, welche hindurch Oesterreich der Träger der deutschen Kaiserkrone gewesen — daß es in Zukunft anders sein sollte, that meinem österreichischen Herzen weh.

H. Grasberger.

Mannigfaltiges.

(Jede Kugel trifft ja nicht!) Wie sehr wahr dieser Vers des Volkskindes sei, und um so viele Bräute, Schwestern und Mütter zu trösten, die bei der jetzigen Weltlage für das Leben der Lieben zittern, setzen wir eine Stelle aus der Berechnung eines englischen Statistikers hierher: Der Marschall von Sachsen sagte, daß, um einen Mann in der Schlacht zu tödten, es eines Gewichtes an Blei bedürfe, das dem Gewichte des Mannes gleichkomme. Nach einer französischen medizinischen Zeitschrift wurde diese Angabe durch die Schlacht bei Solferino bestätigt, wo die Oesterreicher, welche 8,400,000 Gewehrschüsse abfeuerten, nicht mehr als 2000 Franzosen und Piemontesen tödteten und 10,000 verwundeten. Es kam also ein getroffener Soldat auf 700 Schüsse und ein Todter auf 4200 Schüsse. Da nun eine Kugel wenigstens eine Unze (30 Gramm) schwer ist, muß man annehmen, daß durchschnittlich 272 Pfund Blei nothwendig sind, um einen Mann zu tödten.

(Fürst Blücher und die gelehrten Kriegsgefangenen.) Vor dem Einmarsche der alliirten Truppen in Paris, 1815, war das Hauptquartier des Fürsten Blücher nach St. Cloud verlegt, und das eigentliche Hauptquartier hatte das prachtvolle und geräumige kaiserliche Lustschloß in Besitz genommen, während die Truppen die Stadt im eigentlichsten Sinne überfüllten, so daß außer den Lieferungspassionen selbst für Geld kaum etwas zu essen zu bekommen war.

In der kaiserlichen Bibliothek, welche die besondere Aufmerksamkeit der Offiziere des Generalstabs erweckte, fanden dieselben mehrere sehr kostbare und zum Theil höchst seltene Werke, die sie sich zuzueignen wünschten, ohne dies jedoch zu wagen. Einer von ihnen aber faßte sich ein Herz und theilte dem Fürsten seinen und seiner Kameraden Wunsch mit.

„Bücher?" sagte Blücher auf seine gewohnte derbe Weise; „sie stehen in Reihe und Glied und sind also Kriegsgefangene."

Der Wink ging nicht verloren und viele Kriegsgefangene wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt, ohne daß jemals an ihre Auswechslung oder Freigebung gedacht worden ist.

(Das neueste Triumvirat.) Bei der Ankunft eines großen Mehltransportes in der Getreidehalle zu Paris haranguirte ein Straßenredner das Publikum in folgender Weise: „Ja, meine Herren, nur Vertrauen! Die Preußen werden Nichts von allem dem hier essen! Und wem verdanken wir dies? Dem edlen Triumvirat Palikao, Mac Mahon, Trochu und Bazaine." — Einer der Umstehenden unterbrach hier mit der spöttischen Bemerkung, daß ein Triumvirat gewöhnlich nur aus drei Personen bestehe. Unser Redner aber entgegnete verächtlich: „Ich bedauere die Leute, welche in so feierlichen Momenten sich mit Zählen beschäftigen."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Mittwoch, 21. September **1870.**

Die Schlacht bei Sedan.

Hauptquartier des Oberkommando's der III. Armee. Donchery, 2. Sept. 1870. Durch die Gefechte des 30. Aug. war die Katastrophe der französischen Nordarmee vorbereitet worden. Aus Mouzon hatte sich der Feind noch am Abend des 30. nach scharfer Kanonade gegen das 4. preußische Korps und Theile der bayerischen Korps zurückziehen müssen. Die größere Masse der deutschen Armee stand am 3. noch auf dem linken Ufer der Maas, doch hatte die Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen den Fluß bereits überschritten und war über Mouzon hinaus in der Richtung auf Carignon und Sedan im Vorgehen. Von den Truppentheilen der III. Armee marschirte am 31. Aug. das 1. bayerische Korps über Raucourt auf Remilly, das 11. preußische Korps von den gestern eingenommenen Positionen bei Stonne und Chemery und Cheveuge, mit der Aufgabe, am linken Maasufer Halt zu machen und sich angesichts von Donchery, einer kleinen Stadt am andern Ufer, zu lagern; das 5. preußische Armeekorps folgte dem 11., das 2. bayerische dem 1.; die Württemberger rückten über Vendresse und Boutencourt ebenfalls an die Maas. Die Marschlinien der III. Armee konvergirten auf diese Weise gegen die Festung Sedan, in deren Mauern und in deren Umgebungen die französische Nordarmee sich konzentrirt hatte. Die Aufgabe war, den Feind in diesen Stellungen einzuschließen und ihn entweder zur Uebergabe seiner Armee oder zur Flucht über die belgische Grenze zu zwingen. Da die letztere Eventualität für nicht unmöglich gehalten wurde, war in der Tagesordre vom 3. ausdrücklich gesagt, daß die deutschen Truppen den französischen Korps unverzüglich zu folgen hätten, falls diese nicht, dort angekommen, sogleich entwaffnet würden.

Der 31. ging ohne ein bedeutenderes Rencontre vorüber. Nur bei Remilly stieß das 1. bayerische Korps auf den Feind, vertrieb ihn aber nach längerem Geschützfeuer im Laufe des Vormittags und näherte sich der Maas. Diesen Theil der Operationen, der den wichtigsten Vorgang des 31. Aug. bildete, beobachtete der Kronprinz mit dem Stabe und dem Offizierkorps des Hauptquartiers von einer Anhöhe unmittelbar hinter der Kirche des Dorfes Stonne. Morgens 9 Uhr war Se. kgl. Hoheit vom Lager in Pierremont hier eingetroffen. Der Observationspunkt gewährte einen halb offenen Einblick in das Thal von Remilly. Zunächst senkt das hügelige Terrain, auf dem Stonne gelegen ist, sich abwärts in einen Wiesengrund, weiter vorwärts geht die Ebene in ein langgestrecktes Gehölz über, in dessen äußerem Saum die Straße nach Remilly in tiefer Schlucht sich hinzieht. Nachdem das Gefecht bei Remilly entschieden, begab sich der Kronprinz nach Chemery, wo das Nachtquartier bestimmt war. Das 11. Korps und die Württemberger hatten die ihnen für diesen Tag aufgetragenen Befehle ohne Schwierigkeit ausführen können. Das 5. Korps, das seinen Weg nach Chemery nahm und hier vor dem Oberbefehlshaber vorbei defilirte, war bis zum späten Abend im Nachrücken. Auf diese Weise hatte man die taktischen Maßregeln so getroffen, daß in der Nacht zum 1. Sept. die Truppen der deutschen Armee bereit standen, um ihre Brücken über die Maas zu schlagen und zum Angriff gegen die Franzosen vorzugehen. Da auf dem linken Ufer die Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen sich so rangirt hatte, daß von ihr der erste Offensivstoß gegen Sedan geführt werden konnte, und da diejenigen Theile dieser Armee, die noch auf dem

linken Ufer standen, namentlich das Gardekorps, sich fertig hielten, um den Uebergang zu bewerkstelligen, so konnte die schlachtmäßige Aufstellung der Truppen am Abend des 31. Aug. als vollendet angesehen werden.

Es war anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. Sept. zu führen, weil es wünschenswerth schien, den Truppen der sächsischen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märsche vom 30. und 31. Aug. einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längeren Unterredung jedoch, die Se. Maj. der König, als Allerhöchstderselbe am Nachmittag des 31. Aug. zwischen 5 und 6 Uhr, auf dem Wege nach Vendresse, durch Chemery passirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung des Generals v. Moltke und des Generallieutenants v. Blumenthal abhielt, wurde beschlossen, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei. In der Nacht auf den 1. Sept., gegen 1 Uhr, erreichten den Kronprinzen von Sachsen die nöthigen Ordres zum Vorrücken. Um 5 Uhr Morgens sollte das Feuer eröffnet werden.

Unsere Schlachtlinie war in folgender Weise formirt: Den rechten Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachsen. Das 12. Korps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Korps, dann das Gardekorps, endlich die 4. Kavalleriedivision mit dem Rücken nach Remilly. Soweit diese Truppentheile die Maas noch zu überschreiten hatten, wählten sie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran schloß sich linker Hand das 1. bayerische Korps, vom zweiten gefolgt; es schlug seine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußische Korps hatte während der Nacht seine Pontons 1000 Schritte unterhalb Donchery aufgefahren und zog von hier aus über die Maas, in nächster Entfernung von ihm, auf einer zweiten Brücke, das 5. Korps; noch weiter links bei dem Dorfe Dom-le-Mesnil die Württemberger. Das 6. Korps stand zwischen Attigny und Le Chene in Reserve. Diesen Truppen gegenüber standen von französischen Streitkräften: die Korps Mac Mahon, Failly, Canrobert, die Reste der ehemals Douay'schen Armee und das erst neuerdings gebildete 12. Korps. Mittelpunkt ihrer Aufstellung war die Festung Sedan; ihre Flanken erstreckten sich von Givonne auf der Linken, an den Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Festung liegen, entlang bis gegen Mezieres, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz verließ Chemery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf der Straße, die nach Donchery führt, unmittelbar vor dem Dorfe Cheveuge, standen die Pferde bereit. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Donchery gegen das Maasthal vorspringt, in der Nähe eines kleinen Lustschlosses, Chateau Donchery, das auf der Waldhöhe weithin sichtbar ist, nahm das Oberkommando seine Aufstellung. Man übersah von hier aus nicht nur die ganze Schlachtordnung der deutschen Armee, sondern konnte auch die Entwickelung des Kampfes nach allen Richtungen verfolgen.

Sedan liegt an einem der schönsten Punkte des Maasthales zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald bekrönten Höhenzügen. Von den Anhöhen rechts führen schmale Wiesenflächen zur Maas herab. Auf dem linken Ufer liegt im Grunde, links von Sedan, die Stadt Donchery mit ihren grauen Ziegeldächern, dahinter und zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene aus, in der Mitte aber hebt sich das Terrain zu theils bewaldeten, theils lehmigen Hügeln und wird am Horizont von der mächtigen, halbkreisförmigen Bergkette der Ardennen begrenzt. In der Mitte des Grundes, zwischen Donchery und Sedan, sieht man mehrere Weiler, in Gebüsch und Waldung halb versteckt. Rechts wendet sich die Maas in doppelter Krümmung, eine Landzunge umschließend, in die Ebene und durchschneidet die niedrige Hügelkette in der Mitte. In dieser Bucht liegt das Dorf Iges, hinter dem Bergzug Mont d'Iges, links im Wiesengrund das Dorf Villette, rechts Glaize. Zwischen Iges und Sedan liegt auf dem linken Ufer Floing, weiter rechts Givonne. Die Hauptstraße zwischen Donchery und Sedan beginnt bei einer Brücke, die über die Maas in die erstere Stadt führt bis zur Festung auf dem rechten Ufer bleibt und, auf dem halben Wege nach Sedan, das Dorf Frenoy berührt, Bazeilles, gegen das die Bayern bei ihrem Uebergang zuerst stoßen sollten, liegt rechts südwestlich von der Festung, Donzy, wo das Gardekorps übersetzte, auf der äußersten Rechten.

(Schluß folgt.)

Kapitulationen der neueren Geschichte.

Die Sedaner Kapitulation vom 2. d. M. ist insoweit ein allein stehendes Ereigniß, als seit König Franz I. von Frankreich noch niemals ein Monarch direkt auf dem Schlachtfelde gefangen

genommen wurde. Dagegen sind rein militärische Katastrophen dieser Art in den letzten beiden Jahrhunderten mehrfach vorgekommen. Wir glauben die hauptsächlichsten Data dieser Art unsern Lesern um so mehr vorführen zu sollen, als dieselben dadurch am leichtesten in den Stand gesetzt werden, die Bedeutung des letzten dieser Vorgänge abzumessen. Die hauptsächlichsten dieser Katastrophen sind:

I. Kapitulation bei Narwa 1700. Ein russisches Heer von 60,000 Mann ergibt sich Karl XII. von Schweden.

II. Kapitulation von Pultawa 1709. Am Tage nach der Schlacht bei Pultawa ergibt sich der Rest des schwedischen Heeres an Peter den Großen von Rußland.

III. Kapitulation von Tönning in Schleswig 1713. Eine schwedische Armee unter dem General Steenbock ergibt sich dem vereinigten russisch-dänischen Heere.

IV. Kapitulation von Pirna 1756. Das eingeschlossene sächsische Heer ergibt sich Friedrich dem Großen von Preußen.

V. Kapitulation von Maxen 1760. Eine preußische Heeresabtheilung von 10,000 Mann unter dem General v. Fink ergibt sich den Oesterreichern. Die Reiterei schlägt sich durch.

VI. Kapitulation von Yorktown 1781. Ein englisches Heer von 8000 Mann unter Lord Cornwallis streckt vor den Nordamerikanern unter General Washington die Waffen.

VII. Kapitulation von Ulm 1805. Der österreichische Feldzeugmeister Mack ergibt sich mit 32,000 Mann an Napoleon I. Die Reiterei schlägt sich durch.

VIII. Kapitulation von Prenzlau 1806. Der preußische General Fürst Hohenlohe streckt mit einer Heeresabtheilung von 24,000 Mann die Waffen vor den französischen Marschällen Berthier und Murat.

IX. Kapitulation von Ratkau bei Lübeck 1806. Der preußische General Blücher ergibt sich mit 12,000 Mann dem französischen Marschall Bernadotte.

X. Kapitulation von Baylen 1808. Der französische General Dupon ergibt sich mit 10,000 Mann dem englisch-spanischen Heere unter Lord Wellington.

XI. Kapitulation von Kulm 1813. Der französische Marschall Vandamme ergibt sich mit 15,000 Mann dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen. Die Reiterei schlägt sich durch.

XII. Kapitulation von Vilagos 1849. Die ungarische Armee unter General Görgey kapitulirt 23,000 Mann stark an die Russen.

XIII. Kapitulation in Südkarolina 1865. Die konföderirten Generale Johnstone und Beauregard ergeben sich mit 30,000 Mann an den Unionsgeneral Sherman.

XIV. Kapitulation von Langensalza 1866. Die hannover'sche Armee kapitulirt 16,000 Mann stark an die Preußen unter General Vogel von Falkenstein.

XV. Kapitulation von Sedan. Die französische Reserve-Armee unter Marschall Mac Mahon ergibt sich 80,000 Mann stark an die verbündeten deutschen Truppen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen. Kaiser Napoleon III. wird kriegsgefangen.

Wie man sieht, die Zahl derartiger Katastrophen ist in der neueren Geschichte keine geringe. Von unmittelbarer Bedeutung sind indeß die wenigsten gewesen, für den nordischen und siebenjährigen Krieg waren die russischen, schwedischen, sächsischen und preußischen Kapitulationen ohne alle Entscheidung, die Kriege haben nach diesen noch lange fortgedauert. Dasselbe gilt von den fünf Kapitulationen der napoleonischen Kriegsgeschichte, die den eigentlichen Entscheidungskämpfen sämmtlich voraufgingen, und von derjenigen von Langensalza, deren formelle Konsequenz, die Vernichtung des Königreiches Hannover als selbständige Macht, erst vier Tage später auf dem Felde von Sadowa entschieden wurde. Direkte politische Tragweite haben nur die Kapitulationen von Yorktown, Vilagos und in Südkarolina gehabt, aber diese alle beendigten Bürgerkriege oder Rebellionen und waren nur die Folgen voraufgegangener militärischer Entscheidungen. Als kriegerisches Ereigniß steht die Kapitulation von Sedan in der ganzen Kriegsgeschichte allein da durch die numerische Anzahl der kriegsgefangenen Heeresmacht, und politisch ist sie einzig wegen der Gefangennahme des kriegführenden Souveräns.

Mannigfaltiges.

(Von der deutschen Nordpolexpedition.) Von Dr. Gustav Laube, Mitglied der deutschen Nordpolexpedition, welcher an derselben auf dem Schiffe „Hansa" theilnahm, erhielt die „N. Fr. Pr." ein Schreiben, das „Nordsee, an Bord der „Constance", 27. Aug.," datirt ist und welchem

wir Nachfolgendes entnehmen: . . . „Die wenigen Zeilen, die ich im Augenblicke Ihnen zu schreiben im Stande bin, können die lange Leidensgeschichte, welche wir durchzuleben hatten, Ihnen kaum andeuten. Wir hatten uns vor einem Jahre, Anfangs September, bis unter die Küste von Ostgrönland durchgearbeitet, aber das schwere Packeis war nicht zu bewältigen, wir froren ein und kamen nicht mehr frei. An der Liverpool-Küste auf 71° glaubten wir noch einmal freizukommen und hier einen Hafen für die Ueberwinterung zu finden, doch es kam anders; schwere Schneestürme brachen los, und den 19. Okt. ward unsere „Hansa" zwischen Land und Packeis zerdrückt. Einigen glücklichen Umständen danken wir es, daß wir Proviant und Brennmaterial ꝛc. auf das Eis retten konnten, wo wir uns bereits zur Vorsorge ein kleines Haus aus Kohlenziegeln erbaut hatten. An das Land zu kommen, war unmöglich. Wie hätten wir von der beständig treibenden Scholle Boote, Proviant ꝛc. an das Land bringen wollen, jetzt, im Beginne des arktischen Winters? So erlebten wir die eigenthümlichste, aber auch schrecklichste arktische Ueberwinterung auf einer treibenden Eisscholle! Es ist kaum glaublich und doch wahr: Zweihundert Tage hielten wir uns auf diesem gebrechlichen Fahrzeuge und trieben wohl dreihundert deutsche Meilen damit Süd. Welche Schrecken diese Zeitperiode für uns in sich faßte, das läßt sich kaum beschreiben. Erst den 7. Mai d. J. fanden wir eine Gelegenheit, aus dem schrecklichsten Kerker zu entfliehen, aber auch diesmal gelang es noch nicht mit Einem Male, trotzdem wir dicht dahinter waren, das Land zu erreichen. Erst nach unsäglicher Mühe, nach dem Aufgebot unserer letzten Kräfte, hatten wir den 4. Juni das Land, resp. eine Insel erreicht, wohin wir die Boote über das brüchige, klüftige Eis schleppen mußten. Ein Südweststurm kam uns nun zu Hilfe, er setzte das Eis von der Küste ab, und es war uns möglich, in raschen Zügen die Südspitze von Grönland zu erreichen und die Straße hinter den Inseln von Kap Farewell zu finden, so daß wir schon den 13. Juni wohlbehalten bei den deutschen Missionären in Friedrichsthal eintrafen. Nun konnten wir uns für gerettet halten, und unsere lieben Landsleute boten Alles auf, uns alle ausgestandenen Mühsale vergessen zu machen. Da zur selben Zeit das kgl. dänische Kolonieschiff „Constance" in Julianehaab eintraf, eilten wir, diese Kolonie zu erreichen, und kamen hier glücklich den 22. Juni an Bord. So ist es gegangen. Was aus der „Germania" geworden ist, wissen wir bis heute noch nicht, da wir sie gleich den ersten Tag im Eise aus Sicht verloren und seitdem nie wieder gesehen haben.

(Ein Spiel der Geschichte.) War Deutschland von jeher uneinig, so kam diese Uneinigkeit doch erst seit 1618, dem Anfange des 30jährigen Krieges, den Franzosen zu statten, welche am Ende dieses Krieges das Elsaß erhielten. Es war 1681, als die Franzosen sich verrätherischer Weise Straßburgs bemächtigten, also 63 Jahre nach Beginn des verderblichen Religionskrieges. 63 Jahre nach diesem Friedensbruche, 1744, sehen wir Frankreich mit Preußen vereint im Kriege gegen Oesterreich. Wiederum 63 Jahre später unterlag Preußen den Streichen Napoleon's I. im Jahre 1807. Zählt man nun nochmals 63 Jahre hinzu, so kommt das Jahr 1870 heraus. Die Folgen desselben können leider nicht insgesammt vorausgesehen werden. Zählt man nun aber die Ziffern der sogenannten Jahreszahlen zusammen, so kommt jedes Mal die Zahl 16 heraus. Ebenso bei dem Regierungsantritte König Wilhelms 1861 und dem Staatsstreiche Louis Napoleon's von 1852, den beiden kriegführenden Herrschern von 1870.

Frau von Staël, deren schöne Tochter und Talleyrand machten zusammen eines Tages eine Vergnügungspartie zu Wasser. — „Wenn wir hier scheitern sollten," fragte die neckische Frau von Staël den Fürsten, — „wen von uns Beiden würden Sie zuerst zu retten versuchen, mich oder meine Tochter?" — „Madame," entgegnete Talleyrand, „bei Ihren vielen Talenten würde es eine Beleidigung sein, anzunehmen, daß Sie nicht auch schwimmen könnten: ich würde es demnach für meine Pflicht halten, die Baronesse zuerst zu retten."

(Für Schlachtenmaler.) Ein gutes Genrebild gibt ein kraftvoller bayerischer Küraſſier, der, in Hemdärmeln nach der Erstürmung des Gaisbergs mitten unter den Leichen erschlagener Turkos stehend, das geflügelte Wort verkündete: „Dös alloan freut mi, daß ma heut hob'n kecklich ranff'n dürf'n, ohne vor's Schwurg'richt z' kimma!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Freitag, 23. September 1870.

Deutschland, stehe fest!

Stehe fest, o Vaterland!
Deutsches Herz und deutsche Hand
Halte fest am Rechten!
Wo die alte Freiheit gilt,
Sei dir selber Hort und Schild,
Freiheit zu erfechten.

Bleibe treu, o Vaterland
Fern vom wälschen Flittertand
Treu den alten Sitten!
Bleibe einfach, ernst und gut,
Nimmer tritt in Wankelmuth
Franzen nach und Britten!

Bleibe wach, o Vaterland!
Wenn der Geist zum Geist sich fand,
Bring' ihn zum Gedeihen.
Wo aus ernster, tiefer Brust
Weisheit strömt und Sangeslust,
Führe du den Reihen!

Werde stark, o Vaterland!
Eigner Satzung freies Band
Halte dich zusammen;
Daß, droht dir der Feinde Schwert,
Jeder wie um eignen Herd
Brennt in Zornesflammen!

Karl Goettling, 1813.

Die Schlacht bei Sedan.

(Schluß.)

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erst gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch; es wurde ein schwüler drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte sich bald nach 5 Uhr in Bewegung gesetzt. Um halb 7 Uhr ertönte auf der Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutschen Truppen vorstieß, anhaltendes Geschützfeuer. Man hatte den Feind in seiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen stand er hier in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte sich der linke Flügel zur Umgehung der französischen Linien rangirt. Das 11. Korps zog sich an den Höhen inmitten der Ebene entlang, das 5. Korps nahm die Wendung, um von den Hochbergen her, die das Thal abschließen, dem Feinde in den Rücken zu fallen. Der Schlachtplan basirte darauf, daß diese Korps sich schließlich mit denen des rechten Flügels (Bayern, Sachsen, 4. Korps) zur völligen Umschließung der Franzosen die Hand reichen sollten, so daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeschoben war. Die Württemberger und die ihnen später zugetheilte 4. Kavalerie-Division hatten die Ebene zu schützen, wenn der Feind hierher einen Ausfall machen sollte, was jedoch, selbst bei einer glücklichen Wendung der Schlacht, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, da die Maasübergänge nicht in seiner Hand lagen, theilweise wie z. B. die Eisenbahnbrücke zwischen Donchery und Sedan von ihm selbst zerstört worden war. Um 9¼ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Korps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhafteres Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Momentes. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffs entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzu-

ziehen: mit keinem andern Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Korps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Korps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ seit 10½ Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde, das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Kavalerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique, mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher; schon vor 12 Uhr war die Zahl Derer, die ohne Gegenwehr kapitulirten, nicht gering. Das 5. Korps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen mit denjenigen Truppentheilen der 5 französischen Korps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu unseren Gunsten. Es konnte schon um 12½ Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserve-Artillerie, die der Kaiser gegen das 5. Korps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sei und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten sein könnten. Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie rückwärts geschlossen, konzentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes: die Hügelkette, die sich durch die Ebene zieht, die Felder, die von hier gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ¾1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterieen von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltbare Vormarsch des Gardekorps dar, das sich theils hinter, theils zur Seite des 12., auf dem linken Flügel, entfaltete. Seit 10¼ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte man bemerken, wie fast mit jeder Minute Terrain gewonnen wurde.

Wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. bayerische Korps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterieen links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkte aus wurde Villette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Korps fanden nun nirgends mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind der Festung zueilen. Und während die Flucht noch in vollem Gange war, sah man schon aus dem Gehölz auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saum des Waldes zu größeren Trupps geordnet und nach der Ebene transportirt wurden.

Das Gardekorps war inzwischen so weit vorwärts manövrirt, daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Korps an den äußersten Waldhöhen zusammentraf. In einer doppelten Parallele umschlossen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutschen Truppen den Rest der französischen Armee, der sich auf die enge Festung Sedan zurückgeworfen hatte.

Hier und da brannten Dörfer oder Weiler; an mehreren Stellen rangen noch kleinere Heeresabtheilungen; der Donner der großen Geschütze aber war verstummt. Es trat eine Pause ein; man wartete, was die Führer der französischen Armee in Sedan beschließen würden, dessen Schicksal unabwendlich war, wenn man sich auf Widerstand einließ.

„Großer Sieg!" ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr nach Chemery in das Hauptquartier melden. Gleich darauf begab er sich mit dem Herzog von Coburg, einigen anderen Fürsten und den Offizieren vom Dienst zum König, der während des Tages auf einem Berge rechts von den Anhöhen von Donchery gehalten hatte. Da die weiße Fahne des Parlamentärs sich von dem Thurme in Sedan nicht blicken lassen wollte, wurde um 4½ Uhr die Beschießung angeordnet. Bayerische Batterieen thaten die ersten Schüsse. Um ¾5 Uhr zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tief schwarzem Qualm schlug die Flamme empor: ein mit Stroh gefülltes Magazin war

in Flammen gerathen. Unmittelbar darauf eröffnete der Feind die Unterhandlungen. Der Kronprinz verweilte noch bei dem König, als diesseits die Nachricht davon eintraf, daß der Kaiser Napoleon sich inmitten der Besatzung von Sedan befinde. Die Thatsache sprach es deutlich aus, daß hier auf den Feldern von Sedan nicht blos der größere Theil der französischen Armee vollständig vernichtet, sondern daß zugleich der siegreiche Ausgang des preußisch-französischen Krieges hier in einem zwölfstündigen Kampfe entschieden worden sei.

Am Abend überbrachte der preußische Parlamentär, Oberstlieutenant v. Bronsart, dem König ein eigenhändiges Schreiben des nunmehr kriegsgefangenen Kaisers der Franzosen. Es enthielt die wenigen Worte: „Comme je n'ai pas pu mourir au milieu de mon armée, je rends mon épée à Votre Majesté." Thatsache ist allerdings, daß Napoleon, als er den Verlauf der Schlacht gewahr wurde, vier Stunden hindurch beim Dorfe Iges im Feuer der Granaten gehalten hat. Der Kaiser blieb die Nacht in Sedan; die Kapitulation wird heute abgeschlossen werden.

Der Kronprinz kehrte erst nach 9 Uhr in das Hauptquartier zurück. Die Kompagnie des 58. Regiments, die dem Feldlager seit gestern als Bedeckung beigegeben ist, die Stabswache, alle Mitglieder des Quartiers bis zum letzten Mann vom Train wollten dem Oberbefehlshaber der III. Armee einen möglichst festlichen Empfang bereiten. Man improvisirte eine Beleuchtung des Dorfes. Die Häusee konnten mit Leichtigkeit erhellt werden, da die Wohnungen im Besitz der preußischen Offiziere waren. Die Soldaten, die Spalier gebildet hatten, nahmen, statt anderer Beleuchtungsgegenständr, sparsam eingetheilte Stücke ihrer Talglichter in die Hand. Laute Jubelrufe tönten dem Kronprinzen enigegen, die Musik begleitete sie mit der drutschen Volkshymne; dann folgte ein Trauermarsch, geweiht den Tapfern, die auf dem Felde der Ehre gefallen.

An den Fragen der Soldaten, die vom Schlachtfeld heimkamen und über den Ausgang bis in das Einzelnste unterrichtet sein wollten, konnte man merken, daß sie den tiefen Gedanken dieses weltgeschichtlichen Tages vollkommen erfaßt hatten. Das eine Gefühl beseeligte Alle, — der Stolz, mitgewirkt zu haben an einem Siege, der durch seine tiefe Rückwirkung auf die Weltverhältnisse in der deutschen Geschichte kaum seines Gleichen hat.

Das Wrack.

Eine entsetzliche Schreckensscene zur See liefert uns der offizielle Bericht des im Jahre 1854 verunglückten Liverpooler Schiffes Bona Dea, welches am 22. Januar Havanna verließ und bereits am 23. mit einem furchtbaren Sturm zu kämpfen hatte. In der Nacht erschütterte es eine vom Sturm gepeitschte Woge dermaßen, daß es sofort leck ward. Alle Hände pumpten sogleich über 24 Stunden lang, wobei aber das Wasser bis an's Mitteldeck ging. Eine der gewaltigsten Wogen, die der Sturm über das Schiff hinwegschoß, riß den Kapitän und vier Mann mit fort und mehrere folgende Wassermassen spülten Cajüten und Vorrathskammern so gründlich aus, daß nicht ein Tropfen Trinkwasser, nicht ein Krümel Brod auf dem Schiffe blieb. Masten und Segel waren dabei bis auf einen Stumpf des Mittelmastes und ein Stück altes Segel in der Segelkammer mit fortgerissen. Die Matrosen banden das Stück an den Stumpf und brachten so wieder 24 Stunden unter fortwährendem Orkane zu. Die Berichte des Schiffbuchs lauten nun so:

Dienstag 24. Januar. Der Orkan wüthet fort und peitscht fortwährend Wogen übers Deck. Fortwährendes scharfrs Umschauen nach Hilfe war erfolglos. —

Donnerstag 26. Ein großes Tuch ausgebreitet, Regenwasser zu fangen, doch die See ging darüber hin, so daß wir keinen Tropfen bekamen. Decke der Kajüte niedergerissen, in der Hoffnung, einige Reste Brod zu finden. Vergebens. Dritter Tag ohne irgend eine Nahrung und ohne Wasser. In der Nacht Klagen über Durst, doch die Leute blieben in Schranken. —

Freitag 27. Sahen eine Barke bei Tagesanbruch, etwa 3 (engl.) Meilen ab. Doch sie wollen keine Notiz von unserem Wrack nehmen. Einige Leute waren nicht mehr zu halten, sie tranken Seewasser. Während des Tages eine Ratte gefangen und in gleichen Portionen unter sie vertheilt.

Sonnabend 28. Tranken viele Seewasser und kauten Blei und Taue.

Sonntag 29. Sahen zwei Schiffe etwa 3 Meilen ab. Keines nahm Notiz von unserer schrecklichen Lage. Die Schrecknisse des Verhungerns brachen aus, der Durst quälte bis zum Wahnsinn. In der Nacht ward eine Katze bemerkt. Alle sprangen auf und zerrissen und verschlangen sie gierig. Bei einigen Leuten Sym-

ptome des Wahnsinns. Füße begannen zu schwellen. —

Montag 30. Kein besseres Wetter. Keine Rettung. Furchtbar viel Seewasser getrunken.

Dienstag 31. Einige Leute wahnsinnig. — Sprachen, einen zu opfern, den das Loos träfe, die Andern zu retten. Abend 5 Uhr ein Schiff in Sicht; die ganze Nacht gewacht und gehofft, bei Tagesanbruch kein Schiff zu sehen.

Mittwoch 1. Februar. Die Leute looften. Ein halbtodter Bursche, James Liley, erbot sich freiwillig. M'Lead überredete sie, noch auf Rettung zu warten.

Donnerstag 2. Der Sturm mäßig. Die Leute nicht mehr zu regieren. Verlangen, daß James Liley geopfert werde. Der Sterbende that es selbst und zerschnitt seine Arme an zwei Stellen. Kein Blut. Die Leute saßen mit wirren Blicken um ihn herum. Plötzlich schnitt ihm einer den Hals durch, und — — (was jetzt folgt, läßt sich ohne Schaudern nicht niederschreiben).

Freitag 3. Einige Leute wüthend wahnsinnig. Kriechen auf dem Deck herum in furchtbarem Zustande. Einige konnten sich nicht mehr bewegen.

Sonnabend 4. (Zwölfter Tag ohne Nahrung und Wasser.) Mr. M'Lead und zwei Matrosen noch allein fähig, aufrecht zu stehen. Die Andern liegen still, vier im Sterben. Das Seewasser hat ihre Leiden auf's Furchtbarste gesteigert. Um 9 Uhr ein Schiff durch Nebel bemerkt. — Soweit die Tagesgeschichte. —

Das Schiff erwies sich als die Cuba vom Stunderland auf dem Wege von Coquimbo nach Swansen (England), Kapitän F. G. Orgen. Bis 1 Uhr Mittag waren sie alle an Bord gebracht. Die Wahnsinnigen wurden in einen luftigen reinlichen Raum unterm Hinterdeck getragen, die andern anderswo untergebracht und zuerst mit etwas gekochtem Reis- und Gerstenwasser erquickt. Samuel Blame starb gleich nachdem er gerettet war. Vier andere starben an den folgenden Tagen, obgleich sie mit aller Vorsicht und Sorgfalt behandelt wurden. Sie blieben bis zum Tode wahnsinnig. Zwei wütheten bis zum letzten Athemzuge.

Die Geretteten waren im Ganzen sieben, die zwar nicht zu den körperlich kräftigsten gehörten, aber mitten in den Qualen des Hungers, des Wahnsinns und des brennendsten Durstes so viel Willenskraft behalten hatten, kein Seewasser zu trinken und so durch ihre moralische Kraft dem Leben erhalten blieben.

Mannigfaltiges.

(Französische Kriegskasse.) In einem Briefe aus Sedan wird erzählt: Bei dem ungeheuren, viele Millionen betragenden Kriegsmaterial, welches durch die Kapitulation von Sedan in die Hände der Deutschen gefallen war, vermißte man — die Kriegskasse. Man fand dieselbe wohl, aber — völlig leer. Diese etwas auffallende Erscheinung erklärte sich bald dadurch, daß vor Uebergabe der Armee die Offiziere aufgefordert wurden, ihre Ansprüche an die Kriegskasse geltend zu machen, und zwar so hoch sie wollten. Das ließen sich die guten Leute nicht zweimal sagen, und forderten ihre Ansprüche von jetzt, von ehedem und womöglich von künftig, Ersatz für verlorene Pferde, Effekten und andere Dinge, die sie womöglich nie besessen hatten, und so war die Kasse schnell erschöpft; auch eine ganze Anzahl von Adlern wurde dem Feuertode geweiht, um dem Feinde möglichst wenige Siegeszeichen überliefern zu müssen.

Keine zweite Stadt im Reich hat den Sieg bei Sedan am 3. Sept. auf eine so solenne Art gefeiert, als Eßlingen (Württemberg), indem dort — wie die „Post" aus einem Privatbriefe entnimmt — die ruhmvolle Waffenthat durch 202 Kanonenschüsse salutirt worden ist, während man sich überall sonst mit 101 Viktoriaschüssen begnügt hat. „Nach Eintreffen der Siegesdepesche" — so heißt es in dem Briefe — „versammelte sich nämlich der Gemeinderath, um über die Siegesfeier zu berathen. Er berathet den Bürgern aber zu lange, diese stürmen daher in das Kanonenhaus, laden und schießen, während ein anderer Theil die Glocken läutet. Der Gemeinderath, der dies hört, wird wüthend und sendet die Stadtpolizei ab, um das Schießen zu verhindern und den Kanonenwart zu verhaften. Die Bürger wehren sich und nehmen die Polizei gefangen, die sie erst abziehen lassen, bis 101 Schüsse abgefeuert sind. Nun beschließt der Gemeinderath, daß das erste unerlaubte Schießen als ungiltig zu erachten sei und noch einmal am Nachmittag offiziell Viktoria geschossen und mit allen Glocken geläutet werden sollte. Dieser hochweise Befehl wird vollzogen und so wird Eßlingen wohl die einzige deutsche Stadt sein, wo am 3. Sept. Napoleons Gefangennahme durch zweimaliges Viktoriaschießen gefeiert wurde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Montag, 26. September 1870.

Gruß der Deutschen in Amerika.

Wenn Wünsche Kugeln wären mit Blitz und Donnerschtag,
Der längst Verbannten Wünsche, jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig über's Meer
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer!
Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth,
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,
Auch deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

Nicht Zeit ist's mehr für Worte; Gott grüße dich, mein Land!
Wie stehst du stolz im Streite, der jetzt so jäh entbrannt;
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick,
Hol' deine alte Größe und Ehre dir zurück!
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner auf,
Laß weh'n die alten Farben von Straßburgs Domes Knauf!
Nun ist für deine Kammern trotz des Jahrhunderts Hohn,
Endtich die Zeit gekommen, die Zeit der Reunion!

Der Würfel ist gefallen, der furchtbar eisern rollt;
Sie haben mit beschlossen, sie haben mit gewollt;
Sie küßten ihm begeistert den Reiterstiefel blank,
Der einst bis an die Knöchel in Bruderblut versank;
Hochhängig, ein Gespenste, betritt in blindem Wahn
Der letzte Bonaparte die letzte Schlachtenbahn;
Gerichtet von den Völkern, stürzt er im Blachgefild,
Denn seines stolzen Hauses Jahrhundert ist erfüllt.

Doch du, der jetzt du lenkest des Vaterlands Geschick,
O stehe fest, o wanke jetzt keinen Augenblick!
O sieh, wie Klio's Auge so ernst jetzt blickt auf dich;
O sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermählt dn, du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrath!
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen größte That!

Caspar Butz in Milwaukee.

Heimkehr aus dem Polarmeer.

Bremen, 15. Sept.

Hier, an dem Platze, welchen man wohl als das Hauptquartier der deutschen Nordpolar-Expedition bezeichnen kann, wenn ihr leitender strategischer Kopf auch für gewöhnlich in Gotha sitzt, begann man gerade über das Schicksal der vor fünf Vierteljahren ausgegangenen beiden Schiffe etwas unruhig zu werden, minder jedoch wegen ihres langen Ausbleibens als aus Furcht, daß sie noch vor dem Friedensschlusse heimkehren und so entweder den französischen Blokadeschiffen in die eisernen Arme rennen oder gar auf einen Selbstzünder, zu deutsch Torpedo, in dem davon starrenden Fahrwasser unserer Strommündungen gerathen möchten — als aus Kopenhagen ein Telegramm eintraf, Kapitän Hegemann und die übrige Mannschaft der „Hansa" seien über Grönland dort wohlbehalten eingetroffen, wenn auch ohne ihr gutes Schiff. Und kaum hatte man dann Zeit gehabt, aus den Erzählungen dieser Tapferen einen Bericht über ihre zweihundertägige Fahrt auf der Eisscholle und wundersame Erhaltung zu veröffentlichen — Dr. Petermann war eben wieder abgereist — so tauchte auch die so früh nicht erwartete „Germania" telegrammatisch am Horizont auf. Ihr wirklich unerhörtes Glück, die vorsichtige Klugheit des Führers belohnend, machte das Unglück der im Eise versunkenen „Hansa" mehr als wett. Ich habe es aus Kapitän Koldewey's eigenem Munde gehört, wie nahe die „Germania" einem noch weit traurigeren Untergang war. Ein Leck im Dampfkessel

Digitized by Google

hatte sie einige Wochen früher, als sonst nöthig gewesen wäre, gezwungen, südwärts zu steuern; zwischen Island und Norwegen durchgehend, hatten sie weder ein Schiff gesprochen, noch einen Hafen angelaufen.

Nichts ahnend folglich von Allem, was Europa seit länger als einem Jahre erlebt hat, geschweige denn von dem deutsch-französischen Kriege — gerade wie ihr Vorgänger, der amerikanische Nordpolfahrer Hoyes, 1861, auf der Rückkehr aus dem Smith-Sund in den großen Bürgerkrieg hinein gerieth — so waren sie in die Nähe der deutschen Küste gekommen. Wenige Tage früher, und sie würden auf die französische Flotte gestoßen sein, deren Befehlshaber vielleicht nicht ritterlich genug gedacht hätte, dieses der Wissenschaft gewidmete Schiff sicher in dem verrammelten Hafen zu lassen. Kapitän Koldewey, selbst am Steuer, suchte die große Tonne mit dem Bremer Wappenschlüssel, welche in gewöhnlichen Zeiten den ersten Eingang in die Mündung der Weser bezeichnet. Sie wollte nicht auftauchen. Der letzte Sturm habe sie wohl von ihrem Anker gerissen, meinte dieser und jener von der Mannschaft. Aber Koldewey ließ sich zu seinem Heile nicht bestimmen, in der vermutheten Richtung des Weser-Fahrwassers weiter vorwärts zu dringen, die „Germania" wäre sonst fast unfehlbar auf einen Torpedo gerannt. Er hielt vielmehr nach der Jahde ab, sah dort auf der Außenrhede bald die drei großen Panzerfregatten der deutschen Marine vor Anker liegen, gab Signale, wurde erkannt, und indem die Kriegsmatrosen in die Masten kletterten, mit einem fröhlichen Hurrah bewillkommt. Besser als er und seine Gefährten wußte man auf den Panzerschiffen, welcher zweifachen Gefahr das Nordpolschiff so dicht vor dem heimathlichen Hafen entgangen. Das Nächste war natürlich, daß man die Heimkehrenden von den außerordentlichen Ereignissen und Triumphen in Kenntniß setzte, welche sich in den letzten großen Wochen begeben hatten; aber es hat Tage, sagen sie, gedauert, bevor sie es ganz fassen und bewältigen konnten. Dann ging Admiral Jachmann an's Land, telegraphirte an den Vorsitzenden des Bremer Comité's, Hrn. A. G. Mosle, und gab so der Nation die erste Nachricht von der glücklichen Rückkehr ihrer „Germania" aus dem Polarmeer.

Schon die erste summarische Nachricht über die Erfolge des Schiffes, welche durch den Telegraphen hierher und sofort überallhin versendet wurde, stellte klärlich heraus, daß die Expedition nicht umsonst gewesen ist. Alle hiesigen Sachverständigen sind darüber einig. Grönlands Ostküste, von den Dänen weder kolonisirt noch gekannt, stellt sich durch die Ermittlungen des Führers und der Gelehrten der „Germania" in einem vollkommen neuen Lichte dar. Es mag zu früh sein, zu sagen, daß das bisher angenommen zusammenhängende Land sich nun in ein Inselsystem auflöse, wie die meisten der Entdecker anzunehmen scheinen; aber gewiß ist, daß eine tief einschneidende Bucht zwischen dem 73. und 74. Grad den Verlauf des Strandes unterbricht. Gemessen sind Gletscheralpen von bis zu 14,000 Fuß, die Höhe des Montblanc, bestiegen Berge bis zu 7000 Fuß empor. Dieses Gebirgsland aber hat vor den erstaunten Blicken der Reisenden eine solche verhältnißmäßige Ueppigkeit der Vegetation und Reichhaltigkeit des Thierlebens entwickelt, wie sie (und wohl wir Alle) es sich niemals hätten träumen lassen. Sie haben abwechselnd Rennthier- und Moschusochsenbraten essen können mit frischgepflückten Heidelbeeren dazu. Der Eindruck ist im ersten Augenblick auf die schneegeblendeten, an nichts als blos stinkendes Eis gewöhnten Augen so gewaltig gewesen, daß sie sich in ihrem Entzücken auf dem grünen Grase gewälzt haben wie Kinder, denen unvermuthet ein freier Tag bewilligt wird. Von menschlichen Wohnungen sind allerdings nur längst verlassene Reste aufgefunden worden. Obgleich es damals, Anfangs August, + 10 Grad Reaumur war, wird der Winter so weit landeinwärts doch muthmaßlich blos für abgehärtete Eskimos zu streng sein. Für dauernden Aufenthalt ist es also nichts — nur für solche kurze Sommerfrischen während der Zeit, da die Mitternachtssonne nach kurzer Frühlingsübergangszeit die lange dunkle Winternacht ablöst.

Und auch dies freilich nur, wenn der Eispanzer des Ufers Schiffe heranläßt. Die minder glücklichen Männer der „Hansa" — unter denen Dr. Laube aus Wien — haben nach einem Hamburger nautischen Organ die Ueberzeugung mit zurückgebracht, daß längs der Ostküste Grönlands hin der Durchbruch zum Nordpol nie wieder versucht werden dürfe, weil die Chancen allzu gering seien. Aber die „Germania" — auf der gleichfalls ein Oesterreicher, Oberlieutenant Payer — hat seitdem von einem freundlicheren Geschick erzählen können, und da sie Dampf hatte, die „Hansa" nicht, so fragt sich's, ob dies nicht die vermeintlich fehlenden Chancen hinlänglich hergestellt. Jedenfalls wünschen mehrere der erfah-

renen Männer, welche auf der „Germania“ gewesen sind, sich nichts Besseres, als in einem nächsten Sommer die diesmal abgebrochene Erforschung Grönlands von Westen her wieder aufnehmen zu dürfen. Die Fahrt nach dem Nordpol mag dann zur Abwechslung immerhin einmal auf anderen Straßen, z. B. weiter östlich nach Spitzbergen und Nowaja-Semlä zu, probirt werden.

Der Ernst eines schweren und blutigen Krieges mußte begreiflicherweise verhindern, daß den braven Zurückkehrenden ein ihres Muthes und ihrer Erfolge würdiger öffentlicher Empfang bereitet werde. Sie haben darauf denn auch im Vollgefühl ihres so mächtig gehobenen deutschen Bewußtseins ohne alles Bedauern verzichtet. Aber eine schlichte, einfache, halb improvisirte Feier wurde ihnen doch, als sie gestern zur Comitésitzung heraufkamen, in den behaglichen Räumen des Künstlervereins bereitet, wobei ein wohlerhaltener Moschusochsenbraten aus den Vorräthen der „Germania“ dem Mahle den dazu gehörigen arktischen Geschmack verlieh. Die Anerkennung der vollbrachten Thaten war selbstverständlich lebhaft und warm empfunden. Kapitän Koldewey, indem er dankte, hob mit taktvoller Bescheidenheit hervor, wie einzig in der Geschichte der Polarreisen die Fahrt Kapitän Hegemanns und seiner Begleiter in der Steinkohlenhütte auf langsam zerbröckelnder Eisscholle dastehe. Die schwarz-weiß-rothe Flagge, welche die ganzen sieben Monate hindurch darüber wehte, haben sie glücklich heimgebracht.

Es versteht sich, daß dasselbe Banner auch an mehr als Einem Punkt der grönländischen Ostküste vielsagend aufgepflanzt worden ist. Aber dann hat niemals, Dank dem Patriotismus Ihres Landsmannes, an Bord der „Germania“ Oesterreichs schwarz-gelbe Fahne daneben gefehlt. Möge dies eine Vorbedeutung für die Politik der beiden Reiche sein! — dieser Wunsch ist hier in Tausenden lebendig.

Mannigfaltiges.

(Künstliche Perlen.) Die Chinesen sind bereits seit längerer Zeit in Besitz eines sehr einfachen und schlauen Mittels, künstliche Perlenmuschelaustern erzeugen zu lassen. Sie öffnen dieselben ein wenig und werfen Stückchen Holz, welche ein Budhabild darstellen, hinein. Die Auster sucht darauf den ihr fremden Körper dadurch zu beseitigen, daß sie ihn mit ihrem Saft überzieht, d. h. ihn zur Perle macht. Auf diese Weise kamen die Chinesen zu einer ganz neuen, für sie sehr schätzbaren Art Perlen, die ihnen ihren Gott in kostbarer Giastrung darstellen. Die Kunst, Perlen künstlich zu erzeugen, hat schon Linné entdeckt. Die Auster erzeugt nämlich die Perle, um sich dadurch gegen den Angriff eines ihr feindlichen Krebses, der sie zu durchbohren sucht, zu schützen. Jede Perle ist eine Palisade, die sie gegen ihn aufwirft. Macht man also denselben Prozeß künstlich, bohrt man die Perlenauster an, so erhält man auch Perlen. Diese Kunst wird jedoch wenig ausgeübt, da in den Gegenden, wo die Perlenmuschelbänke sind, die Austern in solcher Menge geboten werden, daß es sich nicht verlohnt, sich erst diese Mühe zu geben. Dieser Muschelfang ist namentlich bei der Insel Ceylon bedeutend. Dort ist er Eigenthum der englischen und holländischen Regierung, und es kommen dabei häufig sehr komische Scenen vor. Die Sklaven suchen bei dem Oeffnen der Austern zuweilen Perlen zu verschlucken; sobald dies aber bemerkt, oder nur der Verdacht entsteht, daß es geschehen ist, wird der Apotheker geholt und dieser muß den Sklaven von Staatswegen eine Laxanz eingeben. Manche Perle, die den Hals einer schönen Gräfin oder goldstolzen Banquiersfrau schmückt, mag daher schon einen sonderbaren Weg gemacht haben.

Bei Explosionen, welche durch Heizung von eisernen Oefen in Verbindung mit Kachelöfen entstehen, hat man die irrthümliche Ansicht ausgesprochen, daß das sicherste Mittel gegen solche Unfälle ein Offenlassen der Ofenklappe sei. Der Irrthum dieser Auffassung besteht darin, daß es nicht nur zurückgehaltene Gase sind, welche die Explosion verursachen, sondern daß selbst bei offener Klappe zu Anfang des Feuers der weite Kachelofen den Rauch aufspeichert, den der noch kalte und engere Schornstein nicht schnell genug ableitet. Wenn nun das Feuer im eisernen Ofen lebhaft wird und in Folge des starken Luftzuges die Stichflamme bis in den Kachelofen leckt, dann explodirt der angesammelte Rauch darin und mit ihm auch der Ofen. Es ist daher die Verbindung solcher Oefen mit einander stets verwerflich, und am gefährlichsten nasses Brennmaterial und Hobelspäne. Der eiserne Ofen kann wohl in langen Röhren nach dem Schornstein geleitet werden, um die Wärme mehr auszubeuten, die Verbindung mit Kachelöfen müßte aber sogar verboten sein.

(Kaiser Leopold I. als Musikfreund.) Kaiser Leopold (reg. 1658—1705) war ein sehr großer Musikfreund. In seiner Jugend wurde er von Jesuiten, die gar bald seine Neigung zur Wissenschaft und besonders zur Musik bemerkten und gründlich ausbeuteten, erzogen. Die Kapelle Leopolds zählte weit über 100 Mann. Jeder Musiker, der Mitglied der kaiserlichen Kapelle werden wollte, wurde vom Kaiser selbst gründlich geprüft. Ja, man sagte sich damals in Wien, daß Leopold I. mehr der Musik, als den Staatsgeschäften nachgehe und daß er bei seinen Musikern mehr zu Hause sei als bei den Ministern. Als der Kaiser merkte, daß sein Stündlein bald schlagen werde, schickte er nicht zu seiner Familie und den hohen Würdenträgern, sondern zu seiner Kapelle, ließ sich seine Lieblingsmelodien aufspielen und starb also mitten im Concert.

(Ein Frauenzimmer kann nicht in den Himmel kommen.) Ein leichtfertiger Schalk behauptete, es käme kein Frauenzimmer in den Himmel. Man fragte ihn, womit er seine Behauptung belegen wollte, und er antwortete: „Es steht in der Offenbarung Johannes im 8. Kapitel: „Und es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde;" so lange kann aber keine Frau und kein Mädchen schweigen."

Der Kronprinz gab bei Vereinigung des bayerischen Armeekorps mit den norddeutschen Truppen den Offizieren ein Diner, zu dem auch der seinem Generalstabe attachirte Schlachtenmaler Bleibtreu mit einer Einladung beehrt war. Se. königl. Hoheit befand sich in sehr heiterer Laune und stellte diesen den bayerischen Offizieren mit den Worten vor: „Vor Dem hüten Sie sich, meine Herren, Der bringt Sie alle auf die Leinwand."

Die Liberté erzählt alles Ernstes, von den Elsässer Freischützen sei jeder mit zwei Flaschen Petroleum versehen, um — den Schwarzwald anzustecken. Der Füsilier Kutschke, der tapfere Poet, soll, sobald er Dies hörte, nachstehende Strophen gedichtet haben:

Was kraucht im Schwarzwald dort herum?
Es riecht ja nach Petroleum!
Nimm dir in Acht, du böser Wicht,
Verbrenn' dich deine Finger nicht!
Und gehst du nicht gleich hinten 'rum
Und fort mit dein Petrolium —
So löscht dir aus mit Ach und Krach —
Dort kommt er schon — der Auerbach!

Mainz im Sept. Unter den verschiedenen Inschriften bei der sonntäglichen Illumination zu Ehren des deutschen Sieges bei Sedan erwähnen wir folgende:

Wilhelm unser großer Held,
Schenk uns jetzt das Gartenfeld,
Verlangst Du immer noch 4 Million,
Laß sie bezahlen Napoleon!

In Solingen rasirten sich die Männer aus Patriotismus ihre französischen Zwickelbärte und die Frauen legten die Chignons ab. Die Solinger haben also im vollen Sinne des Wortes Haare für's Vaterland gelassen.

Napoleon reiste über Bouillon nach Deutschland, mußte aber erst tüchtig in die Brühe kommen.

Ein Oesterreicher sagte ganz ärgerlich, als er von den fortwährenden Niederlagen der Franzosen hörte: „Die verfluchten diebischen Franzosen! Jetzt haben sie uns unsern Feldzugsplan von anno 66 auch g'stohl'n!"

Ein Pfarrer fragte einst einen Bauernknaben „Was hast du mit deinen Sünden verdient?" — „Herr Pfarrer, ich verlange Nichts dafür," antwortete dieser treuherzig.

(Das deutsche Wechselrecht.) „Halt! Sie nehmen meinen neuen Hut mit fort, Sie Spitzbube!" — „Ich hab' meinen blos ausgewechselt. Wofür hätten wir denn das deutsche Wechselrecht?"

Lebensphilosophie.

Wer gesund an Leib und Seele ist, hat Alles, was er braucht; wer glücklich sein und es nicht scheinen will, kommt sehr leicht ab: er darf nur wissen, was er entbehren kann.

Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Muthige nach ihr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Mittwoch, 28. September **1870.**

Am Grabe
von
Helene Stutz.

Mitten in den schönsten Träumen
Schreckt uns auf der bitt're Tod;
Und in unsern höchsten Freuden
Droht uns bange Todesnoth.

Menschen kommen; Menschen gehen;
Einmal lebt der Erde Kind.
Alle müssen wir ja sterben,
Weil wir arme Menschen sind.

Du, Helene, warst der Deinen
Glück nur einen Augenblick,
Mußtest balde sie verlassen,
Lassen trauernd sie zurück.

Stolze Rose, Freundin Aller,
Viel zu früh ging'st du dahin,
Hast uns alle oft ergötzet,
Freundin, durch dein heit'res Blüh'n!

Bist so früh von uns geschieden,
War'st zu edel für die Welt;
Schlafe nun im kühlen Garten,
Schlumm're süß im Blumenfeld!

Ruh', Helene, sanft und milde
In dem engen Bretterhaus;
Wieder werden wir uns sehen
Dort im großen Vaterhaus!

Zweibrücken, 25. Sept. 1870.

Chr. Grund.

Dubois-Reymond über den deutschen Krieg *).

Eine der hervorragendsten Publikationen über den deutschen Krieg ist die am 3. Aug. vom zeitigen Rektor der Berliner Universität, Professor Emil Dubois-Reymond, gehaltene Festrede, welche bereits in dritter Auflage erschienen ist. Die Berliner Universität beging an diesem Tage das hundertjährige Geburtsfest ihres Stifters, König Friedrich Wilhelms III., und bei dem feierlichen Actus in der Aula, in Mitte der akademischen Bürgerschaft sprach der berühmte Physiologe in einer Sprache, die, der Ausdruck eines tiefen patriotischen Gefühls, durch ihren Schwung die Hörer zur hellen Begeisterung entflammte. Aber auch außerhalb der Berliner Universität, in der gesammten Gelehrten-Republik Deutschlands und Oesterreichs, hat diese Rede wegen der Bedeutung des Mannes, der sie gehalten, wegen der Originalität, der Energie und der edlen Leidenschaft, die sie auszeichnen, berechtigtes Aufsehen erregt und, wie wir hinzufügen können, laute Anerkennung gefunden.

Im Nachfolgenden geben wie im Auszuge einige wesentliche Stellen, die Rede selbst den Lesern bestens empfehlend:

Fast zwei Menschenalter sind verflossen, seit der Feuergreis, in dem das preußische Heldenthum verköpert erschien, durch die blutgetränkten, zerstampften Korngefilde von la Belle-Alliance die letzten verzweifelnden Trümmer der großen Armee niederritt. Den Kampf der Leiber zwischen Franzosen und Deutschen setzten, wie in jener Sage des Damascius, die Geister seitdem als edelsten Wettstreit vielfach fort, und nie ist unsere

*) Ueber den deutschen Krieg. (Berlin 1870. August Hieschwald.)

Universität dabei unter den Vorkämpfern vermißt worden. Wer aber hätte gedacht, daß aus den erhabenen Regionen der Wissenschaft und Kunst, der Literatur und Poesie, wo der Sieg von Volk über Volk stets auch ein Triumph der Menschheit ist, der Kampf je wieder niedersteigen würde auf die harte, wirkliche Erde, um mit zermalmtem Gebein, verspritztem Gehirn, rauchenden Brandstätten und giftschwangeren Lazarethen unsern Grenzen zu nahen? Wer hielt für möglich, daß im Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, der Weltausstellungen, Handelsverträge und internationalen Kongresse der grause apokalyptische Reiter plötzlich seinen Köcher über uns ausschütten dürfte? Wer hätte geglaubt, daß die auf das Höchste vervollkommneten Waffen des zivilisirten Menschen, anstatt die Kultur gegen Ueberrennung durch Barbaren in einer neuen Völkerwanderung zu sichern, der Mutter Busen zerfleischend wider die Kultur selber sich wenden würden?

— Und doch —

— Ungemäht steht der Segen unserer Felder, ungepflückt hängt die Baumfrucht. Leer sind Werkstätten und Fabriken, die Schreibstuben der Handelshäuser und Gerichte, vor der Zeit verödet Hörsäle und Laboratorien der Universitäten und Fachschulen. Vor dem Ungeheuren, das sich vorbereitet, haben die Musen ihr Haupt verhüllt; denn wer denkt noch daran, sein Haus zu zieren, wo die Erde bebt? So unbedeutend dünkt uns heute, was noch vor Kurzem als das Wertheste uns erschien, daß wir fast uns schnöder Gleichgiltigkeit zeihen, wenn in einem Augenblicke des Vergessens unsere Gedanken von den Geschicken des Vaterlandes unwillkürlich den Gegenständen unserer gewohnten Thätigkeit sich zukehren. Wie verschüttungdrohender Aschenregen aus Vulkanschtunde hat über Handel und Wandel eine verderbliche Wolke sich gelagert. Inmitten der vergeblich lockenden Aushängeschilder großstädtischer Betriebsamkeit weht überall in unseren Straßen das traurig mahnende, um Hilfe flehende rothe Kreuz im weißen Felde. Der Lokomotive schriller Ruf über die nächtliche Stadt hin erweckt uns nicht mehr das Bild rastlosen Weltverkehrs, dahin rollender Erzeugnisse jeglichen Kunstfleißes, sich kreuzender Güter aus allen Zonen, nicht mehr das Gefühl sorgenenthobener Reiselust, mit dem wir sonst um diese Zeit Erholung von den Mühen wieder eines arbeitvollen Jahres aufsuchen dürfen, sondern die bitterernste Vorstellung der Hunderttausende unserer Brüder, die, wie von einem plötzlichen Sturmwind gepackt und ihrer friedlichen Beschäftigung entrissen, in unabsehbarem Zuge eilig dahingeführt werden zur großen Opferstätte für des Vaterlandes Ehre und Sicherheit.

Denn dies mit so viel Segenswünschen, so viel Händedrücken, so viel Thränen und Küssen entlassene Heer ist nicht ein ruchloser Prätorianerhaufe, der von seinem auf den blutigen Schild erhobenen Kaiser in gemessenen Fristen unter meuterischem Murren seinen Sündensold an Mord und Brand, Unzucht und Plünderung heischt. Wie in Athen und Sparta, wie zu Rom in den Tagen des Cincinnatus und Camill, dieses Heer sind wir selber, die Nation. Neben dem Bauernburschen und Handwerker in gleicher Linie steht der Erbe des ältesten Hauses und, seinen Homer und Shakespeare im Tornister, unser Stolz, der deutsche Student. Hätten die Franzosen ein Volksheer wie wir, sie würden vielleicht den Krieg aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Das ist freilich eine bequeme Kriegslust, bei welcher der wohlhabende Bürgerssohn Eis schlürfend im Café sitzt und von der kaiserlichen Polizei veranstaltete patriotische Kundgebungen beklatscht, während ein erkaufter Taugenichts für ihn ins Feld zieht.

Wer hat uns das gethan?

Wer ist der Mann, der uns der Gewaltthätigkeit, der Eroberungssucht, ungezügelten Ehrgeizes, gefährlicher Anschläge wider unsere Nachbarn bezichtigt? Der, um uns unschädlich zu machen, uns im Namen des Weltfriedens und der Civilisation mit Krieg überzieht?

Jener Catilina ist es, den rechtzeitig zu entlarven, kein Cicero sich fand; jener Fürst der Finsterniß, der nächtlicherweile seinem Volke Freiheit und Oberherrlichkeit stahl; der Lügner, der Fälscher des allgemeinen Stimmrechts, der Eidbrüchige, der zehntausendfache kalte Menschenschlächter; der wüste, verschuldete Abenteurer auf dem Throne der französischen Könige; Carbonaro, da er noch in niederen Kreisen Verschwörungen spann, Jesuit, seit er der Jesuiten bedurfte, um Frankreich zu knebeln; der Heuchler, der an nichts glaubt, als an seinen eigenen blutigen Stern, und unter dessen Bajonetten das Infallibilitäts-Dogma ausgebrütet ward; der unergründliche Ränkeschmied und offenkundige Anstifter dreier Kriege; mit Einem Wort, und was braucht es mehr, der erklärte Erbe der napoleonischen Idee, daß die Welt, insonderheit die französische Nation, ein Fideikommiß der Familie Bonaparte und daß, um sie als solches auszubeuten, keine That zu grausam, kein Verrath zu heimtückisch sei.

Die lange Reihe seiner Verbrechen, welche mit dem wahnwitzigen Straßburger Attentat beginnt, krönt dieser Mann jetzt durch muthwillige Entzündung des furchtbarsten Krieges, weil er thöricht hofft, mit dem Würfelspiel der Schlachten sein und seines Hauses unvermeidliches Geschick hinzuhalten.

Wenn sonst ein Ludwig XIV., im fünften Jahre König und schon in den Windeln mit abgöttischer Verehrung umgeben; wenn ein im Purpur geborener Sterblicher, der das wirkliche Leben nie anders als durch die Weihrauchnebel der Hofluft sah, wenn ein so Erzogener durch Ehrgeiz, durch schlechte Rathschläge verlockt, die Leiden des Krieges leichtsinnig heraufbeschwor, von denen er weder der Art noch der Größe nach eine deutliche Vorstellung sich machen konnte, so hatte er die Entschuldigung, daß er nicht wußte, was er that. Wenn ein ganz hervorragendes Feldherrntalent, wie der Erste Napoleon, zum Krieg geboren und erzogen, der Soldat des Konvents auf den Trümmern der blutig untergegangenen Gesellschaft mit dem Degen sich emporkämpfend, Krieg um jeden Preis rühmlichstem Frieden vorzog, so hatte er die Entschuldigung, die der Tiger hat; er gehorchte den nie gezähmten, gemeinschädlichen Trieben seiner mächtigen Organisation, und als Tiger im Affen endete er. Louis Napoleon, vermöge seines Bildungsganges, kennt die Bestien, die er entfesselt, ganz genau. Er hat in vielen Ländern als unbedeutender Privatmann mit allen Schichten der Bevölkerung gelebt. Er, der abermals sich anschickt, Tausende von Frauen und Kindern zu Wittwen und Waisen zu machen, hat über Ausrottung des Pauperismus geschrieben. Er, durch dessen Beginnen heute Tausende von Arbeitern vor geschlossenen Fabriken brodlos stehen, kokettirt mit seinen Sympathieen für diese interessante Klasse der modernen Gesellschaft. Er, auf dessen Geheiß jetzt friedliche Hütten eingeäschert werden sollen, beschäftigt sich mit Erbauen von Muster-Arbeiter-Wohnungen. Er, dessen mörderische Axt an die Wurzel der Industrie zweier Nationen gelegt ist, veranstaltet internationale Weltausstellungen. Er endlich, der im Begriff steht, Wissenschaft und Kunst eine vielleicht auf Jahre lähmende Wunde beizubringen, macht selber Anspruch darauf, Schriftsteller zu sein. Er schreibt Tendenzgeschichte, spielt gelegentlich mit Galvanismus und thut gern so, als sei er im Grunde der Unserigen einer. Ja, wie Herr Kinglake bemerkt, er ist es wirklich; er ist seiner Anlage nach wirklich mehr ein brütender, literarischer Kopf, als ein Mann der That, geschweige ein Feldherr. Louis Napoleon hat also für seine Friedensbrüche die Entschuldigung weder Ludwigs XIV. noch seines Oheims; er weiß besser, als der erste, was er thut, und er kann sich nicht, wie der zweite, auf den gebieterischen Instinkt einer Raubthiernatur berufen. Louis Napoleon ist mit-Ueberlegung, durch Reflexion Tiger. Dies ist ein bisher nicht genug betonter Zug, durch welchen er alle früheren Geißeln des Menschengeschlechts an psychologischer Monstrosität übertrifft.

Diesem Richard III. naht hoffentlich nun sein Tag von Bosworth, und dem Tage geht die gespenstische Nacht von Bosworth vorauf.

Doch nicht Napoleon allein ist's, mit dem Dubois die deutsche Rechnung ausgetragen wissen will. Der eigentliche Verbrecher, gefährlicher als Louis Napoleon selber, weil unabsetzbar und unsterblich, ist das ganze französische Volk. „Laut, scharf überlegt" klagt er es an, „von der Rednerbühne der ersten deutschen Universität, damit es höre und erfahre, wie über seinen gegenwärtigen Zustand nicht blos die Feder einiger Zeitungsschreiber, das Biergespräch einiger Spießbürger und Studenten, der beschränkte Patriotismus einiger Säbelraßler, sondern auch die allgemeine und wesentliche Meinung einer Körperschaft urtheilt, die aus den ernstesten, gelehrtesten, ehrenhaftesten, [illegible] Männern des Landes, aus den berühmtesten deutschen Lehrern und Gelehrten besteht. Selber fast rein keltischen Blutes und halb französischer Erziehung thue ich es mit tiefem Schmerze, denn die Wurzeln meines geistigen Wesens ragen zum guten Theil in französischen Boden. Umsomehr fühle ich Recht und Pflicht, zu reden, wie ich reden werde, da meine besondere internationale Stellung in den Augen billig denkender Franzosen das Gewicht meiner Worte nur vermehren kann. Eine sehr unbedeutende Aeußerung, welche ich neulich auf dem Katheder fallen ließ, hat in der Pariser Presse erbitterten Wiederhall gefunden; ich darf also wohl hoffen, daß auch meine jetzigen Worte an ihre Adresse gelangen.

In einer trefflichen Charakteristik des französischen National-Charakters, in welcher die Tugenden und Vorzüge der Franzosen, die Verdienste, die sie sich um die Wissenschaft, wie um alle Kulturfragen erworben, nach Gebühr würdigt, legt Dubois die Wurzeln des Chauvinismus blos, ihre falsche Sucht, sich für die Nachfolger der Römer in der Geschichte auszugeben, denen sie ganz und gar nicht gleichen, da ihnen wohl die

Laster des kaiserlichen Rom, aber nicht die Tugenden der römischen Republik zugestanden werden können. Nur in zwei Punkten sind die Franzosen wirklich die Nachfolger der Römer. „Gleich diesen halten sie sich für berufen und berechtigt zur Herrschaft über andere Völker, und knechten sie die Schwächeren unter dem gleißenden Vorwande von Schutzbündnissen oder auf Grund verleumderischer Anklagen: daher der hämische Ingrimm, mit dem sie seit vier Jahren Deutschland jeden Tag fester sich zusammenschließen und so die Gelegenheit zu ihrer Einmischung und unserer Demüthigung unwiederbringlich schwinden sahen; daher ihr jetziger Ausbruch. Dann aber betrachten sie, gleich den Römern, den Krieg nicht als ein letztes verzweifeltes Mittel zur Entscheidung internationaler Streitigkeiten, sondern etwa wie die Jagd, als eine angenehm aufregende und vortheilbringende Beschäftigung, zu der man sich Gelegenheit macht, wenn sich keine bietet."

Dem Ausgange des Krieges, der jetzt entbrannt, sieht Dubois mit voller Zuversicht entgegen. „Wir werden siegen. Nicht weil das Recht auf unserer Seite ist, denn an hundert thränenreichen Beispielen lehrt die Geschichte, daß Recht nicht schützt vor Gewalt. Aber wir werden siegen, weil bei äußerlich scheinbar gleicher Stärke wir einem Staatswesen, an dem ein Krebsgeschwür nagt, einer sittlich unterhöhlten Nation, der Raufluft, die nachhaltige Begeisterung und Opferfreudigkeit eines in ungeschwächter Jugendkraft wie neugeboren sich erhebenden Volkes entgegenstellen, welches einfach entschlossen ist, Gut und Blut für seine Unabhängigkeit einzusetzen." — Wie die Ereignisse ihren Verlauf genommen, hat Dubois-Reymond wahr prophezeit.

Mannigfaltiges.

(Wer soll den Champagner trinken?) Zu den vielen Fragen, welche dieser unleidliche Krieg heraufbeschworen hat, und die trotzdem weder militärischer noch politischer oder sozialer Natur sind, gehört auch die: Wer soll in Zukunft den Champagner trinken? Nachdem bisher die Wahrheit gegolten: „ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern," ist neuerdings der deutsche Patriotismus so weit gegangen, daß man sich stellenweise verschworen hat, keine französischen Phrasen und keinen französischen Wein mehr über die Lippen zu bringen. Um die Phrasen ist dies weniger schade, als um den armen Wein, und unsere deutschen Kehlen werden sich hoffentlich wohl noch zum Erbarmen bewegen lassen, denn — höre und staune — auch der Franzose hat dem Champagner den Krieg erklärt. Chalons, Epernay, Rheims und Nancy sind, wie wir alle wissen, besorgt und aufgehoben, was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß die Bürgermeister von Epernay und Chalons, die gleich ihrem Kollegen in Nancy von jeglichem Widerstand gegen die Deutschen abmahnten, die HH. Auban Moet und Perrier sind wohlbekannten Namens unter allen Champagnertrinkern. Der „Wine Trade Rowien" wird aus Paris gemeldet, daß unter den Restaurateuren der Stadt eine schon mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Erklärung folgenden Inhalts die Runde macht: „In Anbetracht des schmachvollen Benehmens der Bürgermeister von Chalons und Epernay erklären die Endesunterzeichneten, daß in ihren Etabiissements fernerhin keine Flasche Champagner mehr verabreicht werden soll, die aus den Häusern Moet in Epernay oder Perrier in Chalons kommt." Wer soll da den Champagner trinken?

Einem am 18. ds. eingegangenen Schreiben eines in Lima (Peru) etablirten Frankfurters vom 13. Aug. l. Js. zufolge, wurde daselbst unter den dort lebenden Deutschen eine Kollekte für die verwundeten deutschen Krieger und deren Angehörigen veranstaltet, welche nach wenigen Tagen ein Ergebniß von 24,000 fl. lieferte, welche Summe durch Vermittlung des vor Kurzem daselbst angekommenen deutschen Geschäftsträgers, Hrn. v. Bunsen, mit dem ersten abgehenden Steamer abgesandt wurde. Eine ansehnliche Summe für die geringe Anzahl der dort lebenden Deutschen.

Mannheim, im Sept. Ein hier im Lazareth verstorbener vermögender französischer Soldat vermachte seiner Pflegerin für die aufopfernde Behandlung, welche er gefunden, den Betrag von 150 Franks.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Freitag, 30. September **1870.**

Sedan.

Herr des Himmels und der Erde, sieh' dein Volk hier knie'n im Staube;
Glorreich hat sich uns erfüllet unsre Hoffnung, unser Glaube.
Darum nahen wir uns dankend deinem lichtumflammten Thron,
Darum rufen wir begeistert: Schwert des Herrn und Gideon!
Jetzt, da wir dem Schlachtenlenker unsern ersten Zoll gegeben,
Dürfen wir mit frischem Muthe unverzagt das Haupt erheben —
Hört ihr's durch Europa schallen, sturmgetragen, donnergleich:
Hoch, du alter Kaiseradler, hoch, du neues deutsches Reich!

Sei gegrüßt, du Zeit des Segens, sei gegrüßt, du Zeit der Wonne!
Endlich sieht die Nacht der Lüge vor der Wahrheit goldner Sonne,
Und in kaum geahnter Größe stehst du weltbeherrschend da,
Blutgetaufte, schwertgeschmückte Königin Germania!
Die frohlockend dich schon schauten in dem düstern Leichentuche,
Sehen neue Flammenblätter jetzt in deinem Heldenbuche,
Seh'n voran der großen Zukunft siegreich deine Banner weh'n;
Neben Waterloo und Leipzig werden Wörth und Sedan steh'n.
Freilich gibt es viel der Klagen, viel der Wunden und der Narben,
Und der finstre Menschenwürger mäht sich tausendfach die Garben;
Doch die große, heil'ge Liebe, deren Quell das deutsche Herz,
Mildert mit dem süßen Balsam auch den deutschen Riesenschmerz.
Aber daß die volle Sühne werde unserm großen Leide,
Schwöret es, ihr deutschen Brüder, schwöret es mit frommem Eide,
Eure gottgeweihten Waffen nicht zu legen aus der Hand,
Bis der Hochmuth und der Frevel die gerechte Strafe fand!
Euch, ihr wackern deutschen Helden dort im Westen, Glück und Segen,
Millionen Herzen rufen laut und jubelnd euch entgegen:
Vorwärts auf der Bahn des Sieges, Schlag um Schlag und Streich auf Streich —
Hoch, du alter Kaiseradler, hoch, du neues deutsches Reich!

L. Wohlmuth.

Die Einäscherung von Bazeilles.

(Nach der Allgemeinen Zeitung.)

In der „Times" vom 15. Sept. findet sich eine aus Paris, 12. Sept. datirte Zuschrift des Duc de Fitz-James, die sich mit dem traurigen Schicksal beschäftigt, welches Bazeilles am 31. Aug. und 1. Sept. erlitten hat *). Der Herzog erhebt

*) Anknüpfend an den Brief des franz. Herzogs v. Fitz-James über die Einäscherung von Bazeilles fordert der Standard den „Preußischen Staats-Anzeiger" zu einer Aeußerung auf, „damit die Welt Gelegenheit habe, die Gründe kennen zu lernen, mit welchen der Mord von unschuldigen Weibern und Kindern zu rechtfertigen sei." „In der Zwischenzeit — bemerkt das preußenfeindliche Blatt — wird die preußische Regierung wohl thun, uns mit ferneren Predigten über die wachsende Barbarei der Franzosen gegenüber der deutschen Civilisation zu verschonen."

im Namen der Menschlichkeit einen Schrei der Entrüstung über die Gräuelthaten, welche dort geschehen sein sollen, und klagt die Bayern und Preußen an, die Gesetze der Ehre und Humanität verletzt und ihren Namen auf ewige Zeiten beschimpft zu haben. Erlauben Sie mir, der ich vom 1. Sept. 1 Uhr Morgens bis zum 2. Sept. 5 Uhr Abends in Bazeilles verweilte, in Ihrer Zeitung, dem deutschen Weltblatte, die Irrthümer zu berichtigen, denen der Herzog v. Fitz-James in einem englischen Weltblatt Verbreitung gegeben hat. Ich glaube um so mehr auf den Abdruck meiner Zuschrift rechnen zu dürfen, als es besonders Ihre näheren Landsleute, die Bayern, sind, welche in der „Times" der rohesten Barbarei beschuldigt werden.

Der Herzog v. Fitz-James behauptet: die Bayern und Preußen hätten Bazeilles aus keinem anderen Grund in Brand gesteckt, als weil seine Einwohner in der Uniform der Nationalgarden an der Vertheidigung ihres Dorfes theilgenommen hätten. Das ist einfach eine Fälschung der Wahrheit, gegen welche nicht entschieden genug protestirt werden kann. Bazeilles ist niedergebrannt, das ist wahr; Männer und Frauen sind dabei getödtet worden, das ist nicht minder wahr. Aber die Einäscherung des Dorfes wie die Tödtung einzelner seiner Einwohner war kein Akt niedriger Rache, sondern eine Handlung der Nothwehr, in einzelnen wenigen Fällen eine gerechte Strafe. Wenn bei dem Brand auch Unschuldige ihren Tod gefunden, so ist das ein Unglück, kein Verbrechen, welches die deutschen Krieger belasten könnte. Der Herzog sagt, daß er mit seinen eigenen Augen die Ruinen des unglücklichen Dorfes gesehen, daß er das verbrannte Menschenfleisch gerochen, daß er die verkohlten Leichname der Einwohner auf ihren Thürschwellen gesehen; aber er gesteht selbst, daß er nicht Zeuge der Gräuel gewesen, welche der Einäscherung des Dorfes vorhergingen; er gibt sich selbst als Quelle seiner Erzählung die mehr als zweifelhaften Berichte der geflüchteten Einwohner an. Ich aber war Zeuge dieser Gräuel, war Zeuge der Unthaten, welche Veranlassung waren, daß der Feuerbrand in die Häuser geworfen wurde. Ich bin wie der Hr. Herzog durch die rauchenden Trümmer des Dorfes gegangen, auch ich sah verkohlte Leichname auf den Ruinen der Häuser liegen. In den wenigsten Fällen konnte ich noch unterscheiden, ob hier ein Deutscher oder ein Franzose sein Leben ausgehaucht; doch mehr als einmal erkannte ich die letzten Fetzen der bayerischen Uniform. Ich habe aber auch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie ein Einwohner des Orts mit Hilfe eines Weibes einen verwundeten Bayern von der Straße in ein brennendes Haus zu schleifen suchte; ich habe gesehen, wie diese beiden Frevler von den herzueilenden Kameraden des Verwundeten niedergehauen und ihre noch zuckenden Leichname in dieselben Flammen geworfen wurden, in welchen sie dem zum Tode verwundeten Bayer ein Grab bereiten wollten.

Gewiß der Duc hat Recht, wenn er schreibt: „La guerre a ses rigueurs; mais elle a ses règles aussi, basées sur les lois de l'honneur et de l'humanité." (Der Krieg hat seine Schrecken; aber er hat auch seine Regeln, welche auf den Gesetzen der Ehre und der Humanität beruhen.) Aber er sagt das Gegentheil, wenn er hinzufügt: „Ces lois, vous Bavarois et Prussiens, qui étiez à Bazeilles, vous les avez violées. Vous avez flétri votre victoire." (Ihr Bayern und Preußen, die ihr zu Bazeilles gewesen, habt diese Gesetze mit Füßen getreten. Ihr habt eueren Sieg entehrt!)

Ich bin der letzte, der ein Wort schreiben möchte, das die Kluft, welche sich zwischen den Deutschen und Franzosen aufgethan, noch vergrößern könnte, doch Schweigen gegen solche Anklagen wäre eine Versündigung an der Wahrheit der Geschichte, an welche der Herzog appellirt, wäre ein Verbrechen an der Ehre der deutschen Nation, die mitschuldig sein würde an den Gräueln, deren einzelne ihrer Söhne angeklagt werden.

Ich wiederhole also, die Einäscherung von Bazeilles war ein Akt der Nothwehr, keine Handlung der Rache. Und zum Beweise mögen folgende Thatsachen dienen. Schon am 31. Aug., noch ehe man von der Theilnahme der Nationalgarde am Kampf eine Ahnung hatte, wurden die der Maas zunächst gelegenen Häuser des Dorfes vom andern Ufer aus durch bayer. Artillerie in Brand geschossen, und zwar deßhalb, weil diese Häuser den Franzosen, welche die Uebergänge der Maas vertheidigten, zur Schutzwehr dienten. Ihre Zerstörung war einfach eine strategische Nothwendigkeit. Am andern Tage eröffneten bayerische Jäger und Infanterie den Kampf um das Dorf. Die sehr festen Häuser des Ortes dienten den Franzosen abermals als Schutzwehr. Besonders war dies mit einem Gebäude der Fall, welches zwei Straßen beherrschte. Schon waren vor demselben Hunderte von Bayern todt und verwundet niedergestürzt, als eben befohlen wurde, es in Brand zu stecken. Pioniere führten diesen

Digitized by Google

Befehl aus, indem sie das Haus umgingen, die Hinterwand einschlugen und durch die Bresche Feuerbrände hineinwarfen, in Folge dessen das Gebäude in Flammen aufging. Ob dabei die Frauen und Kinder, die in die Keller geflüchtet waren, verbrannten, darüber etwas Bestimmtes zu sagen bin weder ich im Stande, noch ist es der Herzog v. Fitz-James.

Nach mehrstündigem blutigen Kampfe hatten endlich die Bayern die französische Marine-Infanterie, welche das Dorf mit großem Heldenmuthe vertheidigte, zurückgetrieben. In den Straßen, den Häusern und den Gärten hinter den Häusern aber lagen noch zahlreiche Verwundete, welche zu suchen und zum Verbandplatz zu bringen Sache der durch das Genfer Kreuz kenntlichen Blessirtenträger war. Doch die in den Häusern zurückgebliebenen Bewohner respektirten nicht das rothe Kreuz, sie schossen aus dem Hinterhalt auf die Krankenträger. In Zeit einer halben Stunde erschienen sechs verwundete Blessirtenträger auf dem Verbandplatz. Eine militärische Durchsuchung der Häuser wurde jetzt befohlen. Männer und Frauen mit den Waffen in der Hand wurden hervorgeholt. Wer sich vertheidigte, wurde sofort erschossen. Die übrigen wurden gefangen fortgeführt. Doch die Razzia half wenig. Die Häuser schienen sich aus unsichtbaren Schlupfwinkeln neu zu bevölkern. Immer aufs Neue wurde aus den Häusern geschossen, und zwar ganz besonders auf die Krankenträger, so daß dieselben sich schließlich theilweise weigerten fürder vorzugehen, wenn nicht die Häuser von den Bewohnern geräumt würden. Nachdem gewiß an 50 unserer Leute den aus dem Hinterhalt gesandten Kugeln zum Opfer gefallen waren, wurde endlich der Befehl ertheilt, die Schlupfwinkel der Meuchelmörder durch Feuer zu zerstören. Wer dabei in den Flammen seinen Tod gefunden, weiß ich nicht. Die Zahl 1700, welche der Herzog von Fitz-James angibt, scheint mir mindestens um das zwanzigfache übertrieben. Daß die Bayern ganze Familien in die Flammen gestoßen und Frauen, die sich flüchten wollten, getödtet haben, ist einfach eine Unwahrheit, im günstigsten Fall eine Ausgeburt der erregten Phantasie der Geflüchteten. Ich selbst habe gesehen, wie ein bayerischer Soldat eine alte Frau, die in der brennenden Straße vor Mattigkeit zusammenbrach, durch einen Trunk aus seiner Feldflasche erquickte und ihr dann half, den Bündel mit ihren Habseligkeiten auf den Rücken zu heben.

Wahrlich, nicht die Bayern — Preußen waren bei dem Brande von Bazeilles, soweit ich gesehen, gar nicht betheiligt — haben sich gegen die Gesetze der Humanität vergangen. Wer die Gesetze des Völkerrechts verletzte, waren jene Individuen, welche, das rothe Kreuz im weißen Felde mißachtend, auf die Krankenträger schossen, waren jene Kreaturen, welche Gräuel an Verwundeten übten. Wenn das Weib die Waffen ergreift und aus dem Hinterhalt die tödtliche Kugel auf den Soldaten sendet, hat es keinen Anspruch mehr auf die schonende Rücksicht, die sonst seinem Geschlecht gezollt wird.

Schreckliches ist zu Bazeilles geschehen. Die Gräuel, welche mein Auge dort geschaut, sind ein Hohn auf die Kultur des 19. Jahrhunderts. Aber es waren die Bewohner von Bazeilles, welche durch ihre allem Völkerrecht hohnsprechende Theilnahme an dem Kampfe die Leidenschaften entfesselten, welche selbst die Schuld tragen, wenn ihr Heimathdorf heute nur noch ein Schutthaufen ist. Nicht weil sie als Nationalgardisten theilnahmen an der Vertheidigung ihres Vaterlandes, nein, weil sie als Meuchelmörder aus sicherem Versteck auf diejenigen schossen, deren Aufgabe es ist, den Verwundeten Linderung ihrer Schmerzen zu bringen, wurden ihre Häuser, welche Schlupfwinkel von Mördern geworden, den Flammen übergeben.

Frankfurt a/M., 18. Sept. 1870.

Herm. Voget.

Stimmungen im Elsaß.

Vom Oberrhein, 15. Sept.

Einige Streiflichter über den beginnenden Verkehr zwischen dem rechten Rhein-Ufer und den Elsässern, wie ich ihn letzter Tage selbst belauscht habe, dürften auch Ihrem Leserkreise Interesse bieten. Der bedeutendste Theil von Elsaß und Deutsch-Lothringen ist jetzt in der Ergänzung seiner Bestände auf Deutschland angewiesen. Die französische Zollwache ist beseitigt, und Alles, was Waaren anzubieten hat, strömt ein, um Abnehmer zu finden, und die Elsässer Landkrämer kommen herüber, um ihren Bedarf zu decken. Männer, die seit Jahren Geschäfte ins Elsaß machen — der Verkehr in Holz, Hopfenstangen, Vieh u. dgl. war bedeutend — treibt die Neugierde, ihre Geschäftsfreunde aufzusuchen, sei es auch nur gelegentlich des Besuches der Schlachtfelder oder der Straßburger Belagerung, und so knüpfen sich allerwärts Gespräche über die Zeitereignisse und

deren Folgen an. Alle Männer, die mir ihre Wahrnehmungen erzählten, lassen mit meinen eigenen Erlebnissen bereits sichere Ideenzüge und Ausgangspunkte, nach welchen die Gesinnung sich richten wird, erkennen. Denken Sie sich in eine elsässische Wirthschaft versetzt, dortige Geschäftsleute und Bauern im Gespräche, unter ihnen auch ein Deutscher zufällig eingeführt. Das einzige Gespräch ist die Tagesfrage, und je mehr Deutsche dabei, desto lauter und breiter sprechen alle Elsässer ihre Ueberzeugung aus, daß alle unsere Siege Erdichtung, daß Mac Mahon heimlich nach Berlin schleiche u. s. w.; wenn wir sie widerlegen, so erbittert es, verfehlt den Zweck. Auf einmal aber wird der Deutsche angeredet: „Sie, wie viel Francs Steuer kommt denn bei Ihnen auf den Kopf? Ist's wahr, daß Sie viel weniger bezahlen?" Ein Mann, mit dem ich seit 12 Jahren Geschäfte machte, sagte mir: „Ihr bezahlt nur 17 Frcs." — „Allerdings", lautete die Antwort, „12 bis 20 Frcs. per Kopf in Deutschland." Einer bemerkte dann: „Und wir achtunddreißig" — und Alle wurden stumm. Sofort fällt ein Anderer ein mit der Tabakregie. Sie Alle wissen längst, daß unsere Cigarren und Tabake wohlfeiler, der Anbau, Fabrikation und Handel frei sind; sie lassen sich die deutsche Tabakswirthschaft erzählen, und ohne Ausnahme sprechen sie das Verlangen aus, im Tabakbau ebenso freigestellt zu werden. Der Deutsche hat es dann schon herausgemerkt, daß seine Zechgenossen still zu Hause die Eventualität der Vereinigung mit Deutschland ins Auge fassen und die materielle Bilanz der Sache sich ziehen möchten. Er wird dreister und fängt gerade an, selber auf diese Eventualität hinzuweisen. Da kommt ein Weinproduzent neugierig ihm entgegen: „Im Zollvereine wird, glaub' ich, weitaus nicht so viel Wein gepflanzt, als in Frankreich; der Hirschwirth von L. (in Baden) hat schon gesagt, die leichten Weine würde man alle bei uns holen." Und ein anderer bemerkt weiter: „Wir brauchen keine Wein-Einfuhr aus Frankreich, wir müssen Absatz suchen; es wäre also wirklich ein Vortheil für den Elsässer Weinproduzenten, wenn er in den Zollverein käme." Und der Deutsche wird kecker; er fängt an zu raisonniren über die französische Verwaltung — und findet keinen Widerspruch. Der Eine erkühnt sich zum Geständnisse: „Es ist wahr, sie schleppen Alles hinein, heraus kommt nichts mehr" (das heißt, die französische Verwaltung schleppt Steuern und Staatsgut ins stockwälsche Frankreich hinein, und die Elsässer sind die Aschenbrödel des Reiches), und neugierig verlangen jetzt Alle eine Auseinandersetzung der Grundlagen unserer so freien selbständigen Gemeindeverwaltung, horchen auf, daß in den wichtigsten Staatsverwaltungszweigen dem Amtsvorstand ein Bezirksrath von Bürgern berathend oder entscheidend zur Seite steht u. s. w.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Peruanische Bäder.) „Als ich in Peru am Meeresufer wandelte," erzählte ein vor längerer Zeit von dort zurückgekehrter Reisender, „bot sich mir ein sonderbares, aber nicht unschönes Schauspiel dar. — Die dortigen Damen ließen sich auf den Schultern indischer Badewärter, lauter starker, kräftiger Männer, die nur mit Beinkleidern bekleidet waren, in die See tragen, und wenn diese tief genug hineingegangen waren, fingen sie mit ihrer schönen Last auf den Schultern an zu schwimmen. — Dadurch kamen die Hoden in eine horizontale Lage und konnten sich des Bades ebenso gut, als wenn sie selbst schwämmen, erfreuen. — Auf diese Weise gingen sie meilenweit in die See und ich hörte diese Badeart nachher allgemein von ihnen als die gesündeste und sicherste rühmen." Was meinen unsere liebenswürdigen Leserinnen dazu? — Würde auch ihnen ein derartiges Bad behagen? —

Berlin. Die Ehefrau eines gegenwärtig vor Metz stehenden Landwehrmannes zeigte, wie die „Spen. Ztg." erzählt, dem General-Feldmarschall Grafen Wrangel ihre Entbindung von einer Tochter an und knüpfte daran die Bitte, bei der Taufe derselben, die in der Jakobkirche vollzogen werden sollte, Pathenstelle zu übernehmen. Rechtzeitig erschien der Feldmarschall zum Taufakte, ließ sich den kleinen Täufling zeigen, übergab den Angehörigen als Pathengeschenk für denselben zwei Friedrichsd'or und fragte hierauf, welcher Name für sein Pathchen bestimmt sei. Als ihm eine ganze Reihe genannt wurde, bemerkte er kurz: „Ach was! Unsere brave deutsche Armee kennt jetzt nur einen Ruf, und der ist „Viktoria"! So allein und nicht anders muß die Soldatentochter heißen." Also geschah es.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. **Montag, 3. Oktober** **1870.**

Die Bayern in der Schlacht bei Sedan.

Bei dem ruhmvollen, man kann sagen, Ausschlag gebenden Antheil, den die bayerische Armee an den jüngsten entscheidenden Kämpfen genommen, rechtfertigt es sich, wenn wir dem bereits hierüber Mitgetheilten nachstehenden, der „Allg. Ztg." „aus zuverlässiger Quelle" zugestellt gewordenen Bericht folgen lassen. Aus demselben ergibt sich auch, daß die in einigen Berichten aufgestellte und auch im Publikum mehrfach verbreitete Anschauung, als hätte das bayerische 1. Armeekorps den Angriff zu früh begonnen, eine vollständig unbegründete ist. Am 28. Aug. marschirte das 1. bayerische Armeekorps in engste Kantonnirung und Bivouak um Varennes; die Avantgarde rückte nach Baulny. An diesem Tage hatten die größtentheils bivouakirenden Truppen sehr viel von dem in Strömen niedergehenden Regen zu leiden, der Operationsbefehl des Oberkommandos hatte für den 29. August eine Vorrückung des Korps gegen Grand-Pré angeordnet. Eingetroffene Meldungen veranlaßten jedoch das Oberkommando, das 1. bayerische Korps am 29. Aug. nach Sommerance zu dirigiren, woselbst es hinter dem bei Landres stehenden linken Flügel der Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen Stellung nehmen sollte. Durch persönliche Anordnung des Generals v. Moltke wurde jedoch die erste Division in St. Juvin an der großen Straße nach Grand-Pré belassen, so daß nur die zweite Division auf dem Plateau bei Sommerance im Bivouak stand. Man erwartete nämlich, daß andern Tags eine Bewegung in westlicher Richtung nothwendig würde. Mittags trafen jedoch bestimmte Nachrichten über die Stellung und Stärke der französischen Armee ein. Demgemäß wurde für den 30. Aug. ein allgemeiner Angriff der dritten Armee und der Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen auf die feindliche Stellung zwischen Le Chêne und Beaumont befohlen. Das erste Korps hatte Befehl, über Buzancy und Sommauthe gegen Beaumont vorzurücken und diesen Punkt anzugreifen. Rechts vom 1. bayerischen Korps hatte der Kronprinz von Sachsen ebenfalls gegen Beaumont vorzurücken, während die Armeekorps des Kronprinzen von Preußen links vom ersten Korps vorgingen; das 2. bayerische Korps folgte unmittelbar dem 1. bis nach Sommauthe. Der Feind wurde in seinem Lager bei Beaumont vollständig überrascht. Die an der Tête marschirende vierte Brigade wurde durch General v. d. Tann sogleich gegen die Rückzugslinie des Feindes gerichtet; dieselbe Direktion erhielt die dritte Brigade, welche zur Unterstützung links von der vierten ins Gefecht eingriff. Beide Brigaden gingen mit ausgezeichneter Bravour vor und drängten den weichenden Feind gegen Yoncq und Varimont. Das 1. Jägerbataillon nahm hiebei zwei bespannte Geschütze. Um den Gegner weiter nordwärts zu drängen, dirigirte General v. d. Tann die erste Division gleich bei ihrem Eintreffen durch den Wald von Beaumont in nordwestlicher Richtung gegen La Besace. Eine feindliche Arrièregarde, die sich nördlich dieses Ortes festgesetzt hatte, wurde durch die erste und zweite Brigade, welche den Feind in beiden Flanken umgingen, bis über Raucourt und weiter nördlich zurückgedrängt, woselbst die Dunkelheit dem Gefecht ein Ende machte. Von der zweiten Division hatte General v. d. Tann auf Ansuchen des Kommandanten des 4. preuß. Korps 4 Bataillone und 2 Batterieen diesem Korps zur Unterstützung überlassen. Dasselbe drängte den Gegner bei Villers devant Mouzon über die Maas, wobei besonders die beiden Batterieen Gelegenheit hatten, wirksam

einzugreifen. In der Nacht vom 30. auf den 31. Aug. stand das bayerische erste Korps mit dem Gros um Raucourt und La Besace; die an das vierte Korps abgegebenen 4 Bataillone und 2 Batterieen bei Pouron. Für den 31. Aug. war vom Oberkommando befohlen, daß der Tags vorher auf allen Punkten geschlagene Feind bis an die Maas verfolgt werden solle. Das erste bayerische Korps sollte deßhalb bis nach Remilly sur Meuse, das zweite bayer. Korps dahinter bis Raucourt rücken, während die Armeekorps des Kronprinzen von Sachsen von Mouzon aus längs des rechten Maasufers nachzudrängen befohlen waren. Das erste Korps hatte die erste Brigade mit einer 6Pfünder- und einer 4Pfünder-Batterie an der Spitze; hierauf folgte die zweite Brigade, dann die ganze Artillerie-Reserve, dieser endlich die zweite Division. Gegen 10 Uhr traf von der Avantgarde die Meldung ein, daß jenseits der Maas bei Bazeilles und Douzy sich starke feindliche Kolonnen zeigten, welche theilweis in westlicher Richtung marschirten. Die Artillerie der Avantgarde war bereits auf den Höhen östlich und westlich des Dorfes Remilly sur Meuse in Aktion getreten. Der Feind entwickelte bedeutende Artillerie, welcher aber bald die Reserve-Artillerie des ersten Korps, die im Trab nachgerückt und in ausgezeichneten Positionen aufgefahren war, mit Erfolg antwortete. Die feindlichen Truppen waren dem ersten Korps an Infanterie bedeutend überlegen, hatten außerdem eine zur Vertheidigung des Maasüberganges vorzüglich geeignete Stellung auf den Höhen nördlich von Bazeilles inne und bestrichen die sämmtlichen Ausgänge des Orts, sowie die Eisenbahnbrücke und das Maasufer mit mehreren Mitrailleusen-Batterieen. Der Kommandant des ersten Armeekorps beschloß daher, sich in den Besitz der Eisenbahnbrücke zu setzen, ein weiteres offensives Vorgehen über die Maas jedoch erst dann zu befehlen, wenn ein Eingreifen der Armeekorps des Kronprinzen von Sachsen, welcher längs des rechten Maasufers vorzugehen beordert war, bemerkbar würde. Deßhalb ließ General v. d. Tann auch zwei Jägerbataillone (4. und 9.), welche aus eigenem Antriebe über die Eisenbahnbrücke vor und in Bazeilles eingedrungen waren, aber unmöglich weiter vordringen konnten, zurücknehmen und an der Eisenbahnbrücke eine Aufstellung suchen. Ein Versuch des Feindes, die Eisenbahnbrücke zu sprengen, wurde schon im Laufe des Vormittags von unserer Seite abgewiesen. Zugleich ließ General v. d. Tann zwei Pontonbrücken über die Maas schlagen und in deren Nähe die erste Brigade verdeckt in Bereitschaftsstellung rücken, um, sobald die erwartete Flankenbewegung am rechten Maasufer einträte, mit bedeutenden Kräften rasch vorbrechen zu können. Die Vorbereitung zum Vorstoß gegen Bazeilles war eben beendigt, die Artillerie noch durch vier Batterieen des zweiten Korps verstärkt worden, als die Nachricht eintraf, daß die Armeekorps des Kronprinzen von Sachsen im Laufe des 31. nicht mehr zum Angriff kämen, sondern Bivouaks und enge Kantonnirungen bezogen hätten. In Folge dessen befahl der Kommandant des 1. bayerischen Armeekorps, daß die erste Brigade mit einigen Bataillonen der zweiten Brigade unter Kommando des Generalmajors Diell, unterstützt von der über Nacht in Position bleibenden Reserve-Artillerie, die unter Tags eingenommene Stellung während der Nacht besetzt halten, während das Gros des Korps zwischen Angecourt und Remilly ins Bivouak rückte. Die Eisenbahnbrücke wurde verrammelt und gegen einen Ueberfall vollkommen gesichert. In der Nacht vom 31. Aug. auf den 1. Sept. erhiel General v. d. Tann vom Oberkommando den Befehl, andern Tags nach Maßgabe des Vorrückens der Armeekorps des Kronprinzen von Sachsen in die Schlacht einzugreifen, jedoch mit dem Zusatz: daß es ihm unbenommen sei, noch während der Nacht eine Wegnahme von Bazeilles zu versuchen, um hiedurch den Feind bis zum Herankommen der übrigen Korps festzuhalten. Demgemäß befahl General v. d. Tann auch sogleich den Angriff auf Bazeilles. Um 4 Uhr früh, bei einem dichten, jeden Ueberblick hemmenden Nebel, rückte die Avantgarde unter Generalmajor Diell, welcher die Brigade Orff nachgezogen wurde, zum Sturm auf Bazeilles vor; die zweite Division folgte bald nach und unterstützte die erste Division. Der Feind kämpfte mit großer Hartnäckigkeit; einer seiner besten Truppentheile, die Marine-Infanterie, hatte Bazeilles besetzt und vertheidigte den großen, ganz aus steinernen Häusern bestehenden Ort Schritt für Schritt. Die hier fechtende französische Division gehörte dem noch intakten Korps des Generals Lebrun an, welches dann durch das 1. franz. Korps unterstützt wurde. Der Oberbefehlshaber der franz. Armee, Marschall Mac Mahon, wurde an diesem Punkt gegen 8 Uhr Morgens schwer verwundet, und dessen Verwundung und der darauf eingetretene Wechsel im Kommando war von wesentlichem Einfluß auf die Leitung der Schlacht. Der Kampf um den Besitz des Dorfes dauerte

fast sechs Stunden, denn erst gegen 10 Uhr war es unbestritten im Besitz des 1. bayer. Korps. Der Verlust war sehr bedeutend, besonders bei einigen Bataillonen, die in einem großen Park fochten, den die Franzosen als ihren letzten Stützpunkt mit Zähigkeit festhielten, wobei sie von ihren Batterieen und Mitrailleusen wirksam unterstützt wurden. Um ½9 Uhr hatte das Korps Fühlung mit dem preußischen 12. Korps (Sachsen), welches auf dem rechten Flügel focht. Das ganze 1. Korps hatte sich nach und nach an diesem erbitterten Lokalgefechte betheiligt. Die Batterieen der Divisionen waren seitwärts (nördlich) des Ortes Bazeilles aufgefahren und beschossen auf die nächste Distanz, häufig im feindlichen Infanteriefeuer, den zähe aushaltenden Gegner. Gegen 11 Uhr war die dem bayer. 1. Armeekorps zugewiesene dritte Division über die Eisenbahnbrücke vorgerückt und auf Befehl des Generals v. d. Tann längs der Maas über Bazeilles hinaus gegen Balan vorgegangen. In diesem Dorfe und auf den nächsten Höhen entspann sich nunmehr ein neues heftiges Gefecht. Die dritte Division hatte bedeutende Kräfte gegen sich und wurde auch von Sedan aus beschossen. Von der dem General v. d. Tann gleichfalls zur Disposition gestellten Avantgarde-Brigade des preuß. 4. Korps in der Stärke von vier Bataillonen war ein Bataillon zum Sturm auf Bazeilles verwendet worden, ein Bataillon aber später bei dem Gegenangriff auf Balan als Unterstützung nachgeschoben. In Voraussicht eines möglichen feindlichen Gegenstoßes in der Richtung auf Bazeilles, hatte General v. d. Tann die erste und Theile der vierten Brigade, nachdem sie ihre Munition ergänzt, aus Bazeilles in eine Aufstellung östlich von Balan vorbeordert und ebenso die Reserve-Artillerie auf eine günstig gelegene Höhe östlich von Balan postirt. Gegen 4 Uhr machte der Feind wirklich den letzten heftigen Angriff gegen Balan, nach Aussage von gefangenen Offizieren unter persönlicher Anwesenheit des Kaisers Napoleon. Die dritte Division, welcher General v. d. Tann bereits ein Bataillon des 1. Infanterie-Regiments zugewiesen, seit drei Stunden im heftigsten Gewehr- und Mitrailleusenfeuer, verlor einen Theil des Ortes, wurde jedoch sofort von der ersten Brigade unterstützt. Sobald sich die Têten der östlich vorrückenden feindlichen Abtheilungen zeigten, wurden sie durch die Reserve-Artillerie mit lebhaftem Feuer empfangen, dem sogleich ein von bestem Erfolg gekrönter lebhafter Angriff der gesammten Infanterie folgte. Der Feind wurde in die Festung Sedan zurückgeworfen. General v. d. Tann ritt nach eingetretener Dunkelheit bis unmittelbar vor die Thore Sedans, vor welchen bereits Truppen der ersten Brigade und zwei Bataillone des preuß. 4. Korps standen. Eine im Namen des Kronprinzen von Preußen erfolgte Aufforderung zur Uebergabe blieb noch ohne Resultat; die Kapitulation erfolgte, wie bekannt, am nächsten Tage in der schon näher mitgetheilten Weise. Das Benehmen der Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften während der drei Schlachttage kann nicht genug gerühmt werden. Am folgenden Tage, 2. Sept., bivouakirte das 1. bayer. Korps auf dem Schlachtfelde und am 3. Sept. Nachmittags marschirte es in eine Stellung westlich von Sedan zwischen Petit Torcy und Villette, um die dort auf einer Maasinsel konzentrirten Gefangenen gegen Süden vollkommen abzuschließen. Am 4. Sept. erhielt das 1. bayer. Armeekorps Befehl, im Wechsel mit dem 11. preuß. Korps den Rücktransport der Gefangenen bis nach Pont-à-Mousson zu bethätigen.

Stimmungen im Elsaß.

(Schluß.)

Das Ding gefällt ihnen gar sehr, und Dieser oder Jener um den Tisch, der nur sein Alemannisch-Deutsch kennt, spricht seinen Widerwillen über den Sprachenzwang aus. Und der Deutsche wird noch kühner und will sie für die Einverleibung erwärmen, da werden die Umsitzenden zum Theil etwas empfindlich und betheuern stolz ihre Liebe zu Frankreich, Andere bleiben stumm in sich und wachsam, nicht einmal durch Mienen zu verrathen, was in ihnen vorgeht. Die Gesellschaft geht auseinander, der Elsässer Geschäftsmann, der den deutschen Geschäftsfreund eingeführt hatte, geht mit diesem weiter; unterwegs plaudern sie ein vertrauteres Wörtchen. Der Deutsche sagt dem Elsässer: „Lieber Charles, ich habe dich gewiß noch nie angelogen, es ist wahr, eure Armee ist gefangen u. s. w.“ Und mehr als einmal lautet die Antwort: „Im Vertrauen gesagt, wir wissen und denken es wohl; hätten wir noch eine Armee, so würde sie die „Stadt“ (Straßburg) nicht bombardiren lassen. Aber gnad' Gott dem, der deutscher Gesinnung verdächtig wird, wenn wir französisch bleiben sollten; die Leute fürchten Cayenne. In alle Ohren wird es heimlich geblasen, daß Alle streng bestraft werden, die un-

französische Gesinnung an den Tag gelegt haben. Sogar Drohbriefe werden gelegt."

Aus diesem getreuen Abbild der Vorgänge wird Jeder die Ueberzeugung fassen, daß folgende Verhältnisse für die Gesinnung der Bevölkerungsmasse im Elsaß entscheidend sein werden: Begründung der Selbstverwaltung der Gemeinde, Einfluß des bürgerlichen Elements in der Staatsverwaltung, Ehrlichkeit derselben, deutsche Geschäftssprache, Beseitigung der Fesseln des Tabakbaues und Handels, Weinabsatz. Der Widerwille gegen das Stockfranzosenthum spricht sich überall und unverhohlen aus, diese werden nur als geckenhafte Possenreißer betrachtet. Aber uns gegenüber fühlt der gebildetere Elsässer sich meist als stolzer Franzose, während die Masse der Bauern indifferenter ist. So sehr aber staunen sie jetzt unsere Kriegskraft an (je höher sie die ihrige überschätzten), daß der Ruhm, Franzose zu sein, heute kein Hinderniß mehr für die Meisten sein wird, obige praktische Gründe zum Anschluß an Deutschland neben den bisherigen Neigungen aufkommen zu lassen. In Straßburg bestand schon vor fünf Wochen eine deutsche Partei (ich las den Brief eines Mitgliedes), und manche Männer aus dem Elsaß arbeiten auf Anschluß an Deutschland geradezu hin. Im Briefe eines Pfarrers z. B. steht: „Wenn ihr uns jetzt nicht holt — nach 20 Jahren geht's nie mehr!" Rascher, als je geahnt, wird deutsche Gesinnung dort neu erstehen, wenn der Krieg und seine Leidenschaften beendigt und mit unserer Hilfe die Wunden sich heilen werden. Diese Ueberzeugung sprechen auch die Elsaß-Reisenden aus.

Mannigfaltiges.

Berlin, 24. Sept. Eine durch Provinzialblätter verbreitete eigenthümliche Geschichte macht hier Aufsehen und wird ganz sicher zur Konstatirung des Thatbestandes führen. Ein bäuerlicher Besitzer aus Westpreußen machte den Feldzug von 1866 mit und kehrte aus demselben nicht zurück. Die Verlustliste führte ihn unter den „Vermißten" an, man hielt ihn für todt, seine Frau nahm daher einen zweiten Mann. Jetzt, da letzterer mit nach Frankreich ausmarschirt ist, erscheint der erstere Gatte plötzlich wieder und reklamirt natürlich sein gutes Recht. Er erzählt, er sei mit vielen anderen preußischen Kriegsgefangenen in ein österreichisches Kohlenbergwerk gebracht und dort festgehalten worden, bis es ihm kürzlich gelungen sei, zu entspringen. Der Mann, sein Name ist Sdrojewski, versicherte auf das Allerbestimmteste, es befänden sich noch jetzt in dem Bergwerke eine ansehnliche Anzahl preußischer Gefangener von 1866. Die Geschichte klingt ganz unglaublich, nichts desto weniger ist es wünschenswerth, daß eine Untersuchung eingeleitet werde.

(Der preußische Schutzpatron!) Französische Soldaten, die von richtigen Söhnen der „rothen Erde" im Handgemenge gefangen genommen und später transportirt wurden, erkundigten sich eifrigst nach dem Schutzpatron der Preußen, welcher ein gar gewaltiger Heiliger sein müsse, denn jedesmal, wenn die Preußen unter dessen Anrufung mit Bajonett und Kolben dreinfuhren, behielten sie die Oberhand. Die verwunderten Preußen wollten von nichts wissen, bis endlich sich herausstellte, daß die Franzosen den westphälischen Stoßseufzer: „Himmel-Herrgott's-Donnerkiel" für den Namen eines deutschen Heiligen gehalten hatten.

Unter den Turkos, die im Lager zu Spandau gefangen sind, findet man viele Pariser Kinder, die lebhaft, sobald die Sprache darauf kommt, für die Uneinnehmbarkeit von Paris und trotz alledem und alledem für die Unbezwinglichkeit Frankreichs plaidiren, welche nur der große Verräther — so nennen sie den Kaiser — in Schatten gestellt hätte. Uebrigens hat die überwachende Landwehr unter den streitbaren Turkos vier Frauen entdeckt, die natürlich sofort von den „Kameraden" getrennt wurden.

Wenn man alle die Tollheiten in Betracht zieht, welche Paris ganz besonders in diesem Augenblicke zu Tage bringt, Tollheiten, welche das Land in unsagbares Unglück stürzen, so ist man versucht, einen Ausspruch des alten Blücher als Orakel zu betrachten. Als nämlich dieser wackere Heldengreis 1815 dem letzten Gefecht vor den Mauern von Paris vom linken Ufer der Seine zuschaute und ein Generalsstabsoffizier, zu ihm tretend, äußerte, „er hoffe, daß man dieses Babel nun doch verbrennen würde," gab ihm der Feldherr zur Antwort: „Wenn ich Herr wäre, so würde ich noch eins dazu bauen; Frankreich wird an Paris sterben!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Mittwoch, 5. Oktober 1870.

Das Jahr 1870 und die deutsche Marine.

Zu den glänzenden Triumphen, welche die deutsche Kraft zu Lande feiert, zu dem lebensvollen Bilde angespanntester Thätigkeit und Opferfreudigkeit, in der alle Stämme und Schichten des deutschen Volkes in- und außerhalb Deutschlands mit einander wetteifern, bietet das kümmerliche Loos, welches der gegenwärtige Krieg über die deutsche Marine heraufbeschworen hat, einen grellen und bedauerlichen Kontrast. Unsere Kriegsmarine, sich ängstlich verbergend in den nothdürftig geschützten Kriegshäfen — unsere Handelsmarine ein Raub des Feindes, wo sie aus Unkunde des Krieges sich auf offenem Meere blicken läßt, im Uebrigen aber in fremden und eigenen Häfen verfaulend! Zum Drittenmale während eines Menschenalters zahlen die Rheder und Schiffer unserer Küstenstriche die Kosten eines deutschen Krieges, zum Ersten- und Zweitenmale in den Kriegen von 1848 und 1864 mit Dänemark, zum Drittenmale im jetzigen Kriege mit Frankreich. Nicht der Werth der genommenen Schiffe und Ladungen beziffert die Höhe ihrer Verluste, sondern es gesellt sich noch ein Posten von ungleich höherem Betrage dazu: der nach Millionen zu berechnende Ausfall, den das Feiern von Tausenden von Seeleuten und die Unproduktivität des in unserer Marine angelegten Kapitals zur Folge hat.

So scheint denn das Jahr 1870, dieses Wunderjahr der deutschen Geschichte, reich an Ehren und Erfolgen, wie kein anderes im Laufe von 1800 Jahren, in die Annalen der deutschen Marine als ein ausgesuchtes Unglücksjahr eingetragen werden zu müssen. Aber nur das blöde Auge, welches über dem Nächsten das Fernliegende übersieht, kann so urtheilen. Wer etwas weiter blickt, wird auch durch die Staubwolken hindurch, welche überall in der Geschichte aufwirbeln, wenn etwas Großes im Anzuge ist, schon die Umrisse der kommenden Zeit wahrzunehmen im Stande sein. Hinter dem vermeintlichen Unglücksjahr muß sich in Wirklichkeit für die deutsche Handelsmarine eine große Zukunft bergen, auch für sie wird das Jahr 1870 einen Umschwung bezeichnen, wie sie ihn noch nie erlebt hat. Die Früchte der Siege bei Metz und Sedan reifen nicht blos in Elsaß und Lothringen; wir werden sie ernten in den entlegensten Punkten der Welt: in Siam, in China, in Japan. Ueber alle Meere der Erde eilt jetzt die Kunde von den gewaltigen Siegen der Deutschen, und es wird bald kein noch so entlegener Hafen auf dem Erdenrunde mehr sein, in dem nicht der gemeinste Packträger es weiß, daß das mächtige Reich der Franken in wenigen Wochen von den Deutschen zu Boden geworfen und ihr Kaiser, bisher der mächtigste Monarch der Welt, gefangen genommen worden ist. Diese Nachricht wiegt für die Geltung der zukünftigen deutschen Flagge in allen fremden Häfen so viel als das Erscheinen einer Panzerflotte, denn überall wird sie dem unbefangenen Urtheil als Maßstab der Macht und Größe Deutschlands dienen. Wenn schon die Erfolge des Jahres 1866 in den Häfen des Mittelmeeres und jenseits des Oceans in einer von allen unsern dortigen Landsleuten übereinstimmend wahrgenommenen Weise die Achtung vor dem deutschen Namen erhöht und die Wirksamkeit des deutschen Schutzes in dem Maße gesichert haben, daß Angehörige fremder, durch keine besonderen Konsuln vertretener Nationen, wie z. B. manche Schweizer sich aus dem französischen Schutz in den deutschen begaben, um wie viel mehr wird die durch die Siege des gegenwärtigen Jahres vollständig verschobene Stellung Deutschlands sich auch im maritimen Verkehr geltend machen. Wenn, wie wir hoffen, die That-

sache der Einigung des gesammten Deutschlands auch in einer neuen Flagge ihren Ausdruck finden und das Schwarz-roth-gold des neuen deutschen Reiches die Farben des Norddeutschen Bundes verdrängen wird, so wird diese neue Handelsflagge überall dieselbe respektvolle, in manchen Stellen vielleicht eine geneigtere Aufnahme finden, als bisher die französische genoß; überall, wo sie sich zeigt, wird sie die Verkünderin unserer Siege und unserer Macht sein. Noch niemals, so lange die Welt steht, ist eine neue Flagge bei ihrem ersten Erscheinen einem so günstigen Vorurtheil, einem solchen Glauben an die Macht, welche sie repräsentirt, begegnet.

Aber das günstige Vorurtheil und der Glaube an die Macht kann auf die Dauer den wirklichen Besitz und die thatsächliche Entfaltung der Macht nicht ersetzen. Will Deutschland sich die Stellung, die ihm im überseeischen Verkehre ungesucht entgegen getragen wird, auf die Dauer wirklich sichern, so muß es sich auch zur See zur entsprechenden Machtentfaltung verstehen. Bekanntlich hat die Presse seit den beschämenden Erfahrungen des Jahres 1848 im Kriege mit Dänemark es an Mahnungen in dieser Richtung nicht fehlen lassen, und was Preußen in den letzten Jahren in dieser Beziehung gethan hat, beweist, daß es die Bedeutung einer Kriegsmarine für den deutschen Seeverkehr sehr wohl zu würdigen versteht. Wenn gleichwohl die Anstrengungen, die der Nordbund zu dem Zwecke gemacht hat, hinter denen, welche er auf das Landheer verwendete, weit zurückgeblieben sind, so wird dies angesichts der Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges kein Verständiger mißbilligen. So lange der Krieg mit Frankreich, über dessen Unvermeidlichkeit seit dem Jahre 1866 kein Zweifel mehr obwalten konnte, nicht ausgekämpft war, mußte die Schlagfertigkeit zu Lande das Hauptziel der preußischen Militär-Verwaltung sein. Anders aber stehen jetzt die Dinge. Wenn, wie wir voraussetzen, Deutschland das Schwert nicht eher in die Scheide stecken wird, bis Elsaß und Deutschlothringen unser sein werden, so wird die dadurch bewirkte Sicherheit unserer Geenzen nach Frankreich hin es sehr bald ermöglichen, von dem Budget für die Landarmee einen namhaften Theil für die Kriegsmarine abzugeben. Für die nächsten Jahre allerdings noch nicht, denn die Kompletirung des Kriegsmaterials, sowie die Festungsbauten in den neuakquirirten Provinzen werden gewaltige Summen verschlingen. Aber nach diesem Zeitpunkte, wenn erst der normale Zustand der deutschen Wehrfähigkeit zu Lande hergestellt sein wird, dürfte ohne Gefahr für letztere das Budget für die Landarmee zu Gunsten der Kriegsmarine schon um einige Millionen verringert werden können. Reichte der bisherige Etat aus, um dem Norddeutschen Bunde im Laufe von 4 Jahren die bewundernswerthe Schlagfertigkeit zu verschaffen, von der jede Woche uns neue Proben gibt, so ist es klar, daß es einer gleich starken Anspannung nicht mehr bedürfen wird, nachdem der Beitritt der süddeutschen Staaten zu dem Norddeutschen Bunde die disponible Militärkraft auf eine Höhe gebracht haben wird, der kein anderes europäisches Staatswesen etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat, und nachdem die Wiedererlangung von Metz und Straßburg die zukünftigen deutschen Grenzen in einer Weise gesichert haben wird, welche ein Aequivalent von einer Armee von 100,000 Mann bedeutet. Eine Seemacht ersten Ranges wird und kann Deutschland nie werden aus Gründen, die auszuführen hier nicht der Ort ist. Aber eine Seemacht zweiten Ranges kann und muß es werden, und wir sind der Ueberzeugung, daß man sich in Berlin über die Nothwendigkeit dieser Anforderung und die Höhe der zu dem Zwecke zu bringenden Opfer nicht täuschen wird. Der Besitz einer achtunggebietenden Panzerflotte in der Ostsee hätte die ganze Küstenarmee an der langgestreckten Küste der Ostsee frei und für andere Zwecke disponibel gemacht und schwerlich würde Frankreich an der Unsitte des Seeraubes festgehalten haben, wenn nicht die Ungefährlichkeit der deutschen Kriegsflotte die Besorgniß vor einer möglichen Reziprozität völlig ausgeschlossen hätte.

So braucht man denn kein Prophet zu sein, um zu wissen, daß das künftige deutsche Reich der deutschen Kriegsmarine eine gesteigerte Aufmerksamkeit und verdoppelte Anstrengungen zuwenden wird. Bekanntlich aber ist die naturgemäße Entwicklung einer Kriegsflotte eine außerordentlich langsame. — Flotten wachsen ebenso langsam wie Völker. Aber was nicht auf eigenem Boden gewachsen ist, muß man suchen, von außerhalb zu beziehen, und dazu bietet jetzt in Bezug auf die Flotte der bevorstehende Friedensschluß eine ganz vorzügliche Gelegenheit. Bekanntlich figurirt unter den in der Presse auftauchenden angeblichen Friedensbedingungen auch die der Abtretung der Hälfte der französischen Panzerflotte. Für uns hat es nicht erst dieser Nachrichten bedurft, um unser Augenmerk auf diesen Punkt zu richten, wir waren vielmehr schon seit Beginn

des Krieges der Ueberzeugung, daß es, von der vorübergehenden Frage der Kriegsentschädigung abgesehen, nur zwei würdige Zielpunkte des Krieges geben kann: Sicherung Deutschlands gegen wiederholte Angriffe Frankreichs, und zwar erstens zu Lande und zweitens zur See. Ersteres durch Abtretung der alten Reichslande Elsaß und Lothringen, Letzteres durch Abtretung eines Theils der französischen Flotte.

Zu Lande sind wir in Zukunft gegen französische Kriegsgelüste durch den Besitz von Elsaß und Lothringen hinlänglich gedeckt; zur See dagegen würde Frankreich bei dem jetzigen Zustande unserer Kriegsmarine uns jederzeit den größten Schaden zufügen können, und welcher Entschlüsse ein in den Zustand wildester Leidenschaft versetztes Volk bei völliger Unsicherheit seiner Verfassungszustände fähig ist, wer will es voraussehen? Frankreich hat fortan stets die Hand am Degen und wird der geborene Alliirte einer jeden Macht sein, welche gegen Deutschland Bundesgenossen sucht. Einem solchen Todfeind eine gefährliche Waffe in der Hand zu lassen, wäre ein unverantwortlicher Fehler, wäre ein Frevel gegen Deutschlands Ruhe und Sicherheit. Hoffen wir darum, daß die französischen Kriegsschiffe nicht umsonst die Reise in die Ostsee unternommen haben, daß sie vielmehr, wie einst die dänische „Gefion" bei ihrem Besuch in Eckernförde, einen dauernden Aufenthalt dort finden mögen; auf diese Weise würde der Wunsch der französischen Marine, mit unseren Häfen nähere Bekanntschaft zu machen, ganz in derselben Weise in Erfüllung gehen, wie der der französischen Landarmee, Berlin, Magdeburg, Erfurt, Königsberg u. s. w. kennen zu lernen.

Eine andere Stipulation des Friedens, welche im Interesse unserer Marine geboten ist, würde außer der Entschädigung für den derselben durch das Aufbringen unserer Schiffe und die Störung der Schifffahrt zugefügten Schaden in der Anerkennung des Grundsatzes der Unverletzlichkeit des Privateigenthums auf der See oder dem Verzicht auf das barbarische Recht des Seeraubs bestehen. Wenn auch Frankreich sich von diesem Ueberbleibsel der Barbarei vergangener Jahrhunderte losgesagt haben wird, so wird England die zweifelhafte Auszeichnung genießen, die einzige Nation in Europa zu sein, welche die Beibehaltung dieses Raubes in Formen des Rechts mit seinen Rechtsanschauungen und seinen nationalen Begriffen von Ehre und Humanität nicht für unvereinbar hält, eine Auszeichnung, die es schwerlich noch lange aufrecht erhalten dürfte.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so wird der zukünftige Frieden in Bezug auf die maritimen Interessen Deutschlands folgende drei Punkte enthalten müssen:

1. Entschädigung aller durch die französische Art der Kriegsführung zur See benachtheiligten deutschen Rheder, Schiffer und sonstiger bei der Schifffahrt mittelbar interessirten Personen;

2. Anerkennung des Grundsatzes der Sicherheit des Eigenthums wie zu Lande, so auch zur See;

3. Aufhebung des gegenwärtigen maritimen Uebergewichts Frankreichs über Deutschland durch Abtretung eines entsprechenden Theils der französischen Flotte.

Mannigfaltiges.

Die „Köln. Ztg." veröffentlicht folgenden Brief, den eine Dame aus dem Elsaß, „Französin vom reinsten Wasser", am 15. Sept. an ihre Schwester schrieb. „Nach der Schlacht bei Wörth am 6. Aug. ertönte Abends im ganzen Dorf, als ein Schreckensruf, das Geschrei: Die Preußen rücken an, rette sich, wer sich retten kann! Von der Verwirrung, die darauf erfolgte, kannst Du Dir keinen Begriff machen. Indeß verstrich der Sonntag, ohne daß der Feind einrückte, nur traurige Ueberreste der geschlagenen französischen Armee zogen hier durch. Am Montag erschienen die badischen Vorposten beim Dorfe und ließen einen Parlamentär nach Straßburg, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern, was natürlich verweigert wurde. Am Donnerstag ward man aufgefordert, für 1000 Mann und 1000 Pferde Quartier bereit zu halten. Dieser Aufforderung folgte die Einquartierung auf dem Fuße nach. Unserm Hofe wurden 13 Mann und 10 Pferde zugetheilt; das war eine Bewegung, aber der panische Schrecken vor den Feinden verschwand gar bald und in kurzer Zeit hatten sie durch ihre Artigkeit und die gute Disziplin ihrer Truppen alle Herzen gewonnen, und als nach 8 Tagen ein Theil der Leute wieder abzog, that es Einem ordentlich leid. Das waren also die Badenser, nun sollten wir auch mit den Preußen Bekanntschaft machen. Am Sonntag nahm unser Haus wieder 9 Mann auf. Unterdessen konnten wir doch in Frieden in unseren Häusern wohnen, keinerlei Gefahr ausgesetzt, und noch frei von jedem Mangel, obwohl man sich auch an den Lieferungen betheiligen mußte, die von der Gemeinde gefordert wurden. Aber die arme Stadt Straßburg! Das Bombardement

hatte begonnen, von Tag zu Tag hörten wir zunehmenden Kanonendonner. Am Abend des 21. August erschreckte uns der rothglühende Abendhimmel, es mußte irgendwo ein ungeheuerer Brand sein. Wir eilten nach der Höhe von Lambertsheim, auf vier Seiten sahen wir die Brandfackel lodern, rings um Straßburg herum, in der Stadt selbst brannte es entsetzlich, von allen Seiten blitzten und flogen die Granaten und Brandkugeln, es war ein gräßliches Schauspiel, ein Schrei des Entsetzens ging durch die versammelte Menge, als mit neuer Macht die Flamme zum Himmel aufschlug. Was war's, das ein Opfer des entfesselten Elementes wurde? Erst einige Tage nachher erfuhr man es. Die neue Kirche war ein Schutthaufen geworden, mit ihr das neu erbaute Gymnasium und die werthvolle Stadtbibliothek. Das Haus Scheidecker, Pensionat Fuchs, alle Häuser von der Neukirche bis zum Münster stark beschädigt. Das waren die Nachrichten, die Ende August aus Straßburg kamen und nicht wenig ängsteten. Unterdessen wechselten bei uns Badenser, Preußen und Polacken. Die Zimmer waren mit Offizieren besetzt. Da erschien noch Lazarethprediger Petri und bat um ein Plätzchen, da er sein Haupt hinlegen möge, und draußen im Hof marschirten 30 Mann auf, die Quartier begehrten. Daß man sich ordentlich zusammennehmen mußte, um den Kopf nicht zu verlieren, wirst Du wohl glauben. Wohl besorgten die 30, die in der Scheune kampirten, ihre Küche selbst, und da sie den Kessel zu klein fanden zum Kochen, errichteten sie sich noch einen Feuerherd im Garten, und nun gings muthig, als arbeiteten sie in den Laufgräben von Straßburg, mit den Schanzschaufeln hinter unsere Kartoffeln und gelbe Rüben. Die Obstbäume aber waren so ziemlich ihrer Last entledigt. Man hatte wohl das Recht, sich um sein Eigenthum zu wehren, denn im Grunde ist's eben den Soldaten verboten, etwas zu nehmen, ohne zu bezahlen, allein bei der Menge, die da war, konnte man nicht mehr dieselbe Ordnung fordern. 5000 Mann lagen hier im Orte während 3 Tagen, dann wurden sie näher zu Straßburg gezogen und bei uns rückten wieder Andere ein. Die Eisenbahn, die am 7. Aug. so zu sagen vor unseren Augen war zerstört worden, war längst wieder in guten Stand gesetzt und brachte Kriegsmunition genug. Draußen am Bahnhofe lagen 20,000 Ctr. Pulver, daneben auf beiden Seiten ein ungeheuerer Artillerie-Park eingerichtet. Lieutenant Rit hatte die Freundlichkeit, uns hinzuführen und uns die Granaten, Shrapnels, Bomben, Kanonen und Mörser sehen zu lassen. Interessant ist's schon, das kennen zu lernen, aber schauerlich der Gedanke, das alles wird gegen Straßburg geführt und soll Tod und Verderben in die arme Stadt schleudern, denn hartnäckig verweigert der Kommandant die Uebergabe. Was soll auf die Dauer aus den armen Einwohnern werden? Du kannst Dir denken, wie wir mit Bangen an unsere Verwandten, an H., an Tante Fl. dachten, von denen wir seit dem 1. Aug. keine Nachricht mehr hatten. Der Jubel, der am 3. d. Mts. unter unserer Einquartierung herrschte, ist unbeschreiblich. Solltest Du aber etwas von der Grausamkeit der Preußen lesen, die sie allerwärts üben sollen, so laß Dich dadurch nicht erschrecken; wohin sie gekommen, ist man von der feinen Bildung der preußischen Offiziere und der guten Disziplin, die unter den Truppen herrscht, eingenommen."

Genf. Ueber die jüngst erwähnte Katastrophe auf dem Montblanc berichtet nun das „Genfer Journal": zweiundzwanzig Führer sind letzten Freitag von Chamounix abgegangen, um die Leichname der Verunglückten aufzusuchen. Einige dunkle Punkte, die man bei den „Petits Mulets" bemerkte, ließen vermuthen, daß sie sich dort befinden. Wirklich fand man daselbst zwei Leichname und drei etwas weiter oben. Von den sechs andern zeigte sich keine Spur. Drei Führer durchforschten den Gipfel des Montblanc, während die Anderen die gefundenen Leichname auf das „Grand Plateau" hinabtrugen; aber diese mühsame Nachforschung blieb ohne Resultat und Alle kehrten zu den „Grand Mulets" zurück. Auf ein gegebenes Signal sind gestern, Samstags, 24 Führer von Chamounix abgegangen, um Sonntags die Leichname vom „Grand Plateau" herabzubringen. Die 22 am Freitag abgegangenen Führer sind am 18. d. nach Chamounix zurückgekehrt. Die gefundenen Leichname sind die von drei Trägern und von zwei der Reisenden. Von den sechs anderen hat man nur die Gürtel und die Seile auffinden können, an denen sie befestigt waren.

(Räthselfrage.) Warum tragen alle französischen Generäle Bärte und warum hat Moltke keinen? — „Weil ihm Keiner gewachsen ist."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Freitag, 7. Oktober 1870.

Der todte Soldat.

Von J. G. Seidl.

Auf ferner, fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel' Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel' Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Aus dem Bivouak vor Paris, 20. Sept., erhält der „Nürnb. Korresp." folgenden Bericht: Endlich, endlich stehen wir vor Paris oder eigentlich über Paris. Denn zu unseren Füßen in riesigem Kreise ausgebreitet, liegt die Weltstadt, majestätisch ragt das Pantheon, Notre Dame, im fernen Nordwest winkt der Montmartre, leichter Herbstnebel hüllt die wunderschönen Hügel rings um Paris mit ihren Schlössern und Wäldern, Parken und stadtähnlichen Dörfern ein, jene Hügel, welche die Umgebung von Paris so einzig machen. Von Minuten zu Minuten fallen auf unsere Linien die schwer dröhnenden Schüsse aus den Forts von Paris, dazwischen krachen bald in Salven, bald einzeln Gewehrschüsse. Doch nur die Nächstbetheiligten interessiren sich für dieses Gekrache, es ist Ruhe gegenüber dem schweren, lauten Tage von gestern. Ruhe auf den Gesichtern, dazu der Stolz des Soldaten, der fühlt, daß er gestern mit blutiger Hand die Höhen sich genommen, über die der Weg zur stolzen Hauptstadt führt; Ruhe, Leichenruhe auch über den vielen Opfern deutscherseits, hoffentlich bald den letzten in diesem Kriege, und über den frisch aufgeworfenen Gräbern. Offiziere und Soldaten stehen in plaudernden Gruppen auf der prächtigen Schloßterrasse oberhalb des Dorfes Plessis Piquet und auf den Schanzen des Chatillon beherrschenden steilen und kahlen Hügels von Moulin de la Tour neben zerschossenen Windmühlen. Drei Forts, das von Montrouge, Vanves und das links daneben gelegene, sind von da überhöht und würden durch

Belagerungsgeschütz bald zu Boden liegen. Hinter den Forts steigt aus Paris soeben ein Luftballon, um sich zu besehen, wie im weiten Kreise um die Mauern die deutschen Helme glänzen. Aus dem Ballon werden Zeichen mit einer rothen Fahne gegeben, mit den Zeichen korrespondiren alsbald Schüsse, welche aus den städtischen Forts auf die am weitesten vorgeschobenen Truppentheile fallen. Ich schreibe die Eindrücke des gestrigen Tages nieder, wie sie eben in die Feder kommen, rein subjektiv, rein vom Standpunkte des einzelnen Beobachters. Die Schlachten dieses Krieges sind zu ausgedehnt, als daß ein vollständiges, ein objektives Bild so bald darnach geliefert werden könnte. Diese Aufgabe fällt der künftigen Geschichts- und Schlachtenbeschreibung zu. Ich kann nur für Eins in meinen Briefen einstehen, für Frische, Unmittelbarkeit, für zumeist Selbstmiterlebtes. Nun zum 19. Sept. 1870! Das 2. bayerische Armeekorps war von Corbeil aus über Lonjumeau, also von Süden, gen Paris vorgerückt. Den Vormarsch behinderten die zahlreichen Verhaue und Gräben, die die Straßen unbrauchbar machen sollten, nicht; die Genietruppen räumten alle Hindernisse aus dem Wege und schlugen bei Corbeil neben der von den Franzosen in die Luft gesprengten Steinbrücke eine Schiffbrücke. Mit Jubel und unter den Klängen des deutschen Liedes ward hier über die Seine gezogen. Am frühen Morgen des 19. Sept. brachen die deutschen Armeen aus ihren Stellungen, die etwa 4—5 Stunden von Paris entfernt gewesen sein mögen, auf, das 5. preuß. Korps gen Versailles, St. Cloud, östlich davon das 2. bayer. Armeekorps. Die 5. bayer. Brigade hatte in der Nacht vom 18. auf den 19. Sept. auf den Höhen zwischen Massy und Wissous bivouakirt und setzte sich um 5 Uhr in Bewegung; um 6¾ Uhr vollzog sie an der Straße südöstlich von Chatenay ihren Aufmarsch neben der Mauer eines großen Parks. Wie schon Stunden vorher rechts und links der Straße war diese Parkmauer mit Schießscharten durchbrochen, jedoch der Park selbst vom Feinde unbesetzt. Alsbald platzten über den Höhen von Sceaux und Plessis Shrapnels; dort mußten die Preußen und die 6. bayer. Brigade allem Vermuthen nach im Kampfe sein. Das 8. Jägerbataillon wurde nun nach Chatenay und in dessen Umgebung vordetachirt und gerieth sofort in lebhaftes Infanteriefeuer, dabei tüchtig von Granaten beworfen, ohne daß Beides wesentlichen Schaden anrichtete. Um 8¾ Uhr wurde die 6Pfünder Batterie Hofmeister westlich von Chatenay zur Unterstützung des Angriffs der Jäger, um namentlich das feindliche Artilleriefeuer zu paralysiren, vorgezogen. Alsbald folgte die ganze Brigade selbst dem 8. Jäger-Bat., nur ein Halbbataillon des 6. Inf.-Reg. wurde bei Croix, ein weiteres Halbbataillon dieses Regiments im Park nördlich des ersten Aufstellungsplatzes bei Chatenay zurückgelassen. Eine Entwicklung in den engen Straßen von Chatenay war jedoch unmöglich, von den nördlichen und westlichen Ausgängen des Dorfes schien allein ein Vorstoß gegen den Feind möglich und kaum mit Erfolg zu erzielen. Der Divisionär Generallieutenant v. Walther, fast gleichzeitig mit einem eintreffenden Korpskommandobefehl, veränderte daher den Angriffsplan. Westlich von Chatenay erheben sich auf dieser Seite ziemlich steil ansteigende Hügel, mit Gebüschen bewachsen, von starken Gartenmauern stufenweise durchzogen, auf der Höhe gegen Sceaux zu mit mehreren hart aneinander grenzenden Parks. Die darin liegenden Schlösser sind förmlich burgartig, namentlich das nördlichst situirte mit seinen Thürmen in altenglischem Style. Zu diesem Park gehört auch die Terrasse oberhalb Plessis mit der wundervollen Aussicht auf Paris, die ich schon erwähnt habe. Die Terrasse springt gegen Ost bastionartig langgestreckt vor, war vom Feinde gut besetzt, daher dem Angreifer von der Ostseite ein unübersteigliches Hinderniß. Der Feind mußte deßhalb von der Süd- und Westseite gepackt werden. Die trefflich gepflasterte Straße, von Chatenay nach Versailles führend, auf der ganzen Nordseite gegen die Stellung des Feindes hin mit Mauern eingefaßt, kam der auszuführenden Bewegung zu Statten. Zuerst wurde (10 Uhr Morgens) die Vierpfünderbatterie Bauer mit dem 1. Bat. des 6. Inf.-Reg. in dieser Weise vordirigirt, denen alsbald die Bataillone Keck (6. Inf.-Reg.) und Leichtenstern (7. Inf.-Reg.) folgten. Mittlerweile war auch die 6. bayerische Brigade an unserm linken Flügel in heftiges Gefecht mit dem Feinde gerathen; eine Batterie aus der Korpsreserve rückte vor zur Verstärkung des Artilleriekampfes, der immer größere Dimensionen annahm. Die Bataillone der 5. Brigade, von der Straße nach Versailles auf dem Kamme des Hügels abschwenkend, hatten bis zu dem Parkkonglomerate bei Plessis ein freies, ungefähr 1500 Schritt langes Plateau zu durchkämpfen, auf dem zahlreiche austerngedüngte Aecker Erdbeeren für das vielverzehrende Paris liefern. Die Erdbeeren waren längst gepflückt, aber dafür lieb-

ten bald die rothen Blutstropfen zwischen den Blättern. In den Parkmauern gegen unsere Stellung hatte der Feind den oberen Rand der ungefähr 9 Fuß hohen starken Mauer krenelirt und, wie wir nach der Erstürmung wohl wahrnahmen, aus Balken, Wagen, Brettern u. s. w. sich improvisirte Schießbänke hergerichtet; darunter lief in der Mauer eine dichte Reihe von Schießscharten. So gedeckt schossen die Franzosen, diesmal durchaus Linie (ich sah Gefangene vom 10., 16., 20., 21. Inf.-Reg. und von der Marine), auf unsere im freien Felde stehenden Truppen. Diese hielten trotzdem nicht allein Stand, sondern gewannen Terrain, wirksam unterstützt durch die Batterie Baur, welche gleichfalls im freien Felde trotz starken Verlustes an Mannschaft und Pferden vorgegangen war und feuerte. Lieutenant und Adjutant Baur vom 7. Inf.-Reg. fiel gleich am Anfange, durch den Kopf geschossen. Gegen Mittag reichte uns die 6. Brigade, welche an diesem Morgen bereits den Preußen zu ihrer Linken wirksam sekundirt hatte, vom linken Flügel die Hand. Es war 12½ Uhr, als das 2. und 3. Bat. des 7. Inf.-Reg., das 1. Bat. des 6. Regiments, unterstützt von dem 2. Bat. des 15. Inf.-Reg., Mauer und Park durch Sturm wegnahmen und trotz heftigen Granatfeuers die Franzosen daraus vertrieben. Vergebens stellten sich deren zurückgehende Kolonnen noch einmal am nördlichen Ausgange des Parks bei Pleſſis, vergebens beschossen die Gegner aus ihrer dominirenden Stellung auf dem Windmühlenhügel (Moulin de la Tour) mit Mitrailleusen, Granaten und Flintenfeuer die vorrückenden Bayern; viele Braven fanden noch im eroberten Park den Tod, so Oberlieutenant Pendele und Landwehrlieutenant Mehler, beide vom 7. Inf.-Reg. Der Park blieb unser, kurz darnach fiel auch die mächtige Schanze von Moulin de la Tour in unsere Hände. Um 2 Uhr Nachmittags krachten die letzten Schüsse auf unserer Seite, bald darauf, vielleicht um 3 Uhr, schwieg die Kanonade auf den ganzen Linien um Paris. Viel Blut war geflossen, jedoch auch viel Erfolg erzielt, viel Terrain gewonnen. Das sah man des Nachts an den Lagerfeuern, die schon in sehr verengtem Kreise ihren Lichtschein gen Himmel schickten. Wie wir hören, befindet sich zur Zeit Hr. Favre im Hauptquartier zum Zweck von Unterhandlungen. Vielleicht hängt damit die heutige relative Ruhe in der Linie zusammen, sowie der gestrige Befehl des Oberkommandos, ein ernstliches Gefecht mit dem Feinde möglichst zu vermeiden, ein Befehl, der allerdings nicht buchstäblich befolgt ward. Nach dem gestrigen kühlen Biwouak auf dem Erdbeerenschlachtfelde sitzen wir heute in einem Schlosse auf dem Hochplateau oberhalb Pleſſis an der Straße nach Versailles, das gestern als Aufnahmsspital benützt wurde. Vor einer Stunde erst sind die in der Nacht hier gestorbenen Verwundeten weg und nebst den gefallenen Offizieren — darunter auch Hauptmann Lößl, der mitten in seinen feuernden Batterieen gestern durch einen Granatsplitter getödtet ward — in ein gemeinsames Grab im Park gelegt worden. Sie ruhen unter den herrlichsten Anlagen, im Schatten von Platanen, zu den Füßen prächtiger Marmorstatuen, deutsche Herzen am Strande der Seine. In und vor dem Schlosse Blutspuren, Casquets, Waffen, das Schloß zum guten Theil demolirt, Spiegel und die herrlichsten Gemälde zertrümmert, das Weißzeug aus den gesprengten Schränken genommen, um Wunden zu verbinden. Auch die Umgebung weithin ist verlassen von ihrer Bevölkerung. In Corbeil, mit Ausnahme der geborstenen Brücke, ein Bild des Friedens, die Leute freundlich, Brod und Wein anbietend. Von da Dörfer und Alles leer, kein Vieh, keine Lebensmittel, kein Leben, dagegen vollauf Wein in den Kellern. Nach den Strapazen dieses Krieges thäte die Einquartierung in dem verproviantirten reichen Paris den Truppen wirklich noth und gut.

Ueber das Gefecht bei Sceaux am 9. Sept. wird der „Nationalzeitung" geschrieben: Dicht hinter Petit Bievre steigt die Straße langsam empor. Rechts von derselben, unweit eines vereinzelten Gehöftes, das den Namen La Motte führt, an der Stelle, wo ein Wegepfahl die Entfernung von Paris auf 8⁷/₁₀ Kilometer angibt, fand ich unverkennbare Spuren eines plötzlich verlassenen Biwouaks: einzelne Pickelhauben, eine grünseidene Decke, im Stich gelassene Speisen; daneben ein todtes Pferd. In der That hatte hier der Kampf begonnen. Die 47er waren hier Morgens beim Frühstück durch die Franzosen aufgestört worden und hatten mit heldenmüthiger Bravour das Gefecht aufgenommen, welches hauptsächlich an dem Kreuzwege von Petit-Bicetre längere Zeit hindurch hartnäckig unterhalten ward. Die Preußen, welche an diesem Punkte anfänglich nur von einer einzigen Feldbatterie unterstützt waren, suchten die Straßen nach Versailles zu gewinnen, während die Franzosen ihnen den Durchgang aufs Zäheste streitig machten. Nach dem Aussehen der Häuser zu urtheilen, welche von oben

bis unten durch Kanonenkugeln zerrissen sind, muß hier der Artilleriekampf besonders heftig gewesen sein. Ganze Wände des links an der Ecke des Kreuzweges stehenden Militärlazareths und des rechts gegenüberliegenden Gendarmeriegebäudes sind eingestürzt. Die 47er, welche starke Verluste erlitten, würden zuletzt wohl der Uebermacht von mehreren französischen regulären Infanterie-Regimentern erlegen sein, wenn nicht die Bayern, von Lonjumeau heranmarschirend, ihnen rechtzeitig zu Hilfe gekommen wären. Als das 3. bayer. Jägerbataillon, unter Führung des Oberstlieutenant v. Horn, aus dem Walde von Malabry hervorstürmend, plötzlich bei Petit Bicetre erschien, wurde dasselbe von den Preußen mit lautem Hurrah begrüßt, und rasch avancirend drängte man die Franzosen auf die Straße zurück, welche sich rechts nach Thatillon abzweigt. Auf dieser Straße waren von dem Feinde die meisten Alleebäume in solcher Art gefällt worden, daß sie eine Unzahl kleiner Verhaue bildeten, die jedoch für die vordringenden Preußen und Bayern einen weit größeren Schutz abgaben, als für die retirirenden Franzosen, welche auf Plessis Piquet zurückgedrängt wurden. Sie suchten sich Anfangs in einem Wäldchen rechts vor der Straße zu decken, und unterhielten von dort aus ein lebhaftes Tirailleurfeuer, wurden aber bald aus dieser Stelle verjagt, nachdem die bayer. Batterieen Reiß und Lössel ein wohlgezieltes Feuer auf das Gehölz gerichtet hatten. Die Bayern waren inzwischen zuerst durch ein Bataillon des 14., sodann durch das 15. Regiment unter Oberst von Freiberg verstärkt worden. Nachdem sie rechts das Wäldchen und links die Ziegeleigehöfte besetzt hatten, sollte einstweilen Halt gemacht werden, da jedoch die Plänkler des 5. Jägerbataillons indessen den rasch retirirenden Feind in die Seiten gefaßt hatten und auf seine Rückzugslinie drückten, wurde sofort noch weiter vorgegangen, und es gelang zuletzt, mit der dritten Kompagnie des 14., einem Zuge des 15. Regimentes und mit der ersten Kompagnie des dritten Jägerbataillons bis an den Höhenrand von Chatillon vorzudringen und diesen Ort sogleich zu besetzen. Die große, bei La Tour des Anglais, unweit Clamart, errichtete Schanze, an welcher 10,000 Personen seit mehreren Wochen Tag und Nacht gearbeitet hatten, wurde verlassen gefunden. Gleichzeitig waren andere Abtheilungen der Bayern über Chatenay les Bagneux nach Sceaux vorgedrungen, und hatten ebenfalls eine von den Franzosen aufgegebene Redoute besetzt. Ich stieß namentlich bei Petit Bicetre auf der Straße nach Chatillon auf zahlreiche Leichen. Nur ein bayerischer Soldat war darunter; die meisten waren ältere Landwehrmänner vom 47. preuß. Infanterie-Regimente und blutjunge Franzosen, zum Theil in neuen, feinen Uniformen. Einen interessanten Anblick bot die große französische Schanze, welche mit vieler technischen Geschicklichkeit angelegt, aber noch nicht ganz vollendet war. Die hohen Sandwälle sind rings mit Palissaden und Schanzkörben umgeben; in den Gräben fehlte noch das Wasser, und die Pulvermagazine, zu deren Beschützung man ungeheure Felsquadern herbeigeführt, waren nicht fertig geworden. Auch für Baracken im Innern waren erst die Grundmauern errichtet. Die Franzosen hatten 7 Geschütze und bedeutende Vorräthe an Wein, Brod, gesalzenem Fleische, Reis, Kaffee, Salz und Cigarren zurückgelassen. Das Terrain auf der Paris zugewandten Rückseite der Schanze war großentheils unterminirt. Eine der Minen explodirte in der Nacht und es wurden drei bayer. Soldaten dadurch verletzt. Schon am Morgen des 20. gelang es jedoch den bayer. Ingenieuren, zahlreiche, mit elektrischen Drähten versehene Minenzünder aufzufinden und die Minen auszugraben. Eine derselben war mit 20 Petroleumfässern gefüllt, deren Inhalt man auf die Erde laufen ließ. Ich fand die bayer. Truppen bereits eifrig beschäftigt, die bisherige Frontkehle der Schanzen zuzuschütten und auf der früheren Rückseite eine neue Kehle auszugraben. Die Position ist, da sie von der Höhe aus die Forts von Issy, Vanvres und Montrouge beherrscht, von großer Wichtigkeit und es ist schwer begreiflich, daß der Feind sie nach einem halbtägigen Kampfe aufgegeben hat.

Mannigfaltiges.

Bekanntlich werden seit dem amerikanischen Kriege auch die Zündhölzchen in den Vereinigten Staaten besteuert, und zwar mit 1 Cent die Schachtel. Aus dem Ertrag der Steuer läßt sich auf den Verbrauch des Artikels schließen. Der Schatz nimmt für Zündhölzer nicht weniger als drei Millionen Dollars jährlich ein. Man berechnet, daß in den Vereinigten Staaten nicht weniger als fünf Millionen Dollars verausgabt werden. Die Stadt New-York verbraucht etwa 115,000 Schachteln täglich, über 42 Millionen im Jahre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Montag, 10. Oktober 1870.

Eine Erinnerung aus dem kleinstaatlichen Soldatenleben.

Skizze von Hermann Zippel.

Noch nie ist eine so kolossale Kriegsmacht, wie jetzt die des zweiten Kaiserreichs, in so kurzer Zeit zertrümmert worden. Die ganze Welt war von der Unbesiegbarkeit dieses Heeres überzeugt, am meisten jedoch die Franzosen selbst, so daß Jeder von ihnen, der die Möglichkeit einer französischen Niederlage anzudeuten wagte, entweder für unzurechnungsfähig oder für einen Verräther am Vaterland galt. Und in wenigen Tagen zerstieben die stolzen Träume wie Seifenblasen! Trotzdem Chassepots sich als leichtere und weittragende Geschütze als die Zündnadelgewehre bewiesen; trotzdem die Mitrailleusen das Höchste in der Menschenvertilgung leisten; trotzdem die Franzosen uneinnehmbare Stellungen inne hatten; trotz alledem wurde diese glorreiche Armee geschlagen.

Man hat über die Ursachen der deutschen Siege vielfach gestritten, darüber ist jedoch kein Zweifel mehr, daß die Intelligenz des deutschen Heeres, aus gediegener Schulbildung und der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangen, unser Waffengtück schuf. Die mustergiltige, auf preußischen Normen beruhende ziemlich einheitliche Organisation unserer Heere und dann die genialen strategischen und taktischen Operationen der deutschen Heerführer dürften nicht minder als Ursachen unserer Siege angesehen werden.

Welch ein Unterschied zwischen der straffen preußischen Heeresorganisation und der unserer kleinstaatlichen Kontingente vor ungefähr dreißig, vierzig Jahren! Das Militärwesen in diesen Staaten trug damals den unverkennbaren Nimbus der Don Quixoterie.

Der edle Gerstensaft bringt mich dann und wann in die Gesellschaft eines ehrlichen alten Bürgers, eines echten Kleinstädters und früheren Kleinstaatlers. Vor dem Jahre 1866 schimpfte dieser Wackere auf Preußen, während er die Kleinstaaterei als das zweite Eden, als das Ziel der gesundesten Zukunftspolitik pries. Besonders paßte es meinem Kumpan nicht — und es war das der Hauptgrund, weßhalb er so verbissen kleinstaatlich blieb — daß in Preußen jeder gesunde junge Mann Soldat werden müsse.

„Ich weiß es, was es heißt, Soldat sein — ich habe auch „gedient"," sagte der Alte gewöhnlich. Aber nun war er nicht zu bewegen, Einzelheiten aus seinem Soldatenleben zu erzählen.

Es ist bekannt, daß sich die preußische Heeresorganisation in allen zum Norddeutschen Bunde gehörigen Staaten schnell einlebte. Mein alter Freund vom Bierglas hatte auch zwei Söhne unterm Militär. Das schnitt ihm tief ins Herz ein, wenn er bedachte, daß er als wohlhabender Mann seine Kinder bei der früheren Einrichtung hätte „freikaufen" können. Mit großem Interesse verfolgte nun der Alte die Einführung der preußischen Organisation in den Kleinstaaten, besuchte gern die Exerzirplätze und nach und nach fing er an, das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht zu schätzen. Er ist jedoch ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem seine Söhne mit gegen den Feind gezogen sind. Neulich rückte er näher an mich heran und sagte vertraulich: „Freund, nun muß ich Ihnen auch meine Soldatengeschichte erzählen und es wäre mir lieb, wenn die ganze Welt zuhören könnte. Uebrigens, Herr, bin ich kein so eingefleischter Kleinstaatler mehr wie früher, ich bin jetzt mit vollem Herzen ein Deutscher, und wenn es durchaus nicht anders sein soll, ein Norddeutscher. Mein Gott, wenn ich bedenke, wie ich sonst mit dem Aufgebote aller meiner Beredtsamkeit zur Vertheidigung unserer Kleinstaaterei über jeden herfiel, der es nur entfernt

Digitized by Google

zu wagen schien, die Schattenseiten der Vielstaaterei anzugreifen und jetzt ein bekehrter Paulus! Unser Stillleben bei gutem Bier, Schweinsknochen und Viertelskat, unsere Theilnahmlosigkeit an den gemeinsamen Angelegenheiten hatten uns in dem Wahn befestigt, wir lebten glücklich wie die „gehegten Hasen" und frei wie die „Freiherrn". Aber quod non! sagen immer die gelahrten Herrn auf dem Rathskeller, wenn ihnen etwas nicht ansteht — und so sag' auch ich, denn die Sache verhielt sich anders. Wir Kleinstaatler betrachten die Welt immer von einem falschen Gesichtswinkel aus und so mußten auch die Ergebnisse dieser Betrachtungen falsch sein. Doch zur Sache!

„Ut miner Soldatentid," würden die Mecklenburger sagen. „Ja, was staunen Sie, freilich bin ich Soldat gewesen, fürstlich J.'scher Füsilier!"

„Aber wie konnten Sie Soldat werden, Sie stammen ja aus guter Familie und Ihre Eltern waren wohlhabend — das gab es ja früher nicht!"

„Nun hören Sie! Es war im Jahre 183.. Ich arbeitete als Drechsler in Stettin. Da kamen denn eines schönen Sonntags auf einmal Briefe aus meiner Heimath an. Sie enthielten beide nichts Erfreuliches für mich. Emmelinchen, mein blondes Schätzchen, schrieb mir, daß ihre gestrengen Eltern unser „Verhältniß" nicht länger dulden wollten, sie könne nicht warten, bis ich wieder aus der Fremde käme, es biete sich ihr eine passende Partie u. s. w. Der andere Brief war von der Hand meines Vormundes. Der theilte mir in dürren Worten mit, ich solle nach X. kommen zur Loosung, ich sei mititärreif. Der erste Brief hatte mich verdrießlich gemacht. Ich meldete also meinem Vormund, er möchte mich in den „Verein kaufen". Wenn nämlich die Zeit der Loosung herannahte, bildeten wohlhabende Bürger, deren Söhne zur Konskription kamen, einen Verein und deponirten da für jeden Militärpflichtigen eine bestimmte Summe Geld. Traf nun einen in den Verein Gekauften das Loos, so mußte ihm der Verein einen „Mann" oder „Stellvertreter" schaffen; looste er sich aber frei, so war das Geld verloren.

Ich wurde also für baare 100 Thaler in den „Verein" gekauft. Ich konnte deßhalb ganz unbesorgt sein, als ich die Nachricht erhielt, das Loos habe mich getroffen. Ich war denn auch ganz vergnügt, denn die untreue Emmeline hatte ich vergessen, mir dagegen ein dralles Schätzchen in Stettin angeschafft. Doch da kamen wieder zwei Briefe von X., der eine von meinem Vormund und der andere vom fürstlichen Landrathsamt zu X. Der erste meldet mir mit Bedauern, daß der „Verein" zwar einen Stellvertreter für mich beschafft, allein der sei von den Militärärzten als untaugtich abgewiesen worden, ein anderer „Mann" sei in der kurzen Zeit nicht zu finden, ich möchte also so schnell als möglich in X. eintreffen und selbst „dienen". Das andere Schreiben enthielt die Einberufungsordre.

Da war denn guter Rath theuer! Erst wollte ich ins Wasser springen, dann beschloß ich, heimlich nach Amerika auszuwandern, dann wollte ich dem Fürsten einen Fußfall thun — schließlich aber wanderte ich doch nach X. und „stellte" mich. Ich kann es nicht mehr beschreiben, wie mir da war — als hätte man mich an den Pranger gestellt oder an's Kreuz geschlagen. Denn es galt in den Kleinstaaten damals nicht für eine Ehre, „gemeiner" Soldat zu sein, jeder anständige Bürgerssohn kaufte sich frei und wenn ja ein wohlhabender Bürger seinen Sohn „dienen" ließ, so geschah es, weil das Bürschchen ungerathen war; es wurde als Entehrung, als Strafe betrachtet. Noch in der letzten freien Stunde lief ich wie ein Tollhäuster herum nach einem brauchbaren Stellvertreter, jeden armen Teufel packte ich an und bat ihn flehentlich, daß er für mich und meine 100 Thaler „diene". Himmel und Hölle schienen sich gegen mich verschworen zu haben — es fand sich keine mitleidige Seele, die mich erlösen wollte.

Nun „faßte" ich die unsaubere Uniform. Ich schlüpfte also voll Ingrimm in die grauen Beinkleider, zog den abgeschabten weißen Frack mit blauen Aufschlägen an und setzte den großen Czako mit dem Landeswappen auf das schwerbetrübte Haupt. Ja, ja, das Lied: „O welche Luft, Soldat zu sein!" kann verschiedentlich illustrirt werden; ich hätte lieber wie die Maus in der Falle singen mögen: „Könnt' ich doch den Ausgang finden, o wie fühlt' ich mich beglückt!" Doch es half nichts, „der Bien mußte". Eine Kaserne gab es damals in X. noch nicht. Ich wohnte bei einem Verwandten in der W.-Gasse, und da wir vor Hauptmannsquartier, am entgegengesetzten Ende der Stadt, antraten, so hatte ich allemal mit meinem Kuhfuß (Flinte) die ganze Stadt zu durchtaufen. O Gott, wie hab' ich mich geschämt! Und einmal begegnet mir Emmeline mit ihrer „guten Partie". Wir waren gewöhnlich einige vierzig Mann, manchmal auch weniger, wenn einige auf's Holzmachen, Kartoffel-

hacken, Düngerauswerfen, Umziehen u. s. w. gegangen waren. Vor Hauptmannsquartier traten wir aber nicht alle an, einige, die entfernt wohnten, kürzten ihren Weg und reihten sich da, wo es ihnen paßte, ein. Ein Chargirter, der es auch so hielt, von unserm alten Hauptmann K. deßwegen zur Rede gesetzt, antwortete: „Aber Herr Hauptmann, das kann Ihnen doch ganz egal sein, ob ich vor Ihrem Hause oder da, wo mir's paßt, eintrete, wenn ich überhaupt nur beim Exerziren bin!" Und der Hauptmann nahm Raison an. Ja, ja, so war's, — doch soll es jetzt anders sein. Auf dem großen Anger vor der Stadt lernten wir „laufen" — so nannten wir unsere komplizirten Exerzirübungen; „einundzwanzig, zweiundzwanzig!" brüllte der Unteroffizier dazu. Dann wurde uns noch einige Gewandtheit mit dem Ladestock und dem alten Feuerschloß beigebracht — und unsere Ausbildung war zu Ende. Als im Herbst der Fürst seine Jagden abhielt, wurden wir 40 Mann als Treiber kommandirt, ja man zog sogar zu diesem Zwecke die Reserven ein! Während einer dieser Treibjagden hatte mich der Oberförster an eine windige Ecke postirt und ich fror ungeheuer, da meine Uniform sehr abgeschabt und fadenscheinig war; dazu hatte mir der Aerger über unser Soldatenleben sehr geschadet und ich war wirklich sehr hinfällig geworden. Da kam der Fürst an mir vorüber, fixirte mich lange und frug mich endlich, ob ich krank sei. Ich mußte bejahen und wurde mit einem huldvollen Geschenk von 5 Groschen nach Hause entlassen. Ständen dem König von Preußen nur solche Leute entgegen, wie wir waren, es wäre von den deutschen Armeen kein Dorf erobert worden! Als ich meine kurze Dienstzeit hinter mir hatte, pilgerte ich wieder nach Stettin. Doch halt, eine Anekdote aus meinem Soldatenleben, die Ihnen zeigen wird, wie wenig damals der Soldat in den Kleinstaaten geachtet wurde, muß ich Ihnen noch erzählen. Auf dem Markt in X., dort wohnte meine Ungetreue, wurde einmal, ich kann mich nicht mehr besinnen, wem, ein Abendständchen gebracht. Es war ein dunkler Abend. Ich, in voller Uniform, war als kunstsinniger Verehrer der Musik auch unter dem zahlreichen Publikum. Da steht neben mir ein Schreiber vom Gericht — Sie haben ihn auch gekannt. Ich habe das Unglück, dem Herrn Skribax auf die Hühneraugen zu treten.

„Sie elender Soldatenknecht!" schreit der mich an, „warum gehen Sie hin, wo anständige Menschen sind, laufen Sie hin, wohin Sie gehören, Sie erbärmliches Gesindel mit Ihrer schäbigen Uniform." Himmelelement, dachte ich, den mußt Du Dir kaufen. Ich griff nach dem Säbel — doch besann ich mich — ich wollte mein Lebensglück an diesem Großsprecher nicht verlieren — ich schlug ihm mit meiner hornigen Drechslerfaust in die Visage und zog mich zurück, indem ich mich mit dem Säbel deckte. Wenige Tage darauf bekomme ich eine Vorladung vom Kriminalgericht — der Kriminalrath war damals zugleich Militärauditeur. Als ich eben zum Auditeur gehe, begegnete mir unser alter Hauptmann K., kaum wird er meiner ansichtig, so ruft er mich an: „Wo willst Du hin?" Ich nehme die militärische Respektstellung an und erzähle ihm mein Vorhaben und die Geschichte mit der Ohrfeige. Der Alte war immer fuchsig wild darüber, daß der Soldat so wenig geachtet wurde. Er machte ein bedenkliches Gesicht und blickte sinnend vor sich hin; endlich fuhr er mich an: „Hast Du ihm denn eine tüchtige Ohrfeige gegeben?" „Zu Befehl, Herr Hauptmann, er wird nach keiner zweiten verlangen!" „So, mein Sohn," sagte der Alte in freudigem Tone, „das freut mich, denn der Musjö hätte mehr verdient und hier —" jetzt griff er in seine Tasche — „hast Du einen Thaler, trink' einmal dafür. Nun geh' nur ruhig wieder zum Exerziren, ich will die Sache mit dem Herrn Auditeur schon abmachen!"

Ja, sehen Sie, so war's damals in den Kleinstaaten mit dem Militär bestellt.

Mannigfaltiges.

Ueber den Beruf des Generalstabs bringt die „Nordd. Allg. Ztg." eine Schilderung, der wir Folgendes entlehnen: „Es dürfte den Lesern wohl nicht entgangen sein, daß neben den Kommandanten der Armeen und Armeekorps gewöhnlich auch von ihren Generalstabs-Chefs die Rede ist, wie seiner Zeit der Name Blücher kaum genannt werden konnte, ohne daß man dabei sofort an Gneisenau dachte. Der Generalstab vertheilt sich nämlich im Kriege dermaßen, daß jedem Kommandanten einer größeren Heeresabtheilung ein Generalstab zugeordnet ist, der beim Oberkommando, bei der Armee- und Armeekorps-Kommandos aus mehreren höheren Offizieren unter der Oberleitung des jeweiligen Generalstabs-Chefs besteht. Vom Generalstabe des Oberkommando's werden nun die Dispositionen für die gesammte Armee in großen Umrissen entworfen, d. h. es

wird auf Grund des Gesammtplanes für den Feldzug oder der jeweilig eintreffenden Nachrichten über den Stand, die Stärke und die Absichten des Feindes den Armeen über die von ihnen einzuschlagende Marschrichtung, über die Zeit, binnen welcher diese oder jene Bewegung durchzuführen sei, unter Genehmigung selbstverständlich des Oberkommandirenden, Anordnung ertheilt. Dem Generalstabe der Armeen liegt es nun ob, der erhaltenen Weisung gemäß ihre Armeekorps zu disponiren, und der Generalstab der letzteren muß wieder die Bewegungen der Divisionen und Brigaden des betreffenden Korps dem Rahmen der allgemeinen Disposition entsprechend zur Ausführung bringen lassen. So einfach es nun auch erscheinen mag, große Truppenmassen durch ein Kommandowort nach dieser oder jener Richtung hin in Bewegung zu setzen, eben so schwierig und verantwortlich gestaltet sich diese Aufgabe in der Wirklichkeit. Denn es handelt sich nicht nur darum, 10-, 100-, oder 200,000 Mann auf einen bestimmten Punkt zu ziehen; es muß auch darauf Bedacht genommen werden, daß solchen Massen und ihrem Train, von dessen Umfang der Nichtmilitär sich kaum einen Begriff zu machen vermag, auch wirklich praktikable Straßen angewiesen werden; es handelt sich darum, die Verbindungen der marschirenden Kolonnen mit ihrer Operationsbasis, d. h. beiläufig dem Ausgangspunkte jeglicher Bewegung, mit ihren Lazarethen, Munitions- und Proviant-Magazinen aufrecht zu erhalten; es handelt sich endlich darum, jede Bewegung so einzurichten, daß der strategische Zusammenhang gewahrt bleibe und dem Feinde keine Gelegenheit geboten werde, die Erreichung des vorgesteckten Zieles zu verhindern. Nur die genaueste Kenntniß des Operations-Terrains, der Manövrirfähigkeit der eigenen Truppen, nur die Sorgfalt und Umsicht kann den Erfolg der jeweiligen Dispositionen verbürgen. Betrachten wir endlich die Thätigkeit des Generalstabs in den Stunden der Schlacht, so hat derselbe hier die Aufgabe, dem Führer des Heeres, der Armeen, der Korps, u. s. w. als Auge und Ohr zu dienen. Der Generalstab kennt die Dispositionen, welche für den Kampf getroffen sind; nun hat er darüber zu wachen, daß dieselben auch überall zur Ausführung gelangen; er muß die Aufmerksamkeit des Feldherrn nach jenen Punkten lenken, wo feindliche Uebermacht oder andere Schwierigkeiten eine Nachhilfe erforderlich machen, wo die Achtlosigkeit des Feindes eine Lücke, einen unbewachten Punkt gelassen, der vortheilhaft für die diesseitigen Zwecke ausgenützt werden könnte, er muß je nach dem wechselnden Gange der Schlacht die erforderlichen neuen Dispositionen vorschlagen und ausführen lassen." —

Literarisches.

* **Der deutsch-französische Krieg.** Unter dem Titel erscheint in der Grebe'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ein Werk, von dem uns das erste Heft bereits vorliegt. Wir hatten, offen gestanden, wenig Hoffnung, daß ein solches Werk in der jetzigen thatenreichen Zeit unser Interesse zu fesseln vermöchte. Um so lieber sprechen wir es aus, daß der Inhalt des ersten Heftes uns mehr als befriedigt hat. In dieser Lieferung wird ein guter Anfang damit gemacht, das, was der Titel*) verspricht, auch wirklich zu bieten. Wir finden hier eine gutgeordnete Aufzählung der Ereignisse, der von den einzelnen Regierungen sowohl, als den Regierungen unter einander ausgegebenen Erlasse und Aktenstücke, knrze und gut gefaßte Berichte über die Stimmungen der Bevölkerungen der wichtigsten Städte in und außerhalb Deutschlands und namentlich eine übersichtlich gehaltene Zusammenstellung der Urtheile in der Presse. Die einzelnen Theile sind gut mit einander verbunden, die Ausdrucksweise knapp passend, der Styl überall fließend — alles Eigenschaften, die ein Werk nur empfehlen können. Rechnen wir dazu die vortreffliche Ausstattung, die Beigabe von guten Portraits, sowie eine im ersten Hefte enthaltene vorzügliche Karte des Kriegsschauplatzes, die sich vor andern ähnlichen Karten durch ein beigedrucktes alphabetisch-statistisches Verzeichniß der Orte diesseits und jenseits des Rheines besonders auszeichnet (dieselbe ist auch abgesondert vom Werk zu haben) — so muß gewiß zugestanden werden, daß so viel des Guten selten geboten wird. Wir rathen demnach dem Publikum mit reinem Gewissen, dem Werke, welches in wöchentlichen Heften für den billigen Preis von 2½ Ngr. erschrint, seine Aufmerksamkeit zu schenken.

*) Der deutsch-französische Krieg. Chronologische Uebersicht aller Aktenstücke, Erlasse, politischer und strategischer Berichte, der verschiedenen Aeußerungen der Presse, sowie der Stimmen aus den Völkern in Bezug auf Entstehung und Führung des Krieges, vom Beginne der entstandenen Verwickelungen im Juli 1870 an. Unter Mitwirkung eigener Berichterstatter dargestellt für das Volk. Vierte Auflage.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Mittwoch, 12. Oktober **1870.**

La Ferrière. „Tausend und Eine Nacht ist da," hatte mir mein Reisebegleiter wiederholt versichert, „versäumen Sie ja nicht, Schloß und Park von La Ferrière zu besuchen, so Etwas haben Sie noch nicht gesehen!" — Die Ueberschwänglichkeit dieses Lobes hatte mich etwas mißtrauisch gemacht; ich muß aber gestehen, jetzt, wo ich von der mir knapp zugemessenen Zeit einige Stunden dazu verwandt habe, um unter freundlicher Führung des Herrn Hauptmann von Rick vom 32. Regiment mir jene Herrlichkeiten anzusehen, ich jenes Lob vollkommen begreife. Wie dieses Rothschild'sche Schloß durch den zeitweiligen Aufenthalt unseres Königs und Kriegsherrn in so verhängnißvoller Zeit an historischer Bedeutung ungemein gewinnt, so kann man sich für denselben keinen zugleich lieblicheren und prächtigeren Aufenthalt denken. Die Gegend hier ist vollkommen eben, aber fruchtbar und gut angebaut. Nachdem man das Dorf Bon Quarré passirt hat, erreicht man bald die Parkmauer von La Ferrière, fährt aber noch eine halbe Stunde, ehe man in das gleichnamige Dorf gelangt, dessen äußere Straße verfolgend, man an eine Einfahrt gelangt, die zunächst in einen von Stallungen umgebenen großen Hof führt. Von hier aus gelangt man in einen in französischer Manier gehaltenen Theil des Parks mit kunstvoll geschnittenen Bäumen, graden Wegen u. s. w., dann in die englischen Parkanlagen. Den schönsten Gesammtblick auf Park und Schloß hat man von der Brücke, die den größeren und kleineren Theil des künstlich angelegten Teiches, dem eine ebenso angelegte Anhöhe in der Nähe entspricht, verbindet. Der Teich, weite leichtgewellte Rasenflächen, schöne Baumgruppen, theils Laubholz, theils Fichten und in der Mitte die Hauptfaçade des Schlosses, welches im Grundriß ein längliches Viereck darstellt mit Vorder- und Hinterbau und zwei Seitenflügeln und vier Eckthürmen, welche geschmackvoll konstruirte Zinkdächer krönen, bieten in ihren mehrfach gebrochenen Linien der zur breiten mit Orangerien besetzten Terrasse herabführenden Freitreppe und den an der breiten Treppe der Terrasse auf hohem Sockel lagernden Löwen aus weißem Marmor einen zauberhaften Anblick. Thürme, Thürmchen, Schornsteine und viereckige kurze Säulen verleihen dem beinahe flachen Dach einen besonders bunten Anblick. Auf die bastionenartig vortretenden Eckthürme mit je einem Fenster Front folgen auf jeder Seite drei Fenster der eigentlichen Façade, dann in der Mitte ein mit den Eckthürmen gleich weit vortretender, unten und im ersten Stock von je vier Säulen getragener Vorbau, den ein breiter, mit Skulptur verzierter Giebel krönt. Auf dem linken Seitenflügel, der gleichfalls auf eine, hier aber schmälere Terrasse mündet, sind Kolonnaden übereinander angebracht, so daß man aus den hier die Fenster vertretenden Thüren unmittelbar auf die Terrasse, bezw. den oberen Säulengang tritt; der rechte Seitenflügel hat eine schlichte Façade. Die Rückfaçade des Gebäudes enthält in der Mitte einen nur einstöckigen Vorbau, dessen Ecken die Kolossalstatuen von Herkules und Apollo zieren. Der einen Stock höher die Mitte des Gebäudes krönende Giebel enthält in der Spitze die Uhr, seitwärts und unterhalb derselben Genien, deren mittelster die Devise des Hauses Rothschild: „Concordia, Integritas, Industria" auf einem Bande trägt. Ein R. und R. findet sich mehrfach zwischen den Verzierungen dieser Façade angebracht. Ist man in den gläsernen Vorbau auf dieser Seite eingetreten, so tritt man, nachdem einige Stufen erstiegen sind, in die helle, durch beide Stockwerke reichende Vorhalle mit Doppeltreppe, Mosaikfußboden, großen goldverzierten Roccocotischen, wohinter drei entsprechende

Stühle mit breiten hohen Lehnen aus Ebenholz mit kunstvollsten Schnitzereien, Büsten, Wappen, Deckengemälden. Zwischen Marmorsäulen gelangt man von der Treppenflur in den hohen Korridor und aus diesem geradeaus in den die Mitte des Gebäudes einrahmenden, durch beide Stockwerke reichenden und von mattem Oberlicht erleuchteten Gesellschaftssaal. In Stockhöhe führt eine Gallerie rings herum, herrliche Gobelins verzieren hier die Wände. Zierrathen aller Art sind in diesem Saale verschwenderisch angebracht, Sessel, Tabourets, Divans, zum Theil um Tische chinesischen, japanesischen und sonstigen Fabrikats gruppirt, erfüllen den einen Saalraum, an den Wänden steht ein ganzes Museum prachtvollster und sonderbarster Rococo- und überseeischer Möbeln, von welchen nur der mit Elfenbein ausgelegte steineene Stuhl, vielleicht ursprünglich Thronsessel einer afrikanischen Majestät, erwähnt sein mag. Dieser Saal macht im Ganzen den Eindruck des Ueberladenen: daß Millionen darin stecken, bezweifle ich nicht. Die übrigen Prunkgemächer habe ich nur flüchtig gesehen. Wenn man die oberirdischen Herrlichkeiten dieses Schlosses bewundert hat, versäume man nicht, in die Unterwelt desselben hinabzusteigen. Da kann man die Silberkammer, die Fruchtkammer, die Patisserie, die Fleischkammer u. s. w. kennen lernen; das Interessanteste bleibt aber doch die großartig eingerichtete Küche mit 6—8 verschiedenen Herden und allen Sorten von Vorrathskammern rings umher, wozu dann noch ein prächtiger Saal für die Herren Küchenmeister und Köche vor denselben kommt. Diese Küche, die zur Hälfte unterirdisch, zur Hälfte überirdisch und daher sehr hell ist, befindet sich in einem einige hundert Schritte vom Schlosse entfernten Gebäude, welches mit jenem durch einen ebenso langen unterirdischen Gang verbunden ist. Das Wunderwerk dieses Tunnels ist die Speiseeisenbahn, auf welcher kleine vierrädrige, als längliche Kohlenbecken eingerichtete und mit Rosten versehene Wagen laufen. Auf diese Rosten werden die in der Küche bereiteten Speisen aufgesetzt und durch einen kräftigen Ruck an den Wagen mit Windeseile bis an die Lauftreppe befördert, wo der servirende Lakai sie in Empfang nimmt und noch ganz heiß in den Speisesaal trägt. Mancher Park mag den von La Ferrière an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Anlagen im Allgemeinen übertreffen; etwas Schöneres wie die Blumengärten hier, die Gewächshäuser, das Palmenhaus und den Wintergarten wird man schwerlich in irgend einer Privatbesitzung finden. In den Volieren dieses herrlichen Parks befinden sich schönere Exemplare von Tauben, Fasanen, Papageien u. s. w., als ich in irgend einem zoologischen Garten je gesehen. Wer Paris im Krieg oder Frieden besucht, versäume ja nicht, die herrliche Besitzung von La Ferrière zu besuchen. Uebrigens kann deren Besitzer dem Schicksal nicht dankbar genug sein, daß unser Heldenkönig sein Hauptquartier darin aufgeschlagen hat: ein besserer Schutz gegen die Verwüstungen des Krieges konnte diesem Schlosse nicht zu Theil werden: nicht eine Blume, nicht ein Blatt wird von unberechtigter Hand abgerissen, und jeder deutsche Krieger, vom Höchsten bis zum Geringsten, durchwandelt die Räume des Schlosses mit dem Bewußtsein der Unverletzlichkeit desselben, als des Hauses des Königs. Es gibt viele Schlösser um Paris und ebenso hunderte, vielleicht tausende von verlassenen Häusern, die sich nicht des gleichen Schutzes zu erfreuen haben. Wie diese Verwüstungen, die wir Alle beklagen, sich als unvermeidliche Konsequenzen des Krieges ergeben, erklärte mir heute einer unserer Offiziere sehr kurz und treffend, indem er sagte: „Wenn die Leute fortlaufen, nachdem sie Schränke und Kommoden, Kisten und Kasten, Küche und Keller und schließlich selbst die Häuser zugeschlossen haben, so ist's nothwendig, daß der müde und hungrig vom Marsche kommende Soldat sich zunächst durch Einschlagen der Hausthüre selbst einquartiert. Nun sucht er nach Speise und Trank: er erbricht zunächst die Thüren, hinter denen er solche vermuthet, er findet nichts und geht weiter, er findet, was er nicht gebrauchen kann und streut es unmuthig umher u. s. w. Trägt aber ein Haus, ein Zimmer u. s. w. einmal mehr oder weniger die Spuren der Verwüstung, so ist keine Grenze mehr vorhanden, bis zu welcher dieselbe geführt wird. Wer in thörichter Feigheit oder mit der feindseligen Berechnung, uns Schaden dadurch zuzufügen, Haus und Hof verläßt, fügt sich selbst den schwersten Schaden zu." Wie richtig dies ist, das beweist der Zustand der zahllosen, von den Einwohnern verlassenen und von unsern Soldaten besetzten Dörfer um Paris: die ruinirten Bewohner derselben werden sich bei den Pariser Agitatoren, welche diese allgemeine Flucht augenscheinlich mit der Absicht in Scene gesetzt haben, uns den Aufenthalt in ihrer Nähe so unbehaglich als möglich zu machen, für all' die Beschädigungen zu bedanken haben, die sie bei der Rückkehr in ihren Häusern vorfinden werden.

Die kriegerischen Ereignisse um Straßburg

haben drei verschiedene Stadien durchlaufen, welche sich in Cernirung, Beschießung und regelmäßigen Angriff trennen lassen.

Die Cernirung von Straßburg wurde vom 11. bis 17. Aug. allein durch die badische Division ausgeführt; nach der Erkrankung des dieselbe kommandirenden Generals v. Beyer übernahm der königlich preußische General-Lieutenant v. Werder am 14. Aug. das Oberkommando des aus obengenannter Division, der 1. Reserve- und der Garde-Landwehr-Division, sowie den technischen Truppen gebildeten Belagerungskorps; unter dem General v. Werder war der General-Lieutenant v. Decker zum Kommandeur der Belagerungs-Artillerie und der Generalmajor v. Mertens zum Ingenieur en chef ernannt worden. Die Cernirung wurde nach dem Eintreffen der preußischen Divisionen eine engere und währte als solche bis zum 24. Aug., im Ganzen also 13 Tage.

Am 24. Aug. wurde mit der Beschießung der Stadt begonnen, nachdem der Kommandant des Platzes, General Uhrich, trotz der Ankündigung des Bombardements, mehrere an ihn ergangene Aufforderungen zur Kapitulation zurückgewiesen hatte. Mit Ausnahme einer achtstündigen Pause am Morgen und Vormittage des 26. Aug., in welche ein erfolgloser Vermittlungsversuch des Bischofs von Straßburg fällt, dauerte das Bombardement drei volle Tage, bis dasselbe nach Eintreffen des inzwischen eingegangenen Belagerungs-Materials am Morgen des 27. Aug. wieder eingestellt wurde.

Mit diesem Tage begannen die Vorbereitungen zum regelmäßigen Angriffe auf die Festung, welcher im Ganzen einen Zeitraum von 31 Tagen, vom 27. Aug. bis 28. Sept., oder von nur 29 Tagen umfaßt, wenn man den Bau der ersten Parallele als den Anfang des formellen Angriffes bezeichnet. Dieselbe wurde in der Nacht vom 29. zum 30. Aug. gegen die Nordwestfront der Festung, etwa 700 Schritte von deren Werken entfernt, eröffnet; bereits vom 1. zum 2. Sept. wurde 300 Schritte näher dem Feinde die zweite Parallele ausgehoben, und in der Nacht vom 11. zum 12. Sept. wurde mit der Aushebung der dritten Parallele vorgegangen. Inzwischen war der Bau der Belagerungs-Batterieen ohne wesentliche Störung duech die Besatzung des Platzes energisch gefördert worden, so daß am 9. Sept. bereits 98 gezogene Geschütze und 40 Mörser gegen die Angriffsfront postirt waren, während von Kehl aus 32 gezogene Kanonen und 8 Mörser gegen die Citadelle wirkten. — Der bedeutendste Ausfall aus der Festung fand am 2. Sept. statt und wurde auf beiden Flügeln mit Erfolg zurückgewiesen.

Am 17. Sept. war es gelungen, die Krönung des Glacis zu vollenden; ein feindliches Minensystem wurde entdeckt und entladen, und durch die Anwendung des indirekten Schusses unsererseits (bei welchem das nicht sichtbare Ziel durch die Berechnung des Elevations-Winkels festgestellt wird) der schwierige Bau von Brech- und Contre-Batterieen vermieden.

Am 20. Sept. wurde Lunette 53, nachdem auf 1000 Schritte Entfernung Breche in dieselbe geschossen war, nach Niederwerfung eines Theiles der Contre-Escarpe durch Minen besetzt und behauptet; am folgenden Tage wurde auch Lunette 52 genommen, nachdem der derselben vorliegende Graben auf einer Faßbrücke überschritten war.

Die Belagerungs-Artillerie bewarf inzwischen die wichtigsten Objekte der Angriffsfront und waren am 24. Sept. 146 gezogene Kanonen und 83 Mörser in Thätigkeit.

Die gewonnenen Werke wurden mit Mörsern armirt, und die Krönung des Glacis mit acht Sechspfündern besetzt.

Das etwa war der Stand der Dinge, soweit waren die Vorbereitungen zum Sturme gediehen, als am 27. Sept., Nachmittags 5 Uhr, von Seite des belagerten Platzes der Wunsch nach Kapitulations-Verhandlungen zu erkennen gegeben wurde, welche in der zweiten Morgenstunde des 28. Sept. ihren Abschluß fanden.

Am 27. Sept. 1681 zog der französische General Montclar unter dem Vorwande einer Musterung in der Nähe Straßburgs 30,000 Mann zusammen, am 30. Sept. 1681 wurde die deutsche Reichsstadt mitten im Frieden auf Befehl König Ludwig's XIV. von Frankreich von französischen Truppen besetzt.

Am 28. Sept. 1870 wurden in der kaum begonnenen fünften Woche der Belagerung die Thore der Festung, nach 189jährigem französischen Besitze von dem französischen Kommandanten den deutschen Truppen wieder geöffnet.

Mannigfaltiges.

* An den bisherigen Kämpfen haben sich deutsche Truppen, wie folgt, betheiligt:

Preußen aus der Provinz Preußen: am 14. und 31. Aug. vor Metz. — Aus der Prov. Brandenburg: am 6. Aug. bei Saarbrücken-Forbach und an den 3 Schlachten vor Metz. — Aus der Provinz Pommern: am 18. Aug. vor Metz und den jüngsten Ausfällen Bazaine's. — Aus der Prov. Posen: bei Weißenburg, Wörth und vor Sedan. — Aus der Provinz Schlesien: bei Wörth und Weißenburg. — Aus der Prov. Sachsen: Vor Toul und in den Tagen vor Sedan. — Aus der Provinz Schleswig-Holstein: am 16. bei Vionville und am 18. Aug. bei Gravelotte. — Aus der Prov. Hannover: bei Saabrücken und in den Kämpfen vor Metz. — Aus der Prov. Westfalen: bei Saarbrücken-Forbach und am 18. Aug. vor Metz. — Aus der Rheinprovinz: wie die Westfalen. — Aus der Provinz Hessen-Nassau: bei Weißenburg, Wörth und vor Sedan. — Aus Hohenzollern: mit denen der Rheinprovinz vereint: bei Saarbrücken und Metz.

Bayern: bei Weißenburg, Wörth und vor Sedan, Bitsch, Paris.

Sachsen: In den Kämpfen vor Metz und vor Sedan.

Württemberg: bei Wörth, Lichtenberg und vor Sedan.

Baden: bei Wörth und vor Straßburg.

Hessen: An den 3 Tagen vor Metz.

Mecklenburg: Am 1. Sept. vor Metz.

Sachsen-Weimar: bei Weißenburg, Wörth und vor Sedan.

Oldenburg und Braunschweig: bei Saarbrücken und in den Kämpfen vor Metz.

Sachsen-Meiningen und Coburg-Gotha: bei Weißenburg, Wörth und Sedan.

Sachsen-Altenburg, Anhalt, Schwarzburg, Reuß: An den Tagen vor Sedan.

Waldeck: bei Weißenburg, Wörth, Sedan.

Lippe: bei Saarbrücken, Forbach und am 18. Aug. vor Metz.

Freie Hansestädte gehören zur XVII. Infanteriedivision bei dem Reservekorps in Lothringen: am 1. Sept. bei Metz.

---

* Unglaublich groß sind die Erfolge, welche die deutschen Waffen in dem 9wöchentlichen Kriege gehabt haben. Stellt man die offiziellen Angaben der einzelnen Hauptquartiere zusammen, so beläuft sich der Gesammtverlust der Franzosen annähernd auf folgende Zahlen: Gefangen: Der Kaiser, 1 Marschall, 50 Generäle, 3700 Offiziere, 121,750 Mann (nebst 14,000 Verwundete in Sedan). — Erbeutet: 10,400 Pferde, mindestens 56 Adler, 110 Mitrailleusen, 902 Festungs- und Feldgeschütze (ohne die von Straßburg: angeblich 1400), über 400 Fahrzeuge, mehrere Pontonskolonnen, Magazine, Eisenbahnzüge, sowie eine fast unberechenbare Menge von Vorräthen an Waffen, Munition, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen, Fourage und Proviant. Bei Forbach-Saargemünd wurden allein weggenommen 40,000 Zentner Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback; für 1 Million Tabak ꝛc. — Ein anderes Tabakdepot wurde im Elsaß ausgehoben.

Leipziger Nachrichten erzählen folgenden rührenden Vorfall: „Vor einigen Tagen befand sich Abends in einer Restauration im Barfußgäßchen ein Meßfremder aus der Gegend von Frankfurt und erzählte im Gespräch über die Kriegsereignisse in Frankreich, daß er bei der preußischen Armee einen Sohn, Einjährig-Freiwilligen, habe, von welchem er nur einmal, nach der Schlacht von Rezonville, Nachricht bekommen und wegen dessen er in großer Sorge lebe. Während dem trat ein preußischer Offizier in die Stube und setzte sich an einen Nebentisch. Eben hatte der Offizier sein Bierseidel an die Lippen gebracht, als sein Blick auf den Frankfurter Meßfremden fiel. Das Glas niedersetzen, aufspringen und den Frankfurter in die Arme schließen, war das Werk eines Augenblicks. Vater und Sohn hatten sich wieder gefunden. Letzterer, auf dem Schlachtfelde zum Offizier avancirt, befand sich bei einer Eskorte französischer Gefangener, die auf dem Rückwege nach dem Kriegsschauplatze begriffen war. Der Vater meinte, einen so frohen Meßtag habe er Zeit seines Lebens noch nicht gehabt."

Ein Berliner Kellerwirth hat in seinem Verkaufslokal einen Zettel mit folgenden Verselein aufgehängt:

„Ihr lieben guten Gäste,
Für Geld gibt's hier das Beste!
Doch wollt Ihr bei mir borgen,
So kommet lieber morgen;
Denn heute ist der Tag,
Wo ich nicht borgen mag."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Freitag, 14. Oktober **1870.**

Der französische Landmann.

Der berühmte französische Nationalökonom Michael Chevalier bespricht in seiner Schrift „die heutige Industrie, ihre Fortschritte und die Voraussetzungen ihrer Stärke. Weltausstellung von 1862. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin 1863" auch die Bedeutung und den gegenwärtigen Zustand des Ackerbaues bei den verschiedenen Völkern der Erde.

Er fällt zunächst das allgemeine Urtheil, daß der Ackerbau noch derjenige Industriezweig sei, welcher am wenigsten fortgeschritten. Nach Chevalier trägt die Vervollkommnung des Ackerbaues auf dem Kontinente Europas mehr den Charakter einzelner Anstrengungen, als den einer majestätischen Bewegung im Ganzen. Mancher Orten sei Vieles verbessert worden — ein allgemeiner Fortschritt habe nicht stattgefunden.

Hierauf kommt er speziell auf Frankreich zu reden. In diesem schönen, von der Natur so reich ausgestatteten Lande sei zwar durch die Grundsätze von 1789 die Lage des Bauernstandes in mancher Hinsicht verbessert worden, gleichwohl habe dieser Stand bis jetzt noch am wenigsten diejenige Stufe der Bildung und des Wohlstandes errungen, die er bei geistigen und materiellen Hilfsmitteln der Gegenwart einzunehmen berufen sei.

Chevalier entwirft folgendes, eben nicht schmeichelhaftes Bild von der Lage und Bildungsstufe der französischen Landbevölkerung: Mit einem Worte, zur Stunde lebt der französische Bauer, nicht in allen Departements, wohl aber in der Mehrzahl derselben, in großer Armuth. Seine materielle Lage bleibt hinter derjenigen des Bauern auf den britischen Inseln zurück.

Statt jenen Cottages von freundlichem Aeußern zu gleichen, aus welchen die meisten englischen Dörfer bestehen, darf sein Wohnhaus beinahe mit demselben Rechte wie zu La Bruyère's Zeiten (geb. 1644, gest. 1696) eine „Höhle" genannt werden. Hier ist Nichts von dem zu finden, was das Wohlbehagen und die Bequemlichkeit im Leben ausmacht; es ist ein Bauwerk, wo selbst Dasjenige fehlt, was für die Gesundheit als das Unerläßlichste gilt; ein feuchtes Erdgeschoß, ungedielt, kaum gepflastert, ist für Menschen und Hausthüre der gemeinschaftliche Wohnraum; vor der Hausthüre ein die Luft verpestender Düngerhaufen; keine verständige Vorkehrung zum Schutze gegen die Winterkälte; obgleich hierin Vorbilder wohl aufzufinden sein dürften, da man nur Deutschland und Ost-Europa nachzuahmen braucht; grobe Nahrungsmittel, unter welchen Fleisch, selbst in den durch die Viehzucht bekannten Provinzen, als ein seltenes Phänomen erscheint; höchst seltener Genuß des Weins, trotz der Güte und Wohlfeilheit dieses Getränkes in Frankreich — am häufigsten klares Wasser, und in den Departements, welche sich für bevorzugt halten, ein schwächlicher Obstwein. Eine nur 6½ Meilen von den wohlfeilsten Weinmärkten entfernte Gegend könnte ich nennen, wo die von den Eigenthümern oder Pächtern beköstigten Feldarbeiter niemals zu ihrem Mahle eine Ration Wein erhalten, außer vielleicht bei solchen Grundeigenthümern, welche, minder geizig oder bessere Rechner als die übrigen, wenigstens während der Erntezeit unter die Arbeiter Wein vertheilen."

Auf den Bildungszustand des französischen Landmannes übergehend, heißt es dann weiter:

„Ebenso dürftig wie Nahrung und Wohnung ist die Bildung. Der französische Bauer weiß nichts von dem, was er nothwendiger Weise wissen muß, um ein tüchtiger Landmann zu sein und als Gegenleistung für seine Arbeit der Erde etwas Behaglichkeit abzugewinnen. In seiner Kindheit,

hat er die Schule selten besucht und, wenn er sie besucht hat, dann ist das wenige dort Gelernte bald vergessen. Seine geistigen Besitzthümer werden überwiegend durch einige Begriffe gebildet, welche er sich während der sieben bei der Fahne zugebrachten Jahre sammeln konnte, da er von einer Garnison in die andere, aus einer Provinz in die andere zog. Die französischen Bauern können thatsächlich weder lesen noch schreiben. Wenn sie sich mit zwanzig Jahren vor der Aushebungsbehörde stellen und ihnen ein Buch vorgelegt oder eine Feder in die Hand gesteckt wird, so kann ein guter Theil, etwa die Hälfte, einige Zeilen entziffern oder einige Worte zeichnen. Verständiger Weise ist indessen doch nur der als des Lesens und Schreibens kundig anzusehen, der von Zeit zu Zeit ein Buch aufschlägt, daraus etwas zu lernen, oder der aus eigenem Antriebe zur Feder greift, um einen Brief zu schreiben oder eine Rechnung aufzusetzen. Ich behaupte dreist, unter unserer männlichen Bevölkerung im Alter zwischen dreißig und fünfzig Jahren wird bei uns auf dem Lande unter Zehn nicht Einer gefunden, der es so weit gebracht hätte. Bei den Frauen kann man sagen: nicht eine von Zwanzigen. Lebt ein Volk unter derartigen Verhältnissen, dann steht es außerhalb des zivilisirten Lebens, und will man nicht ungereimten Träumen huldigen, dann ist man nicht berechtigt, auf dasselbe zu zählen, wenn es sich um einen Fortschritt in der Kunst des Landbaues, oder nur um ein rasches Anwachsen des öffentlichen Wohlstandes und der Hilfsquellen des Staates handelt."

Die Leoninische Stadt.

Da seit dem italienischen Vormarsche auf Rom oft gefragt worden, was denn eigentlich die jetzt in den Zeitungen so viel genannte „Leoninische Stadt", die Civitas oder Città Leonina, bedeute, so heben wir aus dem III. Bande von Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (2. Auflage, Stuttgart, J. G. Cotta 1870) folgende Schilderung aus:

„Das ruhmvollste Unternehmen Leo's IV. war die Befestigung des vatikanischen Gebietes — ein Ereigniß in der Geschichte der Stadt, wodurch die Civitas Leonina entstand, ein neuer Theil Roms und eine neue Festung, die in den folgenden Jahrhunderten von so großer Wichtigkeit war. Als der Kaiser Aurelian Rom ummauerte, war das Bedürfniß, den Vatikan einzuschließen, nicht vorhanden. Dieses Gebiet blieb völlig offen und außerhalb der Stadt. Auch nachdem dort der Dom St. Peter's entstanden war, um ihn her Klöster, Hospitäler, Wohnungen mancher Art, und an der linken Seite die Fremden-Kolonieen sich niedergelassen hatten, dachte noch kein Papst daran, diesen Bezirk durch Mauern zu schützen. Denn die bisherigen Feinde Roms waren Christen gewesen. Erst Leo III. faßte diesen Plan: hätte er ihn vollendet, so würde die Basilika von den Saracenen nicht geplündert worden sein. Die von ihm begonnenen Werke waren durch Schuld der inneren Unruhen ins Stocken gerathen und von den Römern, die sich des Materials bemächtigten, abgetragen worden. Nun nahm Leo IV. nach der Plünderung den Plan wieder auf und schritt mit Energie an die Ausführung. Er legte ihn dem Kaiser Lothar vor, ohne dessen als des Oberherrn Zustimmung er ein so großes Werk zu unternehmen nicht wagte, und er fand bei ihm nicht nur Billigung, sondern Unterstützung durch Geldmittel. Hierauf wurde der kostspielige Bau so vertheilt, daß die einzelnen Städte des Kirchenstaates, alle öffentlichen Güter der Kirche oder der Stadt, und die Klöster mit ihren Mitteln und durch ihre Leute einen bestimmten Theil zu erbauen überkamen. Der Bau wurde im Jahre 848 begonnen, im Jahre 852 vollendet. Das vatikanische Gebiet, oder der Porticus des St. Peter, ward demnach so umschlossen, daß die Mauer vom Hadrianeum, an welches sie sich lehnte, die Höhe des vatikanischen Berges seitwärts anstieg, dann im Bogen den St. Peter umkreiste, und die Höhe gerade herabgehend wiederum bis zum Flusse reichte, unterhalb des heutigen Thores Santo Spirito, welches in der leoninischen Mauer später angebracht wurde. Diese Mauern, aus Lagen von Tuff- und Ziegelsteinen, hatten die Höhe von beinahe 40 Fuß und eine entsprechende Dicke. Vierundvierzig starke Thürme bewehrten sie. Ihre Bauart kann man noch heute an dem dicken runden Eckthurm erkennen, der auf der höchsten Höhe des Vatikans steht. Drei Thore führten in die neue Stadt, zwei in der Mauerlinie, die vom Grabmal Hadrian's ausließ, nämlich ein kleineres an diesem Kastell, Posterula S. Angeli genannt, ein großes nahe bei der Kirche St. Peregrino, daher Porta St. Peregrini, später Viridaria, Porta Palatii und St. Petri genannt. Es war das Hauptthor der Leostadt, durch welches auch die Kaiser ihren Einzug hielten. Das dritte Thor

verband die neue Stadt mit Trastevere. Es hieß Posterula Saxonum, vom Sachsenviertel, woran es lag, und stand auf der Stelle der heutigen Porta di S. Spirito. Dieser fast hufeisenförmige Mauerring Leo's IV. ist noch heute an einigen Stellen erhalten oder kenntlich, im Borgo, am Gange Alexander's VI., neben der Münze und dem päpstlichen Garten bis zu dem dicken Eckthurm, in der Linie der Porta Pertusa, und wo diese von einem anderen Eckthurm zur Porta Fabrica hinbiegt. Aber die späteren Anlagen des neuen Borgo, die Bastionen der Engelsburg, das Anwachsen des Vatikan, die Bastionen von St. Spirito, haben die Mauern Leo's durchbrochen und hier und da vertilgt; und indem der neuere große Mauerumkreis des Vatikans seit Pius IV. die alte Leostadt umschloß, erfuhr diese im Kleinen das Schicksal der alten servischen Mauern in ihrem Verhältniß zu denen Aurelian's. Als Leo sein Werk vollendet hatte, nannte er die neue Stadt mit Stolz Civitas Leonina. Rom, dem jetzt die Päpste den Stempel ihrer Herrschaft aufdrückten, hatte in Jahrhunderten kein größeres Fest gefeiert, als die Einweihung jener Mauern am 27. Juni 852. Alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden der Stadt umzogen, vom Papste geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Walle mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Kardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern; an jedem Thore ward angehalten, und jedes Mal flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab. Als der Umzug beendigt war, vertheilte Leo freigebig Geschenke von Gold, Silber und seidenen Pallien an Adel, Volk und Fremden-Kolonieen."

Mannigfaltiges.

Von der Belagerungsarmee vor Metz, 25. Sept., schreibt man der „E. Ztg."; Die Liebe macht erfinderisch wie auch die Noth. Dies beweisen die Feldpostbriefe, durch welche man alle möglichen Gegenstände den Geliebten ins Feld zuzuführen weiß. Pakete werden auf der Feldpost nicht befördert, aber Briefe bis zu 16 Loth Schwere, und das ist für einen erfinderischen Sinn genug. 16 Loth Papier zu beschreiben, dazu nimmt sich Keiner Zeit, also liegt der Gedanke nahe, dem Couvert, welches den Brief repräsentirt, auch sonstige Sachen einzuverleiben, welche dem Adressaten erwünscht sein können. Gegen eine solche Ausbeutung des Briefpostverkehrs hat die Feldpost, welche die Leiden und Entbehrungen des Krieges nicht am wenigsten kennen lernt, ja auch nichts einzuwenden. So werden denn von daheim Cigarren, Tabak, Thee, Chokolade ꝛc. zwischen Pappendeckel hieher gesendet. Ein Paar Strümpfe langten in zwei Briefen an. Aber auch Kaffee- und andere Extrakte und Liqueure werden in fest verschlossenen Blechbüchsen, die man einem Couverte angepaßt hat, den Entfernten übermittelt. Mehr aber noch als hierin liegt eine sinnige Erfindung in der Art und Weise, wie man ganze Kleidungsstücke, namentlich wollene Hemden, den Seinigen durch Briefe zu verschaffen weiß. Diese werden in verschiedene Theile zerlegt und jedes besonders couvertirt. Die erste solcher Sendungen sah ich bei einem Feldpostsekretär selbst. Seine Braut hatte ihm ein wollenes Hemd gefertigt. Zuerst langte per Couvert der Rumpf, dann in einem zweiten Briefe der linke Aermel an. Der rechte, in einem dritten Couvert, hatte sich verspätet und kam erst an, als der Empfänger schon glaubte, es würde nur noch Ein Arm an ihm vermuthet. Dem letzten Aermel waren schließlich auch Nadel und Faden zum Aneinanderheften des Ganzen beigefügt. So wirken Herz und Sinn des Volkes für das Heer, wie sollte da das Heer nicht für das Volk eintreten!

Mit welcher geradezu an Wahnsinn streifenden Brutalität und Bornirtheit die Franzosen bei ihrem barbarischen Werk der Austreibung aller Deutschen verfahren, dafür liegen bereits eine Menge Beispiele vor. Eins der auffallendsten, schreibt man den „Hamb. Nachr.", möchte aber doch die Vertreibung des schon 70jährigen Gelehrten und Orientalisten Julius v. Mohl sein, der bereits seit 40 Jahren Professor der orientalischen Sprachen am College de France, Mitglied des Instituts von Frankreich ist. Es ist einer der berühmtesten Gelehrten Europa's, unter den orientalischen vielleicht der erste; hat doch sein Wissen und seine Werke für Frankreich, für das er seit 1850, in welcher Zeit er seine Professur in Tübingen niederlegte und dem Rufe nach Paris folgte, eine große Fülle wissenschaftlichen Ruhmes gesammelt und eine Menge wissendurstiger Schüler nach Paris gezogen. Dafür muß er nun in seinen alten Tagen, ein Greis von 70 Jahren, aus Paris fliehen, wenn er nicht kriegsrechtlich behandelt sein will. Julius v. Mohl, der älteste von vier Brüdern, von denen jeder in seinem Fache Hervorragendes leistete, lebt nun vorerst

in London, dürfte aber wohl bald für immer nach seiner Vaterstadt Stuttgart zurückkehren.

Aus einem bayerischen Lazareth wird in der „A. A. Ztg." folgende Geschichte erzählt: „Unter den Verwundeten im Offizierszimmer lag ein Lieutenant v. L., den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Patienten ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Arms zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel versenken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Offizier acht Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Am Abend des neunten Tages tritt eine Ordonnanz in den Saal, fragt nach dem Lieutenant v. L. und überreicht ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz, ja er verlangt danach, es auf den Waffenrock zu heften. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt, und unser tapferer junger Freund wird sterben. Tödtliche Ehre, tödtliche Freude!"

(Feld-Poesie.) Seit dem ersten Kanonenschuß ist unsere Tagesliteratur um manches Lied bereichert worden, wenn auch oft nur quantitativ, und zwar nicht blos daheim fern vom Kriegslärm, sondern auch draußen im Felde, Angesichts des Feindes. Nationalpoet Kutschke hat, obwohl Infanterist, erst vor Kurzem wieder dem Pegasus seine Commissporen in die Flanken gedrückt; heute begegnen wir einem ebenbürtigen Kollegen Namens Lorch, welcher auf dem Boden eines Bauernhauses in Courcelles während seines nächtlichen Aufenthaltes dort zu folgenden Versen begeistert wurde:

Hier is et kalt und zucht och sehr,
Gewürme wimmelt um mir her,
Hier riecht et faul und moderig.
Mit eenem Wort:
Hier is et koderig.

Keene Ziegarren hab ich nich,
Sogar een Streechholz mangelt mich,
Und hungern thut mir unermeßlich,
Und unter mir sinnt man uf Mord.
Mit eenem Wort:
Hier is et gräßlich.

Ach wäre ick doch still zu Haus
Und tränk 'ne kühle Weiße aus!
Doch einsam hier verschmachten soll ich —
Ach wäre ich bei Muttern dort.
Mit eenem Wort:
Da wär et mollig.

(Wie in Kehl Wasser zu Wein wurde.) Wenn nicht Alles Gold ist, was glänzt, so ist doch nicht Alles so schlimm als es aussieht: so hat z. B. die in Schutt verwandelte Stadt Kehl ein wahres, oder besser gesagt, ein sehr natürliches Wunder aufzuweisen, indem der Brunnen in dem gänzlich zusammengeschossenen Gasthof zum Salmen Wein anstatt Wasser ausgibt. Die Sache ist erstaunlich, aber doch sehr einfach. Die Bomben von Straßburg haben das Dach, die Wände, den Keller und die Fässer durchgeschlagen und der Wein, der gute Wein, fluthete in den Brunnen.

(Selbstmord.) In Hoszuszo hat sich eine Bäuerin erhenkt und zwar in Verzweiflung darüber, daß sie im Irrthum mit Banknoten im Werth von 300 fl. Feuer angemacht, welche ihr Mann vom Pelsöczer Markt heimgebracht hatte.

Bei der letzten Aufnahme des Census fand man in Ohio eine Familie, deren Haupt seinen fünf Söhnen der Reihe nach folgende Namen gegeben hatte: Imprimis, Finis, Appendix, Addendum, Erratum.

Einfache Lösung.

Als Bismarck sich dem Kaiser nahte,
Hat er entblößt sein stolzes Haupt.
„Bedeckt Euch!" rief ER. Welche Gnade!
Man muß es lesen, eh' man's glaubt!
Vielleicht wollt' Bismarck sich nicht beugen,
Er wollte nur mit hißgem Witz
Dem Kaiser die drei Haare zeigen,
Die er noch kennt von Biarritz!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Montag, 17. Oktober **1870.**

1815 — Deutschlands Morgenroth, und 1870 — Deutschlands Sonnenaufgang.

I.

Es war im Jahre fünfzehn; das ganze deutsche Land
War ob dem frechen Räubr in Zorn und Wuth entbrannt;
Held Blücher mit den Seinen, dem Rachеengel gleich,
Durchflog im Siegesfluge der Feinde weites Reich.
Ich war noch damals Knabe; da sprach zu mir gewandt
Mein Vater: „Komm, mein Junge!“ und faßt' mich bei der Hand.
Wir stiegen auf zum Berge. Von seinen weiten Höh'n
Da konnten wir nach Deutschland zugleich und Frankreich seh'n.
Ein trüber grauer Schleier bedeckte Frankreichs Flur,
Ich sah vom ganzen Lande die höchsten Berge nur.
Und wie wir staunend schauen, da färbt des Aethers Rand
Im Wiederschein der Städte tiefdüsterrother Brand.
Und durch die Nebelwolken, da donnerts Schuß auf Schuß
Aus Frankreich dumpf herüber wie Ungewitters Gruß.
— — Da leuchtet Vaters Auge — er nimmt mich bei der Hand:
„Die Flamme dort macht Deutschland zu einem freien Land!“
„Hörst du die Schüsse, Junge? Das Morgenroth bricht an,“
„Dort — dieser dumpfe Donner macht dich zum freien Mann!“

II.

Viel Jahre sind verflossen; es färbt mein Haar sich weiß.
Ich lebte glücklich, selig in meiner Kinder Kreis.
Da schleudern die alten Feinde mit frecher Frevelhand
In unsern stillen Frieden des Krieges Fackelbrand.
Es zog mein Sohn in's Schlachtfeld, ich murrt' und klagte nicht,
Ich weiß, wofür er streitet; 's ist seine heil'ge Pflicht.
Nur eh' er schied für immer, hieß ich ihn folgen mir,
Und führt ihn auf zum Berge: „Mein Sohn, hier standen wir,“
„Ich noch als kleiner Knabe, mein Vater silberweiß,“
„Als unsre Krieger rangen um Deutschlands höchsten Preis.“
„Hier hörte ich den Donner, der unsre Ketten brach,“
„Und sah aus Flammen blühen der deutschen Ehrentag.“
„Hier werd' ich immer stehen, sobald der Morgen graut,“
„Hier will ich stürzen sehen den Thron, auf Lug erbaut.“
— Und wie wir noch so standen, und sah'n das Land hinauf,
Da ging im Purpurglanze die Morgensonne auf.
Ein röthlichgoldner Schimmer lag rings auf Deutschlands Gau'n,
Die Ströme blitzten golden, und silberweiß die Au'n.
Da faßt' ich meinen Jungen, da drückt' ich ihm die Hand:
„Mein Sohn, sieh, diese Auen, das ist dein Vaterland!“
„Dies rauben uns die Feinde im frechen Uebermuth,“
„Für dieses sollst du streiten mit deinem Gut und Blut!“
„— Behüt Dich Gott, mein Junge! Jetzt ziehe muthig aus,“
„Und kehr', will Gott es, wieder dereinst zu mir nach Haus!“

V. Hagen.

Straßburg.

Einem Berichte, den eine nach Straßburg gesandte Kommission des Frankfurter Hilfskomite's für diese Stadt erstattete, entnehmen wir Folgendes:

„Unsere hauptsächliche Aufgabe war, einestheils uns durch Augenschein und durch sorgfältige Nachforschung bei kompetenten Stellen ein richtiges Bild des Grades der Zerstörung an Gebäuden und Mobilien und des dadurch bedingten Nothzustandes zu verschaffen, und anderntheils namentlich darüber uns zu unterrichten, wie nach An-

sicht der Straßburger Bürgerschaft dieses Elend am zweckentsprechendsten und raschesten gemindert werden möge.

Unser eigener Augenschein lehrte uns, daß die Zerstörung an Gebäuden unendlich weit Das übertrifft, was uns bisher durch die Zeitungen mitgetheilt worden ist. Der Anblick der zertrümmerten Stadttheile ist erdrückend traurig. Ganz absehend davon, daß in der Citadelle auch nicht der kleinste Rest eines Gebäudes unversehrt geblieben ist, so sind in der eigentlichen Stadt, zumal um die Nikolauskirche, einzelne Straßen vollständig zerstört oder sehr stark beschädigt; die Stein-Vorstadt aber und das Quartier National bieten nur noch einen großen weiten Trümmerhaufen, — nicht ausgebrannte Häuser, sondern überhaupt nur noch isolirte Mauerreste, wie einzelne Zähne, 10—30 Fuß hoch über den Boden hervorragend, der Rest aber geradezu einen gleichmäßigen Trümmer- und Schutthaufen darstellend, in seiner großen Masse durch die Hunderttausende von Wurfgeschossen zu Staub zerrieben. In diesen beiden Stadttheilen wird es z. B. kaum möglich sein, die Grenzen der einzelnen Grundstücke festzustellen. Wir verzichten auf jede Schilderung dieser Vernichtung; man muß sie mit eigenen Augen sehen; werden doch selbst gute Photographieen (wovon wir übrigens die Anfertigung einiger angeordnet haben) kaum einen Begriff davon geben. Bei Weitem das Auffallendste waren uns die großen und weitverbreiteten Beschädigungen im Innern solcher Häuser, welche, äußerlich mit Ausnahme von 1 oder 2 Löchern in Mauer oder Dach, ganz unversehrt aussahen, im Innern aber in Folge des Platzens der Bomben und Granaten die Treppen und Decken bis zum Keller durchgeschlagen, Thüren und Fachwände zerrissen, kaum noch einige Zimmer bewohnbar darboten.

Wir begaben uns alsbald nach unserer Ankunft zu dem Maire von Straßburg, Hrn. Prof. Küß. Er beantwortete eingehend unsere mancherlei Fragen und wies uns sodann an „das Straßburger Unterstützungskomite", welches auf seine Anregung hin anfangs aus fünf Personen (den HH. André, Momy, Balzer, Ehrmann und Ungemach) sich gebildet hatte, am 1. Okt. durch den Munizipalrath bestätigt worden war und nunmehr auf 20 Mitglieder sich erweitert hat.

Nach offizieller Mittheilung zählt Straßburg mit der Bannmeile 5150 Häuser, die innere Stadt 3598. Der Werth dieser Häuser ist nach den Grundbüchern etwa 160 Millionen Franken, wonach das einzelne Gebäude im Durchschnitt nicht ganz zu 40,000 Franken angenommen ist. Von den 3598 Häusern der inneren Stadt sind die unversehrten nur nach Hunderten zu zählen, 448 sind vollständig zerstört, die übrigen mehr oder minder beschädigt. Der große Verlust an Waaren ist hauptsächlich dadurch bedingt, daß zumal in der Stein-Vorstadt sich dicht gehäufte große Waarenlager in verhältnißmäßig wenig werthvollen Gebäuden und Magazinen befinden.

Das oben erwähnte Comité bemühte sich auf verschiedenen Wegen durch Schätzungen zu einer möglichst richtigen Beurtheilung des Gesammtverlustes zu gelangen. Es vertheilte alsbald gedruckte Formulare, auf welchen alle Beschädigten die Zahl der Familienglieder, die Art und die Größe ihres Verlustes u. s. w. anzugeben haben. Als Termin der Einlieferung dieser Formulare ist der 12. Okt. bestimmt. Das Comité aber hatte die Gefälligkeit, uns eine Zusammenstellung aus den bis zum 6. Okt. Mittags 12 Uhr eingegangenen 756 Erklärungen (worunter 290 ausschließlich in Betreff von Gebäuden) machen zu lassen. Diese Erklärungen haben an Gebäuden einen Schaden von 2,264,682 und an Waaren und Möbeln einen Schaden von 4,989,099 Franken, zusammen von 7,253,782 Franken angemeldet. Der Durchschnittsverlust auf einen jener 756 Deklaranten, unter welchen sich, was zu beachten ist, nicht vorzugsweise die großen Schäden befinden, beläuft sich auf 9,595 Franken. Nimmt man 4000 solcher Erklärungen als wahrscheinlich an, so ergibt sich ein Gesammtverlust der Privatpersonen an Gebäulichkeiten, Mobiliar und Waaren von 38,380,000 Franken. Nach einer andern Schätzung ist der Werth der 448 völlig zerstörten Häuser zu 16½ Millionen, der Schaden an den minder verletzten Gebäuden 3—4 Millionen anzunehmen. Noch andere, durch den Maire adjoint, durch verschiedene Baumeister und Kaufleute angestellte Berechnungen ergaben sämmtlich weitaus größere Schätzungssummen und überschritten theilweise selbst 100 Millionen. So weit der Privatverlust. — Der durch die Zerstörung der öffentlichen Gebäude veranlaßte Verlust ist ein überaus großer; nach sehr geringer Schätzung an Kirchen 3—4 Mill. Fr., Schulen 400,000, Museumgebäude 500,000, Theater 875,000, Präfektur 500,000, Stadthaus 90,000, Gerichtsgebäude 500,000, Brücken- und Gemeindewege 2 Millionen; der Werth der Kunstsammlungen, namentlich aber der berühmten Bibliothek ist unschätzbar und geradezu unersetzlich; die meisten

Stadtthore nicht mehr gangbar; die Gasanstalt, zerstört, kann nicht arbeiten.

258 Civilpersonen sind durch die Wurfgeschosse getödtet, über 1100 verwundet worden. Noch leben mehrere tausend Personen in Kellern, in Kirchen, unter Brückenbogen, auf der Vorfluth des Quais u. s. w.

Die Noth erscheint heute äußerlich noch nicht so groß, wie sie sich in wenigen Wochen darstellen wird. Der eigentliche Taglöhner hat in den letzten Wochen ziemlich viel verdient durch Aufräumen der Straßen, durch Nachtwachen in den durch das Bombardement mit Feuersbrunst bedrohten Häusern (ein uns befreundeter Notar hat für solche Wachen in seinen beiden neben einander liegenden Häusern 1,356 Fr. bezahlt); sodann sind seit der Beschießung Straßburgs aus der Sparkasse große Summen, was in anderen Jahren erst mit Beginn des Winters zu geschehen pflegte, zurückgenommen worden, wöchentlich etwa 200,000 Franken. Diese Aushilfsquelle ist aber bereits versiegt, da die Sparkasse den größeren Theil ihrer Gelder an die Staatskasse abliefern muß, welche ihr 4 pCt. dafür zahlt, jetzt aber weder Kapital noch Zinsen zur Verfügung stellt. Die Mehrzahl der vielen kleinen Beamten der Eisenbahnen u. s. w. werden demnächst ihren greifbaren Sparpfennig aufgezehrt haben. Ueberhaupt sind durch die Einstellung der Bankthätigkeit den Wohlhabenden wie dem Mittelstand die Mittel vorenthalten, Gelder in Umlauf zu setzen und den Verkehr wieder aufleben zu lassen. — Typhus, Ruhr u. dgl. sind bisher nur in vereinzelten Fällen, Blattern noch als mäßige Epidemie aufgetreten; größere Heimsuchung der Stadt durch Krankheit ist aber allerdings zu befürchten, schon verbreiten die weithin überschwemmt gewesenen Wiesen und Felder bedrohlichen Modergeruch.

Das Straßburger Unterstützungskomite wird bei Abhilfe der Noth in erster Linie den Hunger zu stillen haben; neben direkten Gaben dienen hierzu die schon zu Anfang der Beschießung eingerichteten Suppenanstalten und Volksküchen, welche in großen Bierbrauereien und ähnlichen Lokalen Suppe, etwas Pferdefleisch, Wein und Brod, Abends etwas Kaffee und Brod, theils unentgeltlich, theils gegen sehr mäßige Bezahlung verabreichten, täglich in 3—5000 Portionen. — Sodann gilt es Bekleidung zu beschaffen. — Die angestrengteste Sorge ist augenblicklich auf rasche Herrichtung nothdürftiger Unterkunft gerichtet. Die vorgerückte Jahreszeit gestattet nicht mehr, die steinernen Häuser wieder aufzubauen. Man denkt zumeist an die Aufrichtung hölzerner Baracken von 8 Meter Länge und 8 Meter Breite, 2 Stockwerk Höhe, zu einem Kostenpreis von etwa 4000 Franken, deren jede 4 Familien aufnehmen könnte. Ferner wird es gelten, durch Vorschüsse und sonstige Hilfe den kleinen Gewerbetreibenden die Wiederaufnahme ihres Geschäftes zu ermöglichen.

Wir haben uns überzeugt, daß das Straßburger Unterstützungskomite aus intelligenten, aufopfernd thätigen und von dem Vertrauen der Bürgerschaft getragenen Männern besteht. Sie sind mit den Vorarbeiten bereits weit vorgeschritten, die Stadt ist in 12 Bezirke zum Behuf der Untersuchung der Schäden, der Einsammlung von Gaben und der Vertheilung der Unterstützungen getheilt, die weiter nöthigen Hilfskräfte werden herangezogen. Selbständiges Handeln in der Ausführung unter einheitlicher Oberleitung verbürgen beste Verwendung.

Die Noth Straßburgs ist nach vielen Richtungen hin eine furchtbare. Man sieht nur einen Theil derselben von den durch Tausende schaulustiger Fremden überfüllten Straßen aus; wer in das Innere der Häuser und Familien dringt, wird sie erkennen, sie wird ihn erschüttern. Hilfe in großem Maßstabe und rasch gegeben, ist dringend erforderlich.

Wir sahen die Bevölkerung einer großen Stadt vor uns, welche viele Wochen lang bei Tag und Nacht für ihr und der Ihrigen Leben zu zittern hatte und nun, eine furchtbare Beschießung überlebend, der wichtigsten Lebensbedürfnisse, ja größtentheils der Möglichkeit, sich diese durch Arbeit zu verschaffen, beraubt ist. Wir fanden eine niedergeschmetterte, herbem Schmerz hingegebene, aber meist geistig gesunde, arbeits- und geisteskräftige Bevölkerung, im großen Ganzen von ernster, treuer, fester Gesinnung, somit vielfältig von echt deutschem Wesen, wenn dies auch natürlich bei den meisten durch warme Anhänglichkeit an ihr bisheriges Vaterland theilweise zurückgedrängt ist. Diese Anhänglichkeit scheint auch durch die heftigsten Ausbrüche der „Verachtung und des Hasses gegen die Lügen- und Diebswirthschaft des Kaiserthums" kaum gemindert, — eines Hasses, welcher bei Vielen übrigens jeden anderen Haß, auch den gegen den siegreichen Feind, übersteigt."

Frankfurt a. M., 8. Okt. 1870.

H. Flinsch. Dr. G. Getz. Dr. C. Malß.
Dr. Georg Varrentrapp.

Das Comité begleitet diese Schilderung mit folgendem Aufruf: Mitbürger! Laßt bei diesem unsäglichen Elend euer Menschenherz, euer deutsches

Bruderherz lebhaft euch aufrufen, freudig und rasch euer Werk der Nächstenliebe zu thun. Stellt uns reiche Mittel zur Verfügung, durch das sich des Vertrauens der Straßburger Bürgerschaft erfreuende dortige Unterstützungskomite werden sie zweckmäßige Verwendung finden.

Oberbürgermeister Dr. Mumm, Oederw. 56. G. Adelmann, gr. Eschenheimerstraße 43. Direktor Fester, Vereinskasse. Anton Brentano, neue Mainzerstraße 23. Heinr. Flinsch, Mylinsstraße 2. Dr. Matti jun., Guiolettstraße 48. Theodor Kuchen, Savignystraße 15. M. von Guaita, Bleichstraße 72. Dr. med. G. Varrentrapp, Hochstraße 4. Wm. Metzler, Mainzer Landstraße 22. Alex. Scharff-Majer, Bockenh. Anlage 46. Franz Brentano, Taunusstraße 3. Karl Hoff, Bleidenstraße 1. M. Stern, Untermainquai 4. Generalkonsul Gerson, Bockenh. Landstr. 14. Stadtrath Dr. Passavant, Weserstr. 21. Dr. G. Getz, Langestr. 26. Dr. Malß, Eschersheimerlandstr. 69. Dr. Schölles, Bleichstraße 22. E. Ladenburg, Guiolettstr. 18. Direktor Vogtherr, Kettenhofw. 5. Pfarrer Dr. Basse, kl. Friedbergerstr. 14. Direkt. Schultheis, Mainzer Landstr. 49. J. Gramm, Kastenhospitalgasse 13. Leopold Mayer-Baß, Altegasse 25.

Zu fernerer Entgegennahme von Beiträgen erklärt sich gern bereit

Die Redaktion der „Fankf. Presse".

Literarisches.

* Der Jahrgang 1870 der „Victoria", Muster- und Modezeitung, liegt nunmehr vollständig vor. Ein Blick auf die reiche Fülle von Mustern zu allen möglichen Handarbeiten, die sowohl unendlich viel Neues, wie manches Bekannte in neuer geschmackvoller Form darbieten und überall die genaueste Anweisung zur Anfertigung in anschaulichster Weise darstellen, läßt nicht verkennen, daß dieses Blatt in seiner Aufgabe das Mögliche leistet und ist es daher erklärlich, wie dasselbe so allgemeine Verbreitung gefunden hat, daß es nicht nur in Deutschland, sondern in allen civilisirten Ländern in tausenden von Exemplaren Absatz findet. Aber auch der belletristische Theil des Journals bietet viel Angenehmes und Nützliches zugleich, wodurch das Ganze zu einem rechten Familienblatte wird. Die Beigaben an colorirten Modekupfern, wie sie dieses Blatt gibt, werden von keinem andern Journal geliefert. Dasselbe ist zu dem billigen Preise von 20 Sgr. pro Quartal zu haben und kann sowohl durch die Post, wie durch die Buchhandlungen bezogen werden.

Mannigfaltiges.

Aus Staßfurt wird vom 21. Sept. berichtet: Vorgestern kam ein Soldatenbrief, den eine Mutter ihrem einzigen Sohn geschrieben, mit der Beantwortung zurück: „Adressat ist den 30. Aug. im Gefechte gefallen". Der Jammer der Mutter, die eben „ein Büchsen Cigarren" abschicken wollte, war groß — und mitten im Ausbruche des Schmerzes schickte der treue Gott den herzustürzenden Briefträger mit einem Briefe des Sohnes vom 1. Sept., worin derselbe schrieb, er habe am 30. Aug. fest mitgemacht, sei auch für todt gehalten, sei aber wieder kreuzfidel u. s. w. Was weiter geschah, kann man sich denken! Solche Irrthümer und Namensverwechslungen können aber anderwärts auch vorkommen: also nur nicht gleich alles Vertrauen weggeworfen!

Berlin, 9. Okt. Der Menschenfreund und und Cirkusbesitzer Gaetano Cinisselli verkündete auf seinem Sonnabendprogramm mit fetter Schrift, daß, dem Wunsche eines hochgeehrten Publikums entsprechend, die Gefechtsscenen so arrangirt sind, „daß nicht geschossen wird". — „O, Ihr allerhöchsten Direktoren und Gottes-Gnaden-Vorstände — seufzt Glasbrenners „Mtgsztg." — die Ihr den weiten Erdrirkus als Euer Eigenthum zu betrachten gewohnt seid — erhört endlich doch auch die Wünsche Eures hochgeehrten Publikums und — wenn Ihr durchaus Gefechtsscenen arrangiren müßt — macht's wie Euer kleiner und doch humanistisch so großer Kollege vor dem hallischen Thore: arrangirt sie so, daß nicht dabei geschossen wird!!"

Ein Sachse wurde eines vermeintlichen Diebstahls wegen verhaftet und vor die Polizeibehörde gebracht. Er mußte seinen Namen, Alter ꝛc. nennen. Endlich nach dem Grunde befragt, aus welchem man ihn hieher gebracht, antwortete er treuherzig: „Aus dem Plauen'schen Grunde".

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Mittwoch, 19. Oktober **1870.**

Die Trompete von Gravelotte *).

Von Ferdinand Freiligrath.

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassire wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klangtos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub' sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

*) Wir fanden dieses rührende, neueste Gedicht von Freiligrath auf Seite 260 der illustrirten Zeitschrift „Das Neue Blatt" № 43. Verlag von A. H. Payne in Leipzig. Nach einem jüngst durch die Blätter laufenden Schreiben des Majors im magdeburgischen Kürassier-Regiment Grafen Schmettow ist das im Gedicht Mitgetheilte eine Thatsache. Die Redaktion.

Das Feld von Sedan.

(Drei Wochen nach der Schlacht.)

An einem jener stillen, klaren Septembertage, die zu den schönsten des Jahres gerechnet werden, saß ich an der Heerstraße bei Sedan und blickte in die schimmernde Landschaft hinaus. War es die Ruhe der Luft allein oder wirkten noch andere Ursachen mit, daß die Landschaft, das weite Feld umher so unendlich ruhig waren? Es lag Alles darnieder wie erschöpft nach einer ungeheuren Aufregung. Es war, als habe Niemand den Muth, sich frei und fröhlich zu bewegen im Lichte des Tages. Eine starke große Pappel ist von der Straße auf das Feld hereingeworfen worden; ein Knabe sitzt in den Aesten; aber er wiegt sich nicht lustig hin und her, sondern er sitzt still und nachdenklich im Blattwerk. Ein Mann in einer Blouse geht vorüber; er betrachtet sich den Stamm, schüttelt den Kopf und geht weiter. Der Stamm ist seltsam verdreht, als hätten Riesenfäuste ihn oben und unten gefaßt und zusammengequetscht, so wie ein übermüthiger Mensch sein Spazierrohr verbiegt. An der Böschung der Straße, nicht weit von dem Baume, ist ein Haufe Erde frisch zusammengekratzt, mit Rasen und Steinen untermischt, als sei dort ein wenig Erde abgerutscht. Wer näher zuschaut, kann ein wenig Lederzeug unter der Erde erkennen; es scheint etwas wie eine Patrontasche zu sein; zu der Tasche gehört auch ein Mensch; der liegt dort ruhig und vergessen, verscharrt wie ein Stück — — nun ja, wie ein Soldat auf dem

Feld der Ehre. Man braucht nur den Blick über die Erde schweifen zu lassen: da liegen noch viele solcher Häuflein. Auch viele größere sind da; die sind sorgfältiger hergerichtet, einige mit einem hölzernen Kreuze versehen, die Mehrzahl gar nicht gekennzeichnet und die weitaus größte Mehrzahl sind solche „verlorene" Häuflein. Ein Fuß tief, nicht mehr. Eine Hand Erde darauf. Wenn ein leichter Wind sich erhebt und über das breite Terrain streift, bringt er abscheuliche Düfte mit. Die Bauern sagen, der bringe die Krankheiten für die Menschen, für das Vieh und für die Feldfrüchte über die Länder. Trotz dieser Ausdünstung gehen einzelne Menschen über das Feld. Ein fremder Mann (er scheint weit hergekommen zu sein und nach seiner Sprache stammt er von der Küste der Ostsee) geht mit einem Sanitätssoldaten und einem Bauer über die Felder. Sie scheinen einer bestimmten Spur zu folgen; oft bleiben sie stehen, heben ein Stück zerbrochener Waffe auf, einen Kleiderfetzen, ein Stück Papier, das sie begierig lesen. Der Mann sucht schon lange, aber er findet nicht, was er sucht. Aber er mag doch auf der rechten Spur sein, denn hier erreichten ostpreußische Regimenter die Straße, welche von Bouillon nach Sedan führt. Hier wurde diesmal ein verzweifelter Versuch der Franzosen, durchzubrechen, zurückgewiesen. Der fremde Mann, der vom Meeresstrand daher gekommen ist, stützt seinen Stab in den Boden; er scheint anhaltend fest und mit eiserner Ruhe in den Boden zu starren. Aber wer ihn genauer anschaut, bemerkt, daß eine Thräne nach der andern über das herbe Gesicht auf die Hände hinabrollen. Es war ja sein einziger Sohn, sein einziges Kind. Wenn gleiches Leid Schmerzen mildern kann, dann könnte dem Manne hier bald geholfen werden. Drüben auf einer Erhöhung des Bodens, in einem Gartenfelde, sind drei große eigenartige Beete aufgeworfen worden und das kleinste derselben ist mit einem ganz neuen Holzkreuze geschmückt. Dabei stehen drei Frauen schwarz gekleidet, mit gefalteten Händen und beten. Sie haben gefunden, was sie gesucht haben.

Die Mehrzahl der Reisenden, welche nach Sedan kommen und die Engländer vor Allen, eilen so schnell als möglich, um das Häuschen in Augenschein zu nehmen, in welchem der Kaiser der Franzosen mit dem siegreichen Könige zusammentraf. Aber mir scheint, es sind auf dem Felde von Sedan noch viel merkwürdigere Dinge zu sehen. Mich interessirt der verwilderte Mensch mehr, den ich seit einer Stunde über die Felder und durch die Gebüsche streichen gesehen. Er untersucht alle Dinge genau, alle militärischen Ueberreste, die in den Furchen der Felder und in dem Herbstlaub liegen. Die Papierfetzen reinigt er sorgfältig, untersucht, welche Schrift es ist, und ohne die Blätter zu lesen, legt er sie zu einem Packete zusammen. Er hat bereits zwei kleine Packete beisammen. Auf mein Befragen, was er mit den Papieren mache, zeigt er dieselben vor. Es sind lauter Soldatenbriefe; wenige deutsche, die meisten französisch und jämmerlich schlecht geschrieben. Der Mensch sagt, er trage dieselben nach Sedan, wo sie von französischen Frauen gelesen würden. Dieselben haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Adressen, welche etwa auf oder in den Briefen angegeben sind, zu erforschen und ihnen diese literarischen Reste zu übermitteln. Es kämen, sagt der seltsame Briefsammler, täglich eine große Anzahl von Anfragen aus allen Theilen Frankreichs nach Sedan und alle wollten wissen, wo Der oder Jener geblieben sei? „Es sind auch schrecklich viele Menschen umgekommen," meint er und schlendert äußerlich gleichgiltig über die Felder weiter. Ja wahrhaftig, es sind hier *schrecklich* viele Menschen umgekommen. Wir brauchen uns nur in das nächste Haus an der Straße zu begeben, bei welchem ein weißes Fähnlein mit rothem Kreuze flattert, und wir können gleich dieselbe Betheuerung hören. Mit Kreide steht auf dem Thore geschrieben: „ambulance belge"; etwas weiter an einer Kirche „ambulance anglaise"; etwas weiter an einer Fabrik „ambulance hollandaise" und so geht es durch die ganze lange Vorstadt von Sedan und über Sedan hinaus bis nach Bazeilles hin. Das ist die Hauptlinie; dazu kommen die Nebenlinien. Mit Ausnahme der Stadt, wo sie in Gruppen vertheilt sind, hatte auf diesen Straßen jedes Haus seine Verwundeten, und noch heute, drei Wochen nach der Schlacht, liegen in der Mehrzahl der Häuser und Hütten die Schwerblessirten. Man erkundigt sich natürlich bei den Aerzten und bei den Herren von den Ambulancen, wie viele *Todte* es wohl in der dreitägigen Mordschlacht gegeben habe? Aber man stößt hier auf die verschiedensten Angaben; nur befaßt sich keine dieser Angaben mit geringen Ziffern. Da behauptet ein Herr, 50,000 todte Franzosen habe man ganz bestimmt verscharrt, und ein anderer behauptet sogar 60,000 und noch mehr. Noch von Keinem habe ich die Zahl unter 50,000 angeben gehört und sie sprechen immer von Haufen von Franzosen. Sie zeigen

die Gräber, die nicht mehr als kleine Erdwälle sich repräsentiren, sondern als lange Streifen, die weit über die Felder sich hinziehen, als wolle man dort den Oberbau für eine Eisenbahn anlegen. Von den Franzosen ist keine autorisirte Stelle da, welche, wenn auch nur im Ueberschlag, diese Stellen und die darin befindlichen Leichen zu taxiren käme. Es wäre um so schwieriger, als sie oft übereinander geschichtet sind gleich Häringen. Man ist auf die preußischen Angaben und auf die Schätzungen der fremden Aerzte angewiesen. Wie gesagt, diese geben die Zahl der Todten als kaum übersehbar an, denn die preußischen Geschütze hätten in den französischen Reihen gewüthet, wie man Aehnliches niemals in einer Schlacht erlebte. Vielleicht war die Mehrzahl davon tödtlich verwundet; aber diese Mehrzahl blieb durch drei Tage und sogar durch fünf Tage hilflos auf dem kalten, rauhen, durchnäßten Boden liegen. Mehr als 15,000 Verwundete hat man aufgehoben; in und in der Umgebung von Sedan wurde diese Anzahl verpflegt. Vielleicht ebensoviel sind aus Mangel an Hilfe gestorben! Das klingt in der That übertrieben, ja wahnsinnig übertrieben. Und dennoch, wer sich genau in Sedan umgesehen hat und in der Mehrzahl der Ambulancen verkehrte, muß es leider für möglich halten. Noch niemals ist eine Schlacht geschlagen worden, in welcher die Zahl der Todten, die der Verwundeten um das Dreifache überstieg. Und alle Angaben stimmen darin überein, daß die Verluste der Preußen verhältnißmäßig unbedeutend waren gegenüber den französischen Hekatomben. Nur auf einzelnen Strecken litten auch sie furchtbar, und zwar gerade bei der Straße Bouillon. Ungleich größere Verluste wieder hatten die Bayern; davon zeugt jeder Schritt, den man einen auf der Straße von Sedan nach Bazeilles macht. Dort sind die Straßengräben ganz angefüllt mit bayerischen Helmen und Tornistern; zur Rechten und Linken der Straße häufen sich die Gräber. Hier erzählt jeder Einwohner und jeder Bettler — das ist jetzt hier ein und dasselbe — von den langen blutigen Reihen, in denen die Bayern dort zusammengebettet wurden.

Es war Abend, als ich durch eines der alten, niederen Thore von Sedan eintrat. Auch wer nicht Soldat ist, erkennt sogleich, daß diese Thore, Wälle und Palissaden heute keine Bedeutung mehr haben und von Vorwerken ist bei Sedan nichts zu bemerken. In den Straßen war es ziemlich lebendig von Soldaten und Bürgern; es war gegen 8 Uhr; die Leute eilten noch, um kleine Einkäufe zu machen und die Bauern machten, daß sie mit ihren Wagen zu den Thoren hinauskamen, denn um 9 Uhr sollten die letzteren geschlossen werden und kein Einwohner darf sich mehr auf der Straße blicken lassen. Die Gasthöfe waren alle überfüllt; viele Engländer und „Ambulance-Herren", doch die Mehrzahl Franzosen, welche sich nach Angehörigen zu erkundigen kamen. Ein belgischer Kaufmann nahm mich mit in ein Privathaus. Ebenfalls alle Zimmer besetzt. Dem Bürger thut es leid, daß er einen Fremden abweisen soll, der das Unglück seiner Heimath anzusehen kommt. Er ist Besitzer eines Möbelmagazins. In demselben stehen noch drei Betten. Er trägt sie dem Belgier an. Es wird von den ermüdeten Reisenden mit Freuden acceptirt. Es wird diese Nacht in dem Möbelmagazin nicht sobald aus meiner Erinnerung weichen. Todtenstille im Möbelmagazin und auf den Straßen. Die Retraite wird geblasen und melancholisch ziehen die Horntöne durch die Gassen. Von unten herauf, aus der Vorhalle, höre ich zuweilen gedämpfte Männerstimmen; dort sitzen einige Patrioten zusammen, denen ich einen Pariser „Figaro" gegeben habe. Sie haben ein Mitglied der Behörde geholt und lassen dasselbe Theil nehmen an der wichtigen Errungenschaft. Drüben in einem alten Hause singt ein anderer Patriot mit gedämpftem Tenor ein französisches Lied. Aber in der Hitze des Vortrags hebt sich die Stimme und es tönt laut auf die Straße heraus: „Ah ma pauvre France, oh ma belle patrie!" Der Hornist kommt näher und bläst bedeutsam lang und kräftig unter dem Fenster. Er bringt dem Sänger ein Ständchen gar eigener Art. Der Patriot zieht sich entrüstet zurück und der Hornist mit seiner Patrouille geht weiter. Ein Mann mit schweren Stiefeln kommt die Gasse herauf. Es ist auch ein Sänger und er schlägt einen vertrauten Ton an:

„Die schönste Jungfrau sitzet dort o b e wunderbar,
Ihr goldenes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar!"

Das ist ein Landwehrmann aus K ö l n; ein ganz kurios gelungenes Wörtchen verräth ihn, er ist ein wenig betrunken, aber das ist zu entschuldigen, denn er hat vielleicht vier oder fünf Kinder daheim. Er macht jedenfalls keine böswillige politische Anspielung mit seinem Gesange, und die Franzosen, mit denen er eben in Streit gerathen ist, thun dem Manne bitter unrecht. Er ist genau ebensosehr zu bedauern wie sie selbst. —

Mannigfaltiges.

(Tyrann Magen.) Brillat-Savarin, die berühmteste Autorität auf dem Gebiet des guten Geschmacks, soweit er dem Magen zu Gute kommt, gefällt sich darin, nachzuweisen, wie viele unserer moralischen Eigenschaften und Handlungen von dem Zustande unserer Verdauung abhängen. Ein fetter Mensch, ein guter Mensch! ruft er aus, und in der That werden viele Verbrechen nur aus Hunger begangen. Cäsar (bei Shakespeare) ist ähnlicher Meinung und trauet „den wohlbeleibten Männern, die des Nachts gut schlafen", keinen Verrath zu. Aber Savarin geht weiter und erklärt sogar die Geistes-Richtung der Dichter (welche nach der Meinung Anderer nur im Hunger den Pegasus gut reiten), aus dem Vermögen ihres Magens. Die einen guten Magen haben, versichert er, neigen sämmtlich zum komischen Genre, die mit schlechten zum tragischen; mitten zwischen ihnen stehen die elegischen und postoralen Dichter, mit langsamer oder träger Verdauung. In der That muß Jeder, der mit Geistesarbeit zu thun hat, bestätigen, daß Denken und Verdauen meistens im umgekehrten Verhältnisse stehen. Daß auch der persönliche Muth aus dem Magen aufsteige, dachte jener englische General mit seinem Rathe: „Beeilen wir uns, unsere Soldaten zum Schlagen zu bringen, so lange sie ihr Roastbeef noch im Magen haben" — und ähnlich meinte es ein Höfling Ludwig des Vierzehnten mit seinem Wunsche für Prinz Eugen von Savoyen, als dieser Frankreich auf das Härteste bedrängte: „Könnte ich ihm nur auf acht Tage die Diarrhoe anwünschen! Ich wollte ihn bald zum größen Hundsfott Europa's heruntergebracht haben". Es wäre gar keine so üble Aufgabe für einen Historiker, zu untersuchen, wie viele Kriege, Vertragsbrüche u. s. w. aus Verdauungsstörungen hervorgegangen sind. Ein Stoff für tiefsinnige und ernste Untersuchungen über die Freiheit des menschlichen Geistes!

(Architekt und Baumeister.) Architekt Alexander, von welchem die Rochester-Brücke und mehrere andere schöne Gebäude in der Grafschaft Kent herrühren, stand einst in einem Kriminalprozeß als Zeuge vor dem Geschworenengericht. Der Staatsanwalt, welcher das Zeugniß des Vorgeladenen in den Augen der Geschworenen zu verdächtigen wünschte und zu diesem Zweck nach dem bei englischen Gerichtsverhandlungen üblichen Brauche ihn zu verwirren und zu verblüffen suchte, fuhr, nachdem er ihn gefragt, wie er heiße, folgendermaßen fort:

„Sie sind Baumeister, glaube ich?" —

„Nein, Sir, ich bin nicht Baumeister, ich bin Architekt."

„O, Architekt oder Baumeister, Baumeister oder Architekt, das läuft wohl auf eins hinaus?"

„Ich bitte um Verzeihung, das kann ich nicht zugeben; nach meiner Ansicht bezeichnen diese beiden Ausdrücke etwas ganz Verschiedenes."

„Ach das wäre! Vielleicht haben Sie die Güte, uns zu sagen, worin dieser große Unterschied besteht?" —

„O ja, recht gern. Der Architekt faßt die Idee, entwirft den Plan und schreibt vor, wie derselbe in seinen Einzelheiten auszuführen sei — mit einem Wort, er ist das geistige Band. Der Baumeister dagegen theilt sich in den Maurermeister und den Zimmermeister und seinen Gehülfen. Diese sind die Maschine und der Architekt ist die Macht, welche die Maschine zusammensetzt und in Gang bringt." —

„Sehr schön, Herr Architekt, vielleicht können Sie nach dieser sehr sinnreichen Auseinandersetzung, durch welche aber immer noch kein Unterschied klar geworden, dem Gerichtshofe sagen, wer der Architekt beim Thurmbau zu Babel war?" —

„Bei dem Thurmbau zu Babel," entgegnete der Gefragte sehr ruhig, „war kein Architekt zugezogen worden und deßhalb wurde auch nichts daraus?"

— (Zwei Berichterstatter von einem Kollegen verzehrt.) Ein belgisches Blatt erzählt folgende traurige Geschichte. Der Herausgeber einer in Antwerpen erscheinenden Zeitung hatte einen Berichterstatter nach Brüssel gesendet, um die letzte Thronrede des Königs zu stenographiren und mittelst Taubenpost nach Antwerpen zu senden. In Brüssel übergibt der Berichterstatter sein Taubenpaar dem Kellner im Hotel und bestellt zugleich ein Frühstück. Es läßt ziemlich lange auf sich warten, ist aber um so vorzüglicher und enthält unter Anderm ein delikates Fricassée. Als der Berichterstatter aus der Sitzung kommt, verlangt er seine Tauben; man denke sich aber seine Ueberraschung, als ihm der Kellner erzählt, er habe sie ja schon auf Verlangen zum Frühstück angerichtet bekommen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized By Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Freitag, 21. Oktober **1870.**

Franz Adt,

geb. am 8. April 1822, gest. den 21. Juli 1870.

(Aus der Wochenschrift der Fortschrittspartei.)

Mitten in den Entscheidungstagen darüber, ob unser engeres Heimathland den norddeutschen Bundesgenossen Treu' und Glauben halten, oder vertragsbrüchig in der eigenen Schande schmachvoll untergehen sollte, hat nach längerer schwerer Krankheit ein treuer Freund des Fortschritts und der Freiheit in Bayern aus diesem Leben scheiden müssen. Kaum mag ihn noch die Kunde erreicht haben, daß in der denkwürdigen Abstimmung am 19. Juli die Untreue und der Verrath unterlegen sind. Wie seine Wiege, so stand auch sein Todtenbett an den bisherigen äußersten Marken der deutschen Westgrenze, und wenn wir erst jetzt dem Dahingeschiedenen an dieser Stelle, wo leider schon so manchem Abgeordneten der Fortschrittspartei das Abschiedswort gesprochen worden ist, den Zoll der Erinnerung weihen, muß uns der Umstand entschuldigen, daß in Folge der Kriegsläufte die näheren Angaben über den früheren Lebenslauf des geschiedenen Freundes und Gesinnungsgenossen uns nicht vorher zugekommen sind.

Franz Adt trat sehr früh nach vollendeter Volksschulbildung in das damals noch wenig umfangreiche Geschäft seines Vaters, eine Dosenfabrik, welche im Laufe der Zeit ihren Sitz, Ensheim in der Pfalz, weltbekannt machte. Schon mit dem 20. Jahre gründete der Sohn ein Filialetablissement zu Forbach, welches bald die ursprüngliche Fabrikanlage überflügelte. Nach jeder Richtung, Großartigkeit der Fabrikation, Sparsamkeit und Geschmack gelangten die Adt'schen Unternehmen an die erste Stelle, und im Augenblick des Todes unseres Freundes, den sein hochbetagter Vater und ein Bruder überleben, beschäftigten die beiden Fabriken weit über 1200 Arbeiter. Seit dem Jahre 1849 verheirathet, genoß Adt das volle Glück des innigen Familienlebens, in welches jetzt durch seinen frühen Tod für die Wittwe und die Kinder eine unersetzliche Lücke gerissen ist.

Mit diesen trauern um ihn zahlreiche Freunde aus allen Lebensstellungen ohne Rücksicht auf politischen Parteistandpunkt. Uns erübrigt nur mit kurzen Worten die öffentliche Laufbahn des verehrten Mannes zu bezeichnen, der bei seinen ausgedehnten Geschäftsverbindungen durch diesen öffentlichen Dienst dem Lande ein nicht hoch genug anzuschlagendes Opfer brachte. In Ensheim, wo er die Leitung des ganzen großen Geschäftes übernahm, wurde er 1858 in den Gemeinderath, 1860 zum Bürgermeister gewählt, eine Stelle, die er bis zu seinem Tod bekleidete. Ihm hat die dortige Gemeinde die Herstellung der zerrütteten Gemeindefinanzen zu danken. Nützliche Unternehmungen, die Herstellung gut chaussirter Straßen unterstützte er sowohl in seiner Eigenschaft als im Distriktsrathe. Als Arbeitgeber hat er sich durch die humane Behandlung seiner Arbeiter, insbesondere dadurch Verdienste erworben, daß er die Errichtung einer Apotheke, die Ansiedlung eines Arztes in Ensheim herbeiführte. Eine der letzten Schöpfungen seines rastlosen Gemeinsinnes war die im vorigen Jahre begründete, gut ausgestattete Feuerwehr.

Im Jahre 1863 rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger als Abgeordneten in die Kammer und bei den wiederholten Wahlen des Jahres 1869 blieb ihm die Stimme der Bevölkerung treu. Sein freier toleranter Standpunkt in religiösen Dingen hat ihm, dem Katholiken, vielfache Anfechtungen zugezogen; den ultramontanen Hetzereien in seiner Gegend war er der gefährlichste Gegner,

aber alle Bemühungen, ihn vom Landtage auszuschließen, blieben vergebens. Seinen echt christlichen Sinn verewigt die Gründung des protestantischen Bethauses und die Stiftung für den Unterhalt eines protestantischen Seelsorgers in seinem Heimathorte, wie denn Wohlthaten und Legate aller Art dafür sorgen, daß das Andenken des Mannes auch nach seinem Tode in Segen bleibt, wie es sein Leben gewesen.

Auf dem Landtage hat er stets treu zur Fahne des Fortschritts und der nationalen Sache gehalten, unbeirrt durch Gunst oder Mißgunst. Sein bescheidenes Wesen, die treue Gesinnung machte ihn den Parteigenossen aus der engeren Heimathprovinz wie aus dem diesseitigen Bayern gleich lieb und werth, und mit tiefem Schmerze mußten wir wahrnehmen, daß eine tückische, schleichende Krankheit den Mann, der so Vielen werth war, einem frühen Grabe entgegentrug. Als es in der jüngsten Kammersession zur Entscheidung in der deutschen Frage kam, mußten wir leider den bewährten Gesinnungsgenossen in unseren Reihen entbehren. Aber wenn Adt, der damals schon mit dem Tode rang, an den parlamentarischen Kämpfen jener denkwürdigen Tage hätte Antheil nehmen können, so würde er fest und treu wie nur Einer auf alle materielle Gefahr hin — und sie war bei ihm vielleicht größer, als für irgend einen der Pfälzer Abgeordneten — für die Vertragstreue und den Vertheidigungskampf gegen Frankreich gestimmt und ebenso entrüstet, wie die anderen Pfälzer Abgeordneten, die schmachvolle Beschönigung des Verraths von sich gewiesen haben, welche ein ultramontaner Redner in geheuchelter Besorgniß um die bedrängte Pfalz vorzubringen wagte. Den glorreichen Ausgang des Kampfes sollte Adt nicht mehr erleben; um so lebendiger wird uns das Andenken an ihn im befreiten geeinigten Vaterlande sein. Friede seiner Asche! —

Blücher vor Paris.

In der Jubelnummer zur fünfzigjährigen Säkularfeier der Schlacht bei Belle-Alliance brachte im Jahre 1865 Wachenhusen's „Hausfreund" einen Artikel: „Zwei rothe Junitage" von Georg Hesekiel, dessen Schluß in diesem Augenblicke mit Interesse gelesen werden dürfte: „Am 25. Juni war Blücher's Hauptquartier in St. Quentin, am 26. in Genvry bei Noyon, am 27. in Compiègne. Immer vorwärts, immer weiter in Frankreich hinein! Hier schnitt er dem von Laon nach Paris eilenden Feinde den Weg ab; Ziethen schlug am 28. Juni dessen Nachtrab bei Villers-Cotterets und nahm ihm 14 Kanonen ab; Bülow verlegte den Franzosen den nächsten Weg bei Dammartin, schlug sie und machte an 1000 Gefangene. Diese waren von dem so mühselig geretteten Korps von Grouchy, der sich bei Soissons wirklich mit den Trümmern des anderen Heeres vereinigt hatte. Am 29. Juni, zehn Tage nach der Schlacht, stand Blücher mit 60,000 Mann zwischen St. Denis und Vincennes vor Paris. Wellington war zwei Märsche hinter ihm. In den Vertheidigungslinien vor Paris, welche Napoleon, der wirklich abgedankt hatte und, von allen seinen Kreaturen vergessen, in Malmaison saß, angelegt, standen noch über 60,000 Mann Franzosen mit einer zahlreichen Artillerie, welche Marschall Davoust, der Prinz von Eckmühl, befehligte. Aber der Schlag von La Belle-Alliance hatte den französischen Kriegsmuth fast ganz gebrochen; schon am 30. suchte Davoust einen Waffenstillstand zu erlangen; er meinte, da Napoleon abgedankt habe, so hätten die Preußen keinen Grund mehr, gegen Frankreich Krieg zu führen, und gedachte, die Alliirten würden sich abermals so übermäßig großmüthig gegen das französische Volk zeigen, wie im Jahre zuvor. Das kam aber doch ein wenig anders diesmal. Namentlich bei Blücher kam der Marschall mit seiner französischen Finesse übel an; derb und in verständlichem Deutsch antwortete der Sieger von La Belle-Alliance, wie folgt: „Mein Herr Marschall! Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursache zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Thron zu Gunsten seines Sohnes entsagt; der Beschluß der verbündeten Mächte schließt nicht Napoleon allein, sondern alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus. Wenn General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, mit dem ihm gegenüber stehenden Generale einen Waffenstillstand abzuschließen, so ist das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unsern Sieg, Gott hat uns Mittel und den Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt im Sturme genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf Sich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute vor der

Plünderung zu schützen, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statthaben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß es sehr sonderbar ist, daß Sie mit uns unterhandeln wollen und doch unsere mit Briefen und Aufträgen entsendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen der herkömmlichen Höflichkeit habe ich die Ehre, Herr Marschall, mich zu nennen, Ew. dienstwilliger Diener, (gez.) Blücher." Die Franzosen waren schon wüthend darüber, daß dieser Brief in deutscher Sprache übergeben wurde; sie wandten sich an Wellington, der war nun allerdings sehr höflich, aber das änderte in der Sache nichts. Am 1. Juli ging Blücher über die Seine, um der Stadt Paris die Lebensmittel abzuschneiden, und Wellington nahm Blücher's bisherige Stellung bei St. Denis ein; in den folgenden Tagen rückte Blücher, den Feind überall werfend, immer bedrohlicher an die Stadt. Das letzte Fünkchen des französischen Trotzes erlosch, ihre List wußte keinen Ausweg mehr; da kamen sie denn demüthig an selbdritt: der Minister des Auswärtigen, Herr Baron Bignon, der Generalstabschef, Herr General Guilleminot, und der Seinepräfekt, Hr. Graf Bondy. Blücher saß im Schlosse zu St. Cloud, der kaiserlichen Residenz Napoleons, und hatte, über die Waffenstillstandsbedingungen mit Wellington einig, beschlossen, die Franzosen auch einmal nach Verdienst fühlen zu lassen, daß sie die Besiegten, namentlich sich nicht auf ihre Höflichkeit einzulassen, mit denen sie so gut verstanden, die ehrlichen Deutschen anzuführen und in Verwirrung zu setzen. Die drei französischen Herren mußten erst lange im Vorzimmer warten, wo sich Niemand um sie kümmerte; endlich ließ man sie eintreten nach harter Geduldsprobe. Sie wußten nun, daß sie vor ihrem Sieger standen; vergebens bäumte sich der französische Hochmuth dagegen auf. Da saß der alte Blücher in seinem schlichten blauen Rock, die kleine Mütze auf dem greisen Kopfe und rauchte ruhig seine Pfeife. Er sah sich die Franzosen gleichmüthig an und erlaubte ihnen endlich mit kurzem Wort, ihre Bitte vorzutragen. Darauf ließ er sich von einem Offizier ins Deutsche übersetzen, was die Herren gesagt. Aber als die Herren selbst unter einander sich nicht einig zeigten, sich stritten und auf französische Art lebhaft parlirten und gestikulirten, stand der Alte zornig auf, trat mit brennender Pfeife zu ihnen und gebot ihnen Ruhe; dann sagte er kurz: die Feindseligkeiten würden auf der Stelle wieder angehen, wenn sie nicht sofort seine Bedingungen annähmen. Da schwiegen die Herren und unterwarfen sich. Nur noch einen Versuch machten sie: sie wünschten, Paris solle von Einquartierung befreit bleiben. Blücher aber sagte bestimmt: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirthet haben!" Die Herren wollten noch Einwendungen machen, Blücher aber gebot ihnen sehr derb, zu schweigen. Nun baten die Franzosen äußerst listig um eine Schutzwache für die Kunstschätze ihrer Museen; Blücher aber sagte ihnen, sie müßten im Gegentheil Alles herausgeben, was sie in ganz Europa zusammengeraubt, dieses Mal solle es nicht gehen wie im vorigen Jahre. Da die Franzosen sahen, daß aber auch gar nichts mit dem Alten anzufangen sei, schwiegen sie still. Blücher aber rief den General Müffling und sagte zu ihm: „Es sind beinahe neun Jahre, daß wir ein schlechtes Geschäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den schwierigen Auftrag, die Konvention zu schließen; besorgen Sie heute das Geschäft wieder, es wird Ihnen dieses Mal leichter werden." Es wurde wirklich Müffling nicht schwer; die Franzosen waren gar geschmeidig, und noch am selben Tage unterzeichneten sie den Waffenstillstand, den ihnen Blücher in 18 Artikeln diktirt hatte. Müffling unterzeichnete für Blücher, Oberst Hervey für Wellington. Die französischen Truppen verließen Paris und zogen sich hinter die Loire; am 7. Juli rückte das erste preußische Korps in Paris ein, später auch das dritte und vierte Korps. Der preuß. General v. Müffling wurde Gouverneur von Paris und Blücher legte der Stadt eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franks auf. So zerschmetterte der Sieg von La Belle-Alliance den französischen Kaiserthron und gab Paris in die Hand der Preußen. Napoleon war für immer gestürzt und schwamm, ein gefangener Mann, dem Felseneiland im Ocean zu, wo er sein Leben beschloß."

Mannigfaltiges.

Nördlich vor Metz den 7. Okt. Nicht allein, daß man von Osten nach Süden um Metz herum eine Bahn gebaut und in Betrieb gesetzt

hat, auch auf der geradlinigen Bahn Metz-Thionville sehen wir das Dampfroß seinen dicken Athem in die blauen Lüfte hauchen. Zur Aufklärung des Lesers, in welcher Weise der Bahnbetrieb möglich gemacht wurde, lassen wir uns von dem Führer der „Friedrich Karl" umgetauften Lokomotive Folgendes erzählen. Dieser wie das ganze Zugpersonal gehört der 3. Feldkompagnie Hannov. Pionierbataillons Nr. 10 (Hauptmann Lindow) an, die gegen Ende Sept. den Auftrag erhielt, eine bei Richemont über die Orne führende und gesprengte Eisenbahnbrücke herzustellen und die Bahn zwischen Matzieres (auch Mezieres 8 Kilom. nördl. von Metz) und Uckange (7 Kilom. südl. von Thionville) fahrbar zu machen. Wenige Tage haben hingereicht, den herabgestürzten Bogen, dessen mächtige Quadern noch jetzt in der Orne liegen, aufzuräumen und an seiner Stelle einen soliden Holzbau aufzuführen, der als Muster eines Behelfsbaues seiner eben so großen Einfachheit wie Dauerhaftigkeit wegen gelten kann. Und dabei galt es, eine Lücke von, gering angeschlagen, mindestens 50 Fuß auszufüllen, was durch zwei mächtige, auf 5 Jochen ruhende Balken erreicht wird, die ihrerseits die Schwellen und Schienen tragen. Nachforschungen ergaben, daß in dem großen Hüttenwerk zu Moyeuvre eine, freilich defekte, Lokomotive vorhanden war. Es ist ein schöner Beweis für die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit unserer Pionierkompagnien, daß gerade zu derselben Stunde, als der Bau der Brücke fertig gestellt war, die Lokomotive auf der Zweigbahn von Moyeuvre nach Hagondange angedampft kam und eine Viertelstunde später den Neubau einer gründlichen und befriedigenden Probe unterwerfen konnte. Auch die Maschine war von Pionieren der genannten Kompagnie ausgebessert. Wie uns erzählt ist, waren die fehlenden Theile derselben absichtlich von den Franzosen abgenommen und bei Seite geschafft, so daß sie neu angefertigt werden mußten. Am 30. Sept. fand die feierliche Eröffnung dieser Bahnlinie statt. Schon früh Morgens stand der mit Fahnen, Kränzen und grünen Sträuchern festlich geschmückte Zug auf dem Bahnhof zu Maizieres bereit, um den kommandirenden General des 10. Armeekorps zu erwarten. Leider wurde aber General-Lieut. v. Votgts-Rhetz durch ein bei Metz begonnenes Vorpostengefecht festgehalten, so daß an seiner Stelle ein Hauptmann des Generalstabes mit mehreren Adjutanten, den Erbauern der Bahn und einigen andern Festtheilnehmern die Bahn durch Befahren derselben und speziellere Besichtigung der neuen Brücke eröffnete. Auf letzterer wurde ein einfaches Frühstück eingenommen und, in Veranlassung des Geburtstages der Königin, auf deren Wohl ein Glas Champagner getrunken. Seitdem sehen die Truppen täglich die fahrplanmäßigen Züge zwischen Maizieres, Uckange und Moyeuvre kursiren und große Massen Bretter zu Baracken, Nägel, Ziegel und wer weiß was sonst nach ersterem Orte schaffen, von wo sie durch Truppentheile abgeholt werden. So reicht sich auch hier Alles einander die Hände, um sich gegen die Unbilden der kälteren Nächte und der bald beginnenden Regenzeit wohnlicher einzurichten.

Eine nette Anekdote erzählt Gerstäcker von einem Bayer, der sich zuvor bei einem Andern nach einigen der nothwendigsten französischen Worten, wie z. B. „essen" und „trinken", erkundigt hatte und sich diese auch merkte. Als er nun in's Quartier kam, holte er seine Uhr aus der Tasche und, das Zifferblatt gegen den Wirth haltend, sagte er, indem er langsam mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die 6, ,9 12, 3, und wieder 6 zeigte: „Manger hier, hier, hier, hier — und hier boire", und der Zeigefinger ging ein paarmal rasch am das Zifferblatt herum.

Die Franzosen, so berichtet uns ein junger Soldat, sind „halb Kinder, halb Bestien", leider überragt das Bestialische. Vielfach ist es passirt, daß der preußischen Einquartierung in den Dörfern Mütter mit ihren Kindern auf den Arm entgegentraten und die fußfällige Bitte an unsere Soldaten richteten: nur der Kinder zu schonen. Auf die verwunderte Frage, was das bedeuten solle, antworteten die Weiber unter Thränen: man habe ihnen gesagt, die Preußen würden alle Kinder braten und essen! Unglaublich, aber wahr!

Eine kleine Gesellschaft in Pforzheim läßt bei einem dortigen Bijouterie-Fabrikanten eine Feder anfertigen, welche sie dem Grafen Bismarck zur Unterzeichnung des Friedensvertrages zu verehren beabsichtigt. Daß dieselbe ein Prachtstück wird und bedeutenden Werth hat, wird nicht erst versichert werden müssen.

„Requirados" nennen die badischen Truppen im Elsaß dasjenige Glimmkraut, das sie auf dem Wege der Requisition erlangt haben.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Montag, 24. Oktober 1870.

Der Guerillakrieg im Süden von Paris.

(Aus der Schles. Ztg.)

Im Süden von Paris, in den großen Wäldern um Rambouillet, Chartres und Dreux bildet sich allmälich ein förmlicher Guerillakrieg gegen unsere Truppen aus. Jene Wälder, die eine große Masse Hochwildes beherbergen, in denen sich Hirsche und Rehe, Damwild, Fasanen und Hasen in Menge umhertreiben, bilden auch in Friedenszeiten einen beständigen Anziehungspunkt für die Wilddiebe (braconniers), die das Leben in Wald und Busch zu ihrem Lebenslauf sich ausersehen haben. Jetzt in der Zeit der Anarchie hat ihr Gewerbe viel Erleichterung gefunden. Von allen Seiten strömen ihnen Genossen zu und die Büchse und Flinte räumen dort unter dem schönen kaiserlichen Wilde gewaltig auf. Aber auch Flüchtlinge aus den Dörfern südlich von Paris haben sich zu ihnen gesellt. Abenteuerlustige Gesellen aus Paris und Versailles haben sich ihnen angeschlossen. Sie haben sich in ganzen Trupps zusammengeschlossen und den Krieg gegen unsere Soldaten auf eigene Hand angefangen. Diese Art des Krieges ist von uns nicht beabsichtigt. Es ist deßhalb auch eine Proklamation erlassen worden, daß nur jene als Soldaten werden behandelt werden, die militärisch ausgerüstet sind, gleichmäßig uniformirt und schon von Außen kenntliche Abzeichen tragen. Wer aber den Krieg auf eigenr Hand führt, ohne staatliche Autorisation, wer keine militärische Waffe noch Uniform trägt, wird als Räuber und Mörder behandelt und dem Standrechte gemäß erschossen. So sind denn also diese Braconniers und Francstireurs für vogelfrei erklärt.

Aber das hindert sie nicht, den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen und unseren Truppen allen nur möglichen Schaden zuzufügen. Dazu kommt, daß südlich von Chartres und von Dreux die Spitzen der Mobilgarde stehen, die sich zum größten Theile hinter der Loire gesammelt haben und die jetzt ebenfalls anfangen, uns im Rücken zu beunruhigen. Es scheint, als ob man von Paris die Sache leitet und in Fluß bringt. Zwar ist wohl kaum noch anzunehmen, daß eine Verbindung zwischen Paris und dem Süden auf telegraphischem Wege vermittelt werden kann; denn man hat sich bemüht, alle Telegraphen zu zerstören, man ist auch einem Kabel in der Seine auf die Spur gekommen und hat auch dieses unterbrochen, da die aufgefangenen Mittheilungen in einer uns unzugänglichen Chiffernschrift abgefaßt waren. Aber die Pariser haben ein anderes Mittel ersonnen, wodurch sie wenigstens von dem, was in Paris vorgeht und was man von draußen erwartet, Mittheilungen machen können. Sie schicken fast täglich Luftballone nach dem Süden. Unterwegs werden Zeitungen, Proklamationen, Aufrufe ꝛc. herausgeworfen und wenn sie in einen Rayon kommen, wo unsere Truppen nicht mehr stehen, lassen sie sich nieder, um von dort aus weiter zu operiren. So hatten sie unlängst Proklamationen herausgeworfen, die in französischer und deutscher Sprache abgefaßt und für unsere Truppen berechnet waren.

Die Herren Franzosen fordern uns zur Umkehr von Paris auf, aber sie irren sich in unserer Stimmung. Je länger sie uns noch hinhalten und namentlich durch die Organisation des Guerillakrieges uns zu schaden suchen, umsomehr wird der Furor Teutonicus erregt werden und der Krieg einen wilden und grausamen Charakter annehmen. So hat denn bereits auch seit einigen Tagen dieser Buschkrieg im Süden von Paris begonnen. Wir haben es hier bis jetzt nicht mit geordneten Truppen zu thun gehabt, die in offenem

Felde anrücken und einen regelmäßigen Kampf aufnehmen, sondern mit Meuchelmord und Ueberfall aus dem Busche. Wo sich unsere Truppen in größerer Anzahl zeigten, wichen stets diese Francstireurs aus und zogen sich in ihre Schlupfwinkel zurück. Inzwischen aber thun sie uns täglich Schaden. Sie tödten uns Menschen und Pferde und massakriren die Verwundeten, die in ihre Hände fallen. Unter solchen Umständen muß die Erbitterung unserer Truppen auf Höchste steigen und am Ende zu gleichen Akten führen. Und dennoch, das gutmüthige deutsche Herz sträubt sich dagegen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Beispiele genug sind vorhanden, daß unsere Soldaten die gefangenen Meuchelmörder ruhig wieder laufen ließen und ihnen kein Haar krümmten.

Zum Schutze des Südens sind mehrere Kavalerie-Divisionen aufmarschirt, die jetzt einen sehr beschwerlichen Dienst haben. Hier im Südwesten auf der Straße von Versailles nach Rambouillet und von Mesnil St. Denis bis eben dahin steht die 6. Kavalerie-Division unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Sie ist zusammengesetzt aus der 15. leichten Brigade, den 3. Ziethenhusaren und 16. schleswig-holstein'schen und aus der 4. schweren Brigade, die aus 6. Brandenburger Kürassiren, den 3. Brandenburger Ulanen und 15. schleswig-holstein'schen Ulanen und einer reitenden Batterie besteht.

Das Hauptquartier des Divisionsstabes steht in Mesnil St. Denis, die Avantgarde ist seit dem 29. Sept. in Rambouillet und wird von zwei Eskadronen des 16. Husaren-Regiments gebildet. Da nun die Angriffe in den letzten Tagen sich zu oft wiederholten und jede Patrouille von den Francstireurs angeschossen wurde, so sah sich der Divisionsgeneral veranlaßt, um ein Bataillon Infanterie nachzusuchen, welches ihm auch gewährt wurde. So rückte denn am 30. Sept. schon das 1. Bat. des 11. bayer. Regiments unter dem Befehl des Majors v. Beumen in Rambouillet ein, um den Kampf mit den Buschkämpfern aufzunehmen.

Das Gerücht hatte diese Dinge schon bei meinem letzten Aufenthalt in Versailles dahin getragen und hatte diese Kämpfe allerdings, wie das in der Regel zu geschehen pflegt, bedeutend vergrößert. Ich sah mich deßhalb veranlaßt, eingeladen von den Offizieren des 16. Husaren-Regiments, mich über die Situation mit eigenen Augen zu unterrichten. Ich fuhr am 1. d. M. von Versailles über Mesnil nach Peray, wo der Stab des Husaren-Regiments lag, und begab mich von dort später nach Rambouillet.

Am 1. Okt. waren zwei Husarenpatrouillen von je 12 und 16 Pferden, die eine von Peray, die andere von Rambouillet abgeschickt, um den Wald zu durchstreifen und über die Sicherheit desselben Auskunft zu erlangen. Gleichzeitig war nach dem Dorfe S. Léger ein Detachement auf Requisition abgeritten. Dieses kam unbehelligt dahin und erreichte auch seinen Zweck so gut, wie es bei einem Dorfe geschehen kann, dessen Einwohnerschaft zum größten Theile ausgeflogen ist. Nicht so gut aber ging es den anderen Patrouillen. Beide passirten die Gegend bei Condé und St. Léger zu verschiedener Zeit. Wie sie sich dem Dorfe Poigny näherten, hörten sie deutlich Alarmschüsse und das Läuten der Sturmglocke; sie ließen sich aber dadurch nicht behindern, sondern ritten weiter durch einen Waldweg. Nirgends war etwas zu sehen.

Plötzlich fielen in nächster Nähe eine große Masse Schüsse, zwei Husaren fielen sofort zu Boden, die andern eilten fort. Deutlich konnten sie sehen, wie sich die Francstireurs auf die gefallenen Husaren stürzten und mit Sensen auf sie einstachen, um sie vollends zu tödten. Nur mit Mühe konnten sie aus der Umstellung herauskommen, von allen Seiten fielen Schüsse auf sie. Aber endlich brachen sie glücklich durch. Ganz ähnlich ging es der andern Patrouille; auch sie erhielt in derselben Gegend eine Masse Schüsse, so daß im Ganzen an dem Tage zwei Husaren getödtet und fünf theils leicht, theils schwer verwundet wurden, 8 Pferde aber theils getödtet, theils verwundet wurden. Bei der Besichtigung der Wunden stellte es sich heraus, daß die Francstireurs zum Theil mit gehacktem Blei geschossen hatten, zum Theil mit runden Flintenkugeln, einzelne Pferde waren durch Schrotschüsse verwundet. Alles dieses bestätigte die schon seit mehreren Tagen gehegte Ansicht, daß in den Wäldern bei Poigny und St. Léger mehrere hundert Francstireurs ihr Wesen trieben. Es wurde daher vom Divisionskommando befohlen, am 2. Okt. einen Streifzug gegen die Waldungen bei Poigny, Condé und St. Léger zu machen, um diese Gesellschaft aufzuheben.

Drei Kompagnieen der bayerischen Infanterie und eine Eskadron Husaren unter dem Rittmeister Ullrich, das ganze Detachement unter dem Befehl des Majors v. Beumen waren schon bei Tagesanbruch aus Rambouillet abgerückt, um die Wälder zu durchstreifen und namentlich die Umgegend von St. Léger zu säubern. Gleich in dem Walde von Rambouillet, etwa eine halbe

Stunde von dem Städtchen entfernt, wurde ein Lager aufgefunden. Noch glimmende Aschenhaufen bezeugten es, daß die Gesellschaft noch nicht lange aufgebrochen war; Haufen Stroh lagen auf dem Platze umher, angebundenes Vieh wurde von Weibern bewacht, die hier im Versteck zurückgeblieben waren, und die bei der Bande waren, um ihr das Essen zu kochen. Die Gegend ringsumher wurde nun von der Infanterie genau abgesucht und dabei zwei Männer gefunden, die Waffen bei sich trugen und mit Pulver und Blei versehen waren. Sie konnten ihrem Schicksale nicht entgehen. Der Major v. Beumen ließ sie ohne Weiteres erschießen und sie dann als warnendes Beispiel an den Bäumen aufhängen, und zwar mit dem Kopfe nach unten.

Nun ging die Expedition weiter auf Poigny, Condé und St. Léger zu. Obwohl man allgemein annahm, daß die Einwohner des Dorfes St. Léger nicht bei den Unternehmungen der Francstireurs betheiligt waren — sie haben sich nämlich immer durchaus ruhig und ordentlich gezeigt, überdies macht das Dorf einen wohlhabenden und guten Eindruck — so war doch die Vorsichtsmaßregel durchaus gerechtfertigt, in diesen Dörfern eine genaue Untersuchung nach Waffen und Francstireurs anzustellen, weil doch leicht dergleichen dort versteckt sein konnten. Die Eskadron wurde deßhalb in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die eine westlich, die andere östlich vorging, um das Dorf St. Léger von beiden Seiten zu umfassen. Jede Abtheilung war wieder in zwei Züge abgetheilt, von denen sich der eine rechts und der andere links wandte, um auf diese Weise alle Zugänge des Dorfes zu besetzen und die Flucht unmöglich zu machen, während die drei Kompagnieen dazu bestimmt waren, das Dorf abzusuchen. Alle Maßregeln waren so gut getroffen, daß weder die Einwohner des Dorfes, noch auch die Francstireurs etwas davon ahnten.

Als nun der eine Zug Husaren wieder an jenem Waldessaum zwischen Condé und St. Léger vorbeikam, wo am Tage vorher die zwei Husaren erschossen waren, da erhielt auch dieser Zug ein starkes Feuer aus dem Walde. Ein Trompeter wurde von einem Streifschuß verwundet. So hatten sich also die Francstireurs zu erkennen gegeben, und nun wurde eiligst die Infanterie herbeigezogen. Sie eröffnete sofort ein starkes Feuer auf die Francstireurs. Kaum hatten diese die Anwesenheit größerer Truppenabtheilungen bemerkt, als sie sich eiligst aus dem Staube machten, zwei Todte zurücklassend. Aber den nachsetzenden Infanteristen gelang es noch, zehn Mann gefangen zu nehmen. Man untersuchte die Leute und fand bei zweien Pulver und Blei, so daß also die Schuld derselben konstatirt war. Die Uebrigen trugen nichts Derartiges bei sich, obwohl der Umstand, daß auch sie mit dieser Gesellschaft zusammen waren, für sie sehr gravirend sein mußte. Ein Einziger von ihnen, ein junger Lehrer, von angenehmem und intelligentem Aeußern, gehörte nach St. Léger, er hatte den Leuten im Walde Fleisch zugetragen, so daß er wenigstens am Kampfe direkt keinen Antheil gehabt hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Vom Kriegsschauplatze wird der „N. Fr. Pr." von einem ihrer Spezialkorrespondenten geschrieben: „Schon mancher Leser mag sich über die fabelhafte Schnelligkeit, mit welcher die englischen und amerikanischen Blätter, namentlich aber „The Times" und der „Newyork Herald", ihre Berichte vom Kriegsschauplatze erhalten, verwundert und gefragt haben, warum es denn den deutschen Berichterstattern nicht möglich sei, an entscheidenden Tagen ihre Blätter ebenso schnell mit ausführlichen Nachrichten zu versorgen, als ihre englischen und amerikanischen Collegen? Diesen Vorwurf können die deutschen Kriegsreporter nur mit einem Hinweis auf die kolossalen Mittel und Vorkehrungen beantworten, welche den englischen und amerikanischen Korrespondenten zu Gebote stehen — Mittel, welche selbst die größten und reichsten der durch Stempel- und Inseratensteuern erdrückten deutschen Blätter ihren Mitarbeitern beim besten Willen noch nicht zur Verfügung stellen können. Als ich am Morgen des 2. Sept. nach der Schlacht von Sedan auf dem Telegraphen-Bureau in Bouillon eine Depesche mit 620 Worten aufgeben wollte, konnten sich die deutschen Reporter schier vor Erstaunen gar nicht erholen; als ich aber eben weggehen wollte, kam der Korrespondent des „Newyork Herald" angestürmt mit der Frage, ob er hier eine Depesche von beläufig 2000 Worten nach Newyork aufgeben könne. Er wurde gleich mir abgewiesen, weil er nicht genug französisches Geld mit sich führte, um die Depesche zu bezahlen. Wir nahmen dann mit einander einen Wagen nach Libramont zur Bahn, wo er nach Brüssel, ich nach Luxembourg eilte. Auf dem Wege nach Libramont überholte uns, trotzdem

wir ganz verteufelt dahin jagten, unter den gräulichsten Flüchen des Amerikaners, Dr. Russell von der Times. Als die Schlacht bei Sedan begann, hatte Dr. Russell einen Boten nach Bouillon an den dort seiner Befehle harrenden Agenten der Times gesendet, mit dem Auftrage, sofort Alles in Bereitschaft zu setzen. Als am anderen Morgen die Kapitulation von Sedan abgeschlossen und Napoleon gefangen genommen worden war, flog Dr. Russel in seinem leichten Feldwagen von Sedan nach Bouillon. Dort vertauschte er seinen Wagen mit einer schon bereit stehenden vierspännigen Chaise und fort gings nach Libramont, wo ein Extrazug seiner harrte, welcher ihn in einer Stunde nach Brüssel brachte. Ein anderer Extrazug führte ihn von da nach Ostende, ein Extra-Dampfer von da nach Dover, wo abermals ein Extrazug bereitstand, um ihn wie im Fluge nach London zu bringen. Dort angelangt, fand Dr. Russell in seinem Bureau schon drei Stenographen bereit, um sofort, mit einander abwechselnd, seinen Bericht aufzunehmen, und im Zimmer auf und ab spazierend, diktirte er alle ihm noch so lebhaft vor Augen stehenden großen Scenen der letzten vierundzwanzig Stunden.

Als Seitenstückchen zu den 300 herrenlosen Pferden, die nach der Schlacht bei Sedan sich Abends auf den Ruf der Trompete zum Appell stellten, mag ein kleiner Pinscher dienen, der neulich in Mannheim in der Nähe eines Schuppens, in welchem während der Nacht ein Ulanenregiment einquartirt gewesen war, gefunden wurde. Er hatte den Abmarsch seines Regiments versäumt und der Herr des Schuppens nahm das niedliche Thierchen in seine Wohnung auf, wo er es drei Tage lang pflegte und seine Freude daran hatte. Da, horch! erschallt am Morgen Pferdegetrappel und vom Bahnhofe herüber kommt wieder ein Ulanenregiment, um über den Rhein zu ziehen. Der Pinscher spitzt die Ohren, fängt an zu winseln, und als plötzlich Trompetenklänge erschallen, da ist keines Haltens mehr, — man öffnet ihm die Thüre und in Windesschnelle mit freudigem Bellen eilt er dem Regiment nach.

In der „Kreuzztg." lesen wir einen bündigen Vorschlag zum Friedensschluß; er lautet:

Die Rhone vom Mittelländischen Meer bis Lyon, von dort der Landrücken bis Sedan bilden die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Hieraus nebst Lothringen und Elsaß wird ein freies, deutsches, schuldenfreies Königreich gebildet, unter Garantie von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden ꝛc., oder vielmehr dem ganzen norddeutschen Bunde. Regent Prinz Friedrich Karl.

Paris — Krater der Hölle — zur Hälfte geschleift. Napoleon von Wilhelmshöhe nach Stetin und dort anständig verpflegt.

Ein anderer Frieden — ein fauler Frieden!

Leitzen, im Sept. 1870. v. Grundlach.

Der Ausdruck des Patriotismus nimmt zuweilen einen recht komischen Charakter an. So wird gegenwärtig in Berlin eine eigenthümliche Büste des Königs à 7½ Sgr. verkauft; die Masse ist nämlich Tafelbouillon. Bismarck-Büste wird folgen, und soll der erste Guß an Jules Favre gehen, weil dieser, wie der humoristische Fabrikant meint, große Sehnsucht nach einem Bismarck habe, der sich erweichen lasse.

Das Straßburger Lied.

Auf! schießt von allen Schanzen,
Bis zu Paris man hört,
Daß Straßburg — daß Straßburg
Dem deutschen Reich gehört!

Du stolze Stadt bist unser
Und sollst auch unser sein,
So lang an deinen Wällen
Strömt unser Vater Rhein!

O Straßburg, laß das Trauern
Um Frankreichs Glück und Ruhm!
Fortan schirmt deine Mauern
Das deutsche Heldenthum

Von deinem hohen Dome
Wird seine Fahne weh'n,
Wird jedes deutsche Auge
Nur deutsche Erde seh'n.

Hinab, hinauf am Rheine
Wird schallen deutsch das Lied,
Ob drüben an der Seine
Auch scheel der Franke sieht.

D'rum danket Gott vor Allen
Und schießt Victoria!
Laßt die Kanonen knallen!
Stadt Straßburg ist gefallen:
Hurrah Germania!

Landshut (Bayern). Heinr. v. Podewils.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Mittwoch, 26. Oktober 1870.

Der Freund aus Eden.

Nach der Heimath blühenden Gefilden
Irrte scheidend der Gefall'nen Blick,
Flog der Liebe Seufzer zu den milden,
Sel'gen Paradiesesflur zurück.

Und sie sah'n die Schranke sich erheben,
Die vom Eingang ewig sie verwies,
Sah'n das Flammenschwert, mit tiefem Beben,
Schützend das verlor'ne Paradies.

Ausgebreitet vor dem Blick der Armen,
Lag das Leben freudlos, wie das Grab;
Von dem wunden Herzen ohn' Erbarmen
Wandte jeder süße Freund sich ab.

Doch nur Einer aus der Engel Chore
Nahte bittend zu der Allmacht Thron;
Ihm eröffnen sich die Strahlenthore,
Sanft und süß war seiner Stimme Ton.

Laß, so sprach er, da den armen Beiden
Jeder Lebensengel sich entwandt,
Laß mich lindern der Verbannten Leiden,
Mich erhalten der Verwandtschaft Band.

Daß ich, wenn auch nur auf Augenblicke,
Sanft beschwöre den empörten Schmerz,
Daß ich in der Sehnsucht Land entzücke
Kurze Weile das verlass'ne Herz;

Daß mit meiner Purpur Blumen Kranze
Ich umwinde das gesunk'ne Haupt,
Es umschimm're mit dem Mondesglanze,
Aus der sel'gen Heimathsflur geraubt.

Sprach's und schwebte durch des Himmels Räume,
Als die Allmacht ihm Gewährung gab;
Lindernd kam der holde Gott der Träume
Auf die arme Menschenbrust herab.

Bliesklastel.

Der Guerillakrieg im Süden von Paris.

(Aus der Schles. Ztg.)

(Schluß.)

Der Major v. Beumen hielt eine kurze Anrede an die Gefangenen, in welcher er ihnen ihre Lage auseinandersetzte. Sie waren bei einem Angriff auf die Truppen ergriffen worden; sie waren jedenfalls an den meuchelmörderischen Anfällen auf die Husaren in den vorangehenden Tagen betheiligt, sie gehörten keinen geordneten Truppenabtheilungen an, sondern führten den Krieg auf eigene Hand, deßhalb müßte er sie als Räuber und Mörder behandeln und sie alle erschießen lassen. Auf die Mittheilung dieses Urtheils erhob sich ein allgemeines Jammern der Gefangenen. Sie weinten und flehten, sie betheuerten ihre Unschuld, es war ein erbarmungswürdiger Anblick. Da kam der katholische Pfarrer von St. Léger heran. Er versuchte es, durch einige Worte Gnade für die Verurtheilten zu erwirken. Aber der Major v. Beumen gab ihm die recht zutreffende Antwort: „Ihr habt diese Unglücklichen auf Eurem Gewissen, Ihr habt sie zu Rache und Meuchelmord aufgehetzt; man sollte Euch als den Urheber dieser Schandthaten bestrafen. Warum habt Ihr nicht als christlicher Priester diese Leute ermahnt, von ihrem gesetzlosen und unrechtlichen Treiben abzulassen. Sorgt dafür, daß in Zukunft dergleichen hier nicht wieder geschieht, sonst wird man auch von Euch dafür Rechenschaft fordern. Jetzt ist aber Eure Aufgabe allein die, diese Unglücklichen zum Tode vorzubereiten. Wohlan, kein Wort weiter, macht Euch an Eure Aufgabe."

Der Priester gehorchte, er ertheilte jedem Einzelnen die Absolution, ließ sie das Kreuz küssen und die Exekution nahm ihren Anfang. Da versuchte es noch der eine Verurtheilte, bei dem die Munition gefunden war, zu entfliehen. Schon

vorher hatte er allerlei Mittel versucht, um das Mitleid des Majors zu erregen. Er hatte ein paar Kinder, die in der Nähe waren, ergriffen und war mit ihnen vor dem Major niedergekniet, indem er bat, um dieser seiner unmündigen Kinder willen ihm das Leben zu schenken. Es stellte sich aber nachher heraus, daß es gar nicht seine eigenen Kinder waren und er durch diese List auf das Herz des Majors einzuwirken trachtete. Auch die Flucht nutzte ihm nichts. Sofort sprengte ihm ein Husar nach und schlug ihn zu Boden. Nun wurde er, so wie der Zweite, bei dem man Munition gefunden hatte, erschossen und dann, ebenso wie die beiden andern Erschossenen, zum abschreckenden Beispiel aufgehenkt. Der Zweite hatte sich ruhig und gefaßt in sein Schicksal ergeben und dem Tode muthig entgegen gesehen. Es war ein höchst peinlicher Moment, als diese Exekution vollzogen wurde. Angst und Schrecken malte sich in den Mienen der unglückseligen Gefangenen ab, namentlich als sie sahen, wie jene vier noch an den Bäumen aufgehenkt wurden.

Da plötzlich ertönte das Wort von dem Munde des Majors: C'est assez, vous êtes libres. Es war das unverhoffte Wort der Erlösung für diese acht Gefangenen, die ihrem Tode schon mit Sicherheit entgegen sahen.

Obwohl sie unbedingt schuldig waren und zu der Gesellschaft im Walde gehörten, so hatte man doch keine Waffen bei ihnen angetroffen und ließ deßhalb Gnade für Recht ergehen. Aber der Major theilte ihnen mit, daß, wenn sie noch einmal in seine Hände fallen würden, an Nachsicht nicht mehr zu denken sei. Er würde alle ohne Unterschied erschießen und die Dörfer, in deren Nähe sich solche Francstireurs aufhielten, niederbrennen lassen. Außerdem beauftragte er sie, es allen ihren Genossen mitzutheilen, damit sie sich über ihr Schicksal keiner Illusion hingeben. Mit Mördern könne und dürfe man nicht anders verfahren. Nachdem sie dem Major dann innigst für ihre Befreiung gedankt hatten, ließ man sie laufen. — Dem Orte St. Léger aber, in dessen Nähe dieser Vorfall geschehen war, wurde eine Kontribution von 1000 Franks auferlegt.

So war denn der Zweck der Exekution vollständig erreicht. Die sechs Erschossenen und an den Bäumen aufgehenkten zeugten deutlich dafür, daß man mit den Wildschützen kurzen Prozeß machen und das meuchelmörderische Erschießen der Husaren nicht mehr dulden wolle. Gegen Abend kehrte das Detachement zurück.

Inzwischen hatten sich andere Vorgänge in der Nähe von Rambouillet zugetragen, welche deutlich beweisen, daß es hoch an der Zeit war, energische Maßregeln zu ergreifen, um nicht etwa den Ort durch einen Handstreich in die Hände der Mobilgarden fallen zu lassen. In Rambouillet sind bedeutende Vorräthe aufgehäuft. Theils wurden dort solche in großer Menge vorgefunden, theils sind sie durch regelmäßige Requisition aus den umliegenden Dörfern dort angesammelt. Die großartigen Räumlichkeiten, die sich dort vorfinden, das kaiserliche Jagdschloß, eine einstöckige Infanterie- und Kavalleriekaserne, ein stattliches Mairiegebäude, wie die Lage an der Eisenbahn, machen diesen Ort besonders zur Anlage von Magazinen geeignet.

Die Vorräthe, die hier von den Requisitions-Detachements zusammengeholt werden, können leicht mit der Eisenbahn nach Versailles geschafft werden. Die Bahn ist zu diesem Zwecke wieder in Ordnung gebracht, aber in Ermangelung von Lokomotiven werden die Wagen mit Pferden befördert. Eines solchen Ortes sich zu bemächtigen, würde natürlich von großem Werthe sein, und es ist dies um so leichter, als die Wälder so nahe bis an die Stadt herangehen, überdies das Terrain so okkupirt ist, daß in dem Thale, welches von Chartres auf Rambouillet zuführt, sehr leicht sich Truppen unbemerkt heranschleichen konnten.

Es ist überdies anzunehmen, daß der Feind seine Verbindungen in Rambouillet hat und stets über Alles unterrichtet ist, was dort geschieht. So ist denn auch nicht zu verwundern, daß nach dem Ausrücken des größten Theils der Truppen aus Rambouillet wenige Stunden darauf die Mobilgarden in Chartres davon benachrichtigt waren und nun sich aufmachten, um diese Stadt zu nehmen.

Als Besatzung war nur eine Kompagnie und eine Eskadron unter dem Befehl des Majors v. Massenow von den 16. Husaren. Um den Platz zu sichern, ergriff derselbe sofort nach Abrücken der Truppen die geeigneten Maßregeln. An allen Ausgängen der Stadt wurden Doppelposten gestellt. Alle übrige Mannschaft wurde unter den Waffen auf dem Marktplatze zusammengezogen, um jederzeit zur Vertheidigung bereit zu sein. Um aber über eine etwaige Annäherung des Feindes rechtzeitig unterrichtet zu werden, schickte Major v. Massenow zwei Offizierspatrouillen in der Richtung gegen Chartres aus und erhielt auch schon um 9 Uhr die Mittheilung, daß etwa

ein Bataillon Mobilgarden im Anmarsch sei und sich bereits in Epernon, etwa die Hälfte des Weges zwischen Chartres und Rambouillet, befinde. Es war also Gefahr im Verzuge. Mit einer so kleinen Besatzung konnte unmöglich in einem feindlich gesinnten Orte der Platz gehalten werden. So sandte denn der Major sofort die Meldung von dem Thatbestande nach dem Regimentsstabe in Peray und zum Divisionsstab in St. Mesnil. Der Regimentskommandeur Major v. Heinse ließ die beiden andern Eskadronen des Regiments in Peray alarmiren, um sie eventuell nach Rambouillet zu senden.

Er begab sich inzwischen mit dem Regiments-Adjutanten selbst an Ort und Stelle, um Alles in Augenschein zu nehmen. Auch bei dem Divisionsstabe wurden die geeigneten Maßregeln ergriffen. Zwei Schwadronen von den Ziethen-Husaren und zwei Schwadronen der 3er Ulanen nebst einer reitenden Batterie gingen unter dem Kommando des Brigadekommandeurs Oberst von Alvensleben bald nach Eintreffen der Mittheilung nach Rambouillet ab. Inzwischen waren die Mobilgarden schon über Epernon hinaus bis auf eine halbe Stunde gegen Rambouillet vorgerückt. Nun wurde die zurückgebliebene Kompagnie Bayern vorgeschickt, um den Feind aufzuhalten. Man ging ihm bis auf 20 Schritte entgegen und gab wiederholt Feuer, worauf er sich zurückzog, ohne Jemand auf unserer Seite zu verwunden. Die Kompagnie folgte dem Feinde auf der Straße nach Chartres bis zu dem Dorfe St. Hilarion.

Um 2 Uhr kam der Oberst v. Alvensleben mit der Verstärkung heran. Er ging sofort aus Rambouillet vor, um das Terrain und die Stellung des Feindes, der sich am Walde von Epernon festgesetzt hatte, zu rekognosziren. Alsdann wurde die Batterie links von der Straße auf einer Anhöhe vor Rambouillet aufgestellt und auf die am Walde stehenden Mobilgarden gefeuert, während in der linken Flanke die Husaren vorgingen und rechts die Ulanen. Die Folge davon war, daß die Mobilgarden sich sofort zurückzogen und ihnen nun die Husaren und die Batterie in scharfem Trabe bis an den Wald hin folgte. Links von dem Walde auf einer Höhe wurde wieder eine neue Aufstellung genommen. Da kam ein Piquet Ulanen von St. Hilarion hervor, sie hatten vor wenigen Minuten noch Feuer aus dem Walde bekommen; aber es hatte sich herausgestellt, daß die Mobilgarde über Epernon wieder abgezogen war. Nun schwenkte die Batterie und die Husaren rechts ab durch den Grund auf St. Hilarion und verfolgte den Feind bis nach Epernon.

Da die Zeit bereits sehr vorgerückt war, es war schon gegen 8 Uhr Abends, so wurde die weitere Verfolgung aufgegeben und alle Truppen rückten wieder in ihre Kantonnements zurück, nur eine Feldwache vor Rambouillet sorgte für die Sicherheit der Stadt.

So war also der Handstreich der Mobilgarden auf Rambouillet glücklich vereitelt, gleichzeitig die Francotireurs aus ihrem Neste aufgestöbert und hoffentlich durch die abschreckenden Beispiele von weiteren Unternehmungen gründlich kurirt. Durch eine Husarenpatrouille, die sich bis nach Chartres vorgewagt hatte, und bei welcher dem Lieutenant v. Blumenthal das Pferd unter dem Leibe erschossen war, wurde überdies festgestellt, daß der größte Theil der Mobilgarden nach Westen abgezogen ist und sich nach Dreux begeben hat. So werden wir wohl in den nächsten Tagen dasselbe Schauspiel sich in Dreux wiederholen sehen.

Aus einem Feldpostbriefe vom Virchow'schen Hospitalzug des Berliner Hilfsvereins.

Rovgant vor Metz. Oestlich von Gravelotte passirten wir zuerst eine Strecke lang die Straße nach Metz. Obwohl das Schlachtfeld längst im technischen Sinne des Wortes aufgeräumt ist, liegen in den Gräben doch überall noch Käppis, Patrontaschen, Säbelstücke, Granatsplitter und andere Spuren des heißen Kampfes zerstreut, welcher hier tobte. Bald führte ein Seitenweg uns nördlich von der Straße ab. Man hatte eben begonnen, ihn behufs Herbeischaffung von schwerem Belagerungsgeschütz zu pflastern. Bis jetzt kann man vor Metz nur über leichtes Feldgeschütz verfügen. Durch den Regen machten wir uns zu Fuß auf nach Verneville. Etwa dreiviertel Stunden lang passirten wir das weite, öde, nur ab und zu durch kleines Gehölz unterbrochene Plateau, welches ein einziges großes Schlachtfeld gewesen ist. In Verneville traf Virchow mit seinem Wagen wieder mit uns zusammen. Auf dem Wagen befand sich noch eine Kiste mit Liebesgaben, welche wir zur gelegentlichen Vertheilung mitgenommen hatte. Ich öffnete eine Cigarrenkiste, hielt sie in die Höhe und rief: Hier sind Cigarren des Berliner Hilfsvereins! Sofort wurde der ganze Ort lebendig. Aus allen Ecken

kamen die eben eingerückten Vierundzwanziger angestürzt, die Einen noch mit dem Kochgeschirr in der Hand. Auch von der Wasche liefen die Soldaten mit Wehr und Waffen herzu, dem fluchenden Unteroffizier zum Trotz. Wir sind auch aus Berlin! hörte ich mehrfach rufen. Wohl an hundert Hände streckten sich mir auf dem Wagen entgegen. Kommen Sie denn wirklich aus Berlin? Gewiß, am Sonntag sind wir erst abgefahren. Sie lassen alle grüßen. Na, dann wollen wir heute einmal eine Berliner Cigarre rauchen, sagte einer zum andern. Ich hätte in diesem Augenblick wohl hundert Hände zur Vertheilung haben mögen. Die unmittelbare Verbindung mit der Heimath, wie sie sie hier durch die dargereichten Cigarren verkörpert sahen, schien den Soldaten fast noch mehr Freude zu machen, als die Gabe selbst. Inzwischen hatte Virchow, am andern Ende des Wagens stehend, ein Paar lange, wollene blaue Strümpfe aus der Kiste gezogen. Das Gedränge um die Strümpfe zeigte sich noch stärker, als um die Cigarren. Kaum war es Virchow möglich, aus dem Dutzendpacket die Paare zusammenzuhalten. Der Eine riß drei Strümpfe an sich, während der Andere nur einen einzigen bekam. Leider waren unsere Vorräthe sehr bald erschöpft, obwohl noch hundert Hände verlangend sich uns entgegenstreckten. Kinder, morgen kommen mit Stadtrath Kunz 12 Wagen von uns hier durch, da paßt gehörig auf, tröstete ich. Ach, da sind wir wieder draußen im Bivouak, lautete die Antwort. Oh, es ist auch noch ein ganzer Zug auf dem Bahnhof in Novoant gestern angekommen, der nur für das 3. Armeekorps bestimmt ist, versuchte ich weiter zu trösten. Bis zu uns kommen die Sachen nicht, antworteten die Soldaten. Daß diese Behauptung nicht ganz aus der Luft gegriffen war, sollte uns bald durch den Augenschein bestätigt werden. —

Mannigfaltiges.

(Ein Extrablait.) Eine eigenthümliche Betrügerei wurde dieser Tage von einer Schaar Jungen in Berlin verübt. Sie rannten mit dem Rufe: „Neueste Depesche, Paris eingenommen, Einzug des Königs in Paris!“ durch die Straßen, dabei ein Extrablatt hoch emporhaltend. Der Ruf brachte überall große Aufregung hervor, das Extrablatt wurde massenhaft verkauft. Der Inhalt lautete aber: „Paris hat sich übergeben. Gestern glänzender Einzug Sr. Majestät des Königs von Preußen in Paris an der Seite Ihrer Majestäten des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Oesterreich an der Spitze der vereinigten Heere. Berlin, den 3. Mai 1813.“ — leider ist es nicht gelungen, Eines dieser kleinen Schwindler habhaft zu werden. Sie waren wie der Blitz verschwunden, sobald sie ihre „neueste Depesche“ angebracht hatten.

Petersburg, im Okt. Von den deutschen Gemeinden aus dem Gouvernement Samara, wo gegen 300 wohlhabende Mennoniten-Familien einen Gemeindenverband bilden, sind einem hiesigen Handelshause bedeutende Geldbeträge mit der Weisung zugegangen, dafür Thee und solche Waaren anzukaufen und an die deutsche Armee abzusenden, welche den Soldaten bei der vorgerückten Jahreszeit angenehm sein dürften. Das betreffende Handelshaus hat sich nach Berlin um Informationen zur zweckmäßigsten Erfüllung des erhaltenen Auftrages gewendet und bemerkbar gemacht, daß außer Thee und etwa kurzen russischen Schafpelzen andere Artikel hier theuerer sind, als jenseits der Grenze.

(Redakteur Freuden.) Ein englisches Blatt schildert die Lage eines Redakteurs mit folgenden Worten, in welchen, wenn man den Scherz austrennt, doch immer noch Wahres genug übrig bleibt. — „Die Herausgabe einer Zeitung ist ein vergnügtiches Ding. Enthält die Zeitung zu viel Politik, so ist das Publikum unzufrieden; wenn zu wenig, so will man sie nicht ansehen. Ist die Schrift groß, so ist nicht Inhalt genug für das Geld da; ist sie klein, so kann man sie nicht lesen. Veröffentlichen wir Telegramme, sagen die Leute, wir brächten lauter Lügen; lassen wir sie weg, so heißt es, wir wären nicht auf dem Platze und unterdrückten die Wahrheit aus Parteigründen. Erlauben wir uns einmal einen Scherz, so sind wir fade Flachköpfe; machen wir keine, so sind wir verknöcherte Dickköpfe. Bringen wir Originalartikel, so werden wir verdammt, weil wir nicht fleißig sammeln; sammeln wir fleißig, so heißt es, das haben wir schon Alles gelesen. Loben wir Jemand, so sind wir parteiisch, thun wir es nicht, sind wir es auch. Haben wir einen Artikel, der den Damen gefällt, so sagen die Männer, es sei Gewäsch; befriedigen wir aber die Wünsche der Frauen nicht, so eignet sich das Blatt nicht für das Haus.“

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Freitag, 28. Oktober **1870.**

Ich bin ein Deutscher.

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Es sind die ernsten Farben Schwarz-Roth-Gold!
Am heil'gen Grab der Helden, welche starben
Für's Vaterland ward diese Fahn' entrollt.
Sie sei nicht deutsch, so spottet nied're Kleinheit —
Das deutsche Volk hat selber sie geweiht,
Als das Symbol der Freiheit und der Einheit
Des Vaterlands, mit deutscher Sinnigkeit.

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Schwarz ist die erste, weil durch Todesnacht
Das theure Vaterland uns neu erworben
Die Helden in so mancher grauf'gen Schlacht.
Schwarz ist die Trauer ob der langen Schande,
Die drückend nach dem Siege auf uns lag,
Ach, ohne Vaterland im Vaterlande —
Da Deutschland Hohn ein jeder Fremde sprach!

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Das Roth bedeutet heil'ger Liebe Gluth,
Die, ob des Frühlings Blüthen all' verdarben,
Für's Vaterland zu kämpfen nie geruht!
Die Liebe, die der Helden Herz durchglühte,
Da sie für's Vaterland verspritzt ihr Blut,
Das Feuer, das auch jetzt gen Westen sprühte
Und schreckt' in ihre Höhl' die Lügenbrut.

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Als dritte glänzt darin das edle Gold:
Wie Geld erglänzen auf dem Feld die Garben
Des Friedens edlen Früchten sind wir hold,
„Und treu wie Gold!" dies deutsche Sprichwort: mahnet:
Seid treu auf tiefem heit'gen Glaubensgrund
Dem alten Gott, der uns den Weg gebahnet
Zum Sieg — so bleibt Europas Herz gesund!

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Ist unter einem Banner Deutschland stark,
So werden seine Wunden bald vernarben;
Im Reich vom Wasgau bis zur Donaumark —
Erwächst aus Todesgraun, aus edlem Blute
Der Friedenstempel, schön verklärt vom Gold
Des neuen Tags, als Burg dem Frevelmuthe
Des Erbfeinds wehrend, wenn er drohend grollt

Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben?
Ganz Deutschland hat den alten Feind besiegt!
Die Helden, die für Deutschlands Ehre starben,
Sie warnen: weh', wenn ihr euch selbst bekriegt
Mit altem Zwist — dann trifft euch Feindesrache! —
Die Stämme unter Einem Haupt vereint
Umrauschet von der Einen deutschen Flagge:
Ein deutsches Reich! — dann zitt're jeder Feind!

Ch. Böhmer.

Ein Besuch im Franzosenlager auf deutschem Boden.

„Welch' wunderbare Wendung"! ein Besuch im Franzosenlager auf deutschem Boden! 12,000 bei Sedan gefangene Franzosen auf der Wahner-Haide, wohin die Deutz-Gießener Bahn in einer halben Stunde von Köln führt.

Auf der Wahner-Haide, welche der achten rheinischen Artillerie-Brigade als Terrain für ihre jährlichen Schießübungen dient, baut sich eine Meile entlang durch deutsche Einigkeit ein französisches Lager auf aus hannoveranischen und bayerischen Zelten, welche die Preußen im Jahre 1866 erbeutet haben; die Form dieser Leinwandstadt ist ein Oblong, drei Seiten desselben von Strohhütten begrenzt, welche einem Regimente preußischer Infanterie zu Quartieren dienen, auf der vierten Seite stationirt ein Ulanenpiquet. Ringsum Feldwachen, welche die innere Postenkette abgeben, die äußere bilden die Reiter. Auf einem die Ebene dominirenden Hügel sind etliche Geschütze aufgefahren, deren eherne Mäuler auf die Zeltstadt hinabgähnen; an dem Rande eines

derſelben war rücklings ein Turko angebunden, der in der verfloſſenen Nacht ſeinen Schlafkameraden beſtohlen hatte. Ueber 800 Zelte, je 40 in einer Gaſſe, die ſtets von einer Kompagnie ausgefüllt iſt. Jedes Zelt faßt 15 bis 16 Mann, deren jeder die Nummer ſeiner Kompagnie, ſowie ſeinen Namen auf der Schulter bezeichnet hat. Im Eingangszelt jeder Gaſſe lagert ein Offizier der Bewachungsmannſchaft und einige Unterchargen. Die Gaſſen ſind ſofort franzöſiſch getauft worden, die Zuaven, Turkos und Spahis lagern z. B. in der Rue Magenta. In jeder Gaſſe findet ſich, auf einer Stange befeſtigt, eine geſchloſſene und nur in der Mitte ſchmal geſpaltene Cigarrenkiſte mit der Aufſchrift: „Boîte de lettres“. Der Briefſammelkaſten der Feldpoſt.

Ich hatte Glück auf meiner Wanderung. Es war nach zwei Uhr, als ich aufbrach von der Table d'hôte des an der prachtvollen Rheinbrücke gelegenen Hotel du Nord, um das Lager zu beſichtigen. Gotte ſchütze den braven Wirth, ſeine Küche und ſeinen Keller und laſſe ihn als leuchtendes Beiſpiel den Wiener Wirthen vorſchweben! Einer der Herren Lageroffiziere, in Friedenszeiten Staatsanwalt, geleitete mich.

Zur rechten Zeit traf ich ein. Juſt wurde mit den franzöſiſchen Signalen zum Appell gerufen. Franzöſiſche Sergeanten riefen, kontrolirt von preußiſchen Unteroffizieren, die Namen der Soldaten ihrer Kompagnie auf: Bertin, Roßlei, Janant, Müller, Limarque, Maier, Taryot, Baumann tönte es bunt durcheinander, worauf das übliche présent antwortete. Gar viele deutſche Namen, denn die Elſäſſer ſind hier ſtark vertreten; ſie können den deutſchen Urſprung nicht verleugnen, nicht nur, daß ſie ſtämmiger und reinlicher ſind, ſie ſind es auch allein, welche ſichtbar in der Gefangenſchaft moraliſch leiden; ſie ſingen nicht, ſie pfeifen und tanzen nicht wie die Franzoſen, ſie wiſſen ſich nicht das Brod der Gefangenſchaft durch ein Bonmot zu würzen wie die Franzoſen; ſie laſſen traurig die Köpfe hängen, ſie vorſchimpfiren auch nicht ihre Offiziere und ſelbſt den Kaiſer ſchonen ſie in der Rede; nur ein blutjunger Straßburger ſang eine wehmüthigtreffliche Parodie der „beiden Grenadiere“, wobei er in dem Refrain: „der Kaiſer, der Kaiſer gefangen“, den Cäſartitel abwechſelnd durch einen andern erſetzte und dabei eine ſtaunenswerthe Kenntniß des deutſchen Schimpfwortſchatzes entwickelte.

Nimmt man die Hundertgarden aus, durchwegs ſorgſam ausgewählte große, ſtarke Männer wie unſere Hofgendarmen, und übergeht man die Turkos, dann ſieht ſich dieſe franzöſiſche Armee gar kläglich an; meiſt junge, kleine, ſchlecht genährte, ſchwächliche Leute, und gilt einmal der Vergleich dieſes urkräftigen pommer'ſchen Landwehrregiments, wie es ſtramm in Reih und Glied daſteht, mit einer Allee von Eichen, ſo ſieht ſo eine Kompagnie franzöſiſcher Infanterie wie verkümmertes Unterholz aus. Dazu iſt die Equipirung (mit Ausnahme des praktiſchen und bequemen Schuhwerkes) erbärmlich; ſchlechtes, leichtes, durchſchliſſenes Tuch, und die rothen Hoſen ſpielen die Farben eines Regenbogens, der ſich in einer Pfütze ſpiegelt.

Der Appell iſt vorüber, die Reihen löſen ſich raſch in größere und kleinere Gruppen auf. Ein buntes, bewegtes Leben beginnt. Eine lange Kolonne defilirt im Gänſemarſch mit den irdenen Trinkgefäßen vorüber zu den entfernten Brunnen; die kleinen Troupiers ſchleppen das ſehr ſchmackhafte Brod einher, welches ihnen aber nicht munden will; an den Weihern hat ſich eine Waſchküche ſtationirt; um die dampfenden Keſſel lagern die Meiſten; überall Singen und Summen: franzöſiſche Gaſſenhauer, ein bretagniſches Volkslied; da tönt es leiſe die Marſeillaiſe und die Turkos und Spahis ſtimmen in den Refrain ein. Alle fünfzig Schritte hat ſich ein Café etablirt. In einer kleinen Grube ſtehen von Stroh und kleinem Aſtholz unterzündet die cylindriſchen Kaffeekeſſel; aus einem großen irdenen Topfe ſchlürft abwechſelnd Jeder ſeine demi-tasse, dampft dazu die kurze Pfeife oder dreht ſich die Cigarette; im „Café Riche“ — als Schild figurirt ein Fetzen Leinwand mit der Inſchrift — wird auch Domino mit hohem Einſatz geſpielt; die Steine ſind kleine Holzſtückchen, auf denen die Augen mit Tinte gemalt ſind; auch Omelette iſt hier zu haben; auf dem Bauche liegend, politiſiren drei Sergeanten, durchhecheln in malitiöſeſter Weiſe ihre Führung, und während der Graubärtigſte ſeine ſtrategiſche Weisheit ausſchänkt, ſummt der Jüngſte ununterbrochen den oftgenannten Vers aus Lafontaine's: „Le lièvre et la tortue“:

„Rien ne sert de courir, il faut partir à point!“
(Eilen hilft nichts, zur rechten Zeit fortgehen iſt die Hauptſache.)

Geſungen und geſpielt wird überall, es iſt ſehr viel Gold vorhanden, angeblich haben dieſe Truppen bei Sedan eine Kriegskaſſe erbeutet und getheilt, natürlich eine franzöſiſche.

Die Zahl der Kegelbahnen mit rohgeſchnitzten Kegeln iſt Legion; die Kugel aus Erde geformt,

meist mangeln jedoch die Kegel und werden durch Löcher in der Erde markirt; „Kopf oder Adler“ wird an allen Ecken und Enden gespielt; hier gibt es ein ganz regelrechtes Lotto und Hunderte umlagern den Ausrufer; ja auch eine Roulette ist da; die Kugel kreist auf einem Brett um einen Ring von Löchern, welche mit Nummern beschrieben sind; der Bankhalter hat in einer abgetheilten Cigarettenkiste die Bankkasse in Sous, Centimes, Fünffranken- und Fünfgroschen-Stücken; man drängt sich um den grünen Rasen wie um den grünen Tisch in Baden-Baden, die Turkos sind die besten Kunden, sie pointiren nur mit Fünffranken-Stücken, blos die Demi-monde fehlt, doch die Turkos bescheiden sich in nationaler Selbstgenügsamkeit.

Aufgeschaut! Hier wird Colin Maillard, das Blindekuhspiel der Franzosen, gespielt. Die Enden zweier Seile, die in der Mitte eingepflöckt sind, werden von Zweien mit verbundenen Augen gefaßt; der Eine (le rat) raspelt mit einem Holze zeitweilig, der Andere (die Katze) schleicht oder läuft dem Tone nach, schlägt mit seinem Plumpsack — eine festgedrehte Troupierhose — wacker darauf ein; dabei werden die sehenswürdigsten Purzelbäume, die grotteskesten Sprünge, die renommirtesten Clownspässe aufgeführt und einen Augenblick glaubte ich, im Cirkus Renz zu sein.

Und nun in die Rue Magenta zu den Turkos. Welch' wild-bizarres Bild voll südlicher Gluth, voll fesselndem romantischen Reiz! Diese schwarzen, broncefarbigen, fettglänzenden Gesichter, mit dem dunkelglühenden, bald kindlich-träumerisch, bald wild aufblitzenden Blick aus den lang bewimperten Augen, mit den sinnlich-thierisch breit aufgeworfenen Lippen, den lüstern und gierig fächernden Nüstern, den wilden, wolligen Locken oder den mächtigen Schädel nackt rasirt; wie sie da rauchend, murmelnd, summend und betend lagern, mit gekreuzten Beinen oder auf den Fersen kauernd, oder dahin huschen, in ihre weißen und schwarzen Kapuzen gehüllt, von den Wachtfeuern dämonisch angeglüht! Arme Wüstensöhne! Fröstelnd hüllten sie sich enger in ihren Burnden, immer näher rücken sie um das Feuer; da klingt es wie Märchen aus Tausend und Einer Nacht, der süße Mund der Scheherazade öffnet sich; ihnen träumt bei weißen Rüben von einer Palme im fernen Vaterland und sie murmeln feierlich: „El Allah il Allah, Mahomet rezüm Allah.“

Ein bayerischer Offizier

schreibt in der „Augsburger Abendzeitung“ aus Ranzig über den warmen Empfang, den seiner Zeit die ins Feld rückenden Bayern bei ihrer Durchfahrt durch Württemberg gefunden haben: Noch waren die durch die Erfolge unseres sieggekrönten deutschen Heeres bei Sedan hervorgebrachten Eindrücke in aller Herzen frisch und lebendig und in Folge davon der Enthusiasmus, der uns überall empfing, ein unbeschreiblicher. Es war kein Schwindel, kein offizieller Empfang, den man uns entgegentrug, keine Massenovationen; nein, jeder Einzelne gab so recht zu erkennen, daß ihm die Liebe zum Vaterlande mit aller Macht in der Seele rege geworden. Wo ein Bauer im Felde arbeitete, ließ er die Arbeit ruhen, lief zum Zuge und begrüßte uns mit Hoch und Hurrah, der einzelne Jäger im Walde stand stille und winkte und rief uns freudig Glück zu. Mädchen, Kinder liefen, deutsche Fähnchen schwingend, uns entgegen und grüßten und riefen uns zu, alle Häuser standen geschmückt mit Blumen und Fahnen, Feuerwerke, bengalische Flammen leuchteten uns Abends entgegen, und überall war ein Empfang zum Weinen rührend und begeisternd. Die württembergischen Städtchen waren über alle Beschreibung liebenswürdig und überall wurden unsere Soldaten bewirthet, daß wir alle Mühe hatten, sie wieder in die Wägen zurückzubringen und möglichst zusammenzuhalten. Hunderte von Frauen standen auf allen Bahnhöfen, verschenkten Kaffee aus ganzen Tonnen und Bier aus Gießkannen, und die armen Fabrikmädchen strömten schaarenweise herbei, kauften mit ihren ersparten Kreuzern Cigarren in den Läden und gaben sie mit ermunternden Händedrücken unseren Soldaten, die sich für den Herrgott auf Erden hielten. Alle diese Gaben hätten aber keinen so großen Eindruck gemacht, wenn sie nicht so gegeben wurden, wie es in der That geschah. Denn ich wiederhole Euch, wie wenn wir Mitglieder der Familie, ihre Söhne, ihre Brüder wären, so empfing man uns, so verließ man uns mit Thränen, und Mütter brachten uns ihre kleinen Kinder entgegen, uns Rosen, Dahlien und Astern zu bringen und lehrten sie unter Thränen, „den braven Bayern“ die kleinen Händchen zu reichen. Da war noch überall Ueberfluß und Segen, und tausendmal Heil mögen sich die zurufen, die noch geben können, und ewig mögen sie den Truppen danken, die ihnen den Frieden des Herdes gerettet, die ihr Blut, ihr Leben gaben, die deutschen Fluren

zu schützen und Frieden zu erhalten mit dem Opfer ihrer eigenen Person. Dort konnte ich mir noch keinen Begriff davon machen, wie ein Land aussieht, in dem der Krieg gehaust. Aber jetzt, hier im schönen Elsaß, im Mosellande Lothringen habe ich kennen gelernt, wie furchtbar der Krieg ein Land verderben kann, und wer hier gewesen ist, der ruft Euch, die Ihr in der Heimath sitzt, mit allen Stimmen seines Geistes zu: „Sorgt, sorgt, sorgt mit allen Euren Kräften, daß Deutschland einig werde, einig bleibe; denn Segen, Heil dem Frieden, und ein einig Deutschland ist der Friede!"

Mannigfaltiges.

Henry Bessemer, der Erfinder des bekannten Stahlbereitungsprozesses, hatte eine Idee ersonnen, die, wenn ausführbar, unsere gewöhnlichen Geschütze über kurz oder lang zu den Dingen werfen dürfte, die einst dagewesen. Diese Idee besteht nämlich in einer Dampffeuerspritze, die anstatt Wasser einen Kugelregen um sich sprüht. Eine Dampffeuerspritze kann in der Minute 181¾ Pfund — 2540 Enfieldgewehrkugeln repräsentirend — in einer vertikalen Höhe von einer Meile, bei einem Konsum von 5 Pfund Kohlen und drei Gallonen Wasser auswerfen. Diese Kugeln brauchten nicht in Patronen gesteckt zu werden, wären weder durch Regen im offenen Felde noch durch Feuchtigkeit in Kellern zerstörbar, und könnten ohne Explosionsgefahr leicht transportirt werden. Ein größeres Gewicht der Geschosse würde sowohl ihre Schußweite wie ihre Kraft steigern, und Kugeln von 2 Unzen könnten von 1000 Mann in einer Minute abgeschossen werden. Eine Maschine mit drei parallelen Läufen könnte 2unzige Kugeln vom Mittellauf und 1unzige (2000 in einer Minute, von den Seitenläufen abfeuern. Wie Herr Bessemer versichert, wäre ein solcher Apparat viel weniger kostspielig und komplizirt als die gewöhnliche Dampffeuerspritze zu konstruiren. Ferner schlägt er vor, vorn an der Maschine eine dünne Stahlbrustwehr anzubringen, um die Bedienungsmannschaft wie die Maschine selber gegen das feindliche Feuer zu schützen.

Ueber einen Gottesdienst der Turkos in Ulm schreibt man dem „Sch. M.: „In Ulm befinden sich derzeit über 300 Turkos. Einem Herrn Lowitz, lange Zeit Prediger in Algier, der des Arabischen kundig ist und im Auftrag einer englischen Gesellschaft die Turkos besucht, ward von der Militärbehörde erlaubt, eine Ansprache an sie zu halten. Sie wurden daher zu einem Gottesdienst in einem Vorwerk der Festung kommandirt. Viele Offiziere wohnten demselben bei, um die Sache mit anzusehen. Zuerst trat ein Priester hervor, der sich unter ihnen befand, und las ein Kapitel ums andere aus dem Koran vor, aber mit so leiser Stimme, daß die Zuhörer nach und nach sich langweilten und ihm zuriefen: Hör auf, es ist genug. Da trat Herr Lowitz vor, nahm den Koran dem Priester aus der Hand, las das erste Kapitel aus demselben vor und ließ es Satz für Satz von den Turkos nachsprechen. Das gab Leben unter ihnen, und als er hierauf eine Ansprache an sie hielt, riefen sie oft und viel, wobei sie sich neigten; Das ist wahr, ganz wahr. Am Schluß betete er, und die Turkos kamen nun herbei, ihm die Hand zu küssen, wobei sie sagten: Du bist von Gott gesandt."

Wo in Frankreich die Deutschen hinkommen, herrscht unter dem Federvieh große Aufregung; die Gänseriche und die Gockel erheben ein fürchterliches Geschrei, weil sie merken, daß es ihnen an den Kragen geht. Aber nicht allein Geflügel wird requirirt, auch die Schweinställe werden gehörig visitirt. Kürzlich passirte folgendes sprachliche Mißverständniß in Reims: Mit einem kecken Griffe packte ein württembergischer Reiter ein fettes Schwein an den Ohren, ein französischer Bauer, der dazu kam, rief wehklagend aus: „Mon Dieu les pores!" (Mein Gott, die Schweine!) Darauf erwiederte der tapfere Reiter: „Dös gibt kein Anstand, mir nemmet nex auf Borgs, mer nemmet fe so mit."

(Ein gutes Wortspiel.) Wenn irgend eine Macht im Stande ist, Paris zu entsetzen, so ist es die, welche Herr Rochefort in Händen hat.

Viersylbige Charade.

Das Erste wird jetzt vielgenannt;
Das Zweite ist reichlich im Pfälzer Land;
Ein Zeichen zwischen beide füge,
So mahnt das Ganze an den Unbestand
Des Glückes — und an Schmach und Schand':
Den Lohn des Hochmuths und der Lüge.

r.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Montag, 31. Oktober 1870.

Germania
auf der Wacht am Rhein.

Heil dir, Germania!
Brauchst nimmermehr zu klagen,
Ob längst verlor'nem deutschen Land;
Wälsch ist es nimmer; deutsche Hand
Nahm's wieder; laß dein Klagen,
Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Elsaß und Lotharingen
Sind wieder dein, mein Vaterland,
Und schützen wird sie deutsche Hand.
Auf, Brüder! laßt uns singen:
„Heil dir, Germania!"

Heil dir, Germania!
Straßburg mit seinen Thürmen
Und Metz mit seinem festen Wall
Steh'n für uns auf mit ihrem Fall,
Wir wollen sie beschirmen.
Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Mag auch der Franzmann wüthen,
Wir hören nimmer auf sein Schrei'n.
Germania, kannst ruhig sein,
Wir werden Deutschland hüten!
Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Sei stolz auf deine Söhne,
Die fielen dort in heißer Schlacht;
Sie Alle standen auf der Wacht;
Drum fließe keine Thräne.
Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Nicht mehr brauch'st du zu wachen
Dort an dem lieben deutschen Rhein.
Er selbst will ja kein Franzmann sein,
Nur deutsche Schiffe tragen.
Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Flieg' hin zur Maas und sage:
„So weit die deutsche Zunge klingt,
So weit man deutsche Lieder singt,
Steh'n Alle auf der Wache!"
Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Will es der Franzmann wagen
Nochmals mit uns in blut'gem Strauß,
Zieh'n Alle muthig wir hinaus.
In Wälschland ihn zu schlagen.
Heil dir, Germania!

Chr. Grund.

Der jüngste Römerzug.

Was Römerzüge sind, das wissen unter allen Völkern die Deutschen am besten. Vom Ersten und Größten der Ottonen angefangen, bis über Ludwig den Baier hinaus zog jeder Kaiser über die Alpen und glaubte sich nicht früher in seiner Würde gesichert, als bis ihm, gleichwie Karl dem Großen vom Papste die Krone aufgesetzt worden. Zudem war es mit einem einmaligen, unbehelligten Zuge in den wenigsten Fällen abgethan. Heinrich IV. kam das erste Mal nur bis — Canossa und nach einer zweiten Heerfahrt und dreijähriger Belagerung Roms brachte er es doch nur dahin, von einem — Gegenpapst eigener Schöpfung gekrönt zu werden. Der gewaltige Barbarossa hatte nicht weniger als sechsmal mit dem Papste und dessen Verbündeten in Italien zu thun und nach großen Siegen, schrecklichen Strafgerichten und nach einem durch die sattsam bekannte deutsche Einigkeit herbeigeführten Leg-

nano konnte er schließlich nicht anders zum Frieden gelangen, als indem er in Venedig Alexander III. den Steigbügel hielt. Um riesige Ziele handelte es sich bei diesen Römerzügen und die letzten, die erschütterndsten Mittel wurden aufgeboten. Mit Heinrich III. obsiegte das Reich, das Kaiserthum; drei Päpste setzte er ab und einen vierten eigener Wahl setzte er auf Petri Stuhl. Aber schon sein Nachfolger unterlag dem eisernen Hildebrand, welcher Sieger blieb, trotzdem er zu Salerno in der Verbannung starb. Dem Kaiser erwuchsen Gegenkaiser aus seinem eigenen Blute und dem Papste Gegenpäpste aus dem heiligen Collegium, und auf Friedrich II. lag der Bann, selbst bei seinem Einzuge in Jerusalem — mit solchen Mitteln wurde gekämpft! Drei Jahrhunderte hindurch nahm fast jeder größere Hader der Welt den Charakter der Fehde zwischen Welfen und Ghibellinen an! So stolz, so hoch und unerschütterlich die neu testamentarische Theokratie unter Innocenz III. dastand, ihr folgte gleichwohl die babylonische Gefangenschaft des Papst-Exils in Avignon und die große Abkehr der Geister und Massen durch die Reformation. Dürfen wir so titanenhafte Erinnerungen heraufbeschwören angesichts des jüngsten Römerzuges? Wird sich an dies Ereigniß eine bleibende Gestaltung, wie die endgiltige Entkleidung des Papstthums von weltlicher Herrschaft oder die dauernde politische Einigung einer bevorzugten Race knüpfen, oder haben wir es mit einer weltgeschichtlichen Episode zu thun, wie solche die Schöpfungen waren, welchen Napoleon I. Italien zum Schauplatze angewiesen?

Die alten Römerzüge waren, abgesehen von den Ideen, von denen sie geleitet und getragen wurden, schwierige Unternehmungen, gefahrvolle Abenteuer, reckenhafte Thaten. Man überstieg mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften die Alpen, in deren Klausen nicht selten der Hinterhalt lauerte. Auf dem langen Wege nach Romas Mauern mußte oft genug das Schwert sich Bahn brechen; denn das Erscheinen des Kaisers ward von den kleinen aufeinander eifersüchtigen Gemeinwesen Italiens gemeiniglich als Signal zum blutigen Austrag der heimischen Fehden betrachtet, indem man sich, je nach dem Parteistandpunkte, entweder den Kaiserlichen anschloß oder sich denselben gegenüberstellte. Heiße Kämpfe setzte es sonach vor Rom selbst ab, das eine Bevölkerung beherbergte, die Mark in den Knochen hatte und sich, abgesehen von den ungemüthlichen Händeln der streitsüchtigen Barone, in die zwei unversöhnlichen Parteilager der Welfen und Ghibellinen schied. Am Ponte Molle, auf der Wahlstatt der Constantinsschlacht, wurde oft viel Blut vergossen, ehe sich die Porta del Popolo oder die Porta Angelica aufthat und der Weg zum Lateran oder Vatikan frei war. Ja selbst während des Krönungsaktes oder des darauffolgenden Festschmauses mußte das deutsche Schwert manchmal gezogen werden, um einen plötzlichen Aufstand zu dämpfen oder einen heimtückischen Ueberfall zu Schanden zu machen. Von all' diesen Schwierigkeiten, aber auch von allen damit verbundenen Thaten und Lorbeern weiß der gegenwärtige Römerzug nichts. Man zog in erdrückender Menge aus, man rückte unbehelligt wie auf einem Uebungsmarsche vor Rom und that die paar Schüsse, welche nothwendig waren, der Welt zu bedeuten, daß der Aufmarsch mehr als eine Revue, als ein Scheinmanöver sei.

Das Hauptquartier der Italiener war in der Villa Albani aufgeschlagen und der Einmarsch erfolgte durch das Piusthor. Lag in der Wahl gerade dieser Pforte nicht eine zarte Aufmerksamkeit, nachdem die Legionen Viktor Emanuels doch nur ausgezogen, um „die Verantwortlichkeit für die Sicherheit Sr. Heiligkeit Pius IX. zu übernehmen"? Durch diese Porta Pia hielten im Herbst 1867 die garibaldi'schen Gefangenen ihren traurigen Einzug und betraten wenige Tage später unter dem Jubel der ganzen päpstlich gesinnten Bevölkerung die Sieger von Mentana das befreite Rom. Die gegenwärtigen Befreier hatten bei ihrer zehnfachen Uebermacht freie Wahl, daher konnten sie den „Märtyrern" aus der letzten Invasionszeit zum Troste leicht jenes Thor sich zum Einzug ausersehen, durch welches ihre minder glücklichen rothhemdenen Brüder gleichsam durch's Joch ziehen mußten. Endlich welche prächtige Nemesis, indem die Nationalen längs derselben Via triumphalis ihrer Freude Luft machen konnten, an welcher sich vor drei Jahren die Papalini in so ungemessenem Jubel ergangen.

Die Villa Albani, nach Winkelmann's kunstsinnigem Mäcenas so benannt, mit ihren hesperidischen Gartenanlagen, mit ihren schönen Antiken im säulengetragenen Atrium und im Hemicercle ihres Kaffeehauses — die Villa Albani, das Heimwesen der Grazien, Hauptquartier einer Invasionsarmee? Das war ein eines Italieners unwürdiger Einfall. Was mag die hoheitsvolle Karyatide aus klassischester Zeit gedacht haben, wenn ein prahlhansiger Tenente an ihr vorüberrasselte. Mit welchem Blicke muß nicht der olym-

pische Apollo des Raphael Mengs vom Plafond herab den über Romas Plan brütenden modernen Attila gemessen haben? Seit der gewaltige Torse dies Kunstheiligthum beraubt, kamen nur friedliebende Seelen, Freunde der Musen, Verehrer des Schönen durch den herrlichen Laubgang gepilgert, der Winkelmann's Büste beschattet. Garibaldi begnügte sich vor drei Jahren mit dem Torre de Pazzi, trotz des wenig schmeichelhaften Klanges dieses Namens, als Absteigequartier, doch Cadorna, der nicht als bescheidener Condottiere, sondern als Führer königlicher Heerschaaren Rom belagert, logirte sich bei Heroen der Vergangenheit ein.

Wie wär's aber, wenn die fremden Truppen in Rom, dies „Ferment fortdauernder Aufregung und Allen leicht einleuchtender Gefahren", in der That so zahlreich, so gefährlich und so unbändig gewesen wären, daß gegen sie eine Heeresmacht, wie die wirklich aufgebotene, hätte ausziehen müssen? Dann hätte Cadorna mit der Wahl seines Hauptquartiers sicherlich keinen Feldherrnblick bekundet. Denn die Villa Albani liegt zwischen den beiden sich zunächst stehenden Thoren Pia und Salara, knapp unter den Stadtmauern, nicht nur jedem Kanonen-, sondern selbst jedem Büchsenschusse erreichbar, und wäre somit ein Ausfallsobjekt, wie solches lockender und bequemer nicht gedacht werden könnte. Doch der italienische Feldherr war solcher fürsichtiger Bedenken enthoben, er kannte die Zahl der Seinen und die Zahl seiner Gegner, und wußte besser, als jeder Andere, was seine promenade militaire — hier ist das Wort am rechten Platze — zu bedeuten hatte.

(Schluß folgt.)

Ueber die Evakuirung der Verwundeten.

Einem Berichte des berühmten Professors der Chirurgie an der Münchener Universität, Dr. v. Nußbaum, der sich seit Beginn des Feldzuges in seiner Eigenschaft als Oberstabsarzt à la suite auf dem Kriegsschauplatz befindet, entnehmen wir über die Evakuirung der Verwundeten Folgendes: „Die Evakuirung der Verwundeten hatte bei den verschiedenen Aerzten sehr verschiedene Eindrücke veranlaßt. Die meisten hielten sie für eine militärische Grausamkeit und meinten, man sollte die armen Kranken ruhig liegen lassen. Die wenigsten scheinen sich daran erinnert zu haben, daß man wiederholt in wissenschaftlichen Blättern darauf aufmerksam machte, daß das fleißige und öftere Evakuiren der Verwundeten der größte chirurgische Fund des Krieges von 1859 war. Nosocomialbrand und Pyämie, die größten Feinde der Blessirten, werden dadurch auf ein Minimum herabgesetzt. Meine Wenigkeit selbst hatte eine reiche Erfahrung darüber gewonnen, wie günstig der Transport von Verona nach Botzen, den jeder a priori des weiten und beschwerlichen Weges wegen für grausam hielt, auf den Verlauf der Heilung wirkte, und ich zweifle keinen Augenblick, daß auch in diesem Feldzuge die Erfahrung manchen Gegner, bekehren wird. Ich sah wiederholt, daß Kranke mit komplizirten Frakturen heftig fieberten, leicht pyämisch genannt werden mußten, und das Verlassen ihres stinkenden Bettes und vollen Zimmers, die frische Luft, das Aus- und Anziehen der Wäsche, die neuen reinen Räume haben die Pyämie geheilt. Unser Kommando erließ daher einen Befehl, daß alle Kranke evakuirt werden müssen, deren Wunden an der oberen Körperhälfte sind, ferner solche, welche nur Fleischwunden der unteren Extremitäten hatten, oder, welche mit gut wattirten gefensterten Gypsverbänden versehen werden können. Nur jene, hieß es, wo eine starke Eiterung einen solchen Verband nicht ermöglicht sind von der Evakuirung auszuschließen. Ich zweifle nicht, daß man hiedurch Hunderten genützt und keinem geschadet hat. Selbst in der Brust Verwundete habe ich in Italien mit dem größten Nutzen weit transportiren sehen. Die Bauchwunden allein erheischen absolute Ruhe, allein solche Verwundete sterben fast ausnahmslos in den ersten 24 Stunden, wenn die Wunden penetriren oder gar die Eingeweide geöffnet haben. Den Amputirten und Resecirten bringt die Evakuirung bei richtigen Verbänden nur Vortheile.

Mannigfaltiges.

Professor Dr. v. Nußbaum schreibt aus Longjumeau einige Notizen aus dem französischen Feldzug 1870 und äußert sich u. A. also: Das sämmtliche Personal unserer Sanitätskompagnien und Feldspitäler, der Fleiß, die Ordnung, die vortreffliche Schule dieser Leute, der Kraftaufwand dieser leider viel zu wenigen Menschen, die Geduld und Ausdauer haben mich oft in gerechtes Erstaunen versetzt und ich kann diesen wahrhaft edlen Menschen meine öffentliche Bewunderung nicht versagen. Obwohl diese braven Leute in

tiefer Nacht schon todtmüde noch immer mit Laternen und Tragen auf dem blutigen Schlachtfelde herumsuchten, schließlich vor Müdigkeit selbst auf dem kalten Steinboden schlafend zusammensanken, ohne einen Büschel Stroh für ihr Haupt zu haben, so haben sie, wenn neben ihnen ein Verwundeter jammerte, sich doch nochmals aufgerafft, denselben besser gelegt, trinken lassen, getröstet und dies zwar mit einer rühmenswerthen Theilnahme und Güte; wahrlich das ist mehr als Berufserfüllung, das ist das gute bayerische Herz! Ich will nichts anführen, was ich nicht selbst gesehen, denn nur für dies allein kann man einstehen, allein es existiren eine Reihe von Thatsachen, daß diese wackeren Leute mit der größten persönlichen Lebensgefährdung die Verwundeten aus dem brennenden Schutte in Bazeilles herauszogen, während man noch immer auf sie schoß. Ich sah selbst unter den Todten Sanitäts-Soldaten liegen, welche fruchtlos die Friedensbinde am Arme gehabt hatten. Die sogenannten Herren Freiwilligen, welche von manchem Ungerechten häßlich verläumdet worden sind, haben die Sanitätssoldaten in allen ihren Funktionen gut unterstützt, haben dieselben Gefahren getheilt und sind auch von mörderischen Kugeln nicht verschont geblieben. Die heute übliche Kriegsführung bringt in wenigen Stunden solche Zahlen von Verwundeten hervor, daß alle bisherigen Sanitätseinrichtungen unzureichend sind. Obwohl wir Aerzte und sämmtliche Sanitätssoldaten bei Bazeilles Tag und Nacht nicht aus den Kleidern und nicht zur Ruhe kamen, so war es eben doch nicht möglich, diese in 60 Stunden zu uns gebrachten 3200 Verwundete lege artis zu besorgen; man mußte zufrieden sein, daß jeder lag, sich nicht verblutete und keine große Schmerzen hatte. Hunderte von Wunden bekamen in den ersten zwei Tagen nicht jenen Verband, der ihnen nöthig gewesen wäre. Wir hatten den Verbandplatz jedesmal dem Schlachtfelde möglichst genähert, mußten sogar bei Remilly einmal wieder etwas zurückgehen, weil an die Mauer unseres Hauses noch zu viele Kugeln hinflogen; trotzdem aber war der Transport vom Schlachtfelde bis zur Ambulance ein sehr mühsamer und langsamer, und Mancher, der Nachmittags 5 Uhr zusammengeschossen worden war, konnte erst Nachts 2 Uhr gebracht werden. (Glücklich derjenige Verwundete, welcher endlich in den Händen der Blessirtenträger ist!) Man bedenke aber diese vorhergehenden schrecklichen 9 Stunden. Dieser Theil der Hilfe bedarf, wenn auch eine Vervollkommnung schwer sein dürfte, doch eine Vermehrung.

Der thaten- und sangesreiche Füsilier Kutschke hat als neuestes poetisches Produkt ein Räthsel von Stapel gelassen, welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Dasselbe lautet:

Die Erst', von Feind und Freund begehrt,
Acht Groschen ist nach preuß'schem Werth.
Die Zweite liefert Fleisch und Brüh';
Bald fehlet den Parisern sie.
Des Schneiders Nadel hat die Dritt';
Die Zündnadel nur braucht sie nit.
Das Ganze krauicht im Busch herum,
Ist dennoch nicht Napolium.

Die Auflösung ist — Franctireur (Franc – Thier – Oehr).

In Güstrow beging ein Ehepaar vor einigen Tagen das seltene Fest einer 75jährigen Ehe. Die Frau ist 100 Jahre alt und hütet seit einem Jahre das Bett. Der Mann, am Landarbeitshause angestellt, zählt 98 Jahre. Bis vor einem Jahre sah man die beiden alten Leute noch täglich Arm in Arm ihre Spaziergänge machen; seitdem geht der Mann täglich allein aus und erfreut sich einer seltenen Rüstigkeit.

„Er lügt wie gedruckt", hieß es ehedem. Von Bismarck stammt das zeitgemäß verbesserte: „Gelogen wie telegraphirt". Nach der Art, wie neuestens die Pariser ihre Nachrichten verbreiten, gibt es für den Puff nunmehr die Bezeichnung: „Reiner Luftballon"! So witzelt der „Punsch".

Der Großherzogin von Baden, welche vor Kurzem Straßburg besichtigte, ist dort der komische Vorfall begegnet, daß eine alte Frau sie fragte, ob sie viel Geld bei sich hätte, um allen Schaden zu bezahlen, den ihre „Lüt" angerichtet hätten. Als die Großherzogin dies lächelnd verneinte, erklärte die Alte: „Da hättet ihr auch zu Hus bliewe könne."

Auflösung der viersilbigen Charade in № 127:
(Wilhelmshöhe.)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Mittwoch, 2. November 1870.

Der jüngste Römerzug.

(Schluß.)

Der Name Cadorna dürfte noch von Radetzky's Siegen her bekannt sein. Cadorna war es, der dem Feldmarschall im März 1849 in Mailand die Kündigung des Waffenstillstandes, den Oesterreich nach den Siegen bei Sommacampagna, Goito und Volta den geschlagenen Piemontesen gewährt hatte, überbrachte. Die Schlachten von Mortara und Novara waren geschlagen, der „viertägige" Feldzug entschieden, und wieder war es Cadorna, diesmal in Begleitung des Generals Casatto, welcher dem siegreichen Feldmarschall die Thronentsagung Carlo Alberto's anzeigte und im Namen des neuen Königs Viktor Emanuel um eine persönliche Zusammenkunft bat.

Die Situation Piemonts vor dem zweiten Feldzuge gegen Oesterreich hatte viel Aehnlichkeit mit der Lage, welche den gegenwärtigen Römerzug der Italia unita veranlaßt hat. Auch damals hatte Karl Albert keine andere Wahl, als sich entweder von der Revolution überfluthen zu lassen oder aber derselben dienstbar zu sein, ihr zu einer neuen Errungenschaft zu verhelfen und so die innere Aufregung auf ein auswärtiges Ziel abzulenken. In der „Ansprache an die europäischen Nationen", in welcher damals die Turiner Regierung die Aufkündigung des Waffenstillstandes motivirte, heißt es: „Die Regierung sah, daß bei der Aufregung in den vom Feind besetzten Ländern, bei der Erregtheit der Gemüther im ganzen Staat längeres Zögern eine plötzliche Bewegung hervorrufen könne, die schlimme Folgen für die Menschheit und für die öffentliche Ruhe dieses Reiches und ganz Italiens nach sich ziehen würde. Nach Betracht aller Verhältnisse, aller Ursachen der jüngsten Begebenheiten gelangte die Regierung zur Ueberzeugung, daß ein Heraustreten aus dem gegenwärtigen Zustande nicht weniger nöthig für Oberitalien, als für die ganze Halbinsel sei; ohne das würden in letzterer die wesentlichsten Grundlagen der politischen und sozialen Ordnung in die schwerste Gefahr versetzt werden u. s. w."

Ist es nicht, als lese man in vorstehenden Zeilen das Vorbild zu folgenden Worten Viktor Emanuels an den Papst: „Die Gemüthsstimmung der von Eurer Heiligkeit regierten Bevölkerungen und die unter denselben aus verschiedenen Gegenden gekommenen fremden Truppen sind ein Ferment fortwährender Agitation und Allen leicht erkennbarer Gefahren. Der Zufall oder ein Ausbruch von Leidenschaften können zu Gewaltthätigkeiten und zum Blutvergießen führen, das zu verhüten sowohl meine wie die Pflicht Eurer Heiligkeit ist. Es ist eine unausweichliche Nothwendigkeit für die Sicherheit Italiens und des Heiligen Stuhles, daß meine Truppen nur jene Positionen einnehmen, welche zum Schutze Eurer Heiligkeit und der Aufrechthaltung der Ordnung erforderlich sind."

Damals wie jetzt diente der „Fremde", d. h. dort der Oesterreicher, hier das Fremdenkorps des Papstes, zum Vorwande des Angriffes. Damals wie jetzt bemerkte man den Herd der Aufregung und der Gefahren statt im eigenen, im Nachbarstaate. Damals wie heute fühlte man sich berufen, die Ordnung, die man im eigenen Hause nicht zu wahren vermag, auf fremdem Gebiete herzustellen.

Den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen aber diese Ausflüchte und Beschönigungen keineswegs. Die italienischen Provinzen Oesterreichs waren damals ebensowenig der eigentliche Herd der Unruhen, als man jetzt wirklich 60,000 Mann blos zu dem Zwecke aufbot, um den italienischen Boden von fünfthalbtausend ausländischen Söldnern und Kreuzrittern zu säubern.

Der Sachverhalt ist vielmehr mit dürren Worten folgender: Die italienische Revolution strebt seit dem ersten Auftreten der Carbonari die nationale Republik an. Das sardische Königthum alliirte sich nolens volens mit der Revolution. Dieses Bündniß gestaltete sich beiderseits zu einem selbstsüchtigen. Die Revolution schmeichelte dem Königthum, um sich der autorisirten Führung desselben zum Werke der Einigung zu bedienen. Das Königthum folgte den Impulsen der Revolution, heimste deren Früchte ein, um groß zu werden. Der Hintergedanke des purpurnen Verbündeten war: Bin ich erst groß und stark, dann wird es mir ein Leichtes sein, den ungeberdigen Gesellen Mores zu lehren. Letzterer hinwieder kalkulirte: Sind wir erst einig, dann kostet es uns ein Geringes, um über Krone und Scepter von unserer Gnade zur Tagesordnung überzugehen. So lange es gleichsam aus dem Groben zu arbeiten galt, ging das Kompagniegeschäft flott von Statten — beide Theile fanden ihren Gewinn. Seit einiger Zeit wird aber das Verhältniß schwierig, da die beiderseitigen Interessen merklich auseinander gehen. Der eine Alliirte möchte gern Halt machen; er hat genug; der einzige kleine Nachbar reizt nicht mehr seinen Ehrgeiz, er möchte sich lieber gütlich mit ihm abfinden und seines Hausregens mittheilhaftig werden. Aber der ungeduldige Partner raunt dem Zaudernden bedeutsam in die Ohren: Vorwärts, Freund! Dies Eine noch und wir sind fertig. Wandeln Dich die alten Schwachheiten an, nun denn, so versuch' ich's auf eigene Rechnung. Aber gerade Letzteres darf der fürstliche Theil, seiner Krone wegen, dem stillen Compagnon am allerwenigsten zugestehen. Was bleibt ihm also Anderes übrig, als seine Legionen ausrücken zu lassen und das Kapitol zu besetzen, damit ihm der — Andere nicht zuvorkomme und sich breit mache auf dem curulischen Stuhle. Mit diesem letzten Schritte hat aber das italienische Königthum sein Aeußerstes gethan; es hat nichts mehr, womit es in Zukunft seinem populären Rivalen zuvorkommen könnte, ihn zu überbieten und zu überflügeln vermöchte. Letzterer hingegen hat noch den zweiten Theil seines Programmes zu verwirklichen und, die bisherige Dienstfertigkeit seines königlichen Genossen für Schwäche nehmend, schöpft er vielleicht gerade aus dem Umstande, daß das eine Hauptziel, die nationale Einheit, erreicht ist, die Kühnheit, einen hoffnungsvollen Handstreich zur Begründung der Republik zu wagen. Jedenfalls ist nunmehr die Zeit vorüber, wo in Italien Königthum und Volksbewegung Hand in Hand gingen; an die Stelle des Zusammenwirkens tritt von nun an der Kampf, und wer des Andern Meister werden und bleiben wird, das wird die Zukunft lehren.

So viel zur inneren Geschichte der Anabasis der 60,000. Die äußere Geschichte der Einigung Italiens ist ohnehin männiglich bekannt. Italien ist durch Verlegenheiten Anderer und eigene Niederlagen, durch abenteuernde Bandenzüge, durch machiavellistische Umsturzmanöver, durch das Prestige eines enfant gaté der modernen Diplomatie, durch Ueberfülle an hohen Worten und Mangel an gesunden Thaten groß und einig geworden. Doch nein, das wäre der Sache doch nicht auf den Grund gegangen. Was Italien einig machte, das ist der spontane, gewaltige, nationale Drang, der zweifelhafte Erfolge und entschiedene Niederlagen hindurch anhielt und zunahm, dies volksthümliche Ungestüm, das reiner und gewaltiger war und ist, als das praktische Vermögen der Nation; das war die lebendige und lebenskräftige Idee einer nationalen Wiedergeburt, der die gekünstelten und verrotteten alten Zustände nicht Stand zu halten vermochten, eine Idee, die, weil berechtigt, sich Anerkennung erwerben mußte, ein Patriotismus, der durch alles Kleinliche, Widrige und Epigonenhafte hindurch uns Bewunderung abnöthigt!

Epigonenhaft im höchsten Grade ist auch der letzte Römerzug. Schon dies ängstliche Zuwarten, bis der letzte gallische Hahn die Halbinsel verlassen, ja, bis die französische Waffenmacht entschieden gebrochen war! Und dann dieser Aufzug von 60,000 gegen eine Besatzung von 8000, gegen eine fremde Kriegsschaar von Fünfthalbtausend!

Wie viel hatte Hannibal, als er das alte Rom zittern machte? Ich weiß es nicht, wohl aber, daß die Päpstlichen sammt den Alliirten mit den „wunderthätigen" Chassepots zusammen 6000 Mann stark gegen Garibaldi ausgezogen sind, der mindestens ebenso stark war und die vortheilhafte Position auf Monterotondo und Mentana für sich hatte, und daß im Jahre 1849 General Oudinot, der die römische Republik zu stürzen hatte, mit 9000 Mann gegen Rom zog und angriff, während die Gewalthaber der Ewigen Stadt über mindestens 16,000 Mann kampfbegeisterter Truppen verfügten!

Hans Grasberger.

Saint Cloud.

Ueber die Vernichtung des Schlosses von St. Cloud entnehmen wir einem Bericht der „Kreuzztg." Folgendes: Mit einem wahren Hagel von Granaten wurde das Schloß beworfen, ein Zimmer nach dem anderen wurde zerstört, das Dach war fast ganz durchlöchert, endlich fing der Dachstuhl an zu brennen. Mit der größten Todesverachtung unternahmen die Jäger (eine preußische Jägerkompagnie unter dem Hauptmann von Stranz bildete die Besatzung des Schlosses) einen Löschversuch; Hauptmann von Stranz leitete ihn selbst. Mit größter Anstrengung wurde auf das enorm hohe Schloß Wasser getragen, aber alle Mühe war vergeblich. Bei dem stark wehenden Winde und bei dem ausgetrockneten Holz des kolossalen Daches verbreitete sich das Feuer so schnell, daß binnen Kurzem der obere Theil des ganzen südlichen Flügels in Flammen stand. Hauptmann v. Stranz versuchte nun noch, das Feuer aufzuhalten und auf diesen Flügel zu beschränken; aber auch diese Mühe war vergebens. Alle Hoffnung, wenigstens einen Theil des Schlosses zu erhalten, mußte aufgegeben werden. Sollten alle diese Schätze vernichtet, den Flammen Preis gegeben werden? Dies wäre entsetzlich gewesen. Obgleich die Franzosen ihr eigenes Schloß, das für sie eine ganze Geschichte enthielt, vernichteten, ohne uns nur den mindesten Schaden zuzufügen, retteten unsere Soldaten die Kunstschätze und geschichtlichen Erinnerungen des Feindes. Mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit räumten die Jäger die Zimmer des Kaisers und der Kaiserin aus; schon stürzten die brennenden Balken hernieder, aber immerfort trugen sie Vasen, Uhren, Möbel, ꝛc. heraus. Das Feuer griff jedoch mit einer rasenden Geschwindigkeit um sich und die andern Zimmer des südlichen Flügels mußten daher dem Feuer Preis gegeben werden. Nun galt es, noch die Bibliothek zu retten. Aber das Ausräumen der Bücher in den engen Gallerieen des Bibliothekſaales nahm so viel Zeit in Anspruch, daß das Feuer unterdessen den Mittelbau des Schlosses ergriffen hatte, die Thüren des Saales brannten schon und bald darauf, als der letzte Jäger denselben verlassen hatte, stand der ganze Saal in Flammen. Bis auf drei Schränke in der obersten Gallerie waren alle Bücher nnd Kunstwerke in Sicherheit gebracht, der allergrößte Theil der berühmten Bibliothek von Saint Cloud war gerettet. Da die Jäger-Kompagnie in den Räumen des Mittelbaues untergebracht war, so mußten die Mannschaften nun erst ihre Waffen und Ausrüstungsstücke, die Matratzen und Decken, in Sicherheit bringen, ehe noch andere Gegenstände des Schlosses gerettet werden konnten. Das Feuer aber machte immer schnellere Fortschritte, es fand in den schweren Gardinen, Tapeten, Teppichen zu viel Nahrung, in kurzer Zeit stand daher das ganze prächtige Gebäude in Flammen. Nur 5 Stunden waren dazu nöthig gewesen. Nach 12 Stunden war das Schloß bis auf die Keller heruntergebrannt, es glimmten nur noch die Balken. Die Jägerkompagnie bivouakirte dicht am Schloß, umgeben von den geretteten Kunstschätzen. Trotz der furchtbaren Anstrengungen des Tages schlief Niemand, sinnend blickten die Soldaten in das Feuermeer, nur Worte des Bedauerns über diese gräßliche Vernichtung hörte man von ihren Lippen kommen. Der Mond, sonst so hell, war verblaßt gegen die Feuerröthe des Schlosses; Paris war hell erleuchtet. Mit welchen Gefühlen mögen die Bewohner diesen Brand betrachtet haben, den sie, da Saint Cloud hoch liegt, weithin sehen konnten? Der Park war ganz geröthet und um so greller, als die Blätter schon gelb waren. Prächtig stachen gegen diesen Hintergrund die unzähligen weißen Marmor-Figuren ab; wie Gespenster standen sie da, zusehend diesem Frevel. — Ich werde diese Nacht nie vergessen. In wenigen Stunden sind Millionen vernichtet worden, vieles Unersetzliche ist verloren gegangen, vieles woran sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen, in Asche verwandelt. Wie wunderbar: der letzte Kommandant des Schlosses St. Cloud war ein preußischer Offizier und dieser rettet als Andenken den Tisch vor dem Untergang, an welchem Napoleon die Kriegserklärung unterzeichnet hat. Die Sonne, welche am andern Morgen aufging, beschien eine glimmende Ruine. Die Schornsteine waren nach und nach eingestürzt und rissen die inneren Wände um. Paris sah das schöne, stolze Schloß nicht mehr. — Alles war still. Von dem Augenblick an, als die erste Flamme aus dem Schloß hervorbrach, verstummten die feindlichen Geschütze. Es war, als wenn der Franzose sich schämte, solchen Frevel begangen zu haben.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Ueber die Belagerung von Straßburg bringt der „Pr. Staatsanzeiger" nachträglich noch folgende interessante Mittheilungen: Es sind während der förmlichen Belagerung von Straßburg acht verschiedene Geschützarten preußischerseits und deren vier badischerseits in Thätigkeit gewesen, und zwar im Ganzen 241 Geschütze, nämlich: 30 lange gezogene 24-Pfünder, 12 kurze gezogene 24-Pfünder, 64 gezogene 12-Pfünder, 20 gezogene 6-Pfünder, 2 gezogene 21 Centimetermörser, 19 50pfündige, 20 25pfündige und 30 7pfündige glatte Mörser; diesen sind zur Beschießung der Citadelle badischerseits hinzuzufügen 4 25pfündige Mörser, 8 60pfündige Mörser, 16 gezogene 12-Pfünder, 16 gezogene 24-Pfünder.

Von den genannten 241 Geschützen sind im Ganzen 193,722 Schuß und Wurf in die Festung gefeuert worden, und zwar 162,600 von den 197 preußischen und 31,122 von den 44 badischen Geschützen. Es sind dies gewesen:

28,000 Granatschuß aus dem langen gezogenen 24-Pfünder,
45,000 Granatschuß aus dem gezogenen 12-Pfünder,
8,000 Granatschuß aus dem gezogenen 6-Pfünder,
5,000 Shrapnelschuß aus dem gezogenen 24-Pfünder,
11,000 Shrapnelschuß aus dem gezogenen 12-Pfünder,
4,000 Shrapnelschuß aus dem gezogenen 6-Pfünder,
3,000 Langgranatschuß aus den 15 Centimeter-Kanonen,
6,000 Langgranatwurf aus 21 Centimeter-Mörsern,
15,000 50pfündige,
20,000 25pfündige,
23,000 7pfündige Bombenwürfe aus glatten Mörsern.

Diese Summen ergeben als statistisches Resultat, daß in den 31 Tagen des förmlichen Angriffs auf Straßburg im Ganzen also 193,722 Schuß und Wurf, durchschnittlich demnach an jedem Tage 6,294, in jeder Stunde 269, in der Minute also fortlaufend 4—5 Schuß oder Wurf in die Festung gefeuert worden sind.

Bei dieser Gelegenheit ist noch zu erwähnen, daß das Gewicht der einzelnen Geschosse nicht nach deren Eisengewicht, sondern nach dem einer steinernen Kugel von gleicher Größe (in einzelnen Fällen auch nach dem Durchmesser) bestimmt wird, so daß beispielsweise das Gewicht der 7—50pfündigen Bomben im Verhältniß ihres Kalibers bis 180 Pfund steigt.

Kriegstrophäen der deutschen Heere. Es fielen in deutsche Hand: 1000 Mann bei Weißenburg, 6000 bei Wörth, 2500 bei Spicheren, 1377 in Folge der letzten beiden Schlachten in Saargemünd, Hagenau, Lichtenberg; 2000 bei Vionville, 3000 bei Gravelotte, 850 in Vitry, 2856 bei Beaumont, 84,450 durch die Kapitulation von Sedan; zu dieser Summe von 104,333 Mann treten hinzu 2080 Mann von Laon, 2240 von Toul und 15,347 von Straßburg, also 19,667 Mann, welcher Zuwachs die Gesammtsumme von 123,700 Gefangenen ergibt, die zur Berücksichtigung gebrachten Veränderungen eingerechnet, welche durch die Heilung verwundeter Gefangenen und die Genesung Erkrankter entstanden sind. Von den bisher erwähnten 3577 Offizieren und 123,700 Mann sind untergebracht: a) 1894 Offiziere 93,392 Mann in norddeutschen Festungen, b) 1232 Offiziere 174 Mann in offenen Städten Preußens, c) 56 Offiziere 9940 Mann in norddeutschen Bundesstaaten, d) 395 Offiziere 20,194 Mann in Süddeutschland, was also 3577 Offiziere 123,700 Mann in ganz Deutschland ergibt.

In Süddeutschland befinden sich 395 Offiziere und 20,194 Mann, und zwar in Bayern 128 Offiziere und 9116 Mann, in Württemberg 44 Offiziere und 5533 Mann, in Baden 75 Offiziere und 4034 Mann und im Großherzogthum Hessen 148 Offiziere und 1511 Mann, welche Ziffern mit den vorangeführten in nochmaliger Rekapitulation als Gesammtsumme der unverwundeten Kriegsgefangenen 3577 Offiziere, 123,700 Mann ergeben.

Wie große Anstrengungen von Seiten des preuß. Kriegsministeriums gemacht werden, um Krankheiten dadurch vorzubeugen, daß Lazarethe, Schlachtfelder, Aborte desinfizirt werden, ist schon daraus zu ersehen, daß ein Lieferant von Desinfektionsmitteln dem Kriegsministerium eine Rechnung von 18,000 Thlr. für solche vorlegen konnte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Freitag, 4. November **1870.**

Das Gefecht von Orleans.

Der „Wiener Presse" wird aus Versailles, 14. Okt. geschrieben: In meinem letzten Briefe, worin ich über das Gefecht bei Artenay am 10. Okt. berichtete, war die Mittheilung unrichtig, daß die deutschen Truppen die Stadt Orleans ohne Widerstand besetzt hätten. Die Besetzung der Stadt hat vielmehr erst am späten Abend des 11. und nach einem neuen Gefecht stattgefunden, welches bei weitem ernstlicher und blutiger, als das vom vorhergehenden Tage gewesen war. Nach den hieher gelangten amtlichen Berichten des Generals v. d. Tann stellt sich der Verlauf der Sache folgendermaßen dar: Nach der für die Franzosen so ungünstigen Aktion am 10. v. Mts. hatte die Delegation der National-Regierung in Tours während der Nacht alle noch dort befindlichen Truppentheile der Loire-Armee mit der Eisenbahn nach Orleans befördern lassen, um die noch in jener Stadt befindlichen Abtheilungen, denen sich die am Tage zuvor geworfenen Bataillone angeschlossen hatten, zu verstärken. Ebenso sendeten die Herren Crémieux und Glais-Bizoin die telegraphische Weisung nach Bourges, daß alle dort verfügbaren Streitkräfte sofort per Bahn nach Orleans zu dirigiren seien. Beide Befehle wurden pünktlich ausgeführt und in der Frühe des 11. standen hinter den nördlich von Orleans aufgeworfenen Feldschanzen wieder Truppen versammelt, deren Stärke von den deutschen Offizieren auf nahezu 25,000 Mann geschätzt wirde Inzwischen hatte das 2. bayer. Korps mit der ihm beigegebenen 22. preußischen Infanterie-Division (vom 11. Armeekorps) in der Frühe des 11. noch einen angestrengten Marsch zu machen, bis es in die Nähe von Orleans kam.

Diese alte Stadt ist auf dem rechten Ufer der Loire noch mit mittelalterlichen Mauern umgeben und selbst mit einem Graben, welcher sich jedoch im Lauf der Jahrhunderte ziemlich ausgefüllt hat und nun Gemüsepflanzungen trägt, auch theilweise mit Häusern bestanden ist. Außerhalb des Grabens haben sich Vorstädte angesiedelt und rings um diese Vorstädte hatten die Franzosen einen doppelten Gürtel von Feldbefestigungen angelegt. Die äußere Linie derselben war jedoch freiwillig von ihnen wieder aufgegeben worden, ein Verfahren so kopflos und unüberlegt, wie es nahezu alle militärischen Anstalten der Franzosen in diesem Kriege gewesen sind, denn die Gräben, Wälle und Verhaue dieser Schanzen dienten später den anstürmenden Deutschen als sehr willkommene Deckung. Die innere Linie, welche stark durch Palissaden und etagenförmige Schützengräben gedeckt war, wurde dagegen von den Franzosen besetzt gehalten.

Als gegen 10 Uhr die heranrückenden Deutschen in Schußweite gekommen waren, begann die bayer. Artillerie das Gefecht, indem sie die hinter ihren Schanzen stehenden Franzosen mit Granaten bewarf, während die Infanterie hinter der ersten Linie der Feldverschanzungen Stellung nahm. Es entspann sich nun ein nachdrückliches Feuergefecht, welches, ohne eine Entscheidung zu bringen, bis 2 Uhr währte; dann nahmen unter lauten Hurrahrufen die 22. Division (Hessen und Thüringer) und bayer. Infanterie den inneren Schanzengürtel mit Sturm. Der Feind setzte sich nun in den Häusern der Vorstädte fest und unterhielt aus denselben ein lebhaftes Gewehrfeuer gegen die deutsche Infanterie, welche vom General v. d. Tann zurückgenommen wurde, da es nutzlos gewesen wäre, die Leute einem mörderischen Feuer auszusetzen, wenn der Fall der Vorstädte ohnehin gewiß war. Ein Dutzend in dieselben geworfene

Granaten steckten einige Häuser in Brand, worauf die Franzosen auch diese Position aufgaben. Sofort stürmten die Deutschen vor und drangen gleichzeitig mit den Franzosen durch die offenen Thore in die Stadt ein, deren Bürgermeister an der Spitze des Gemeinderaths ihnen entgegenkam und um Schonung bat. Ein Divisions-General und dann der General v. d. Tann gaben ihm in dieser Beziehung die beruhigendsten Zusicherungen.

Der Verlust der Franzosen war ein bedeutender und die Zahl ihrer Leute, welche sich mehr oder minder bereitwillig gefangen nehmen ließen, beträgt zwischen drei- und viertausend. Auch die Verluste der Deutschen waren erhebliche, doch sind auf beiden Seiten die Ziffern noch nicht festgestellt. Was von den Franzosen nicht verwundet oder gefangen wurde, floh in wirren Haufen über die Loire, die Deutschen drangen nach und es wurde dabei von den französischen Ingenieuren versäumt oder mit Absicht unterlassen, die unterminirte Brücke in die Luft zu sprengen. Unmittelbar darauf zogen die bayer. Pionniere die Minen aus den Brückenpfeilern. Von der gewaltigen Reiterei, welche der General v. d. Tann bei sich hat — es sind nicht weniger als 17 Regimenter, Preußen, Bayern und Württemberger — gingen noch am Abende des 11. einige über die Brücke, um die Verfolgung des Feindes mit aller Energie fortzusetzen. Es ist dies ein epochemachender Moment in der Geschichte, denn nie zuvor ist ein Besieger Frankreichs auf das linke Ufer der Loire hinüber gegangen. 1814 blieben die Preußen in Orleans stehen und in dem Kriege gegen Karl VII. waren die Engländer wohl stromabwärts bis Beaugency gezogen, hatten aber den Fluß nicht überschritten.

General v. d. Tann hat nun die Aufgabe, mit seinem kühnen Korps auf beiden Ufern der Loire abwärts zu gehen, um der Regierung in Tours einen Besuch zu machen, und da dieselbe auf dieser Seite jetzt nicht mehr die Spur von einer Armee hat, so kann sie den Zug nicht verhindern. Man rechnet im hiesigen Hauptquartier sehr auf die Wirkung dieser Vernichtung der Loire-Armee, um die Regierung in Paris zum Nachgeben bereit zu machen, denn man entschließt sich nun schwer, der Hauptstadt ein Loos zu bereiten, wie das von Straßburg und von Toul. Die Pariser selbst aber werden immer toller und gestern z. B. hat der Mont Valérien ganz zwecklos erweise das schöne Schloß von St. Cloud in Brand geschossen, welches für den Angriff so gut wie gar keine Wichtigkeit besaß und nur von einem Posten von zehn Mann besetzt war.

In einem uns freundlichst mitgetheilten Briefe d. d. Orleans, 14. Okt.,

schildert ein junger Assistenzarzt seine Betheiligung an dem jüngsten Siegeszug von Paris nach Orleans wie folgt:

„Wie Ihr seht, habe ich das Vergnügen, Frankreich ziemlich gründlich kennen zu lernen. Seit 2 Tagen befinden wir uns also auf einmal an den hier ganz flachen Ufern der Loire. Wie wir hierherkamen, will ich Euch zuvörderst in Kürze berichten. Am 28. v. M. zogen wir von Ballainvilliers nach dem etwas näher an Paris gelegenen Städtchen Palaiseau, das reizend schön an den Ufern eines kleinen Baches, der Yvette zwischen schöngeformten Hügeln liegt. Hier lagen wir bis zum 7. Okt. fest, während welcher Zeit es für uns Aerzte ziemlich viel zu thun gab, indem wir in dem dortigen Schulhause ein Spital eingerichtet hatten. Am 7. Okt. kam plötzlich der Befehl, daß das ganze 1. bayerische Armeekorps aufzubrechen hätte, um gegen eine von Süden heranrückende neugebildete französische Armee zu marschiren. Diese, wie es hieß, größtentheils aus Mobilgarden und nur weniger Linie und Artillerie bestehende Armee sollte ihre Patrouillen bereits ganz nahe, bis gegen Montlhery vorgeschoben haben. Mittags wurde in Palaiseau abmarschirt, Montlhery, eine kleine Stadt am Fuße eines Hügels, der mit einer Burgruine gekrönt ist, passirt und nachdem wir ziemlich spät Abends in vollständiger Dunkelheit den Ort Bruyères passirt hatten, in einem von seinen Bewohnern verlassenen Schlosse Namens Colombier einquartiert, in dessen Kellern ein sehr guter Wein entdeckt wurde. Von den Franzosen bis jetzt wider Erwarten keine Spur. Folgenden Tags ging es weiter, immer rein südlich. Allmälich veränderte sich der Charakter der Gegend etwas, der Boden, der sehr hügelig ist und theilweise sehr anmuthige Landschaften bildet, wird allmälich unfruchtbarer. Am 9. Okt. ging dann unser Marsch durch ein Thal, das anfangs weit, sich immer mehr verengte und auf beiden Seiten von hohen, steilen Abhängen begrenzt war, die bewaldet und mit theilweise sehr ansehnlichen Felsblöcken besäet, ganz den Anblick einer Gebirgsgegend boten, welche sehr an die Thäler der fränkischen Schweiz erinnerte.

Doch schon nach kurzer Zeit wurden die Abhänge wieder sanfter und das Thal erweiterte sich. Die Gegend wurde immer einförmiger, je weiter thalaufwärts wir kamen, und nach einem etwa 3—4stündigen Marsch befanden wir uns auf einer weiten, kahlen Hochebene. Vor uns lag ein armseliges Dorf, in dem preußische Ulanen einquartiert waren, von welchen wir hörten, daß sie vorgestern kleine Scharmützel mit französischen Patrouillen gehabt und einen Mann dabei verloren hätten. Nach 2 Stunden Marschirens über die kahle Hochfläche, über welche ein kalter Westwind, ein Vorbote der baldigen Herbststürme, fegte, erreichten auch wir unser Quartier, ein kleines Dorf, St. Hilaire, das ebenfalls in einem tief in die Hochebene eingeschnittenen, jedoch weiter östlich gelegenen Thale lag. Zu 3 mußten wir an diesem Tage (9. Okt.) in einer niedern dunklen Bauernstube kampiren, die wir uns durch ein tüchtiges Feuer im Kamin möglichst behaglich machten, während ein großer Theil unserer armen Soldaten wegen der Nähe des Feindes die kalte, regnerische Nacht auf Vorposten im Freien zubringen mußten.

Am folgenden Tage (den 10.) wurde nun wirklich ein Zusammenstoß erwartet; vor dem Aufbruch, um 6½ Uhr, richtete daher der Bataillonskommandant noch ein paar ermunternde Worte an die Leute und nun wurde mit größter Vorsicht unser Bataillon an der Spitze der Division mit Vor- und Seitendeckung weiter gezogen. Auch heute wieder ging es in einem ziemlich engen, an beiden Abhängen bewaldeten Thale, in dem unser Quartier lag, aufwärts. Vielleicht 2 Stunden brauchten wir, bis wir das Ende des Thales erreichten, wo es in der Hochebene mit einem Kessel, in dessen Grunde ein kleiner, theilweise versumpfter See liegt, aus dem ein kleiner Bach entspringt, beginnt. Ein kleines Dorf, Chalo-Monlineux, mit einer hübschen, scheinbar uralten Kirche, deren hoher Thurm sich vollständig als Ruine darstellt, liegt gleich unterhalb des Sees und bietet beim Rückblick ein hübsches Landschaftsbild.

In demselben Moment, in dem wir die Hochebene wieder betraten, brach ein fürchterlicher Sturm mit Platzregen los, der in ununterbrochener Heftigkeit etwa ½ Stunde anhielt. Durch den Regenmantel war ich glücklich geschützt, allein in wenigen Minuten waren die Stiefel voll Wasser und die Beine bis über die Kniee durch und durch naß. Dazu ging der Marsch ohne Weg über Felder mit lehmigem Boden, und zwar in ziemlicher Eile, kurz, es war eine der unbehaglichsten und anstrengendsten Partieen des ganzen Feldzuges. Endlich, wie ja nichts ewig währt, hörte auch dieser Sturm auf, und da der Wind immer noch lustig blies, so waren wir in Kurzem, wenn auch etwas abgekühlt, so doch wenigstens wieder trocken. Mit Hilfe unseres guten Weines, den wir noch von Palaiseau aus in ziemlicher Quantität in unserm Sanitätswagen mit uns führten, war auch die Wärme bald wieder auf den normalen Punkt gebracht, so daß sich durchaus keine üblen Folgen geltend machen konnten.

Jetzt kamen wir in die Gegend, wo der Feind nach gestern gemachten Rekognoszirungen stehen sollte, vor uns lag das Städtchen Angerville, der Feind hatte es erst am Morgen, nachdem einige Dutzend sog. Franktireurs Widerstand zu leisten versucht hatten, verlassen. In der Straße lag auf dem Pflaster ein Todter, ein Civilist, in grauer Blouse und schwarzem Filzhut, mit einem Schusse durch die Brust, auf der andern Seite der Straße ein zerbrochenes Perkussionsgewehr.

Allmälich war es Mittag geworden, von dem Feinde war weit und breit nichts zu bemerken, es wurde daher Rast gemacht und dann, da man für heute aufgeben mußte, ihn aufzufinden, zum Quartiermachen geschritten. Nach einem nochmaligen Marsch von etwa 2 Stunden erreichten wir das für uns bestimmte Dorf, immer noch auf der, so weit man sehen konnte, sich ausbreitenden Hochebene gelegen, mit Namen Mezouville.

Am folgenden Morgen ging unser Marsch weiter über die Hochebene, immer in direkt südlicher Richtung, als sich auf einmal in der Ferne Kanonenschüsse vernehmen ließen. Also endlich hatte man die Franzosen erreicht. Der Kanonendonner war zwar sehr fern und schien sich mit unserem Vorrücken lange immer mehr zu entfernen, eine Zeitlang hörten wir gar nichts mehr, auf einmal jedoch wurden die Schüsse wieder deutlicher, und nachdem wir eine kleine wellenförmige Erhebung auf der Hochfläche überschritten hatten, sahen wir in der Entfernung von etwa 1—1¼ Stunde von einem Waldrande aus deutlich einzelne weiße Dampfwölkchen aufsteigen. Dies mußten der Stellung nach uns gehörige Geschütze sein; von französischen Batterieen sahen wir noch nichts, es schien aber, daß unser Feuer gegen einen Ort, von dem bis jetzt fast nur der Kirchthurm sich zeigte, gerichtet war. Der Karte nach war dies das Städtchen Artenay.

Es wurde nun Halt gemacht und weitere Befehle erwartet. Links von uns in ziemlicher Ferne

entdeckten wir nun lange Züge Infanterie, es war die 1. Division, die theilweise bereits im Gefecht war. Plötzlich jagten Ordonnanzen im Galopp herbei und bald darauf raffelte die auf dem Marsche hinter uns aufgestellte Artillerie unserer Division im schnellsten Trab an uns vorbei, nachdem sie noch von uns Bedeckungsmannschaft mitgenommen hatte. Bald darauf kam auch an uns der Befehl zum Vorgehen und einstweiligen Bereitstellen für's Gefecht. Unterdessen wurden unsere Batterieen in einem weiten Halbkreis aufgefahren, und nun begann, wie wir von dem etwas erhöhten Punkte deutlich übersehen konnten, ein lebhaftes konzentrisches Feuer gegen die französische Aufstellung. Jetzt sahen wir auch beim Vorrücken deutlich den Rauch der franz. Geschütze, die jedoch an Zahl den unserigen bedeutend unterlegen waren. Rechts von Artenay war ihre Aufstellung, die sie jedoch nicht lange beibehielten. Immer weiter rechts zogen sich die Franzosen, während unsere Batterieen, die nach ganz kurzer Kanonade einige Häuser, die sie besetzt hielten, in Brand geschossen hatten, ihnen so schnell als möglich nachfolgten. So entfernte sich das Gefecht immer mehr, die Franzosen hielten nirgends lange Stand, und als es gegen Abend ging, verriethen uns nunmehr die an immer neuen Punkten aufsteigenden Rauchwolken von in Brand geschossenen Häusern, wie weit man den Feind bereits zurückgetrieben hatte. Wir hatten also gar nicht mehr in das Gefecht einzugreifen gebraucht.

Der Himmel hatte sich heute im Laufe des Tages aufgeklärt und kurz vor Sonnenuntergang, nachdem das Gefecht entschieden und die Truppen zum Rasten Halt gemacht hatten, entwickelte sich noch ein wunderschönes und belebtes Bild, wie man es eben nur im Kriege und zwar in diesem Kriege sehen kann. Links von uns, im Osten, eine kleine Viertelstunde entfernt, das Dorf Creuzy oder vielmehr ein zu diesem gehörigen Weiler, dessen Namen ich vergessen habe, theilweise in Flammen, zwischen uns und dem Dorfe ein Haufen französischer Gefangenen, wobei auch die malerischen Gestalten der Turkos und Zuaven nicht fehlten, und zu denen fortwährend neue kamen, die unsere Soldaten in den Häusern versteckt fanden. Rechts von uns kommt soeben General v. d. Tann mit seinem langen Gefolge angesprengt, in dem alle möglichen Waffengattungen, von den bayerischen Kürassieren und Chevaulegers bis zu den preußischen Husaren und Ulanen vertreten sind, da er Kommandeur der ganzen gegen Orleans operirenden Armee ist. Plötzlich entsteht Bewegung unter den rastenden Truppen, ein tausendstimmiges Hurrah zieht sich durch die langen Reihen hin, Alles springt auf und eilt zu einem von preußischen Husaren erbeuteten französischen Geschütze, das soeben vorübergeführt wird. So wechselt das Bild beständig in der schönsten Abendbeleuchtung. Bald jedoch ist die Sonne untergegangen, die weite Ebene, soeben noch glänzend beleuchtet, in den wärmsten Tinten, die der Herbst besitzt, daliegend, wird öde und kalt, und nur das brennende Dorf, aus dem die Flammen immer höher herausschlagen und sich ausbreiten, bietet einen schönen, wenn auch unheimlichen Anblick.

(Schluß folgt.)

Mein Kamerad.

Es gibt kein Wort, das reiner klingt,
Kein Wort, das mehr zu Herzen dringt,
Ich kenne keins von edlerm Werth,
Ich habe nie ein Wort gehört,
Was tiefere Bedeutung hat,
Als dies: „Du bist mein Kamerad!"

Du trägst, wie ich, dasselbe Kleid;
Wir schwörten Beide einen Eid,
Dieselbe That, dieselbe Pflicht,
Was überwacht ein gleich Gericht.
In Kleid und Eid, in Pflicht und That,
In Allem bist du mein Kam'rad.

Uns nährt ein Brod, uns labt ein Trank
In gleichem Schritt und selbem Gang,
Wo Einen die Gefahr bedroht,
Stürzt auch der And're in den Tod.
Wie's Loos auch fällt nach Gottes Rath:
Wir theilen Brod und Tod — Kam'rad!

Von uns steht in dem Schlachtenfeld
Vereinzelnd Keiner — Alle hält
Statt Sklavenzwangs ein geistig Band:
„Die Lieb' zum deutschen Vaterland."
Und fordert sie auch blut'ge Saat,
Wir wanken nicht, mein Kamerad.

Ich zähl' auf dich, wenn einst den Stand
Geändert du und dein Gewand;
Denn was die Lieb' hat emporgeprägt,
Wird mit dem Kleid nicht abgelegt.
Mit Gut und Blut, mit Wort und That —
Wir bleiben treu, mein Kamerad.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Montag, 7. November **1870.**

Ein deutsches Lied *).

Wacht auf, ihr Sänger am Main und Rhein,
Hervor geschwinde ihr Barden!
Es soll nun wieder gesungen sein,
Wie lange wollten wir warten?

Die Brüder zogen zu blutigem Streit,
Sie eilen von Siegen zu Siegen,
Sie haben das Land vom Feinde befreit,
Der Gallier mußt' unterliegen.

Auf Frankreichs Boden mit blutiger Schrift
Ist uns die Lehre geschrieben:
Weil Deutschland einig zum Feinde trifft
Ist Deutschland Sieger geblieben!

Drum, wer die Deutschen will entzwei'n,
Von Süd und Norden will sprechen,
Der muß ein falscher Bruder sein,
Der will die Kraft uns brechen.

Hebt doch die deutsche Fahne jetzt
Und singt im festlichen Tone:
Dem Heldengreise auf's Haupt gesetzt
Soll werden die deutsche Krone.

So haben wir wieder Ein Vaterland
Und fragen nicht, wo es liege,
Es ist uns Allen gar wohl bekannt,
Es ist ganz Deutschland — im Siege.

Und schreiet und tobet die blinde Schaar,
Daß wir nicht richtig singen —
Wir singen deutsch — und singen wahr,
Und lassen uns nicht davon bringen.

Pfarrer Jos. Matheis.

*) Wir entnehmen dies Gedicht dem „Unterhaltungsblatt zur Straubinger Zeitung" vom 24. Okt. Der Herr Verfasser ist katholischer Pfarrer in Hofdorf (Niederbayern) und aus Landau gebürtig.

Ueber die Amazonen in Paris

wird der „Times" von dort unterm 15. Okt. geschrieben: „Eine Abordnung von 200 Weibern, denen Trommler der Nationalgarde und ein Fahnenträger mit dem Banner der Genfer Konvention vorangingen, stellte sich im Stadthause vor, um zu verlangen, daß mittelst eines Dekretes Krankenwärter durch Frauen ersetzt würden. Da man im selben Augenblick die Ankunft von Flourens mit dem Bataillon von Belleville erwartete, hatte man das Stadthaus geschlossen, und die Weiber zogen sich zurück. Am Abend trug eine Abordnung das Gesuch Rochefort vor, der es im Ministerrathe vorzubringen versprach. Man kennt nicht die Antwort der Minister; die Zeitungen haben aber seither sehr interessante Schriftstücke veröffentlicht. Das erste, vom 8. Okt. und unterzeichnet von den Bürgerinnen Scelles, Combuty, Governol, Lecourt, Besner, Favre und Lercaux, trug die Kabinetsunterschrift des Unterrichtsministers. Die Unterzeichneten verlangten, 500 Köpfe stark, als bewaffnete Legion organisirt zu werden, um den Ambulanzendienst zu verrichten und den Feind zurückzuwerfen. Ein zweiter Brief, der von der nämlichen Gesellschaft ausging, verlangte Lokale, um den Generalstab der Amazonen unterzubringen. Letztere versammelten sich im Royalgymnasium in der Avenue Montaigne. Der „Gaulois" bringt den Bericht über eine dieser Sitzungen, zu denen man 20 Cent. Eintrittsgeld zahlte, und in denen Hr. Julius Allix Hauptredner war. Eine sehr heftige Scene fiel zwischen diesem und dem Herzog von Fitz-James vor. Sie faßten sich am Kragen und wälzten sich unter dem Tumult der Versammlung im Staube herum. Nachdem der Bürger Allix, ziemlich arg zugerichtet, sich wieder aufgerafft und die Tribüne bestiegen hatte, apostrophirte eine Bürgerin im

Styl Mirabeau's den Herzog von Fitz-James: „Bürger, wenn Sie noch Ein Wort sprechen, werfen wir Ihnen Ihr Eintrittsgeld ins Gesicht und werden wir Ihnen die Thüre weisen." Dann wurden Schriftstücke verlesen, die an die Regierung zu richten wären. Darunter der Brief einer Frau, in dem folgende Stelle vorkam: „Bürger-Maire, Sie kennen mich als eine einfache und friedliebende Frau. Was wünsche ich heute? Nichts weiter als ein Paar Hosen." Der Bürger Allix berichtet von einer neuen Erfindung, dahin abzielend, die Preußen mit Blausäure zu vernichten. Dieser Apparat heißt der „Finger Gottes". Es ist ein Kautschukfingerhut, den man an den Finger steckt und an dessen Spitze sich ein feines Röhrchen mit Blausäure befindet. Ein Preuße kommt in die Nähe, man berührt ihn und er ist ein todter Mann. Kommen Mehrere, so bleibt das Weib, das sie betupft, unversehrt zwischen einem Haufen Leichen. Bei diesem Berichte brach das weibliche Auditorium in Thränen aus, die Männer konnten das Lachen nicht verwinden. Der Bürger Allix wurde von vielen Rednern arg verhöhnt: er könne sich nicht von den Unterröcken losmachen; er sei ein Türke, ein Mormone. Ein Nationalgardist aber, der in diesem Style gegen Allix loszog, wurde von den Amazonen am Weiterreden verhindert. Diese schaaren sich um ihren Ritter, unterbrechen jenen Frechen, reißen ihm die Kleider vom Leibe und drängen ihn vor der Tribüne. Eine zwickt ihn thatsächlich in die Waden. Nun kommen die Männer dem Nationalgardisten zu Hilfe und tragen ihn unter dem Rufe: Nieder mit Allix! davon. Mittlerweile rückt die Essenszeit heran und der Appetit der Versammelten macht der lächerlichen Scene ein Ende.

Aus einem uns freundlichst mitgetheilten Briefe d. d. Orleans, 14. Okt.

(Schluß.)

Wenn man übrigens so viele brennende Dörfer sieht, wie wir bis jetzt, so gewöhnt man sich allmälich daran. Glücklicherweise bildeten die in Brand geschossenen Häuser einen eigenen Abschnitt des Dorfes, welches wir vor Augen hatten, denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätten wir bei dem günstigen Winde entweder uns an's Löschen machen müssen, oder auf unser Quartier verzichten und im Freien übernachten, da uns der Ort als Quartier angewiesen war. So ließen wir also das Ding ganz ruhig weiter brennen und zogen in den unversehrten Theil des Dorfes ein. Ich kam erst viel später zur Ruhe, da ich unterwegs aufgefordert wurde, einigen verwundeten Franzosen, die noch nicht verbunden seien, sondern schon lange unverbunden in einer Scheune lägen, zu helfen, welcher Bitte ich natürlich sogleich entsprach. Ich ließ mich an Ort und Stelle führen und fand denn auch richtig auf etwas Stroh 3 französische Soldaten, von denen der eine sogleich bat, nachdem er mich als Arzt erkannt hatte, ihn zuerst zu verbinden, indem er glaube, daß die beiden andern bereits gestorben seien. Er war Mobilgardist, wie er mir sagte, aus Nevers und hatte einen Granatsplitter durch den linken Oberschenkel und beide Hinterbacken bekommen. Die beiden andern waren wirklich todt, so daß sie kein Verbinden mehr bedurften. Der eine hatte von einem Granatsplitter auf der rechten Seite den Leib aufgerissen, daß die Eingeweide heraushingen, er brauchte keinen Arzt mehr. Auf unserer Seite sollen, wie ich hörte, die Verluste verhältnißmäßig gering gewesen sein.

11. Okt. Heute galt es, die Franzosen weiter zu verfolgen, und zwar besonders den großen Wald von Orleans, der sich nördlich von der Stadt ausbreitet, und wo man vermuthete, daß sie sich festgesetzt hätten, zu durchsuchen. Wir waren fortwährend an der Spitze unserer Brigade, die nach mehrstündigem Marsch den Wald erreichte, von dem wir uns, etwa 15 Minuten entfernt, einige Zeit lagerten. Heute war es nun so gut wie gewiß, daß, wenn die Franzosen nur etwas Stand hielten, wir zum Gefecht kommen mußten. Und es dauerte auch wirklich nicht lange. Zuerst wurden 2 Kompagnieen von unserm Bataillon unter einem Hauptmann mit zwei Geschützen abgeschickt, um ein Gehöfte, das von Franzosen besetzt sein sollte, um jeden Preis zu nehmen. Diese gingen etwas nach rechts ab, während die übrigen 2 Kompagnieen, denen wir beiden Aerzte mit unserm Sanitätswagen folgten, direkt auf den Wald zu marschirten, indem hinter uns der übrige Theil der 4. Brigade folgte. Wir erreichten bald den Waldrand und nun wurde in ausgedehnten Plänklerketten ein ziemlich breiter Waldstrich durchsucht, ohne daß wir auf den Feind stießen. Etwas links von uns hörten wir beständig Flintenschüsse und weiterhin einzelne Kanonenschüsse, ohne jedoch bisher selbst etwas zu sehen.

Nun gelangten wir auf eine ziemlich große Waldblöße, wo sich mit Ausnahme einer vorausgeschickten Plänklerkette die beiden Kompagnieen wieder sammelten (die beiden übrigen Kompagnieen waren von ihrer Mission noch nicht zurück-

Digitized by Google

gekommen). Diese Blöße, vielleicht 1500—2000 Schritte breit, zog sich südlich bis zu einem Gehöft und von da in einem rechten Winkel nach Westen, auf beiden Seiten vom Walde begrenzt. Gegen Westen zu lief sie dann bei einem zweiten Gehöfte, das vom ersten etwa 2500 Schritte entfernt war, in das freie Feld aus. Zwischen beiden Gehöften bildete der Boden eine kleine Erhebung, so daß das zweite vom ersten nicht ganz zu überschauen war. Wir waren nun über diese Blöße bis zum ersten Gehöfte ziemlich rasch vorgegangen, rechts war der Wald durchsucht, ohne etwas darin zu finden, so wurde nun, ohne daß der Waldrand zur Linken weiter beachtet wurde, auf der offenen Strecke vom ersten zum zweiten Hofe vorgegangen, von dem man noch nicht wußte, ob er frei sei, auf dem jedoch durchaus nichts Besonderes zu bemerken war. Eine ziemliche Strecke über den Hof hinaus sah man Truppen, die mir zwar etwas verdächtig aussahen und von den meisten für Leute von uns gehalten wurden. Wir, d. h. unsere 2 Kompagnieen, waren nun ziemlich weit vorausgekommen, erst eine weite Strecke hinter uns kamen einige Geschütze und erst hinter diesen wieder Infanterie, die sich außerdem viel weiter links hielt und sich um uns kaum zu kümmern schien. — Auf dem vor uns liegenden Gehöfte rührte sich nichts, selbst als wir schon längst in Schußweite waren. Wir beiden Aerzte gingen daher, da Niemand daran zweifelte, daß der Hof unbesetzt sei, dicht hinter den in Gefechtsbereitschaft marschirenden Kolonnen, die etwa 50 Schritte hinter der Tirailleurkette vorrückten.

Plötzlich, wir waren etwa noch 250 Schritte von dem Hofe entfernt und befanden uns gerade auf dem höchsten Punkte der Bodenhebung, erfolgte eine fürchterliche Salve aus dem Gehöfte gegen uns, daß Einem die Kugeln hageldicht um die Ohren pfiffen und auch gleich einige Leute getroffen zusammensanken. Schleunigst warfen wir uns sämmtlich auf den Boden, um wenigstens etwas gedeckt zu sein, und nun schlugen die Kugeln massenhaft dicht um uns in den Boden, indem sie Einen beständig voll Erde warfen. Während so das Geknatter ununterbrochen fortging, die meisten Kugeln jedoch über uns hinschwirrten, rief plötzlich der Kommandant unseres Bataillons, Stabshauptmann Hoberlein: „Auf, ihr Leute, machen wir einmal ein Hurrah!“ und in dem dichtesten Kugelregen erhoben sich die braven Kerle und stürmten, der Hauptmann voran, mit lautem Hurrah über die vollständig deckungslose Fläche gegen das Gehöft, aus dem nach dem heftigsten Kampfe die Franzosen, die weit in der Ueberzahl darin waren, hinausgeworfen wurden. Nur wenige waren, am Boden liegend, zurückgeblieben, darunter, ich schämte mich fast in dem Momente, wir Beide mit unsern Bedienten, und ich hätte etwas darum gegeben, in dem Momente mit dem Gewehr in der Hand mitstürmen zu können.

Plötzlich, während unsere Leute vorgingen, kam es mir vor, als kämen von den Kugeln, die über uns gingen und in der Nähe in die Erde schlugen, manche von der Seite her, und ich entdeckte nun beim Hinüberschauen nach dem links gelegenen Waldrande, daß wir aus dieser Gegend, die vorher ganz unbeachtet geblieben war, ebenfalls sehr lebhaft beschossen wurden. Wenn man sich auf dem Boden bewegte, so sausten immer ganze Hagel über Einem hinaus. Diese fröhliche Entdeckung theilte ich sogleich dem einige Schritte von mir liegenden Bataillonsarzte Dr. Friedreich mit, worauf wir trotz der ziemlich unbehaglichen Situation lachen mußten über unsere immerhin drollige Lage. Wir beriethen, ob wir aufstehen sollten, um zurückzugehen, beschlossen jedoch, noch etwas abzuwarten, da ja die Sache doch nicht lange so andauern könnte. Jetzt fingen auch französische Batterieen an, den vor uns liegenden Hof und die ganze Fläche mit Granaten zu bewerfen, von denen eine Unmasse dicht neben und über uns platzte, doch wurde nur der Bediente des Bataillonsarztes, der dicht neben mir lag, von einem Granatstückchen, das ihm an den Knöchel des rechten Fußes flog, getroffen, und zwar glücklicherweise nur geprellt.

Allmälich fing die Geschichte an bedenklich zu werden, unsere 2 schwachen Kompagnieen immer noch im heftigsten Kampfe allein gegen den an Zahl sehr überlegenen Feind, der zwar das Gehöft verlassen hatte, aber doch noch sehr hartnäckig kämpfte und dabei sehr gut von seiner Artillerie unterstützt wurde. Immer noch keine Unterstützung zeigte sich, es verging so eine halbe Stunde, während der wir in beständiger Erwartung waren, daß unsere paar Leute zurückgeworfen würden, da endlich fuhr hinter uns Artillerie auf und nun flog Granate auf Granate, dicht über uns hin, hinüber in die französischen Batterieen. Doch schwer wurde die Mannschaft dieser Geschütze mitgenommen, indem fast die Hälfte derselben bei dem heftigen Gewehrfeuer durch die weittragenden Chassepots verwundet wurde. Allmälich zogen auch wir uns jetzt zurück, das Feuer der Franzosen hatte zwar etwas nachgelassen, aber

Digitized by Google

noch immer „sangen“ eine Unmasse von Kugeln um uns her, doch ohne uns zu treffen. Wir Aerzte hatten unterdessen tüchtig Arbeit bekommen und schlugen zuerst in dem ersten, dann, nachdem unsere Leute es beim Vorwärtsgehen verlassen hatten, in dem soeben genommenen Gehöfte unsern Verbandplatz auf. 47 Mann hatten während dieses kurzen Gefechts unsere beiden so schon sehr zusammengeschmolzenen Kompagnieen verloren an Todten und Verwundeten, und wahrscheinlich wäre der Verlust ein noch viel bedeutenderer gewesen, wenn der Sturm nicht so rasch vollführt worden wäre, so daß das genommene Gehöft doch wenigstens gegen die Flintenkugeln etwas Deckung gewähren konnte.

Erst eine Stunde nach Beginn des Gefechts kam Unterstützung durch Infanterie, und zwar unsere beiden übrigen Kompagnieen, die von ihrer ersten Mission, wo sie nichts gefunden hatten, zurückgekehrt waren. Bei diesen befand sich (Karl Exter), der, da er erst spät mit Ersatzmannschaft eingetroffen war, bisher noch nie ein Gefecht mitgemacht hatte und sich natürlich sehr darnach sehnte. Im Laufschritt kamen sie an uns vorbei und ich hatte gerade Zeit, ihm einen Glückwunsch zuzurufen, daß endlich sein Wunsch, mit den Franzosen zusammenzutreffen, in Erfüllung gehen sollte. — Wir hatten nun so viel mit unsern Verwundeten zu thun, daß wir uns um den weitern Kampf zunächst nicht mehr kümmern konnten, erst, nachdem hier Alles verbunden und zum Transport bereit war, zogen wir weiter; es war unterdeß bereits Abend geworden und die Thürme der Kathedrale von Orleans, denen wir allmälich näher gekommen waren, sahen durch den herbstlichen Duft zu uns herüber. Unsere Truppen waren unterdessen weit vorgerückt, und die betreffenden Abtheilungen heute Abend noch auf dem weiten Schlachtfelde aufzufinden, wäre natürlich sehr schwierig gewesen, wir blieben daher bei einer Abtheilung der 4. Sanitätskompagnie, auf die wir unterwegs stießen, und wo es noch ziemlich viel zu thun gab. Von dem vielen unvermeidlichen Elend, das der Krieg eben mit sich führt, sahen wir heute wieder übergenug, doch ich will lieber nichts mehr davon erzählen, der Sieg war ja wenigstens wieder auf unserer Seite. In einem kleinen Dorfe übernachteten wir und am andern Morgen ging es nach Orleans, das unterdessen vom Feind, der sich auf das linke Ufer der Loire zueückgezogen hatte, verlassen worden war. Unser Bataillon, wo man wieder gar Manchen, der gestern noch kräftig und gesund war, nicht mehr fand, lag außerhalb einer Vorstadt von Orleans im Bivouak, von wo am Nachmittage in die Stadt selbst ins Quartier gezogen wurde. —

Doch, lieber Leser, es ist genug für heute, laßt mich Euch nur noch einige Worte über die Stadt selbst sagen, die Euch doch gewiß interessirt. Orleans ist eine hübsche Stadt von 50,000 Einwohnern, ziemlich alt und liegt halbmondförmig am rechten Ufer der Loire. Das nächste, was ich in Orleans that, war, hinab an die Ufer der Loire zu bummeln, doch fand ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht, indem ich statt eines mächtigen Stromes ein zwar sehr breites Bett, aber sehr wenig Wasser in einer verhältnißmäßig sehr schmalen Rinne darin traf. Dagegen führt eine schöne Brücke hinüber, und zwar in die auf dem linken Ufer liegende hübsche Vorstadt St. Moreeau. Die ganze Gegend ist flach und um die Stadt mit Weinbergen und Gärten bedeckt, zwischen denen eine Menge von kleinen Ortschaften liegen. In der Stadt selbst ist, mit Ausnahme der gothischen Kathedrale, deren Aeußeres trotz verschiedener Mängel doch einen wunderschönen Eindruck macht, dem jedoch das Innere mit Ausnahme des Chors nicht recht entspricht, und verschiedener anderer uralten Kirchen, deren erster Bau theilweise ins 5. Jahrhundert datirt (z. B. St. Aignan) nicht viel Besonderes. Auf dem Place du Martroy befindet sich ein großes Reiterstandbild der Jeanne d'Are, auf dessen Piedestal seit heute (ich glaube, es soll gewissermaßen eine Demonstration gegen uns sein!) eine Unmasse von Kränzen ꝛc. liegen. Die Art der Darstellung der Jungfrau ist etwas unverständlich. Schön sind dagegen in Erz gegossene Hautreliefs, Scenen aus dem Leben der Jungfrau, die in den Marmor des Fußgestells eingelassen sind. — Der Stadt wurde eine Million Franks Kontribution aufgelegt. Wir beiden Aerzte sind in Quartier in einem prachtvoll eingerichteten Hause, bei einem „kaiserlichen“ Generalstaatsprokurator, und wir führen hier ein sehr feines Leben. —

Mannigfaltiges.

Frankreich, nach wie vor an der Spitze der Civilisation, leistet noch Großes auf dem Gebiete der Erfindungen. So werden jetzt z. B. alle seine Siege — erfunden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Mittwoch, 9. November **1870.**

Der Ueberfall von Ablis.

Der Krieg nimmt immer mehr den Charakter eines Volkskrieges an. Im Süden und Westen von Paris sind überall Abtheilungen von Mobilgarden und Banden von Franktireurs, die den Guerillakrieg gegen unsere Truppen unterhalten. Ein solcher Krieg ist nicht nur sehr ermüdend und erschöpfend für unsere Truppen, die weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe haben und ununterbrochen Patrouillendienste thun müssen und in mühsamen Streifereien ihre Kräfte aufzehren, sondern er ist auch demoralisirend und löst alle Bande der Humanität auf. Die Kavalerie muß meilenweit durch die Waldwege, die an beiden Seiten mit dichtem Unterholz bedeckt sind. Plötzlich fällt sie in einen Hinterhalt. Von allen Seiten knallen die Chassepotgewehre auf sie ein. Da bleibt ihr nichts übrig, als schleunig fortzusprengen; was fällt, bleibt liegen und geräth einem rachsüchtigen und unbarmherzigen Feinde in die Hände. Wie man vor Kurzem mittheilte, kommt es aber auch schon zu größeren Gefechten, aber gründlich wird nur dann aufgeräumt werden, wenn man mehr Infanterie vorschickt. Alle Unternehmungen haben bis jetzt nicht zu dem Ziele geführt, die Gegend von dem Feinde zu säubern und sie uns völlig in die Hände zu geben. Dabei wird der Feind täglich kühner und unternehmungslustiger. Trotz der Gefechte am 2. und 4. v. M. ist bis jetzt kein Tag vergangen, an dem nicht unsere Husaren, Ulanen und Küraſſiere Verluste gehabt hätten. Erst vor Kurzem sind wieder 5 Ziethenhusaren erschossen worden. So geht es alle Tage. Die Verluste machen jetzt schon eine sehr beträchtliche Zahl aus. Ueber 200 Mann und Pferde sind bis jetzt auf diese meuchelmörderische Weise umgekommen und doch sind wir noch keinen Schritt weiter gekommen, denn täglich wiederholen sich die hinterlistigen Attentate auf unsere Truppen. Dabei wird mehr und mehr die gewöhnliche Verfahrungsweise des Krieges verlassen. Wenn nicht uniformirte Bauern und Wildschützen in meuchelmörderischer und sogar hin und wieder in grausamer Weise unsere Soldaten tödten, so ist es natürlich und gerechtfertigt, daß gegen eine solche Handlungsweise schonungslos vorgegangen wird. Es ist daher ein Akt der Nothwehr, daß der Aufenthalt im Walde für Jedermann verboten ist und daß Alle, die dort angetroffen werden, erschossen werden. Es ist ebenfalls durchaus begründet, daß die Dörfer, die sich an diesem Kampfe betheiligen, dafür bestraft werden. Würde das nicht geschehen, so würden gar bald von unseren Truppen, die dort stehen, nur noch wenig Leute übrig bleiben. Nur die äußerste Strenge und Energie wie die Furcht, daß ihnen die Dörfer angezündet und sie selber erschossen werden, hält noch Viele ab, sich an diesem Guerillakriege zu betheiligen. Aber die Zahl der Kämpfer ist schon an und für sich groß genug, um unseren Truppen recht viele Belästigungen zuzuziehen. Es wäre daher wirklich an der Zeit, daß einmal mit einer größeren Infanterie-Abtheilung die Gegend bis Chartres gereinigt würde, denn sonst wird allmälich die Kavaleriedivision aufgerieben werden. Bis zu welcher Kühnheit sich diese Franktireurs versteigen, geht am deutlichsten aus dem verrätherischen Ueberfall bei Ablis am 9. v. M. hervor. Aus demselben erkennen wir am besten die Gefahr, die unsere Truppen dort zu bestehen haben.

Das Städtchen Ablis, welches ungefähr 3000 Einwohner hat, liegt zwei Meilen südlich von Rambouillet, hinter den großen Wäldern von Weines, Rochefort, Dourdan und Lanye. Die Stadt selbst ist in unmittelbarer Nähe nicht von Wäldern umgeben, nur auf der

Landstraße nach Rambouillet liegt ein Wald 3 bis 4 Minuten von Ablis. Das Terrain ist dort hügelig und coupirt, wie die ganze Gegend südlich von Rambouillet. Der Ort hat aber eine militärische Bedeutung, weil hier ein Kreuzungspunkt von verschiedenen Straßen sich befindet. Da nun seit dem 7. v. M. das 1. bayer. Korps unter dem General v. d. Tann seine Bewegung gegen die Loirelinie antrat und am 8. bereits in Etampes, drei Meilen östlich von Ablis, eingerückt war, so wurde noch spät am 8. auf besondern Wunsch des Generals v. d. Tann der Ort Ablis besetzt, um dadurch seine rechte Flanke gegen einen Ueberfall von Chartres her zu sichern. Es wurde deßhalb die 4. Eskadron des 16. schleswig-holstein'schen Husaren-Regiments unter dem Rittmeister Ullrich und ein Detachement vom 11. bayer. Infanterie-Regiment, 60 Mann stark, auf Ablis vorgeschoben.

Eine Eskadron stand in den Gehöften von Batonneau, zwei Meilen nördlich, während die beiden andern Eskadronen sich in Rambouillet befanden, so daß also dieses gemischte Detachement sehr weit vorgeschoben war. Der Rittmeister Ullrich sprach deßhalb auch sein Bedenken darüber aus, besonders aber machte er geltend, daß seine Eskadron sehr erschöpft sei, weil sie mehrere Tage hindurch ununterbrochen im Dienste gestanden und namentlich auch an diesem Tage, dem 8., durch unabläßiges Patrouillenreiten ermüdet sei. Da aber dasselbe auch bei den andern Eskadronen der Fall war und überdies ein höherer Befehl vorlag, so zog das Detachement auf seinen Posten ab. Es kam erst spät Abends um 9 Uhr in Ablis an. Es war eine regnerische und trübe Nacht, so daß man eigentlich die Oertlichkeiten selbst nicht genau erkennen konnte. Eine kurze Absuchung fand von der Infanterie statt, nach welcher der Infanterie-Offizier die Versicherung abgab, daß sich nichts Verdächtiges vorgefunden habe. So wurden denn nun Alarm-Quartiere bezogen. Drei große Gehöfte, welche hinreichend Stallungen hatten und an der Straße nach Chartres gelegen sind, wurden von der Eskadron belegt. Hier mußten die Husaren bei ihren Pferden schlafen. Wenige Minuten davon in einem andern Gehöfte lagen die Offiziere mit ihren Burschen und Pferden. Von der Infanterie wurden 30 Mann zu Wachtposten benützt, während die andern 30 Mann in einem Hause als Verstärkung zusammengehalten wurden. Alle Ausgänge des Dorfes waren mit Wachen besetzt, namentlich der westliche Ausgang nach Chartres zu, weil man von dort eher den Feind vermuthete. Die Ausgänge wurden mit Barrikaden versehen, um das Eindringen des Feindes zu erschweren. Aber der Feind steckte in der Stadt selbst und zog auf einem anderen Wege heran. Man hatte keine Waffen gefunden und fortgenommen und doch waren die Einwohner von Ablis wohlbewaffnet. Dazu eilte jedenfalls bald nach Eintreffen der Truppen ein Bote querfeldein nach dem eine Stunde von Ablis gelegenen Dorfe Auneau, um die Mobilgarden und Franktireurs herbeizuholen. Die Dunkelheit erleichterte dies Unternehmen.

(Schluß folgt.)

Einem uns gütigst mitgetheilten Privatbriefe aus Bagneux entnehmen wir Folgendes:

Die vielen Berichte sowohl über die Katastrophe in Sedan, als auch über die Ereignisse am 19. Sept. und 13. Okt. thaten nie vom 5. Jäger-Bataillon Erwähnung, als ob es gar nie existirte, oder daß es den Anschein gewinnen könnte, als hätten wir an den glorreichen Ereignissen keinen Antheil gehabt.

Erlauben Sie mir, Ihnen in Kürze Einiges von uns zu erzählen, damit das Bataillon einigermaßen aus der Vergessenheit gerissen wird. Ich möchte zunächst Ihnen die letzten Tage schildern, so weit es meine schwache Feder erlaubt und binde zugleich an einen Artikel der „Pfälz. Ztg." über den Ausfall der Franzosen am 13. Okt. gegen Chatillon und Bagneux an, aus dem nur ersichtlich ist, daß das 3. Bat. des 1. und des 5. Regiments in Chatillon kämpften, aber nicht gesagt wird, daß die weit schwierigere Stellung in Bagneux vom 5. Jäger-Bataillon besetzt war.

Lassen sie sich nun den ganzen Verlauf des für uns unvergeßlichen Kampfes erzählen: das Dorf Bagneux liegt auf 1800 Schritte vom Fort Montrouge, vollkommen von dessen Rohren beherrscht, so wie von Westen aus Fort-Vanvres aus Nordosten von Bicetre und Schanze von Villejuif bestrichen.

Der Vorpostendienst in diesem Dorfe gehört bei der liebenswürdigen Gewohnheit der Franzosen, auf jeden einzelnen Mann mit Granaten zu feuern, nicht gerade zu dem angenehmsten, zumal die feindlichen Vorposten bei der uns anbefohlenen Ruhe, ganz frech sich oft auf 80—100 Schritte nähern und neben den groben Geschossen uns auch mit den kleinen Bohnen überschütten. —

Kurz diese von uns Allen sehr respektirte Stellung hatten wir am 12. Abends 7 Uhr bezogen und standen aufmerksam lauschend in den verschiedenen Gärten und hinter den Barrikaden ꝛc.

Die Nacht war kalt, aber auffallend ruhig. Kein Schuß fiel, ganz gegen sonst eine unheimliche Stille.

Vor dem rechten Flügel meiner Kompagnie lag ein am Tage vorher gefallener Franzose, der sich etwas gar zu vorwitzig auf 80 Schritte genähert und unsere Vedetten verhöhnt hatte; wir erwarteten eine größere Patrouille, welche die Leiche abholen könnte, wie das so gewöhnlich Nachts geschah. — Es sollte uns aber etwas mehr als eine Patrouille auf den Hals kommen. Morgens 7 Uhr priesen wir uns glücklich, die Hälfte unseres Dienstes vorüber zu wissen, und wünschten einen ebenso ruhigen Tag, als die Nacht war.

Noch kaum war unser Wunsch ausgesprochen, als eine Vedette meldete, daß eine auffallend bedeutende Truppenmasse aus der Stadt marschire, und zwar gegen das Dorf Bourg la reine — östlich von unserer Stellung. — Bataillon auf Bataillon trat aus der Stadt, enceinte und entwickelte sich auf der Ostseite von Montrouge hinter einer Fabrik, die uns schon längst ein Dorn im Auge. Eine Feldbatterie fuhr auf und wir waren bald nicht mehr im Zweifel, daß uns die ganze Bewegung gelte. Still und ernst stand jeder Mann an seinem Platze, seinen guten Werder zum Schuß bereit. Dichte Plänklerketten schwärmten schon auf 800 Schritte gegen uns heran. Da wird plötzlich die unheimliche Stille von einem Gekrache, Gebrause und donnerähnlichen Getöse unterbrochen, daß Einem beinahe der Athem benommen war; es war aber auch zu grob, von Montrouge, der Feldbatterie von Vanvres von Bicetre — Schuß auf Schuß, die Mauer, hinter der ich mit meiner Kompagnie stund, wurde von Meter zu Meter umgelegt und mit schwerem Herzen sah ich, wie meine Leute, schwer getroffen, fielen, ohne nur einen Schuß thun, ohne sich wehren zu können.

Thatlos, nur das Ziel des schweren Geschützes; Steine und Granatstücke durchschwirrten die Luft und streckten meine guten Soldaten nieder. So erwarteten wir den Angriff der feindlichen Infanterie.

Zwischen mir und einem Offizier meiner Kompagnie stund ein Korporal, der mir eben eine Meldung machen wollte, als eine Granate durch die Gartenmauer flog, hinter der ich mich befand, dem armen Korporal den Kopf wegriß, um uns beide Offiziere herumwirbelte und uns zu Boden warf, doch ohne uns erheblich zu beschädigen.

So dauerte es fort beinahe eine halbe Stunde. Da ertönte vom Bataillonskommando in Würdigung, daß diese vorderste Linie in so heftigem Geschützfeuer nicht zu halten sei, das Sammlungszeichen und meine Kompagnie trat mit Verlust von 5 Todten und ohngefähr 30 Verwundeten den von Granaten begleiteten schwierigen Weg nach den Knotenpunkten des Ortes an, um dortselbst die Kreuzungen zu besetzen und um uns so lange als möglich gegen die bereits mit ungeheurer Uebermacht in den Ort eindringenden Franzosen, die uns schon in der rechten Flanke umflügelt hatten, zu halten.

Viele unserer Leute, denen man keine Kunde mehr geben konnte und die in dem Tumult das Signal überhörten, wurden bald von den Rothhosen umringt und zu Gefangenen gemacht, glücklicherweise aber bei unserem späteren Wiedervordringen befreit. — Alle die Scenen, die bei diesem Konzentriren vorfielen, zu erzählen, würde mich zu weit führen, so interessant und theilweise amüsant sie auch wären. Genug, wir schaarten uns um unseren Kommandanten, der ruhig an einer Straßenkreuzung hielt und die Abtheilungen an die Plätze dirigirte, die er zu besetzen für nöthig erachtete. Der feindliche Andrang war aber zu überlegen. Unser einziges Bataillon stand gegen 7—9 Bataillone und gegen diese Uebermacht hielten wir an 2½ Stunden, bis endlich Hilfe kam. Noch erlag Mancher von uns den Kugeln aus den Häusern. —

Ja mit gehacktem Blei und Rehposten bediente uns die hoch civilisirte Nation.

Landwehrlieutenant Wild wird neben seinem Kompagnie-Kommandanten durch den Kopf geschossen. Lieutenant Fuchs von einem Granatsplitter getroffen; da und dort sinkt Einer lautlos zusammen. Wir postirten uns hinter der Dorfenceinte, rückwärts. Zwischen Bagneux und Fontenay hat das 3. Bataillon des 14. Regiments Aufnahmsstellung genommen und bald rückten die Zehnerjäger im Laufschritt an. Das gab wieder neue Kraft, und nachdem der Franzose, der schon ein Paar Feldgeschütze im Dorfe bis nach Fontenay spielen ließ, durch ein kräftiges Schnellfeuer erschüttert, die Verbindung mit Chatillon, wo es auch heiß herging gewonnen und an der Ostseite von Bagneux eine Abtheilung der 7. Inf.-Brigade eine kleine Diversion in des Feindes linke Flanke unternommen hatte, ging

es wieder vorwärts hinein nach Bagneux, das uns um 4½ Uhr wieder ganz gehörte. Freilich büßten wir 17 Mann Todte, 52 Mann Verwundete und 27 Mann an Vermißten ein, aber der Platz war wieder zurückerobert. Seit 3 Tagen stehen wir wieder auf derselben Stelle, den feindlichen Vorposten fast in das Weiße des Auges sehend. Zum Stolze unserer guten Pfälzer kann ich Ihnen aber auch mittheilen, daß unsere Leute trotz des Feuers, wie ich es noch nie erlebt hatte, wacker und ruhig aushielten, ja häufig in der ernstesten Situation nicht an dem bekannten Pfälzer Humor es fehlen ließen und somit auch das Lob vollkommen verdienten, das dem Bataillone von dem Korpskommando über diesen Tag ertheilt wurde.

Mannigfaltiges.

London. Im Süd-Kensington-Museum zu London ist seit einigen Tagen die Juwelensammlung aus dem Sanctuarium der Kathedrale Nuestra Sennora del Pilar in Saragossa zur Schau gestellt. Die Juwelen, welche auf Anordnung des dortigen Erzbischofs versteigert und von einem Konsortium englischer Kunstliebhaber erstanden worden, haben, abgesehen von ihrem Werth als Kunstwerke, ein spezielles historisches Interesse. Um sich eine Idee von dem Werth dieser Juwelen zu bilden, sei erwähnt, daß dieselben am ersten Tage der Versteigerung über 10,000 Lstr. realisirten. Eine mit Juwelen und Brillanten besetzte Dekoration des Ordens vom heiligen Geiste, von Maria Theresia, Gemahlin des Don Louis de Bourbon, der heiligen Jungfrau dargebracht, erzielte 3280 Lstr., ein Diamantenhalsband von der Königin Marie Louise 1050 Lstr., ein Brillantendiadem, der hl. Jungfrau in 1865 von der Gemahlin des Don Sebastian de Bourbon gewidmet, 1113 Lstr., und ein Billantenmedaillon mit dem Bildniß Ferdinand's VII., welches er der Kirche bei seiner Rückkehr aus Frankreich schenkte, 250 Lstr.

Ein in Versailles liegendes Regiment empfängt dieser Tage zum Erstenmale die sogenannte Erbswurst. Das Fabrikat wurde geprüft und ein Offizier lud mich ein, die Suppe mit ihm zu kosten. Sie wurde in fünf Minuten hergestellt und war wirklich delikat. Der Vortheil dieser einfachen Erfindung liegt auf der Hand. Jedenfalls werden sämmtliche Regimenter mit Erbswurst versehen werden. Sie bildet eine vortheilhafte Abwechslung in dem bisherigen Einerlei der Lieferung, denn so frisch und schmackhaft das gelieferte Rindfleisch auch ist, so will doch der Magen, um gesund zu bleiben, den Wechsel der Nahrung. Nach guter deutscher Sitte nimmt das Regiment sein Erbsengericht an einem Donnerstag ein.

Ein alter Junggeselle in Kentucky hat für die in genanntem Staate abzuhaltende Mr. Lean County Fair einen Preis von zehn Dollars Gold für den besten Flicken ausgesetzt, den eine unverheirathete Dame auf einem alten Kleidungsstück anbringt. Wir befürchten, schreibt ein New-York-Journal, daß sich unter den amerikanischen „Ladies" wenig Bewerberinnen um den Preis finden werden.

Schnadahüpfeln eines bayer. Soldaten im Feld.

(Aus den fliegenden Blättern.)

Napoleon der Erste
Und der Zweite san todt,
Den Dritten hoben's eing'steckt,
Dem Vierten helf' Gott. —
Gel, Franzmann, da schaugst
Und woaßt nit, wie dir is,
Die deutsche Armee
Geht bis hinter Paris!
Und wenn ihr Enk flüchtet
Und anander verliert,
Na sogt's es, es hobts Enk
Blos z'ruck konzentrirt. —
Hot aber der Deutsche
An Feind wo aufsucht,
Na hoaßt's, er befindet
Sich vorn auf der Flucht.
Unser Pfarrer hot g'sogt:
Es müßt' luthrisch wer'n —
Der hot uns aufbund'n
An tüchtinge Bär'n —
Ob luthrisch, katholisch,
Wer frogt da darnach
Der Feind kriegt katholisch
Und luthrisch sein' Sach'. —

M. Lang.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Freitag, 11. November 1870.

Der Ueberfall von Ablis.

(Schluß.)

So schlichen sich denn diese in der Nacht heran; sie vermieden jedenfalls die Ausgänge des Dorfes und kamen durch die Gärten querfeldein, um sich in den Höfen und Häusern zu sammeln. Aber auch in der Nähe der Eingänge hatten sich Mobilgardisten angesammelt, um sich derselben zu bemächtigen. So war Alles in der Stille der Nacht, ohne daß irgend Etwas bemerkt war, vorbereitet. Bald nach vier Uhr fing der Ueberfall an. Aus den Häusern, die den Höfen gegenüberliegen, und auf den Straßen, wo die Wachen postirt waren, fielen die ersten Schüsse. Schnell erwachten die Husaren und eilten zunächst zu ihren Pferden. Nun wollten sie sich aus den Gehöften herausbegeben, aber die Thüren waren verrammelt und zum Theil vernagelt. Nur mit Mühe konnten sie sich aus den beiden kleinen Ställen herausmachen; aber wie sie auf die Straße kamen, empfing sie aus den gegenüberliegenden Häusern ein mörderisches Feuer. Die Infanterie sammelte sich am Ende des Dorfes, um einen Vorstoß zu machen, aber die Menge der Feinde war zu groß, von allen Seiten wurden sie bedrängt; daher gaben sie bald den Widerstand auf, eilten schleunigst auf der Straße nach Rambouillet zurück und sammelten sich erst wieder vor dem Walde. Inzwischen waren die Husaren noch ärger bedrängt worden. Gleich bei den ersten Schüssen war der Rittmeister Ullrich mit seinen Offizieren und Burschen nach den Ställen geeilt. Sie versuchten über die Straße zu dringen und in die Ställe zu kommen; aber es war rein unmöglich. Die ganze Straße vor den Ställen war mit Feinden vollgepfropft, aus den Häusern wurde unaufhörlich geschossen. Der Rittmeister Ullrich wurde schwer an der Schulter verwundet und rettete sich nur mit Mühe nach dem Ausgange des Dorfes, wo sich nach und nach auch einige Husaren einfanden, denen es gelungen war, sich durchzuschlagen. Namentlich war es den Husaren in den beiden kleineren Ställen geglückt, die Thore aufzubrechen, und nun stürmten sie mit ihren Pferden durch die Straße, den Feind auseinander jagend, aber von einem mörderischen Feuer aus den Fenstern beschossen, so daß mehrere Pferde und Reiter fielen, nach dem Ausgange des Dorfes zu. Aber das dritte Gehöft war verloren. Immer dichter ward der Ring um dasselbe. Keine Rettung und keine Hilfe war da. Unaufhörlich wurde in die Fenster des Stalles hineingeschossen. Viele Pferde wurden getödtet und Mannschaften verwundet. Endlich brachen die Feinde das Thor auf und stürzten hinein. Noch einmal gaben die Husaren eine Salve mit ihren Karabinern, dann aber war Alles still. Viele waren getödtet, viele verwundet, und der Rest mußte sich ergeben. Aber die Rache der Feinde war damit nicht befriedigt.

Der Husar Müller, der sich auf den Heuboden geflüchtet und im Heu versteckt hatte, sagte nachher amtlich aus, daß er es mit angesehen habe, wie die Gefangenen mißhandelt seien und wie man drei von ihnen an die Wand gestellt und dort erschossen habe, nämlich den Roßarzt Rommels, den Trompeter Haseloff und den Husar Schröder. 23 Husaren wurden nach Aussage der französischen Blätter als Gefangene fortgeführt. Aber es fehlen im Ganzen 50 Mann, so daß man annehmen muß, daß die übrigen 27 theils im Kampfe getödtet, theils nachträglich von den Feinden erschossen worden sind. Außerdem fielen 80 Pferde in die Hände des Feindes. Mit dieser Beute zog der Feind ab. Aber der Rittmeister Ullrich hatte sofort einen Husaren nach dem nächsten Kantonnement gesendet, um

dort Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen. Im schärfsten Carrière war der Mann nach Batonneau und Rambouillet gesprengt und sofort wurde nun die 2. Eskadron zu Hilfe geschickt; allein es war schon zu spät. Der Feind hatte bereits einen Vorsprung von zwei Stunden, so daß die Verfolgung nicht das bewirken konnte, was man wünschte. Die Husaren wurden nicht befreit. Dagegen fielen der nachsetzenden Eskadron noch 5—6 Pferde wieder in die Hände, sowie vier Franktireurs, die sofort erschossen wurden. Da sich die Feinde in die Wälder flüchteten, so mußte von der weiteren Verfolgung abgesehen werden. Inzwischen war die ganze Division alarmirt und rückte nach Ablis aus. Dem Orte wurde zunächst eine Kontribution von 5000 Fr. auferlegt; dann aber, als es konstatirt war, daß die Einwohner der Stadt sich an dem verrätherischen Ueberfalle betheiligt hatten, wurden diejenigen, bei denen man Waffen gefunden hatte, erschossen, die Stadt aber an allen vier Enden angezündet und vollständig niedergebrannt. Jetzt stehen nur noch kahle, vom Rauch geschwärzte Mauern dort, noch jetzt, acht Tage später, raucht die Trümmerstätte. Es war allerdings ein trauriges und schreckliches Bild, als Weiber und Kinder wimmernd und schreiend aus der Stadt herausgetrieben wurden. Der General v. Schmidt sah selbst mit Wehmuth diesem Vorgange zu, aber die festen Gesetze des Krieges ließen keine Schonung zu. Die Einwohner mußten ihre Wohnungen verlassen und all ihr Hab und Gut wurde den Flammen übergeben. Von den Männern wurden aber die Schuldigen getödtet.

In dem Straßenkampfe waren im Ganzen 9 Husaren gefallen und 12 verwundet, die Bayern hatten nur 2 Mann verloren, so daß der gesammte Verlust 71 Husaren beträgt an Todten, Verwundeten und Vermißten, sowie 80 Pferde. 22 Bürger wurden als Geiseln mitgenommen, um die Auswechslung der Husaren zu bewirken. Der Bürger Barbier aus Ablis wurde vom Generalmajor v. Schmidt nach Chartres geschickt, um die Auswechslung der Gefangenen zu bewirken, allein er kam unverrichteter Sache zurück. Der Präfekt Labiche in Chartres von dem Departement Eure und Loire erklärte brieflich, daß es nicht in seiner Macht stände, die Gefangenen herauszugeben, zugleich sprach er in sehr hochtrabenden Worten über die Vorgänge von Ablis und erklärte, er wolle an das Gewissen Europas wegen dieser That appelliren. Er stellte es so hin, als ob man der Stadt das Ehrenwort gegeben habe, sie frei ausgehen zu lassen, wenn sie die Kontribution erlegt habe. Nun habe man die Kontribution genommen, Bürger erschossen und dann die Stadt niedergebrannt, das sei ein Bruch des Ehrenworts. Ueberdies habe er gehört, daß man die Geiseln füsiliren wolle, wenn die Husaren nicht zurückgegeben würden. Er könne unmöglich annehmen, daß der General eine solche Handlungsweise anbefehlen würde und daß er jenen Bruch des Ehrenworts billige. Er beschwöre ihn als Christ und Ehrenmann, die Geiseln zu schonen. Der Generalmajor v. Schmidt hat in einem Briefe die irrthümliche Anschauung des Präfekten berichtigt. Er hat vor Allem nachgewiesen, daß nirgends ein Ehrenwort gegeben ist und daß die Niederbrennung von Ablis nur eine gerechte Strafe für die verrätherische Theilnahme der Einwohner und ein Akt der Nothwehr sei. Uebrigens hatte er alsdann alle Geiseln freigegeben, um direkt zu beweisen, daß die Vermuthungen des Präfekten, daß auch diese unschuldigen Burschen sollten erschossen werden, unbegründet seien. Es ist sehr traurig und sehr niederschlagend, daß der Krieg allmälich einen Charakter annimmt, der dazu geeignet ist, die menschliche Natur zu entwürdigen. Aber die Schuld liegt bei dem Feinde. Er kann uns nicht anklagen; wir kämpfen mit offenem Visir ritterlich und ehrlich, nicht mit Verrath und Hinterlist. Wenn aber der Feind das Volk bewaffnet, wenn unsere Truppen vor keinem Blousenmann mehr sicher sind, wenn sie Nachts überfallen und mit Grausamkeit behandelt werden, so ist es nur zu gerechtfertigt, wenn sie eine solche Revanche nehmen und wenn sie mit aller Strenge verfahren.

Auf Vorposten.

Eine drollige Schilderung des Verkehrs der deutschen Vorposten vor Metz mit denen des Feindes gibt ein Unteroffizier vom 48. Regiment in einem Briefe an seine Angehörigen, den wir seiner Originalität wegen wörtlich mittheilen: „Gestern (14. Okt.) Mittags zog ich auf Feldwache. Ich bekam hier fünf Mann und mußte dann den vorgeschobenen Unteroffizierspostten ablösen. Ungefähr 50 Schritt vor uns sahen wir etwa hundert Franzosen. Sie hatten keine Waffen, sondern machten sich nur mit den Händen und mit den Stöcken Kartoffeln aus. Die Kerle schienen tüchtig Hunger zu haben. Da sie mich

ganz gemüthlich ansahen, winkte ich ihnen, sie möchten näher kommen. Es dauerte auch nicht lange, so hatte ich einige 50 Mann um mich. Mehrere von ihnen konnten Deutsch und wir konnten also eine Unterhaltung anknüpfen. Wir vergaßen dabei gänzlich, daß wir Feinde vor uns hatten. Die Feldflaschen wurden gemüthlich geleert, und ich vertheilte sogar meinen Tabak unter die armen Kerle. Wir freuten uns zusammen, als wenn wir schon Bekannte von altersher wären. Nach und nach war die Zahl der Franzosen auf 150 Mann angewachsen. Auch einige Turkos kamen herbei. Sie thaten aber sehr scheu, während die Anderen zu mir herantraten und mir freundlich die Hand reichten. Ich erkundigte mich nun, wie es mit den Lebensmitteln in Metz stände. Sie erzählen Folgendes: Fleisch hätten sie noch, nämlich Pferdefleisch, aber das auch nur wenig. Brod bekämen sie alle drei Tage ein Pfund. Salz aber hätten sie gar nicht. An das Fleisch machten sie etwas Pfeffer, damit es nicht so weichlich schmecke. Die Noth muß wohl groß sein, denn sie sagten, sie würden sehr gerne folgen, wenn wir sie nur mitnehmen wollten. Aber Leute ohne Waffen gefangen zu nehmen, hielt ich nicht für Recht. Außerdem entgehen sie uns ja doch nicht. Nun verständigten wir uns mit den Posten und Patrouillen und gaben uns das Versprechen, nicht aufeinander zu schießen. Wir sowohl wie sie haben Wort gehalten. Nach zwei Stunden wurde ich abgelöst, und erst Abends um 6 Uhr kehrte ich wieder zurück. Die Kerle waren verschwunden, denn bei Nacht gilt die Freundschaft vom Tage nicht. (Am 15.) Heute Morgens um 8 Uhr wurde der Spaß noch besser. Es kamen beinahe 300 Mann ohne Waffen an. Unsere Freundschaft und Friedensliebe war also bekannt geworden. Sie wollten alle Kartoffeln holen. Dem von uns mitgebrachten Branntwein sprachen sie etwas zu sehr zu. Die Wirkung desselben war ihres leeren Magens wegen eine gewaltige. Fast Alle fingen nun an zu betteln, daß wir sie gefangen nehmen möchten, damit sie nachher keine Verantwortung hätten. Natürlich ging das nicht an, und sie mußten umkehren. Wenn ich und die armen Kerle hätten zu kommandiren gehabt, dann wäre der Friede gleich auf dem Kartoffelfelde zu Stande gekommen. Aber es ist nur gut, daß wir nichts dazwischen zu reden haben; denn der Friede wäre gewiß noch fauler gewesen, wie die Kartoffeln, die da umherlagen. Nun, ich glaube, lange kann sich Metz nicht mehr halten. Die Pferde werden auch wohl bald verzehrt sein. Wachsam aber müssen wir sein, denn einmal wird es wohl noch etwas abgeben. Nützen wird es ihnen zwar nichts, weil wir sie doch nicht durchlassen."

Mannigfaltiges.

(Wie die Amerikanerinnen küssen.) Ein englisches Blatt bringt aus der Feder eines scharfen Beobachters und sachverständigen Kritikers eine Beschreibung der Art und Weise, wie sich die jungen Damen in den verschiedenen Städten Amerika's beim Küssen verhalten. In Boston sagen die Mädchen mit entrüsteter Miene: „Mein Herr, ich erkläre, daß die Freiheit, die Sie sich genommen haben, alle Grenzen der Schicklichkeit übersteigt. Ich" — sie kann nicht ausreden, weil ihr „Charley" den Mund mit einem andern Kuß stopft, ohne daß sie sich weiter dagegen sträubte. In New-York heißt es: „In der That, Mr. Brown, Ihr Benehmen ist etwas vertraulich, um nicht zu sagen aufdringlich. Ich hätte beinahe Lust, Sie zu fragen, wofür Sie mich halten." Brown erwiedert, daß er sie für ein ganz nettes, süßes Ding halte, und wiederholt die Dosis. In Buffalo sagen die Mädchen mit dezidirtem Ton: „Sie Schelm, Sie Dieb, geben Sie mir auf der Stelle zurück, was Sie gestohlen haben; ich möchte es um alle Welt nicht missen." Sie erhalten natürlich das Kapital nebst Zinsen zurück. Die junge Philadelphierin sagt: „Ah, mein Herr, Sie glauben wohl, da etwas recht Geschriebtes gethan zu haben; es sollte Ihnen aber nicht geglückt sein, wenn ich die Augen offen gehabt hätte." Natürlich hat sie bei solchen Gelegenheiten die Augen nie offen. In Chicago heißt es: „Thun Sie Das noch ein Mal, wenn Sie es wagen," und „Fred" wagt es wirklich, ohne irgend welchen Schaden zu erleiden. Die Cincinnatierin meint: „Mein Herr, ich bemerke Ihnen ein für alle Mal, daß Das hier nicht so geht, wie in New-York. Sie" — es wird ihr der Beweis geliefert, daß es genau eben so geht. In Louisville heißt es: „Aber — na, wenn Sie noch mehr von der Sorte wollen, langen Sie zu. Wenn Sie's aushalten können, kann ich's auch." Die St. Louiserin endlich sagt: „Ach, lassen Sie mich mit dem Unsinn in Ruh, Sie sollten sich schämen. Thun Sie Das nicht zum zweiten Mal." Und dabei biegt sie das Köpfchen herum, und die Lippen winken so

verführerisch, daß „Bob" es in der That zum zweiten und dritten Mal thut.

In der Nummer der „Dresdener Nachrichten" vom 31. v. Mts. befindet sich nachstehender Auszug aus einem Feldpostbriefe vom 24. Okt.: „Heute war ein sehr trauriger Tag für uns. Wir haben nämlich 9 unserer Kameraden beerdigt, welche sich vor einigen Tagen durch mehrere Flaschen Wein, die mit Blausäure vermischt waren, vergifteten. Sie hatten sie nämlich in einem Keller vorgefunden. Das Haus wurde sofort von uns in Brand gesteckt und die Leute, welche noch darin wohnten, erschossen." Auch dem „Dresd. Journ." liegt ein Feldpostbrief aus dem sächsischen Feldlager vor, der vom 26. Okt. datirt ist und, wie es scheint, denselben Vorfall, jedoch in wesentlich anderer Lesart, mittheilt, indem es in demselben heißt: . . . „Ein Soldat suchte in einem Keller nach Wein und fand eine volle Flasche, die er mit zur Feldwache brachte. Der Inhalt wurde für starken Schnaps gehalten, 18 Soldaten tranken davon, und bei Allen zeigten sich schnell darauf Vergiftungssymptome: bleiche Gesichter mit blauen Lippen. Der schnell herbeigerufene Arzt erkannte das Genossene für künstliches Bittermandelöl und ordnete den Transport der Kranken in das Hospital Vaujours an. Leider starben zwei Soldaten auf dem Transporte, während es glücklicherweise den eifrigsten ärztlichen Bemühungen gelungen ist, die übrigen 16 durch treffliche Maßnahmen zu retten."

(Erdbeben.) Am 30. Okt., Abends 3/4 8 Uhr, wurde in Laibach ein von unterirdischem Getöse begleiteter Erdstoß in der Richtung von Ost nach West wahrgenommen. Die Vögel in den Käfigen wurden aus ihrem Schlafe aufgerüttelt und flatterten längere Zeit unruhig umher; die Thüren krachten; übrigens dauerten die schwachen Schwingungen nur ein paar Sekunden und wurden in einigen Stadttheilen gar nicht verspürt. — Sonntag Abends gegen 7 1/4 Uhr wurden in Triest ein paar leichte Erderschütterungen bemerkt.

Im Polizeigericht des 6. Distrikts in Philadelphia machte man kürzlich die Entdeckung, daß von der zum Leisten des Schwurs benutzten Bibel (in den Vereinigten Staaten besteht der Schwur vor Gericht in einem Kuß auf die Bibel) sämmtliche Blätter herausgeschnitten und durch ander Druckpapier ersetzt worden waren, augenscheinlich, um jeder gerichtlichen Verfolgung wegen Meineides zu entgehen. Der „gewissenhafte" Thäter ist noch nicht ermittelt.

(Amerikanischer Reichthum.) In New-York vermählte sich unlängst ein Politiker aus Tammany, Namens Garvin, mit Fräulein Isabella M'Donald. Bei der Trauung trug der Bräutigam eine Solitairebrustnadel im Werthe von 25,000 Dollars. Die Hochzeitsgeschenke der politischen Freunde des Herrn Garvin umfaßten Silbersachen für 75,000 Dollars und für 50,000 Dollars Bijouterien. Als Morgengabe überreichte Herr G. seiner jungen Gattin ein Diamantenhalsband im Werth von 100,000 Dollars.

In der letzten Zeit sind manche reizende Kriegsartikel von Holz, Porzellan und anderem Material in den Handel gekommen, die mit witzigen Epigrammen des preußischen Volksdichters und Drechslermeisters Karl Weise versehen sind. So sieht man jetzt Streichfeuerzeuge in Form von reizenden Mitrailleusen mit der Etiquette:

Großer Kaiser, sei nicht böse,
Daß nun Frankreichs Mitrailleuse,
Sonst Dein Heiligthum und Stolz
Dient dem deutschen Schwefelholz.

Gedächtnißstärke. In Virginien lebte ein Negersklave, Fuller mit Namen, der es im Rechnen soweit gebracht hatte, daß, als man ihn fragte, wie viel Sekunden in anderthalb Jahren enthalten seien, er nach zwei Minuten antwortete: 47,304,000, auf eine zweite Frage, wie viel Sekunden jemand gelebt habe, der 70 Jahre, 17 Tage und 12 Stunden alt geworden sei, antwortete er in anderthalb Minuten: 2,210,500,800 und da Jemand, der mit der Feder die Aufgabe nachgerechnet hatte, ihn eines Irrthums beschuldigte, ergab es sich bald, daß der Nachrechner die Schalttage versehen hatte. Dieser Mann konnte anfangs nur bis 10 zählen und ließ sich sehr viel bedünken, als er bis 100 zählen konnte. Er zählte die Haare in einem Kuhschwanze, deren er 1872 fand; dann die Körner in einem Scheffel Weizen und so kam er im Zählen und Rechnen immer weiter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Montag, 14. November 1870.

Das Lied vom von der Tann.

„En avant, marchons, en avant, marchons,
„Liebe Brüder von dere grrrande Nation!
„Wire sein sie sicher der Victoire,
„Wire hab sie schone unserige Gloire,
„La la Gloire, la la Gloire, la Gloire,
„La Gloire, la la grande Victoire!
„Wire fürcht sie keiner Preuß-poltrons,
„Wire fürcht sie keiner Herr Saxons,
„Keiner Bademann Würtembouregois,
„Keiner böser, blaue Bavarois!
„En avant, en avant, Enfants, Enfants,
„Wire slag ihre todt bei Orleans!
„He he he, le le Tann, le le Tann, le le Tann,
„Sein eine geslagene Mann,
„Geslagene Mann, die Tann!!"

Und es sprengt heran der von der Tann,
Der deutsche Held, der deutsche Mann!
Ha und kaum geschaut — schon schlägt er los —
Ei da macht er Augen, der Franzos!
„Ha par bleu, par bleu, par bleu, par bleu,
„Sauvé, sauvé, sauve, sauve qui peut.
„Ere hau sie drein, schirß mit Canon,
„Ere gib sie gare kein Pardon!!
„Piff paff, wie fall sie um wie die Muck,
„Lauf, lauf sie, Frères, lauf sie zuruck!
„Retirons, retirons, retirons, sacre Bataillon,
„Sacre bleu, retirons, retirons!
„Le Tann, le le Tann, le Tann, le le Tann
„Sein eine sehr böse Mann!
„Sie sir sein sie eine böse Mann,
„Sacre bleu, die die Tann, die Tann!!"

So nun kennt Ihr unsern von der Tann
Und wißt's, wenn Bayern rücken an!
Da ist's vorbei mit der Victoire
Und da ist es aus mit „Eneriger" Gloire!
Ja da hilft Euch nichts, als Reiß-reißaus,
Das erzählt zu Haus, zu Haus!

Und wenn der Hochmuth Euch nicht ruht,
Und wieder steigt zum Kopf die Wuth —
Denkt an „Piffpaff, fall sie um, wie die Muck,"
An die „Lauf sie, Frères, lauf sie zuruck" —
Ha sanft geht es Euch, chères Enfants,
Als wie 's Euch erging bei Orleans!
General, Soldat, ein jeder Mann,
Er ist bei uns ein von der Tann —
Ja, Franzos, ein von der Tann
Ist im Herzen jeder deutsche Mann!!

München, Ende Oktober 1870.

Franz Trautmann.

Metz.

Von Hans Wachenhusen.

Den 31. Okt.

Auf dem Domplatze von Metz steht Fabert's eiserne Bildsäule mit seiner Devise in eisernen Worten: „Ehe ich die Stadt übergäbe, die mir der König anvertraut, müßte man mich und meine ganze Familie in die Bresche stellen, und selbst dann würde ich nicht zum Verräther werden!" — Ein schneidender Gegensatz zu der Gegenwart! Die Bewohner von Metz verhüllten die schwarze Statue mit einem großen Trauerflor, als die „jungfräuliche" Veste sich dem Feinde übergab, und die neuesten Historiker aus dem Volke schrieben an die Mauern der Straßen: „Traître Bazaine! — Coffinières et Bazaine sont des traîtres et des lâches!" — und die ganze Bevölkerung, die ganze Garnison, die unter den Mauern lagernden Truppen schrieen und schreien noch heute: Wir sind verrathen! Metz ist nicht genommen, Metz ist die Jungfrau, die es gewesen, Metz ist verkauft von den beiden Schurken, welche die Unbesiegbare dem Feinde überlieferten!

Die Schwüre des französischen Volkes, sein Todesmuth sind nicht viel mehr werth als die Aufschneidereien der französischen Zeitungen; nichts ist wohlfeiler als die Betheuerungen der Einwohner dieser Festung, daß sie nimmer in die Uebergabe derselben gewilligt haben würden, daß sie den Tod dieser Schmach vorgezogen hätten, daß ihnen kein Opfer zu groß gewesen wäre, um sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Sie haben gut reden jetzt, wo das über sie Verhängte geschehen ist; sie haben auch gelitten, es ist wahr, aber von einer wirklichen, bis zur Verzweiflung gediehenen Noth sehe ich nirgend eine Spur. Der Kommandant der Festung hat den vor Metz liegenden Truppen seit sechs Tagen keine Nahrung mehr verabfolgen wollen. Die Truppen in der Stadt hatten für keine vierundzwanzig Stunden mehr Lebensmittel; auch die der Bevölkerung waren aufgezehrt und die Festung ward den Belagerern überliefert, als der Magen leer und keine Aussicht auf Befriedigung desselben übrig geblieben war. Bazaine machte seinen Ausfall am 7. Okt., um neue Lebensmittel in die Festung zu holen; derselbe mißlang. Eine Armee von 173,000 Mann kapitulirte ohne den äußersten Versuch, sich durchzuschlagen; was nach der Schlacht von Sedan geschah, das geschah auch hier, nur mit dem Unterschiede, daß Metz für uneinnehmbar gilt, während Sedan eine Festung untergeordneten Ranges ist. Sedan war so gut wie gar nicht verproviantirt, und wenn in Metz Verrath geübt worden ist, so lag dieser darin, daß man eine Festung wie diese nur mit einem Proviant für mehrere Wochen versah. Die Wälle von Metz sind so riesig, sämmtliche Fortifikationen so gewaltig, daß ein sich vor dieselben lagernder Feind kaum in vier Wochen mit den allernothwendigsten Belagerungsarbeiten fertig wird, und eine Festung, deren Garnison selbst diese kurze Zeit nicht überdauern kann, ohne ihre eigenen Pferde zu verspeisen, ist eben gar keine Festung mehr.

Aber was in Metz geschah, ist das etwas Anderes, als was von französischer Seite in diesem Feldzuge überall geschah? Mit einer strafbaren Unterschätzung des Feindes, jener im Charakter der Nation liegenden Selbstüberhebung warf man Deutschland den Handschuh ins Gesicht, ohne eine genügende Armee auf den Beinen zu haben. Dieselbe Ueberhebung trieb auch dazu, Metz nur zum Depot für die Kriegsmaterialien beim Einzuge in Deutschland zu bestimmen; Niemandem fiel der Gedanke ein, daß Metz für die Defensive eingerichtet werden müsse, denn Niemand hielt es für denkbar, daß die Deutschen den Fuß auf französischen Boden setzen könnten.

Diesem Leichtsinne verdankt Metz seinen Fall, und nur eine Armee, die stärker und ausdauernder in der Defensive als die französische, würde Metz mit der Kraft und dem Muthe, welchen die Verzweiflung einflößt, länger gehalten haben. Die französische Armee ist nicht groß im Dulden und Entsagen; hundertfach ist es in diesem Feldzuge bestätigt worden, daß die Soldaten auf dem Marsche, wenn es ihnen schlecht erging, ihre Gewehre von sich geworfen, ihre Hände in die Hosentaschen gesteckt und ihren Offizieren ins Gesicht gelacht haben. Ebenso faktisch ist es, daß sie in der Festung Metz, wie schon in Sedan, ihren Vorgesetzten den Gehorsam verweigert haben, in offene Meuterei ausgebrochen sind. Die Einwohner von Metz, selbst die patriotischsten, erzählen, daß die Soldaten während der letzten 4 Wochen in ihre Magazine, in ihre Häuser, sogar in ihre Keller eingedrungen sind, weggenommen haben, was sie fanden und den Bürgern allenfalls das Geld dafür vor die Füße geworfen haben. Endlich bestätigen sich auch die Zwistigkeiten des Kommandanten der Festung mit Bazaine, und wenn hier also von Verrath gesprochen werden kann, so trifft die Schuld ganz denselben Leichtsinn, der die Nation überhaupt ins Verderben geführt hat.

Aber Verrath schrieen sie ja schon zu Anfang des Krieges! Sie waren immer verkauft und verrathen, wenn sie geschlagen waren. Alle ihre Generale, mit Ausnahme kaum eines einzigen, haben sie schon als Verräther erklärt, und wenn sie die wahre Quelle ihres Elends auch nach diesem für sie so verhängnißvollen Kriege nicht einsehen lernen, so wird der nächste Feldzug gegen Deutschland, den sie jetzt schon im Geiste beginnen, für sie noch viel entsetzlicher werden.

Man muß die vom 30. Okt. in Metz erschienenen drei Zeitungen lesen, um ob der Kindereien die Hände über dem Kopfe zusammen zu schlagen, welche die Presse selbst am dritten Tage nach Unterzeichnung der Kapitulation der Bevölkerung vorschwatzt. Die Preußen sind bereits in die Festung eingezogen, die ganze Armee Bazaine's lagert entwaffnet auf der Wiese unterhalb Frescaty, und das „Journal de Metz" beginnt seine Nummer vom 29. Okt. mit der Marseillaise mit „le jour de gloire est arrivé" „Non, nous ne voulons pas capituler!" —

während die anderen beiden Journale, von denen das eine in Trauerrand erschien, sich mit dem Gedanken trösten, Metz werde nicht deutsch werden, es könne nicht deutsch werden, die ganze Sache werde mit Geld abzumachen sein. Uebrigens, heißt es, sei Garibaldi an der Spitze von 200,000 Mann im Anzuge, die Belagerung von Verdun aufgehoben und die preußische Armee vor Paris sterbe vor Hunger!

Mitleid ergreift mich, wenn ich diese Leute sich selbst so belügen höre! Als ich am 31. Okt. Morgens von Ars sur Moselle den Weg nach Metz machte, sah ich schon aus der Ferne den dichten Qualm der französischen Lagerfeuer, aus welchem die grelle rothe Farbe der Reitermäntel mir entgegen leuchtete. Hier auf dieser Wiese, am Wege von Jony nach Frescaty, hatte die gefangene Armee die Nacht hindurch bereits gelagert. Kräftige, schöne Gestalten, namentlich der Garde, standen truppweise um die Feuerstätten; bis hinab zum Ufer der Mosel, so weit das Auge reichte, ein einziges buntscheckiges Campement, umstellt von unseren Posten. Und drüben von Frescaty herab näherte sich noch ein anderer Zug; ganze Bataillone, die eben aus der Stadt herausgeführt wurden; Infanterie und Kavalerie, alle Regimenter durcheinander, alle mit frischen Gesichtern, an deren Färbung allerdings vielleicht die Winterkälte ihren Antheil haben mochte. Vielleicht übertreibt die Vorstellung ein wenig, die man sich unwillkürlich von einer durch Hunger zur Kapitulation gezwungenen Armee macht, aber ich halte an der Ueberzeugung fest, daß diese Armee sich übergeben, ehe sie noch alle die Martern der Entbehrung erfahren.

Kein schönerer Vorwurf für einen Maler als dieses Lager, das übrigens lebhaft an das Inselager bei Sedan erinnert. Auch die Straße zur Stadt, vorüber an den Schützengräben unserer Vorposten, war angefüllt mit französischen Soldaten aller Waffen, die sich in kleinen Trupps zum Lager begaben. Die in die Mauern der Häuser gebrochenen Schießscharten, die Einschnitte und Barrikaden bezeichneten unsere Postenlinie zur Rechten, während zur Linken das Fort Mont St. Quentin, das ganze Moselthal beherrschend, wie ein gebrochener Trotz herabblickte.

Die Häuser an der Straße waren zum Theil von den Granaten des Forts stark mitgenommen. Eine durch Schanzkörbe gebildete Barrikade zeigte mir die französische Linie. Hinter derselben lag auch schon das Aas auf der Wiese bis zu der quer über den Weg laufenden Eisenbahn. Arg sah es hinter den vor dem Viadukt aufgeworfenen französischen Verschanzungen aus. Hier lagen getrocknete Gerippe und noch frische Pferdeleichen, aus denen ganze Stücke herausgeschnitten waren. Fetzen von Pferdefleisch hingen an den Wänden der Schanzen und lagen auf dem vom Regen durchweichten Boden umher. Hatte man doch in Metz 13,000 Pferde verzehrt, wahrscheinlich mit Einschluß der krepirten Thiere, über welche die Armen der Stadt noch begierig hergefallen waren.

Man wird mir einwenden, es sei das doch ein Beweis, daß die Noth dennoch bis zum höchsten Punkt gestiegen. Aber man täuscht sich; der Ekel gegen das Fleisch des Pferdes ist nur ein Vorurtheil und uns selber wird es häufiger vorgesetzt, als wir es ahnen. Während der Belagerung von Kalafat schnitten sich die türkischen Soldaten und Offiziere mit großem Behagen ihre Beefsteaks aus den erschossenen Pferden heraus, und als ich am 31. Okt. im Hotel in Metz mein Diner einnahm, war ich der festen Ueberzeugung, daß das in einer pikanten Sauce mir servirte Fleisch einem Schimmel oder Rappen gehört hatte, der dem Kriege als Opfer gefallen.

Ein betäubender Gestank herrschte um diese Schanzen herum. Der Viadukt war durch starke Barrikaden gesperrt gewesen; in demselben stand bereits ein preußischer Posten. Hinter dem Viadukt sah es am schlimmsten aus, denn hier hatten die Truppen kampirt. Fetzen und allerlei schmutzige Reste lagen in den Lachen des Feldes umher; einige Baracken waren im elendesten Zustande. Vor mir lag die Vorstadt mit dem Fort Montigny, Alles schmutzig und verwahrlost. Preußische Soldaten lagen bereits in den Häusern, aus den Fenstern blickten die Bewohner mit stupiden Gesichtern, denen man es ansah, daß sie nicht wußten, ob sie sich freuen oder grämen sollten, denn die Aufhebung der Belagerung war ihnen willkommen, die preußische Besatzung aber verhaßt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es existiren gegenwärtig folgende vertriebene Regentenfamilien: 1) Wittwe des Königs Otto von Griechenland (24. Okt. 1862). 2) Graf von Chambord nebst Gemahlin (2. Aug. 1830). 3) Graf von Paris mit 34 Familien-

gliedern (24. Febr. 1848). 4) Königin Isabella von Spanien mit 33 Familiengliedern (1869). 5) Franz II., König von Neapel, nebst 31 Familiengliedern (13. Febr. 1861). 6) Herzog Robert von Parma mit 20 Familiengliedern (1859). 7) Herzog Karl von Braunschweig (7. Sept. 1830). 8) Kaiser Napoleon mit 9 Familiengliedern (1870). 9) König Georg von Hannover mit 4 Familiengliedern (1866). 10) Kurfürst von Hessen mit 12 Familiengliedern (1866). 11) Prinz Gustav Wasa von Schweden (1809). 12) Kaiserin Charlotte von Mexiko (1867). 13) Herzog Adolph von Nassau mit 5 Familiengliedern (1866). 14) Großherzog Ferdinand von Toscana mit 12 Familiengliedern (1860). 15) Herzog Franz von Modena (stirbt aus) (1860). 16) Papst Pius (vertrieben von der weltlichen Herrschaft) (1870). Moral: Sehe Jeder, wo er bleibe, sehe Jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle.

In einem Feldpostbriefe heißt es: Liebe Leserinnen, Mütter, Tanten, Schwestern und Cousinen! Schreibt Tag für Tag einen Feldbrief, er kann ganz kurz sein, aber packt Zucker, Chocolade, Thee, kurze dicke Wagenlichter, und Cigarren mit ein. Wenn ihr aber Cigarren schickt, laßt sie von einem Raucher kaufen. Es ist schmerzlich sagen zu müssen: „Da schickt mir meine Herzensmutter Cigarren und der Kaufmann gab ihr von der Sorte „Rauchdusie Infamios"! (Leider sollen sich auch unter den Liebesgaben-Cigarren nicht wenige von dieser Sorte befinden!) Unsere Leute behelfen sich mit dem Rauchen, wie sie können. Kartoffelkraut ist schon ein feines Blatt, Georginenblätter werden gern in die Pfeife gestopft. Da jedoch kein Soldat sein Quartier verlassen darf, so sind die Gärten an den Häusern gar bald abgeerntet. Dann werden die Pfeifen mit gemahlenem Kaffee gestopft. Wir hören, daß unter den für das 6. Korps so eben eingetroffenen Liebesgaben sich auch Tabakspfeifen befinden. Das ist sehr erwünscht, denn käuflich erhalten kann man sie nicht. Mit vielem Behagen rauchen die Leute aus den Schläuchen der — horrible dictu — Clysopompen, die sich hier in jedem Hause mehrfach vorfinden, sowie auch in jedem Hause eine Badewanne und eine Bratenwende-Uhr vorhanden ist. Wenn wir nur Braten hätten, wenden würden wir ihn auch wohl ohne Maschine. Aber die Rinderpest hat uns einen bösen Streich gespielt. Wenn 1000 Rinder auf einmal e schossen werden, was bleibt da für eine Divisio für die in Chalons ganze Heerden bereit stande — Etwas ganz Unbekanntes ist uns Mile Eben so fabelhaft klingt das Wort Bier. W trösten uns im Stillen mit der Hoffnung, da wir für beides in naher oder ferner Zeit durc die Erbswurst entschädigt werden möchten."

Eine Frau in Niederhochstadt erhielt diese Tage von ihrem im Felde stehenden Sohne di Nachricht, daß derselbe wegen seines tapfern Ver haltens zum Gefreiten befördert worden ist Darüber ist nun die gute Frau ganz untröstlich sie meint: „er hätte das Avancement nicht an nehmen sollen, da man so oft in den Zeitunge liest, daß die Franzosen immer auf die Höhere schießen."

Die deutschen Heere, welche Frankreich besetz halten, umfassen gegenwärtig an streitbaren Kräfter etwa 690,000 Mann mit 160,000 Pferden Der Unterhalt dieser Armee erfordert an Lebensmitteln täglich 225,000 Stück Brode, 185 Stück Rindvieh, 400 Centner Speck ꝛc., 540 Centner Reis, 160,000 Quart Branntwein, 10 Centner Kaffee, 3400 Wispel Hafer, 6800 Centner Heu und 1000 Schock Stroh.

Vor der Verlustliste.

O wie viel Leid erweckt dies eine Blatt;
Ein Unglücksrabe fliegt's durch Dorf und Stadt;
Es bebt das Herz; ein Blick — ein lauter Schrei!
In heißen Thränen macht der Schmerz sich frei.

Hier trauert um den Sohn ein Elternpaar,
Dort bleicht ein tiefer Gram der Wittwe Haar,
Und wo der Myrthenstrauch am Fenster blüht,
Hält Leid umflort der bleichen Braut Gemüth.

Und Blatt um Blatt! und neue Thränenfluth!
Herr, mach' ein Ende diesem Strom von Blut!
Der Opfer sind genug für's Vaterland,
Zerbrich des Feindes Trotz mit deiner Hand!

Ach, send' aus deiner ewig stillen Welt,
Aus deines Himmels friedereichem Zelt
Die weiße Taube, die durch Dorf und Stadt.
Vom Baum des Friedens trägt ein grünes Blatt!

Julius Sturm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Mittwoch, 16. November **1870.**

Zum Friedensfest.

Von Ferdinand Freiligrath *).

Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.
Wohl seh' ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen, —
Doch schwarz ist dein Gewand.

Und zorn'ge Thränen springen
Durch deine Wimpern heiß;
Obsiegtest du im Ringen, —
Dach theuer war der Preis.
Umsonst mit eisernen Tritten
Für den frech bedrohten Herd
Bist du westwärts nicht geschritten,
Hast ein Reich du nicht zerstört. — —

Noch muß es leuchten und klingen
Durch Feindesland weithin;
Muß noch zum Frieden zwingen
Die trotzige Nachbarin:
Zum Frieden, dem echten, rechten,
Dem dauernden fortan,
Daß die Welt nach allem Fechten
Aufathmen endlich kann.

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und, daß zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen, —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt, —
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O, lange träumt' ich und sann ich, —
Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee, —
O, könnt' ich dir Beff'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

So laß dir denn angehören
Dies Werk, — es ist für dich!
Nimm's an im Jahr der Ehren,
Im Jahre Siebenzig!
Rasch nun, — fliegt aus, ihr Blätter!
Schon tönt heran im West
Trompeten- und Harngeschmetter!
Fliegt aus, — zum Friedensfest!

*) Vorwort zu seinem jüngst erschienenen neuen Band Gedichte.

Metz.

Von Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

Französische Offiziere standen überall vor den Thüren, den unerläßlichen Spazierstock in der Hand, ohne Waffen, obdachlos und trotzdem die ihnen zur Abreise in die Gefangenschaft gewährte Frist nicht benutzend. Starke Detachements preußischer Soldaten zogen daher, Reiter sprengten durch die Straßen, die Fuhrleute schrieen durcheinander, Kommandorufe überstimmten den Lärm

und der Himmel überdeckte das Ganze mit einem verdrießlichen Regenflor.

Hinter der Vorstadt die Bivouakplätze der abgezogenen Armee. Hier und da standen noch die Zelte, durchnäßt vom Regen, innen voll Unrath; die Stümpfe der abgehauenen Bäume waren schon vom Wetter geschwärzt. Ein flüchtiger Sonnenblick fiel über das schöne Moselthal zur Linken und wich dann wieder dem Nebelgrau. Von den hohen Außenwerken schauten noch die Kanonen herab. Der ganze Weg bis zur Brücke war mit abgemagerten Pferden angefüllt, denen über und über mit Schmutz bedeckte, zum Theil betrunkene Kavaleristen schreiend ihre Beine in die Seite drückten. Ausgehungerte, jämmerliche Thiere grasten umher und rupften heißhungrig die spärlichen Grashalme aus, die sich hier und dort aus dem Boden hervorwagten. Zu Hunderten lungerten die französischen Soldaten, mit schmutzigen Uniformen, auf denen der Koth die rothe Farbe der Pantalons kaum noch durchschimmern ließ. Betrunkene Zuaven und Chasseurs, die sich schon im Schmutz gewälzt, taumelten mit geschundenen und blutrünstigen Gesichtern umher, vor sich hinglotzend und mit den Armen in der Luft umher fechtend. Umgeworfene Karren, Pferdeleichen, herrenlose Maulthiere, Marketenderwagen, um die sich eine hungrige Gruppe gesammelt, versperrten die Passage. In langen Zügen kamen die Wagen der Auswanderer, der unglücklichen Familien, die sich vom Lande in die Festung geflüchtet hatten. Kisten und Kasten, Betten, Matratzen, Sophas und Küchengeräth wälzten sich daher; die armen Leute führten auch ihre nothdürftigsten Habseligkeiten in ihre verödeten, vielleicht verwüsteten Häuser zurück, um ihren Herd wieder aufzurichten und wohl vergeblich nach dem stillen Glück zu suchen, aus dem sie der Krieg emporgeschreckt. Von Thränen geröthete Augen der Frauen und Töchter, ingrimmige Gesichter der Männer, Ammen mit den Säuglingen in den Armen, Greise und Matronen, denen noch wenige Spannen vom Grabe des Schicksals eine so schwere Prüfung auferlegt — es war eine traurige Prozession, die gewiß noch viel mehr Elend in sich schloß, als ihre Physiognomie verrieth. Aus geschlossenen Equipagen, die bis oben mit Koth bespritzt und von Privatdienern geführt waren, blickten verwitterte, graubärtige Gesichter heraus. Französische Generale waren es, die ihrer Bestimmung nach Deutschland folgten und bei Zeiten die Festung verließen, um nicht von ihren eigenen Soldaten verhöhnt, vom Volke insultirt zu werden. Einige betrunkene Gardisten wollten in einem der Wagen sogar Bazaine erkannt haben und brachen in die ärgsten Schimpfworte aus. Trägt doch Bazaine den Fluch Aller und spricht doch der „Indépendant" heute von dem „or infame de Judas" und fragt, wie viel der Marschall von Bismarck für seinen Verrath erhalten habe.

Die Bedeutung der Festung Metz ist zu notorisch, als daß ich derselben hier zu erwähnen brauchte. „Le lion messin" lag mit gefesselten Gliedern da; verschwunden war der Löwentrotz, als ich über die Festungsbrücke in die Porte Serpenoise einfuhr. Sedan stand mir vor Augen, Sedan, wie ich es am Morgen nach der Kapitulation gefunden: die enge Straße angefüllt mit entwaffneten, ihr kleines Gepäck unter dem Arm tragende Soldaten, ein buntes Gewühl von passiven Menschen, die mit Resignation oder einem gewissen Galgenhumor sich durcheinander bewegten, die Bürgerschaft in den Thüren oder in den Fenstern, die Gevattern die Köpfe zusammen steckend, die Sieger und die Besiegten wie Essig und Oel gleichgiltig und doch unversöhnbar, neben einander schwimmend; die Magazine entweder demonstrirend geschlossen oder widerwillig geöffnet; hinter den eisernen Gittern der Metzger eine Ausstellung von Pferdefleisch, die Frauen in schwarzen Trauerkleidern, den Blick der Verhaßten meidend, die Männer der Berührung der letzteren mit einer Miene ausweichend, die wie Höflichkeit aussieht, aber gerade so harmlos ist, wie die einer gefüllten Granate.

Hoffe oder erwarte man ja nicht, auf Generationen hinaus Sympathieen bei dieser Bevölkerung zu finden! Sie hassen uns gründlicher als die Franzosen selbst, und soll Metz deutsch bleiben, so wird nur ein eisernes Regiment hier möglich sein. Jede Schonung, jede Milde würde sie verkennen und Wohlthaten auf steinigen Boden fallen.

Die Straßen von Metz waren überfüllt von Soldaten, namentlich aber von französischen Offizieren, die sich auf den schmalen Bürgersteigen drängten, sich gegenseitig ein bon voyage und ein au revoir zuriefen, hier und dort einige Händedrücke mit den Civilisten wechselten und sich zur Abreise zu rüsten schienen. Manche der Offiziere waren von ihren in Schwarz gekleideten Frauen oder Liebsten begleitet. An den Ecken klebte eine offizielle Einladung zu einer Vergnügungsfahrt nach Deutschland. Unsere Militärbehörde machte in diesem Plakate die Herren Offiziere aufmerksam, daß am Nachmittage ein

Digitized by Google

für 500 berechneter Extrazug nach Deutschland abgehe, von welchem man Gebrauch machen möge.

Auf zwanzig französische Soldaten kam in den Straßen kaum ein preußischer. Wenn sie uns mit ihren Stöcken hätten todtschlagen wollen, die Arbeit wäre nicht schwierig gewesen. Wie in Sedan aber ging auch hier Alles ruhig zu; kein Exzeß den ganzen Tag hindurch, selbst in den Kaffeehäusern, wo die Franzosen und Preußen dicht gedrängt um die Tische saßen, entstand kein Zank.

Als ich in die Speisesäle des Hotel du Nord trat, fand ich dieselben überfüllt mit französischen Offizieren. Ich war offenbar ins feindliche Lager gerathen; keine einzige preußische Uniform in all den Gemächern. Einer der Tische war nur halb besetzt; ich bemächtigte mich eines Stuhles. „Pardon, Monsieur, les places sont prises pour les officiers!“ sagte die Wirthin, mir über die Schulter blickend. „Pardon, Madame, vous vous trompez!“ antwortete ich. „Les officiers sont pris, pas les places!“

Die Wirthin mochte die Wahrheit einsehen und ließ mir einen bœuf à la mode serviren, der entschieden vor wenigen Wochen noch von irgend einem Husaren geritten worden war oder eine Kanone gezogen hatte. Unser Bursche hatte der Vorsicht halber von Ars ein Stück Weißbrod mitgebracht und legte mir das auf den Tisch. „Tiens, le joli pain!“ rief einer der Kellner, sich das Weißbrod besehend, wie man etwa eine Ausgrabung von Herkulanum betrachtet. „Morgen werden wir auch wieder Weißbrod bekommen!“ setzte er hinzu, während ich das Belagerungsbrod in der Hand wog. Es war schwer wie Blei und sollte aus Roggen- und Weizenkleie bestehen; ich sah jedoch ganz deutlich den Hafer darin.

Seit vier Wochen schon hatte man kein anderes Brod in Metz gehabt, von morgen ab sollte aber wirklich der Noth ein Ende gemacht werden, denn von Ars war bereits eine Million Rationen an einem Tage nach der Festung hineingesandt und in gleicher Weise sollte die Versorgung weiter gehen.

Uebrigens zeigten sich bereits Spuren wiederkehrenden Wohllebens. Ich sah Hühner, Kapaunen, Gänse durch die Straßen tragen; an den Fenstern standen Straßburger Gänseleber und andere Delikatessen. Wie schon gesagt, vor Hunger ist Niemand gestorben; man hat der Noth ein Ende gemacht, als sie unerträglich wurde, und ich bin überzeugt, diejenigen, welche jetzt am lautesten über Verrath schreien, würden in der heure suprême dem Feinde am ersten die Thore geöffnet haben.

Am meisten bedenklich ist allerdings wohl die Zahl der Kranken in der Festung gewesen, die sich mit Einschluß von 4000 Offizieren auf 34,000 belief. Die unter den Wällen lagernden Truppen Bazaine's müssen in der anhaltend nassen Witterung bedeutend gelitten haben; die Lagerplätze zeugen noch jetzt von dem Zustande, in welchem sie verlassen wurden.

Sehr praktisch war der Wagenpark auf dem Place Royale eingerichtet. Man hatte hier das ganze Material der Eisenbahn zusammengefahren und in langen Reihen aufgestellt; eine Holztreppe führte in jeden Waggon; Lazareth und Baracke waren hier beisammen, und über das Ganze ragte die Statue des Marschalls Ney hervor, dem man anstatt eines Trauerflors eine französische Fahne in den Arm gesteckt hatte. Die großen Kasernen, die Magazine, die Reitschule am Platze waren alle geleert; im Hofe der Kavalleriekaserne lagen die abgelieferten französischen Waffen in ungeheuren Haufen; auf dem Hofe der Geniekaserne trieben ein paar Betrunkene ihr Unwesen; sie schimpften auf Napoleon, auf Bazaine, auf Cossinières und suchten immer von Neuem ihren Trost in der Feldflasche.

Wie Sedan, war auch Metz wieder ein großer Roßmarkt. Die Offiziere mußten ihre Pferde verkaufen, schienen aber einstweilen noch auf hohe Preise zu hatten. In den Vorstädten namentlich liefen die abgemagerten Mähren wie die Hunde umher, herrenlos, ohne Nahrung, in ganzen Rudeln jedem Leiterwagen nachrennend, auf welchem sie ein Bund Stroh liegen sahen. Die armen Thiere waren in einem bejammernswerthen Zustande; selbst der Metzger hätte kein Pfund Fleisch aus ihnen herausgeschnitten. Ebenso elend waren die Maulthiere, die zu Hunderten auf der Chaussée, an der Brücke, auf den Feldern umherliefen und aus dem Koth sich noch einige Nahrung herausfuchten. Der Hunger der Pferde und Maulthiere war so arg, daß sie sich von den Koppeln losrissen, wenn sie einen Grasfleck bemerkten, während andere schon dem Hungertode so nahe waren, daß sie hin und her wankend dastanden und vor unseren Augen zusammenbrachen.

In der Stadt ging Alles in Ruhe und Ordnung vor sich. Die französischen Offiziere drängten sich vor dem Hotel de l'Europe, die Mannschaften sammelten sich allmälich, um zu den ihnen angewiesenen Lagerplätzen zu marschiren. Nur in den Vorstädten sah's toll und wüst aus. Hier

lagen noch am Abend die Betrunkenen zu Dutzenden in in dem fußhahen Lehmschlamm; mitten im Wege sah man die Rathhasen dastehen, wackelnd, um sich schlagend, taumelnd und endlich in den Koth sinkend. Heerdenweise wurden die Pferde davon geschleppt, wohin, ich weiß es nicht. Die Marketenderkarren garnirten bereits die Chausseen und die Wege und machten natürlich die glänzendsten Geschäfte; denn die Bürgerschaft selbst schickte ihre Dienstboten hinaus, um Einkäufe machen zu lassen, und in den Schnapsfässern der Marketender gab's so viel Trost für all den Verrath, all' die getäuschten Hoffnungen, all den patriotischen Schmerz, den man seit dem 27. zu ersäufen bemüht war.

Heute Morgen erwartet man nun das Marschiableau für sämmtliche Korps, über deren Bewegung nach Paris und dem Süden Frankreichs man gestern bereits gemeldet. Einzelne Regimenter sind schon seit gestern auf dem Marsche. Möchten doch die Regenmassen sich endlich erschöpfen, mit denen uns der Himmel heute von Neuem überschüttet! Stimmung und Gesundheit gehen dabei zum Teufel; Alles ist bis auf die Haut durchnäßt, in den Zimmern fehlt meist der Ofen, und wenn selbst dieser vorhanden, dach die Feuerung. Die Wege sind aufgelöst und mit einem Schlamme so dick wie Erbsenwurstsuppe überzogen, und dabei müssen unsere Leute marschiren — marschiren, bis es endlich gelungen, den Schwätzern in Paris das Maul zu stopfen!

Mannigfaltiges.

Es dürfte bekannt sein, daß für die erste eroberte französische Fahne von einem Berliner Banquier eine Summe von tausend Louisd'ors ausgesetzt worden ist, ebenso ist die Thatsache nicht neu, daß der preußische Soldat, der sie bei Wörth eroberte, eine Jude ist. Als der tapfere Mann und Jude vor wenigen Tagen nach Berlin kam, wohin er Gefangene eskortirt halte, ergriff die jüdische haute finance mit Enthusiasmus die Gelegenheit, den Helden festlich zu bewirthen. Es gab ein brillantes Banquier-Banket und an der Spitze des Tisches thronte der jüdische Sieger von Wörth. Man ließ ihn unzählige Male hochleben und forderte ihn am Schlusse des Bankets auf, dach die näheren Details seines kühnen Streiches zum Besten zu geben. „Ach sehen Sie", sagte der brave Füsilier sehr bescheiden, „die Sache ist bei Weitem nicht so gefährlich gewesen, als sie allgemein geschildert wird. Als wir Sturm auf die Höhen liefen, sehe ich plötzlich einen Franzmann mit der Fahne stehen. Jetzt oder nie! sagte ich mir und sprang auf den Kerl zu: Gib die Fahne her, schreie ich, denn ich muß die 1000 Louisd'ors haben .... Der Andere ruft: Comment s'appelle? (Wie heißt?) Ah, schreie ich hocherfreut, du bist auch eine Jude — so gib die Fahne her, bekammst 500 Louisd'ors von meiner Prämie. Hier ein Wechselchen!.... Gesagt, gethan. Ich sprang mit der französischen Fahne zurück und jetzt bin ich hier und bitte schön um mein Geld, weil ich die Hälfte davon fortschicken muß." Die Gesellschaft wollte zwar mit Recht dieser Erzählung keinen Glauben schenken, aber der humaristische Füsilier war jetzt erst recht der Held des Tages.

In R., einem bekannten und durch seinen ausgezeichneten Wein berühmten Städtchen des Rheingaus, ließ der Bürgermeister den Sieg bei Wärth durch den Polizeidiener des Ortes mittelst Ausschellens bekannt machen. In der erwähnten Schlacht wurden bekanntlich auch 6 Mitrailleusen erobert. Diese aber waren dem Polizeidiener ein Greuel, denn er kannte das Wort weder lesen, nach wußte er, was es bedeutet, weßhalb er sich nicht anders zu helfen wußte, als sich dasselbe nach seinem eigenen Lexikon zu verdeutschen. Er verlas also die Depesche folgendermaßen: „Siegreiche Schlacht bei Wörth, Mac Mahan geschlagen, 4000 Gefangene gemacht, 30 Geschütze, 2 Adler, 6 Militärläuse erobert. Friedrich Wilhelm, Kranprinz."

Ein Wiener Blatt erzählt von einem alten griesgrämigen Wirth, der, als seine jugendlichen Gäste ohne Unterlaß den bekannten Vers intanirten: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" aus seinem Halbschlaf auffahrend rief: „Sie aber auch einmal, meine Herren: das Vaterland ist schon ruhig!"

Ein Kranker wurde einst gefragt, ob ihn die Angst nicht quäle, daß seine Frau nach seinem Tod sich noch einmal vermähle. „O mag sie's nur!" antwortete er, „das will ich gern ertragen, denn dann wird Einer wenigstens doch meinen Tod beklagen!"

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Freitag, 18. November 1870.

Ein Tag aus dem Leben des Pariser „Moblot" *).

Der vorige Sonntag, der 18. September dieses unheilvollen Jahres oder der 15. Tag unserer glorreichen Republik, war für uns, das heißt für mich und meine Kameraden vom 43. Bataillon der Pariser Mobilgarde, recht bewegt und stürmisch verlaufen.

Gegen Abend versammelten wir uns Alle in der Closerie, um zu berathen, ob der bisherige Kommandant, der Kapitän Pietri, noch länger würdig sei, unser braves Bataillon zu führen oder nicht.

Sapristi! Was für schöne Reden konnte man da hören! Als ob Mirabeau und Danton, Robespierre und St. Just aus ihren Gräbern auferstanden wären, so floß der unaufhaltsame Strom glühender Beredtsamkeit von den Lippen meiner trefflichen Mitbürger. Wir waren zwar eigentlich Alle derselben Meinung und wir bedurften kaum noch der Worte, um uns über den zu fassenden Beschluß zu verständigen, aber die patriotische Begeisterung, die in unserer Brust wohnte, wurde schließlich so mächtig, daß die Mehrzahl nicht umhin konnte, sie in gebundener und ungebundener Rede auszuströmen und ihre gute Gesinnung durch zahlreiche Libationen und Toaste auf die einige und untheilbare Republik zu bethätigen.

Vor allen Anderen glänzte als angehender Volkstribun durch das edle Feuer seiner Sprache und die ungemeine Kraft und Ausdauer seiner Lunge mein wackerer Freund und Nachbar, Herr Brutus Colophane, gleich ausgezeichnet als Bürger, als Mobilgardist und als Virtuos auf dem Violoncello, welche letztere schätzbare Eigenschaft ihm den ehrenvollen Posten eines Tambourmajors bei dem 43. Bataillon der Mobilgarde von Paris verschafft hatte. Bürger Colophane bewies mit schlagenden Gründen und zahllosen Citaten aus der alten und neuen Geschichte, daß ein Mann, wie Kapitän Pietri, dem zwar im Grunde genommen nichts vorzuwerfen sei, ja, der an und für sich eigentlich als ein Ehrenmann gelten dürfe, dennoch unser Bataillon unmöglich länger kommandiren könne, weil er den Geheimschreiber des verjagten Tyrannen und den ci-devant Polizeipräsidenten von Paris zu Vettern habe — und das sei ein großer Fehler!

Stürmischer Beifall begleitete die Worte des Redners; noch Viele sprachen nach ihm in gleichem Sinne und schließlich ward sein Antrag einstimmig angenommen.

Erst spät nach Mitternacht trennten wir uns in sehr gehobener Stimmung. Um so empfindlicher war es mir, daß mich zu Hause meine gute Adolphine nichts weniger als freundlich empfing. Mit dürren Worten erklärte sie das 43. Bataillon für eine Bande von müßig gehenden Taugenichtsen und Tagedieben, und mich selbst für einen trunkenen Narren (ja, so sagte sie!), der seinen letzten Sou in schwelgerischen Gelagen vergeude, ohne sich um Weib und Kind zu kümmern und ohne zu bedenken, daß in den letzten beiden Wochen nicht mehr und nicht weniger als 5 Paar Handschuhe in unserem Geschäfte verkauft worden seien!

Letzterer Umstand war leider nur zu wohl begründet und es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als die Vorwürfe meiner guten Gaitin schweigend über mich ergehen zu lassen und schließlich sanft einzuschlummern.

Ich mochte erst ein paar Stunden Schlaf genossen haben, (der Morgen begann eben zu däm-

*) Moblot = Mobilgardist.

mern), als ich plötzlich von einem furchtbaren Lärm erwachte. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, dazwischen hörte man lautes Geschrei und die eiligen Schritte vieler Menschen. Ich glaubte anfangs, es sei in der Nähe Feuer ausgebrochen und wollte schon wieder ruhig einschlafen, als plötzlich mein Lehrling Antoine, dieser nichtswürdige Schlingel, der seit einiger Zeit nichts Anderes im Kopfe hat, als „tuer et écraser les Prussiens“; hereinstürzt und wie ein Besessener schreit: „Herr Tendrepeau, Herr Tendrepeau, stehen Sie um Gotteswillen rasch auf! Man alarmirt die Mobilgarde, der Feind greift Paris an! Hier ist Ihre Uniform und Ihr Chassepot; zwar fehlt das Schloß daran, das ich, wie Sie wissen, gestern zum Büchsenmacher tragen mußte; das macht aber nichts aus, da die Moblots ohnehin noch keine Patronen erhalten haben. Sie werden also gleich mit dem Bajonett angreifen, wie Alexander der Große bei den Thermopylen; das kostet zwar viel Leute, führt aber rasch zum Ziel. Schonen Sie nur die verd— — Prussiens nicht! Sollten Sie fallen, Herr Tendrepeau, so — —“ Hier erleidet Antoine's unerschöpflicher Redeschwall eine unvermuthete Unterbrechung. Meine gute Adolphine hat seinen Erguß schon von vornherein mit steigendem Ingrimm angehört und kann nun ihre Wuth nicht länger bemeistern. Ohne Rücksicht auf ihre mangelhafte Toilette springt sie urplötzlich aus dem Beit, verabfolgt Antoine ein paar furchtbare Ohrfeigen und stößt ihn unter einigen wenig schmeichelhaften Phrasen aus dem Zimmer. Dann sich zu mir wendend, sagt sie in weinerlichem Tone: „Jean, bei dem Leben unseres kleinen Charles, bei der Erinnerung an unsere dreizehnjährige glückliche Ehe bitte und beschwöre ich Dich: bleib' ruhig liegen und laß Dich das Geschrei solcher exaltirten Narren nicht anfechten. Du weißt ja, Antoine ist schon längst halbtoll. Ich glaube bestimmt, daß der Lärm eine ganz andere Bedeutung hat. Sobald es Tag geworden ist, soll das Mädchen gehen und sich erkundigen. Wenn Ihr aber auch wirklich alarmirt würdet, hast Du nicht die ersten Pflichten gegen Weib und Kind? Welches Anrecht an Deine Gesundheit und Dein Leben hat denn diese sogenannte Nationalregierung, die Niemand gewählt und eingesetzt hat? Wozu haben wir die langen Jahre immer mehr und mehr Steuern bezahlen müssen für die Armee und wieder für die Armee, wenn diese uns nun, wo es gilt, doch nicht schützen kann und unsere Männer auch noch ihre eigene Haut gegen diese deutschen Bären zu Markte tragen sollen?

Und dann, Jean, bedenke doch nur Deinen alten bösen Rheumatismus und welche schrecklichen Folgen es haben kann, wenn Du so aus dem warmen Bett gleich in die kalte Nachtluft hinausgehst.

Und, um Dir Alles zu sagen, Jean, will ich nur gestehen, daß mir die alte Marguérite aus dem Hinterhause im 6. Stock neulich aus dem Kaffeesatz prophezeit hat, in der zweiten Hälfte des September würde von den Preußen schweres Unheil über uns kommen!

Also, mein lieber, kleiner Jean, folge auch diesmal Deinem klugen Frauchen, bleib' zu Hause und mische Dich nicht in Dinge, von denen Du im Grunde nichts verstehst und worin Andere viel mehr nützen können als Du!“ —

Wie ein Mühlbach bei Regenwetter, so strömten diese Worte aus dem Munde meiner theuren Adolphine, und ich muß gestehen, im innersten Winkel meines Herzens konnte ich nicht umhin, ihr einigermaßen Recht zu geben, während ich mit den fürchterlichen Worten des blutdürstigen Antoine, die mir eine Gänsehaut über den Rücken jagten, durchaus nicht mehr zu sympathisiren vermochte, nachdem die Begeisterung des vorigen Abends einmal verflogen war. Ich glaube auch, daß ich diesmal ebenso, wie schon oftmals, dem liebevollen Rath meiner zärtlichen Ehehälfte gefolgt sein würde, wenn mir nicht noch zu rechter Zeit der uns so oft vorgelesene Artikel 218 des Martialgesetzes eingefallen wäre, der da lautet:

„Es wird mit dem Tode jeder Soldat bestraft, welcher den Gehorsam verweigert, wenn ihm befohlen wird, gegen den Feind zu marschiren!“

Diese grausame Drohung hatte mich dergestalt eingeschüchtert, daß ich den Thränen und Bitten meiner Frau, sowie meinen eigenen im Grunde genommen sehr friedlichen Neigungen erfolgreich nicht zu widerstehen vermochte und nur das Gebot der Ehre und der Pflicht im Auge behielt, wie mein Kapitän so oft zu sagen pflegte.

Ich warf mich also schleunigst in die Uniform, während Adolphine das gewohnte Frühstück bereitete. Als wir dies genossen hatten und meine Giberne, in Ermangelung von Patronen, mit einem recht substanziellen Imbiß und einem Fläschchen stärkender Magentropfen gefüllt war, machte ich mich auf den Weg und traf kaum anderthalb Stunden nach dem Beginn des Alarms auf dem Sammelplatz des Bataillons, der Place de Panthéon, ein — so schnell vermag der fried-

liche Bürger, wenn das Vaterland in Gefahr, die liebgewordenen Gewohnheiten des Alltaglebens abzustreifen und dem kriegerischen Ruf der Trommel zu den Waffen zu folgen!

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

* **Der heilige Krieg 1870.** (Eine vollständige Geschichte dieses Krieges im Verlage von A. H. Payne in Leipzig.) Die deutschen Heere stehen vor Paris. Der gewaltige Kampf, welcher vor kaum zwei Monaten seinen Anfang nahm, ist menschlicher Voraussicht, nach seinem Abschluß nahe und damit die Zeit der geschichtlichen Darstellung gekommen. Nie ist dem Geschichtschreiber eine schönere und dankbarere Aufgabe geworden; denn es ist in Wahrheit ein heiliger Krieg, den das deutsche Volk in Waffen führt. Gegen die brutale Liederlichkeit der Herausforderung, gegen Eroberungsgier und Größesucht, die sein Theuerstes: seine Freiheit, seine Familie und seine Sittlichkeit bedrohten, gegen französischen Lug und Trug setzte es die Gerechtigkeit seiner Sache, die biedere Wahrhaftigkeit seines Charakters und die eiserne Kraft seines Armes. Jeder Deutsche hatte das Bewußtsein: „Gott ist mit uns!" Jeder fühlte sich gehoben durch den Einen großen Gedanken: für des Vaterlandes Glück und Ehre einzutreten. Keiner blieb zurück, alle Zwietracht, alles Grollen war vergessen. Die Welt sah das nie gewesene Schauspiel der völligsten, begeistertsten Einheit des deutschen Volks in Süd und Nord.

Darum wurde das große Wort, welches Napoleon sich anmaßte: „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbesiegbar", für uns prophetisch: alle Kämpfe, welche entbrannten, wurden für uns zu einer Kette glänzender Siege.

Die majestätische Größe dieser Erhebung erfordert auch eine großartige Darstellung. Wir dürfen die Erwartung aussprechen, daß diese uns vorliegende Geschichte des heiligen Krieges dieser Forderung angemessen befunden wird. Schon aus den jetzt vorliegenden beiden ersten Heften, welche die Ursachen des Kriegs, den nichtigen Vorwand zur Kriegserklärung, die Haltung Frankreichs und Deutschlands und Wehr und Waffen zu Gegenständen ihrer Schilderung machen, ist klar ersichtlich, daß das Lieferungswerk: „Der heilige Krieg 1870" kein aus Zeitungen zusammengelesenes Stück- und Flickwerk ist, sondern eine vollständige Geschichte des Kriegs in einem Gusse. Planmäßig, wie der ganze Krieg nach den genialen Ideen des großen Moltke geführt worden, ist auch diese Geschichte angelegt und die Durchführung, bei gediegenster, kraftvollster Schreibweise, entspricht der Anlage. Nicht nur die großen, entscheidenden Epochen des Kampfes, sondern auch die kleinen, für das Ganze wesentlichen, und in der Darstellung pittoresken Züge finden ihre Berücksichtigung.

Das Werk: „Der heilige Krieg" soll für die genialen und tapferen Führer, für das genaue Zusammenwirken der Massen, die Tapferkeit der Hunderttausende, welche sich als ebenso viele Helden bewährt haben, ein würdiges Denkmal und für das ganze deutsche Volk ein Buch der Ehren sein. Auf der Höhe dieser Bestimmung sind denn auch, wie Heft I und II erkennen lassen, die reichen Illustrationen gehalten, welche das Werk zieren werden. Alle 14 Tage erscheint ein ferneres Heft, deren circa 20 das Werk vollständig machen werden. Zu beziehen ist es durch alle Buchhandlungen. Vorausbezahlungen sollen nicht stattfinden. Jedes Heft ist bei Ablieferung mit 18 Kreuzer Südd. Währg. zu bezahlen.

Mannigfaltiges.

(Aus der in Frankfurt erscheinenden „Deutschen Latern".) Hampelmann: Die vorig Woch bin ich uff en Mittag mit meiner pariser Schwägerin, die uff em ausgewiesene Besuch bei uns is, ganz vergniegt hääm komme un hab meiner Fräa, meiner Settche, schon unner der Stuwwedhier zugerufe: Settche, merr hawwe Orleans genomme! Awwer anstatt sich als ächt deutsches Weib iwwer so e Nachricht zu fräae, hat se e ganz ärjerlich Gesicht gemacht un hat gesagt: „Ach wie dumm!" — Wie so dumm, Settche? haw' ich err awwer druff erwiddert, wie so dumm? guck emaal aa! warum solle merr dann nicht Orleans nemme? — Un da hat se gesagt: „Merr hätt mich doch ehrscht frage könne, ob merr'sch ääch recht is." —

Ob derrsch ääch recht is? Ja, guckst de, Settche, ich bin ääch net ehrscht gefragt warn.

Un da hat se mich ganz verwunnert aagesehn un hat gesagt: „No wer hat's dann besorgt?"

Wer's besorgt hat? — des is von der Tann, wann des wisse willst.

Un da hat se uff äämaal widder e ganz vergniegt Gesicht macht un hat gesagt: „Wann's von der Dann is, da kann ich's umdausche."

Was willst de? Orleans umdausche? Bist de verrickt? Stuß! Du mechst doch nor en Scherz.

„Nor e Scherz? Weiter nix? Wo liegt's dann? zeig's emal!"

Wo's liegt? Des sollst de gleich seh', haw' ich gesagt un hab der Trepp enunner gerufe: Lisbeth, bring' emal den Atlas eruff, drunne in der grine Stubb licht er uff em Disch,

Da hätt awwer ääns die Frääd von dere Frää, meiner Settche, seh solle! — „Atlas!" hat se gerufe un hat vor Plaisir en Sprung in die Höh gemacht. „Atlas! also net Orleans?"

Net Orleans? was dann? gewiß is es Orleans!

„No, so dausch ich's um!"

Umdausche willst des? — Frää! Settche! ei um Gotteswille bei wem dann? un gege was dann?

„Ei ewe bei der Dann*) un gege Alpacca."

No, was sage Se dann daderrzu? Kann's ääm da noch wunnern, daß schon gleich nach der Schlacht bei Weißeborg patriotische deutsche Fraue in patriotische deutsche Blätter schon en Vorschlag for e neu deutsch Klääderordnung gemacht hawwe? —

Eine artige Geschichte erzählt ein Pariser Ballonbrief in der „Times": Vor etwa drei Monaten war ein Mann, dessen Hirn durch ein heftiges Fieber angegriffen worden war, in ein Pariser Irrenhaus gebracht worden. Anfang dieses Monats war eine entschiedene Besserung eingetreten und vor einigen Tagen ward er für so gut wie völlig geheilt erklärt; man gestattete ihm daher, auch an seine Familie zu schreiben. Damit sein Brief möglichst rasch an die Seinigen gelange, empfahl der Arzt ihm, die morgen abgehende Ballonpost zu benutzen. „Ballonpost?" fragte erstaunt der Patient, der natürlich über Alles, was in Paris vorging, in Unwissenheit erhalten worden war. „Ballonpost?" Sie wollen sagen Eisenbahn." — „Nein", sagte der Arzt, „Ballonpost. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Paris belagert ist und wir nur durch Ballons korrespondiren können." — Der Mann schrie vor Entsetzen auf. Er hielt seinen Kopf zwischen den Händen und rief: „Ich bin irr gewesen, ich habe einen furchtbaren Traum gehabt. Ich dachte, nun wäre ich geheilt. Aber nein, ich bin noch toll, toll, toll." — „Beruhigen Sie sich, mein Freund, Sie sind ganz gesund." — „Dann," erwiederte der Rekonvaleszent, „dann sind Sie toll. Was ist Ihnen widerfahren? Woher Ihr Wahnsinn?" — „Ich wahnsinnig. Ebensowenig wie Sie. Aber seit der Belagerung ist ganz Paris auf den Kopf gestellt!"

*) Dann, Manufakturwaarengeschäft auf der Schnurgasse.

An Napoleon.

Motto: „Weil ich nicht sterben konnte, darum überreiche ich Eurer Majestät meinen Degen."
Schreiben Napoleons aus Sedan an den König Wilhelm von Preußen.

Nein! da durftest du nicht sterben
Auf dem Felde, wo die Heere
Um den Siegeslorbeer werben,
Auf dem blut'gen Feld der Ehre,

Nein! da durftest du nicht sterben
Da, wo siegend und besiegt
Sich umarmend im Verderben
Deutschlands, Frankreichs Blüthe liegt.

Nein! da durftest du nicht sterben,
Wo das unsichtbare Blei
Ohne Todesschmerz, den herben,
Macht die edle Seele frei!

Du mußt sterben auf dem Bette
Der Verachtung und der Schande,
Um den Hals des Fluches Kette
Glühend wie von Höllenbrand.

Du mußt sterben, wenn von Allen,
Die du würgtest, Blutestropfen
Siedend dir auf's Herz gefallen
Und die Cyruskehle stopfen;

Sterben, wenn, so viel du Thränen
Schufest, um die todten Lieben,
Dir der Schreck vor Satans Gähnen
Angstschweiß aus dem Leib getrieben!

Der Erwürgten Geister alle
Werden treten vor dein Lager,
Werden dir mit bleichen Händen
Vor dem schmählichen Verenden

Auf die matten Lider reißen:
Daß du siehst, was du gestiftet,
Daß du siehst, was du vergiftet,
Du, der Erde größter Sünder!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Montag, 21. November 1870.

Ein Tag aus dem Leben des Pariser Moblot.

(Fortsetzung.)

Auf dem Sammelplatz des Bataillons fand ich von den 800 Bürgern, die es zählt, bereits gegen 200 vor. Kapitän Pietri, der von seiner am Tage vorher ausgesprochenen Absetzung vermuthlich schon Kenntniß erhalten hatte, war nicht unter ihnen. Wohl aber begrüßte mich mein braver Bruder Colophane, dem indeß von seinen 14 Tambours bisher nur 2 auf dem Pfade der Gefahr gefolgt waren.

„Heut' gilt es, Bürger Tendrepeau!" schrie er mit laut schallender Stimme mir zu, „heut' werden die knechtischen Söldner der Tyrannen von den freien Söhnen der einen und untheilbaren Republik ihren gerechten Lohn empfangen. „A bas les Prussiens!"

So vollkommen ich auch die politischen Ueberzeugungen meines Freundes theilte, so konnte ich mir doch die große Befriedigung nicht verhehlen, die es mir und vielen Andern gewährt haben würde, wenn die Preußen schon bei Weißenburg, Reichshofen und Forbach oder bei Metz und Sedan von unserer großen und kostspieligen Linienarmee den Lohn empfangen hätten, den wir arme Moblots ihnen nun erst so spät unter den Mauern von Paris geben sollten!"

Zu einem gründlichen Meinungsaustausch über diesen Gegenstand und noch über verschiedene andere, blieb uns übrigens an diesem denkwürdigen Morgen Zeit genug, denn Stunde auf Stunde verrann, ohne daß wir eine Nachricht über unsere eigentliche Bestimmung erhielten; schon begannen wir zu glauben, ein falscher Alarm habe uns dem Schooß unserer Familien entrissen, schon zogen wir in Ueberlegung, ob es nicht am gerathensten wäre, einfach wieder nach Hause zu gehen, wie dies einige unserer Mitbürger bereits gethan hatten, schon malte ich mir im Geiste das süße Bild aus, wie Frau Tendrepeau ihren der furchtbaren Todesgefahr glücklich entronnenen Gatten mit zärtlicher Freude bewillkommnen und ihm nach den überstandenen Strapazen ein herrliches Mittagessen vorsetzen würde — als plötzlich auf schäumendem, schweißbedecktem Pferde ein Unmensch von Adjutanten heransprengte und schon von Weitem schrie: „Où est votre commandant, mes braves?"

Verblüfft starrten wir einander an, ungewiß, wie wir diese verfängliche Frage beantworten sollten, denn der Himmel mochte wissen, wo Kapitän Pietri in diesem Augenblick steckte; Brutus Colophane indeß faßte sich am ersten, trat vor und fragte mit lauter Stimme, während er seinen Tambourmajorstock energisch schwenkte: „Wir haben keinen Kommandanten mehr!"

„Wie soll ich das verstehen? Ist Kapitän Pietri gefallen?"

„Nein; wir haben ihn als seines Postens unwürdig gestern einstimmig abgesetzt, weil er ein Blutsverwandter von notorischen Landesverräthern ist!"

Der Offizier maß den kühnen Colophane mit wüthenden Blicken und murmelte ziemlich laut einen zornigen Fluch zwischen den Lippen.

„Wer ist der älteste anwesende Kapitän?" frug er dann mit drohender Miene.

Neue Verlegenheit! Denn wir Alle, mit den militärischen Chargen völlig unbekannt, glaubten natürlich, er wolle wissen, wessen Taufschein das älteste Datum trage. Nun war zufällig ein Kapitän (und im bürgerlichen Leben Prokurist einer Droguenhandlung) vorhanden, der, wie glaubwürdige Leute versicherten, schon dem Einzuge Ludwig des Achtzehnten nach der Restauration

Digitized by Google

beigewohnt hatte. Er selbst verleugnete aber stets auf das entschiedenste jede persönliche Kenntniß von diesem denkwürdigen Ereigniß und behauptete vielmehr, erst während der Julirevolution das Licht der Welt erblickt zu haben, was er, da die eigensinnige Natur ihm jede Spur eines Haarschmucks längst versagt hatte, durch eine mächtige kohlschwarze Perücke möglichst glaubwürdig zu machen suchte.

Auf diesen Ehrenmann richteten sich natürlich Aller Blicke, wodurch er dermaßen in Verlegenheit gesetzt wurde, daß er stotternd begann: „In der That, meine Herrn — ich weiß nicht — ich glaube kaum — da müßte man doch mindestens erst — die Bücher der Mairie —"

„Ach, zum Teufel!" unterbrach der grobe Adjutant ungeduldig das Gewinsel des unglücklichen Kapitäns und Droguenprokuristen, „Ihr verwünschter Taufschein kümmert mich keinen Pfifferling! Seien Sie meinethalben so alt wie Methusalem oder wie Beelzebubs Großmutter! Ich will natürlich nur wissen, wer von ihnen das höchste Dienstalter und somit das Kommando des Bataillons hat!"

Wieder allgemeines, verlegenes Schweigen, nur von einem dumpfen Murren des verwegenen Colophane unterbrochen!

„Nun denn," rief endlich der Adjutant, der allmälich in Wuth zu gerathen begann, „wenn diese Herren — — Kapitäns (ich glaube, er wollte unhöflicher Weise eigentlich sagen: diese Herren Dummköpfe) in der Sache nicht schlüssig werden können, so übernehme ich hierdurch im Namen des Gouverneurs und auf meine Verantwortung vorläufig das Kommando des 43. Bataillons!"

„Ach!" dachte ich bei mir, „armer Mann, da hast Du Dich auch nicht auf Rosen gebettet; doch Du wirst ohne Zweifel um viele Erfahrungen reicher sein, ehe die Sonne untergeht!"

Aber siehe da! Was unserem braven ci-devant-Kommandanten Pietri niemals gelungen war und was mir als ein reines Wunder erschien: mit wenigen energischen Kommandoworten, die wie Keulenschläge auf uns herabschmetterten, löste und entwirrte der Adjutant urplötzlich das schwatzende, murrende und lachende Chaos, welches das 43. bisher gebildet hatte, zu einer Art von grader Linie, die in den Augen eines Mathematikers und eines Soldaten allerdings noch so Manches zu wünschen übrig lassen mochte.

Noch zwei Kommandos, und wahrhaftig! — wer hätte das gedacht? — da zog das 43. hin durch das Gewirr von engen Gassen, welches sich südlich des Pantheons ausbreitet, auf die Rue Mouffetard zu. Allen voran Brutus Colophane mit seinen zwei Tambours, stolz wie ein Römer, seinen mächtigen Stock gleich einer Keule schwingend. Hinter ihm in einer langen dünnen Kolonne das Bataillon oder vielmehr ein Fragment des Bataillons, meine Wenigkeit ziemlich weit hinten in der 3. Kompagnie du centre.

Vielleicht war es unser Marschtempo, welches auch zu einem Leichenbegängnisse sehr gut gepaßt haben würde, oder die jammervolle Leichenbittermiene, die leider Einige von uns zur Schau trugen — kurz, etliche Mißvergnügte stimmten plötzlich die sogenannte Maçonnaise an, das heißt, den Gesang der Mobilgarde von Maçon, welchen diese mit nach Paris gebracht hatte und der bekanntlich lautet:

Nous partons
ton, ton,
Comme de moutons,
Pour la boucherie!
Nous aimons
Pourtant la vie,
Mais nous partons,
ton, ton
Pour la boucherie!
On nous massacrera
ra ra
Comme des rats;
Ah, que Bismarck rira!

Die schauerliche Wirkung dieses trübseligen Textes auf die Nerven der Zuhörer wurde dadurch noch erheblich gesteigert, daß die beiden übel berathenen Tambours, Jeder überdies nach einem andern Rhythmus, den ohnehin so herzbrechenden Gesang nach Kräften auf dem Kalbfell zu begleiten suchten. Noch war indeß die erste Strophe nicht zu Ende, als sich unser Kommandant höchlichst entrüstet umwandte und unter einer Fluth grausamer Verwünschungen den Sängern augenblicklich zu schweigen befahl, wenn sie nicht sogleich arretirt und nach der Place Vendôme Nr. 7 (dort befindet sich die Kommandantur) gebracht sein wollten. Diese tyrannische Drohung ließ zwar die Unzufriedenen verstummen; nur Brutus Colophane versuchte noch Widerspruch, doch ein nicht mißzuverstehender Griff des Gewalthabers an seinen Säbel brachte selbst diesen unerschrockenen Vorkämpfer der Freiheit zur Ruhe; aber das düstere Gefühl einer herannahenden Katastrophe, das nun einmal mit bleierner Wucht auf unsern Gemüthern lastete, ließ sich auch durch den willkürlichen soldatischen Zwang, dem wir uns leider beugen mußten, nicht wieder

bannen, in dumpfem, unheilverkündendem Schweigen wurde der Marsch mürrisch fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein ungarischer Schustergeselle in Sedan.) Janos war seinem Meister in J—gh durchgegangen nachdem er demselben vorher einen Vorschuß abgenommen hatte. Mißmuthig über die Verfolgungen seines gekränkten Meisters, der ihn in Pest erwischt hatte, entschloß er sich, für seinen Kollegen, der mit ihm gemeinsam in der Werkstatt des Meisters gearbeitet hatte und nach Preußen zuständig war, in die Pickelhaube zu fahren. Janos übernahm die sämmtlichen Schriften und — Thaler des preußischen Helden und stellte sich als Fritz Leber der Pester Stadthauptmannschaft als einberufener preußischer Landwehrmann vor. Fritz Leber — recte Janos — muß sich sehr wacker geschlagen haben, denn schon nach der Schlacht von Wörth war er zum Wachtmeister avancirt. Nach der Kapitulation von Sedan erwartete er beinahe das Eiserne Kreuz, als sich die Scene plötzlich änderte. Der Hauptmann verlas die Namen seiner Heldenkompagnie, um die etwaigen Verluste zu konstatiren. Kaum hatte Janos bei dem Rufe Fritz Leber mit einem kräftigen „Hier" geantwortet, als ein müder Reisender vorstürzte, im Begriffe, seinen theuren Bruder Fritz zu umarmen, den er endlich nach langem Suchen angetroffen glaubte. Janos war vernichtet. Er gestand beim Regimentsrapport Alles ein, betheuerte, daß er die reine Wahrheit gesprochen — umsonst. Janos wurde als Spion verhaftet und wurde selbst vor den Kronprinzen geführt. Hier faßte er sich ein Herz und bat, man möge nur an seinen betrogenen Meister schreiben, der werde gewiß seine Angaben bestätigen. Janos arbeitet heute wieder in der Werkstatt seines Meisters in J—gh und hat das Versprechen gegeben, nie mehr einen Vorschuß zu nehmen.

Ein treffendes kulturhistorisches Genrebildchen gibt die „Cincinnati Times" in einem Artikel über die Deutschen: „Das deutsche Element ist stark, in der That das stärkste Volkselement der Erde. Wenn es im Augenblick hier zu Lande in Amerika noch nicht das herrschende ist, so wird es dies jedenfalls beim Beginn des 20. Jahrhunderts, also in weniger als 30 Jahren sein. Das deutsche Volk ist das gesündeste der Erde. Es steht in blühendem Mannesalter und ist voller Lebenskraft. Wir Amerikaner sind allzusehr raffinirt, verweichlicht und enlnervenden Gewohnheiten ergeben. Die deutschen Familien sind zahlreicher als die unsrigen und würden auch ohne weitere Einwanderung in Kurzem die Oberhand bekommen. Wenn unsere Söhne die Töchter Deutscher heirathen würden und umgekehrt, so wäre Das eine weise Befolgung des großen Gesetzes unserer Selbsterhaltung. Ein besserer Menschenschlag, physisch und geistig, würde aus einer derartigen Amalgamation, hervorgehen, und die Klugheit gebietet uns, einen derartigen Weg einzuschlagen. Unsere jungen Leute sollten sich gesunde Familien wünschen. Unsere jungen Frauenzimmer sollten aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden und ihre Gewohnheiten den Gesetzen der Natur anpassen lernen. Nehmt deutsche Männer! Schüttelt die Faulheiten von euch ab! Hört einmal auf, Schwindsuchtsschuhe zu tragen! Uebt eure Körperkräfte! Wascht, scheuert, kocht, geht spazieren, klettert auf die Berge und habt weniger Angst um eueru Teint!"

(Die Sonnenfinsterniß am 22. Dezember.) Am 22. Dezember d. Js. findet bekanntlich eine Sonnenfinsterniß statt, deren Totalitätszone die Südspitze Spaniens, Nordafrika, den Südposten Sizitiens und Thessalien durchschneidet. Um den italienischen Astronomen die Beobachlung dieses Phänomens in Sizilien zu ermöglichen, hat die italienische Regierung eine Summe von 30,000 Francs angewiesen; ebenso wird eln englischer Kriegsdampfer den englischen Astronomen zur Verfügung gestellt werden, um sie nach Spanien zu führen; ja selbst aus Amerika werden binnen Kurzem drei Expeditionen abgehen, die sich an noch nicht näher bekannten Orten in Spanien, Sizilien und Thessalien aufstellen werden. Auch die österreichische Kriegsmarine beabsichtigt, dem Vernehmen nach, einen Dampfer zur Beobachtung dieser Finsterniß an die Küste von Albanien und Tunis zu senden. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Nachrichten sich bestätigen möchten, weil bei dieser Finsterniß der Vollschatten das letztemal in unserem Jahrhundert Süd-Europa durchzieht und der Kriegsereignisse wegen die in Aussicht genommene französische Expedition nach Algier unterbleiben muß, der afrikanische Kontinent daher, welcher die größten Chancen für das Gelingen von Beobachtungen darbietet, ganz unbesetzt bleiben würde.

(Was ist eine Milliarde?) Ein Franzose hat folgende Berechnung aufgestellt: Eine Milliarde Frankenstücke wiegt 10 Millionen Pfund. Zum Landtransport würde es ein Fahrzeug so groß wie die Arche Noah erfordern, welche, wie man weiß, 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch war. Wenn diese 10 Millionen Pfund zu Barren von einem Zoll im Quadrat geschmiedet wären, so würden dieselben hinreichen, um Paris mit einem Gitter von 10 Fuß Höhe zu umgeben. Eine Linie, gebildet aus einer Milliarde Ein-Frankenstücke, wird 750 französische Meilen länger sein, als die Hälfte des Umfangs der Erde. Wenn man endlich eine solche Milliarde zur Zeit der Geburt Christi in eine Maschine eingeschlossen hätte, welche in jeder Minute einen Franken auswürfe, so würde diese Maschine, um sie vollständig zu leeren, jetzt noch ungefähr 53 Jahre zu arbeiten haben.

Vor ungefähr fünfzig Jahren lebte in Oldenburg ein Doktor Lüttmann. Ein Bauer, der ihn um Rath bitten wollte, trat eines Morgens frühzeitig in sein Zimmer, ehe der Arzt aufgestanden war. Er sah nur ein dort aufgestelltes Skelett, bei dessen Anblick er sich eilig davon machte, so daß der Arzt, dem die Ankunft des Bauers gemeldet war, ihn nicht mehr vorfand. Als nun Lüttmann einige Stunden später vor der Thüre stand, machte ihn sein Diener darauf aufmerksam, daß der Bauer, der sich an der entgegengesetzten Straßenreihe hart an den Häusern vorbeidrücke, der Patient sei, welcher den Doktor heute Morgen habe konsultiren wollen. „He, guter Freund!" rief Lüttmann dem Bauer zu, „Ihr habt mich ja heute sprechen wollen?" — „Bliv he mir dreh Schritt vom Liewe," rief der Bauer ängstlich sorteilend, „ick hav hem hüht Morgen wul sehen, as he noch kehn Hemd anhar."

Wien, 3. Nov. Einen Akt bemerkenswerther Geistesgegenwart berichtet man dem „Wanderer" aus Krems. Vor einigen Tagen brach nämlich in dem Orte Mechters nahe bei Krems in einem Bauernhause Feuer aus. Ein in dem Hause wohnender Ausnehmer bemerkte das Feuer zu spät und konnte sich nicht mehr aus der mit Rauch erfüllten Stube retten. Er kam dabei auf einen guten Einfall. Er legte sich platt auf den Boden und hielt sich ein in Wasser getauchtes Tuch vor den Mund, bis die Feuerwehr ihn aus dieser peinlichen Lage befreite.

Im Berliner Opernhause überraschte die Zuschauer dieser Tage eine dem Ballet Flick und Flock einverleibte neue Scene. Als nämlich die Dekoration die Stadt Paris zeigte, kam unerwartet ein großer Ballon aus derselben geflogen, in dem Gambetta und andere Tapfere sich befanden. Sogleich war aber auch ein preußischer Soldat bei der Hand, das Ungestüm anzuschießen und herabzuholen. Der Applaus der Zuschauer bei dieser zeitgemäßen Episode war, wie sich denken läßt, groß.

Im Hoftheater zu Darmstadt wurde am Dienstag das Stück „Straßburg eine deutsche Stadt" aufgeführt. Als bei der Schußscene der französische Gesandte frug: wo liegt Deutschland? erscholl eine Stimme vom hohen Olymp herab: „bei Sedan"; ein Witz, der große Heiterkeit hervorrief.

Der erste gefangene Turko

Im Feuer stand bei Weißenburg
Das fünfte Regiment
Der tapfern Bayern Infanterie,
Die man mit Achtung nennt.

„Daß dich die Pest," ein Hauptmann brummt,
„Daß dich die Schwerenoth!
Die Kerle schießen wirklich mir
Den letzten Turko todt.

„Wie Fliegen fallen sie da um,
Es ist nicht auszustehn,
Ich hätte solchen Heiden gern
Lebendig 'mal besehen."

Wenn's Das nur ist, denkt Köhler sich,
Dann ist die Sach' nicht schwer:
„Du, Kom'rad, holte mir doch 'mal
A bissel mein Gewehr!"

Und durch den Kugelregen springt
Er auf die Turkos los
Und packt den nächsten beim Genick
Und sagt: „Komm' mit, Franzos!"

Er hält ihn seinem Hauptmann hin
Und salutirt und spricht:
„Da haben's aanen, doch verzeih'ns,
Der schönste ist es nicht!"

Wilibald Winkler.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Mittwoch, 23. November **1870.**

Ein Deutschland in Allem!

Der Kaiser sprach zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh', ob nach die Raben
Herfliegen um den Berg!"
Der Knab' kehrt' bald zurücke,
Und Friedrich ruft: „Ist's wahr?
Will trauen deinem Blicke;
Du bringst das gold'ne Jahr!"

Heil uns! wir konnten schauen
Den großen Freudentag;
Der Dom ist ausgebauet,
Steht fertig unter Dach!
Der Tag, von dem wir sangen
Manch' sehnsuchtsvolles Lied,
Ist endlich angekommen,
All' Leid hinfort uns flieht.

„Deutschland ist nun geworden!"
Schall's über'n Ocean.
Wer will hinfort es wagen,
Zu schmäh'n den deutschen Mann?!
Franzosen, Engelländer,
Wir fragen nimmer euch;
Wißt es: Neu ist erstanden
Das große, deutsche Reich!

Deutschland, bis jetzt in Liedern
Und Worten nur bestand
Dein Wesen; nun in Allem
Ein deutsches Vaterland.
Nicht Preuße, Sachse, Bayer,
Nicht Hess', Badenser, Schwab'
Wird es von nun an heißen;
Deutsch Alles bis in's Grab!

Nun kommt, ihr lieben Brüder
Vom deutschen Oesterreich;
Auch ihr dürft nimmer fehlen
Im heil'gen deutschen Reich.

Europa soll es wissen,
Es seh' die ganze Welt:
„Ein Deutschland nun in Allem!
Im Frieden und im Feld!"

Und ihr, ihr deutschen Fürsten,
In Tagen schwerer Noth
Habt ihr euch deutsch gehalten,
O bleibt es bis zum Tod!
Liebt eure treuen Völker,
Gebt ihnen, was gebricht;
Die Nachwelt wird euch danken:
Schützt Freiheit, Recht, schafft Licht!

Und wird dereinst besteigen
Den deutschen Kaiserthron
Ein Friedrich, deutsche Brüder,
Dann kammt des Kampfes Lohn:
„Deutschland erhält den Frieden,
Ihm huldigt alle Welt,
Und niemehr kommt's zum Schlagen,
Weil Deutschland Wache hält!"

Chr. Grund.

Ein Tag aus dem Leben des Pariser „Moblot".

(Fortsetzung.)

An der Place d'Italie bogen wir in die Straße nach Fontainebleau ein; es war also nun offenbar, daß wir außerhalb der Stadt dem Feinde entgegengeführt werden sollten!

Als sich das Bataillon dem inneren Festungsgürtel näherte, konnte man bei der Todtenstille, die auf den öden, menschenleeren Straßen herrschte, vor uns bereits deutlich einzelne Kanonenschüsse und dazwischen das anhaltende Knattern des Gewehrfeuers unterscheiden.

Also dort, jenseits jener nahen Höhen, war ein mörderisches Gefecht im Gange, zu dessen

beklagenswerthen Opfern man vielleicht auch uns schon nach einer kurzen Spanne Zeit zählen durfte!

Ach wie lebhaft traten in diesem Augenblicke die Bilder meiner geliebten Adolphine, meines kleinen Charles und unseres stillen, bescheidenen, häuslichen Glückes vor meine Seele! Und warum mußte ich alle diese Güter des Lebens verlassen, um einem ungewissen Schicksale, vielleicht einem qualvollen Tode entgegengehen? Warum? fragte ich. Einzig und allein deßhalb, weil unsere gebietenden Herren von der Nationalregierung es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatten, den überflüssigen Muth der Pariser durch einen Angriff im freien Felde zu beweisen, während sie selbst sich in diesem Augenblicke vermuthlich in sicherer Ruhe den Freuden einer lukullischen Tafel hingeben, oder vielleicht schon zur Beförderung der Verdauung bei dem Duft einer guten Havannah einen prachtvoll stylisirten Bericht über den opfermuthigen Heldentod entwarfen, den wir am heutigen Tage für des Vaterlandes Heil auf dem Felde der Ehre gestorben seien. Freilich, fern vom Schuß und wenn man satt ist und zur Genüge getrunken hat, läßt sich ganz reizend über solche Dinge philosophiren; wenn man aber mitten in der Gefahr drinsteckt und dabei müde, hungrig und durstig ist, da sollen einem armen Moblot wohl alle hochtrabenden Gedanken von Ruhm, Opfermuth und Heldentod vergehen, und man hat schließlich nur den einen Wunsch, daß man recht bald mit möglichst heiler Haut davon sein möchte.

Indeß, was half mir alles Wünschen? Hätte ich, wie sonst fast stets, auch diesmal den verständigen Rath einer klugen Frau befolgt, so war ich noch ruhig in meinem niedlichen kleinen Laden und kein Hahn krähte darnach, ob ich das Alarmsignal überhört oder verschlafen hatte.

Freilich, der infame Schlingel, der Antoine, wäre in seinem überspannten Patriotismus toll genug gewesen, mich anzugeben! Und dann? —

Jedenfalls kamen alle Ueberlegungen jetzt post festum! Ich befand mich nun einmal dem Feinde vor der Nase und meine Ehre als Pariser Bürger, als Moblot und als Handschuhmacher verlangte gebieterisch, daß ich mit meinen Kameraden getreulich aushielt.

Wenn ich nur mindestens das Schloß in meinem Gewehr und Patronen in meiner Giberne gehabt hätte; aber so! Lediglich auf mein Bajonett angewiesen zu sein — brrr! schrecklicher Gedanke, das Aufspießen lebendiger Menschen und namentlich das Gespießtwerden! —

In diesem Augenblicke marschirten wir neben Bicêtre vorüber und — der Himmel möge mir diese Sünde vergeben: — ich glaube, ich beneidete damals fast den armen Vetter Toignon, der sich nun schon im dritten Jahre als unheilbar dort befindet; jedenfalls war er sicher davor, in der nächsten Viertelstunde einen Derimeter kalten Eisens zwischen seinen Rippen zu spüren!

Der Schall des Kanonen- und Gewehrfeuers vor uns wurde indessen immer lauter und lebhafter, und schien uns auch rascher, näher zu kommen, als wir vorrückten.

Unser improvisirter Kommandant war in diesem Getöse ganz Feuer und Flamme geworden; fortwährend drehte er sich nach uns um und rief mit lauter Stimme: „En avant, mes enfants, vite, vite!“ als ob wir nicht ohnehin schnell genug in den Rachen des Verderbens gelaufen wären.

Doch unser Geschick sollte sich früher erfüllen, als er oder wir ahnen konnten!

Wir hatten eben das Fort de Bicêtre hinter uns gelassen und stiegen die sanfte Anhöhe vor dem Dorfe Villejuif hinan, wo die Pyramide steht, als plötzlich ein Ton an unser Ohr schlug, wie ich ihn noch nie gehört hatte und hoffentlich auch in meinem ganzen Leben nicht wieder zu hören bekomme. Ein vibrirendes Heulen und Pfeifen in der Luft, das zu gleicher Zeit vor uns, neben uns und über uns zu sein schien und dem unmittelbar darauf ein betäubender Knall hinter uns folgte. Unwillkürlich hatten wir Alle wie der Blitz Kehrt gemacht, sahen indeß nichts Besonderes, außer ungefähr — 200 Meter von uns grade über der Straße, die wir gekommen waren, eine kleine weiße Dampfwolke, welche sich nur sehr langsam und widerstrebend zu zertheilen und mit der Atmosphäre zu amalgamiren schien.

„C'était le premier obus prussien, mes enfants; mais ça n'est point d'importance; marchons en avant, toujours en avant!“ rief wieder mit schallender Stimme unser Kommandant. Wahrhaftig! eine preußische Granate sollte nicht der Rede werth sein für uns! Ein spaßhafter Mann, unser Kommandant — ich möchte blos wissen, ob es ihm mit seinen wahnsinnigen Redensarten wirklich Ernst war.

Sei dem, wie ihm wolle — keinenfalls erreichte er seinen Zweck. Denn noch war das brave Bataillon nicht wieder in Bewegung gekommen, als wir das gräßliche, durch Mark und Bein schneidende Pfeifen und Sausen, diesmal aber viel näher als vorhin, um uns herum hörten und gleichzeitig — entsetzlicher Anblick! —

Digitized by Google

kaum 100 Meter vor uns auf der Chaussée eine dichte, große, graue Staubwolke, aus der einzelne Uniformen und Bajonette hervorzuschimmern schienen, mit fabelhafter Schnelligkeit von der Höhe herab auf uns zukommen sahen!

Wie mit einem Zauberschlage entsteht da urplötzlich das wildeste Chaos unter uns! Den Schafen gleich, auf die der Treiber seinen Hund hetzt, drängen sich alle in einen wirren Klumpen zusammen — die verhängnißvollen Rufe: Trahison! — les Prussiens! — Sauve qui peut! erschallen unter wüstem Toben und Schreien von allen Seiten. Die meisten werfen ihre Gewehre fort — meinen Freund Cornichon sehe ich eben noch an der Spitze des Bataillons in wüthendem Handgemenge mit dem blutdürstigen Kommandanten, der ihn vergeblich am Kragen festzuhalten und zum Stehenbleiben zu zwingen sucht — im nächsten Augenblick schon rennt Alles wie besessen fort — natürlich in der Richtung auf Paris zu.

(Schluß folgt.)

* Ein nettes Abenteuer.

Zwei junge Männer von hier, welche am 3. Nov. abhin von Antwerpen aus nach Amerika abfuhren, wegen der Reparaturbedürftigkeit ihres Schiffes, das einen glänzenden Namen (Guiding Star — leuchtender Stern —), aber keine glänzenden Eigenschaften hat, in Soulhamplon landen mußten und ihren gezwungenen Aufenthalt zur Kenntniß von Stadt und Gegend benutzten, — gingen am 10. Nov. nach dem Frühstück auf der Straße gegen London zu, an welcher rechts und links eine große Menge von Landhäusern — meistens geschmacklos gebaut — sich befinden. Etwa 3 Meilen von Southamplon weg kamen sie an einer recht hübschen Villa vorüber, wo der Wunsch bei ihnen laut wurde, dieselbe von innen zu sehen. Lassen wir nun den einen der Reisenden selbst erzählen; derselbe schreibt: „Auf meine Aeußerung rief Jemand hinter dem Zaun heraus: „Sie sprechen aber gut deutsch!“ Verwundert blickte ich an dem Zaune entlang, als plötzlich das Gebüsch sich theilte und ein alter Herr mit weißem Barte herausah. Er erklärte in fließendem Deutsch, daß man unsere Sprache so selten in Southampton höre und er dadurch aufmerksam auf uns geworden sei. Ich bemerkte ihm hierauf, wir seien Deutsche und wollten uns während unseres unfreiwilligen Aufenthaltes Land und Leute, heute aber einmal die englischen Villen betrachten. Sofort lud er uns freundlich ein, bei ihm einzutreten und eine englische Villa innen zu sehen. Mit großem Vergnügen nahmen wir diese Einladung an und ließen uns von dem alten Herrn (Mister Roobin ist sein Name) in den Gärten, auf dem Taubenschlage (wo wir lauter echt englische Brieftauben sahen), in seinem Gewächshaus und schließlich in den Zimmern herum führen, in denen namentlich die prachtvollen Kamine meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Ohne eine Detailbeschreibung der Hauseinrichtung zu geben, bemerkte ich nur im Allgemeinen: daß ich in derselben den höchsten Grad von Komfort zu erblicken glaubte. Ein hübsches Pianino (ein französisches) stand offen, und ich hätte gerne der Aufforderung unseres freundlichen Wirthes „Die Wacht am Rhein“ zu spielen Folge geleistet, wenn ich dazu fähig gewesen wäre. — Zum Schluß ließ Herr Roobin eine ältliche Schwester rufen und stellte uns derselben vor, worauf sie in ziemlich gutem Deutsch uns Platz nehmen hieß, während unser Wirth in den Keller eilte, um eine Flasche des stärksten Porters zu holen; Miß Roobin dagegen brachte in einem zierlichen Körbchen echt englischen süßen Zwieback. — Ein großes Porträt Garibaldi's bestätigte mir die Eingenommenheit der Engländer für diesen ehemaligen Helden und jetzigen Schwindler. — Nachdem wir uns gehörig gelabt und dabei köstlich unterhalten hatten, dankten wir höflichst für die uns bewiesene Freundlichkeit, verabschiedeten uns, wobei das Geschwisterpaar seine herzlichen Wünsche für unser ferneres Wohlergehen aussprach, und traten dann vergnügt unsern Rückweg nach Southampton an.“ —

So weit unser Berichterstatter. — Auf Anregung eines Freundes soll Herr Roobin „Die Wacht am Rhein“ für Singstimme mit Klavierbegleitung zugesendet erhalten zur Erinnerung an seine improvisirten Gäste und zum Dank für deren freundliche Behandlung.

Mannigfaltiges.

München, 10. Nov. Die Bewohner unseres bayerischen Hochlandes haben ein Kampfspiel, „Hackeln“ genannt, welches darin besteht, daß zwei an einem Tische Gegenübersitzende sich gegenseitig mit dem gebogenen Mittelfinger der rechten Hand fassen und Einer den Andern auf diese

Weise über den Tisch hin zu sich herüberzuziehen sucht. Ein Provinzialblatt aus dem Oberlande brachte nun dieser Tage unter der Ueberschrift „das Fingerhackeln" nachstehenden eben so vaterländischen, als originellen poetischen Erguß in Schnaderhüpfel-Reimen („G'sang'ln", meist scherzhaften, neckenden Inhalts in oberbayerischer Mundart):

„Der Franzos hat dem Deutschen das Hackeln antrag'n,
Der Deutsche sagt muthig: „Das kann man schon wag'n."
Die Deutschen geh'n alle frisch über den Rhein
Und mit den Franzosen da hackeln sie ein.
Doch bei den Franzosen war d' Kraft nit zu Haus,
Sie lassen beim Hackeln gleich 's erste Mal aus.
Und die Deutschen, die guten, die lassen nit los:
A Jeder sagt: „Mein g'hörst, mein lieber Franzos!"
Und um die Franzosen da war's nachher g'fehlt,
Mit sammt ihrem Kaiserreich werden sie g'schnellt.
Es hackeln die Deutschen sie überall hin,
Bis nach Paris sind sie Meister schon drin.
Es hackeln die Deutschen sie weit über'n Tisch,
Und bläut hab'n sie's auch noch wie d' Holländerfisch'.
Zurück kehr'n die Deutschen im Sieg über'n Rhein;
Untereinander 's Hackeln laßt ferner jetzt sein!
Wacht, daß der Glaub'n an Gott nit erschlafft!
Denn der hat gegeben zum Hackeln die Kraft.
In Eintracht nun thut Euch mitsammen aufführ'n!
Mit Deutschland wird Niemand mehr 's Hackeln probir'n."

Als Verfasser ist ein Dorfkrämer Namens Mich. Thill unterzeichnet.

„Warum hat denn der Bismarck Waffenstillstand mit den Parisern geschlossen?" fragte ein Bauernjunge seinen politischen Vater, der eben Birnen abnahm. „Nu," sagte der Alte, „siehst De, das is wie mit den Bernen, die lassen mer 3 Wochen still liege uf'm Struh, un da wern se von selber teek un weech, un wenn se auch su harte itze sinn. So is och mit dan Franzosen in Paris, die warn schun zohm ware un winnelweech, wann se nuch 3 Wuchen müsse hungre un still liege, un do braucht mer se nich erst zu klopfe!"

(Napoleons Staatsgrundgesetz für die Franzosen.) Napoleon sagte einmal bei Tafel zu Lafitte: „Man muß, um die Franzosen zu regieren, Waffen von Eisen und Handschuhe von Sammt tragen." Der neben Lafitte essende „Marquis Landsavne", der so bekannte englische Minister erwiederte darauf, so daß Napoleon es hören konnte: „Ja, das ist richtig, aber er vergaß oft, die Handschuhe anzuziehen."

Der Degen Louis Napoleons, welchen derselbe nach der Kapitulation von Sedan dem König Wilhelm zu Füßen legte, soll im Feldmarschallsaale des Berliner Kadettenhauses neben dem Degen Napoleons I. aufbewahrt werden, den der Fürst Blücher in der Schlacht bei Belle-Allianee erbeutet und damals dem Kadettenkorps als Geschenk übergeben hat.

* (Mancherlei.) Es ist hier allerwärts Gebrauch, besonders bei Viktualienhändlern ꝛc. bei größerem Bedarf eine Dreingabe zu bekommen. Diese Sitte scheint sich auch unser hiesiger Thurmwächter und Zeitenverkündiger bei Nacht angeeignet zu haben. Seine größte Spende sind 11 und 12 Stöße aus seinem Horn. Paß auf! Auch er meint's gut mit uns; statt 11 bläst er richtig 12, und bei 12 ein t—h—u—t Zulage, macht gerade 13; vielleicht könnte er sich zur Ausrede nehmen, daß bei seinen t—h—u—ts manchmal ein schlechtes sei?

Räthsel.

(Dreisilbig.)

1. Silbe.

Quäker sind wir immerdar,
Gar muntere Gesellen,
Und schreien oft bei Nacht fürwahr,
Daß dir die Ohren gellen.

2. und 3. Silbe.

Gar manche Stadt und mancher Ort
Hat uns zwei Silben hinten.
Sind wir allein, so wirst du dort
Kaum eine Kirche finden.

Das Ganze.

Ein Städtchen bin ich und bekannt
Durch Kronprinz Fritz von Preußen;
Wo der Franzos die Pfot' verbrannt,
Und darum that ausreißen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Freitag, 25. November **1870.**

An das betrogene Frankreich!

„Verrath! Verrath!“ so schreien deine Völker!
Warum? Weil deine Großen sie bethört.
Frag' jene Männer, die für dich gestritten,
So wirst gewiß du anders bald belehrt.
Die Alle nennst du Vaterlandsverräther,
Die unterliegen unserm Volk im Krieg;
Du meinst noch immer, deine Generäle —
Sie seien Schuld an unserm großen Sieg.

Die Narren meinen; die Verständ'gen glauben
Dies nimmer; wiß, das war kein solcher Krieg,
Wie du bisher sie immer hast geführet
Mit andern Völkern, nicht so leicht der Sieg.
Such' doch die Schuld an deinem Unterliegen,
Am Immertiefersinken deiner Kraft
Im „eig'nen Ich“ — du wirst gewiß sie finden,
Wirst finden bald, warum dein Arm erschlafft.

Gambetta dort mit seinen tapfern Freunden,
Mit Worten kämpfen sie, nicht in der Schlacht;
Laß sie den Degen zieh'n, um dich zu schützen,
So wirst du sehen, was den Sieger macht.
Willst du den Sieg, so mußt du ihn erkämpfen
In Thaten, nicht in Wort und Phantasie.
Zu Hause träumt's sich leicht von schönen Siegen,
Sie selbst erkämpfen war so leicht noch nie.

Das deutsche Volk hat nimmer sich gerühmet,
Das „erste Volk“ zu sein auf dieser Erd.
Bescheiden steht es da trotz seinen Siegen;
Es wird vom Ruhme nicht — wie du — bethört.
Wer Siegen will, der muß versteh'n zu kämpfen
Den herben Kampf mit Gott für's Vaterland;
Er muß in seinem Busen männlich fühlen,
Muß muthig stehen ein mit starker Hand.

Hör' noch das Wort von einem der Getreuen,
Die für dich bluteten in heißer Schlacht.
Es heißt: „Mein Vaterland wird nimmer blühen,
So lang es nicht im Innern wird bewacht!“

Was könnten helfen dir die größten Siege,
Da dir's unmöglich ist, dich recht zu freu'n;
Wie kannst als Arzt du and're Völker heilen,
So lang du fühl'st, selbst nicht gesund zu sein!

Chr. Grund.

Ein Tag aus dem Leben des Pariser „Moblot“.

(Schluß.)

Dank meinen behenden Beinen komme ich ziemlich rasch vorwärts — aber da will es mein Unstern, daß ich in blinder Hast mit dem Bajonett gegen einen Chausseebaum anrenne! Die Wucht meines Anpralls ist so groß, daß das treue Bajonett, die letzte Waffe zur Vertheidigung meines Lebens, klirrend in Stücke bricht, und es bleibt mir nichts Anderes übrig, als das nun völlig nutzlose Gewehr ebenfalls fortzuwerfen. Beflügelten Laufes eile ich weiter, um den unfreiwilligen Aufenthalt wieder einzubringen. Aber der Himmel mag wissen, welche Verblendung meiner Sinne mich unversehens überkommt — kurz, ich gerathe plötzlich von der Chaussee herunter und in die pfadlosen Aecker und Wiesen hinein. Doch n'importe — en avant, toujours en avant treibt mich die Todesangst — unser Kommandant würde sicher seine Freude an meinem unaufhaltsamen pas de course haben, wenn er mich sehen könnte — durch den weichen Boden, der sich an meine Sohlen klebt, über Gemüsebeete und Kartoffelfelder, über Gräben und Hecken geht das wilde Rennen — schon sehe ich dicht vor mir die schützenden Wälle des inneren Festungsgürtels — schon beginne ich im Stillen die Heiligen zu preisen ob meiner wundersamen Rettung aus diesen Todesnöthen — da lähmt plötzlich starrer Schreck meine Glieder und athemlos stürze ich

zu Boden, denn ich befinde mich am Fuße eines mindestens 3 Meter hohen Plankenzauns, der sich rechts und links endlos hinzieht und dessen oberer Rand zum Ueberfluß mit fingerlangen scharfen Eisenspitzen dicht besetzt ist. In verwegenen Turnerkünsten war ich nie Meister und ich beschließe deßhalb anfangs, ruhig liegen zu bleiben und, ergeben in mein Schicksal, das Weitere abzuwarten.

Aber horch! Da erschallt nahe hinter mir wieder jenes entsetzliche Gebrüll, wie es nur die rauhen Kehlen dieser deutschen Barbaren hervorzubringen vermögen.

In wahnsinniger Angst springe ich auf und beginne mit unglaublicher Behendigkeit an dem glatten Zaun emporzuklimmen — und wirklich, es geht! Zwar zerreißt meine Uniform in Fetzen, die Holzsplitter ritzen meine Hände blutig und die unerhörte Anstrengung raubt mir fast den Athem — aber es geht. Schneller, als ich es jemals für möglich gehalten hätte, bin ich oben und will mich eben mit kühnem Sprunge auf die andere Seite hinüber befördern, als ich zu allem Unheil mit meiner Bajonettkoppel an den vermaledeiten Spitzen hängen bleibe. Alle Anstrengungen sind fruchtlos, — ich vermag mich nicht los zu arbeiten und schwebe wie ein Waagebalken zwischen Himmel und Erde auf der Kante des heillosen Zauns, halb diesseits, halb jenseits, während unmittelbar unter mir — die Haare sträuben sich mir in grimmigem Entsetzen empor und kalter Angstschweiß perlt von meiner Stirne! — wildes Geschrei und zornige Flüche ertönen — dazwischen ist es mir, als wenn laut und deutlich mein Name gerufen würde — und während mir eben noch der Gedanke durch den Kopf schießt: Sollte etwa der bedeutende Ruf deiner Handschuhfirma gar bis zu diesen hyperboräischen Barbaren gedrungen sein? — während dieses auch im Tode noch tröstlichen Gedankens bekomme ich plötzlich einen furchtbaren Stoß von rückwärts, der mich kopfüber auf der andern Seite des Zauns zu Boden wirft — die Sinne schwinden mir! — — Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, saß ich in einem Pariser Fiaker und mir zur Seite mein treuer Colophane, der mit einer Hand mich sorglich stützt und mit der andern seinen vielgeliebten Tambourmajorstab krampfhaft umspannt hält. Nach den ersten leidenschaftlichen Ausbrüchen der Freude über unsere schließliche Rettung erklärte mir Colophane mit wenigen Worten die Räthsel der letztverflossenen Schreckensstunde. Die graue Staubwolke, welche sich auf der Chaussee von Villejuif her so schnell auf uns zuwälzte, barg in ihrem Schooße keine Prussiens, sonder unser eigenes Zuavenregiment, welches, ohne einen Schuß zu thun, den beschleunigten Rückzug nach Paris allen Heldenthaten vorgezogen hatte. Mit einigen dieser Tapferen war dann Colophane ebenfalls querfeldein meinen Spuren gefolgt und gerade noch zurecht gekommen, um mich aus meiner verzweifelten Lage zu erlösen. Da sein wiederholtes lautes Rufen nicht verfing, so hatte er endlich mit glücklicher Geistesgegenwart aus dem Tambourmajorstock einen Lebensretter improvisirt und mich mit dessen Hilfe über den schändlichen Zaun hinwegbugsirt. Kaum hielt der Wagen vor meinem Hause, als auch schon meine gute Adolphine, todtenbleich und thränenden Auges, herbeieilte, auf dem Fuße gefolgt von dem Schlingel, dem Antoine! Wo haben Sie denn Ihr Gewehr, Herr Tendrepeau, und wie viele Prussiens haben Sie niedergemetzelt? schreit der Unverschämte, während mein braves Weibchen, das mich, von oben bis unten mit einer gelben Lehmkruste überzogen, mit blutigen Händen und zerfetzter Uniform wiedersieht, ungestüm mich umarmt und zehnmal in einem Athem ruft: „Oh, mon Dieu! pauvre Jean, Du bist doch nicht getödtet worden von diesen gottlosen Prussiens? Wie ich dann nach einer Stunde im Bette liege und alle möglichen Sorten von heilsamen Thees trinken muß und unser Arzt meinen Zustand bei gehöriger Schonung für nicht übermäßig gefahrvoll erklärt hat, da berichtet mir denn auch Adolphine ihre ebenfalls wenig erfreulichen Erlebnisse während meiner Abwesenheit. Um die Mittagstunde ist nämlich ein Mann von herkulischer Gestalt, mit mächtigem kohlschwarzem Vollbart, sehr auffallend gekleidet und bis an die Zähne bewaffnet, in den Laden getreten und hat ungestüm alle vorhandenen Stulphandschuhe von Wildleder verlangt. Adolphine, sehr erfreut über diesen unverhofften guten Handel in so schwerer Zeit, wo alle Geschäfte darniederliegen, hat sich natürlich beeilt, dem wilden Herrn unsern ganzen Vorrath — zehn und ein halbes Dutzend — vorzulegen und den sehr reellen Preis — 6 Franken das Paar — zu nennen. Alsbald ist der Diener des Wilden, der nur eine schäbige Kopie seines Herrn zu sein schien, über die schönen Handschuhe hergefallen, hat sie eiligst zusammengerafft und ist mit ihnen im Nu verschwunden, während der Herr, anstatt die schuldigen 756 Franes zu bezahlen, nur ein paar Zeilen auf ein Blatt seiner

Brieftasche geschrieben, dies meiner verblüfften Gattin überreicht und sich dann ebenfalls unverzüglich aus dem Staube gemacht hat.

Auf dem Zettel, den Adolphine mir seufzend vorlegte, waren die Worte zu lesen:

Von

über 756, geschrieben: Siebenhundert sechsundfünfzig Francs, zahlbar an den Inhaber bei allen Kassen der zukünftigen Nationalregierung.

Im Namen des Comités der Nationalvertheidigung:

Hector Prince de Lusignan-Carignan-Montferrat, général en chef des francstireurs de la Seine.

O mein Himmel! So muß man unter der Maske des Patriotismus offenbare Plünderung dulden und sich mit solch' einem elenden, werthlosen Wisch für 756 Francs abspeisen lassen! Ach, wären doch lieber die Preußen erst in Paris, damit Recht und Gesetz wieder herrschen und Handel und Wandel wieder aufzuleben beginnen!

Nun, die Sache wird doch wenigstens auf alle Fälle so oder so schon zu Ende sein, bevor die ehrenvollen Wunden, die ich in der Vertheidigung des Vaterlandes empfing, mir gestatten, mich wieder am Kampfe zu betheiligen! — Hoffentlich! — —

Landwirthschaftliches.

(Verwerthung des Kartoffelkrauts.) Daß 100 Pfund Kartoffelkraut, im völlig trockenen Zustande verbrannt, durchschnittlich 17—18 Pfund Asche hinterlassen, ist eine Thatsache, von der Jedermann sich leicht überzeugen kann; ebenso steht es durch zahlreiche chemische Versuche fest, daß 100 Pfund Kartoffelkrautasche allein an Kali 45 Pfund und an Phosphorsäure 10 Pfund enthalten: Da ein mit Kartoffeln bestelltes Land durchschnittlich 8 Centner trockenes Stroh liefert, so berechnen sich an Asche 9 mal 18 Pfund = 162 Pfund und darin Kali 72 Pfund und an Phosphorsäure 16 Pfund. In Betreff des Geldwerthes dieser Stoffe sei bemerkt, daß das Kali (à Pfund 2 Sgr.) mit 145 Sgr. und die Phosphorsäure (à Pfund 5 Sgr.) mit 80 Sgr., die Gesammtsumme also mit 7 Thlr. 14 Sgr. angesetzt werden kann. Folgt aus diesen Zahlen schon von selbst, wie unrecht es ist, das Kartoffelkraut als höchst geringwerthiges Brennmaterial zu benützen und damit den größten Theil der Asche zu vergeuden, so ist die Hauptfrage die, wie das Kartoffelkraut am besten zu Düngerzwecken verwendet werden kann. Diese Frage ist wohl um so gerechtfertiger, da gegenwärtig die Landwirthe alljährlich enorme Summen für Kali- und Phosphorsäurehaltige Düngemittel ausgeben und nicht selten derartige Ernterückstände für die Veretcherung des Bodens ganz außer Betracht lassen. Welch bedeutende Mengen von Kali werden doch allein durch die Weinkultur dem Boden alljährlich entzogen, und wie wenig denkt man daran, dem Boden in Form von abfallendem Rebholze, von Kartoffelstroh und anderen derartigen Stoffen einen Ersatz zu leisten. Zwar haben hier und da einige denkende Landwirthe bereits begonnen, das Kartoffelkraut als ein recht werthvolles Material für die Komposibereitung zu benützen, und der Umstand, daß sie diesen Prozeß alljährlich wiederholen, zeigt wohl zur Genüge, daß sie mit den Erfolgen zufrieden sind. Ein Versuch, der im Herbste 1866 durch die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Worms zur Anregung kam, verdient es besonders, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Es wurden nämlich im Oktober 1866 50 Centner Kartoffelstroh gesammelt und mit Erde komposirt. Fleißiges Umstechen des Haufens ermöglichte es, daß der Kompost, wiewohl er noch viele wenig zersetzte Stengel enthielt, bei Frostwetter im Monat Februar auf ein für den Zweck des Versuchs bestimmte Wiese gebracht werden konnte. Diese Wiese hatte einen mittelmäßigen Stand guter Süßgräser war weder bewässerbar, noch vorher gedüngt worden.

Es erbrachte an Dörrfutter:

	der ungedüngte,	der gleichgroße gedüngte Theil
1867	27 Centner,	43 Centner,
1868	23 "	41 "
1869	26 "	40 "
	76 Centner,	124 Centner.

Es hatte also die Komposidüngung einen Gesammtmehrertrag von 48 Centner Dörrfutter zur Folge. Die Gesammtkosten der Komposidüngung, einschließlich des Abrechens der Wiese im Frühjahre, betrugen 9 Thlr. 12 Sgr. Setzen wir den Centner Dörrfutter, wie er verkauft wurde, gleich 1 Thlr., so hatte sich also diese Düngung mit 37 Thlr. 18 Sgr. verwerthet.

Mannigfaltiges.

Wir entlehnen dem „Independant de la Moselle" eine hübsche Anekdote aus der Zeit der

Einschließung von Metz: Eines Tages war eine alte Frau beschäftigt, ihr Leinenzeug in einem Bache, nahe bei dem Dorfe Woippy, zu waschen. Da erblickt sie plötzlich einen Ulanen, welcher auf sie zusprengt. Als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt ist, zieht er ein Messer aus der Tasche. Die arme Frau glaubt, ihre letzte Stunde sei gekommen und wirft sich auf die Knie, um alle Heiligen des Paradieses anzuflehen. Während dieser Zeit ist der Ulane vom Pferde gestiegen. Er hebt das Stück Seife auf, welches die Frau hat zur Erde fallen lassen, schneidet es halb durch mit seinem Messer, nimmt die Hälfte davon, reicht die andere Hälfte der Eigenthümerin, erhebt sich in den Sattel und sprengt im Galopp davon, der Frau nachrufend: „Merci, bonne Française, merci."

Am 14. Nov. starb zu München der Kupferstecher Julius Cäsar Thäter, Professor an der dortigen Akademie. Er war 1804 in Dresden geboren, erhielt dort seine erste Ausbildung und arbeitete später in Nürnberg, Berlin, Dresden und München. Thäter war einer der besten Meister jener deutschen Kupferstecherschule, welche der Weise des Marc Anton und der älteren deutschen Stecher folgt. Ein sehr feiner und strenger Zeichner, hat er sich besonders im Cartonstich ausgezeichnet. Er hat in dieser Weise nach Carstens Cornelius, Schnorr, Kaulbach, Schwind und anderen Meistern, die diesem Kreise angehören, gestochen und mehrere seiner Blätter sind sehr geschätzt.

In Manchester ist ein neuer Wecker konstruirt worden, der bald dort auch praktische Anwendung finden soll. Dieser Wecker soll so laut tönen, daß es im Umkreise von zwei englischen Meilen (!!) ganz unmöglich ist, schlafen zu bleiben, wenn er in Gang gesetzt wird. Er führt den wenig einladenden Namen „der amerikanische Teufel" und wird vermuthlich durch sein Lärmschlagen um 5½ Uhr Morgens die müden Arbeiter oft veranlassen, ihn beim rechten Namen zu nennen.

(Naiv.) Bei Inspizirung des Landwehr-Bataillons in Böhmisch-Leipa durch den k. k. Oberst wurde ein Rekrut zur Rede gestellt, warum er mit ungeputzten Stiefeln erschienen sei? Darauf gab dieses unverdorbene Kind des Dorfes ernst und verlegen zugleich die Antwort: „Wissen se, Herr Oberscht, ich ga's (gebe es) halt ni su nobel wie die Andern." Wer wollte es dem inspizirenden Herrn verübeln, wenn seine ernste Miene sich zur tächelnden umwandelte?

In Philadelphia ist vor Kurzem ein Verein zur Beschützung und Unterbringung heimathloser Hunde gegründet worden. §. 1 dieses Vereins bestimmt: „Nur unverehelichte Ladies über 30 Jahre können Mitglieder des Vereins werden," und §. 2 besagt: „Die armen, verlassenen Thiere müssen wie Menschen behandelt werden." In Amerika ist Alles möglich, und zählte denn am 1. Okt. dieser Verein bereits 121 alte, unverheirathete Damen als Mitglieder.

Was Füsilier Kutschke über die afrikanische Civilisation denkt.

Nun kuckt mir mal die Turkos an,
So ungethümlich angethan!
Und solch' Gesindel, Gott behüte!
Sollt' pflücken uns'res Rheinweins Blüthe.

Braun sind sie alle ins Gesicht,
Schon das bedeutet Gutes nicht,
Die Nase krumm, der Mund der Quere,
Das ist nicht so von ungefähre.

Doch unsre Junglern wie verrückt
Sind von die Turkos ganz entzückt,
Man speist mit Bier sie und Cigarren,
Und wir steh'n dabei wie die Narren.

Doch Heiden sind sie doch nicht alle:
Ein Turko neulich war aus Halle,
Ein Schneider, kühn von Nadelstich;
In Deutschland sind't man so was nich.

Nur das kommt mir turkomisch vor,
Daß sich so'n ausgewachs'ner Mohr
Nich schämen thut, bei Wörth und Weißenburg vor uns Deutschen auszureißen.

So 'n Turko denkt nu in Geduld:
Napolium is an Alles schuld. —
Ich aber steh' als Wacht am Rhein
Und tröst' mir mit Poeselei'n.

Auflösung des dreisilbigen Räthsels in № 138:
Fröschweiler.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Montag, 28. November 1870.

Die Belagerung von Metz 1552.

Es war eine trübe, schwüle Zeit im heiligen römischen Reich, die Herzen des Volkes waren getheilt, die Gemüther verwirrt, das richtige Gefühl für Deutschlands Ehre abhanden gekommen oder doch verdunkelt. Der mächtige Herrscher, dieser Karl V., der an die weltbeherrschenden Cäsaren des Alterthums erinnerte, der in Spanien, in Italien, an der Schelde, an der Theiß und drüben über'm Meere in dem neuen Wunderlande gebot, hatte nach der unglückseligen Schlacht bei Mühlberg seinen ehernen Fuß auf den Nacken der deutschen Protestanten gesetzt, und die Selbstständigkeit der religiösen Ueberzeugung, die berechtigte Feindschaft deutscher Sitte und deutschen Staatslebens gegen die neu eingeführten hispanischen Formen mußte in einem unheilvollen Ausbruch sich Luft machen. Der Mann gerade, dem der Kaiser seine unumschränkt gebietende Stellung verdankte, der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, wurde von der Nothwendigkeit, seine neue Würde fester zu begründen, von der althergebrachten Fürstenopposition in Deutschland gegen das Reichsoberhaupt und den eigenen, hochfliegenden Planen dazu getrieben, den unvermeidlichen Kampf mit Karl dem Fünften zu beginnen und dem lauernden Erbfeinde deutsches Land zum Preise seiner Unterstützung zu überlassen.

Am 9. Okt. 1551 kam zu Chambourg zwischen Moritz und dem Herrn du Fresne, dem Gesandten Heinrichs II., der schmachvolle Vertrag zu Stande, nach welchem „man es für gut hielt, daß der allerchristlichste König, unser besonders werther Herr und Freund, als dessen Vorfahren der deutschen Nation viel Liebes und Gutes gethan haben, sich derjenigen Städte bemächtige, welche von altersher zum deutschen Reiche gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind, namentlich Cambray, Toul in Lothringen, Metz, Verdun und andere, und dieselben als Vicarius des heiligen römischen Reiches behalte", — vorbehaltlich der Rechte desselben. „Gleichzeitig wird der König gut thun, in den Niederlanden ein Feuer anzuzünden." Jawohl, dies Feuer wurde überall gegen den Kaiser angezündet, welchem, so wenig man sonst seine Regierungsmaximen billigen mag, man es doch nicht ableugnen kann, daß er der letzte, achtunggebietende Vertreter der ganzen deutschen Nation bis zum Jahre 1870 gewesen ist. Wie ein Wetter brach Moritz mit dem heimathlosen Sohne des Hauses Brandenburg, dem wilden Markgrafen Albrecht von Culmbach, nach Innsbruck auf, um, wie er unedel genug sagte, „den Fuchs in der Spelunke aufzusuchen." Unheimlich genug gährte es in den Niederlanden, und schnell genug war auch der allerchristlichste König da, um sich die Beute zu sichern.

Im März 1552 wurden Tull und Virien besetzt. Am 15. desselben Monats schrieb Heinrich II. an die Bürger von Metz um freien Durchzug für seine Truppen. Sein Unterhändler war der verschlagene Kardinal v. Lenoncourt (Erzbischof von Metz), — eifrigst rühmte derselbe das „bon vouloir" des Königs. Vier oder fünf Fähnlein deutscher Landsknechte lagen in Metz, — wie konnten die widerstehen! Ueber den Zug der Franzosen benutzen wir das Tagebuch des selbstbetheiligten Herrn v. Rabutin. Von Pont-à-Mousson bewegte sich der Zug auf die Abtei Gorze zu, alle deutschen Besatzungen vor sich niederwerfend, „car nous estions les plus forts!" In der Abtei widerstand die Besatzung; als sie sich endlich hatte ergeben müssen, ließ sie der französische Oberfeldherr, der Connétable v. Montmorency — bekanntlich der Vertreter des ersten Adelsgeschlechts im königl-

lichen Frankreich — aufknüpfen, „weil sie Räuber wären“. Am 9. April kam man vor Metz an.

In der Stadt war Alles in Verwirrung. Der genannte französische Soldat schreibt von den herrschenden Familien, daß Reichthum und Vergnügungssucht sie verblendet hätten. In der That hatte die Bestechung ihr Werk bereits ausreichend gethan. Man hatte die reiche und mächtige Familie de Heu gewonnen, indem man dem Schöffen Robert de Heu eine Verwandte des Kardinals v. Lenoncourt zur Gemahlin versprach. Auch das Rittergeschlecht von Gournois war getheilt, der Schöffenmeister Jakob von Gournois hätte wohl dem Reiche die Treue bewahrt, aber auch sein Bruder Michael war durch einen, im Hofdienst Heinrichs II. befindlichen Sohn in das französische Interesse gezogen. So wurde dem Connétable mit einem Fähnlein Reiter der Einzug durch die Porte Serpenoise gewährt. Er hatte für den Fall einer Verschleppung der Sache mit der Annäherung der Kanonen gedroht, — auch die Metzer hatten einst ihre Geschütze gehabt, auf deren schön verzierten Röhren Sprüche von der Macht „de ceste noble et opulente cité“ eingegraben waren, — jetzt standen sie verstaubt und verrostet im Arsenal.

Die Chronisten erwähnen, daß der 10. April ein sonnig heller Frühlingstag gewesen, — in den Gemüthern der wenigen Getreuen in Metz sah's düster genug aus. Am frühen Morgen ritt der Herr v. Tavannes in kleiner, aber glänzender Begleitung an das Thor der Stadt heran; — er war den Bürgern eine beliebte Persönlichkeit, denn er stammte aus der Nähe von Metz. Das schwere Stadtthor öffnet sich langsam nach innen. Die Herren v. Guise, v. Boisy, v. Sedan und v. Bourdillon — die Blüthe der französischen Ritterschaft, reiten mit dem Fähnlein ein, aber unversehens mischen sich die Fußknechte, die Musquetairs und Arquebusiers unter die Reiter und drängen mit herein. Ein Schweizer Hauptmann im Solde der Stadt Metz will die Unberufenen zurückweisen; — sein Häuflein aber ist zu schwach, mit dem Ruf: „Alles ist verloren!“ wirft er die Schlüssel gegen den Helm des Herrn v. Tavannes. Der Connétable kam unmittelbar darauf selbst in die Stadt, — auf die Thorwachen zogen französische Posten auf, — der Rath ward seiner Befugnisse entkleidet, die Stadt war französisch. Was half's, daß hier und dort ein finsterer, deutscher Handwerksmeister grollend die Zähne aufeinander biß, die Faust unter dem Schurzfell ballte oder sie auch einmal den galanten Herrn Franzosen fühlen ließ, welcher der Jungfer Tochter zu nahe kam, — die reichen Geschlechter der Stadt erschöpften sich dagegen in Ehrenbezeugungen gegen die brutalen Gäste und den verrätherischen Bischof, der sie dem Feinde in die Hände gespielt hatte, den Kardinal v. Lenoncourt.

Am 18. ritt König Heinrich II. selbst durch die Porte Champenoise in Metz ein. Das französische Hofleben entfaltete seine volle Pracht. Wie glänzten die goldenen Lilien auf den himmelsblauen Sammtmänteln der zahlreichen, aus königlichem Blut herstammenden Granden, wie wogten die langen, weißen Federn auf den Baretten der Ecuyers und Pagen! Vier Ritter aus der Stadt, die mit dem Reichthum ihres Kellers und ihrer Küche und mit Hingabe von Treue und Glauben die besondere Gunst der französischen Herren erworben hatten, durften der Majestät entgegenreiten und die Stadtschlüssel der jungfräulichen Veste übergeben; „gnädig genug“ empfing sie der Monarch. Den Einzug begannen 200 Schweizer, ihnen folgten drei Kardinäle in ihren langen rothen Roben. Der Kirchenfürst bot mit dem vollendet königlichen Auftreten, dem aber der Ketzerhaß unter den dunklen Augenbrauen hervorblitzt, ist der Kardinal von Lothringen, Karl v. Guise, der große Staatsmann und Intriguant, — ihm zur Rechten reitet Lenoncourt, der Verräther von Metz. Dann kam der Connétable, — das Haupt entblößt, den gezückten Degen in der Hand, — er reitet der Majestät unmittelbar voraus. Die französischen Geschichtschreiber können nicht genug den Eindruck preisen, den eine „si inestimable magnificence“ und „esmerveillable haultesse“ auf die guten Bürger von Metz gemacht hat, — natürlich war er ein beabsichtigter. Am großen Dome von St. Stephan stieg der König ab, — die gewaltigen reichsstädtischen Glocken dort oben und die herrliche Orgel drinnen mußten den fremden Gewalthaber begrüßen, die alten Abteien antworteten der Stimme des Münsters. Da hat König Heinrich II. auf's Evangelienbuch geschworen, die Rechte der Stadt zu schützen und zu achten; gehalten aber hat er den Schwur nicht; — wie konnte er auch eine Achtung vor einer Bürgerschaft haben, die ihn durch ihre nach französischer Hofmode gekleideten Schöffen demüthig um Verzeihung bitten ließ, „wenn sie ihn etwa beleidigt hätte.“

Dasselbe schmerzliche Bild reichsstädtischer Verkommenheit, gewinnsüchtigen Renegatenthums und

elender Feigheit wie bei Straßburg! Nur ein Mann in der Stadt, Ritter Claudius von Gournois, Herr von Talange, den der Herzog von Guise aus dem altväterlichen Eigen vertreiben wollte, sagte, daß er sich den Teufel um den Herzog von Guise scheere. Er wäre nach Guise's Absicht durch ein wildes Pferd geschleift worden, hätten nicht seine Freunde für ihn gebeten.

Aber Kaiser Karl war nicht der Mann, sich ungestraft so ein Kleinod aus des Reiches Krone brechen zu lassen, und mit ihm vereinigte Markgraf Albrecht von Brandenburg, der nun, nachdem das schöne Metz gefallen war, als ein reumüthiger Sohn zum Vaterland zurückkehrte, alle seine reichen Talente, um die Perle wiederzugewinnen. Im Oktober erschien die Avantgarde der Deutschen bei Metz, bei St. Martin schlug Albrecht von Brandenburg sein Lager auf. „Die Brandenburgischen," beklagt sich Philippe de Vigunelles, „beschädigten besonders die Weinberge und Gärten vor dem Viertel St. Quentin", — was etwa noch von alten, künstlerisch-schönen Gebäuden alter Klöster sich von Metz erhalten hatte, hat damals vollständig den Untergang gefunden. Mit Albrecht von Brandenburg erschien auch Herzog Alba von Toledo als Feldherr Karls V. vor Metz.

So schnell auch des Kaisers Zug über den Rhein nach Lothringen erfolgt war, dennoch hatte Heinrich II. Zeit gefunden, den Herzog von Guise durch Zusendung von Verstärkungen nach Metz hinein nicht unbedeutend zu unterstützen; die Fürsten de la Roche sur Yon und de la Roche-Foucauld, die Herzöge von Nemours und Chartres, der Marquis von Maine und viele andere Herren mit beträchtlichen Streitkräften trafen Anfang Oktobers in Metz ein, so daß den 140,000 Belagerern gegenüber doch die französischen Positionen stark genug besetzt waren. Vorzüglich aber fürchteten die Franzosen die Artillerie des Kaisers, — neben vielen Meistern dieser Waffe befand sich auch der italienische Graf Rochus von Lynar, der später der Schöpfer der brandenburgischen Artillerie und der Erbauer der märkischen Festungen wurde, im Heere des Kaisers.

Das Geschützfeuer gegen die Außenwerke von Metz begann, die Scheiben zitterten unaufhörlich den ganzen Tag in der Stadt. Aber die Mauern, die Thürme, welche hier das Bürgerthum des Mittelalters aufgeführt hatte, erwiesen sich so fest, daß an eine Bresche kaum zu denken war. Was half es der Erfolglosigkeit dieser Bemühungen gegenüber, daß die Völker des brandenburger Markgrafen jeden Ausfall siegreich zurückschlugen und daß seine raschen Reiter hin und wieder einen Aumale oder Rohan gefangen einbrachten? Den Belagerten aber mußte selbst der Feind einräumen, daß sie die höchste Unerschrockenheit besaßen; mochte dieser Hofadel der Valois noch so viele Schwächen zeigen; im Felde waren sie der alten, fränkischen und normannischen Vorfahren werth.

Die Belagerung zog sich in die Länge. Auf der Höhe von La Horgne au Sablon vor Metz finden wir den Kaiser; dort hatte ihm der vorhin erwähnte Metzer Patriot, der Ritter Gournois, Quartier gemacht. Der alternde Herr in dem gelbseidenen, mit schwarzem Sammt überlegten spanischen Gewande ist vor die Thüre des Schlößchens getreten, um dem Geschützkampfe dort in der Niederung zu folgen. Der breite Hut des Kaisers ist tief ins Gesicht gedrückt; — er beschattet ein fahles, grau durchfurchtes Gesicht; — so energisch diese Lippen sich aufeinander schließen, so scharf tritt der Zug um den Mund hervor, der von den Anstrengungen von vier Feldzügen gegen den Erbfeind, von unzähligen Türkenkämpfen, von der Demüthigung durch Moritz und der unüberwindlichen Wittenberger Ketzerei Zeugniß ablegt. Ehrfurchtsvoll hinter dem Kaiser steht ein hoher, finsterer, ganz in Schwarz gekleideter Herr; — das kleine Kreuz auf seiner Brust verkündet es uns, daß der Herzog von Toledo als ächter Spanier nichts so hoch schätzt als Reinheit des Glaubens. Ernst und aufmerksam blicken die Beiden auf die blauen Wolken, die hüben und drüben aus dem ehernen Munde der Geschütze aufsteigen; — ein dritter Oberbefehlshaber, als solcher durch die breite, weißrothe Feldbinde gekennzeichnet, spricht im Hintergrunde leise und mit ausdrucksvollen Gesten zu den graubärtigen deutschen Hauptleuten. Jetzt schweigt unten der Kanonendonner, — die Deutschen ziehen sich wieder zurück! Der Kaiser blickt hinüber nach dem hohen Münster von Metz, eine Fahne hängt vom Thurm herunter; — der Kaiser weiß es, obwohl sie jetzt in der Entfernung grau erscheint, sie trägt das prächtige Königszeichen von Frankreich! Wehmüthig lächelnd wendet sich Karl V. zu Alba: „Ich weiß es," flüstert er, „das Geschick gebeut mir hier ein Ziel wie vor Magdeburg!" Da tritt der wilde Markgraf mit der roth-weißen Binde vor. „Kaiserliche Majestät, verzweifelt nicht, Deutschland läßt Metz nicht los!" —

Digitized by Google

Aber Kaiser Karl hatte Recht. Der Mangel an Lebensmitteln in der Belagerungsarmee, die fürchterlichen Krankheiten, welche in Folge eines nassen Herbstes und eines erbarmungslosen Winters im Heere entstanden, allerdings auch die treffliche Vertheidigung des Herzogs Franz von Guise zwangen den alternden und an sich selbst zweifelnden Monarchen vor Metz zur Umkehr, so verzweifelt auch Albrecht von Brandenburg oft zum Angriff schritt und die frühere Schuld zu büßen suchte. Wohl war es schmerzlich, daß der deutsche Kaiser die Belagerung aufgeben mußte; schmerzlicher aber war es noch, daß die deutschen Feinde Karls V. nun aufjubelten und von Metz und Magdeburg höhnend sangen:

„Die Metze und die Magd
„Haben dem Kaiser den Tanz versagt!"

Vielleicht hat das Mißlingen vor Metz das letzte Wort geredet bei Karls trübem Entschluß, sich nach St. Just zu begeben und dort den eigenen Tod im Voraus zu feiern. Der Kaiser hat seine Zeit verkannt und uns Deutschen viel geschadet; — wie hoch wir uns aber freuten, daß nun das Weltgeschick als sein Rächer aufgetreten ist an all dem schnöden Verrath um ihn her, das bewies der Siegesjubel Deutschlands über Metz!

Literarisches.

* „Wörth", „Saarbrücken", „Metz" und „Sedan", diese leuchtenden Blätter im frischen deutschen Ruhmeskranze, haben die Themata zu vier brillanten Klavierstücken geliefert, welche soeben unter dem Titel „Deutsche Siegesmärsche" in Henry Litolff's Verlag in Braunschweig erschienen sind. Die Namen der Komponisten Franz Abt, A. Blumenstengel, C. E. Partzsch und C. Wiedemann bürgen dafür, daß dem Publikum, trotz des ungemein mäßigen Preises von 6 Sgr. für das ganze Heft, hier etwas wirklich Gehaltvolles geboten wird. Alle vier Nummern sind originell angelegt und zeigen eine feine musikalische Durcharbeitung; dabei ist ihre Wirkung bei gutem Vortrage eine wahrhaft zündende. Es gilt dies ganz besonders von dem wirklich prächtigen, markigen und doch so melodiösen Marsche über die Schlacht bei Sedan von Franz Abt. Allen Freunden des Klavierspiels seien die vorliegenden „Deutschen Siegesmärsche", welche auch von der Verlagshandlung auf's gediegenste ausgestattet sind, angelegentlich empfohlen.

Mannigfaltiges.

Arnold Wellmer bringt in „Ueber Land und Meer" das folgende ergötzliche Poem eines preußischen Landwehrmannes, das dieser zu kühn auf einen Güterwagen hingezeichneten klassischen Bildern in kläglichstem Bänkelsängertone auf der Station Commercy absang:

War ein Mensch noch je so dumm,
Als Cäsar Napolium,
Trug er gleich 'ne goldne Kron',
Trank Champagner und Rothspon,
Hat, da ihm der Kamm geschwollen,
In Berlin weißbieren wollen.

Benedetti's Grobheit keck
Mußte Mittel sein zum Zweck,
Zog Napolium an den Rhein,
Lulu mußte hintendrein
Gar die erst' Kanon' abbrennen,
Drob das Heer gerührt that flennen.

Eilig schickt Eugenia
Amulet an Sohn, Papa
Trinkt des Herrn Thiers Gesund-
Heit und nimmt zu voll den Mund:
Ich führ' Euch, ich span'sche Fliege,
Mit Jeanne d'Arcens Fahn' zum Siege!

Doch das Kriegsspiel ging spottschief,
Was nur laufen konnte, lief,
Lulu um die Eck' herum,
Voran stets Napolium,
Wollt' bei Sedan gerne sterben,
Amulet that's Spiel verderben.

Die Moral von der Geschicht':
Führe Krieg mit Deutschland nicht!
Denn wenn Er und Sie und Es
Nicht beseitigt Etliches,
Müßten sie jetzt wie manch Bummel
Handeln mit Cigarrenstummel.

Räthsel.

Wenn Zwei nicht können sich vertragen,
Werd' ich arme Frau geschlagen,
Und doch mag Keiner mich verlieren,
Will er sein Werk zu Ende führen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Mittwoch, 30. November **1870.**

Das „Pereat“ im „Hoch“.

Ein ebenso liebens- als verehrungswürdiger Veteran erzählte mir kürzlich folgendes kleines Erlebniß, das sich zur Zeit unserer Freiheitskriege zugetragen hat, und das mitzutheilen ich mir um so weniger versagen kann, als ich überzeugt bin daß es gerade heutigen Tages doppelten Anklang finden wird, wo abermals napoleonischer Uebermuth das deutsche Volk zu den Waffen rief.

Ein junger Franzose von vornehmer Geburt, Kapitän bei den „chevaux légers,“ war zur Zeit der napoleonischen Okkupation in dem Hause eines alten preußischen Landedelmannes in der Nähe von Berlin einquartirt und daselbst mit allen denjenigen Rücksichten aufgenommen, die jeder Gebildete einem Gaste, und wäre es auch, wie in diesem Falle, ein unwillkommener und aufgezwungener, schuldig ist.

Indeß Monsieur de Giraudot war mit der ihm zu Theil werdenden kalthöflichen Aufnahme durchaus nicht zufrieden. Er war ein heißblütiger Enthusiast, gewöhnt, daheim in seinem Vaterlande von Eroberung zu Eroberung zu fliegen, und konnte es nicht begreifen, daß seine persönliche, so oft gepriesene und von ihm selbst niemals angezweifelte Liebenswürdigkeit nicht im Stande sein sollte, das Eis zu durchbrechen, das gleich einer starren Rinde um die Herzen dieser Preußen lag. Anfänglich gab er sich die erdenklichste Mühe, einen gemüthlichen Verkehr mit seinen Wirthsleuten anzubahnen; als dieser Versuch aber scheiterte, wurde er in einer kaum dagewesenen Weise grob und anmaßend.

Baron B . . . . . war ein höchst begabter Mann, dem das Talent spielend leichter Dichtung in einem hohen Grade zu Theil geworden, ohne daß er jemals mit irgend einem seiner poetischen Versuche in die Oeffentlichkeit getreten wäre. Trotzdem war es allgemein bekannt, und auch Herr von Giraudot hörte von der Begabung seines Gastgebers wiederholt sprechen.

„Ich werde sein Talent auf die Probe stellen!“ sagte er und ließ sich bei dem Hausherrn melden. „Monsieur le Baron,“ begann er, ich weiß, daß Sie ein Franzosenfeind de pur sang sind. Indeß Sie werden mir, als ihrem Gaste und Hausgenossen, eine Bitte nicht, abschlagen, an deren Gewährung mir mehr liegt, als Sie denken mögen. Uebermorgen ist der 15. August, der Napoleonstag, den wir Franzosen feierlich zu begehen gewohnt sind. Sie werden die Güte haben, für mich und für meine Leute zu diesem Tage ein kleines Festmahl herrichten zu lassen, und dann, Herr Baron, bitte ich Sie, mir in wenigen Versen den Toast angeben zu wollen, den bei dieser Gelegenheit zu sprechen ich die besondere Ehre haben werde. Ich darf wohl nicht erst sagen, daß mein erhabener Kaiser selbst Ihnen den Stoff zu dieser kleinen Dichtung bieten muß.“

Baron B . . . . . wollte ausweichen. Doch war die Lage, in der er sich befand, eine zur Nichtgewährung der ihm vorgetragenen Bitte durchaus nicht geeignete. Was sollte er thun? Da kam ihm ein beruhigender Gedanke, ein Plan, der ungesäumt zur Ausführung gebracht werden, der den Franzosen zufrieden stellen und doch ihm selbst eine Genugthuung gewähren sollte, nach der seine ganze Seele lechzte.

Er versprach den Wunsch des Franzosen zu erfüllen.

Monsieur de Giraudot verließ das Zimmer, in welchem der preußische Landedelmann noch längere Zeit unruhig hin- und herging. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und warf mit flüchtiger Feder, fast ohne jede nachherige Aenderung folgende Verse auf das Papier:

Digitized by Google

Es lebe weit und breit,
Napoleon, Deine Macht,
Der Deutschen Einigkeit
Werd' von der Welt verlacht!

Es steige mehr und mehr
Des Kaisers hoher Glanz!
Der Deutschen Glück und Ehr'
Umdunkle bald sich ganz!

Es leb' in voller Pracht
Des Franzmanns kluger Krieg!
Die deutsche Heeresmacht
Bleib' ohne allen Sieg!

Gott sende Segen, Heil
Napoleon allein!
Auf aller Deutschen Theil
Fall Unglück nur anheim!

Mit diesen Zeilen in der Hand trat der Baron bald darauf in das Zimmer seiner Gemahlin.

„Da, lies!" sagte er und hielt ihr das Blatt entgegen.

Die Baronin B..... warf einen Blick auf die ersten beiden Strophen und blickte dann entsetzt zu ihrem Gemahl empor.

„Wie?" rief sie. „Das hast Du geschrieben? Wie ist es nur möglich, daß Dein treues Preußenherz ..."

„Kind," unterbrach sie liebevoll der Gatte, „mein altes Preußenherz ist just dasselbe, das es immer gewesen. Und," fuhr er lächelnd fort „wenn ich diese Verse nicht selbst geschrieben hätte, würde ich sagen: der Abschreiber hat die Reihen falsch an einander gefügt! Lies einmal in andrer Rangordnung. Erst Zeile eins, wie sich's gehört, dann drei und zwei und vier zuletzt. Und so mit jedem Verse. Dann lautet es ganz anders!"

Die Baronin las der Anweisung ihres Mannes zufolge:

Es lebe weit und breit
Der Deutschen Einigkeit!
Napoleon, Deine Macht
Werd' von der Welt verlacht u. s. w.,

dann fiel sie ihrem Gatte jubelnd in die Arme.

„Jetzt erkenne ich Dich wieder," rief sie. „Ein Hoch dem deutschen Volke und ein Pereat dem korsischen Eroberer!"

Monsieur de Giraudot las am Napoleonstag mit großer Genugthuung und Würde die Dichtung des deutschen Mannes; doch will man wissen, daß auch ihm später die eigentliche Reihenfolge der bewußten Verse klar gemacht worden sein soll!

Der 1. August und der 1. November.

Thatsachen und Ursachen.

Am 1. Aug. d. J. standen folgende Heere unseres Erbfeindes, mit Allem, was zur Kriegsführung nöthig ist, an den Grenzen Deutschlands:

Armee:			Div.	Reg. Cav., Artill.
1.	Mac Mahon	bei Straßburg	4	32
2.	Frossard	„ St. Avold	3	24
3.	Bazaine	„ Metz	4	32
4.	L'Admirault	„ Thionville	3	24
5.	Failly	„ Bitsch	4	32
6.	Canrobert	„ Chalons	3	24
7.	Reserve, Douay	hinter Chalons	3	24
8.	Garden, Bourbaki	bei Nancy	—	—

Neue Armeen waren in der Bildung begriffen und bereit, um die Mitte August auf dem Schlachtfelde zu erscheinen.

Das Terrain, auf dem diese Heeresmassen aufgestellt waren, konnte nicht günstiger für sie sein; es bot allenthalben feste und festeste Waffenplätze, eine geharnischte Linie von Festungen, Thionville, Metz, Bitsch, Straßburg, Schlettstadt, Neu-Breisach, Belfort, Lützelstein, Pfalzburg, Marsal und außerdem das Gebirge der Vogesen mit seinen Ausläufern.

Deutschland hatte alle Ursache, besorgt zu sein. Es ging mit den Entschlusse in den Kampf, seine Ehre und sein Recht mit dem vollsten Mannesmuthe zu vertheidigen.

Wo sind die Heere, wo sind die gerühmten Feldherren, auf welche Frankreich mit Stolz blickte, geblieben?

Hier ist die Antwort in der unerbittlichen Zahl derer, die jetzt das Gnadenbrod in der deutschen Gefangenschaft essen.

			gefangen Mann.
4.	Aug.	Gefecht bei Weißenburg	1000
6.	„	Schlacht bei Wörth	6000
6.	„	Schlacht bei Spicheren (Saargemünd, Hagenau, Lichtenberg)	2500 1377
16.	„	Schlacht bei Vionville	2000
18.	„	Schlacht bei Gravelotte	3000
25.	„	Uebergb. d. Festung Vitry	867
27.	„	Gefecht bei Buzancy	36
30.—31.	„	Schlacht bei Beaumont	2856

Digitized by Google

1.—2.	Sept.	Kapitul. von Sedan	86,797
9.	„	Kapitul. von Laon	2080
17.—19.	„	Gefechte vor Paris	400
24.	„	Kapitul. von Toul	2240
28.	„	Kapitul. von Straßburg	17,451
30.	„	Gefechte vor Paris	300
5.	Okt.	Gefecht bei Etival	582
10.	„	Gefecht bei Artenay	1000
11.	„	Gefecht bei Orleans	2000
16.	„	Kapitul. von Soissons	1732
17.	„	Gefecht bei Montdidier	182
18.	„	Gefecht bei Chateaudun	150
21.	„	Gefecht bei Paris	100
22.	„	Gefecht Rioz und Etuez	195
24.	„	Kapitul. v. Schlettstadt	2400
27.	„	Kapitul. von Metz	173,000
30.	„	Gefecht vor Paris	1230

am 1. Nov. in Gefangenschaft 311,475 Mann.

Das ist der Zahl nach ziemlich zutreffend die ganze Armee, die vor drei Monaten, an den deutschen Grenzen stand und im Begriffe war, Deutschland mit französischer Civilisation zu verwüsten. Und nicht blos die Mannschaften sind gefangen, sondern auch deren Führer bis zum Kaiser hinan theilen das Loos der gemeinen Soldaten.

Literarisches.

* Die unter dem Titel „**Hoch Deutschland!**" von dem allbeliebtem Komponisten Franz Abt in Henry Litolff's Verlag in Braunschweig soeben herausgegebene Sammlung „Kriegs- und Siegeslieder aus alter und neuer Zeit" ist ein so zeitgemäßes Unternehmen, daß es sich jedem Gesangsfreunde von selbst empfiehlt. Die 18 Lieder des bei aller Billigkeit (10 Sgr.) sehr geschmackvoll ausgestatteten Heftes entrollen uns ein vollständiges musikalisches Bild des Kriegslebens in unserm gegenwärtigen heiligen Unabhängigkeitskampfe. Neben einigen älteren bewährten Kriegs- und Vaterlandsgesängen bietet uns der Herausgeber vor allen Dingen eine größere Anzahl seiner neuesten ebenso kräftigen wie ansprechenden Original-Kompositionen zu patriotischen Gedichten von Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, E. M. Arndt und Andern. Wir machen besonders auf das prächtige Abt'sche Schlußlied der Sammlung: „Hoch Deutschland! Herrliche Siegesbraut!" (Gedicht von Ernst Scherenberg) aufmerksam, welches in Bezug auf seinen Text, wie seine frische schwungvolle Melodie der gegenwärtigen Stimmung den geeignetsten Ausdruck gibt und gewiß bald von allen Lippen tönen wird. — Die in dem vorstehend besprochenen Hefte befindlichen acht neuen Lieder von Abt sind übrigens auch für Männerchor erschienen, und gibt die Verlagshandlung in dankenswerthem Entgegenkommen jede Stimme — enthaltend sämmtliche acht Lieder — zu dem außergewöhnlich billigen Preise von 1¼ Sgr.. Die deutschen Männergesangvereine können diese zeitgemäßen Gesänge also ohne ihrer Kasse ein nur irgend nennenswerthes Opfer auferlegen zu müssen, sofort in ihr Repertoir aufnehmen.

Mannigfaltiges.

(Ein Prozeß gegen die Erben Kaisers Leopold II. von Oesterreich.) Man schreibt uns aus Graz, 21. November: Eine hier wohnende arme Frau strengt einen Prozeß gegen die Erben Leopold's II., also gegen die kaiserliche Familie an, bei welchem es sich um nicht weniger als neunundzwanzig Millionen Gulden handelt. Der Fall ist folgender: Von Kaiser Karl dem VI. erhielt ein sicherer Graf Plankensturm einen Schuldschein, worin der Kaiser eine Schuld von 2,800,000 Gulden, welche das Land Niederösterreich dem Grafen schuldig sei, anerkennt; auf demselben Dokumente gestanden auch die niederösterreichischen Stände, den Betrag schuldig zu sein, ein, und verpflichteten sich zur Rückzahlung des Geldes in einer bestimmten Zeit. Karl VI., Maria Thereſia und Joseph II. starben, ohne daß der besagte Graf, der mittlerweile in Paris den Folgen seines leichtsinnigen Lebens erlegen war und sein Vermögen durchgebracht hatte, etwas Geld erhielt. Die Noth der Familie war drückend und so begab sich des Grafen Erbe mit dem Schuldschein Karl VI. zu Kaiser Leopold. Kaiser Leopold versprach die Sache in Ordnung zu bringen, bat sich aber behufs Kontrole das Dokument aus, welches ihm auch — wie das durch eine Zeugenaussage erwiesen ist — der Inhaber desselben überließ, ohne etwas Schriftliches dafür zu erhalten. Während das Dokument geprüft werden sollte, starb Leopold II. und mit ihm verschwand für den Grafen die Hoffnung, jemals sein Geld zu bekommen, denn der Nachfolger Leopold's wollte die Schuld ohne Dokument nicht anerkennen, dem rechtmäßigen Inhaber desselben

aber wurde, als er hiegegen gerichtlich einschreiten wollte, wie aktenmäßig erwiesen ist, bedeutet, er möge das unterlassen, da man sonst gegen ihn gerichtlich einschreiten werde. Einen Hochverrathsprozeß fürchtend, gab der Graf Alles auf und starb in Elend. Die Erben dieses Grafen, einige arme Frauen, haben jedoch jetzt die Klage wieder aufgenommen und Dr. Kratky in Wien, erklärte sich bereit, den Prozeß ohne Vorschuß zu führen; nach Gewinnung des Prozesses erhält er erst sein Honorar. Es sind also Beweise genug da, die ein Erlangen des Kapitals, das auf 29,000,000 Gulden angeschwollen ist, erhoffen lassen.

(Seltene Trauung.) In Wels wurde neulich eine seltene Trauung vollzogen. Der Bräutigam, ein Kaufmann aus einem der Vororte Wiens, kam mit einem heftigen Fieber, das er sich wahrscheinlich auf der Fahrt zugezogen hot, in Wels an und mußte sich augenblicklich zu Bett begeben. Man suchte beim hochwürdigen Bischofe um die Erlaubniß an, daß der Herr sich am Krankenbette trauen lassen dürfe, was auch bewilligt wurde. Nach vollzogener Trauung begaben sich die Hochzeitsgäste zu dem bereitstehenden Hochzeitsmahle, die Braut oder die junge Frau reiste am andern Morgen nach Wien ins Geschäft. Der Neuvermälte liegt am Typhus schwer darnieder.

* Am Tage der Schlacht bei Wörth schnitt die bayerische 5. Infanterie-Brigade eine französische Division vom Hauptkorps vollständig ab, zersprengte dieselbe, nahm ihr Niederbronn ab und machte noch Abends in diesem Städtchen viele Gefangene, unter denen sich auch ein 73er Linienfoldat befand, der einen guten deutschen Dialekt sprach. Derselbe erzählte: es sei ihm gegen seine Ueberzeugung gewesen, auf deutsche Brüder zu schießen und so habe er denn, wie es drunter und drüber ging, sein Gewehr weggeworfen, seine hier wohnenden Eltern, die er, ohnedies seit 5jähriger Abwesenheit als Soldat, nicht mehr gesehen, besucht, dortselbst einen guten Kaffee getrunken und auf die Deutschen gewartet. Diese sind auch bald erschienen und nahmen ihren freiwilligen Gefangenen in Empfang.

* Eine Abtheilung bayerischer Jäger erhielt den Auftrag, eine Parklisière bei Bazeilles, die mit Franzosen gespickt war, zu stürmen. Die Aufgabe gelang vollständig. Es wurden jedoch Stimmen laut, daß auch Kugeln von rückwärts kommen. Bei Untersuchung ergab sich, daß mehrere Franzosen, denen der Angriff zu unerwartet kam und nicht geschwind genug herunter konnten, auf Bäumen saßen und herabfeuerten. Sobald dieselben sich bemerkt sahen, warfen sie ihre Gewehre herab. Descendez, donnerte die Stimme meines Hauptmanns und so kamen denn die Rothhosen allmälich heruntergekrabelt; sie waren Gefangene. Die Franzosen hätten unsere Leute wahrscheinlich von den Bäumen heruntergeschossen.

(Amerikanisch.) Ein Klub überspannter, aber durchaus achtbarer Damen in Chicago hatte sich die Aufgabe gestellt, junge Leute aus anständigen Familien, welche während der Nacht betrunken auf der Straße gefunden werden, aufzunehmen, sie durch Sodawasser, Eis ꝛc. zu restauriren und nach der Entnüchterung mit freundlicher Ermahnung nach Hause zu schicken. In der ersten Nacht wurden sieben dieser „Unglücklichen“ samaritisch behandelt, in der zweiten lag die „halbe Jugend Chicagos betrunken“ auf der Straße und die schöne Idee blieb wegen der Menge der Bewerber unausführbar.

Des Rheines Selbstgespräch.

(Bekannte Melodie.)

Grad aus dem Bodensee komm' ich heraus,
Elsaß, wie wunderlich siehst du doch aus!
Rechter Hand, linker Hand, beides vertauscht,
Deutschland bist du oder bin ich berauscht?

Was für ein schief Gesicht, Straßburg, machst du?
Drückst ja die Augen am lichten Tag zu!
Schau' doch empor, wo als Leitstern so hell,
Dort ragt dein Dom, der urdeutsche Gesell!

Und die Franzosen erst — was muß ich seh'n;
Laufen wie toll, bleibt ja Keiner mehr steh'n;
Wackeln und sackeln die Kreuz und die Quer,
Scheinen betrunken mir — auf Frankireur!

: Alles im Sturme rings, Großes und Klein:
Grenzstrom gewesen bin ich, Vater Rhein!
Mir wird ganz heiß, vor Bewund'rung und Glück,
Vorwärts! mein Volk, lies're dein Meisterstück!

Auflösung des Räthsels in № 140:
Die Schlacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Freitag, 2. Dezember 1870.

Die Luftpost.

Der gegenwärtigen französischen Regierung der Nationalvertheidigung müssen wir wenigstens ein Verdienst einräumen, das Verdienst, die Luftigkeit und Windbeutelei nicht blos im figürlichen, sondern auch im buchstäblichen Sinne systematisch und im Großen zu betreiben. Sie hat die allgemein gebräuchlichen unserer modernen Lokomotions- und Postbeförderungsmittel durch zwei neue bereichert, die zwar bisher nicht gänzlich unbekannt waren, aber doch nur sehr gelegentlich und sporadisch, nicht so methodisch und regelmäßig zur Anwendung kamen, wie die Noth der Verhältnisse die belagerten Pariser dies augenblicklich zu thun zwingt, um mit der Außenwelt einigermaßen in Verbindung zu bleiben. Diese beiden neuen Errungenschaften auf dem Gebiete des Verkehrs sind der Luftballon und die Brieftaube, und wie viel von den uns darüber werdenden Nachrichten auch auf das große Conto des wälschen Schwindels zu setzen sein mag, gewiß ist, daß beide Transportmittel fleißig gehandhabt werden und unter besondere offizielle Verwaltungen gestellt worden sind.

Die Luftschifffahrt bleibt noch immer ein ungelöstes Problem, d. h. noch fragt es sich, ob der Ballon nach einem gewissen Punkte gesteuert und daselbst trotz ungünstiger Windströmungen zum Stillstand gebracht werden kann. Die Wissenschaft scheint eine solche Lenkbarkeit des Luftschiffes zu bezweifeln, mindestens einen seither erreichten Erfolg in dieser Beziehung nicht zu kennen, während mit jedem Jahre neue sanguinische Enthusiasten auftauchen, welche die Gesetze der Aëronautik gefunden haben wollen und sich unerschöpflich zeigen in der Gestaltung und Zusammensetzung des eigentlichen Ballons und seiner Anhänge. Bald vollkommener Globus, bald flachgedrücktes Sphäroid, bald cylindrisch, bald kegelförmig, bald in Fisch-, bald in Vogelgestalt, bald als kolossaler Centralballon, den kleinere Ballons gleich Satelliten umkreisen; bald mit Schwänzen und Rollen versehen — in allen diesen Formen hat man die Luftmaschine herzustellen versucht, immer jedoch ist die sichere Regierbarkeit derselben an der verschiedenen Dichtigkeit der durchsegelten Luftschichten und an der völlig unberechenbaren Richtung und Gewalt des Windes gescheitert.

Für Kriegszwecke hat man daher bis auf den derzeitigen deutsch-französischen Zusammenstoß meist nur gefesselte Ballons benutzt, welche durch ein von der Gondel ausgehendes Tau am Erdboden festgehalten werden. Natürlich können dergleichen Luftschiffe nicht leicht ins Ungewisse hin entführt werden, aber auch als Observationsvehikel, nicht als Lokomotoren dienen. Solche gefesselte Ballons finden wir u. A. bereits in den Kriegen der ersten französischen Republik in Anwendung. Schon im Jahre 1794 ward zu Meudon bei Paris zur Ausbildung eines Korps von Luftschiffern ein aërostatisches Institut errichtet. Denselben sollte es obliegen, in gefesselten Ballons sich bis zu einer gewissen Höhe emporzuschwingen, von hier aus die Bewegungen des Feindes auf dem Schlachtfelde oder vor einer belagerten Festung zu beobachten und den französischen Befehlshabern Signale zukommen zu lassen. Während der Schlacht von Fleurus im oben erwähnten Jahre stieg denn auch Oberst Coulette in Begleitung eines Aëronauten im Ballon auf und blieb in der Nähe von Charleroi ziemlich vier Stunden in den Lüften, etwa tausend Fuß hoch über dem Erdboden, in welchem das Seil der Gondel befestigt war. Er verfolgte genau alle taktischen Bewegungen der österrei-

chischen Armee und trug durch die Zeichen, die er herabsandte, wesentlich zum Siege des General Jourdan bei. Wohl feuerten die Oesterreicher Kanonenschüsse auf den Ballon ab, vermochten ihm jedoch nichts anzuhaben. Auch die drei andern der damals operirenden französischen Heere wurden von den nöthigen Beobachtungsballons begleitet, von deren Wirksamkeit uns aber keine Kunde überliefert worden ist.

Vier Jahre später sehen wir einen französischen Ballon eine kriegerische Bestimmung anderer Art erfüllen. Zwei Herren der vornehmen Pariser Welt, de Grandpré und Le Pique, waren über eine gefeierte Ballettänzerin jener Tage, Mademoiselle Tirevit, mit einander in Streit gerathen. Es kam zu einem Duell zwischen den beiden Verehrern der jungen Dame, und dieser Zweikampf sollte nicht zu ebener Erde, sondern in den Lüften ausgefochten werden. Zu solchem Behufe erhoben sich die Gegner, jeder mit seinem Sekundanten, vom Tuileriengarten aus mittels zweier Ballons in das Reich der Wolken. Die Ballons, auf welche — nicht auf die Duellanten selbst, auch nicht auf die Gondeln — mit Musketen geschossen werden sollte, waren ungefähr hundert und sechzig Fuß von einander entfernt, und sobald sie eine bestimmte Höhe erreicht hatten, erfolgte von unten aus das Signal zum Beginn des Kampfes. Le Pique hatte den ersten Schuß und fehlte. Grandpré's Kugel dagegen traf ihr Ziel. Sie zerriß den Ballon des Andern, das Gas strömte aus und mit Blitzesschnelle stürzte das Fahrzeug in die Tiefe hinab. Le Pique und sein Sekundant kamen als Leichen mit zerschellten Gliedern auf dem Erdboden an. Der Sieger aber setzte seine Wolkenreise fort und gelangte ungefähr sieben Stunden von Paris wieder wohlbehalten auf festen Grund.

Auch während des Krieges in Italien, 1859, stellten die Franzosen verschiedene Rekognoszirungen per Luftballon an, und im letzten großen Kampfe in Nordamerika hatte General Mac Clellan ein Aëronautenkorps bei seiner Armee. Während des Bombardements von Charleston, 1862, stiegen die Offiziere in einem Ballon auf und erleichterten durch ihre Wahrnehmungen die Arbeit der Belagerer um ein gutes Theil.

Von der Thätigkeit der Windbeutel im derzeitigen Kriege lesen wir in allen Zeitungen. Insofern man den französischen Berichten Glauben schenken darf — was freilich nur in sehr beschränktem Maße statthaft ist — scheint ihre Luftschifffahrt dreierlei Zwecke zu verfolgen. Einmal läßt man gefesselte Ballons empor, um die Stärke und Operationen des Feindes zu rekognosziren; sodann hat man freie Ballons zur Beförderung von Briefen und Personen, die auf gut Glück den Wolken anvertraut werden, in der Hoffnung, daß sie den Schüssen der Preußen entgehen und auf freundlichem Boden nieder zur Erde fallen. Endlich sollen Ballons auch dazu dienen, Nitroglyzerin und Petroleum, sowie andere explodirende und brennbare Stoffe auf Paris herabzugießen, sobald unsere deutschen Truppen daselbst eintücken. So wird wenigstens in großmäuligen Korrespondenzen und Proklamationen bramarbasirt, um den Belagerern Schrecken einzujagen. Nur schade, daß dergleichen Einschüchterungsversuche unseren tapferen Soldaten gegenüber nicht verfangen, bei denen jedwedes Bangemachen ohne Giltigkeit ist. Anfangs war man geneigt, die ganze europäische Luftschifferei für eine Fabel zu halten, die nur ersonnen, um die Aufmerksamkeit des Feindes von etwaigen anderen Kommunikationswegen mit der Außenwelt abzulenken, welche trotz der Cernirung noch bestehen. Seitdem aber der große Gambetta seine feige Flucht aus der belagerten Hauptstadt mittels Windsacks bewerkstelligt hat und seit neuerdings von den Preußen unterschiedliche der luftigen Vehikel sammt dito Passagieren erbeutet worden sind, darf man an der Existenz dieser neumodischen Postanstalten nicht mehr zweifeln.

Eine zweite Art von Postboten, zu denen die Franzosen und speziell die Pariser in ihrer Bedrängniß ihre Zuflucht genommen und die sie gleichfalls förmlich organisirt zu haben scheinen, sind die Brieftauben. Wären uns nicht schon aus dem Alterthum einzelne Beispiele dieser wundersamen Depeschenbeförderung bekannt, deren Schnelligkeit nur den Leistungen des elektrischen Telegraphen nachsteht, und wüßten wir nicht, daß in Belgien, Holland und hie und da am Niederrhein seit langer Zeit die Taube als Postbote gebraucht wurde, wenn es sich um rasche und geheime Mittheilung wichtiger Nachrichten, meist Cours- und Börsennotizen, handelte, daß sich auch wohl in England die Londoner Turfmänner und Wettbureaux auf diese gefiederte Weise von den Rennplätzen in Epsom, Ascott, Newmarket ꝛc. Botschaften zusenden ließen, so würde uns auch diese Taubenpost nur eine Ausgeburt der beweglichen französischen Phantasie dünken.

Die Brieftaube ist größer als unsere gewöhnliche Haustaube, etwa fünfzehn Zoll lang und ein bis anderthalb Pfund schwer. Ihr Gefieder

ist in der Regel dunkelbraun oder gar schwarz. Ihre Brustmuskeln sind sehr groß und stark und bekunden ihre Flugkraft und Ausdauer. Der Instinkt oder wie immer wir die Fähigkeit und Neigung des Thieres nennen wollen, welche dasselbe zu so wunderbaren Flügen veranlassen, scheint auf zwei verschiedenen Eigenschaften unserer Taube zu beruhen: auf ihrer Heimathsliebe und auf ihrem scharfen Gesichte. Der bekannte Ornitholog Rennie sagt darüber: „Sonder Zweifel bewirkt es das Auge allein, daß die Brieftaube jene außerordentlichen Luftreisen vollführen kann, welche von den frühesten Zeiten an das Erstaunen des Menschen erregt haben. Auch mit andern Tauben habe ich Versuche angestellt, indem ich sie in einer gewissen Entfernung von ihrem Schlage fliegen ließ; mit einer merkwürdigen Sicherheit fanden sie ihren Weg dahin zurück. Läßt man sie aus einem Sacke heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt worden sind, in mit jeder Minute sich erweiternden Cirkeln, zugleich dabei sich immer höher und höher in die Lüfte aufschwingend. So lange unser Auge die Vögel erkennen kann, setzen diese die nämliche kreisende und steigende Bewegung fort, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheiden, welche ihnen die Richtung anzeigen, die sie einzuschlagen haben." Ganz die entgegengesetzte Bewegung macht die Taube, wenn sie aus einem Luftschiffe ins Freie gelassen wird, eine geraume Zeit lang stürzt sie sich perpendikular herab, dann erst beschreibt sie eine sich von Sekunde zu Sekunde vergrößernde Spirallinie und senkt sich dabei immer tiefer und tiefer herab, bis sie sich in ihren Umgebungen so weit orientirt hat, um ihren ferneren Flug darnach einrichten zu können. Jedenfalls ist ihre Sehkraft eine ganz außerordentliche. Im Zustande der Wildheit, wie man sie in Amerika antrifft, fliegt die Taube in ungeheuren Schaaren über endlose Landstrecken dahin, stets hoch oben in den Lüften. Aus der weitesten Entfernung schon erkennt sie das Fruchtfeld, auf welches sie sich mit unfehlbarer Präzision herabläßt, um den Schmaus zu finden, den sie erstrebt.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

* **Die wissenschaftliche Ausbildung des einjährigen Freiwilligen.** Nach einer königlichen Ordre werden in den durch die Gesetze vom 20. September und 24. Dezember 1866 mit Preußen vereinigten Landesgebieten Hannover, Hessen und Nassau, so wie in dem Herzogthum Lauenburg von 1871 ab veränderte Bestimmungen in Betreff der an die Schulbildung der einjährigen Freiwilligen zu stellenden Anforderungen in Kraft treten. Hiernach soll eine solche Dienstzulassung künftig abhängig gemacht werden: für die 1871 dienstpflichtig werdenden jungen Leute von demjenigen Grade wissenschaftlicher Bildung, welche durch einjährigen erfolgreichen Besuch der Gymnasialtertia erzielt wird; für die 1872 Dienstpflichtigen, von einem der Reife für Secunda entsprechenden Grade der wissenschaftlichen Bildung. Für die 1873 und später in das dienstpflichtige Alter eintretenden jungen Leute bleiben alsdann die in den alten Provinzen vorgesehenen Festsetzungen maßgebend. — In dem uns vorliegenden, eben in vierter Auflage erscheinenden Unterrichtswerke **„Der einjährige Freiwillige"** — 48 Unterrichtsbriefe à 5 Sgr. **Oldenburg. Schulze'sche Buchhandlung** — haben alle diese Anforderungen in bester Form Berücksichtigung gefunden. Schon an **maßgebender Stelle von Seiten des Kriegsministers von Roon**, der die Widmung des Werkes entgegengenommen, hat die **praktische Brauchbarkeit** des Werkes Anerkennung gefunden, und tritt einem letztere auch in der Druckeinrichtung sogleich handgreiflich entgegen, indem die erforderlichen Grade wissenschaftlicher Bildung durch den Satz in fetter, gewöhnlicher und Petitschrift vortheilhaft unterschieden werden. Alle erforderlichen Wissenschaften sind in dem Werke vollständig abgeschlossen. Die Wiederholungsfragen geben in systematischer Folge den besten Faden, das Ganze dem Gedächtniß einzuprägen. Der Anhang des Werkes lehrt **Lateinisch, Französisch** und **Englisch**, jede Sprache einzeln in 16 Briefen à 5 Sgr. Die vortreffliche und durchaus praktische Behandlung sowohl des Lateinischen, das hier zum erstenmale in Unterrichtsbriefen gelehrt wird, als auch der beiden lebenden Sprachen zeigt uns, daß auch hier besonders tüchtige Kräfte thätig sind. Es wird in diesem Unterrichtswerke unseres Wissens zum erstenmale Gelegenheit geboten, sich auf Grund einer Volksschulbildung durch Selbststudium das Gesammtwissen eines Menschen von wirklich gediegener Bildung in ansprechender Form systematisch und leicht anzueignen. S.

Mannigfaltiges.

Es gibt wohl keinen praktischeren Menschen auf der weiten Gotteswelt als den Nordamerikaner. Der Geist dazu liegt aber schon in dem Volke selber, und aus tausenden von Beispielen will ich hier ein einzelnes aufführen. Ich stand einst vor einem Laden in Cincinnati, vor dessen Thüre sich ein junger Bursche müßig herumtrieb. Der Eigenthümer verwies es ihm und der Knabe antwortete erst trotzig, war dann still, ging fort und kehrte nach etwa zehn Minuten zurück.

„Sir," wandte er sich dann an Jenen, nachdem er uns beide erst einen Augenblick betrachtet, „Ihr wollt, ich soll nicht müßig sein, so gebt mir Gelegenheit, etwas zu verdienen," — „Ich habe nichts für dich zu thun," lautete die Antwort. —

„Das ist auch gar nicht nöthig," sagte der Knabe ruhig, „ich will schon selber Beschäftigung finden, aber ich brauche ein Kapital." — Der Kaufmann lachte und fragte wieviel. — „Ich brauche einen halben Dollar," sagte der Knabe ernsthaft, und das Glühen seines Gesichtes und das Blitzen seines Auges verriethen, daß es ihm Ernst sei mit dem neuen Gedanken. „Und wenn ich dir den nun gäbe, wann wirst du ihn mir zurückzahlen können?" — „In spätestens vier Wochen." — Der Knabe bekam das Geld und vierzehn Tage später zahlte er es ehrlich nicht allein zurück, sondern hatte in der Zeit auch schon einen kleinen Handel mit allen möglichen billigen Gegenständen begonnen, in dem selbst Zeitungen und Bücher nicht fehlten, und der allerdings noch in einem sehr kleinen Korbe Raum hatte, aber mit der Zeit wuchs und dem jungen Burschen einen „Anfang in der Welt" sicherte. — Einen komischen Kontrast zu dem Amerikaner bildet der unpraktische Sohn Irlands und man hat hierüber in Amerika eine charakteristische Anekdote. Ein Farmer stellte zwei Arbeiter an, den einen, einen Amerikaner, ein paar Bäume zu fällen, später einen Steg über einen steilen Bach zu bauen und einen Irländer, einen Graben auszuwerfen und den dabei liegenden Weg von Erde frei zu schaufeln. Als er nach einiger Zeit zurückkommt, hat der Amerikaner die Stämme gefällt, sich selber dann einen Flaschenzug hergerichtet und sie allein über den Bach gezogen, dann Bretter mit seiner Axt ausgespalten und den Steg fertig gemacht; der Irländer dagegen seinen Graben ausgeworfen, die Erde aber auf dem Weg liegen gelassen. „Aber ich habe dir doch gesagt, daß du den Weg frei schaufeln solltest," sagte ihm der Farmer.

„Frei schaufeln, Sirrah," erwiedert ihm der Irländer, „ja wohl, aber wie sollt' ich das machen? — Ich hatte ja nur einen Spaten."

Von Heinrich Heine

sagen die Franzosen gewöhnlich, er sei ein französischer Dichter, sie hätten sich merken können, was er in nachfolgendem, zu Anfang der vierziger Jahren in Paris geschriebenem Gedicht sagt über Deutschland:

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme.
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit stiller Flamme.

Bei solcher Nahrung wächs man schnell
Und kocht das Blut in den Adern.
Ihr Nachbarskinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern.

Er ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen,
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Ambos entzwei geschlagen.

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und tödten den häßlichen Drachen.
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn tödten und seinen Hort,
Die Reichskleinodien besitzen.
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldene Krone blitzen!

Ein Weinreisender wurde gefragt, wie der Wein in Schlesien schmecke? „Ganz eigenthümlich," antwortete er, „es ist, als wenn eine Katze mit dem Kopfe voran in die Kehle hinunter kletterte und Jemand dieselbe Katze an dem Schweif rücklings wieder hinauf zöge."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Montag, 5. Dezember **1870.**

Die Luftpost.

(Schluß.)

Trotz ihres Instinkts aber bedarf es einer ziemlich langen und strengen Erziehung, ehe die Taube zum zuverlässigen Luftpostillon wird. Vor Allem sind es die Türken, welche sich dieser Taubenausbildung befleißigen. Hat eine junge Taube ihre volle Flügelstärke erlangt, so wird ihr das Gesicht verbunden oder sie kommt in einen Korb, während man sie eine Viertelstunde weit von ihrer Behausung auf's freie Feld hinaus trägt. Hier freigelassen, schwingt sie sich in die Höhe, schaut sich erst ein paar Sekunden lang um und fliegt dann in gerader Richtung nach Hause. Von Tag zu Tage werden die Distanzen gesteigert bis auf zwei und drei deutsche Meilen, und schließlich würde sie ein ganzes Königreich durchsegeln und doch den Weg nach ihrer Heimath nicht verfehlen. Mißlingen der Taube ihre ersten beiden Reisen, so beseitigt sie der Türke ohne Gnade und Erbarmen, denn sie taugt dann nicht zum Postdienste.

Schon seit Jahrhunderten bediente man sich in der Türkei der Brieftaube als regelmäßigen Verkehrsmittels. So hielt sich die in Aleppo etablirte türkische Handelsgesellschaft eine große Anzahl von Tauben, welche von und nach Scanderun, dem nächsten Hafen des Mittelmeeres, den Postdienst zu versehen hatten. Lief hier ein der Kompagnie gehörendes Schiff ein, so wurde der Name desselben, die Stunde seiner Ankunft und andere Einzelheiten auf ein Stück Papier verzeichnet und dies unter dem Flügel der Taube festgebunden, welche damit in höchstens drei Stunden den über vierzehn deutsche Meilen betragenden Weg nach Aleppo, ihrer Heimath, zurücklegte. Um die Füße des Vogels frisch und kühl zu erhalten, tauchte man dieselben in Essig ein und vermied damit zu gleicher Zeit jeden Aufenthalt unterwegs, der nothwendig entstehen mußte, wenn der Anblick von Wasser die Taube zu einem Herabsteigen auf die Erde verlockte. Uebrigens hielt man auf Reinheit der Race ebenso sorgfältig, wie der Araber auf das reine Blut seiner Pferde hält; jeder Kreuzung mit andern Taubengattungen ward nach Möglichkeit begegnet. Blieben die Tauben zufällig einmal länger als vierzehn Tage in Scanderun, so konnte man auf ihre Rückkehr nach Aleppo nicht mehr mit Sicherheit rechnen. Das Bild der süßen Heimath schien den Thieren inzwischen aus dem Gedächtniß entschwunden zu sein.

Zwischen Scanderun und Aleppo liegen ziemlich hohe Berge; anstatt nun allmälich sich bis zu den Gipfeln derselben zu erheben, stiegen die Tauben sofort und mit einem Fluge perpendikular zu einer ungeheuren Höhe auf, von wo sie über den Rücken des Gebirges hinweg blicken konnten. Einmal hatte sich ein Kaufmann von Aleppo einer solchen Brieftaube heimlich zu bemächtigen gewußt. Er las die Depesche, welche sie unter dem Flügel trug, und ersah daraus, daß es in England sehr an Aleppoer Galläpfeln, einem Hauptstapelartikel des Platzes, fehle. Schlau behielt er die Nachricht für sich, kaufte alle Galläpfel auf, deren er in der Stadt und Umgegend habhaft werden konnte, ehe die Kompagnie, welcher die Taube angehörte, noch eine Ahnung von der Konjunktur hatte, und machte durch die alsbald eintretende Preissteigerung des Artikels einen außerordentlichen Gewinn. Aehnliche Fälle plötzlicher Bereicherung werden von Kölner und Aachener Kaufleuten erzählt, denen es gelungen war, belgische und holländische „Courstauben" heimlich abzufangen.

Daß man schon im Alterthum die Taube als Postanstalt benutzte, erwähnten wir bereits. Schon die Sieger in den olympischen Spielen pflegten

ihren Freunden in der Heimath die Kunde von ihren Triumphen durch unsere zierlichen gefiederten Boten mitzutheilen. Bei der Belagerung von Modena durch die Römer korrespondirten Decimus Brutus und Hirtius durch Tauben mit einander, und Plinius frappirte das so sehr, daß er ausruft: „Was nützen Schildwachen, Umwallungen und Cernirungen, was Strom- und Flußsperrungen, wenn man sich durch Boten in der Luft Kunde verschaffen kann?“ Später, zur Zeit der Kreuzzüge, finden wir die Brieftaube in allgemeinem Gebrauche; und was man jetzt scherzweise unsern Preußen zuschreibt, daß sie sich abgerichtete Falken zulegen wollten, um die Pariser Brieftauben aus den Lüften herabholen zu lassen, geschah damals nicht selten. Man dressirte die Raubvögel derart, daß sie die Taube wohl packten, aber nicht verletzten. Als die Christen Akre belagerten, unterhielt Sultan Saladin mittels eines Korps von Brieftauben seine Verbindung mit den Belagerten. Eines Tages ward indessen der beschwingte Bote durch einen Pfeil aus seiner Höhe herabgeschossen, die Depesche aufgefangen und so benutzt, daß sich der Platz ergeben mußte, ehe Saladin zu seinem Entsatze anrücken konnte.

Noch ist es nicht lange her, daß die Paschas der verschiedenen türkischen Provinzen mit Brieftauben versorgt wurden, die man im Palaste des Großherrn selbst zog und schulte. Brach in der Provinz ein Aufstand aus oder gab es eine andere schnelle und geheime Meldung zu machen, so hatte eine Brieftaube das Schreiben des Paschas zu befördern. Mochte der Ort, von dem sie aufflog, noch so weit abliegen von Konstantinopel, der Vogel fand den Weg dahin sicherlich. Um jedoch auf alle Eventualitäten gerüstet zu sein, schickte man stets fünf bis sechs Tauben zu gleicher Zeit mit Depeschen ab; eine davon erreichte das Ziel bestimmt. Man erbaute auch wohl alle sechs bis acht Meilen leichte Thürme. Ein Wachtposten nahm am ersten Thurm die erste Taube in Empfang, band ihr die Depesche ab und befestigte sie einer zweiten unter dem Flügel, und so fort von Thurm zu Thurm. Auf diese Weise bekam man ganz organisirte Taubenrelais, welche nicht nur die Schnelligkeit der Beförderung erhöhten, sondern auch die Gefahr von unglücklichen Zufälligkeiten wesentlich verminderten.

Von besonders merkwürdigen Taubenflügen sind uns mancherlei Beispiele und Einzelheiten aufbewahrt. So sandte im vorigen Jahrhundert ein Herr in London durch die Landkutsche eine Brieftaube an einen Freund in Bury St. Edmunds mit der Weisung, den Vogel am andern Morgen um neun Uhr fliegen zu lassen. Dies geschah und halb zwölf Uhr Mittags traf die Taube glücklich wieder in London ein, hatte mithin einen Weg von etwa vierzehn deutschen Meilen in zwei und einer halben Stunde zurückgelegt. 1819 ließ man zweiunddreißig in Antwerpen aufgezogene Tauben an einem festgesetzten Tage in London los; jede Taube trug die Worte „Antwerpen“ und „London“ auf den Flügeln aufgestempelt. Um sieben Uhr früh flogen sie ab; die eine der Schaar langte schon um Mittag in Antwerpen an, eine zweite eine Viertelstunde später, zwölf andere kamen erst am folgenden Tage, von den verbleibenden achtzehn aber bekam man nie wieder etwas zu sehen oder zu hören. Zehn Jahre darauf brachte man eine Anzahl von zweiundvierzig in Mastricht abgerichteter Tauben nach der englischen Hauptstadt. Nachdem sie gehörig gezeichnet waren, ließ man sie eines Tages früh halb neun frei. Die erste erreichte Mastricht drei Viertel drei Uhr Nachmittags, hatte also eine Durchschnittsgeschwindigkeit von neun deutschen Meilen pro Stunde behauptet; die zweite und dritte kamen zusammen halb vier Uhr an; siebenzehn stellten sich in den nächsten drei Tagen ein; was aus den übrigen geworden war, hat man nicht erfahren. Ebenso fehlten alle Anhaltspunkte, um herauszufinden, auf welchen Umwegen die siebenzehn Spätlinge ihren Bestimmungsort gesucht haben mochten. 1830 schickte man einen Flug von hundert und zehn Brieftauben von Brüssel nach London. Zur vereinbarten Zeit freigegeben, gelangten zehn davon in acht Stunden nach Brüssel; eine andere legte die mehr als dreißig Meilen betragende Strecke gar in nur fünf und einer halben Stunde zurück. Von allen den übrigen aber kam keine einzige je wieder zum Vorschein.

Klingen schon diese Flugleistungen fast unglaublich, so streifen einige andere der uns überlieferten Fälle geradezu an das Märchenhafte. Ein Herr in Köln, der in Paris ein Geschäft zu erledigen hatte, trug seinen Freunden die Wette an, dieselben sollen schon drei Stunden nach seiner Ankunft an der Seine wissen, daß er wohlbehalten daselbst eingetroffen sei. Die Wette wurde natürlich mit Beeiferung acceptirt, denn daß Jener sie verlieren mußte, schien seinen Bekannten unzweifelhaft zu sein. Er reiste dann nach Paris ab und nahm zwei Brieftauben mit, die in Köln ihre Jungen hatten. Um zehn Uhr Morgens in der Kapitale Frankreichs angelangt, ließ er eine

Stunde darauf seinen flüchtigen Postboten los und — schon zehn Minuten nach 1 Uhr waren diese wieder in ihrer rheinischen Heimath, so daß sie in der Stunde nahezu dreißig deutsche Meilen durchflogen haben mußten! Der berühmte amerikanische Ornitholog Audubon erzählt, es seien meist wilde Tauben in New-York erschienen, die ihre Kröpfe noch voll Reis hatten, den sie nicht näher als in Georgia oder Carolina sich abgepickt haben konnten. Aus der Zeit, welche die Taube zur Verdauung ihres Futters braucht, berechnete nun der Naturforscher, daß jene Ankömmlinge aus dem Süden in jeder Minute eine Strecke von mindestens einer halben Stunde durchmessen haben mußten.

Seitdem der elektrische Funken unsern Postdienst versieht, ist natürlich die Brieftaube immer mehr und mehr ihren einstigen Funktionen enthoben worden, und nur noch einzelne besondere Liebhaber, in Belgien und Holland, nicht mehr die Börsenmatadore von Amsterdam und Antwerpen, von Brüssel und Rotterdam halten sich heutzutage noch beschwingte Postillone. Erst die belagerten Pariser haben in ihrer Bedrängniß wieder in ausgedehnterem Maße zur Brieftaube ihre Zuflucht genommen; da aber der Vogel nur dann zur Briefbeförderung benutzt werden kann, wenn der Ort, wohin er Nachricht bringen soll, seine Heimath ist, so dünkt uns der gesammte neue Postdienst, von dem die französischen Blätter so viel Aufhebens machen, ein überaus — luftiger, denn auf welchem Wege will man die Thiere an die Orte schaffen, von denen man in Paris Kunde zu haben wünscht? Oder wie sollen die Tauben nach Paris gelangen, um die Provinz von den Zuständen der Hauptstadt zu unterrichten? Unter allen Umständen wird weder Luftballon noch Brieftaube den Fortschritten unserer deutschen Heere wesentlichen Einhalt thun können. Frankreichs Verhängniß ist besiegelt trotz der Luftpost und trotz — Garibaldi.

Die Erbswurst-Fabrikation.

Ueber die Erbswurst und deren Fabrikation schreibt die „Wes. Ztg.“: Die Erbswurst vereinigt alle Vorzüge, welche ein Verpflegungsmittel für Truppen im Felde besitzen muß, sie ist leicht transportabel, weil sie im Verhältniß zu dem in ihr enthaltenen Nahrungsstoff einen geringen Raum einnimmt; sie ist außerordentlich haltbar, indem sie den Unbilden der Witterung widersteht und nach mehreren Jahren, wie eine aus dem Jahre 1856 vorhanden gewesene Probe bewies, noch ebenso genießbar ist, wie heute, und endlich bedarf es zur Fertigstellung der in ihr enthaltenen kräftigen Mahlzeit wenig Zeit und Vorbereitung. Diese nützliche Erfindung wird jedenfalls den Krieg weit überdauern. Bekanntlich verdankt sie die Armee einem Berliner Koch Namens Grüneberg. Es bestehen gegenwärtig 3 Fabriken für Erbswürste oder Armeepräserven: in Berlin, Frankfurt a. M. und Mainz. Vor wenigen Tagen hatten wir Gelegenheit, die Berliner Fabrik, welche den Titel: „Königl. preuß. Fabrik für Armeepräserven in Berlin“ trägt, zu sehen. Es ist ein weiter Weg nach dem ganz draußen an den äußersten Grenzen von Berlin gelegenen Kilian'schen Villenplatz, der Stätte der in wenig Wochen erbauten und in Betrieb gesetzten Fabrik. Ein betäubender Lärm: Klopfen, Hämmern, Schlagen, Rollen, umgibt uns. Man denke sich einen ausgedehnten, von einer Menge eiserner Säulchen getragenen Holzbau, in welchem über 1700 Personen; Männer und Frauen, Knaben und Mädchen von früh bis spät beschäftigt sind, um nicht weniger als 150,000 Pfund Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserves mit Verpackung fertig zur Lieferung an die Bahn herzustellen. Der größere Raum ist der Bereitung der Erbswurst gewidmet. In 12 großen Kesseln wird zunächst Schweinefleisch, besonders Speck und Schinken, gekocht. Sie nehmen bei einem bestimmten Stadium des Garwerdens die übrige Füllmasse der Wurst: Erbsmehl, das in großen Fässern bereit, Salz und den sogenannten lupus, ein von dem Erfinder scherzhafter Weise erdachter Ausdruck für das geheime Ingrediens, welches der Wurst die Haltbarkeit und den angenehmen Geschmack verleiht, auf. Ist die Masse gar gekocht, so wandert sie in Eimern nach dem dicht daneben stehenden Spritztisch. Unter der gewandten Handhabung des Spritzenmeisters, zu diesem Geschäft sind 250 Schlächter berufen, erscheint die Erbswurst bald fix und fertig, und zwar in einer Hülle nicht von Darm, sondern von Pergamentpapier. Knaben und Mädchen fahren auf kleinen Wagen das Fabrikat nach dem in einer Ecke des Saales gelegenen Verpackungsraum. Dort sind 400 Frauen und Kinder emsig thätig, jede Wurst, nachdem sie von Fett gereinigt, mit einer Etikette und Gebrauchsanweisung zu versehen, die folgendermaßen lautet: „Zehn Loth oder den 3. Theil

einer Erbswurst vom Darm befreien, in 3/4 Quart kalten Wassers legen, unter Umrühren auf- und dann noch 5 Minuten weiter kochen lassen." Zu zwei und zwei werden die Würste sorgfältig verpackt und wandern nun nach den Böttcherwerkstätten, wo sie in Kisten zu 150 Pfd. verstaut, vernagelt und überhaupt zum sofortigen Transport fertig gemacht werden. Mit der Zeit wird die Erbswurst steinhart. In den Handel gehen die echten Erbswürste nicht über, und es sind darnach alle Verkaufsannoncen von Erbswurst zu beurtheilen. Unser Führer geleitete uns nun an langen Tafeln vorbei, wo Fleisch und Schwarte klein gehackt wurde, zu der Abtheilung für Gemüsezubereitung: Wurzeln, Rüben und Sellerie für die Konserven werden von etwa 120 Frauen geputzt und geschnitten. Die Blechdosen der Konserven werden in einer eigenen Klempnerwerkstatt von 100 Arbeitern angefertigt. Wie massenhaft der Konsum der Fabrik ist, geht aus der Thatsache hervor, daß für die Fabrik von einem Fleischermeister täglich 100 Stück Ochsen in Strousberg's Schlachthof geschlachtet und 275 Zentner Speck zum Kochen geliefert werden. Das zur Speisung der Kessel, zum Reinigen ꝛc. erforderliche Wasser liefert eine Anzahl im Fabriksaal aufgestellter Abyssinier-Brunnen. Die Konserven werden in einem besonderen Flügel des Fabriksaals angefertigt, und zwar werden die bereits zugelötheten Büchsen mit ihrem Inhalt noch einmal in den sogenannten bains marins durchgekocht. Auch die Büchsen erhalten jede ihre genaue Etiquette und Gebrauchsanweisung. Die Arbeit geht mit solcher Behendigkeit, Uebung und Gewandtheit von statten, als ob sie schon seit Jahren von den Leuten erlernt worden wäre, überall Ordnung, Organisation, Aufsicht. Mit der größten Sparsamkeit wird Alles benutzt; so werden die losgelösten Knochen noch besonders gekocht und liefern wohlschmeckende Bouillon. Zur Bereitung der bekannten und bei der Armee sehr beliebten Gullasch, Ochsenfleisch mit Mais, sind allein 18 Kessel in Betrieb.

Mannigfaltiges.

(Frequenz der Feldpost.) In dem Zeitraume vom 16. Juli bis inkl. 15. November sind per Feldpost befördert worden: 1) Gewöhnliche Briefe und Korrespondenzkarten von der Heimath nach der Armee und umgekehrt, so wie im Verkehr der Truppentheile unter einander 49,200,000 Stück (durchschnittlich täglich 400,000 Stück). 2) Gelder in Dienstangelegenheiten (für die Kriegskassen ꝛc.) 27,675,000 Thaler (durchschnittlich täglich 225,000 Thlr.) 3) Gelder in Privatangelegenheiten der Militärs ꝛc.: a. nach der Armee 2,706,000 Thlr. (durchschnittlich täglich 22,000 Thlr.); b. von der Armee 1,150,000 Thlr. (durchschnittlich täglich 9345 Thlr.). 4) Pakete in Militär-Dienstangelegenheiten 30,750 Stück (durchschnittlich täglich 250 Stück). 5) Im Wege des Postdebits bezogene (besonders couvertirte) Zeitungen 460,020 Exemplare (durchschnittlich täglich 3740 Exemplare). 6) An Privatpäckereien sind in dem Zeitraume vom 15. Oktober bis inkl. 18. November nach genauer Zählung befördert worden 724,923 Stück (durchschnittlich täglich 20,712 Stück). Dieselben waren in 45,052 Paketsäcken verpackt; zu ihrer Fortschaffung waren 323 Eisenbahnwaggons und viele Hunderte von Pferdefahrzeugen erforderlich.

Wie sehr, und mit welcher Virtuosität auch in Wien die edle Kunst des Taschendiebstahls betrieben wird, zeigt folgende Geschichte aus neuerer Zeit. Unter den dort verweilenden Gästen befanden sich auch viele Bürger des edlen bayerischen Staates, welche treu im Biertrinken und sonstigen guten Sachen zusammenhielten. Eines Abends waren sie en masse in den Esterhazykeller gezogen, um sich an dem edlen ungarischen Traubenblut gütlich zu thun, und befanden sich dort in der begeistertsten und gerührtesten Stimmung als einer von ihnen sein „Brieftaschel mit den Papierwischen" herausziehen wollte, um zu bezahlen. Er sucht und sucht in allen Taschen danach, und wird äußerst ernüchtert, aber die Brieftasche war fort, spurlos verschwunden, obgleich er sie noch vor einer halben Stunde gehabt hatte. Seine Freunde suchten ihn über den Verlust zu trösten, indem sie sagen: „Bleib nur ruhig, alter Junge, wir werden schon für dich zahlen," — aber siehe da! — auch ihnen fehlt dieses unentbehrliche Möbel ebenso. — Da hörte doch alle Gemüthlichkeit auf. „Hier muß es einen Spitzbuben geben!" riefen die Bestohlenen mit lauter Stimme, „laßt's Keinen aus dem Keller heraus!" — und wirklich wurde mit Hilfe der Polizei, die schnell herbeigerufen war, der Dieb entdeckt, der in seinen Taschen ein „Verbrüderungsfest" für die Brieftaschen und Portemonnais der Anwesenden veranstaltet hatte.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. **Mittwoch, 7. Dezember** **1870.**

* Französische Humanität.

Von befreundeter Hand wird uns ein Brief eines in der Nähe von Toul als Hofpächter wohnenden Rheinpreußen mitgetheilt, dessen Inhalt wohl vorstehende Ueberschrift, ironisch aufgefaßt, rechtfertigen dürfte.

„In den Monaten Juni und Juli reiste ich zweimal nach Niederbronn, wo meine Frau eine Badekur gebrauchte, und kehrte am 10. Juli mit ihr auf das von mir gepachtete, 5 Kilometer von Toul gelegene Hofgut zurück. Der Krieg stund vor der Thür. Alsbald kamen mir die albernsten Gerüchte über den Zweck meiner Reisen zu Gehör. Ich sollte als preußischer Spion die Pläne der Festung Toul den Preußen überbracht und früher schon preußische Offiziere als Dienstknechte beherbergt haben! — Hätte selbst einen Bruder, der preußischer General sei. Mehrere Flaschen Gift habe man in einem Keller gesehen womit ich sicherlich bei ausbrechendem Kriege die Brunnen vergiften würde! Im Bewußtsein meiner Unschuld konnte ich ein solches erbärmliche Gebahren eines fanatisirten Volkes nur mit Verachtung strafen und schenkte allen diesen Gerüchten nicht die geringste Beachtung. So hatte ich z. B. keinen Bruder beim Militär und die vermeintlichen Giftflaschen waren mit Wasser des Niederbronner Kurbrunnens gefüllt! Ein Briefträger hatte sie aber im Vorbeigehen durch ein Kellerloch wahrgenommen, und dies hatte, wie ich später hörte, Anlaß zu besagten Verdächtigkeiten gegeben. Als indessen bald nach diesen Anschwärzungen meine Kinder die Schule eines benachbarten Dorfes besuchten, welche erzählten, ihre Schulkameraden hätten gesagt, ich sowohl als Frau und Kinder würden nächstens todtgeschlagen werden, begab ich mich zu dem Sous-präfekten und erklärte demselben, daß ich gesonnen sei, Frankreich sofort zu verlassen, insofern auch seitens der Polizei mir Verrath zugetraut wurde. Der Herr Sousprafekt erwiderte mir: „Gehen Sie ruhig auf Ihr Pachtgut und vollenden Sie Ihre Erntearbeiten, Sie haben nichts zu fürchten, denn Frankreich weiß die Hospitalität zu respektiren und handelt nicht wie Preußen und das übrige Deutschland gegen die Ausländer!?" Beruhigt ob dieser Erklärung kehrte ich von Toul zurück. Wir werden jedoch sogleich sehen, was ein Franzos unter Hospitalität versteht! —

Ganz unerwartet erschien am 7. August, als die Niederlagen von Forbach und Weißenburg in Toul eingetroffen, ein Gensdarm auf meinem Hofe und forderte mich auf, ihm sogleich auf die Präfektur zu folgen. Dortselbst wurde ich vom Präfekten sehr unfreundlich empfangen und mir bemerkt, daß, obwohl man mir nichts Nachtheiliges beweisen könne, doch die Bevölkerung sehr gegen mich aufgebracht sei, und forderte mich schließlich auf (zu meiner eigenen Sicherheit!) meine Frau und Kinder ebenfalls, und zwar am nämlichen Abend noch in die Festung zu verbringen. Ich sprach den Wunsch aus, mich nach Nanzig begeben zu wollen, womit er indeß nicht einverstanden war, da Ausländer in Frankreich nicht mehr reisen dürften. Ich sah mich demnach genöthigt, sofort meine Frau und fünf Kinder, wovon das älteste neun Jahre zählt, abzuholen und das ziemlich bedeutende Hofgut dem größtentheils wälschen Gesinde zu überlassen. Am nächsten Morgen wurde mir indessen gestattet, auf den Hof zurückzukehren unter der Bedingung, daß ich mich Abends wieder zu stellen hätte. Noch zwei folgende Tage wurde uns diese Gunst zu Theil, alsdann aber durften wir Toul und selbst den Gasthof, ja das Zimmer, in dem wir wohnten, nicht mehr verlassen! Am 15. August

wurde die Stadt seitens der Deutschen belagert, am 16. bereits mit der Beschießung vorgegangen. Am 17., des Nachmittags 2 Uhr, erschien ein Offizier mit 4 Soldaten im Hotel und rief: „Wo ist der Pächter von dem preußischen Hofe?“ (wörtlich de la ferme prussienne!) Ich gab zur Antwort: „Hier ist er!“ — „Sie werden mir folgen!“ heischte er mich an, wozu ich mich ohne Zaudern bereit erklärte. Trotzdem zog er selbst einen Revolver mit dem Bemerken: „Hier ist Etwas, das wird Sie gehen machen!“ und befahl, daß 2 der Soldaten mich an beiden Armen ergreifen und ein mit einer Axt bewaffneter Sappeur mir auf den Fersen zu folgen habe. Diesergestalt führte man mich gleich einem zum Tode Verurtheilten über die Straßen durch eine Menge schimpfender Soldaten bis zum Kommandanturgebäude. Das Gräßliche meiner Inhaftirung sollte jetzt erst beginnen! Man sperrte mich in eine Art Cachot, den die Soldaten seit einiger Zeit als Abtritt benützten und worin die angehäuften Exkremente einen so unerträglichen Gestank verbreiteten, daß mir alsbald unwohl wurde. Ich bat um einen Trunk Wasser und man erwiederte: „Auf dem Boden ist ja Wasser, das ist gut genug für Dich! Die Gewehre sind schon geladen, um Dich zu erschießen!“ Und nicht weniger als 18 Stunden ließ man mich in diesem stinkenden Loche schmachten, bevor man die Thüre öffnete mit dem Bedeuten, nunmehr mit in das Stadtgefängniß zu wandern, worin ich bis zur Aufhebung der Belagerung zu verbleiben habe! Meine Frau und Kinder mußten in dem Gasthofe zurückbleiben und es wurde ihnen streng untersagt, mich zu besuchen. Da der Gasthof keine gewölbten Kellerräume hatte, so mußte sie mit den Kindern, so oft das Bombardement während der 42tägigen Belagerung heftiger wurde, schräg über die Straße laufen, wo man ihr aus Mitleid mit den Kleinen in einem Gewölbe ein Plätzchen einräumte. —

Meine Gefangenschaft wurde gegen das Ende dadurch etwas gemildert, daß ein englischer Reiseschriftsteller, der ebenfalls sammt seinem Sekretär als Spion aufgegriffen wurde, meinen Kerker theilen mußte. Der Gefängnißhüter war ein verständiger Mann und wurde täglich freundlicher. Endlich am 24. September schlug die Stunde der Befreiung. Nach der Kapitulation erschien der Präsident des Gerichtshofes und sagte uns: „Vous êtez libres, nos énnemis sont nos maitres!“ (Ihr seid frei, unsere Feinde sind Herr über uns!) Die Spuren der Verwüstung, welche das Bombardement an dem Gefängnisse anrichtete, zeigen deutlich, in welcher Lebensgefahr wir fortwährend schwebten. Außer dem englischen Kapitän und mir waren noch 28 sogenannte Spione inhaftirt. Was mich betrifft, so war mein einziges Verbrechen, welches man mir nachweisen konnte, das, daß ich ein Preuße war, daß ich trotz mehrfacher Ermahnungen mich nicht dazu verstehen wollte, Franzose zu werden, und daß ich einmal im Jahre 67, zur Zeit als die Luxemburger Frage auf der Tagesordnung stand, in einer Gesellschaft von Städtern und Oekonomen den Muth hatte, die albernen und verleumderischen Angriffe auf mein Vaterland gebührend zurückzuweisen mit dem Bemerken: wenn Frankreich sich mit Preußen in einen Krieg verwickelt, so geht es ihm nicht besser wie Oesterreich.“

Ich werde zeitlebens der Hospitalität der grande nation gedenken und die erste beste Gelegenheit ergreifen, ihr auf immer den Rücken zu kehren. Ein Volk, das so weit gesunken ist, daß es unschuldige und wehrlose Ausländer wie Diebe und Mörder behandelt, verdient ausgestrichen zu werden aus dem Verzeichniß der zivilisirten Nationen. Ich sage, das französische Volk, denn nicht allein die kaiserliche Regierung, sondern alle Volksklassen, Hoch und Nieder, mit geringer Ausnahme verlangten seit dem Jahre 66 den Krieg contre la Prusse. In Frankreich gab es seit dem Jahre 66 keine größere Beschimpfung als die Benennung: „Du bist ein Preuße!“

Als ich wieder auf dem Hofgute ankam, waren noch circa 200 mecklenburgische Truppen anwesend, vorher aber beständig 3—400 Mann Kavalerie, zuerst Bayern, dann Preußen. Ich mußte es übrigens als ein großes Glück ansehen, daß der Hof beständig von deutschen Truppen besetzt war, denn ohne diese wäre der Hof nicht nur ausgeplündert, sondern sicherlich auch niedergebrannt worden. Anfangs machte man das Militär glauben, ich hätte mit meiner Familie die Flucht vor den Deutschen ergriffen, doch hatten diese bald den wahren Sachverhalt erkannt, und es durfte sich von nun an von dem Gesinde Niemand vom Hof entfernen, es wurde gezwungen, die nöthigen Ackerarbeiten vorzunehmen. Die Wohnzimmer und sämmtliche Gebäulichkeiten blieben gänzlich unverletzt, ebenso die Fruchtvorräthe unberührt, trotzdem aber für circa 7000 Franken Requisitionen erhoben. Ob mir auch für die durch meine 6wöchentliche Inhaftirung entstandenen sonstigen Nachtheile und Verluste, als mangelhafte Bestel-

lung der Aussaat ꝛc., eine Entschädigung zu Theil werden wird, muß die Folge lehren. Also wahrheitsgetreu aufgezeichnet.

Hof...., im Okt. 1870. J. R..."

Mannigfaltiges.

(Ein Bild aus der Wüste.) Unter den freien Beduinenstämmen Afrikas und unter deren berühmten Pferden war besonders eins weit und breit berühmt. Es flog schneller als die Sandwolke des Sturmes und hatte zartere Glieder als der Strauß. Der Fürst eines Stammes, mit Namen Doher, hatte schon große Massen von seinem Vermögen geboten, um dieses Wunder der edlen Rosse zu kaufen, aber vergebens. In dem Brande seiner Sehnsucht konnte er keine Ruhe finden, so daß er endlich auf folgende List fiel, in den Besitz des Rosses zu kommen. Er beschmutzte sein Gesicht mit dem Safte eines Krautes, kleidete sich in Lumpen, band sich ein Bein beinahe bis an den Hals hinauf und gab sich so die bemitleidenswertheste Gestalt eines verkrüppelten Bettlers. So ging er, um auf Nober, den Eigenthümer des berühmten Rosses, im Freien der großen Wüste vor den Zelten zu warten, wo dieser vorbeikommen mußte. Als er Nober heranfliegen sah, schrie er ihm jämmerlich um Hilfe entgegen.

„Ein armer Fremder! Seit drei Tagen liege ich hier ohne Wasser, unfähig, einen Schritt zu gehen. Ich sterbe. Hilf mir, Allah wird Dir's lohnen." — Nober bot ihm gütig sein Pferd an, er möge nur hinaufkommen, aber der Schurke erwiederte: „Ich kann nicht auf. Hilf mir aufstehen!" —

Nober, von Mitleid ergriffen, stieg ab, führte das Pferd dicht heran und bückte sich, um ihm aufzuhelfen. Aber mit der Elastizität eines Gummiballes sprang Doher jetzt auf das Pferd und mit ihm davonfliegend, rief er höhnisch: „Ich bin Doher. Nun hab' ich Dein Pferd und Du hast es gehabt."

Nober rief ihm nach, nur noch ein Wort zu hören. Seiner Sache gewiß, machte Doher in gehöriger Entfernung Halt und fragte höhnisch, was er ihm noch für guten Rath mitzugeben habe.

„Du hast mein edles Thier genommen," sprach Nober ruhig und edel. „Da der Himmel dies so zugegeben, wünsche ich Dir Glück dazu; aber ich bitte Dich herzlich, es niemals Jemand zu erzählen, wie Du dazu gekommen bist."

„Und warum nicht?" fragte Doher.

„Weil," erwiederte der Araber, „weil ein anderer Mensch dann leicht wirklich krank sein könnte, ohne daß man ihn gleicher That fähig halten könnte, wie Du mir gezeigt."

So sprach er und wandte sich ab.

Doher, von der Wahrheit und dem Adel dieser Worte plötzlich ergriffen, ritt herbei, sprang von dem Rosse, gab es dem Eigenthümer zurück und umarmte ihn. Nober lud ihn in sein Zelt, wo Beide mehrere Tage verlebten und treue Freundschaft schlossen für's ganze Leben.

Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen die Notiz, daß ein junger Berliner, der nach Wiederherstellung von seinen auf dem Schlachtfelde erlittenen Wunden aus der Heimath nach dem Kriegsschauplatz zurückgekehrt war, sich, als französischer Bauer verkleidet, in Gesellschaft des Maires eines in der Umgegend von Thionville gelegenen Ortes, in diese Festung gewagt hätte, dort aber, an seiner Aussprache des Französischen als Deutscher erkannt, arretirt und kriegsrechtlich erschossen worden sei. Diese Thatsache ist leider bestätigt worden, wenn auch die umlaufende Version nicht ganz genau ist. Der junge Mann, Namens Anderssen, war Fähnrich im Garde-Dragonerregimente und wagte sich nach Thionville, nicht an der Seite eines Maires, sondern in Folge einer Wette mit einem Kameraden. Dort wurde er in einer Gaststube nicht an seinem deutschen Accente — denn er sprach ein perfektes Französisch — sondern an der goldenen Uhrkette, die aus der blauen Bauernblouse hervorlugte, und an den Diamantringen, die an seinen Fingern blitzten, erkannt und als Spion arretirt. Der Kommandant seines Regiments verwendete sich für ihn in der eindringlichsten und angelegentlichsten Weise, indem er sich beim Kommandanten der Festung mit seinem Ehrenworte für die Unschuld des jungen Mannes verbürgte. Allein umsonst. Der Kommandant entschuldigte sich, daß die Freigebung desselben außer seiner Macht stehe, da der Gefangene bereits vor ein Kriegsgericht gestellt und rechtmäßig verurtheilt sei. Am Tage nach seiner Verurtheilung wurde er erschossen. Er war, nachdem sein älterer Bruder im Krankenbette verstorben, der einzige Sohn des Millionärs Anderssen.

(Dezembertage auf Wilhelmshöhe.) 1. 1851. Louis Napoleon versammelt die Pariser Stabsoffiziere um sich und nimmt 25 Millionen aus der Bank. Letzte Sitzung der Nationalversammlung. — 2. 1851. Louis Napoleons Staatsstreich. „Er" das verantwortliche Staatsoberhaupt. 1852. Louis Napoleon zum Kaiser „durch die Gnade Gottes und den Nationalwillen" proklamirt. 1804. Krönung Napoleons I. durch Pius VII. 1810. Fünfte Jahresfeier der Krönung Napoleons I. in Anwesenheit der Rheinbundsfürsten. — 3. 1812. Letztes Bülletin Napoleons I. — 4. 1851. Metzeleien in den Straßen von Paris (Canrobert). Neuer Bartholomäustag. — 5. 1812. Napoleon I. begibt sich von Smorgoni aus auf die Flucht von Rußland. 1867. Rouher in der französischen Kammer: „Rom niemals für Italien." — 8. 1864. Enzyklika Papst Pius IX., syllabus errorum. 1869. Beginn des ökumenischen Konzils in Rom. — 10 1848. Louis Napoleon zum Präsidenten gewählt mit 5,430,000 Stimmen. 1850. Fest auf dem Pariser Stadthaus zu Ehren der Erwählung Louis Napoleons. 1806. Einzug Jeromes in Kassel. 1867. Nikolaus v. Dreyse, Erfinder des Zündnadelgewehrs, stirbt. — 14. 1812. Napoleon I. kommt auf einem Schlitten in Dresden an. — 15. 1840. Napoleons I. Beisetzung im Invalidendom zu Paris. — 16. 1809. Scheidung Napoleons I. von Josephine. — 18. 1812. Napoleon I. kommt auf schlechtem Fuhrwerk in den Tuilerien an. — 20. 1848. Louis Napoleon wird als Präsident der französischen Republik proklamirt und beeidigt. Cavaignac tritt ab. 1851. Abstimmung für Louis Napoleons Staatsstreich am 2. Dezember 7,500,000 Stimmen. Verlängerung der Regierungsgewalt auf 10 Jahre.

Landwirthschaftliches.

(Den Kartoffeln lange ihren Wohlgeschmack zu erhalten.) Daß die Kartoffelknollen auch noch selbst dann in der Erde fortzuwachsen und sich weiter zu entwickeln vermögen, wenn das Kraut derselben abgestorben und vernichtet worden ist, ist eine Thatsache. Eine weitere Bestätigung findet dieselbe u. a. auch durch Nachstehendes: „Um Kartoffeln das ganze Jahr frisch zu haben, läßt man sie auf der Stelle, wo sie gewachsen sind, über Winter stehen. Haben sie Ende Oktober ihre Reife erlangt, so schneidet man das Kraut ab, behäufelt sie tief und bedeckt den Boden mit Laub, Moos, Kraut, Rasen, Torfmüll, Sägespähnen, Streu oder ähnlichen Stoffen. Diese Bedeckung muß aber so festgetreten werden, daß weder Licht noch Frost an die Knollen gelangen kann. Sie bleiben nun bis zum nächsten Sommer so frisch und wohlschmeckend, wie sie zur Zeit der Ernte zu sein pflegen." — „Ferner: Auf einem größeren Landgute ergab die Getreideernte vor einigen Jahren eine so reiche Fuderzahl, daß sie in den Scheunen keinen Raum fand. Man war genöthigt, Mieten zu setzten. Einen gelegenen Platz für dieselben bot der Gemüsegarten. Derselbe war jedoch mit Kartoffeln bepflanzt. Solche aufzugraben, fehlte es an Leuten und Zeit auch waren Mitte August noch gar wenig Knollen unter den Stauden zu finden. Man mähete daher das Kraut ab, ebnete den Boden, bestreute ihn mit Stroh und setzte eine Miete auf den Kartoffelacker. Dieselbe stand bis Anfang März. Als sie eingebracht worden war, ward der Platz von Streu und Stroh gereinigt. Bei dieser Gelegenheit fand man in dem Boden, der von der Miete bedeckt gewesen war, eine Menge schöner Kartoffeln, während sich sonst im Gemüsegarten nur schlechtes Zeug gefunden hatte. Hieraus ergibt sich, daß die Kartoffeln, insbesondere die feineren Arten, sozusagen auf eigene Hand in der Erde fortwachsen und an Größe und Wohlgeschmack gewinnen.

Literarisches.

* **Münzenbuch.** Jetzt, wo durch die Verkehrsverhältnisse, die Völker einander näher gerückt, ist ein getreues Münzenbuch für den Geschäftsmann unentbehrlich. Wir machen deßhalb auf das im Verlage von L. v. Vangerow in Bremerhaven erscheinende **Münzenbuch**, von dem uns die 1. Lieferung bereits vorliegt, besonders aufmerksam. Dasselbe zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die Münzen in treuer Abbildung mit Angabe ihres **Werths in Thalern, Gulden, so wie in Francs** aufgeführt sind. Das Werk umfaßt 2436 Münzfacsimiles und erscheint in 6 Lieferungen, à 7½ Sgr.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Freitag, 9. Dezember 1870.

Das deutsche Mädchen.

Wo wirbelnd sich im Tanze
Die schlanken Kinder dreh'n,
Und hinter Demantglanze
Geschwellte Haare weh'n;

Such' ich dich dort, Klotilde,
Wiegt dort dein Köpfchen sich,
Dem Sommers im Gefilde
Das Gold der Aehren wich?

Nein, du bist nicht zu schauen,
Du weilst im Kämmerlein,
Fern von den schönen Frauen
Und von der Kerze Schein.

Du kämmtest alle Locken
Dir von der Stirne klar,
Und pflücktest weiche Flocken
Aus deinem Seidenhaar.

Du liefst, die gelben Schlingen,
So licht wie Flachsgespinnst,
Zur Trödelbank zu bringen,
Nahmst klingenden Gewinnst.

Des Kriegers eis'ger Locke,
Der ferne kämpft, gedenk',
Trugst du zum Opferstocke
Der Demuth Weihgeschenk.

Nun stützt du in der Kammer
Dein unbelocktes Haupt: —
Wird Alles dann zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?

Doch freut sich deiner Milde
Gewiß ein Held im Feld;
Dein Scherflein, o Klotilde,
Wirkt nicht wie kühles Geld;

Sein warmer Glanz blickt heiter
Im Sturm der wilden Schlacht,
Daß vor dem kühnen Streiter
Der Hoffnung Leuchte lacht:

Die gelbe Lockenfülle
Bestrahlt ihr Angesicht,
Ihm dämmert sonder Hülle
Der Zukunft Morgenlicht.

Bliesfastel.

Paris, wie es ißt und — sein wird.

Paris wird sich wohl bald aus Hunger ergeben, ob erst nach einem Bombardement, das hängt von den deutschen Heerführern ab. Aber in beiden Fällen bleibt der Hunger, und zwar am meisten unmittelbar nach der Ergebung, ein tragisches Ereigniß und eine Aufgabe in der Weltgeschichte ohne Gleichen.

Was es heißen wird, das ausgehungerte Paris mit Nahrung zu versehen, davon wird sich wohl Niemand eine recht deutliche Vorstellung gemacht haben. Dies ist schon deßhalb schwer, weil Niemand so leicht daran denkt, was zwei Millionen Menschen täglich verzehren. Sehen wir uns diese Masse einmal etwas genauer an. Stoff dazu gibt uns einer der wenigen Artikel französischer Zeitungen, welche Kenntniß, Muth und Ehrlichkeit hatten, Thatsachen zu veröffentlichen und darauf ihre Raisonnements zu gründen. Diese Zeitung, „La Gironde", die in Bordeaux erscheint, brachte unlängst eine genaue statistische Auseinandersetzung über die tägliche Verproviantirung von Paris. Sie beginnt mit dem Verzehr von Fleisch.

Am 19. Okt. 1867 wurde der neue Viehmarkt La Vilette am Ende der Deutschen Straße (Rue d'Allemagne) eröffnet und zwar mit Raum

und Unterkommen für 4600 Rinder und 22,000 Schafe. Während dieses Jahres wurden in der „Halle“ 2,477,777 Thiere für den Verzehr in Paris verkauft, nämlich 341,353 Ochsen, 219,641 Kälber, 1,707,166 Schafe und 209,615 Schweine. Daraus ergibt sich, daß Paris täglich 936 Ochsen, 600 Kälber und etwa 4670 Schafe verzehren muß, um seinen Fleischappetit zu stillen. Dazu kommen natürlich Vegetabilien und Kolonialwaaren, sowie Getränke, wenn die zwei Millionen menschlicher Verdauungswerkzeuge und Gaumen in gewohnter Weise befriedigt werden sollen. Alle diese Bedürfnisse wurden bis zur Belagerung täglich in großen Centnerlasten mit Dampf, zu Wasser und zu Lande herbeigeschafft. Auch war ganz Frankreich nie im Stande, Paris täglich mit der nöthigen Menge von Fleisch zu versehen. Wir wissen nicht wieviel, aber ganz sicher, daß *sehr viel* lebendes und geschlachtetes Fleisch per Eisenbahn aus Deutschland herbeigeschafft ward, ebenso aus Belgien, der Schweiz und Italien. Im Jahre 1867 kamen mehrere Tausend Ochsen und über 120,000 Schafe per Eisenbahn vom Auslande in Paris an. Natürlich hat diese Zufuhr seit den langen Tagen und Wochen der Belagerung vollständig aufgehört. Ehe sich die furchtbare Belagerungs- und Kanonenkette um Paris herumschloß, zerstörten die Soldaten aus patriotisch-strategischen Gründen die Umgegend weit und breit nach Kräften, so daß der Feind nichts Eßbares finden sollte, so daß die eigenen Ein- und Umwohner später um so weniger finden werden. Diese flüchteten sich nach Kräften mit Hab und Gut nach Paris, wohin natürlich auch alles eßbare Vieh von weit und breit her, mit Ausnahme des Hauptlieferanten Deutschland, getrieben ward. Die Rinder- und Schafheerden sollen zahllos gewesen sein, aber viele starben schon unter dem tödtlichen Einflusse der nassen Herbstwitterung, und was die Rinderpest verzehrt haben mag, wird auch vermißt worden sein.

Wir können uns aber diese Heerden noch so groß denken, die Höhe von nur fünfzigmal 936 Ochsen, fünfzigmal 600 Kälbern und fünfzigmal 4670 Schafe werden sie schwerlich erreicht haben. Diese übliche menschliche Fleischnahrung ist also jedenfalls so ziemlich bis auf die Schwänze verzehrt, so daß man längst seine Zuflucht zu Pferden und Eseln, besonders aber zu Katzen und Ratten nehmen mußte.

An Pferdefleisch sind sie seit 1865 gewöhnt worden, und zwar an das allerschlechteste, da man in der Regel nur alte, abgetriebene und kranke Gäule schlachtete, die im besten Falle wenig Nahrung geben, nicht selten aber geradezu das Leben schädigen, statt es zu stärken. Während eines Jahres wurden 3728 Rocinantes, 86 Esel und 23 Maulesel geschlachtet und als Nahrung für Menschen verkauft. Diese alten Gäule, welche in London massenweise durch ein Thor in eine großartige Industrie-Anstalt hineingetrieben werden, um mit dem hundertfachen Werthe als Haare und Felle, Düngpulver, Leim, Leinschwarz und in sonstiger Stoffveredlung in das Leben des Nutzens und des Luxus wieder einzutreten, werden in Paris zur Quelle der mannigfaltigsten lebensgefährlichen Betrügereien und tödtlicher Krankheiten. Dieses alte Fleisch ist, wie gesagt, schon im besten Falle wenig nahrhaft, als unverdaulich schädlich, und da es sich schneller als alles andere Fleisch zersetzt, in diesem Zustande die Ursache krankhafter Desorganisation des Körpers und Vergiftung der Säfte. Es gehört zu den bekanntesten Geheimnissen von Paris, daß solch' altes, der Fäulniß nahes Pferdefleisch massenweise mit andern geheimnißvollen Schädlichkeiten zerhackt, zerbreitet und in Därme gestopft wird, welche dann als Würste aus Arles oder Lothringen, als Delikatessen der Armen täglich tausendellenweise verkauft werden.

Vor der Belagerung gab es in Paris 1574 Fleischerläden, außerdem in den Hallen und auf den Märkten 280 Fleischerbuden, dazu 869 charcutiers oder Schweineschlächter, welche außerdem ganz besonders reichlich durch Schlächter und Fleischhändler aus mehr als hundert benachbarten Orten unterstützt wurden. Diese Orte und deren Bewohner sind zum großen Theile in Paris Zehrer geworden; andere geflohen oder zurückgeblieben, brodlos oder für das deutsche Belagerungsheer thätig. Man mache sich nun eine ungefähre Vorstellung von diesem belagerten Paris, nachdem alle diese täglichen Nahrungsquellen so und so viele Tage und Wochen versiegt sind. Die Vorräthe sind verzehrt, und wenn sich die Festungswerke öffnen, werden zwei Millionen ausgehungerte Menschen in die künstliche Oede und Wüste um Paris herum nach Fleisch und Brod schreien! Die großartigsten und meisterhaftesten Anstrengungen für die Ernährung der Belagerungsarmee sind kaum im Stande, diese mit einiger Regelmäßigkeit hinreichend zu ernähren. Nun kommen plötzlich diese zwei Millionen krank und ausgehungert dazu. Welche Menschen- und Pferdekräfte sind dann im Stande, massenhafte Verhungerung zu verhüten? Nicht nur ganz Deutsch-

land und Frankreich, sondern auch die ganze civilisirte Welt bis China, Japan und Australien hinein hat an Handel und Wandel, an Austausch von Mangel und Ueberfluß durch den Krieg bis ins Unberechenbare gelitten. Das wird sich erst nach der Kapitulation von Paris, überhaupt noch lange nach dem in ganzer Größe und Furchtbarkeit geltend machen. Abgesehen von kostbaren Menschenkapitalien, die in und nach den Schlachten umgekommen sind, haben alle produktiven Arbeiter, alle Kulturinteressen auf eine Weise Verluste erlitten, die sich kaum nach Millionen von Thalern berechnen lassen. Alles dies muß zunächst wieder nach Kräften ersetzt werden, ehe wir nur daran denken können, in Wohlstand und Wohlfahrt wieder Fortschritte zu machen.

Um bei Paris stehen zu bleiben, muß mittelbar die ganze produktive Welt dazu beitragen, um diese zwei Millionen Menschen nach Kräften vor dem Hungertode zu retten. Dies wird nur in beschränktem Maße möglich sein, weil alle Verkehrs- und Versorgungswege seit Monaten abgeschnitten und zerstört, nicht so schnell wieder hergestellt und mit Zufuhren versehen werden können, als der massenhafte Hunger gebietet. Bismarck hat vergebens vor diesen entsetzlichen Folgen gewarnt; die Sklaven der Sozialdemokratie, welche jetzt Paris tyranniſiren, scheinen nichts im Auge zu haben, als ihre erbärmliche Herrschaft möglichst zu verlängern, und sollte dabei nicht nur Paris, sondern auch das übrige Frankreich verhungern. Ein so schoftes Gesindel voll Lüge, Eitelkeit und Einbildung hat wohl selten über ein Volk geherrscht. Die deutschen Herren und Heere können wegen der Folgen ihre Hände in Unschuld waschen und sind, wie die Sachen einmal liegen, sogar heilig verpflichtet, sich durch diese Folgen nicht in gründlicher Züchtigung Frankreichs einschüchtern zu lassen. Die dumme Phrase, daß Frankreich dann wohl zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken könne, sollte in der That und Wahrheit sich so gestalten, daß dieses Frankreich gar keinen Rang von politischer Macht behalte. Wenn die Weltgeschichte zu Gericht sitzt, fragt sie nicht nach den einzelnen Schuldigen oder Unschuldigen, sondern sie verurtheilt ganze Völker wegen der Sünden ihrer Väter; und wenn sie gerecht sein will, müssen die Vollstrecker des Weltgerichts das heutige Frankreich für mehr als achtzig kriegerische Ueberfälle, Räubereien und Gräuelthaten gegen Deutschland büßen lassen. Dies wird uns nicht abhalten, nach den Tagen der Entscheidung möglichst viel Verhungernde vom Tode zu retten. Das unausbleibliche beispiellose Elend läßt sich aber bei dem besten Willen und mit allen Kräften nur mildern.

Außer dem Fleische braucht Paris auf Grund der Oktroi-Einnahmen von 1868 genau 221,509,557 Kilogrammes Mehl und 9,398,443 andere Krealien, die erst in Paris und der Umgegend gemahlen wurden. Paris selbst hat blos zwei unbedeutende Mühlen; die meiste Arbeit wurde von den 600 Mahlanstalien in der Nachbarschaft gethan. Die meisten derselben sind jetzt unthätig oder zerstört, und keine dieser Mühlen konnte während der Belagerungsmonate etwas für Paris thun. Die 1737 Bäcker von Paris, von denen ein großer Theil Deutsche waren und ausgewiesen wurden, buken und verkauften 1868 nicht weniger als 277,802,879 Kilogrammes Getreide in Form von Brod und sonstigen Bäckereien. Daraus folgt, daß Paris täglich mindestens 760,000 Kilogrammes Brod verzehrte, wofür wir in dem belagerten Paris sehr gut eine Million annehmen können. Für einen solchen Verzehr konnten sie unmöglich auf alle diese Monate hinlänglichen Vorrath anhäufen, so daß schon seit längerer Zeit alle möglichen thierischen und vegetabilischen Substanzen, die sonst kein gebildeter Mensch über die Lippen bringt, zur Beschwichtigung des wüthenden Hungers dienen mußten.

Während des Friedens tranken die Pariser täglich ungefähr 10,000 Hektoliters Wein; er war ihnen zwar so unentbehrlich wie Wasser, aber so lange die schmutzige Seine hindurchfließt, braucht wenigstens Niemand zu verdursten. Freilich wird dieses Wasser, statt zu erquicken, umsomehr zu einem Gifte, als der begütigende Wein fehlt und die festen Nahrungsmittel geringer und schlechter werden. Und so hat jedenfalls auch das Wasser bereits viel Unheil angerichtet.

Die „Gironde-Zeitung" wußte nach diesen und andern statistischen Angaben im Vergleich zu den wahrscheinlich vorhanden gewesenen Vorräthen keinen andern Rath, als um jeden Preis durch die Mauer von deutschen Kanonen und Kriegern hindurch zu brechen und so lange zu laufen, bis sie Brod und sonstige Nahrung fänden. Je mehr dabei umkommen, desto besser für die, welche durchkommen. Dieser gute Rath ist ungefähr ebenso viel werth wie der, den wir neulich in einer französischen Zeitung lasen, man solle die Preußen und Deutschen, auch wenn man keine

einzige Kriegswaffe mehr habe, mit Knütteln über den Rhein jagen und bis Berlin, Alles verbrennend und mordend, verfolgen.

Da nun die Preußen und Deutschen dies den Franzosen ebenfalls nicht leicht machen würden, bleibt uns wohl nichts übrig, als uns darauf gefaßt zu machen, daß wir für das endlich gedemüthigte und geöffnete Paris täglich 10,000 Kilogrammes Brod, etwa 1000 Ochsen, 600 Kälber und 5000 Schafe brauchen. Für jedes Viergroschenbrod, namentlich jeden Ochsen und jedes Schaf weniger müssen so und so viele Menschen geopfert werden, d. h. verhungern. Auch wenn der unmittelbare Hungertod nur ausnahmsweise eintreten sollte, verlieren doch diese zwei Millionen Menschen zusammengenommen genau ebenso viel an Kraft und Dauer des Lebens, als ihnen die Mittel dazu fehlten und noch vielmehr dazu fehlen werden. Und dies kostet mehr Opfer, als der ganze Krieg bisher durch Kugeln und stechende und schneidende Waffen vertilgt haben mag.

Landwirthschaftliches.

Ein großer Feind der Obstbäume ist der Froschschmetterling (Geometra brumata). Er erscheint in der Regel Ende Oktober, spätestens Anfang November und treibt sein Unwesen bis Ende November oder Anfang Dezember. Diese kurze Zeit genügt, um einen unberechenbaren Schaden an den von ihm besetzten Obstbäumen anzurichten. Weniger das Männchen als vielmehr das Weibchen ist es, welche den Hauptschaden verursacht; dasselbe kriecht zur Zeit des Eierlegens aus der Erde hervor und behende am Stamm der Bäume hinauf nach den Gipfeln der Zweige, um daselbst an die Fruchtknospen die kleinen Eier abzusetzen und zu bergen. Die Räupchen kriechen dann im Anfang Mai aus und entwickeln sich so schnell, daß eine Vertilgung des für die Obstbaumzucht gefährlichsten Feindes geradezu unmöglich erscheint. Um nun die Thiere zu fangen, ehe das Weibchen ihren Beruf erfüllt, hat man in Württemberg z. B. seit länger als 30 Jahren mit gutem Erfolg die sogenannten Theergürtel angewendet, das sind mit Holztheer bestrichene, 4 Zoll breite starke Papierstreifen, welche ungefähr 2 Ellen über der Erde rund um den Stamm befestigt werden und die Weibchen beim Aufkriechen festhalten. Da indeß der Theer schnell trocknet und überhaupt ein vorsichtiges Behandeln erfordert, so ist neuerdings eine klebrige Substanz in den Handel gekommen, die den Namen Brumata-Leim führt und die, von dem Garten-Inspektor Gaerdt im Auftrage der Berliner Gartenbaugesellschaft untersucht, für sehr praktisch und nutzbringend befunden worden ist. Der Kunstgärtner Herr Mönch in Leipzig (Karolinenstraße) hat es freundlichst übernommen, allen Denen, die einen Versuch mit dem Brumata-Leim machen wollen, Anweisung zu geben und Proben jenes Leims abzulassen.

Mannigfaltiges.

(Adam Riese.) Von Kindesbeinen an haben wir gehört und nachgesprochen: „Das ist richtig nach Adam Riese", aber wer dieser Herr eigentlich gewesen, wissen die Wenigsten unter uns. Zum ersten war er gar kein „Riese," sondern hieß „Ryse". (Unser wortspiellustiges deutsches Volk hat das, was der Mann in einer Hinsicht geistig leistete, durch die naheliegende Veränderung seines Namens angedeutet.) Zum Zweiten war er Bergbeamter in Annaberg zum Dritten und Letzten jedoch war er ein eminentes Talent im Rechnen, gab 1553 in Erfurt sein kleines und 1550 in Leipzig sein großes Rechnenbuch heraus, welches den Titel führte: „Rechnung nach der lenge, auff der Linihen und Federn". Sein Vorname war in der That „Adam". Er verdiente ihn insofern, als er, wie mit dem ersten Adam das Menschengeschlecht ins Leben trat, unsre heutige Art und Kunst des Rechnens schuf. Im Jahre des Heils 1559 starb der alte Herr eines sanften, seligen Todes.

In Grenoble gibt es eine Reiterstatue Napoleon's I. Es scheint, daß den Patrioten von Grenoble diese Statue, vor der sie sich noch vor wenigen Monaten tief verneigten, ein Aergerniß geworden ist. Da aber das Roß jedenfalls unschuldig, auch für einen anderen Reiter zu gebrauchen ist — etwa um den Bürger Erster Konsul Gambetta mit einer Jakobinermütze darauf zu setzen, — so hat der Munizipalrath beschlossen, daß nur der kaiserliche Reiter vernichtet, das Pferd aber sorgfältig aufbewahrt werde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Montag, 12. Dezember 1870.

Vor und nach Sedan.

Ein Elsässer hatte sich in der Mitte Oktober gegen den ihm befreundeten Adolf Stahr über die Fortsetzung des Krieges nach der Katastrophe von Sedan und das Verlangen der Deutschen, Elsaß und Lothringen wieder zu nehmen, in folgender Weise geäußert:

„Meine Meinung über den Krieg ist sehr bald gesagt. Bei der Erklärung desselben bekannte ich mit allen frei denkenden liberalen Franzosen, daß es ein Frevel des Kaisers an Deutschland war. Mit Trauer und Widerwillen erfuhr ich die Erklärung des unseligen Kampfes, weil ich darin den Anfang von endlosen Uebeln, Leiden und Mißverständnissen sah, namentlich aber, weil ich das frühere geistige Verhältniß der beiden Nationen für lange Jahre dadurch getrübt zu sehen glaubte. Das große Recht Deutschlands erkannte ich vollständig. Aber seit der Katastrophe von Sedan, seit der Absetzung des Kaisers von den Parisern, die von ganz Frankreich angenommen worden ist, seit der Proklamation der Republik, seit der Erklärung der provisorischen Regierung hat sich die Sache geradezu umgekehrt. Das Recht und die Gerechtigkeit liegen auf Seiten Frankreichs. Deutschland kämpft nicht mehr für seinen Boden, es will erobern; Frankreich greift nicht mehr an, es wehrt sich um seine Freiheit und Existenz. Es wäre groß und edel gewesen von dem deutschen Volke zu sprechen: „Wir haben gesiegt und den Kaiser gestürzt, wir verlangen nicht mehr als die Kriegskosten; mit dem französischen Volke schließen wir Frieden." Aber solche Großmuth liege dem deutschen Volke und seinen Führern und Staatsmännern fern. Daß die Politik menschlich sein könne, die Gesetze des freien Menschenthums vertheidigen und in andern Völkern respektiren könne, das erscheine den siegesberauschten Deutschen als eine Thorheit."

Hierauf antwortet Adolf Stahr in der „Nat. Ztg.": „Sie beginnen mit dem Geständnisse, daß „Sie und alle liberalen Franzosen" die Erklärung des Krieges an Deutschland von Seiten Ihres Kaisers für „ein schweres Unrecht", ja für ein „Verbrechen an Deutschland" gehalten hätten. Ihr berühmter Landsmann Hr. Guizot hat bekanntlich dasselbe neuerdings mit stärkeren Worten ausgesprochen. Dabei ist jedoch nur das Eine zu bedauern, daß Sie und „alle liberalen Franzosen" diese Ansicht nicht im Laufe des Monats Juli öffentlich ausgesprochen und praktisch bethätigt haben. Da nach Ihrer eigenen Behauptung die chauvinistische Partei in Frankreich entschieden in der Minorität gewesen sein soll, so würde es Ihnen und allen liberalen Franzosen nicht allzu schwer geworden sein, durch öffentliches Hervortreten mit Ihrer Ansicht von der „verbrecherischen Ungerechtigkeit" des Krieges den chauvinistischen Plänen einen starken Hemmschuh anzulegen. Wir haben aber in Deutschland von solchem berechtigten Hervortreten seitens großer Stadtgemeinden oder Provinzen nichts gehört oder gelesen. Woran wir Deutsche uns allein zu halten hatten und zu halten haben, das war die ungeheure Majorität der Vertreter Frankreichs in den beiden großen Staatskörpern; das war die unzweifelhafte Solidarität des französischen Volkes mit seinem Beherrscher, den Ihr Volk fast zwanzig Jahre lang als solchen anerkannt und dessen Regiment es noch erst kürzlich mit 8 Millionen Stimmen als das von ihm gewollte bestätigt und bekräftigt hatte. Diese Solidarität, die Sie und mit Ihnen die Stimmführer des heutigen Frankreichs jetzt, nach dem für Frankreich unglücklichen Ausgange des „Verbrechens", von sich weisen möchten, ist und bleibt trotzdem eine historische That-

sache. Stellen wir uns einen Augenblick vor: der Ausgang wäre ein anderer gewesen; die von „Ihnen und allen liberalen Franzosen“ als die gerechte anerkannte Sache Deutschlands wäre unterlegen, das „Verbrechen an Deutschland“ wäre dem Beherrscher von Frankreich gelungen; wo sind die Franzosen, die dem Sieger in die Arme gefallen und ihm Halt zugerufen, die nicht vielmehr bereit gewesen wären, alle Früchte des Sieges, den Besitz der seit 50 Jahren angestrebten deutschen Rheinlande, die Niederwerfung Preußens, die Herstellung der politischen Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands, dankbar aus seiner Hand in Empfang zu nehmen? Wo sind die „liberalen Franzosen“, die es unternommen hätten, bei der Annexion unserer deuischen Provinzen darauf zu bestehen, daß dieselbe von der Abstimmung der deutschen Bewohner dieser Provinzen abhängig gemacht werde? Nicht so viele hundert Franzosen als Frankreich Millionen zählt, hätten an dergleichen auch nur zu denken gewagt! „Frankreich bedarf zu seiner Sicherheit der Rheingrenze!“ Dies Argument, das ich seit vierzig Jahren in Frankreich tausendmal von Franzosen der verschiedensten Parteien, Chauvinisten und Bourbonisten, Orleanisten und Republikanern, gehört habe, hätte alle Bedenken beseitigt, wenn es deren überhaupt gegeben haben würde, die sich zu äußern gewagt hätten.

Und Sie wollen es uns Deuischen verdenken, daß wir, „ungerecht und verbrecherisch“ von Frankreich angegriffen, als Sieger in dem gerechtesten Kampfe, den je ein Volk gekämpft hat, dasselbe Argument für nns in Anspruch nehmen? Daß wir, zu unserer Sicherung vor ähnlichen räuberischen Anfällen, Provinzen zurückfordern, welche über ein halbes Jahrtausend zu Deutschland gehört haben, deren Bevölkerung noch heute überwiegend deutsch ist, zur Zeit unserer politischen Ohnmacht von einem räuberischen Nachbarkönig uns entrissen worden sind?

Freilich, wenn ich das weitere wunderbare Verlangen betrachte, welches Sie unmittelbar darauf an uns stellen, so muß ich annehmen, daß Sie meine obigen Fragen mit einem unbedenklichen „allerdings!“ beantworten. Denn, was Frankreich thun darf, ist bekanntlich eben darum noch nicht einem andern Volke zu thun erlaubt. Die Annexion der deutschen Rheinprovinzen an Frankreich ist ein Akt politischer Nothwendigkeit, zum Wohle Frankreichs; die Wiedernahme des uns geraubten deutschen Elsaß in Folge eines verbrecherischen Angriffs und zur Sicherung gegen Wiederholung ähnlicher Raubanfälle ist, wie Sie sich ausdrücken, „ein Frevel am fremden Volke!“

Bis zu der Katastrophe von Sedan war, wie Sie sagen, Alles gut und schön, „und das Recht vollständig auf unserer Seite“. Seitdem aber „hai sich die Sache geradezu umgekehrt“. Warum? Weil wir Deutsche nicht so „groß und edel“ gewesen sind, zu dem französischen Volke zu sagen: „Wir haben gesiegt und den Kaiser gestürzt, wir verlangen nicht mehr als die Kriegskosten; mit dem französischen Volke schließen wir Frieden!“

Ich gestehe Ihnen, daß mir einen Augenblick schwindelte, als ich diese Ihre Forderung las, und daß mich Ihr Zutrauen zu der „Seelengröße“ und dem „Edelmuthe“ meines Volkes nicht zu entschädigen vermochte für die Zumuthung der lächerlichen Rolle, welche zu spielen nach Ihrer Ansicht unsere Pflicht gewesen wäre. Das deutsche Volk, von Frankreich ungerecht und verbrecherisch angegriffen und gezwungen, seine Unabhängigkeit, die Integrität und Heiligkeit seines Heimathbodens, denn der Boden Frankreichs ist um kein Haar „heiliger“ als uns der Boden Deutschlands, gegen einen übermüthigen Nachbar zu vertheidigen, dies friedliebende, tüchtige, deutsche Volk, das nichts verlangte, als von französischer Allerweltseinmischung in Ruhe gelassen zu werden, — dies Volk sollte die Ströme seines edelsten Blutes nur dazu vergossen haben, um seine Angreifer von ihrem Tyrannen zu befreien, den Ihr nahezu 20 Jahre lang nicht blos ertragen, sondern durch ungeheure Majorität aller stimmberechtigten Franzosen gestützt habt? Wir sollten das Werkzeug dieses Tyrannen, Euer von Euch für unüberwindlich gehaltenes Heer zerschmettert, Euch mit unserem Blute die Freiheit und die Republik ermöglicht haben und dann wie ein gemietheter Dienstmann uns mit einem Stück Geld für gut verrichtete Arbeit ablohnen und nach Hause schicken lassen? Und dies alles Verehrung vor der neuen Etikette, die Ihr am Tage nach der Katastrophe von Sedan Frankreich aufgeklebt habt, vor der Majestät der auf's Neue improvisirten, in Folge nicht Eurer sondern unserer Siege improvisirten Republik? Als ob die bloße Aufschrift den Inhalt eines Gefäßes änderte! Als ob es auf das Wort, auf die Form „Republik“ ankäme, und nicht auf den Gehalt, auf die Art und den Charakter der Menschen, welche die Bürger dieser im Handumdrehen proklamirten Republick bilden! Ja, wenn es keine Geschichte gäbe, welche uns über das Verhalten

Euerer früheren Republiken und Eurer republikanischen Heere gegen Hab und Gut, Land und Unabhängigkeit Eurer Nachbarn belehrte! Was Eure erste Republik angeht, so weiß davon Europa ein Lied zu singen, und Euer Landsmann, unser beiderseitiger Freund, der edle wahrheitsliebende Lanfrey, hat dafür gesorgt, daß man es jetzt auch in Frankreich wissen kann. Eure zweite Republick sodann, womit bebürtirte sie? Mit der Niederwerfung der Republik Rom und mit der Niederwerfung des Vertheidigers dieser Republik, desselben Garibaldi's, den Ihr jetzt, zur Strafe Eurer Sünden und zur verdienten Demüthigung Eures Hochmuthes, in Eurer Noth zu Hilfe gerufen habt. Und jetzt Eure allerneueste Republik von Deutschlands Gnaden — welches war die erste Bethätigung ihrer Devise der Brüderlichkeit aller Kulturvölker? Die barbarische, von der ganzen zivilisirten Welt verurtheilte Austreibung aller in Frankreich seit Jahren, ja zum Theil seit Menschenalter lebenden friedlichen Deutschen, Greise, Weiber, Kinder, Kranke, ja Sterbende nicht ausgenommen. Es ist wahr, Eure bonapartische Regierung hatte diese Maßregel verfügt, welche hunderttausend friedliche Menschen von Haus und Hof, von Hab und Gut, von Geschäft und Gewerbe vertrieb. Aber hat die „Republik", statt dieselbe sofort zu widerufen, ihre Grausamkeit nicht vielmehr bestätigt, ja sie noch verstärkt?

(Schluß folgt.)

Literarisches.

* Der geistreiche Verfasser der Mittheilungen über Karl Friedrich Bahrdt, den Zeitgenossen Pestalozzi's, sowie anderer mit Wohlwollen von dem Publikum aufgenommenen Veröffentlichungen hat die schöne Literatur mit einem neuen, höchst anerkennenswerthen Beitrage bereichert. Herr Pfarrer J. Leyser in Neustadt, ein geborener Zweibrücker, stellt uns das Bild Göthe's zu Straßburg vor Augen. In einem mäßigen, schön ausgestatteten Oktavbande lernen wir hier den künftigen Dichterfürsten in dieser so wichtigen Entwickelungsperiode seines Lebens kennen, Straßburg, wie es war vor hundert Jahren, Göthe in seinem damaligen Verhältnisse zu Herder, zu Friederike Brion, der Pfarrerstochter zu Sesenheim (von welcher es auf ihrem Grabsteine heißt:

„ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
„so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh"),

des Dichters Tagebuch und Heimkehr, — Erdenwallen und Verklärung. Poetische Nachklänge und sonstige Beilagen schließen das Ganze. — Wie Alles, was aus der Feder des talentvollen Verfassers hervorgeht, den Mann von Geist und Geschmack bekundet, so auch dieses neueste Werk desselben. Reinheit der Diktion, Glanz der Darstellung, ein poetischer Hauch, der es durchzieht, zeichnen neben seinem reichen Inhalte es vor vielen andern derartigen Hervorbringungen vortheilhaft aus. Zur äußeren Zierde, wenn es ihrer noch bedürfte, gereichen dem Werke noch einige wohlgelungene Stahlstiche, sowie Faksimilen interessanter Personen. — Auf dem **Weihnachtstische** möchte dieses schöne Buch wohl Vielen eine sehr willkommene Gabe sein.

Mannigfaltiges.

(Lützow's Jagd.) Der Freiheitskampf war beendigt, Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt und das geregelte Leben des Friedens zeigte sich auf's Neue in allen Verhältnissen. Namentlich herrschte das regste und bunteste Treiben in den verschiedenen Bädern, deren Besuch, während der Kriegsjahre gestört, nun um so lebhafter wurde, da zahlreiche Freiheitskämpfer hier Genesung von den Folgen der Wunden oder der erlittenen Strapazen suchten. — Zu den letztern gehörte auch ich, und mehrfache Gründe bestimmten mich, das lieblich gelegene Alexisbad zu wählen. Es war ein schöner Sommertag, als ich dort ankam.

„Sie werden nur wenige Gäste im Kursaale finden," sagte mir der Wirth. „Es ist eine allgemeine Landparthie nach einem entfernteren Punkte gemacht worden, und da pflegen sich beinahe alle Badegäste anzuschließen, zumal deren Zahl bis jetzt noch nicht sehr groß ist.

Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern stieg die kleine Erhöhung zu dem Kursaale hinauf. Dieser war ganz leer, doch aus einem Nebenzimmer schallten Stimmen zu mir herüber. Ich trat grüßend in die Thür und überblickte den kleinen Kreis, der sich hier versammelt hatte. Es waren nur wenige Personen, und unter diesen fiel mir besonders ein Mann auf, dessen kleine schwächliche Gestalt auf eine eigenthümliche Weise mit dem ausgezeichneten Kopfe kontrastirte, dem sie zur Stütze diente. Scharf markirte Züge, eine hohe Stirne, eine sehr große Nase, verliehen dem Gesicht einen unverkennbaren Stempel des Geistes, der Genialität, und unwillkürlich entstand in mir die Frage: Wer ist dieser Mann?"

Es schien, als habe man ihn bei meinem Eintritte eben gebeten, sich an den offenstehenden Flügel zu setzen, denn nach einer flüchtigen Erwiederung meines Grußes nahm er auf dem Sessel vor demselben Platz und ließ mit wunderbarer Leichtigkeit die Finger über die Tasten gleiten, denen er in wechselnden Phantasieen die lieblichsten Töne entlockte, so daß alle Anwesenden wie unwillkürlich einen dichten Kreis um ihn schlossen und mit angehaltenem Athem dem meisterhaften Spiele lauschten. —

Allmälich schienen die tändelnden Phantasieen sich zu einer bekannten Melodie gestalten zu wollen; ich vernahm bekannte, liebe Klänge und endlich tönte voll und kräftig die Komposition C. M. v. Webers zu Lützows Jagd von Körner, welche damals noch in Jedermanns Munde war. — Ich konnte mich, hingerissen von den vertrauten Tönen, nicht enthalten, zum Schluß aus voller Brust in die Worte auszubrechen:

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd. —

Da ertönte leise und wie mit unterdrücktem Schluchzen, hinter uns ein Echo:

Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd. —

Verwundert blickten sich alle nach der Stimme um, welche diese Worte mit einem unendlich klagenden Ausdruck gesprochen hatte, und wir sahen nun einen kleinen, bejahrten Mann, der während des Spieles unbedingt eingetreten sein mußte, und dem jetzt die hellen Thränen über die Wangen liefen, während er mit niedergesunkenem Haupte und gefaltet herabhängenden Händen dastand, ein wahres Bild des Schmerzes.

Es entstand eine Pause allgemeinen Schweigens, während welcher Alle die stumme Frage an den weinenden Greis zu richten schienen, woher seine auffallende Rührung komme. Er las sie wahrscheintich in unsern Mienen, denn indem er den Kopf erhob, sagte er, wie zur Erklärung seines Schmerzes: „Ich bin Theodor Körners Vater!

„Und ich bin Körners Waffenbruder!“ rief ich, von dem Schmerze des Alten tief ergriffen, und schüttelte ihm herzlich die Hand. —

„Und das,“ sagte einer der Gäste, indem er auf den Klavierspieler deutete, „ist der geniale Komponist der ergreifenden Dichtung, Karl Maria von Weber!“

Das Verkehrswesen ist durch eine neue Idee bereichert worden. Die „Ostd. Post“ erzählt: Eine junge Dame, den gebildeten Kreisen der Stadt Posen angehörig und verheirathet, zieht es vor, statt durch die übliche Klingel ihre Dienstboten durch einen Pistolenschoß zu rufen. Für die Anwohnenden ist es nicht gerade angenehm, von Zeit zu Zeit das Knallen einer Pistole zu hören, wenn sie auch schon wissen, daß ein solcher Schuß nichts weiter bedeutet als: Karoline, ein Glas Wasser! Diese Extraschüsse sind in neuester Zeit noch vermehrt worden durch regelmäßige Schießübungen, welche die Dame von ihrem Fenster aus nach einer gegenüber liegenden Wand abhält, wobei dieselbe sich in reizendem Turko-Kostüme, in rothen Pluderhosen, rother Jacke, rother Schärpe und kleinem rothem Fez präsentirt. Indessen ereignete es sich letzthin, daß eine Kugel ihr Ziel verfehlte und einer Waschfrau nahe an der Stirn vorbeipfiff. Die Polizei war gleich zur Hand und hat dem Turko empfohlen, diese Schießübungen einzustellen. Daß doch die Polizei so wenig Geschmack für originelle Erfindungen zeigt!

Häuser stets vorräthig hat Colonel Bridges, seinen Ankündigungen zufolge, in schönster Auswahl fertig am Lager zu Chicago. Er übernimmt deren Aufstellung innerhalb des Umkreises von zwölf Meilen englisch binnen zehn Arbeitstagen und berechnet für Innendekoration separat noch zwölf Stunden. Und der Mann verspricht nicht zu viel, denn wirklich rühmt man ihm nach, er habe sieben Stück Meetinghäuser für Presbyterianer innerhalb obiger Zeit längs der neuen Pacificbahn erst kürztich aufgestellt. Sein Geschäft datirt von 1868, in welchem er wesentlich zur Erbauung einiger neuer Städte, namentlich in der Gegend von Omaha, beitrug. Seine Häuser, deren Bestandtheile im Dutzend nicht nur erzeugt, sondern auch verpackt werden, versendete er auf eigenen Trains, welche er mit Ballen von je 12 Thüren, 12 Fenstern, 12 Dachluken u. s. w. beladen hatte.

Lebensphilosophie.

Ein Wassertropfen macht sich in den härtesten Stein eine Höhle, wenn er oft darauf fällt, und ein gutes Wort findet, wenn nicht heute, so doch morgen einen guten Platz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Freitag, 16. Dezember **1870.**

Weihnachts-Bitte.

Von goldenen Nüssen und von Kerzen
Glänzt bald auf's Neu' der Weihnachtsbaum
Und trägt in Häusern und in Herzen
Den duftig grünen Waldestraum.
Hoch über Bethlehem steht wieder
Für alle Welt der Wunderstern,
Und Gottes Boten steigen nieder,
Und Erd' und Himmel preist den Herrn.

Wie freu'n sich schon die lieben Kleinen
Auf Das, was Elterulieb' bescheert;
Doch ach! auch viele Kinder weinen
Am freudelosen, kalten Heerd.
Der andern harren bunte Spenden
Und goldgeschmückte Märchenpracht;
Nur ihnen naht mit leeren Händen
Die schätzenreiche, heil'ge Nacht.

Gar manche unsr'er tapfern Krieger
Verließen ein Daheim voll Noth —
Den Frau'n und Kindern stolzer Sieger
Blieb oft zum Leben kaum das Brod.
Viel Wittwen und viel Waisen klagen:
Im fernen Lande ruht das Herz,
Das sorgend treu für sie geschlagen —
Ihr einz'ges Erbtheil ist der Schmerz.

Und sie, die nimmer wiederkehren,
Und sie, die vor dem Feinde steh'n,
Wir sollten sie nicht besser ehren
Und ihre Kleinen darben seh'n?
Wird ihren Kindern ohne Gaben
Das Christfest nah'n? — O nein! o nein!
Ein Bäumchen soll ein jedes haben
Und durch die Lieb' beseligt sein!

Noch nie war Samariterpflege
So nöthig wie zu dieser Frist —
O daß doch jede Hand sich rege,
Der viel von Gott verliehen ist!
Und selbst wer minder reich an Habe,
Ein Scherflein halt' er fromm bereit,
Das er als Weihnachts-Opfergabe
Den Kindern unsr'er Helden weiht.

* Drei Wochen mobil.

(Schluß.)

Empfindlich war die Kälte, als wir durch die Champagne fuhren, und das gelobte Land war eingeschneit. Ich bezweifle zwar, ob diese Landschaft ohne Schneedecke mir einen wonnigen Eindruck gemacht hätte. Sie ist ziemlich eben und mit langweiliger Hügelkette umzogen. Freilich sollte man über ein Land, das man nur von einem Eisenbahnzuge aus übersieht, so wenig ein Urtheil fällen, als über die Güte seiner Weinproduktion, wenn man, wie ich, nur am Bahnhof zu Epernay mit einer Flasche den Versuch gemacht; und ich will deßhalb darüber nicht weiter raisonniren. — Noch spät am Abend kamen wir in Nogent an, unserer letzten Eisenbahnstation. Am Morgen darauf klopfte es an unsern Wagen und in unverfälschtestem „Zweebrücker Dialekt" ruft es: „Sin er do, ehr Zweebrücker!" Es war Korporal Pömmerl, der mit mehreren Jägern und Chevaulegers von hier aus die Liebesgaben bis zu ihrem Bestimmungsorte begleiten sollte. Das wäre wohl Alles recht schön gewesen, aber wo bekommen wir Wägen her, unsere Kisten zu verladen? Die Chevaulegers hatten uns 4 elende französische Karren geschickt und wir bedurften gut die dreifache Anzahl. In ganz Nogent, in dem sich die Wagen leicht nach Hunderten zählen lassen, war für uns auch nicht ein einziger mehr aufzutreiben. Stündlich kommen und gehen hier endlose Kolonnen aller Waffengattungen, aber dabei nicht ein Wagen, der nicht seine fest vor-

geschriebene Bestimmung hätte. Da hieß es denn warten, warten und noch einmal warten. Täglich schauten wir aus, ob sich nicht irgendwie eine kleine Hoffnung am Zipfel fassen ließe, man telegraphirte an Generalität und Kommandantschaft, die Herren konnten nicht helfen und die Sache wurde immer hoffnungsloser.

Während dieser Zeit nun hatten wir es uns wohnlich und ganz behaglich gemacht. Wir waren zusammen in einem Hause einquartiert, dem eine Frau vorstand, deren Gemahl Mobilgardist in Paris ist. In diesem Hause ging es mit Einquartierung, wie in einem Bienenkorb. Es waren unserer Wirthin beiläufig 20 Mann zugetheilt und täglich sah man wieder andere Gesichter. Jeder machte sich's bequem und sich zu Nutzen, was er aus der Haushaltung zum Kochen und bei seinen Hantierungen von Nöthen hatte. Es ist gewiß drückend, wenn der Eigenthümer an seinem eigenen Herde so in seiner Autorität beengt wird; ich kann aber nicht genug die Ruhe und Sicherheit einer Frau bewundern, die wie hier in so imposanter Weise die Situation beherrscht. Wenn ich nun noch hinzufüge, wie die ganze Erscheinung zu dieser ausgesprochenen Ueberlegenheit gepaßt hat, vervollständige ich das Bild einer schönen Feindin, die uns gewiß Allen Achtung eingeflößt hat. An deren Herde nun bewies Meister Pömmerl ganz ungewöhnliche Kochtalente. Mit einer Virtuosität wußte er aus den alltäglichsten Rohprodukten wahre Leckerbissen zu bereiten und es war einer der wenigen Lichtblicke nach einem steten Einerlei, wenn wir zu dem gemeinsamen Mittagessen schritten. Noch besser aber als den Kochlöffel soll Pömmerl s. Z. das Werdergewehr gehandhabt haben, denn wie ich gehört habe, ist er bereits zum eisernen Kreuz vorgeschlagen. — Volle acht Tage lagen wir so rath- und thatlos in Nogent herum. Ich fürchte aber doch sehr, daß ich mit all dem oben Erwähnten sehr das Mitleid des Lesers abgeschwächt, zumal wenn ich schließlich des guten Bieres erwähne, das man, wenn auch für sehr theures Geld, hier bekommen konnte. Da faßten einmal einige von uns einen Chevauleger ab, der mit einer größeren Anzahl leerer Wagen nach Nogent kam. Der Mann schien sich nicht besonders viel mit Denken abzugeben, er wußte von seinem Auftrage weiter nichts mehr, als daß er die leeren Wägen an eine Station, welche machte ihm nicht viel Sorge, bringen solle. Dem Manne machten wir natürlich sofort begreiflich, daß er unbedingt an der richtigen Station und die Wägen ohne Zweifel für unsere Z[illegible]ke bestimmt seien. Sogleich ging es an die Verpackung und 2 Stunden darauf setzte sich unsere wohlgeordnete Kolonne in Bewegung. Da auf einmal am Ende des Ortes hielt uns ein bayer. Oberlieutenant an mit der unbequemen Frage, wie wir die Berechtigung nachweisen könnten, diese Wagen zu beladen, die zu ganz andern Bestimmungen hierher gebracht seien? Ungeahnte Hindernisse geben nicht selten einer Sache die nöthige Würze und es ist sozusagen gar nicht schön, wenn Alles immer glatt abläuft; ein abermaliges Festsitzen in Nogent aber bei peinlicher Erwartung eines so zweifelhaften Erfolges wäre denn doch eine zu harte Aufgabe gewesen. Diese Aussicht mag darum auch unsere Beredtsamkeit auf einen höheren Grad gesteigert haben, was der Erfolg zu beweisen scheint, indem der Mann sich endlich doch dazu bewegen ließ, uns die nöthige Anzahl Wagen abzulassen.

Bei obwaltenden Umständen war es mir doch wohl, als wir Nogent einmal im Rücken hatten und von der Ferne übersehen konnten. Das endliche Gelingen unserer Aufgabe stimmte uns Alle freudig und Jedem fiel ein lustiger Nachtrag zu den bisherigen Erlebnissen ein. Unter Anderem hatte einer die Kut'ler wieder in Nogent getroffen. Als er sie um ein gewisses Fäßchen Bier befragt, nach welchem die Herren schon in Nancy unser Verlangen erregt, gestanden sie ihm in sehr betrübtem Tonfall, in welch' kränkender Weise sie um ihr Fäßchen gekommen waren. In der immer wieder getäuschten Hoffnung befördert zu werden, wollten sie sich einmal eine gute Stunde machen und zapften darum in einer Ecke des Bahnhofes ihr Fäßchen an. Weiß der Himmel, wie es da das Unglück wollte: gerade jetzt war ihr Wagen an den Zug gehängt worden, einsteigen hieß es und es blieb ihnen nicht mehr die Zeit über, das geliebte Fäßchen zu retten; mit einem wehmüthigen Blick darauf mußten sie's in Nancy lassen. Ein Anderer erzählte, wie er einmal im Bahnhofe zu Nogent einen sächsischen Landwehrmann beobachtet, der aus einem aufgebrochenen Faß bundesbrüderlich württembergische Liebesgaben mit großer Schlauheit und Fingerfertigkeit einen Schinken „requirirte". Bei ähnlichen Gesprächen saßen wir in einem Wägelchen, das uns Herr Oberstlieutenant v. Gumppenberg in Nogent gütigst zur Verfügung gestellt hatte. Als wir in dem Städtchen Rebais unsern Rothschimmel zu einem imponirendern Trabe veranlassen wollten, fuhr unser Kutscher unter den

Augen schadenfroher Bewohner mit solchem Ungestüm an das Trottoir an, daß die Mechanik des Wagens mit großem Geräusch zerbrach und wir ziemlich unsanft auf französischen Boden gesetzt wurden. Ein preußischer Schmied setzte sie so weit wieder in Stand, daß wir mit aller Vorsicht den verunglückten Kasten gerade noch bis Coulommiers brachten. — Die Gegend von Nogent bis hierher ist äußerst lieblich, der Boden gut und haushälterisch bebaut, die Ortschaften haben das Aussehen gediegenen Wohlstandes und wenn ich einen Vergleich ziehen sollte, ist es der Charakter einer württembergischen Landschaft, dem diese Gegend ähnelt.

In Coulommiers waren wir einquartiert und des andern Tages ging es weiter bis Chevay. Durch die Bemühungen eines schlauen und äußerst schneidigen Jägers, der bei einer unglaublichen Spürnase seinem Rechtsgefühle keine engherzige Schranke zog, war auch wieder ein neues Wägelchen aufgetrieben. Die Gegend wird diese Strecke entlang uninteressanter, die Berge verlieren allmälich ihren ausgesprochenen Charakter und es wird ebener. — Wie befremdlich ist es, wenn man in dieser Jahreszeit vor grünenden Bäumen und üppig blühenden Blumen steht, und doch könnte man sich hier bei freundlichem Himmel leicht in einen schönen Frühlingstag versetzt fühlen. Es sind' dies nicht Produkte, die durch Gärtnerkünste mühsam auferzogen, sondern es ist das Sprossen eines milden Klimas. Zur größten Zierde gereichen Frankreich die landesüblichen Parkanlagen. Da ist kein Oertchen zu klein und kein Landschlößchen zu unbedeutend, um das sich nicht ein wohlgepflegter Park zöge, der nicht selten einen beträchtlichen Umfang annimmt. Die Anzahl der Villen und Schlösser steigert sich mit jeder Meile, die man der Residenz näher kommt, und es ist dieses bezeichnend für französische Sinnesart. Der Franzose weiß sich das Leben angenehm zu machen und hat er eine Zeit lang in der Residenz oder sonst einer vielbietenden Stadt gut gelebt, weiß er darauf zur Abwechslung in ländlicher Zurückgezogenheit alle Strapazen zu entbehren. — Auf dieser Strecke sind die Häuser schon zur Hälfte verlassen und die wenigen Bewohner gaffen stier und unheimlich auf das rege Leben und Treiben, das sich so unerwartet um sie herum entwickelt hat. In la Houssaye und einem andern kleinen Orte, in dem die Bewohner gescheidt genug waren, nach wie vor ihrer gewohnten Berufsthätigkeit nachzugehen, fehlt es an nichts, und es ist nahe liegend, daß Handwerker und Kaufmann aus dieser abnormen Lage der Dinge, wo der augenblickliche Bedarf aus einem sonst an und für sich unbedeutenden Gegenstande so hohen Werth erlangen kann, die größten Vortheile zieht. Wo aber die Einwohner in kopfloser Flucht ihr Eigenthum preisgegeben, sieht es trostlos genug aus. Manch' schöner Laden und manches geräumige Café ist heute ein Pferdestall, und wo es nöthig war, haben Fußböden, Thüren und Möbel das Material zu einem Lagerfeuer abgeben müssen. — Die Früchte der Felder wurden nicht eingeheimst und verfaulen hier, ohne Jemanden einen Nutzen zu bringen.

Mannigfaltiges.

(Eheschließung und Ehescheidung in Amerika.) In den Vereinigten Staaten ist es jetzt Mode geworden, vor der öffentlich stattfindenden Vermählung bei geschlossenen Thüren mehrere „Proben" in der Kirche abzuhalten. Braut, Bräutigam und Brautführer üben sich dort feierlich „im Entrée, der Verbeugung, der Positur und der Promenade"; die Entfernung zwischen den einzelnen, an der Ceremonie theilnehmenden Personen wird auf Fuß und Zoll abgemessen; und die Schleppen der Damen werden in Position gebracht — kurz Alles geschieht, um bei der eigentlichen Trauung dieselbe Eleganz und dieselbe Exaktheit beobachten zu können, wie bei einer wohleingeschulten Quadrille. Nur schade, daß man die Probe nur einmal verwerthen, nicht aber den Tanz gleich der Quadrille bei jeder Gelegenheit wiederholen kann, und man muß daher die rechte Bahn begrüßen, welche der gegenwärtig in New-York tagende Kongreß für Frauenemanzipation eingeschlagen hat, oder wenigstens eine „Fraktion" desselben unter Leitung der bekannten Mrs. Stanton. Genannte Dame erklärte ihre Ansicht dahin, daß es für die Männer ebenso unmöglich sei, die Sklaverei der Frauen in ihrem eigenen Haushalt zu verstehen, wie für die Sklavenhalter, die Lage ihrer schwarzen Arbeiter zu verstehen. Es müsse deshalb ein einförmiges nationales Gesetz geschaffen werden, welches eine Ehescheidung unter leichten Bedingungen ermögliche. Eine der Emanzipations-Zeitungen, „The Woman's Advokate", stellte sich hierbei treu auf Seiten der Mrs. Stanton und schlug für die Partei zu Gunsten der Frauen-Emanzipation das folgende Programm auf: „Der Heirathskontrakt werde auf ein bis drei Jahre, je nach Wunsch der Kontrahenten, beschränkt."

Digitized by Google

(Gewalt der Einbildungskraft.) Ein sehr drastisches Exempel von der Gewalt der Einbildungskraft erzählte einst ein Arzt, Dr. Noble, in einer seiner Vorlesungen: „Ueber den dramatischen Einfluß von Ideen und Vorstellungen." Monsieur Boutibouse, ein französischer Soldat in Napoleons I. Armee, war in der Schlacht bei Wagram (1809) mit stark beschäftigt. Die Reihen neben ihm hatten sich gegen Abend fürchterlich gelichtet und lagen um ihn herum todt, sterbend, zerschossen, armlos, ohne Beine, ohne Kinnladen, einäugig oder mit gar keinen Augen mehr, kurz in allen möglichen Verzerrungen und Verstümmelungen. Als er, schon nach Sonnenuntergang, eben seine Muskete wieder lud, sauste eine furchtbare Kanonenkugel gerade unter ihm hin und nahm seine beiden Beine mit, so daß er einen Fuß tief einsank und rücklings hinstürzte. Beide Beine waren jedes um einen Fuß verkürzt. So lag er mit seinen Stummeln mäuschenstill, ohne es zu wagen, sich zu rühren, damit er den Blutverlust nicht befördere. Er fühlte keinen Schmerz, da die plötzlich zerrissenen Nerven und Muskeln, wie er sich dachte, abgestumpft worden waren und der Schmerz sich erst später einstellen werde. So lag er die halbe Nacht, ängstlich auf den Wundarzt wartend, der sich dann auch endlich einfand.

„Und was ist's mit Ihnen, mein braver Kerl?" frägt der Wundarzt.

„O, fassen Sie mich sacht an! Mir sind unten beide Beine von einer Kanonenkugel weggerissen, lieber Doktor!"

Der Doktor untersucht alle Gliedmaßen und findet jedes vollständig. Es gibt dem Mann einige kräftige Püffe und ruft lachend aus: „Auf, auf, Bursche, es ist noch alles da."

Monsieur Boutibouse erhebt sich, besieht seine Beine und springt entzückt auf.

„Ich fühlte damals eine Freude, ein Entzücken, das ich nie vergessen werde," erzählte er später. „Ich hatte keine Spur von Wunde an mir. In der That war ich von einer großen Kanonenkugel niedergeschossen und um einen Fuß verkürzt worden, wie ich hernach sah. Sie hatte den Boden unter meinen Füßen weggerissen, so daß ich in die so entstandene Höhlung sank, indem zugleich der fürchterliche Luftzug, den die Kugel im Durchsausen erzeugt, das Gefühl eines Minus um meine Unterbeine hervorgerufen haben mochte."

Dr. Noble verbürgte die Wahrheit dieses Vorfalls.

Ein Beispiel von Klugheit bei einem Pferde, wie es wohl nur selten vorkommt, wurde, so berichtet der „Fortschritt", neulich auf dem Gute Viewfield in England beobachtet. Der Besitzer des Gutes, Namens Currie, wurde eines Abends durch den Lärm in seinem Pferdestalle aufmerksam gemacht, wobei er deutlich hören konnte, wie eines von seinen Ackerpferden beständig schnaufte und mit den Füßen auf dem Boden in aufgeregter Weise stampfte. Er begab sich dann sogleich hin zum Pferdestalle, um zu sehen, was denn dort los wäre, nnd er fand, daß der Lärm von einem der Pferde gemacht ward. Allein wie die Untersuchung ergab, fehlte diesem Pferde nicht das Geringste und es war bei ihm Alles in bester Ordnung. Weil es aber noch immer im Stampfen fortfuhr, selbst als Herr Currie schon im Stalle war, und dabei den Kopf in der Richtung auf ein anderes Pferd in einem Nachbarverschlage hinlenkte, so wurde er dadurch auf dieses Pferd aufmerksam gemacht, und siehe da! er fand auf den ersten Blick, daß das Pferd dem Erhängungstode nahe war, indem sich der Halfter, woran es an der Wand befestigt war, ihm rings um den Hals herum verschlungen hatte. Schleunig befreite er jetzt das gefährdete Pferd, worauf alsbald auch das erstgedachte Pferd vollkommen ruhig wurde. Eine extra Metze Hafer wurde dem klugen Thiere sofort als Belohnung in die Krippe geschüttet.

(Reeller Werth.) Nach der Ansprache Glais-Bizoin's an die Loire-Armee kurz vor dem letzten Kampfe bei Orleans wiegt der französische Soldat haargenau zwei Preußen und drei Bayern auf. Und doch dieses unaufhörliche Pech!

(Die schönste Taufformel.) Mein Kindlein, spricht der Priester in Indien, weinend kommst du in die Welt, während Alle um dich her lächeln. Strebe, so lange zu leben, daß du mit Lächeln von hinnen scheiden kannst, wenn Alle um dich her weinen!

Lebensphilosophie.

Gegen Unglückliche gütig und wohlwollend sein, wird den Meisten nicht schwer, gegen Glückliche aber nur gerecht zu sein, vermögen nur große Seelen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Montag, 19. Dezember 1870.

Das General-Gouvernement Elsaß *).

Die Zuweisung derjenigen Kreise (Arrondissements) des Mosel- und Meurthe-Departements, deren Bevölkerung ausschließlich oder zu einem beträchtlichen Theile deutsch ist, an das Elsaß, während die französischen Kreise jener Departements, wie Briey, Toul, Nanzig, Lüneville, mit den Departements der Maas und der Vogesen zu dem General-Gouvernement Lothringen vereinigt und die westlicheren Landestheile, so weit sie von den deutschen Armeen besetzt sind, unter die Verwaltung eines „General-Gouvernements zu Rheims" gestellt wurden, deutete auf die Absicht einer dauernden Zusammenfassung der deutsch redenden Theile Frankreichs hin, und verschiedene offizielle Kundgebungen lassen keinen Zweifel darüber, daß das neue General-Gouvernement Elsaß, unbeschadet kleinerer Abänderungen der Grenzlinie, identisch mit demjenigen Gebiet ist, dessen Abtretung die verbündeten deutschen Mächte von Frankreich fordern. Das General-Gouvernement Elsaß hat 274 deutsche Q.-Meilen und 1,638,500 Bewohner, und zwar:

	Deutsche Q.-Mln.	Bew. 1866	Bew. auf 1 Q.-M.
Elsaß . . .	157,29	1,119,255	7116
Mosel-Depart.	116,60	519,291	4453
Gen.-Gouv. Elsaß	273,89	1,638,546	5982

Wenn man liest, daß Viktor Hugo seinen eigenen Geburtsort zu Besançon zu Lothringen rechnet und Jules Favre Soissons mit Saargemünd verwechselt, wie also die jetzigen Tonangeber in Frankreich die üble Meinung von den geographischen Kenntnissen der Franzosen bestärken, so steigt der Verdacht auf, daß sie von der Größe der Forderung des Grafen Bismarck eine klare Vorstellung nicht besitzen. Das General-Gouvernement Elsaß ist nur $^1/_{36}$ von dem Gebiete Frankreichs und seine Bevölkerung nur $^1/_{23}$ von der Gesammtbevölkerung dieses Landes, die Behauptung, daß durch Abtretung des genannten Gebiets eine Zerstückelung Frankreichs bewirkt werde, wäre daher eine ungeheure Uebertreibung, wenn sie nicht ganz ins Blaue hinein gesprochen wurde. Hätte Frankreich uns bezwungen und den Reg.-Bez. Trier nebst der Pfalz und Rheinhessen, zusammen 263 Q.-M. mit 1,439,830 Bew., gefordert, so würden wir das gewiß nicht als eine „Zerstückelung" Deutschlands bezeichnet haben. Das General-Gouvernement ist nicht ganz so groß wie Baden (278 Q.-M. mit 1,434,970 Bew.) und nur wenig größer als das Königreich Sachsen (271,8 Q.-M. mit 2,423,400 Bew.). Ein gesegnetes Land ist freilich das Elsaß, es ernährt vermöge seines fruchtbaren Bodens und seiner bedeutenden Industrie fast zweimal so viel Menschen im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt wie im Durchschnitt Frankreich, denn es leben im Elsaß 7116 Bew. auf 1 Q.-Meile, in ganz Frankreich nur 3864, im norddeutschen Bund 3968, in Baden 5160, in der Pfalz 5806, in China circa 6000, in der Rheinprovinz 7055, im Königreich Sachsen 8915, in Belgien 9156, in Rheinhessen 9395. Weniger dicht ist die Bevölkerung in dem neuen Mosel-Departement, 4453 auf 1 Q.-M. oder fast genau wie in dem Reg.-Bez. Trier (4440 auf 1 Q.-M.), doch ist dies immer noch der bevölkertste Theil von Lothringen. Die Hauptsache ist aber, und dies wiegt schwerer als die Zahl, daß die Bevölkerung des General-Gouvernements fast durchweg eine echt deutsche ist und noch gegenwärtig deutsch spricht, ganz abgesehen von der früheren Zugehörigkeit zum deutschen Reiche. Da bei den Volkszählungen in Frankreich Erhebungen über die Sprache nicht

*) Nach Petermann's Mittheilungen. Heft 12.

beliebt werden, so fehlen offizielle Angaben über die Zahl der Deutschredenden in den östlichen Departements gänzlich; die beste und vollständigste, in der neuesten Tages- und Brochürenliteratur vielfach angezogene Arbeit darüber, sowie über die Grenzscheide der französischen und deutschen Bevölkerung verdanken wir dem Reg.-Rath Dr. Richard Böckh, und in Erwartung des Zeitpunktes, wo es dem statistischen Bureau, dem er angehört, vergönnt sein wird, die erforderlichen amtlichen Erhebungen vorzunehmen, können wir seine Resultate, als der Wahrheit sicherlich sehr nahe kommende, vertrauensvoll benutzen. Auf der (dem Hefte beigegebenen) Karte sind nach seinen gründlichen, auch auf die früheren Forschungen Nabert's, Kiepert's ꝛc. sich stützenden Untersuchungen die Grenzen des rein deutschen und des rein französischen Gebiets mit den dazwischen gemischten Gebietstheilen zur Anschauung gebracht, und wir haben auf Grundlage dieser Grenzlinien mittelst des Planimeters folgende Areale in der Quadrat-Meile berechnet:

	rein deutsches Gebiet.	rein französ. Gebiet.	gemischt. Gebiet.
im Elsaß . . .	139,52	10,26	7,71
„ Mosel-Dep. u. zwar			
im Kreis Diedenhofen	18,14	0,48	1,04
„ „ Metz . .	6,87	20,47	1,33
„ „ Saargemünd	26,63	—	0,98
„ „ Chateau-Salins	3,06	12,53	4,59
„ „ Saarburg	14,13	2,59	3,76
im Gen.-Gouv. Elsaß	208,15	46,33	19,41

Das ganze rein französische Gebiet, das hauptsächlich der Festung Metz wegen in die deutschen Grenzen hereingezogen werden soll, beträgt also ungefähr so viel wie der Regierungsbezirk Bautzen oder Sachsen-Meiningen, man muß sich daher billig wundern, daß sich einzelne Doktrinäre in Deutschland so sehr gegen die Beibehaltung dieser kleinen Französisch redenden Gebietstheile ereifern, als handle es sich um große, schwer in Zaum zu haltende Länder. Im Kreise Chateau-Salins würde bei der definitiven Grenzbestimmung auch leicht noch ein Theil des rein französischen Gebiets ausgeschieden werden können, dafür sollte man aber entschieden die rein deutschen Parzellen im Kreise Briey (1,08 Q.-M.), und im Dep. der Vogesen (1,68 Q.-M.), zus. 2,76 Q.-M., in die Grenze Deutschlands einschließen; vielleicht auch die gemischten Gebiete daselbst, die 1,63 Q.-M. betragen (1,11 im Kreise Briey, 0,52 im Dep. der Vogesen). Die Einwohnerzahlen der größeren Orte stellen wir hier übersichtlich nach der Größe geordnet zusammen. Sie sind der Zählung von 1866 und derselben Quelle, wie die oben angeführten Bewohnerzahlen der Departements und Kreise, entnommen: Straßburg 84,167, Mühlhausen 58,773, Metz 54,817, Colmar 23,669, Markirch 12,425, Gebweiler 12,218, Hagenau 11,427, Schlettstadt 10,040, Bischweiler 9911, Betfort 8400, Thann 8154, Diedenhofen 7376, Rappoltsweiler 7146, Saargemünd 6802.

Eine geschichtliche Erinnerung.

Bei den ruhmvollen Siegen der verbündeten heldenmüthigen Armeen dürfte die Erinnerung an einen Feldzug deutscher Fürsten nach Frankreich im Jahre 1569, also fast gerade vor 300 Jahren, nicht ganz uninteressant sein.

Als nämlich die bekannte Gewissensverfolgung gegen die Hugenotten in Frankreich allenthalben in Mord und Brand ausartete, baten der Prinz Ludwig von Condé und seine Verbündeten durch ihren Abgesandten von Francourt den Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Pfalz-Neuburg um seinen Beistand, den dieser, ein eifriger Protestant, auch zusagte, unter der Bedingung jedoch, daß vorher eine von sämmtlichen Bundesgenossen mit unterzeichnete und besiegelte Proklamation erlassen werde, worin sie ausdrücklich bekennen: „wie sehr sie jederzeit zum Gehorsam gegen den „König, ihren natürlichen Erbherrn, geneigt gewesen, und daß sie keineswegs um Aufruhrs und „Ungehorsams willen, sondern nur für die Religion und zur erlaubten Vertheidigung ihres „Lebens, Leibes, Weiber, Kinder, Güter und „Vermögens und zur hohen Nothwehr die Waffen „ergriffen."

Obwohl nun die hiernach verständigten Herzoge von Jülich und Württemberg, der Markgraf von Baden und der Landgraf Wilhelm von Hessen solches Vorhaben mißbilligten, unerachtet der Einsprache des spanischen Hofes und der Drohungen des Kaisers, wider das Gutachten seines Hofpredigers Heßhuß, unbeirrt durch das bestürmende Bitten und Flehen seiner Gemahlin und allein vertrauend dem Scharfblick seiner bewährten Räthe, blieb der Herzog auf seinem Entschlusse und fertigte den zum Drittenmale eingetroffenen Gesandten des Kaisers, Hofrath Zott, am 18. Febr. 1569 mit der Erklärung ab: „Er habe solches Werk „mit Gott und gutem Gewissen angefangen, ge-

„denke es auch mit Gott auszuführen und sich „daran durch nichts verhindern zu lassen."

Ein von meinem mütterlichen Großvater, Karl Gremmel, letzten Kanzler der Pfalz-Neuburgischen Landschaft zurückgelassenes Manuskript, „Geschichte des Herzogthums Neuburg", mit dessen Ueberarbeitung ich eben beschäftigt bin, enthält über diesen Feldzug weiters wörtlich was folgt: „Zwei Tage darauf zog auch Wolfgang mit der Hofsahne von Bergzabern nach Meinfeld oder Langenkandel wirklich aus, woselbst die versammelten Truppen, die er im Herzogthume Neuburg, Zweibrücken und der Pfalz hatte anwerben lassen, zu ihm stießen. Der Herzog war Generalissimus, Graf Vollrad von Mansfeld Generallieutenant, Reinhard von Schönberg Feldmarschall.

Die Partei bestand aus fünf Haufen. Den ersten oder die Leibfahne kommandirte Otto von Haim, dem noch fünf Fahnen zugeordnet waren, unter den Befehlen des Egidius von Sonneberg, des Wilhelm Freiherrn von Heideck, des Balthasar von Dierbach, des Georg von Droß und des Feldmarschalls Reinhard von Schönberg. Den zweiten Haufen kommandirte Reinhard von Krakow, Obrister. Dieser hatte vier Rittmeister mit ihren eigenen Fahnen unter sich, Heinrich Manteufel, Dietrich Flanz, Wenzel von Johannewitz und Ernst von Wallenfels. Den dritten Haufen befehligte Johann von Buch. Bei ihm waren die Rittmeister Johann Paul von Rammingen, Konrad Manteufel und Niklas von Großeck.

Ueber den vierten Haufen führte Johann von Droß das Kommando. Unter ihm standen drei Rittmeister, Stephan von Orz, Johann von Künz und Heinrich von Kircherpt. Der fünfte Haufen war dem Kommando des Heinrich von Stein auf Niederstotzingen untergeben, der einen Rittmeister, Johann Wendel, bei sich hatte. Ueberdies waren noch drei Freikorps, die auch in des Herzogs Sold standen, nämlich Karl, Graf und Herr zu Mansfeld, Ludolf von Heimbruck und Dietrich von Schönberg. Die Gesammtzahl aller deutschen Reiter unter Wolfgangs Armee, die er auf seine Kosten zusammenbrachte, betrug 7551. Hiezu kamen noch die Artillerie und Bagagepferde. Das Fußvolk bestand aus zwei Regimentern, deren eines Quirin Gangolf, Herr von Gerolzeck, das andere aber Johann Jakob von Gronweil anführte. Oberstlieutenant war dabei Jakob von Windeck. Sie waren in 26 Fahnen eingetheilt und betrugen nach den Musterlisten 7646 Mann. — Gleich im Elsaß stießen der Prinz Wilhelm von Oranien und seine beiden Brüder Ludwig und Heinrich mit ihren Reitern und Fußvolk zu dem Herzog und bildeten meistentheils die Avantgarde. Das ganze Vorgehen, welches bis zur Vereinigung der Zweibrückischen mit der Condé'schen Armee vier Monate dauerte, war ein Wunder von Kriegsklugheit. Der Herzog hatte immer den Feind auf der Seite, der ihm doch an Fußvolk überlegen, aller Gegend kundig war und dem das Land zu Gebote stand. Der Proviant mußte unterwegs gesucht werden, und die ihn hergeben sollten, waren des Herzogs Feinde. Er konnte sich an keine Heerstraße halten, sondern mußte die Armee meistentheils über Berge, durch Waldungen, enge Thäler und auf ungebahnten Wegen führen. Er hatte sehr viele kleine und etliche Hauptflüsse zu passiren und dabei keine Schiffbrücken. Seine französischen Truppen waren nicht disziplinirt und die deutschen murrten öfters. Er selbst war krank, obwohl ihm doch neben der Gegenwart des Geistes die Gesundheit des Leibes so unentbehrlich gewesen. Er überwand aber alles dieses durch Helden auszeichnende Tugenden, durch Klugheit, Muth, Tapferkeit und Mäßigung, und führte sein Heer ohne übermäßigen Verlust von einem Ende Frankreichs bis zum andern an den Ort seiner Bestimmung. Ein jedes Nachtlager war ein Sieg, den er den vorhergehenden Tag erfochten hatte; so oft man des Morgens auszog, war man zum Treffen gerüstet. Wie sich der Feind sehen ließ, so war er auch schon geschlagen, und wenn er sich irgend einen Tag nicht zeigte, so hatte man doch die dem Marsche von der Natur entgegengesetzten Hindernisse zu bekämpfen und zu besiegen. Der ganze Zug war mit Einem Worte ein tägliches Kämpfen, ein tägliches Siegen. Karl Aug. Finweg.

Literarisches.

* Wer in Deutschland kennt nicht die „Illustrirte Welt"! Seit nahezu 20 Jahren ist dieses schöne Familienblatt die Freude aller Derer, welche die deutsche Kunst und Literatur hochhalten. Nicht nur mit dem blanken Stahl, den der wuchtige Arm kräftig genug führt, schlagen wir Schlachten, erringen wir Siege, auch die Waffen des Geistes, der Kultur, der Sitte sind in dem großen Völkerkampfe auf unserer Seite mächtig eingetreten für den Triumph unseres guten Rechts. Diese bedeutsamen Tugenden zu befestigen und immer tiefer zu begründen, war von je eine Aufgabe,

Digitized by Google

welche die „Illustrirte Welt“ stets auf das Glücklichste löste, und deßhalb hat sie auch allüberall, bis über den Ocean hinüber, die größte Verbreitung gefunden und die dauernde Anerkennung ihrer Leser sich erhalten. Jetzt eben tritt sie mit frischer Kraft den neuen, den neunzehnten Jahrgang an, dessen erstes Heft vor uns liegt. Die Fülle und Reichhaltigkeit des Gebotenen übertrifft, wenn dies möglich ist, noch das Vorhergegangene, obschon zu unserer nicht geringen Ueberraschung das Heft von fast demselben Umfang wie bisher jetzt nur noch 4 Sgr anstatt früher 5 Sgr. kostet. Hackländer's jugendfrischer Humor glänzt in der prächtigen Manövrestudie: „Aus der Säbeltasche“. Von Vacano erscheint eine Kriminalgeschichte: Dunkel, so mächtig interessant und spannend, daß wie die Fortsetzung mit unglaublichem Verlangen herbeisehnen. Wie es aber sich in dieser großen Zeit gebührt, steht in erster Reihe der deutsche Krieg, den die bewährte Feder des bekannten Geschichtsschreibers Wilhelm Müller in echt volksthümlicher und eingehender Weise beschreibt. Dann kommen eine bunte Reihe von Kriegs- und Friedensbildern, jedes für sich farbenreich und charakteristisch. Dieser Text ist geschmückt von einer großen Anzahl reizender Illustrationen, zum Theil von Künstlern gezeichnet, die speziell für diesen Zweck dem deutschen Heere nach dem Feindesland gefolgt sind. Wir nennen hier nur den „Kürassierangriff in der Schlacht bei Wörth“, „Zuaven im Bivouak bei Wörth“, „Zusammentreffen deutscher Heerführer in Hannover“, und von Anderen: „Das Pfarrhaus von Sesenheim“, nach dem berühmten Kaulbach'schen Karton; „An der Roulette von Baden-Baden“ von Herbeet König u. s. w. Auch dem Humor durfte in ernster Zeit eine Stätte nicht fehlen, und hier ist in dem „Wie man das Taschenbuch benützt“ das Köstlichste geleistet, was wir seit langer Zeit in dieser Art gesehen haben. Eine wichtige Gratiszugabe des ersten Heftes besteht in einer großen Karte des Kriegsschauplatzes vom Rhein bis Paris, wie demselben auch ein Detailplan der Befestigungen von Paris, sowie eine kartographische Darstellung der Umgebungen von Metz und Straßburg beigegeben ist. Wenn wir noch hinzufügen, daß am Schluß des Jahrgangs eine große Stahlstich-**Gratis**-Prämie: „In den Erdbeeren“, deren Kopie sich im Heft selbst befindet, verabfolgt wird, so mag ermessen werden, wie reichlich die Verlagshandlung (**Ed. Hallberger in Stuttgart**) für das Interesse der Leser der „Illustrirten Welt“ wiederum besorgt gewesen ist.

Mannigfaltiges.

(Ueber die **Berliner Kriegs-Zeitungsjungen.**) Unter den Linden schreibt ein Korrespondent des „New-Yorker-Journal“ aus Berlin: „Diese Jungen wissen sich jedem Vorübergehenden ohne Ausnahme bemerkbar zu machen. „Die Kaif'rin Eijenie ausjekrazt! Bitte, nehmen Sie se mir ab!“ — „Es muß Vietoria jeschossen werden! Herr Baron, koofen Se!“ „Sedan! Sedan! Mac-mac-mac-mac Mahon aufs Haupt jeschlagen und 83,000 Kaiser jefangen jenommen!“ — „In Paris Republik: eenen Silberjroschen!“ — „Hier, schönes Fräulein, koofen Se mir noch den letzten Bismarck mit Schiel Fahwehr ab!“ — „Allerneu'stes!“ — „Die jroße Schlacht bei Paris! Fufzig Mitraljeusen jefangen jenommen!“ — „Deutsch-Depesche von 'n Herzog Wilhelm von Mecklenburg. Die Kugel, die ihn jetroffen, is jeheilt!“ — „Neustes Extrablatt Bazehn ausjebrochen aus de Metze! Roschsort fort! Jambetta in de Luft! Rußland macht Friedensumschläje!“ So ruft und schreit und brüllt u. krächzt und lärmt es durch einander, und wer dem vorsichtigen Manne, der sich vor dem Ankaufe eines Extrablattes oder einer Depesche erst überzeugen will, ob er den gleichen Inhalt mit anderem Titel nicht schon vor einer Viertelstunde erstanden. „Ne, det jeht nich! Erst berappen und denn lesen! Wenn Se Toul haben wollen, denn jeben Se erscht das Jeld davor her! Ick kriege et ooch nich umsonst!“

Das Bürgermeisteramt in **Lahr** macht bekannt, daß nach einstimmigem Beschluß des Gemeinderathes den im Felde stehenden Soldaten von Lahr, und zwar jedem einzelnen Mann ohne Unterschied des Ranges und Vermögens, ein Weihnachtsgeschenk, bestehend in einem Flanellhemd, zwei Paar wollener Socken, einem Paar Pulswärmer, 25 Stück Cigareen und 2 Päckchen Tabak, nebst 3 fl. 30 kr. von dem Unterstützungsausschuß, verabreicht wird. Das ist ein Beschluß, der den Vätern dieser Stadt alle Ehre macht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. **Kranzbühler** in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Mittwoch, 21. Dezember **1870.**

Das Paris von 1796.

Ueber Robespierre ist kurz vor dem Kriege eine Biographie von einem Franzose erschienen. In dem iesenswerthen Buche kommt eine merkwürdige Episode vor, die bisher ganz unbekannt war Es war diesem letzten Biographen des „finstern Maximilian" vergönnt, einen Briefwechsel desselben mit der Schwester Charlotte in Arras einzusehen, der bisher mit 7fachen Siegeln verschlossen im Familien-Archiv geruht hatte.

Im Frühjahre 1792 drängt die Gironde wüthend n Krieg. Robespierre opponirt allein heftig n Jakobinerklub und will den Frieden bis zur äußersten Nothwehr erhalten wissen. Alles wundert sich. Der sonst so heftige Umstürzler ist auf einmal „konservativ" geworden. Aber er schreibt seiner Schwester nach Arras: „Man wird mich bei euch nicht begreifen. Ich habe aber meine wichtigen Gründe. Die Franzosen sind solche Soldaten-Narren, daß der erste glückliche Eroberer, der auftauchen wird, Frankreich in die Tasche stecken kann. Er braucht nur an sein Schwert zu klopfen." Schon 1792 sah prophetisch der Volkstribun den „Degen von Montenotte" und den Kaiserschwindel von 1804 voraus! Wir folgen derselben Quelle, wenn wir von dem Paris von 1796 erzählen, das ein merkwürdiges Seitenstück zum Heutigen bietet, wo magere Ratten und langgeschwänzte Katzen „gut im Course" stehen und selbst der geduldige Esel nicht verachtet wird, wenn er sein keineswegs fastiges „Steak" den Konsumenten anbietet.

In dieser Stadt der ewigen Gegensätze, der unglaublichsten Coulissenwechsel, die das Theatrum mundi je gesehen, gab es damals wie heute die Kontraste des frech schweigenden Reichthums und der bittersten Armuth. Während „unechte Griechinnen" in „gemalte Nebel" gehüllt, an ihrer Spitze die schöne Madame Tallien, die Geliebte des Bluthundes Tallien, die noch vor drei Jahren „zum Frühstück" in Bordeaux ein paar Guillotinirungen mit ansehen mußte, im strahlenden Ballsaal üppige Fandango's tanzen — der Cancan bereitet sich langsam, aber sicher vor! — und an reichbesetzten Buffets sich den Magen verderben, den sie nach altrömischer Sitte mit Straußenfedern wieder „erleichtern" (!), sieht man an den Pforten dieser Ballsäle unheimliche Gestalten, weiche im Kothe knieen und den Hunden einen abgenagten Knochen streitig machen — es sind Weiber aus dem Volke, aus dem „souveränen Volke", das aber noch die Guillotine verlangte, die ihm „die Gleichheit vor dem Rasirmesser der Nation" repräsentirte. Unter den Rädern der vergoldeten Wagen stürzt hie und da ein Mann nieder, den der Hunger getödtet hat, man findet Leute als Leichen dahingestreckt, die noch halb zerkautes Gras im Munde haben.

Das Brod kostet im Dezember 1795 laut Dekret des Zentral-Bureau's 60 Francs das Pfund (immer in Papier), das Fleisch kostet 120 Francs das Pfund, mit dem Talg machen die Schlachter riesige Geschäfte, denn er dient statt der Butter, die nicht mehr vorhanden.

Der Hunger sitzt zähnefletschend an jedem Herde. Man kocht Pferdeblut, verfaulte Häringe und Wurzelnsyrop in einen Brei zusammen, um sich zu nähren. Ein kleines Maß Erbsen kostet 25 Livres, der Talg dazu 10 Livres und die Kohle, um dies miserable Gericht zu kochen, 3 Livres. An der Thür der Bäcker werden täglich Leute erdrückt, die ein paar Loth Brod erhaschen wollen; von Mitternacht bis zum Morgen wartet die Menge darauf, 3—4 Scheite Holz zu bekommen, um vor dem Erfrieren sicher zu sein. Ein Hemd zu waschen kostet 1 Thaler, der

Faden Holz steigt in zwei Tagen um 2000 Livres. Das Wasser ist theuerer als der Wein, der Wein hat einen zehnfachen Preis erreicht. Talglichter kosten 45 Livres das Pfund. Wir haben ein Haushaltungsbuch aus dem „4. Jahre der Republik" (1796), aus dem wir als Pröbchen folgende kleine Posten mittheilen:

	Livres
Für eine blaue baumwollene Kravatte	200
„ Reinigung einer Uhr	200
„ einen schwarzen Strohhut . .	400
„ 7 Paar seidene Strümpfe . .	3600
„ 1 Pfund Kaffee	210
„ Waschgeld für einen Monat . .	600
„ 2 Packete sehr schöne Lichter .	2000
„ 5 Federn	2600
„ 2 Dutzend Wischlappen . . .	5200
„ 10 Pfund Fleisch	2000
„ Wäsche für einen Monat . .	2500
„ 1 Rabe und einen Fächer .	20,000

In einem Blatte jener Tage, welches sich „Censeur des jour naux" betitelte und sehr verbreitet war, berechnet ein Stutzerchen jener Zeit seinen „äußern Werth" und seine „kleinen Ausgaben des Tages" ganz coursgerecht folgendermaßen:

Mein Oberrock, meine Blouse,	Livres.
Weste und Hose	18,650
Meine Strümpfe	1,500
Mein Hut	2,700
Meine Stiefel	3,000
Fiaker und Mittagessen	600
Eine Uhr	12,000
Kaffee und Liqueur	50
Papier, Federn, Wachslicht und Siegellack	2,800
Summa Summarum	41,300

Livres, womit man sich „nothdürftig durchschlug", um „anständig" einen Tag zu existiren.

Freilich wird die Agiatage auch fabelhaft betrieben, sonst wären ja solche Summen ganz unverständlich. Gegenüber der Straße Viaienne auf den wackligen Stufen einer Holztreppe — der Perron genannt — wird die Börse abgehalten und um 3 Uhr Nachmittags verkünden die „Haifische", die Tyrannen des Kredits der guten Stadt Paris, was die Münze Frankreichs den folgenden Tag über gelten soll. Papier ist in vielen Milliarden vorhanden, Metall nicht zu erblicken, da gilt's im Trüben fischen. Am 6. Juni 1796 treiben diese Jobbers den Louisd'or auf 3000 Livres in Assignaten. Von Hand zu Hand geht ein Stück Papier, das mit Bleistift bekritzelt ist, es enthält den Tagescours der Louisdor's, der sofort auf allen Pasteten in den Boutiken der Eßwaarenhändler stattlich prangt. Der Vorübergehende liest die Zahl 1000 — also 1000 Livres Papier für 24 Livres Gold. Rasch hält er seine Assignaten, er kammt wieder, da steht schon auf dem Zettel 1500. In einer Stunde hat der Louisd'or 500 Livres gewonnen.

So werden denn die Glückspilze, die rasch aus der Erde schießen, wieder frecher. Im Januar 1796 gibt solch ein Agioteur ein Diner, welches 200,000 Livres kostet, er gibt seiner Tochter eine Aussteuer für 25 Millionen (wie das Journal „Paris" im Januar 1796 berichtet). Vor seiner Thür nagen, wie gesagt, Weiber die Knochen ab, welche die Hunde verschmähten.

So war Paris — so wird's noch lange bleiben, bis ein großer Umschwung in den Gemüthern erfolgt. Eine Bühnenwelt voll glänzender Flitter, voll tiefen Elends und voll komödienhafter Phrasen. Viktor Hugo ist weiter nichts als jener tollgewordenen Stadt — ein Echo, welches treu wiedergibt, was er empfangen. Man lese Gambetta's jüngste Münchhausiade über den Pariser Ausfall und man frage sich, ob die Komödie während der Tragödie aufgehört hat!

Literarisches.

* Wer ist nicht gern „zu Hause", wenn es im Winter draußen schneit und stürmt? Wer setzt sich dann nicht gern an den Familientisch und läßt sich von Denen etwas erzählen, die dazu berufen sind, von den Schriftstellern und Reisenden, die oft ihr „zu Hause" opfern, um Andern ein angenehmes „zu Hause" zu schaffen, wenn es draußen ungemüthlich wird? Es ist eine berechtigte Sitte, daß die Unterhaltungsblätter ihre neuen Jahrgänge beginnen, neu in's Leben treten, wenn die grünen Blätter an den Bäumen welken und abfallen, wenn die Schwalben gen Süden ziehen. Um diese Zeit füllt sich der Büchertisch mit Unterhaltungslektüre und wir begrüßen darunter mit Vergnügen das Eduard Hallberger'sche „Zu Hause" in den ersten Heften seines sechsten Jahrgangs. Es ist das entschieden eine der besten und billigsten illustrirten Zeitschriften, welche uns unser „Zu Hause" und „die Tage, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht" erheitern können! Die ersten Hefte des Jahrgangs beginnen wieder mit zwei spannenden Novellen beliebter Schriftsteller. Die eine:

„Verlorene Ehre", von dem bekannten Ewald August König, spielt in Deutschland; die andere: „In der Tiefe", von dem Reisenden Willibald Winckler, schildert uns das sonderbare Leben in den tiefsten Schichten der amerikanischen Gesellschaft in drastischer Weise. Daneben finden wir mehrere kleine pikante Geschichten, vortreffliche Bilder wie „Die Vernichtuug eines französischen Kürassierregiments in der Schlacht bei Wörth" — „Das Passionsspiel in Oberammergau" — „Beim Holländer Michel" (Märchenbild) — Pläne, Kriegsraeten, Bildereäthsel, illustrirten Humor u. s. w. Alles für den enorm billigen Preis von 2½ Sgr. oder 9 kr. rhein. per Heft und mit der Aussicht auf eine reizende Gratis-Stahlstich-Prämie am Schluß des Jahrgangs. Das Bild heißt: „In den Erdbeeren" und befindet sich im ersten Heft, in sehr verkleinertem Maßstabe kopirt. Nachdem wir die ersten Hefte von „Zu Hause" gesehen haben, müssen wir gestehen, daß es eigentlich kein „Zu Hause" gibt, wo diese billige und durchaus gute illustrirte Zeitschrift fehlt.

Mannigfaltiges.

(Der brennende Sultan.) Gleich nach der Thronbestetgung des Sultans im Jahre 1854 machten die Ulema's und Geistlichen Anstrengungen, den neuen Herrscher von der Bahn der Reformen, welche sein Vater eröffnet hatte, abzuschrecken. Unter Anderem hatten die Mufti's auch seinen Vater, den Reformer, für sich gewonnen, denn so oft der junge Herrscher nach türkischer Sitte an dem Grabe seines Vaters betete, rief er mit jämmerlicher, hohler Stimme herauf: „Ich brenne!" — Der Sultan wandte sich an das Haupt der Geistlichkeit, den Chef dee Imans, daß er ihm sagen möge, was dieser türkische Hamlet zu bedeuten habe. Der muhamedanische Papst fand keine andere Auslegung, als daß der Herr Vater, sonst ein großer Mann, sich zu sehr den Sünden der Reform hingegeben, daß er ordentliche Hosen, Messer und Gabeln, bessere Verwaltung, gleichmäßigere Gerechtigkeitspflege u. s. w. eingeführt habe, lauter „suboersive Dinge", welche das Bestehen der Türkei gefährdeten. Der Sultan sandte hierauf seinen Schwager zum Grabe, zu beten, hernach auch Andere. — Alle hatten das furchtbare, dumpfe: „Ich brenne!" vernommen. Eines Tages nun brach dee Sultan in großer Staats-Prozession, begleitet von den höchsten weltlichen und geistlichen Beamten und obersten Richtern, zu dem Grabe seines Vaters auf. Während er hier betete, erscholl das schauerliche „Ich brenne!" wieder. — Der Sultan schien vor Furcht zu zittern. Er sah seine ganze Regierung nach der Reihe an, ob sie auch zitterten. Aber alle schienen taktfest. Das fiel ihm auf. Er erhob sich von seinem Teppich, rief seine Leibgarde heran und befahl, das Grab vollständig zu öffnen. Weltliche und geistliche Herren stürzten sich ihm zu Füßen, daß er eine solche Entheiligung nicht begehen solle, aber ohne darauf zu achten, trieb er seine Soldaten zur Eile an, die denn auch bald in einer Seitenhöhle nicht den brennenden Sultan, sondern einen Derwisch ausgruben, dem es wohl kalt über den Rücken laufen mochte. Der Sultan sah ihn ziemlich lange fest und schweigend an und fragte dann ganz kaltblütig: „Du brennst? Ich will dich dann kühlen lassen im Bosporus. —" Er ließ ihn also in einen Sack stecken und in den Bosporus werfen. — Man hat dies für ein Zeichen der Klugheit, Aufklärung und Gerechtigkeit des Sultans gehalten, offenbar mit Unrecht. Der Derwisch war vielleicht der Unschuldigste, wenigstens doch nur ein willenloses Werkzeug. — Er hätte müssen mit einer Reformspeitze die Häupter des konservativen alten Türkenthums, die jeden Andersgläubigen einen Hund und jeden veenünftigen Gedanken eine Gotteslästerung nennen, so lange waschen lassen, bis ihnen der Kopf ab- oder wenigstens gewaschen war.

Es ist bereits bekannt, daß in Folge des übeeraschenden und gewaltigen Vorstoßes der französischen Heereshaufen bei Gravelotte gegen 7 Uhr am Abend des 18. Sept. ein Theil unserer ermatteten und grausam dezimirten Infanteeie auf dem rechten preuß. Flügel ins Wanken kam, ja an einigen Stellen zurückzuweichen begann. Näher rückte das Nachtdunkel, das Schicksal des Tages hing daran, auch auf diesem Theil des Schlachtfeldes einen entschiedenen Erfolg zu eeringen. v. Moltke hatte mit schmerzlicher Ungeduld die zur Vollständigkeit des Sieges nothwendigen Stunden gezählt. Endlich, im raschesten Vorwärts, aber keinen Augenblick zu früh, erschienen die Pommern. Moltke ihnen sofort entgegen. Wie er bei ihnen anlangt und die Vordersten, das in aller Welt bekannte Gesicht erkennend, seinen Namen weitergaben, zieht er rasch den Degen, ruft einige Worte in die Reihen und sprengt hoch zu Roß weit voraus den Höhen zu.

Digitized by Google

„Der Chef des Generalstabs der Armee ins Handgemeng!?“ heißt es unter den Offizieren. Man eilte ihm nach, der Sturmschritt der Pommern wird zum Wettlauf, und so dringt Alles unbeschreiblich von einer Höhe zur andern; der Tag ist entschieden. Als es den Adjutanten gelang, ihren Chef aus dem Feuer herauszubringen, war der Sturm, unter persönlicher Führung des General Franseçky, vollbracht, und gemessenen Schrittes ritt v. Moltke der Stelle zu, wo er seinen k. Feldherrn vermuthen mußte. „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück.“

Als die erste Mitrailleuse auf die 10. Kompagnie des Hohenzollern'schen Füsilierregiments Nr. 40 gerichtet wurde, die eben das sich aus dem Gefechte ziehende zweite Bataillon aufnehmen sollte, ließ der Hauptmann v. Blomberg seine Kompagnie in ganz freier Aufstellung Halt machen, die Helme schwenken und ein dreimaliges donnerndes Hoch auf Se. Maj. den König ausbringen, um dem Feinde zu zeigen, wie wenig er sich aus der Mitrailleuse mache. Die Franzosen feuerten dieser Demonstration gegenüber ihre Mitrailleuse ab, ohne auch nur einen Mann zu treffen.

Ein Londoner Wirth ließ bei Eröffnung seines neuen Hotel garni mit Table d'hôte folgende merkwürdige Hausordnung anschlagen. Sie lautet wörtlich:

Die Herren sind gebeten, im Winter ihre Füße nicht auf's Kamin, im Sommer nicht auf's Fenstergesims aufzulegen.

Die Damen sind gebeten, ihre Namen nicht mit Haarnadeln auf die Fensterscheiben zu kritzeln; wenn sie sich der Gummischuhe bedienen, sind sie gehalten, dieselben selbst zu reinigen. Ferner bittet man, nicht jeden Augenblick nach dem Dienstmädchen zu klingeln.

Junge Leute, die Gentleman sein wollen, dürfen nicht Flöte im Hause blasen, auch dem Stubenmädchen nicht die Kur machen. Wer sich bei Tisch seinen Backenbart kämmt, beweist, daß er nichts weniger als Gentleman sei.

Die Damen werden ersucht, ihre Nasen nicht in jedes Gericht zu stecken, sie müßten denn gerade kurzsichtig sein.

Man darf weder mit vollem Munde trinken, noch sich um die Kruste des Puddings reißen.

Obgleich der Wirth volles Vertrauen in alle seine Miether setzt, so bittet er doch, die Pension jeden Monat pünktlich im Voraus zu bezahlen.

In einer Gesellschaft, in welcher Jean Paul (Friedrich Richter) zugegen war, stritt man sich über den Werth und Rang der menschlichen Sinne; insbesondere waren die Meinungen in Betreff des Geruchs und Geschmacks getheilt. — „Ich bin der Meinung“, sagte Jean Paul, „daß es doch besser ist, abgeschmackt als ruchlos zu sein.“

Miravaux wurde einst von einem stämmigen Burschen angebettelt. „Wie?“ sagte Miravaux, „kann ein so rüstiger Kerl nicht arbeiten?“ — „Ach, gnädiger Herr,“ rief der Bettler im jämmerlichsten Tone, „wüßten Sie nur, wie faul ich bin!“ Die Antwort war so unerwartet, daß Miravaux lachen mußte und ihm ein Silberstück schenkte.

Lebensphilosophie.

Wenn die Rose am schönsten blüht, fängt sie an zu welken.

Die Macht der Versuchung ist so groß, daß wir Niemand einer Versuchung aussetzen sollten.

Was du zuweilen Charakter nennst, nenne dir doch viel lieber zuweilen nur Trotz.

Räthsel.

Oft Anlaß ist's zu blut'gem Streite,
Gekämpft ward drum manch' heiße Schlacht;
Es treiben's meist nur reiche Leute,
Gar mancher Landtag hat's gebracht.
Und doch ist's gratis zu bekommen,
Ja selbst der Geizhals gibt es oft,
Doch wird es niemals etwas frommen,
Schlimm ist's um den, der es erhofft.
Schon mancher fand es auf der Straße,
Erbeutet wird's auch auf der Jagd;
Und meine gute, alte Base,
Die schwört, sie seh' es in der Nacht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Freitag, 23. Dezember **1870.**

Weihnachten 1870.

Bald prangt im Strahl der Kerzen
Der schmucke Weihnachtsbaum,
Und bald erfüllt sich wieder
Des Kindes Sehnsuchtstraum;
In Ströme sel'ger Wonne
Das junge Herz versinkt, —
Der Freude reinen Becher
Ja nur die Jugend trinkt.

Auch wir, die fortgeschritten
Auf rauher Lebensbahn,
Die längst zerinnen sahen
Den süßen Kinderwahn,
Auch wir beglücket stehen
In jener stillen Nacht,
Und freu'n uns mit den Kleinen
Der bunten Zauberpracht.

Doch durch die deutschen Lande
Ein banges Klagen zieht,
Und manchen Kreis der Lieben
Die Weihnachtsfreude flieht:
Dort fehlt des Hauses Vater,
Hier weint man um den Sohn,
Dort klagen Schwestern, Bräute,
In schmerzdurchbebtem Ton.

Ins blasse Reich der Schatten
Sie sanken allzumal,
Das warme Herz durchbohrte
Des Schwertes kalter Stahl.
O, Mancher, der vor Manden
Verließ den heim'schen Herd,
Ruht jetzt als starre Leiche
In ferner fremder Erd'!

Doch wenn auch schwarze Loose
Des Schicksals Arme beut,
Das tiefe Weh wird heilen
Die schmerzenlose Zeit.
Gestillt sind ja die Wunden,
Die Schlachtendonner schlug,
Und ihre Gruft umrauschet
Des Sieges Adlerflug.

Zerschmettert sind die Heere,
Die sich genah't zum Raub,
Der Franken gold'ne Adler
Sie sanken in den Staub.
Der Klang der deutschen Schwerter
Durchhallt die weite Welt,
Den Brüdern über'm Meere
Das deutsche Herz erschwellt.

Doch Jener, die gefallen
Für Deutschland's Ehr' und Macht,
Die uns zum Schutz und Schirme
Ihr Herzblut dargebracht,
O, denkt beim Glanz der Kerzen,
Beim bunten Weihnachtsstand
Der lieben treuen Todten
Im fernen Frankenland!

Zweibrücken. Karl Feyser.

Ein Handstreich der Ulanen.

(Von einem preuß. Oberstabsarzt.)

Nach der Uebergabe von Metz, welche uns am 28. Okt. bekannt wurde, waren wir von dem Bann erlöst worden, mit welchem diese gewaltige Festung uns zehn Wochen lang in ihrem Zauberkreise gehalten hatte. Alles jubelte auf, als es hieß: Vorwärts, nach dem Süden! Die ersten Marschtage wurden uns leider durch wahrhaft entsetzliches Wetter verbittert, wo der strömende Regen, vom heftigsten Sturm gepeitscht, auch die dichteste Kleidung durchdrang, die hohen Reiterstiefel so erweichte, daß Mancher seine Mühe und Elend hatte, am folgenden Morgen, nachdem sie zusammengetrocknet, dieses wichtige Bekleidungsstück wiederum den Füßen anzupassen. Indessen ging es immer munter vorwärts. Die Pferde des Regiments waren in trefflichem Zustande und auch die Gesundheitsverhältnisse der Leute hatten sich in den letzten Wochen wesentlich gebessert. In den Quartieren angekommen, haben wir manchmal die französische Sitte der Kamine verwünscht, welche man hier überall statt der Oefen findet und welche erst ganz allmälich, nachdem eine Unmasse Holz verbrannt ist, eine geringe Erwärmung der frostigen Zimmer bewirken. Das Essen in den Quartieren war manchmal ziemlich gut, manchmal auch herzlich schlecht. Kartoffel essen die Franzosen nur wenig; ihre Stelle vertritt ein ziemlich schmackhaftes Weizenbrod, dagegen haben sie fast zu jeder Mahlzeit Salat. Wir kamen jetzt in Gegenden, die noch wenig oder gar nicht von preußischen Soldaten heimgesucht waren und mancher Zug von der trotzigen Widersetzlichkeit der französischen Einwohner machte sich bemerklich. In Caurcelles schimpfte ein Quartiergeber seine ungebetenen Gäste ohne Weiteres Dummköpfe, als sie nicht nach seinem Willen verfahren wollten, und als ich denselben Mann, der eine Epicerie hielt, ganz freundlich fragte, ob bei ihm ein offener Laden sei, erwiederte er mir, es sei bei ihm für voleurs nichts zu suchen. In dem Dörfchen La Rothiere, worin sie eine Anzahl Feinde vermutheten, wurde er befragt, ob Truppen hier gewesen seien. Er antwortete: jetzt nicht, jetzt habe er keine gesehen, aber im Jahre 1814 (wo Blücher bei La Rothiere geschlagen wurde), da seien die Preußen hier gewesen. Ueberall tritt uns der lächerliche Nationalstolz der Franzosen entgegen; wir haben in den Schulen Karten von Europa gesehen in der Größe eines Quartblattes Schreibpapier, auf welchen natürlich von den preußischen Städten kaum Berlin, Breslau und Köln angegeben war, dagegen waren ganz genau die Ortschaften der napoleanischen Siege verzeichnet: Jena, Friedland, Eylau.

Endlich trat eine allmäliche Besserung der Witterung ein; wir hatten die Maas und die wenig breite, mit flachen Ufern umgebene Meuse überschritten und kamen am Sonnabend den 5. Nov. nach dem Uebergang über die reißende Orne in das reizende Thal des Saulx-Flusses, an dem entlang wir nach Curville ritten, welches an der sanft fließenden klaren Marne gelegen ist. Der Nordländer, welcher die flachen Ebenen unseres Vaterlandes bewohnt, kann sich schwer eine Vorstellung machen von dem lieblichen Anblick, welchen diese reiche Landschaft selbst noch im Spätherbst gewährt. Ueberall Berg und Thal, bald mit Weinbergen, bald mit reich angebauten Feldern bedeckt, bald mit Wäldern, die noch im Schmuck des Herbstes prangen. Nirgends Eintönigkeit, überall Leben, Abwechslung von großartigen Fabriken, schönen Schlössern, wohlangebauten Dörfern, überall Quellen, klare Bäche, welche über den weißen Kalkstein ihren muntern Lauf nach den Flüssen verfolgen. Durchweg im ganzen östlichen Frankreich sind die Straßen vortrefflich, überall bis auf die kleinsten Feldwege Chausseen, zu deren Bau der felsige Kalkboden das Material reichlich hergibt. In Curville empfing uns nach einem so erfreulichen Ritt ein stattliches Schloß, in welchem wir in jeder Beziehung gut aufgehoben waren. Als am Abend die Ereignisse des Tages im bequemen Fauteuil vor dem hellflackernden Kamin noch besprochen wurden, da fiel uns ein, daß wir uns in der Champagne befinden und daß es daher wohl in der Ordnung sei, im Keller noch eine Rekagnoszirung nach dem dieser Landschaft eigenthümlichen Wein zu unternehmen. Merkwürdigerweise fanden wir in dem wohlassortirten Weinkeller nur eine einzige Flasche Champagner vor. Es war leider nur eine, aber sie war nicht schlecht. Ueberhaupt wurde, je mehr wir in die eigentliche Weingegend kamen, auch bei den Mannschaften die Neigung bemerklich, im Keller Nachforschungen zu halten, ein Bestreben, welches einem Manne schlechter bekam als mir. Es wurde mir plötzlich in einem der nächsten Quartiere gemeldet, ein Ulan habe im Keller eine Flasche gekostet und Schwefelsäure getrunken. Glücklicherweise hatte er sich nur Lippen und Zunge etwas verbrannt. Auch in dem Schlosse zu Curville hatte übrigens, wie in

den meisten vornehmen Häusern, die Herrschaft das Feld geräumt, doch die Bedienung war in genügender Anzahl zurückgeblieben.

Am folgenden Tage kamen wir in Roziere an und quortierten uns in dem ziemlich weitläufigen Hause des Herrn Baron de Joybert ein. Die Aufnahme daselbst war nicht sonderlich gut, denn das ganze alterthümliche und wunderlich gebaute Haus war fast verlassen. Auch dort, wie ganz gewöhnlich, wurde uns zuerst ein ungenießbarer Landwein vorgesetzt, und erst genauere Nachforschungen ergaben, daß ein leidlicher Bordeaux und weißer Franzwein ebenfalls vorhanden sei. Dort in jenem merkwürdigen alten Hause habe ich das hübscheste Mädchen gesehen, welches das an Schönheiten reiche Frankreich uns bisher gezeigt. Sie saß im Keller und rupfte für uns zum Abendbrod eine Gans. Eine reizende Blondine, völlig erwachsen, und wir staunten alle, als sie selber gleichwie ihre Mutter uns erklärte, daß sie erst 14 Jahre alt sei. Selbige Gans war uns übrigens nicht beschieden, sie wurde zum Souper vergebens erwartet und es zeigte sich, daß die hungrigen Soldaten sie aufgegessen hatten. In Roziere erwarteten wir einen Ruhetag, der uns zum Montag den 7. beschieden sein sollte, doch plötzlich kam eine Ordonnanz schaumbedeckt angesprengt; es wurde unser Kommandeur, Oberstlieutenant v. Rosenberg, noch Abends noch Moutierender zu dem Divisionsgeneral v. Hartmann beschieden. Ihm wurde der ehrenvolle Auftrag zu Theil, in Eilmärschen nach Troyes vorzugehen, um dort eine Rekognoszirung der feindlichen Streitkräfte vorzunehmen. Zu diesem Behufe wurde außer seinem Ulanenregiment noch eine Fußbatterie und ein Bataillon des 11. Infanterie-Regiments seinem Befehle untergeordnet. Dieses kleine Kommando von etwa 1600 Mann rückte nun sofort am Montag aus, und unser Kommandeur, als er auf dem Rendezvous die Offiziere um sich versammelte, gab den Befehl, daß das Gros der Avontgarde, 2 Schwadronen, Infanterie und Artillerie, in die Konionnements-Quartiere abrücken solle, während 2 Schwadronen unter Befehl des Majors v. Egloffstein eine Meile weiter vorzugehen beauftragt wurden, um in Dieuville und Unionville die Uebergänge über die Aube zu untersuchen, nach feindlichen Streitkräften sich umzusehen und in den größeren Ortschaften sich die Waffen abliefern zu lassen.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

* Unbedingt haben die illustrirten Zeitungen eine bedeutende kulturhistorische Mission und nicht allein eine literarische Berechtigung, besonders wenn sie so gut redigirt und so vortrefflich ausgestattet sind, wie Eduard Hallberger's **„Ueber Land und Meer"**, welches uns in den ersten Heften seines XIII. Jahrgangs vorliegt. „Ueber Lond und Meer" hat seit seinem Beginn in jeder Beziehung seinem Namen Ehre gemacht und seine sich selbst gestellte Aufgobe glänzend gelöst. Es hat nicht nur wahrheitsliebend und interessant von den Dingen erzählt, die bei uns und drüben über Land und Meer passirten, sondern es hot sich auch — ein unwiderleglicher Beweis seines Werthes — so rapid über Lond und Meer verbreitet, daß es heute zu Hunderttausenden von Exemplaren in allen fünf Erdtheilen gelesen wird und zu einem Weltblatt ersten Ronges geworden ist. Wie die Deutschen über Land und Meer verbreitet sind, so ist es diese ihre illustrirte Zeitung, und wir gestehen gern, daß sich der Verleger alle Mühe gibt, immer mehr den Anforderungen zu entsprechen, welche das Publikum an ein Weltblatt zu stellen berechtigt ist. Die ersten Hefte des neuen Jahrgangs bringen gleich eine Menge interessanter Dinge, die uns den weiten Lesekreis von „Ueber Land und Meer", nach dem Goethe'schen Wort: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen", vollständig erklärlich finden lassen. Wilhelm Raabe eröffnet den Cyklus interessanter Novellen, welche uns dieser Jahrgong wieder bringen wird, mit „Des Reiches Krone"; sodann folgt Edmund Hoefer mit „Die kleine Else"; Levin Schücking mit dem Feldzug-Abenteuer „Die barmherzige Schwester"; F. L. Reimar mit dem spannenden Roman „Eine dunkle That" und F. W. Hackländer, der Liebling des größeren romanlesenden Publikums, hat einen Seeroman unter dem Titel „Der Sturmvogel" in Aussicht gestellt, welche Novitäten für sich allein betrachtet zum üblichen Preis für Romane schon den Abonnementspreis des Journals für's ganze Jahr mehrfach repräsentiren. Und daneben, welch' eine Fülle von anderen, eben so interessanten Dingen: eine vortrefflich geschriebene Geschichte des gegenwärtigen Krieges von dem ausgezeichneten Militärschriftsteller Bernd von Guseck; Originalberichte und Episoden vom Kriegsschauplatz, aus den Federn der berühmtesten Spezialberichterstatter; Gedichte von Friedrich Bodenstedt und Emanuel

Geibel; Skizzen und Briefe von Elise Polko und Schmidt-Weißenfels — genug, soviel des Interessanten und Lesenswerthen, daß nur die ungemeine Verbreitung des Blattes uns seinen billigen Abonnementspreis (5 Sgr. pro Heft) erklärlich finden läßt. Was den bildlichen Inhalt der Hefte betrifft, so steht derselbe, in Bezug auf taktvolle Auswahl und künstlerischen Werth, mit dem literarischen auf gleicher Stufe. Ein Blick in die ersten Hefte — die in jeder Buchhandlung zu haben sind — genügt, um das zu beweisen. Besonders interessiren auch Bilder vom Kriegsschauplatz, denen der Stempel der blutigen Wahrheit so sehr auf die Stirn gedrückt ist, daß man ihnen sofort ansieht, daß sie an Ort und Stelle der Aktion gezeichnet wurden. Dann daneben welche Fülle von gesundem Humor, interessanten Notizen, unterhaltenden Räthseln, Genrebildern, Kriegskarten! Wir wissen wirklich nicht, was wir mehr loben sollen, die Güte oder die Billigkeit des Jonenais.

Mannigfaltiges.

Aus Sinn bei Herborn erhielt die „Köln. Ztg." folgende Zuschrift: Ich eile, Ihnen einen ausführlichen Bericht zu geben über die bereits telegraphisch gemeldete Niederfahrt eines Pariser Luftballons. Gegen 1 Uhr sahen wir den etwa 80 Fuß hohen und 40 Fuß im Durchmesser großen Ballon in einer Höhe von einigen 100 Fuß über uns nach südlicher Richtung fliegen. Hoch erfreut, diesen ersten Fang auf Deutschlands Boden hier einheimsen zu können, eilte ich mit circa dreißig Arbeitern aus der Maschinenfabrik der Herren Döring und Hoffmann, nach dem in der Flugbahn des Ballons 1/4 Stunde von hier gelegenen, sogenannten Mühlberg (Wald), wo richtig der Ballon mit seinen zwei Insassen auf einer Waldblöße zwischen hohen Bäumen landete. Trotz der größten Eile und nachdem wir nur noch 200 Schritte von der Stelle entfernt waren, hatten die Franzosen die Gondel schon abgeschnitten und der Ballon ging vor uns wieder in die Höhe. Ich dachte sicher, einen Herrn der Pariser Regierung in Empfang nehmen zu können, doch so glücklich sollten wir nicht sein. Es waren zwei gewöhnliche Pariser Kinder, der Luftschiffer und sein Gehilfe, etwas hungrig und frierend. Die Fracht bestand aus einem circa 5 Fuß langen, 2 Quadratfuß haltenden Briefsack mit Tausenden von Briefen, einem Handkoffer, Schwimmgürtel, Decken, einem Korb für Brieftauben, ihr Proviant aus einem Brod und einer Flasche Cognac und einigen Instrumenten, Chronometern ꝛc. Unsere Arbeiter kamen einige Schritte früher, und als sie deutsche Antwort auf ihre Frage erhielten, nahm ihre Miene einen traurigen Ausdruck an. Den Briefsack hatten sie unmittelbar vor dem Niederfallen ausgeworfen, wodurch er aufplatzte, und war deßhalb unsere nächste Arbeit, die gefangenen Boden aufzulesen, dann das Gepäck der Luftschiffer zu übernehmen und diese selbst in mein Haus zu eskortiren. Sie waren 4 Uhr Nachts in Paris aufgestiegen, hatten wegen des Nebels, wohl auch, weil sie sich auf ihrer eigenen Karte nicht einmal gut zurechtfinden konnten, keine Ahnung davon, in Preußen zu sein, und waren sehr erstaunt, als ich ihnen den Landungspunkt andeutete. Eine Tasse Kaffee, die sie sich mit ihrem Cognac würzten, nahmen sie dankbar an, und nachdem sie sich eine Stunde ausgeruht hatten, geschah die Ablieferung an das Amt Herborn. Zwei eben so große Briefsäcke hatten die Luftschiffer schon zwei Stunden früher ausgeworfen und werden wohl schon aufgefunden sein. Auch auf den Feldern sind Bündel Briefe aufgelesen worden. Hierbei die Uebersetzung eines Briefes:

Paris, 13. Dezember 1870.

Es lebe die Republik!

Meine guten armen Freunde! Denkt an uns und beklagt uns, seit drei Todesmonaten leben wir nicht mehr, wir sind eingeschlossen von diesen barbarischen Preußen. Dahin hat uns der Verräther von Sedan geführt. Zehn Seiten müßte ich haben, um alle unsere körperlichen und geistigen Leiden zu schildern. Unser armer Garten und unser armes Haus ist, wie man uns sagt, geplündert und verwüstet, welch' Unglück betrifft uns! Da wollten wir in unseren alten Tagen ausruhen. Wird diese Depesche Euch erreichen? ich übergebe sie der Ballonpost, möge Gott ihn beschützen und die Lüfte auch, möge er nicht in die Krallen unserer grausamen Feinde fallen. C. ist freiwilliger Mobilgardist. Was wird aus uns noch werden! Es vergeht kein Tag, wo ich nicht an Euch denke. Die Hungersnoth naht. Paris ist sehr traurig, aber voll Muth und Energie. Die Loirearmee naht. Gott schütze Frankreich: Es lebe die Republik.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

148a
151

Montag, 26 Dezember 1870.

* Drei Wochen mobil.

(Schluß von № 147 u. 148.)

Wir waren recht in die Nacht gekommen, als wir endlich Cheoty erreichten. Es ist dies ein größeres Dorf, in dem ebenfalls über die Hälfte der Häuser leer stehen. Jüngere Frauenzimmer und Kinder zählen hier schon überall zu den größten Seltenheiten; dagegen saßen heute nicht weniger als 6 Vertreterinnen des schönen Geschlechts, die längst einmal jung gewesen waren, um das Kamin unseres Quartiergebers herum. Wir waren zu Dreien hier einquartiert und da ähnliche Gesellschaft zu Keines Leidenschaft gehörte, versuchten wir nur spärlich die französische Sprache radzubrechen. Für den folgenden Tag stand uns die größte Tour bevor und es hieß darum schon früh genug marschbereit sein. Wir waren von dem sonnigsten Wetter begünstigt und unser Marsch erhielt einen um so höheren Reiz, als wir heute die von den Deutschen über die Seine geschlagene Brücke bei Villeneuve St. George passirten und eine gute Strecke an dem Ufer dieses merkwürdigen Flusses entlang zogen. Dabei führten uns zum Erstenmale die ruinösen Trümmer zweier von den Franzosen gesprengten Brücken so recht das Bild nutzloser Zerstörung vor Augen, das sich in den mannigfachsten Variationen nach dem so oft wiederholte. Das anmuthige linke Ufer, von dessen Anhöhe man einen dankbaren Blick auf eine fruchtbare Ebene genießt, ist hier von der reichen Welt auf das Unglaublichste ausgenutzt und das Ganze ein fortgesetzter Garten zu nennen, in dem sich zahllose Villen befinden. Es ging heute Alles etwas beschleunigter, da wir vor Nacht noch das Standquartier unserer fünfer Chevauxlegers erreichen wollten. Wir trafen denn auch rechtzeitig in Verrières ein, wo wir nach herzlichem Empfang zu einem komfortablen Nachtessen geladen wurden, das uns in keiner Weise die Entbehrungen des Krieges empfinden ließ. In den imposanten Räumlichkeiten eines stattlichen Schlößchens, in dem sich in bessern Tagen der Eigenthümer, ein Redakteur des „Journal des debats" zu erholen pflegt und in dem sich gegenwärtig mehrere der Herren Offiziere eingenistet hatten, waren wir noch unter fröhlichem Gespräche bis in die Nacht beisammen. Unter Anderm las uns Herr Rittmeister Sachs so zeitgemäße und schwungvolle Lieder eines freiwilligen Chevauxlegers seiner Eskadron vor, die ich geradezu unter die besten Produkte dieser Art während des ganzen Feldzuges rechne. Ich habe mich oft gefragt, warum in so großer Zeit sich unser Dichter so winzig klein erwiesen und selbst gepriesene Namen nichts über die alltägliche Flachheit hinausgebracht haben. Ueberall jene flügellahme Begeisterung, die in anspruchsvollem Aufputz und durch phrasenreichen Schwall zu ersetzen glaubt, was ihr an innerer Kraft und Größe gebricht. Da finde ich nun so ungeahnt die klangvollen Töne eines jugendfrischen, gedankenreichen Gemüths. Es ist mir leid, daß ich dem Leser nur die Thatsache erwähnen und nicht zugleich auch eine Probe dieser patriotischen Lyrik bieten kann, da ich sie für werth halte, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. — In genanntem Schlößchen fanden wir theilweise auch für die Nacht unsere Unterkunft und für mich nebst einem Freunde war ein Lager auf dem Billard improvisirt. Des andern Tags waren von jeder Eskadron Vertreter beschieden und unter Leitung des Herrn Rittmeisters die adressirten Pakete verabreicht und die allgemeinen Gaben vertheilt. So war es uns ermöglicht, noch an selbigem Morgen bei unsern Jägern, die etwa eine Stunde von Verrières entfernt liegen, durch Uebergabe der Effekten uns unserer Pflicht

Digitized by Google

zu erledigen. Es ist eine dankbare Arbeit und ein wohlthuendes Gefühl, durch verschwindend kleine Mühen so Vielen eine Freude bereitet zu haben. Die Sachen waren, so weit mir zu Ohren kam, überall wohlbehalten angekommen. Ich kann aber dabei nicht die unglückliche Wahl der Gaben unerwähnt lassen, wie sie von so mancher Seite getroffen worden war. Was ich erfragt und soweit ich meinem praktischen Blick eine Kompetenz zugestehen darf, sind es nachstehende Gegenstände, nach denen der Soldat Verlangen trägt und die ich zu etwaiger Nutzanwendung hier aufzählen will: Reiner Branntwein jeder Art, Weißwein, geräucherte Wurst und Schinken, feiner Zwieback, gesalzene Butter, etwa eine Pfeife, Zündhölzer, Lichter und saure Gurken. Am schmerzlichsten aber von Allem entbehren sie das Bier, bei dessen Nennung nur ich so manchen durstigen Kumpan neroös habe werden sehen, und damit ich's nur gestehe, ich selber habe während dieser wenigen Tage die Sehnsucht nach einem guten Glase Bier in wahrhaft krankhafter Weise empfunden. Freilich sind dieses schon ihrer Natur nach vorübergehende Gefühle und der Soldat unterdrückt derartige Gelüste um so eher, als er andererseits sieht und fühlt, daß das Möglichste für ihn gethan und gesorgt wird. Vor Allem aber möchte ich jene irrige Ansicht beseitigen, wie ich sie so oft bei allerlei Fragen durchgefühlt habe, die man an mich gelegentlich gerichtet hat und die darauf hinauslief, als ob die Jäger größtentheils im Freien kampiren müßten. Wie ist dies so falsch. Ich habe mich erstaunt, wie sie sich's so häuslich und bequem gemacht. Da liegen sie in den verlassenen Häusern des freundlichen Städtchens und haben sich aus den Hinterlassenschaften der Einwohner ein wohnlicheres und angenehmeres Daheim geschaffen, als es gar Mancher unter väterlichem Dache verlassen haben mag. Da ist aber auch gar nichts, dem der Soldat nicht eine nützliche Seite abzugewinnen wußte, durch welch' praktische Verwerthung von Gegenständen der entgegengesetztesten Art und Bestimmung die spaßigsten Zusammenstellungen zu Tage gefördert wurden. Freilich ist diese heimische Einrichtung ausschließlich auf Unkosten der geflüchteten Einwohner geschehen, und wo der Soldat auch etwas findet, weiß er sich's mit kluger Berechnung zu Nutze zu machen und hat es nicht selten stundenweit aus verschiedenen Ortschaften zusammengetragen. Angesichts der Thatsache halte ich diese Handlungsweise für durchaus gerechtfertigt, wenn sie auch vom sentimentalen Standpunkte aus verurtheilt werden mag. Daß dabei nun nicht immer die richtige Grenze eingehalten wird, ist allerdings nicht entschuldbar, aber begreiflich. So habe ich selber so manches Stück Möbel zum Feuertode verurtheilt gesehen, das dem schönsten Zimmer hätte zur Zierde gereichen können.

Was ich hier von der häuslichen Einrichtung gesagt habe, kann sich selbstverständlich nur auf das Standquartier Sceaux und auf die Zeit beziehen, in der sie nicht direkt im Dienste stehen. Ein über den andern Tag fällt ihnen der Vorpostendienst zu, wobei allerdings Vereinzelte Tag und Nacht unter freiem Himmel und in beständiger Bereitschaft aushalten müssen, der andere und größte Theil des Bataillons jedoch in den Mauern, wenn auch sehr zerschossener und unsicherer Häuser vor dem Einflusse der Witterung Schutz findet. Der Dienst unserer Chevauxlegers dürfte gegenwärtig in Wenigem mehr bestehen, als ihnen in den Garnisonen obliegt. — Dieselben Verhältnisse wie in Sceaux und Verrières trafen wir in sämmtlichen von den Bayern besetzten Orten südlich vor Paris. — Nachdem also unsere Aufgabe in jeder Weise gelöst war und wir uns nach Möglichkeit in der ganzen Umgegend umgesehen, wo uns auf Schritt und Tritt die verwüstenden Wirkungen des schonungslosen Krieges entgegentraten, schickten wir uns zum Rückzug an, an den uns die kümmerlichen Ueberreste unseres Proviantes schon lange gemahnt hatten. Doch wie hätten wir es uns vertragen können, bevor wir schieden, einen Blick zu werfen auf Viktor Hugo's „heilige Stadt", was uns denn auch zu unserer besonderen Genugthuung von unweiter Höhe in günstigster Weise gelang. Am 26. Nov. verabschiedeten wir uns von unseren tapferen Landsleuten und traten die Rückreise über Lagny, die improvisirte Bahnstrecke bei Nanteuil, über Straßburg in die Heimath an.

Wenn ich nun diese Zeilen mit den herzlichsten Grüßen schließe, wie sie uns allerseits „an die lieben Zweibrucker" aufgetragen wurden, so vervollständige ich nur meine historische Treue, wenn ich solche vor Allem „an die lieben Zweibrückerinnen" übermittele.

Die irische Akademie und die Universität Göttingen.

Unter Hinweis auf unsere kurze Notiz im Wochenblatte № 310 vom 23. Dez. bringen wir heute die uns in ihrem Wortlaute vorliegende Antwort zum Abdruck, welche der Prorektar der Universität Göttingen der Royal Irish Academy gegeben hat. Dieselbe lautet:

Göttingen, 14. Dez. 1870.

Sehr geehrter Herr Sekretär der Royal Irish Academy! In Ihrer geehrten Zuschrift vom 17. v. M. beanspruchen Sie im Auftrage der Royal Irish Academy die Mitwirkung unserer Universität für Schritte, durch welche die Regierung Ihrer Großbritan. Maj. bewogen werden soll, gegen die den wissenschaftlichen und Kunstschätzen von Paris durch die militärischen Operationen drohende Gefahr der Vernichtung Einsprache zu erheben, und sich dabei auf den einstimmigen Protest der gelehrten Institute der gebildeten Welt zu stützen. Die Royal Irish Academy begleitet diese Zumuthung mit der Versicherung, daß sie dem gegenwärtigen Kampfe Deutschlands und Frankreichs mit voller Unparteilichkeit gegenüberstehe. Zunächst dieser Behauptung muß ich im Namen der gelehrten Körperschaft, welcher ich vorzustehen die Ehre habe, widersprechen. Es hätte der Royal Irish Academy sonst nicht entgehen können, daß jene Gefahren die Folgen sind der Befestigung von Paris, für welche sich der Ehrgeiz unserer ruhelosen Nachbarn durch den gefeiertsten historischen Romanschreiber Frankreichs, durch Thiers, gewinnen ließ, damit dies Land in Zukunft vor den Folgen des etwaigen Mißglückens seiner periodisch wiederkehrenden Angriffe auf den Frieden Europa's bewahrt bleibe. Damals, als Frankreich die Stätte, welche so viele Schätze der Bildung, ein „Besitzthum der ganzen Menschheit", wie Sie bemerken, umschließt, in die größte Festung der Erde umzuwandeln beschloß, wäre es vielleicht angezeigt gewesen, wenn die gelehrten Körperschaften Englands sich an die Spitze eines Protestes der gelehrten Welt gegen dies kulturfeindliche Unternehmen gestellt hätten. Es ist indessen so wenig damals von einem Proteste der Wissenschaft zu Gunsten von Paris etwas zu hören gewesen, wie sich die Stimme der Royal Irish Academy erhoben hat, als Rom, welches doch nicht minder werthvolle unersetzliche Schätze der gelehrten Bildung und Kunst in sich schließt wie Paris, 1849 von den Franzosen unter Oudinot, oder im laufenden Jahre von den italienischen Truppen mit Waffengewalt genommen wurde. Ja, selbst als die eigenen Truppen Ihrer Großbritan. Maj. die aufständischen Sipahis, deren Kriegführung derjenigen der heutigen französischen Republikaner so überraschend ähnlich sah, in Delhi belagerten, hat sich in England kein Protest vernehmen lassen, um die an Monumenten alter Kultur reiche Stadt vor dem englischen Belagerungsgeschütz zu bewahren. Was aber Paris betrifft, so hat die deutsche Heeresleitung bereits bethätigt, daß sie bei der Belagerung jede Schonung übt, welche mit der unerbittlichen Pflicht vereinbar ist, den Deutschland aufgedrungenen Kampf zum Ziele zu führen. Wenigstens den gelehrten Körperschaften Englands würde es daher anstehen, mit Dank es aufzunehmen, daß diese Kriegführung das Bombardement der belagerten Festung bisher hinausgeschoben hat, statt in ihre Regierung zu dringen, diese Heeresleitung mit neuen Zudringlichkeiten zu belästigen. Alle diese naheliegenden Erwägungen haben jedoch die Royal Irish Academy von dem Versuche nicht abgehalten, die gelehrte Welt Namens der Humanität und Civilisation gegen die Belagerer von Paris in die Schranken zu rufen, während doch nur wenig Unbefangenheit dazu gehörte, um zu erkennen, daß bei Paris die Humanität und Civilisation im Lager der Belagerer zu finden sind. Diese gelehrte Körperschaft hat aber zugleich keinen Anstand genommen, einer deutschen Universität das Ansinnen zu stellen, sich an ihrem Unternehmen zu betheiligen. So kann ihr denn auch die Antwort nicht erspart werden, daß nach unserer deutschen Auffassung, welche die des gesunden Menschenverstandes ist, Derjenige, welcher der strafenden Gerechtigkeit in den Arm fallen will, sich selbst an dem Verbrechen betheiligt. Das deutsche Volk, das in seinem geistigen Ringen noch immer das stolze Wort des Paracelsus wahr zu machen sucht: „Engländer, Franzosen, Italiener Ihr mir nach, nicht ich Euch," hat die Arbeit friedlicher Gesittung, das einzige Feld seines Ehrgeizes, verlassen müssen, weil durch einen feindlichen Raubanfall seine höchsten Güter, sein nationales Dasein, seine sittliche Selbstbestimmung, seine Ehre bedroht wurden; es kämpft heute in Frankreich für die künftige Sicherstellung dieses heiligen Besitzthums, zugleich aber auch für den Frieden der Welt und für die Gesittung der Menschheit. Denn diese wäre dem Untergange verfallen, wenn der Gedanke vergeltender Ge-

rechtigkeit aus dem Bewußtsein der Völker verschwinden könnte. Daß der Welt der Glaube an diese Gerechtigkeit unverloren bleibt, das dankt sie nächst Gottes Gnade dem deutschen Volke. Als Europa den sittlichen Muth nicht fand, frevelhaftem Friedensbruch zu wehren, da hat dies Volk, gerechten Gerichtes in den Donnern der Schlachten harrend, sein Dasein in die Schanze geschlagen, da hat es die geistige Blüthe seiner Jugend hinausgesandt in den heiligen Kampf, den ein großer englischer Geschichtschreiber mit Recht gezeichnet hat als den Kampf der Engel wider Belial. Auch unsere Hochschule, die ihre ganze Ehre darin findet, deutsch zu sein, hat Hunderte von deutschen Jünglingen unter die Waffen gestellt, die Ungleichheit des Einsatzes nicht achtend, wo wir gezwungen sind, gegen afrikanische Halbwilde, oder gegen das zusammengelaufene Gesindel Garibaldi'scher Abenteure zu kämpfen. Die deutsche Wissenschaft betrauert bereits unter den gefallenen Helden einige ausgezeichnete Gelehrte, hoffnungsreiche Jünglinge in großer Zahl. England aber möge uns mit Einmischung jeder Art vom Leibe bleiben. Möge dem britischen Volke bald wieder vergönnt sein, in die Bahnen seiner großen Vergangenheit einzulenken, wo in jedem welterschütternden Kampfe für die wahren Interessen der Menschheit, für die Gerechtigkeit, für den Frieden und die Freiheit Europa's auch das britische Schwert in die Wagschale gelegt wurde. Die gelehrten Körperschaften Englands aber werden der Humanität den besten Dienst leisten, wenn sie mit ihrem Ansehen in die Schranken treten gegen die Verletzung des Wesens der Neutralität durch die von der gegenwärtigen großbritan. Regierung adoptirte Behandlung des Waffenhandels, gegen die den heutigen Machthabern Frankreichs zur Last fallende Untergrabung der Grundlagen des Völkerrechts und für eine Fortbildung der letzteren im Sinne der Gerechtigkeit und Gesittung (Unverletzlichkeit des Privateigenthums zur See u. s. w.). In solchen Bestrebungen dürfen dieselben der eifrigen Unterstützung der deutschen Wissenschaft gewiß sein. Ich habe die Ehre ganz ergebenst zu zeichnen Dr. Richard Dove, zur Zeit Prorektor der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen.

Mannigfaltiges.

Fanny Horton, eine berühmte, schöne englische Schauspielerin, hatte in ihrer Jugend, als sie einmal ausgepfiffen wurde, die Keckheit, vor das Publikum zu treten und zu fragen: „Was gefällt Ihnen nicht, mein Spiel oder meine Person?" — „Das Spiel, das Spiel!" hieß es von allen Seiten. „Nun, das tröstet mich," war ihre Antwort; „mein Spiel kann besser werden, meine Person aber könnte ich nicht ändern." Sie war bald der Liebling des Publikums und wurde fortan nie mehr ausgepfiffen.

Wo „Mannheim" sein Name her hot.

Mann'em steht so manches Johr,
Unn es is doch Keem noch klor,
Wo der Name her is kumme,
Den die Stadt hot angenumme.

Gelt, Ihr meent, es käm vun „Männer",
Sagt als große Schriftekenner:
Ei, wo Männerfinn derheem,
Dodervunn der Name käm.

Jo, Recht habt Ihr; doch den Sinn,
Wie Ihrs meent, finn ich nit drinn;
Männer, seid norr uf der Hut,
Duht Euch jo aicks druf zu gut!

Werft Euch nit so in die Bruscht,
„Eurer Würde stets bewußt" —
Denn Ihr werd's glei merke kenne,
Woher sich die Stadt duht nenne.

Eire Weiber g'heert der Preis,
Denn beim Ausgehe heeß't's ganz leis:
„Mann, du kummst bei Zeit mer heeml"
— — Auszubleibe, roth ich keeml

Auflösung des Räthsels in № 150:
Nichts.

Berichtigung. In das in unserem Unterhaltungsblatte № 151 erschienene Weihnachtsgedicht haben sich zwei unliebsame Druckfehler eingeschlichen: Statt „des Schicksals Arme" bittet man zu lesen „des Schicksals Urne", und im vorletzten Verse statt: „erschwellt" die zwei Worte: er schwellt."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Mittwoch, 28. Dezember **1870.**

Prolog
zur Beethovenfeier in Zweibrücken.
Den 17. Dezember 1870.

Es hat die Zeit in ihrem großen Fluge
Mit schneller Schwinge wiederum berührt
Die mächt'ge Glocke und mit ernstem Tone
Verkündet sie: Hinab ist ein Jahrhundert
Geströmt in's weite Meer der Ewigkeit,
Gewaltig reich an Kämpfen aller Art,
An Geistesschlachten, Weltbezwingerthaten,
Wie kein Jahrhundert größer sie geschaut,
Seit dieser Erde ward ein Geist geschenkt,
Berufen zu des Kampfs Genossenschaft,
Hochragend in der Streiter ersten Reih'n.

Am heut'gen Tage war es, daß die Muse
Von Himmels reinen Höhen schwebt' herab,
Dem gottgegebenen Befehl gehorchend,
Und führt an's Licht den Sohn der Harmonieen,
Zu offenbaren dieser Welt in Tönen
Geheimnisse vom unsichtbaren Reich,
Und als sie ihn dem Lichte zugeführt,
Da legte auf das Haupt sie ihm die Hand
Und sprach: Nimm hin den Segen einer Kunst,
Die göttlichen Geschlechts dich zu den Göttern
Erheben wird aus Erden-Staub und -Qual.

Und er wuchs im gald'nen Licht der Töne,
Und an den Tönen wuchs in ihm die Kraft,
Die riesige, die aus dem Busen quellend
Zum Himmel strebte mit Dämonenstärke,
Verachtend unter sich die nied're Erde,
Zum Lichte dringend mit des Adlers Flug,
Und mit der Kraft titanengleich bezwang
Er alles Leid, ihm vom Geschick beschеert,
So reich es je dem Genius ward zu Theil,
Denn dieser hat vor andern Sterblichen
Den hohen Vorzug, daß er alles Leid
Der Menschheit tausendfach in sich empfindet,
Doch er bezwang das Leid — getäuschter Liebe,
Das Leid des Undanks und das schwere Leid,
Da sich ihm schlossen des Gehöres Pforten,
Stumm vor ihm lag die lautdurchrauschte Welt,
Doch er bezwang das Leid, ein Herakles,
Ein größ'rer Held, preßt' er die grimmen Schlangen
Mit Riesenarmen — in das eig'ne Herz,
Dies Herz, so warm, so reich, so tief empfindend,
In dem die Freude glücklicher Natur
Ein lieblich, kindlich süßes Echo fand,
Das sich dem träumerischen Mondenlichte
So weich hingab, so gern der Zwiesprach lauschte
Der Blumengeister in dem matten Scheine,
Die auf den süßen Düften hold sich wiegten
Und auf sich schwangen zu der Nachtigall,
Die ihren Dank in Jubelliedern gab, —
Und wiederum dies Herz, das wild bewegt
Wie Meereswogen himmelstürmend schlug,
Das brandete und brauste, wie die Welle
Vom Sturm gepeitscht am einsamen Gestade,
Mit allen Geistern rang im Riesenkampfe
Bis zur Verzweiflung, die mit eis'gen Krallen
Es zerren wollte in grundlose Tiefe —
Und siegreich rang, denn helfend stand zur Seite
In allem Ringen ihm, die an der Wiege
Ihm schon gestanden, sie, die Himmelstochter,
Die Muse, die ihm gab der Töne Kunst;
Sie hob ihn in das Reich des Ewigen
Aus allem Streit des Lebens: wenn er einsam,
Von Menschen ferne und verschloss'nen Ohrs
Mit seinem Innern lauschte ihren Tönen,
Da floß in diese Töne all sein Schmerz,
Da legte er das stürmisch wilde Ringen,
Die Qualen alle, die sein Herz zerrissen,
Der Menschheit Weh, das er im Busen trug,
In diese Töne, und nach Sturmes Tosen
Erglänzte hell am reinen Abendhimmel
Der goldne Stern des Friedens und erblinkte
Der „freudeschöne Götterfunke" wieder
Vom glatten Spiegel stiller, sanfter See.

Digitized by Google

So war er einsam zwar, wie im Gebirge
Hoch über'm Urgestein unnahbar harret
Der königliche Aar, der seinen Flug
Zur Sonne nimmt, wohin kein Auge folgt,
Doch nicht allein, in seinem mächt'gen Geiste
Versammelt' er die Geister aus der Tiefe,
Wie aus der Höhe, die Entscheidungsschlacht
Zu schlagen, wie am jüngsten Tage, wie
In alten Sagen Ahriman und Ormuzd.
Und was er da vernahm von diesem Kampfe,
Das gab er uns in seinen Tönen wieder,
Uns zu erschüttern bis in's tiefste Mark,
Uns einen Blick zu öffnen in den Abgrund,
Der unf're Seele birgt, und dann zum Lichte
Zu zeigen uns, wo ihre Heimath ist.
Aus dieser Heimath nahm er seine Töne,
Ein gottgesandter Prediger des Reichs,
Wo alles Wahre, Große, Schöne wohnt,
Deß Abglanz wir erschauen in der Kunst,
Und gab sie uns, er war, er ist ja unser.

Ja, er ist unser, mag das stolze Wort
Nicht fremder Völker Mißgunst uns mißdeuten;
Nicht eingeschränkt in eines Landes Grenzen
Ist ja der Genius, wie weit die Sonne
Allüberall ihr segnend Licht ergießt,
Erwärmt und hebt der Menschen Herz die Kunst,
In welcher Sprache sie auch preist die Lippe:
Doch er ist unser, denn am deutschen Rhein
Stand seine Wiege, an dem schönsten Strom
Von allen deutschen Strömen, der erst jetzt,
Einhundert Jahre nach des großen Sohnes
Geburt, sich freut, recht wieder deutsch zu sein,
Und dieses echten deutschen Stromes Sohn,
Sein echter deutscher Sohn war unser Meister.
Was in ihm lebte, in ihm schuf und wirkte,
Es war der deutsche Geist, der tiefe Geist,
Der nimmer rastend eindringt in das Wesen
Der Dinge, der im Dichten und im Denken
Das Menschenherz ergründet und das All
Durchforscht bis zu der Gottheit Stuhl voll Licht,
Nach Wahrheit sucht und nichts als Wahrheit will.

Der deutsche Geist hat jetzt auch seine Siege
Auf blut'gem Feld der Schlachten sich erkämpft,
Mit wahrem Muth, mit wahrer Heldentreue
Für Recht und Ehre, für das Vaterland
Hingebend seiner Söhne edles Blut,
Erneuend mit dem Schwerte jenen Ruhm,
Den es sich längst gewann auf geist'gem Feld.
Sie hat er schon gefeiert, unser Meister,
Die Heldenthaten durch die große Schöpfung
Eroica, der Helden Preis im Ton,
Ausklingend in ein Heil! Viktoria!
Viktoria! auch ihm, dem Geisteshelden,
Dem Sieger in der Töne Schlacht. O ehre,
Du großes, ein'ges, heißgeliebtes Land,
Du deutsches Land, dem wir gehören
Mit Herz und Hand als todestreue Söhne,
Auch diesen Sohn, der edelsten und besten,
Die jemals du geschaut, und laß ihn immer,
Bis in die fernste Zeit im Lorbeerschmucke
Des Ruhms in deinem Ehrentempel stehn.

Ein Handstreich der Ulanen.

(Von einem preuß. Oberstabsarzt.)

(Schluß.)

Die beiden Schwadronen Ulanen rückten ab. Nach scharfem Ritt kamen wir in Dieuville an und bald ertönte die Trommel des Gemeindedieners im Orte, daß sofort alle Waffen, Gewehre und Säbel auf dem Markt abgegeben werden sollten. Dieuville ist ein wohlgebauter kleiner Flecken von 1200 Einwohnern, der trotz seiner geringen Größe eine schöne, mit hoher Kuppel geschmückte Kirche und auf dem Markt eine große verdeckte Kaufhalle hat. Erschreckt stürzten die Einwohner vor die Thüren, als die feindlichen Reiter heransprengten; doch bald wurden sie zutraulicher, gaben unseren auf dem Markt abgesessenen Ulanen Bier und Cigarren, und mehr als einer trat an mich heran und fragte mich, ob wir ihnen auch nichts zu Leide thun würden. In kurzer Frist waren die Waffen abgeliefert: gegen 50 alte Flinten, Pistolen und Säbel, die Gewehre zum Theil noch mit Steinschlössern, welche auf einen Wagen geladen und zur Abführung bereit gehalten wurden. Gleichzeitig wurde den Einwohnern angesagt, daß am nächstfolgenden Tage eine Armee von 20,000 Mann hier einrücken würde. Unvergeßlich bleiben mir die Gestalten zweier Geistlichen, der eine mit hohlen Wangen und stechenden braunen Augen, der andere klein, mit einem runden fetten Gesicht, welche mit sichtbarem Entsetzen die Nachricht von den anrückenden 20,000 Mann vernahmen und genau zu erforschen suchten, wo denn diese Armee sich hinwenden würde. Richtige Nachrichten bekamen sie natürlich nicht, doch war es uns Allen völlige Gewißheit, daß diese beiden geistlichen Herren sich beeilen würden, schleunigst diese Nachricht nach Troyes zu übermitteln. Nähere Erkundigungen ergaben, daß noch vor vierzehn Tagen den Bewohnern von Dieuville fast alle Gewehre abgenommen worden waren zur Bewaffnung der Mobilgarde, und daß noch an dem Morgen dieses

Digitized by Google

Tages 130 Mann Mobilgarden in der Richtung nach Troyes über die Aube abmarschirt seien. So schien es denn klar, daß die Franzosen nicht gesonnen waren, diese bedeutende Stadt von fast 40,000 Einwohnern ohne Weiteres zu übergeben, daß wir vielmehr erwarten konnten, dort einem energischen Widerstande zu begegnen.

Am folgenden Tage lachte der heiterste Sonnenschein. Frühzeitig wurden die Quartiere verlassen, denn es stand dem größten Theile des Regiments ein weiter Ritt bevor. Wiederum führte Major v. Egtoffstein zwei Schwadronen, welche bis Troyes vorgehen und womöglich in die Stadt einrücken, zur Nacht aber sie wieder verlassen sollten. Die Entfernung von unseren Quartieren bis Troyes betrug gegen sieben Meilen, daher denn schnell in flottem Trabe fortgeritten wurde. — Alle aufmerksam nach allen Richtungen spähend, denn jeden Augenblick konnten wir auf den Feind stoßen. Natürlich wurde viel darüber gesprochen, ob die Franzosen wohl auf dieser Straße sich zurückgezogen hätten, und große Aufmerksamkeit erregte es, als ein Offizier dem Führer unseres Zuges einen herrlichen rothen Federbusch brachte, den er soeben auf der Chaussee gefunden hatte. Also eben erst waren die Franzosen hier gewesen, und zwar französische Kavalerie, denn dieser gehörte der Federbusch an. Indessen es klärte sich die Sache anders auf; es war ein Scherz, den ein Kamerad mit dem andern getrieben hatte, und bald kam der lustige Urheber des Spasses herangeritten und bat sich seinen bei Gravelotte erbeuteten Federbusch aus, den er soeben aus der Packtasche hatte zur Erde fallen lassen, um diese kleine Mystifikation auszuführen.

In dem Dorfe Rouilly wurde Halt gemacht. Der unglückliche Maire ist allemal diejenige Persönlichkeit, welcher zuerst die Wünsche der Herren Preußen vorgetragen werden. Es wurde ihm aufgegeben, schleunigst Hafer für die Pferde, außerdem Brod, Wein, Schnaps und Käse heranzuschaffen. Innerhalb zehn Minuten war Alles bereit, sogar ein Eierkuchen für die Offiziere, und auf einer schönen grünen Wiese, unter den Augen der zuschauenden Bewohner des Dörfchens, wurde die improvisirte Mahlzeit gehalten.

Nach einer halben Stunde Rast ging es weiter vorwärts; bald sahen wir in weiter Ferne den Thurm der hohen Kathedrale und um 3 Uhr Nachmittags kamen wir in Pont Hubert, der Vorstadt von Troyes an. Tiefe Schützengräben umgaben die Stadt in weiter Linie, sie waren frisch ausgehoben, aber sie wurden nicht vertheidigt, kein Schuß hatte uns bis jetzt empfangen, doch erhielt unser Kommandeur an den Thoren der Vorstadt von einem bereits vorangeschickten Ulanen-Detachement die Meldung, daß in der Stadt auf sie geschossen worden sei, zwei Mann hätten sie verwundet oder todt zurücklassen müssen. Jetzt wurden die in der Nähe befindlichen Brücken über die Seine von Ulanen besetzt, ein Theil des Kommandos vor der Stadt als Reserve zurückgelassen und langsam, im Schritt, mit aufgehobener Pistole, die Offiziere mit gezogenem Säbel rückten nun die Schwadronen in die Vorstadt ein, ohne jedoch zu weit vorzudringen. Lieutenant v. Saß ritt nach dem Hotel de Ville, um den Maire herauszubestellen; er erfuhr keine Feindseligkeiten von der erregt auf- und abwogenden Menge. Bald kam zu uns ein Wagen mit weißer Flagge herangefahren, auf welchem der Maire und die Männer des Raths von Troyes saßen, mit blau-weiß-rothen Binden, dem Abzeichen ihres Amtes, angethan. Es war von keinem Widerstande mehr die Rede. General Lasond, ein früherer Fregattenkapitän, welcher mit 4000 Mann Mobilgarden die Stadt hatte vertheidigen wollen, war am selben Morgen abgezogen. Entblößten Hauptes vernahmen die Herren die Anrede des Majors v. Egtoffstein, welcher ihnen erklärte, daß er im Namen des Königs von Preußen von der Stadt Besitz nähme, daß alle Feindseligkeiten hart würden geahndet werden und daß für die begangene Ausschreitung der Bevölkerung durch Verwundung von zwei Ulanen der Stadt eine Kontribution von 10,000 Franks auferlegt sei, welche innerhalb einer halben Stunde mußten bezahlt werden. Der Maire that Alles, was ihm befohlen war, bat uns aber, mit so wenig Leuten nicht weiter in die Stadt einzurücken, da eine große Menge brodloser Fabrikarbeiter in derselben sei, für deren Ruhe er nicht einstehen könne. Dieser Rath wurde befolgt; wir traten zu den weiteren Verhandlungen in ein Haus, woselbst die 10,000 Franks in gutem Golde in Empfang genommen wurden, und nachdem wir noch ein paar Flaschen Wein getrunken, die ausgelieferten Verwundeten auf Wagen fortgeschafft hatten, wurde mit Einbruch der Dämmerung der Rückweg angetreten. Noch weitere zwei Meilen hatten wir bis ins Quartier zu marschiren, wohin wir von unserer Expedition zwar müde, aber wohlgemuth gegen 8 Uhr Abends zurückkehrten. Am folgenden Tage rückten gegen 10,000 Mann Infanterie, Kavalerie und Artillerie unter General v. Blumenthal in Troyes ein, und

da haben wir wohl Alle uns nicht nur die ganze Stadt, an deren Eingang wir Tags zuvor noch zurückbleiben mußten, im Innern besehen, sondern auch in ihren schönen Hotels uns gehörig verpflegen lassen.

Literarisches.

* „Vom Kriegsschauplatz." Vor uns liegen jetzt 26 Nummern dieser trefflichen, bei Eduard Hallberger in Stuttgart erscheinenden Kriegszeitung, welche je mehr und mehr unser lebhaftestes Interesse gefesselt hält. Denn wenn es nicht verkannt werden kann, daß ein derartiges Unternehmen, durch den urplötzlich hereingebrochenen Krieg hervorgerufen, und mit dessen sich unaufhaltsam drängenden Ereignissen Schritt haltend, anfangs mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so muß gerade deßhalb den von Nummer zu Nummer immer schöner und vollkommener sich gestaltenden Leistungen dieser Kriegszeitung die höchste Anerkennung gezollt werden. Die Redaktion hat in immer wirksamerer Weise dafür Sorge getragen, daß wir sowohl im Texte, als in der reichen Fülle der Illustrationen ein anschauliches Bild des großen Weltdramas erhalten, dessen Abschluß gegen alle Vermuthung noch immer in ungewisse Ferne gerückt zu sein scheint. Deßhalb begrüßen wir die Ankündigung, durch welche die Verlagshandlung das Erscheinen einer dritten Serie des Blattes in Aussicht stellt, mit eben so großer Freude, als sie gewiß von den vielen Lesern desselben begrüßt werden wird. Große, bedeutungsvolle Ereignisse stehen noch bevor, und wir finden es in der Ordnung, daß die Kriegszeitung nicht jetzt schon abschließt, sondern in der bisherigen, so außerordentlich erfolgreichen Weise ihre Aufgabe, ein getreues Bild des ganzen Krieges, bis zu seinem Ende darzustellen, erfüllt.

Mannigfaltiges.

(Vorposten-Humor.) Der Premier-Lieutenant ... vom 46. Infanterie-Regiment schrieb kürzlich nach Posen: Ich hatte die Vorposten bezogen. Der Mont Valerien brummte wie gewöhnlich. Mitten im Gespräche mit einem Kameraden schlug eine Granate dicht neben uns ein. Wir warfen uns sofort platt auf die Erde, während der unhöfliche Gruß des alten „Brummbären" in sehr fataler Nähe in der Erde wühlte, — und endlich doch nicht krepirte. Ich hatte meine Cigarre ruhig weitergeraucht. Mein Kamerad aber war sehr nachdenklich geworden, daß es mich befremdete. Plötzlich recitirte er mit Pathos:

Die Granate brummt' im Sande,
Und wir lauschten den Akkorden;
Doch sie fühlt' sich nicht im Stande,
Einen Menschen zu ermorden.

(Eine ergötzliche Verwechslung.) Ein Hamburger Kaufmann, Inhaber eines großen Modewaarengeschäfts, erstattete vor einigen Tagen seinem in London sich augenblicklich aufhaltenden Kompagnon Bericht über den Gang des Geschäfts. Beim Abfassen des Briefes lief die Nachricht von der Einnahme Orleans ein und der Briefsteller führte in aller Eile am Schlusse des Briefes die Worte an: „Orleans soeben gänzlich geräumt." Der Empfänger des Schreibens, die Stadt Orleans mit dem Stoff gleichen Namens verwechselnd, telegraphirt sofort wieder zurück: „Sieben Ballen Orleans unterwegs."

(Ein Wortspiel von Lessing.) Dieser saß mit einigen Damen am Tische und bemerkte, daß ein gegenübersitzender Herr sich sehr unhöflich in halber Dreschermanier mit beiden Ellenbogen auf den Tisch legte. — „Sie scheinen ein herrlicher Gesellschafter zu sein," sagte Lessing, sich zu ihm wendend. — „Wie so?" versetzte der Gefragte, „kennen Sie mich?" — „Das nicht," meinte Lessing; „aber ich glaube zu bemerken, daß Sie überall sehr gut aufgelegt sein können."

Landwirthschaftliches.

(Hasen von den Kohlfedern zu verscheuchen.) Will man diese oft lästigen Gäste mit einem Male los sein, so braucht man nur die Stäbe, an denen Würste getrocknet wurden, in den Kohlreihen an verschiedenen Stellen aufzustecken. Der Geruch hiervon ist den Hasen so zuwider, daß sie solche Gärten oder Felder sogleich meiden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Freitag, 30. Dezember 1870.

Auf Feldwache vor Paris.

Gedichtet im Bivouak.

Rings finstre Nacht, die Sterne leuchten spärlich,
Hoch dort im Norden dräuts mit Schnee und Regen;
Und feucht und kalt erhebt die Windsbraut sich,
Des Sommers letzte Reste wegzufegen.

Mir dient die nackte Erde heut zum Pfühle,
Kein Schlaf darf mir das müde Auge schließen;
Denn ich bin Wächter für so manche Tausend,
Die der ersehnten Ruhe jetzt genießen.

Ich wach allein, denn meine braven Krieger
Sind eingenickt im Sitzen oder Liegen
Und träumen ahnungslos der Zukunft jetzt entgegen,
Die für so Manchen dunkel sich wird fügen.

Schlaft nur, ich weiß, ein kurzes Säbelklirren,
Ein leiser Ruf! Ihr steht, die Hand am Schwerte,
Bereit, den Feind so würdig zu empfangen,
Wie's keine besser thaten auf der Erde.

Dort drüben liegt die Stadt, und tausend Lichter
Die spiegeln blutig sich am Firmamente,
Ein Schwirren und ein Summen tönt herüber,
Ein dumpfes schaurig Grollen ohne Ende.

Da trägt mein Geist mich weit weg zu den Lieben —
Mir ist's als weilt ich in den trauten Kreisen,
Vergeß des Augenblickes wild Gebieten
Und lausch' dem Klange fast entwöhnter Weisen. —

Ich denk' an Sie, die ich so treu geliebet,
Die nie errang mein heiß sehnsüchtig Drängen,
An einen Brautkranz, der im Winde flattert,
An dem verwelkte Blüth' und Knospen hängen. —

Mich faßt der Schmerz und eine Thräne rinnet
Vom Weh erpreßt um ein verfehltes Leben —
Was mir des Schicksals rauhe Hand genommen,
Das kann kein Glanz, das kann kein Ruhm mir geben.

Ihr Eltern lieb', Gott segne Euch die Jahre,
Und schenk' mir Zeit, daß meine Thaten sagen,
Wie ich Euch dankbar bin für so viel Liebe,
Wie ich Euch will auf meinen Händen tragen.
Ich träum' von Heimath jetzt von Lieb und Leben,
Indem vielleicht die Kugel schon geladen,
Die zu den blassen Schläfern mich entsendet,
Vielleicht zum Krüppel macht, wenn's gut gerathen.
Da horch, ein Schuß! noch einer — wieder einer;
Auf, Schläfer! auf aus Euren süßen Träumen!
Entfliehet ihr weichherzigen Gedanken,
Es ruft die Pflicht! Kommt, laßt uns auch nicht säumen!

Ein Stiergefecht auf der Insel Madagaskar.

(Tagebuchsskizze.)

Nicht Spanien allein ist das Land der Stiergefechte, jener blutigen Schauspiele, welche unsere humane Zeit noch gerade in Acht und Bann zu thun begonnen hat; auf der ostafrikanischen Insel Madagaskar gehören sie ebenfalls zu den Belustigungen des Volks. —

Ich hatte Gelegenheit, einem Stiergefechte in Mazangai beizuwohnen, nachdem mir von früherer Zeit her die spanischen nicht unbekannt waren. Ueber letztere würde ein Madagasse mitleidig lächeln, so ganz furchtbar anders ist bei ihm der Kampf.

Man kann sich nicht leicht etwas großartiger Wildes, grauenhaft Schöneres vorstellen. Da gibt es für den Toreador keinen Schlupfwinkel, wohin er sich nöthigenfalls vor der Wuth seines Feindes retten kann, und kampflustig genug sind auch die madagassischen Stiere, um nicht erst wie die spanischen durch rothe Tücher gereizt werden zu müssen. —

Der erste und beste Madagasse, mit einem Wurfspieß und einem kurzen Beile bewaffnet, trat

hervor und näherte sich schnell einer Heerde wilder Stiere, deren drohende Hörner und von Zorn geschwollene Nasenlöcher, die Lust zum Kampfe verriethen. — Das Auge des Madagassen suchte einige Augenblicke wählend unter den Thieren, bis er dasjenige, das ihm das stärkste und bösartigste schien, herausgefunden hatte. —

Dann schleuderte der madagassische Toreador seinen Wurfspieß mit fester Hand auf den Feind und das Gefecht begann. Nach kurzem Besinnen stürzte der verwundete Stier auf seinen Angreifer, der, da sein Wurfspieß in den Weichen des Thieres sitzen geblieben, schon zur Hälfte entwaffnet war. Der Stier suchte schmerzlich brüllend seinen Gegner nach allen Seiten hin und wurde nur noch wüthender, als er statt diesen zu fassen, mit seinen Hörnern immer nur in die leere Luft stieß. Mit freudestrahlendem Auge und lächelndem Munde schlüpfte der behende Madagasse fortwährend rechts und links an den Seiten des Stiers vorüber, der durch diese muthwilligen Neckereien immer erboßter wurde. Bisweilen, wenn das grimmige Thier seinen Kopf zum furchtbaren Stoße senkte, glaubte ich den Madagassen unrettbar verloren. In demselben Augenblick aber setzte er seinen Fuß auf die breite Stirn des Thieres, und flog dann mit einem fünfzehn Fuß hohen Sprung über dasselbe weg, um leicht wie ein Tiger wieder auf die Füße stehen zu kommen. Nach und nach erhitzte sich jedoch der Toreador an dem wagehalsigen Spiel und kein Lächeln umspielte mehr seinen Mund. Seine Blicke nahmen einen wildern Ausdruck an, seine Muskeln schwollen strammer und ernstlicher begann der Kampf. Schnell und immer schneller umkreiste er den Stier, sein blankes Beil, das im Sonnenscheine ringsum Blitze warf, hoch in die Luft schwingend. Allmälich wurden die Kreise, die er beschrieb, enger und endlich, als er den rechten Momente gekommen glaubte, stürzte er sich mit einem heisern Geschrei rasch auf seinen furchtbaren Feind, der plötzlich schwankte und wie vom Blitz getroffen hinstürzte. Der Madagasse hatte ihm mit einem Hiebe die Gelenke der beiden Hinterfüße durchhauen. — Es gewährte einen traurigen Anblick, wie jetzt das arme Thier, das eben erst noch so fürchterlich schön in seiner Wuth war, sich, eine lange Blutspur hinterlassend, mühsam fortschleppte und in ein klägliches, weithin hallendes Gestöhn ausbrach. Der Madagasse vervollständigte schnell seinen Sieg, indem er mit einem letzten Beilhiebe seinem Opfer den Kopf spaltete.

Einige dreißig Stiere wurden so auf die verschiedenste Art erlegt, und ich hoffte schon, dieses blutige Schauspiel, das mir, als bloßen Zuschauer, der an der Aufregung und Gefahr des Kampfes keinen Theil hatte, schließlich widerwärtig geworden war, beendigt, als ich plötzlich eine junge und sehr hübsche, höchstens sechszehnjährige Madagassin hervortreten sah, die ihrerseits den Kampf versuchen wollte. Ein Madagasse, vermuthlich ihr Geliebter oder Mann, begleitete sie. —

Peinlich ergriff es mich bei dieser Scene, auf die ich nicht gefaßt gewesen. —

Nachdem sich das junge Mädchen unter den Stieren einen Gegner herausgewählt, schleuderte es fröhlich jauchzend den Wurfspieß auf ihn ab. Der Stier, mitten in die Brust getroffen, stieß ein wüthendes Geheul aus und stürzte sich in mächtigen Sprüngen auf seine stolze und hübsche Feindin. Diese ließ sich von diesem Angriff, auf den sie gefaßt sein mußte, nicht außer Fassung bringen, und schwebte leicht und anmuthig um das zornig schnaubende Ungeheuer.

Dieses gefährliche Geplänkel, das mir das Herz zusammenschnürte, dauerte ziemlich lang. Durch einige ermuthigende oder vorwurfsvolle Worte, welche der Geliebte fallen ließ, angeregt, griff endlich die junge Madagassin mit hocherhobenem Beile unerschrocken den Stier an. Allein mochte ihr nun in diesem verhängnißvollen Augenblicke der Muth wanken, oder gebrach es ihr an Erfahrung, oder versah sie sich sonst wie, genug — ihr flüchtig blitzendes Beil verletzte nur leicht den nervigen Hals des riesigen Thieres.

Eine grauenvolle Scene folgte nun. —

Bevor noch das Mädchen dem neuen Angriff ihres Feindes ausweichen konnte, hatte es derselbe schon mit seinen spitzen Hörnern gepackt und schleuderte es über dreißig Fuß hoch in die Luft. Zweimal fing der wüthende Stier das arme Kind mit seinen Hörnern auf, und immer wieder warf er es zornknirschend in die Luft zurück. —

Voller Entsetzen wandte ich mich von dem gräßlichen Anblick ab, während die Eingeborenen in rasende Beifallsbezeugungen ausbrachen.

Der Madagasse, welcher während des ganzen Kampfes das junge Mädchen begleitet und angefeuert hatte, zögerte nicht, sie zu rächen, indem er den Stier tödtete. — Er machte jedoch, was übrigens leider auch ganz überflüssig gewesen wäre, nach seinem Siege keinen Versuch, um dem armen Kinde Hilfe zu leisten, sondern zuckte, als er an der Leiche desselben vorüberging, halb mitleidig, halb verächtlich die Achseln, wie wenn er ihr noch Ungeschicklichkeit vorwerfen wollte. —

Digitized by Google

Dann ſetzte er ruhig ſeinen Weg fort, ohne ein einziges Mal den Kopf zu wenden, ohne einen letzten Blick, ein letztes Wort derjenigen zu ſchenken, die er vielleicht im Leben geliebt hatte und on deren Tod er ſicherlich die Schuld trug.

Der Tintenkler.

Hauswirthſchaftliche Skizze von Kart Ruß.

Das große Tintenfaß iſt umgefallen und der ſchwarze Inhalt hot ſich über die Stubendielen ergoſſen.

Um die Tinte wieder zu entfernen, wiſchen wir die ſchwarze Flüſſigkeit mit einem noſſen Tuche, mit Löſchpopier oder Sand möglichſt fort, dann gießen wir heißes Woſſer über den Fleck und nun Solzſäure dorouf. Bold ſehen wir, daß die dunkle Färbung ſich lichtet, und wir können in der That den Fleck ohne große Mühe vermittelſt eines Scheuertuchs und mit etwas feinem Stubenſond vollſtändig herous ſcheuern. Sollte die Färbung der Diele hartnäckig ſein, ſo nehmen wir lieber engliſche Schwefelſäure, verdünnen dieſe mit drei Gewichstheilen Waſſer, laſſen ſie eine Zeit lang auf die Stelle einwirken, worouf der Fleck ſich zweifellos herausſcheuern läßt. In beiden Fällen wäſcht mon die Diele noch mit einer verdünnten Auflöſung von Soda nach.

Beide Säuren ſind vom Droguiſten oder ous der Apotheke zu koufen; mit beiden dorf man aber die Kleidungsſtücke nicht in Berührung bringen, weil ſie rothe Flecke verurſachen und dos Zeug zerfreſſen. Beſeuchtet mon einen ſolchen Säurefleck, ſo longe er noch roth iſt, mit Salmiokgeiſt oder Potaſchen-Auflöſung und wäſcht die Stelle mit reinem Woſſer, ſo kann mon der Zerſtörung meiſtens noch vorbeugen.

Sind die mit Tinte übergoſſenen Dielen mit Oel, Oelfarbe oder Firniß geſtrichen, ſo genügt meiſtens bloſes Abwoſchen mit wormem Woſſer, ſo longe der Fleck noch friſch iſt; ſobold er jedoch olt geworden, iſt die Behandlung mit Säure ebenfalls nothwendig, um die Färbung vollſtändig zu entfernen.

Um die Tintenflecke ous Leinen und Baumwollzeugen zu entfernen, gibt es zohlreiche Mittel, und ſo longe die Flecke friſch ſind, iſt es durchaus nicht ſchwer, ſie zu vertilgen. Dos bekannteſte Hausmittel zum Herausbringen von Dintenflecken iſt das Kleeſaiz. Man ſetzt ein zinnernes Gefäß mit Woſſer gefüllt in ein ſogenanntes „Woſſerbad," d. h. man bettet es auf eine Unterlage von Stroh (Strohkranz) oder Popier ſo in eine Koſſerole mit ſiedendem Woſſer, doß es weder den Boden noch die Wände deſſelben unmittelbor berührt. Hierdurch erreicht man, doß erſtens die Flüſſigkeit in dem zinnernen Gefäße niemols höher ols bis auf einen gonz beſtimmten Hitzegrob ſteigen konn und daß zweitens die zinnernen Wände niemals in Geſohr gerothen, zu ſchmelzen, wos über freiem Feuer nur zu leicht vorkommen kann.

In dem Waſſer des zinnernen Gefäßes löst man nun Kleeſolz oder Oxolium ouf, taucht die Tintenflecke hinein, reibt ſie einige Minuten und wäſcht ſie ſchnell mit reinem Waſſer tüchtig ous. Dieſes Verfohren hot aber mehrere Nachtheile. Zunächſt iſt das Kleeſolz ſehr giftig und konn leicht Unglücksfälle onrichten, und ſodann greift es auch die Gewebe ſehr an, konn ſie leicht mürbe mochen oder völlig zerſtören.

Gewöhnliche Galläpfeldinte, wenn die Flecken nicht ſchon zu olt ſind, entfernt mon ſehr ſicher ous oller Wäſche in folgender Weiſe: Die befleckte Stelle wird in einen flachen Porzellanteller in Woſſer getoucht, donn Solzſäure dorauf getröpfelt und mit onderm reinem Woſſer ſchnell ousgewaſchen. Das wiederholt mon ſo oft, bis die Flecken verſchwunden ſind. Zu beachten iſt ober, daß mon die Salzſäure nicht unmittelbar ouf dos Zeug tröpfeln und ouch nicht zu longe einwirken laſſe, weil ſonſt die Foſer nur zu leicht zerſtört wird.

Sind die Galläpfeltinten-Flecken bereits ſehr alt geworden oder iſt noch der Behandlung mit Salzſäure eine gelbliche, röthliche oder bräunliche Färbung zurückgeblieben, ſo weicht man das Zeug in eine Flüſſigkeit, welche aus Solzſäure zu zwei Theilen und deſtilirtem Woſſer zu ſechszehn Theilen gemiſcht iſt, eine holbe Stunde hindurch ein, wäſcht es dann in reinem Waſſer ſorgfältig aus und begießt die noch feuchten Flecken mit Schwefel-Ammonium, welches mon mit gleichem Theile deſtilirten Woſſers verdünnt hot. Dieſes Mittel läßt man 5 bis 10 Minuten einwirken, ſpült dos Zeug in reinem Woſſer ous, begießt die Flecken wiederum mit der verdünnten Salzſäure und wäſcht ſie nochmals mit reinem Waſſer ſorgfältig ous. Auch die hortnäckigſten Tinten-, ſowie in gleicher Weiſe olle Eiſen- und Roſtflecken ſind in dieſer Weiſe ganz ſicher zu entfernen. Zu beachten iſt aber wiederum, daß man dos Begießen mit dem Schwefel-Ammonium, weiches in der Apotheke gekouft wird, ſeines äußerſt üblen Geruches wegen unter freiem Himmel vernehmen muß.

Bestehen die Flecken in Alizarin-Tinte, so entfernt man sie mit Weinsäure und zwar ebensowohl, wenn sie schon veraltet, als wenn sie noch frisch sind. Ein Fleck von Alizarin-Tinte, welcher sogar schon mehrere Wäschen überdauert und von der Hausfrau mit Resignation als unvertilgbar angesehen wird, ist mit Leichtigkeit zu entfernen. Man weicht das Zeug in reines Wasser ein, ringt es wieder stark aus, bestreut den feuchten Fleck reichlich mit Weinsäurepulver und reibt dasselbe tüchtig ein. Nach einigen Minuten tröpfelt man noch ein wenig Wasser darauf und wäscht es schließlich mit vielem Wasser sorgfältig aus. Nach dem Einwirken der trockenen Weinsäure verschwindet der Fleck fast regelmäßig sogleich, zuweilen kommt er aber bei dem Auswaschen auch wieder hervor. Man begießt ihn dann mit recht starkem Fleckwasser oder Eau de Javelle und wäscht dieses wieder mit Wasser heraus. Der Fleck ist dann spurlos verschwunden.

Das herabgeworfene Tintenfaß ist aber auch auf ein Schriftstück gefallen und dies hat einen großen Klex bekommen.

Mit sauberem Sand oder Löschpapier suchen wir zuerst die Dinte so viel als möglich zu entfernen, dann lassen wir in der Apotheke uns eine konzentrirte Auflösung von Zinnsalz in Alkohol oder stärkstem Weingeist machen. Hiermit befeuchten wir den Dintenklex, spülen nach einigen Minuten mit reinem Wasser ab und wiederholen dies so oft, bis auch die letzte dunkle Färbung entfernt ist. Mit Hilfe dieses Mittels lassen sich ebensowohl alte Tintenflecken, als auch frische aus Papier bringen, während man dagegen erfahren hat, daß eine Auflösung von Zinnsalz in Wasser, und sei sie auch noch so konzentrirt, ja werde sie sogar kochend angewandt, die meisten hartnäckigen Tintenflecken weder aus dem Papier noch aus den Zeugen fortzubringen vermag. Die Auflösung von Zinnsalz in Alkohol ist dagegen ebenso auch für die Entfernung von Tintenflecken aus Zeugen mit Erfolg zu gebrauchen. Das Papier muß nach der Behandlung selbstverständlich wieder gummirt und geglättet werden.

Lebensphilosophie.

Die lieblich thun mit Allen will,
Die macht es Jedem schlecht;
Die Tausenden gefallen will,
Gefällt nicht Einem recht.

* Aus der Ferne.

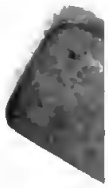
(Auch ein Sylvesterabend-Gedanke)

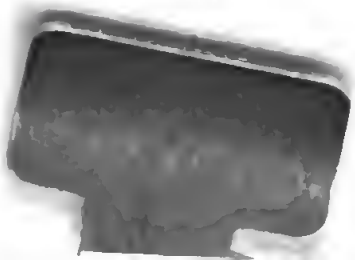
Motto: Behüt' dich Gott, es wäre so schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Mädchen, ahnst du wohl, aus wessen Herzen
Dieses Blatt den letzten Gruß dir bringt?
Ahnst du wohl, wer, tiefgebeugt von Schmerzen,
Dir von seines Glückes Schiffbruch singt?
Rufe wach dir deiner Liebe Zeiten,
Träume nochmals deiner Jugend Glück,
Zaub're nochmals sie hervor, die Freuden,
Zaub're jenes Paradies zurück!
Alles dies hat deine Hand vernichtet,
Du verstießest, du vergaßest mich;
Wenn mein Geist zu jener Zeit sich flüchtet,
Muß ich weinen bitterlich.
Jenen Stunden weih' ich diese Klage
Da mich deine Liebe reich gemacht;
Ach! es waren lichte Sonnentage
Und noch ferne, ferne lag die Nacht.
Ja, in jenen wunderbaren Zeiten
Habe ich der Götter Glück gefühlt;
Die Erinn'rung jetzt an jene Freuden
Ist ein süßer Schmerz, der ewig wühlt.
Ich ging aus, um Liebe mir zu suchen,
Bei der Heimkehr fand ich mich betrübt;
Und doch kann ich nicht der Stunde fluchen,
Denn ich hab' dich heiß geliebt.
Jene Schwüre, die du mir gegeben,
Waren eitel, waren leerer Schall;
Doch ich glaubte ihnen und im Leben
Folgte mir dein Bildniß überall.
Nun, da du mir's aus der Brust gerissen,
Hast du kalt dein eigen Werk zerstört,
Schonungslos, obgleich du mochtest wissen,
Daß du mir den Frieden auch verwehrt.
Auf die Trümmer meiner schönsten Stunden,
Meiner Liebe richtet sich mein Blick,
Du hast's so gewollt, sie ist entschwunden,
Kehrt wohl nimmermehr zurück.
Lebet wohl, ihr schönen Jugendträume,
Lebet wohl, ihr Bilder schöner Zeit!
Lebet wohl, ihr glückerfüllten Räume,
Schöne, liebliche Vergangenheit!
Treue Liebe glaubte ich zu halten,
Eine Wolke blieb mir in der Hand,
Und mit all den eitlen Traumgestalten
Hat auch meine Ruhe sich gewandt.
Lebe wohl, du einst so heiß Geliebte!
Ich — verzeihe dir dein streng Gericht;
Klagen kann mein Herz, das sehr betrübte,
Dich vergessen kann es nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN





Digitized by Google